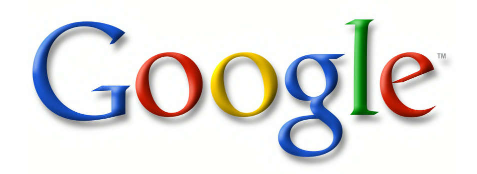
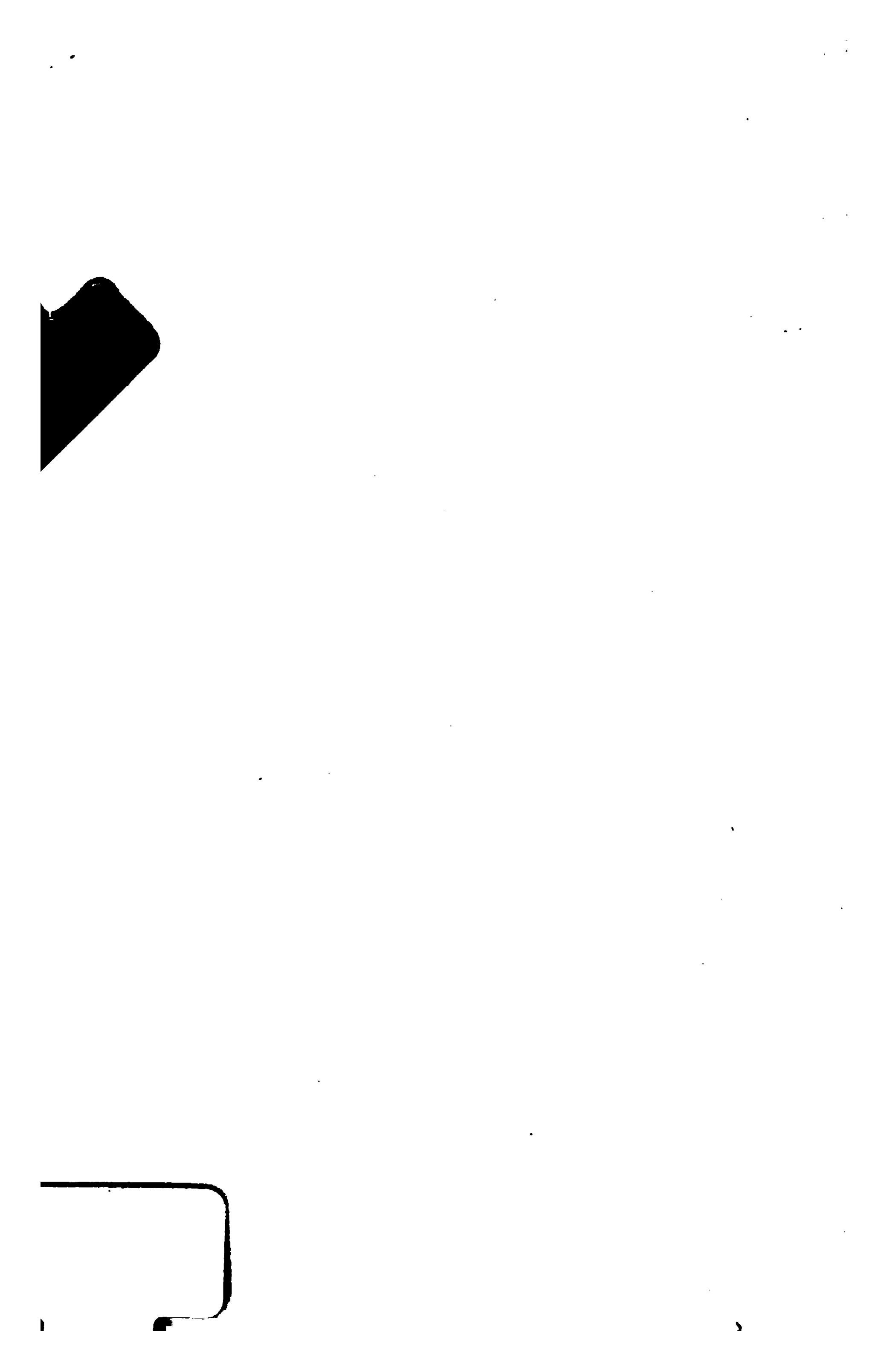






Jahrbücher der Literatur.

Ein und achtzigster Band.

1838.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ein und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXI.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1838.

Art. I. Uebersicht von zwanzig Reisen in die Türkey (Schluß).

In Syrien folgen wir zuerst vergnügt und belehrt Hrn. Poujoulat in dem siebenten Bande der Correspondance d'Orient, welcher die im vorigen Jahrgange angezeigten sechs Bände vervollständigt. Wir beginnen mit Cilicien, von welchem das Sandschak Adana der Statthalterschaft Mohammed Ali's zugeschlagen ist. Die Stadt liegt am Sihan, dem Sarus der Alten, welcher in den Bergen von Kormus bey Kaißarije entspringt, und wie der Cydnus (heute Kökßu) und der Pyramus (heute Dschihan) dem Meere zueilt. Hr. P. verfolgt den Marsch Tankred's von Adana nach Malmistra (heute Maßißa, ehemals Mopsuestia); er kam Baghras (Pagrae), Beilan (Pictanus) und Bajas [1]) (Issus) vorbey, und bemüht sich, die Lage der drey Schlösser Turbessel, Ravenel und Hatab, welche Balduin einnahm, ehe er die armenische Deputation von Orfa empfing, zu bestimmen. Die beyden ersten finden sich im Dschihannuma als Telbaschir und Rawendan; Maresi ist das heutige Meraasch, worüber der englische Consul, Hr. Brant, noch jüngst in dem Journale der brittischen geographischen Gesellschaft Nachrichten gegeben, und unter andern der bisher nur aus Ewlia und Dschihannuma bekannten schönen Gegend bey Malatia Espusi [2]) erwähnt. Ueber Tarsus theilt Hr. P. einen Brief des dortigen französischen Consuls, Hrn. Dizaut's, mit, welcher den Marsch der Kreuzfahrer durch den Paß Gelek Bogas erläutert.

»Eine halbe Stunde von Tarsus ist ein Gebäude, dessen kein Reisender noch erwähnt hat, und welches mit den ältesten Denkmalen der Erde in die Reihe treten kann; es ist ein längliches, offenes Viereck, durch dicke und hohe Mauern gebildet, welche an den beyden Enden mit zwey ungeheuren Steinmassen ausgefüllt sind; alles macht glauben, daß diese zwey Massen hohl sind, und daß sie Gemächer enthalten. — Ein Reisender, der lange Erserum bewohnt, hat mich versichert, daß dieses Denkmal denselben Charakter an sich trage, wie mehrere andere, welche er in den benachbarten persischen Provinzen zu sehen Gelegenheit hatte, und daß ihn alles zur Meinung bestimme, daß es ein assyrisches Grab sey.«

---

[1]) Hr. P. vermengt Bajas (Issus) mit Ajas (Agae), indem er sagt: Pajas ou Aïas (l'ancienne Issus).

[2]) Im XIV. Bande dieser Jahrbücher S. 47: Uspusi.

Es wundert uns, daß Hr. P. nach dieser Angabe nicht auf die Vermuthung gerathen, daß dieses von keinem Reisenden beschriebene Gebäude das Grabmal Sardanapal's sey. Ueber die taurischen Pässe und Gebirgsketten gibt der von den Herren Cadalvene und Barrault beschriebene Feldzug Ibrahimpascha's schätzbare Nachrichten.

La chaîne de montagnes, à laquelle ce défilé donne aussi son nom et que l'antiquité appelait Amanus; s'articule au Nord-est avec le Taurus et se termine par deux rameaux, dont l'un, au Sud-ouest, forme le cap *Ras-el-Kansir*, el l'autre, au Sud-est, s'abaisse dans la plaine d'Antioche. Du Taurus au Ras-el-Kansir, elle encadre, par un coude fortement prononcé, le golfe d'Alexandrette. C'est un rempart entre la Caramanie et la Syrie. Ses cimes atteignent par intervalle à cinq mille pieds au-dessus du niveau de la mer, sont couvertes de neige une partie de l'année, et ne permettent que quelques sentiers pour les piétons. En deux endroits seulement, elle livre le passage par deux Pyles jadis renommées, les *Pyles amaniques* et les *Pyles syriennes;* les premières, vers le point de rattachement de l'Amanus au Taurus, les secondes, à la hauteur de Payas, non loin du champ de bataille d'Issus. Quant au défilé de Beylan, il parait n'avoir eu autrefois aucune célébrité, quoiqu'il soit aujourd'hui la grande route des caravanes: les Portes ont été comme abandonnées et cette sorte de brèche est devenue le chemin le plus fréquenté (p. 203).

Ibrahimpascha kam des entgegengesetzten Weges, welchen Hr. P. zog. Das Werk, welches diesen Feldzug beschreibt, ist seinem Inhalte nach größtentheils ein militärisches und politisches, und in dieser Hinsicht als verläßliche Geschichtsquelle sehr empfehlenswerth, gewährt aber auch für die Geographie, wie schon die ausgehobene Stelle beweist, nützliche Ausbeute. Treffliche Belege in militärischer Hinsicht sind die im Anhange gelieferten offiziellen Berichte, die Pläne von Akka, der Schlachten von Homß (Himß), Beilan und Konia, und die Karte des ganzen Kriegsschauplatzes. Wir begeben uns nun mit Herrn Poujoulat nach Antiochien, dessen Belagerung der Kreuzfahrer er auf dem Grunde und aus dem Grunde studirt hat. Unerhebliche Irrthümer haben nur in dem Mangel arabischer Sprachkunde ihren Grund, so z. B. heißt der mons Pierius auf arabisch nicht Gebel-el-Kerad, wie Hr. P. irrig gehört, sondern Dschebel ol-Ekrad, wie schon aus dem Namen des Kurdenschlosses Hoßnol-Ekrad zur Genüge ersichtlich; so ist auch

S. 116 der arabische Biographe Jafii irrig angeführt, indem das von Hrn. Rainaud unter diesem Titel citirte Werk keineswegs Jafii ist [1]). In Betreff der Thore Antiochiens wäre es der Mühe werth gewesen, die heutigen Namen derselben mit den im Dschihannuma (S. 595) gegebenen zu vergleichen. Aus demselben wäre auch (S 597) leicht die richtige Schreibart des Schlosses Harenc als Harim [2]) herzustellen gewesen. Das Mädchenschloß (Kis oder Kisler Kalaasi, nicht Kizliz-Kaleci), welches Hr. P. für dasselbe mit Harim hält, ist ein anderes. Hr. P. besuchte das Schlachtfeld der eisernen Brücke (Dschisrol-hadid), welche am Ausgange der weiten Ebene Umk; der See von Antiochien heißt Bahrol-ebjadh, d. i. das weiße Meer. Hr. P. gibt das ihm mitgetheilte Tagebuch eines arabischen Christen von Latakia nach Haleb. Dschisr Schoghr, auf dem linken Ufer des Orontes, steht auf der Stelle des alten Seleuco Belus, und Riha ist das Rugia der Kreuzfahrer; das Dorf Marteman hat seinen üblen Ruf der Gastfreundschaft, welche Weiber und Töchter den Fremden preis gab, verloren, aber der Name desselben ist für den Philologen und Geographen noch immer interessant, weil nach demselben das grüne Porzellain (Martabani) genannt wird; der Reisebeschreiber Ewlia erzählt, daß vormals hier eine solche Fabrik bestanden, deren Arbeiter aber, so wie die Schwertfeger der damaskischen Klingen, von Timur weggeschleppt wurden. Latakia (Laodicea) hat für den Philologen und Geschichtsliebhaber, als die Residenz Cicero's, während er Statthalter in Cilicien war, klassisches Interesse. Zwischen Antiochien und Suweidije, Seleucia, setzte Hr. P. über sieben kleine Flüsse, welche von den nördlichen Bergen in den Orontes strömen, und deren Namen also sich an die Centurie der im vorigen Jahrgange gegebenen Flußnamen anreiht, nämlich: 1) Nehr Oßavad (?); 2) Nehr Johanna, der Fluß des heiligen Johannes; 3) Nehr Morr, d. i. der bittere Fluß (nicht Emour); 4) Nehr Scheich Hosein; 5) Nehr Asseme? (la jolie rivière); 6) Nehreß ßaghir, der kleine Fluß, von den Türken Karatschai (nicht Hara-Chai), d. i. der schwarze Fluß genannt; 7) Nehr el-Kebir, d. i. der große Fluß. Der Name des schwarzen Flusses rührt vermuthlich von dem Gebirge her, aus dem er entspringt, welches bey Wilhelm von Tyrus die schwarzen Berge, heute aber der rothe Berg (Dschebel el-Hamr) heißt. Hr. P. verlegt die Lage

---

[1]) LII. Bd. S. 19. [2]) حارم

des alten Daphnes, welches zwey Stunden westlich von Antiochien lag, nach Duweir, wo Wasser im Ueberflusse; Suweidije besteht aus fünf Dörfern (bourgades), deren jedes einen anderen Namen hat, nämlich Zetounié, Lauchié, Isdéidé, Mourivoun, Mechera-ié.

Ueber Haleb und Himß geben die Herren Cadalvene und Barrault Auskunft; sie entwerfen die Schilderung des blühenden vormaligen Zustandes der ersten Stadt:

Bâtie du sol crayeux qui l'environne et assise aux bords même du désert, Alep n'avoit point la physionomie de *Damas la Brune*; elle était appelée *Alep la Blanchâtre*. Peut-être, de ces deux capitales de la Syrie, celle-là ressemblait-elle davantage au Caire et celle-ci à Stamboul.

Eben so wird Himß beschrieben:

Assis sur la rive droite et à près d'une demi-lieue du lit de l'Oronte, Homs *(Emèse)* touche au dèsert dont la terre blanchâtre vient heurter la terre rougeâtre de ses environs. Ainsi que l'indique sa population, évaluée à huit à dix mille ames, sa situation commerciale lui a moins profité qu'à *Hamah*: il ètait plus intéressant comme position militaire. Des remparts passablement conservés que baigne en partie une dérivation du fleuve, une citadelle bàtie sur un monticule au sud de la ville, armée d'artillerie et facile à réparer, des approches coupées de jardins et de canaux permettaient à des troupes de s'y retrancher.

Himß liegt auf der gleichen Höhe mit Tripolis, wo das Gebirge des Libanon beginnt; Hr. P., welcher dasselbe schon in seinen früheren Briefen beschrieben, trägt hier Kunde über drey Punkte der Küste, nämlich Batrun (Botrys), Dschebail (Byblos) und Antura nach. Zwey Stunden nördlich vom ersten bezeichnet Oefi (Euphi) die Stätte des Schlosses Nephin der Kreuzfahrer. Byblos (im Mittelalter Gibelet) kömmt schon in Ezechiel vor; den Namen Antura erklärt Hr. P. als *Aintoura* (eau de rocher), Ainet-tur heißt aber, wie es geschrieben wird *), die Quelle des Stieres und nicht des Felsens; er gibt Nachricht von dem berühmten Kloster Antura's, welches ehemals die Jesuiten inne hatten, und von dem dortigen katholischen Frauenkloster; noch merkwürdiger als diese Klöster sind zu Ainweraka (Blattquell), im nördlichen Theile des Kesrewan, die vorzüglichsten Collegien

*) عين آلثور nicht عين آلطور, was die Quelle des Taurn heißt, und vielleicht hier für Felsen gemeint ist.

der Maroniten. Der Kesrewan genannte, ausschließlich von Maroniten, Griechen und katholischen Armeniern bewohnte Theil des Libanon wird östlich von Baalbek, westlich von Byblos begränzt, und bildet ein Viereck von zwölf Stunden, das mehr als hunderttausend Einwohner zählt. Hier ist das Vaterland des edlen Goldweins (vin d'or).

Forêts, paturages, prairies, mûriers, oliviers, arbres fruitiers, orangers, cannes à sucre, eaux abondantes, tous les dons de la nature, tous les bienfaits de Dieu se trouvent là, revêtus d'un caractère particulier de magnificence; ce coin de terre est cultivé avec une ardeur, avec un amour qui ressemble à de la religion.

Der nördliche Theil des Kesrewan heißt Gasir, der südliche Bekfadscha, von den gleichnamigen Orten. Wo der Kesrewan aufhört, beginnt südlich das Land Elschuf, das Gebiet der Drusen, unter denen aber auch Tausende von Maroniten zerstreut leben. Die Hauptstadt ist Deirol-kamr (Mondkloster), und die Sommerresidenz Emir Beschir's Beiteddin, d. i. das Haus der Religion, jenes durch die Vulgaraussprache in Deirol-kammar, dieses in Btedin oder Dpedin, und von einem dieser Reisenden gar in Ept-ed-Din verstümmelt. Die drey immer mit Schnee bedeckten Gipfel des Libanon sind der von Sanin, der ober den Cedern, und der höchste Dschebl ol-Scheich (der Hermon im Antilibanon).

Voilà les trois monts qui gardent dans tous les temps leur blanche couronne de frimas; les saisons qui se renouvellent, le soleil, les vents, les orages passent en vain sur leurs têtes neigeuses; l'herbe de la montagne, les fleurs, les feuilles et les arbres se flétrissent et tombent; les enfans du Liban meurent à leur tour comme l'herbe, les fleurs, les feuilles et les arbres, et la neige demeure éternellement sur ces sommets voisins des cieux.

Die Zahl der Bewohner des Libanon berechnet Hr. P auf vierthalbhunderttausend, die des Antilibanon auf 50—55,000; die Maroniten allein sind im Stande, 60,000 Männer unter die Waffen zu stellen. Die Ruinen von Fakra am Fuße des Schneegipfels Sanin, von welchen Hr. P. (S. 30) als von nie beschriebenen spricht, hat Richter schon vor zwanzig Jahren gesehen und beschrieben *); er besuchte auch Affa, welches Hr. P. Apheca nennt. Der von andern Reisenden nicht erwähnte See Liamoni soll, nach Hrn. P.'s Angabe, den Nehr Ibrahim, d. i. den Adonis, nähren. Sechs Stunden südöstlich von

*) Wallfahrten im Morgenlande, S. 100.

Tripolis ist Kanobin, die Residenz des Patriarchen der Maroniten, welchem ein Paar hundert im Libanon zerstreuter Klöster untergeben sind.

La plupart des monastères sont bâtis dans des lieux d'un aspect sévère; on aperçoit les uns suspendus aux bords d'un abîme ou placés sur des sommets qui paroissent à peine accessibles aux renards et aux chamois, les autres au milieu d'affreux rochers à côté d'un torrent ou d'une cascade mugissante; quelquefois aussi les couvens maronites ou grecs catholiques occupent des sites choisis où la nature étale ses plus pompeuses séductions.

Der Herzog von Ragusa, welcher über den Libanon nach Damaskus gegangen, ist nicht weniger als alle Reisenden von den Naturschönheiten und der Kultur desselben entzückt, und wiewohl seine Beschreibung keine poetische, wie die Lamartine's, so hat ihn doch, wie jenen, das Glockengetöne aus den verschiedenen Klöstern sehr lebendig ergriffen.

Pendant ce voyage dans le Liban, j'éprouvai d'une manière très-vive une sensation que je n'avais pas prévue, et dont je n'aurais pas deviné la puissance. Le bruit de cloches des monastères et des églises éclata tout à coup dans les airs, et vint retentir à mon oreille. Ce bruit, si souvent importun dans nos pays, a quelque chose de délicieux pour l'Européen qui l'entend dans ces montagnes. Ces sons argentins, qui s'élevaient vers le ciel et me rappelaient mon culte et ma patrie, ne pouvaient me trouver indifférent. Cet appel solennel fait à la prière agit sur tout être raisonnable et sensible, car il apporte avec lui le souvenir de ce que nous devons au créateur, et le sentiment du besoin que nous avons chaque jour de ses bienfaits.

Nirgends ist die Rückseite zugleich mehr eine Kehrseite (als das ganz Entgegengesetzte der Stirnseite), als die östliche Rückseite des Libanon:

C'est tout ce que l'on peut imaginer de plus triste, de plus brûlant, et de plus stérile; pas un ruisseau, pas une fontaine, pas une goutte d'eau; partout des montagnes âpres, d'une blancheur éclatante, qui réfléchissent les rayons d'un soleil dévorant.

Der Hr. Herzog von Ragusa gibt die Statistik der Klöster des Libanon. Die Klöster der Maroniten sind neun und funfzig, in drey Klassen untergetheilt: die erste 32 Klöster Libane, dem Unterrichte der Jugend geweiht, mit 8 Hospitien zur Bewirthung der Reisenden ihrer Congregation; die zweyte Klasse 4 Klöster Alepini mit 2 Hospitien; die dritte Klasse 16 Klöster

von der Congregation Isaias mit 4 Hospitien; dann noch vier Klöster von Mönchen Eremiten strengerer Regeln, und vierzehn Frauenklöster. Zu Baalbek bezieht sich der Herzog auf die Beschreibung Volney's, die in der Note gegeben wird. S. 312 wird eines, von keinem anderen Reisenden genannten Flusses Surgaja erwähnt, der, nach dem Eintritte in Cölosyrien sich mit dem von Zathne kommenden Flusse vereinigend, den Fluß Said bildet, der gegen das Meer strömt. Alles dieses scheinen verstümmelte Namen zu seyn, da nichts dergleichen aus anderen Reisebeschreibungen bekannt, und durch Cölosyrien kein anderer Fluß, als der Kasimije strömt, welcher den Leitani, und dieser den Fluß von Baalbek aufnimmt. Sollten vielleicht dieses die drey obgenannten Flüsse seyn? Bey Damaskus selbst wird nur des Barada (Baradi), aber keines seiner sieben Arme namentlich erwähnt. Ueber die Denkmale der sarazenischen Baukunst und die berühmte Moschee der Beni Omeije kein Wort; hingegen wird ein gedrängter Ueberblick des syrischen und kleinasiatischen Feldzugs Ibrahimpascha's, und im Anhange die politisch interessante Correspondenz gegeben, welche der Hr. Marschall vor dreyßig Jahren auf Napoleons Befehl mit dem französischen Botschafter zu Constantinopel unterhielt, um den Durchmarsch eines französischen Hülfscorps wider die Russen durch Bosnien und Servien zu bewerkstelligen, was aber von der Pforte abgelehnt ward. Das erste Drittel des folgenden Bandes des Hrn. Marschalls beschäftigt sich noch mit der Beschreibung von Syrien. Der beständige Rückblick auf den vor 38 Jahren unternommenen Feldzug Bonaparte's in Syrien und Aegypten verleiht der Reisebeschreibung des Hrn. Marschalls, außer dem geographischen, hohes historisches Interesse; er überblickt als Feldherr die Schlachtfelder am Jordan: das ober dem See Hule, wo Abraham die vier Könige, und Jonathas der Macchabäer das Heer des Demetrius Nikator in die Flucht schlug; wo die Könige von Jerusalem, Balduin II., III., IV., vom Sultane Moßuls und von Ssalaheddin geschlagen worden. Das Schlachtfeld von Nazareth, wo i. J. 1799 General Junot mit einer Handvoll Leute die Türken vom Vordringen abhielt. Ueber die Belagerung von Akka wird jedoch gar nichts Neues gesagt: von Sir Sidney Smith, welchem das Hauptverdienst der berühmten Vertheidigung und der ersten von Bonaparte erlittenen Schlappe gebührt, geschieht keine Erwähnung, und der berüchtigte Mord der Gefangenen von Jaffa ist ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Zu Nablus besuchte der Hr. Herzog eine samaritanische Familie, deren Oberhaupt Bücher von der Hand des Sohnes Aarons zu besitzen behauptet. Von den berühmten Brunnen er-

wähnt er des Brunnens, in welchen Joseph von den Brüdern geworfen, und zu Jerusalem des des Nehemias, in welchem während der babylonischen Gefangenschaft das heilige Feuer aufbewahrt ward. Ueber die Traurigkeit Jerusalems hat der Hr. Herzog nur Eine Stimme mit Lamartine, Chateaubriand und anderen Reisenden:

Mais si l'approche de Jérusalem fait éprouver ces profondes sensations, qu'elles sont plus grand encore celles qui naissent à l'aspect de la ville même! Toutes les misères humaines semblent y être accumulées. Une morne tristesse s'empare de l'esprit du voyageur; il ne peut sortir de la méditation et de la rêverie, dans lesquelles il tombe involontairement et qui l'absorbent. Il croit voir encore la main de Dieu s'appesantir sur cette malheureuse ville et la forcer de subir l'arrêt qui la condamna à vivre dans une agonie éternelle; il s'imagine être associé à son funeste sort, car il lui semble que l'air qu'il respire ne renferme plus l'élément de la vie. Oh! qu'ils aillent dans la Terre-Sainte, qu'ils entrent à Jérusalem, même avec une foi douteuse, ceux-là qui sont avides de nouvelles émotions; pour peu que leur imagination soit vive, et leur coeur droit et sincère, elles arriveront en foule à leur âme.

Ueber die sogenannten Gräber der Könige beruft sich Hr. Marschall Marmont auf Chateaubriand's Itinéraire, welcher bewiesen habe, daß dieselben von Herodes dem Tetrarchen für sich und seine Familie errichtet worden seyen; allein aus einer Stelle der zu Kairo im Druck erschienenen Lebensbeschreibung Mohammed's von Ibrahim aus Haleb erhellt, daß diese Gräber die der arabischen Könige von Ghasan gewesen:

Heil Dschofne's Söhnen! die beschenkt mit hohen Gaben
Den Grabort in der Näh' vom Grab' Maria's haben [1]).

Hr. Poujoulat gibt Nachricht von den Drusen, über deren heilige Schriften und Dogmen nächstens von Hrn. Silv. de Sacy ein ausführliches Werk zu erwarten steht. Von den Noßairi, über welche die Herren Dupont, Guys und de Sacy Licht verbreitet haben [2]), von den Ismaili, über welche, so wie über die Noßairi, der verstorbene Rousseau ein besonderes Me-

[1]) Die Abenteuer Dschebele's, des Sohnes Eihem's, des letzten Königs von Ghasan; in der österreichischen Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde 1836, Nr. 20.

[2]) Im Journal asiatique Bd. V. p. 100, Bd. IX. p. 306, Bd. X. p. 127 und 320.

moire [1]) geschrieben. Von den Mewali heißt es S. 344: le mot *motouali* veut dire sectateur d'Ali [2]); dieß ist ein Irrthum, da ihr Name ganz anders, nämlich Mewali [3]), geschrieben, die Sclaven bedeutet. Der Ursprung der Mewali ist im Dschihannuma S. 591 klar erzählt. Zu wundern ist's, daß noch kein französischer Reisebeschreiber und Orientalist diese Stelle kennt. Der Emir der Stadt Selemije, Hamd Ebn Nair, aus dem Stamme Ali Dschebbar (in die Zweige Hamd und Mohammed getheilt), hatten für geleistete Kriegsdienste vom Sultan Aegyptens goldenen Kopfschmuck und tausend Dukaten erhalten: vom ersten erhielt er den Namen Aburisch. d. i. der Vater des Golddrahts, vom zweyten kaufte er tausend Sclaven Mewali, welche die Ahnen der heutigen. Er erwähnt des drusischen Kultus des Kalbs, gibt aber nicht den Namen der Kelbije, d. i. der Hundesanbeter, unter denen aber nur die Verehrer des Kalbs (Kelb und Kalb sind augenscheinlich dasselbe Wort) gemeint zu seyn scheinen. Der Kelbije geschieht im Dschihannuma dreymal Erwähnung [4]); dasselbe erwähnt auch dreymal [5]) der Mewali, welche die Araber des Stammes Beni Risch. Die Familie Fachreddin's hieß Maan, nicht Mahn, die derselben gleichzeitige, aus welcher der heutige Emir Beschir heißt Schihab, nicht Chéab, und noch weniger Schebak, wie dasselbe Marschall Marmont schreibt. Das Dschihannuma [6]) gibt hierüber umständliche Auskunft. Zur Zeit Tahir's, des berühmten Scheichs der Drusen, dessen Name seit Volney und Savary von allen Reisebeschreibern in Daher verweichlicht wird, war, wie zur Zeit Fachreddin's, Ssafed die Hauptstadt Galiläa's, das heut zu Tage einerseits zwischen den zwey Mutesellimen von Ssafed und Nasareth, andrerseits zwischen den Agas von Dschenin und Taberije getheilt ist. Hr. P. beschreibt den Markt von Ssafedi:

»C'est un bizarre pêle-mêle des costumes le plus divers dont la vue est tout-à-fait curieuse pour un Européen; de

[1]) Mémoire sur les trois plus fameuses sectes du Musulmanisme, les Wahabis, les Nosairis et les Ismaélis. Paris 1818.

[2]) Mawali kann auch die Schutzgenossen und Freygelassenen, nie aber die dem Ali Angehörigen bedeuten.

[3]) موالى

[4]) S. 561, Z. 21; S. 559, Z. 13; S. 590, Z. 18.

[5]) S. 444, Z. 13; S. 591, Z. 23 und S. 597 l. Z.

[6]) S. 583.

[7]) ظاهر

motualis des confins de Sour, les bédouins du Ghor, et même les druses de l'Anti-Liban, y viennent en foule. Là un juif est à côté d'un cavalier arabe, un Turc brillant heurte un sauvage motuali, un *moucre* [1]) nazaréen fume le *chibouk* [2]) à côté d'un *okal* [3]) druse, et un riche marchand d'Acre près d'un fellah du Djolan. Les étoffes, les comestibles, les tentes, les cafés, le chevaux, les lances, les vendeurs, les acheteurs, les cris divers, la confusion des races, les nuages de poussière, l'effet du soleil sur cette foule en mouvement, tout cela forme un ensemble étrange, spectacle aussi neuf que surprenant (p. 376).

Zwischen Hittin, wo Hr. P. das berühmte Schlachtfeld besuchte, und den Höhen von Nephtali erwähnt er des Limonienflusses (Nehrel-Limun), dessen Name bey keinem anderen Reisebeschreiber vorkömmt. Das Gebiet von Ssafed endet (nördlich) zu Melea, wo das von Hule beginnt, und sich bis Banias erstreckt; links zwischen Ssafed und Banias liegt Kades, die Zufluchtsstätte der Leviten, wo Jonathas, der Bruder des Judas Macchabäus, mit einer Handvoll von Wackeren das Heer des Demetrius Nikator schlug; ober des kleinen Sees von Hule, der rautenförmig, im Sommer eine Stunde lang, bezeichnet Aßur die Stelle der Stadt Asor, die Residenz Jabin's, welcher sich mit vier kananitischen Königinnen wider Josue verbündet hatte. Die Brücke von Merdsch geht über das Flüßchen, welches die Commentatoren der Bibel den Dan oder kleinen Jordan nennen.

Rapide comme un torrent des Alpes, encaissé entre deux rives verdoyantes, paré de lauriers roses dont les fleurs et les feuillages se reflètent dans le cristal limpide, il m'a rappelé les poétiques ruisseaux de la Grèce. La pente est si brusque que le courant, arrêté de distance en distance par des roches ou des cailloux arrondis sous l'effet des eaux, forme de bruyantes cascades dont l'écume blanchit la surface de l'onde.

Auf dieser Halbinsel ward Balduin II. i. J. 1113 von Mewdud, dem Herrn Moßul's, geschlagen [4]); dessen Namen P., nach der Verstümmlung der Chroniken der Kreuzfahrer, Monduc schreibt. Eben da schlug Ssalaheddin Balduin IV. Hr. P.

---

1) Ein Vermiether von Lastthieren, nicht zu vermengen mit Mokri, dem Koransleser.

2) Tabakspfeife.

3) Drusischer Weiser.

4) Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, II. Bd. S. 374.

bemerkt, daß die Chronikenschreiber bey der Erzählung dieser beyden Begebenheiten die Brücke von Merdsch mit der Brücke Jakobs vermengt haben. Dieses Merdsch ist also eine der als Schlachtfelder berühmten Ebenen, wie Merdsch Rahit bey Damaskus, Merdsch Dabik bey Haleb, Merdsch Ssofar in Hauran, wo i. J. d. H. 13 eine Schlacht geliefert ward; Merdschol Dibadsch zwischen Tarsus und Maßißa, wo mehr als eine Schlacht zwischen den Byzantinern und Arabern Statt gefunden; dieses Merdsch am Jordan ist also den funfzehn anderen, schon früher *) in diesen Jahrbüchern aufgezählten Ebenen Syriens, welche den Namen Merdsch führen, beyzufügen. In der Beschreibung des Zuges Ibrahimpascha's, welcher längs des Gestades ging, werden Ghasa, Jaffa, besonders aber Akka, mit der Belagerung, welche dasselbe von Ibrahimpascha aushielt, beschrieben. Der Ferman, wodurch alle bisher von den Christen beym Besuche der heiligen Stätten Jerusalems geforderten Abgaben aufgehoben werden, wird mitgetheilt. Die Uebersetzung des Feldherrntitels Serdari Ekrem, d. i. der geehrteste Anführer, als Feld-maréchal ist eine ganz phantastische. Während der Belagerung Akka's hatten die Aegypter von ihren Landbatterien 50,000 Bomben und Granaten, 180,000 Kugeln, und von ihrer Flotte 23,000 Kugeln und 300 congrevische Raketen hineingeschossen; die halbjährige Belagerung kostete den Aegyptern viertausend Todte. Ein Imam, der nach der Eroberung sich bey Ibrahim anfragte, ob das Kanzelgebet (das erste Souveränitätsrecht des Islams) auf den Namen des Sultans verrichtet werden sollte, ward für seine Anfrage geprügelt. Zu Damaskus organisirte Ibrahim einen Verwaltungsrath, unter dessen Mitgliedern auch Christen, welche nun wieder durch die Stadt reiten durften, was ihnen zuvor nicht gestattet war. Eine große Begünstigung der levantinischen Eitelkeit, welche sich besonders beym Bewillkommen Ibrahimpascha's zur Schau stellte.

Au devant du Généralissime vinrent les drogmans des divers consuls européens, précédés de leurs Khawass à cannes à pommes d'argent, et se pavanant sous leurs longues robes rouges et leurs hauts bonnets de martre, représentans moins fidèles de la dignité consulaire que de la vanité levantine« (p. 198).

Eben so lebendig werden die Charaktere des türkischen Feldherrn Husein, des Großwesirs Reschid und des Seraskers Chosrew, das doppelte Interesse der englischen und französi-

*) LXXIV Bd. S. 56.

schen Politik, und endlich der Geist der osmanischen Reformen geschildert, welche in drey Worten resummirt werden: Affranchissement successif de toutes les races conquises; désorganisation de vieilles institutions militaires et féodales; rapprochement, sous toutes les formes, entre l'Orient et l'Europe.

Da wir hier Ibrahimpascha's erwähnt haben, so wollen wir über ihn auch Hrn. Corneille um so mehr vernehmen, als das, was hier über den Geist der osmanischen Reform gesagt worden, mit der von C. hierüber oben gegebenen Aeußerung vollkommen übereinstimmt.

Ibrahim me parut âgé de quarante-cinq ans; sa figure est ignoble: son oeil, dur et sauvage, brille sous un épais sourcil; une barbe clair-semée pend en lambeaux de son menton difforme; et cet ensemble rebutant donne une assez juste idée du bourreau de la Grèce — Une vieille redingote de couleur marron, assez semblable à une douillette, couvrait sa large poitrine et une partie de ses courtes jambes, qui pendaient le long de sa chaise; car notez qu'il était assis sur une chaise, dont il avait bien envie de faire un trône.

Hr. C. erzählt seine Unterredung mit Ibrahimpascha, in welchem er übrigens den Urheber der grausen, auf dem Titelkupfer abgebildeten Mordthat sieht, und in den Zügen desselben die des Kindes der genothzüchtigten griechischen Sclavin von Leondari zu erkennen glaubt. Nichts desto weniger ist selbst Hr. C. von der schlagenden Wahrheit der folgenden Bemerkung Ibrahimpascha's ergriffen:

Il était allé visiter le navire amiral, à Navarin: un officier français lui demanda s'il avait fait d'autres campagnes que celle de la Grèce: »J'ai fait, dit-il, celles du Sennâr et de la Mecque. Mais vous-même, avez-vous pris part à d'autres combats?« L'officier répondit qu'il avait été en Espagne, à Trocadéro. »Eh quoi! s'écria Ibrahim, vous avez ravi la liberté à des hommes qui la méritaient, et vous venez la donner à des peuples qui en sont indignes!« — Ibrahim est un homme du coeur, un Turc de la vieille roche, qui va vingt fois par jour aux batteries, et qui marche à la tête de ses colonnes. Il aime l'odeur du sang, l'aspect des incendies, les cris de mort. Il se soumet à contre-coeur aux innovations introduites par le viceroi d'Egypte, dont, au reste, il n'est pas le fils, comme on le croit communément. Méhémet-Ali a épousé la veuve de son frère, suivant les lois musulmans. Elle était mère

d'Ibrahim; le grand pacha adopta son neveu. Celui-ci est devenu l'instrument du vieillard, mais il n'en est pas moins ennemi de toute civilisation. Les coutumes étrangères le gênent et l'humilient.

Zu Jerusalem fand sich Hr. C. mit dem Trappisten Freyherrn von Geramb zusammen, mit dem er einigermaßen sympathisirt, über Syrien und Aegypten aber noch weit weniger Neues und Belehrendes sagt, als dieser. Er sagt, er sey in der (allen Christen verwehrten) Moschee auf Moria gewesen, und habe dort den Stein mit den Fußstapfen des Messias gesehen; von einem solchen ist aber dort gar keine Rede, wohl aber von den Fußstapfen Mohammed's, welcher, nach der moslimischen Legende, in nächtlichem Traume von dort zum Himmel auffuhr. C. sagt, Jerusalem habe vor funfzehn Jahren 25,000 Einwohner gezählt, und zähle heute vielleicht nicht die Hälfte. Ueber das Unanständige des Gedränges in der Kirche des heiligen Grabes am Tage des Feuerwunders, welches noch immer das Seitenstück zum Flüssigwerden des Blutes des h. Januarius, äußert er sich wie alle Reisebeschreiber, den andächtigen Hrn. v. Geramb nicht ausgenommen, höchst mißbilligend.

Il serait difficile d'assister à une cérémonie plus ridicule. Les ministres du culte, pressés et confondus avec le peuple; les Turcs, distribuant comme toujours, leurs imperturbables coups de bâton; l'Arménien, le Cophte, l'Abyssin, mêlant dans des rhythmes divers, leurs voix confuses et discordantes, au plaint-chant nasillard des Grecs; un brouhaha, une cohue, une profanation dont on n'a pas d'idée.

Außer der Reisebeschreibung Corneille's und Geramb's erwähnen Syriens noch die Engländer Skinner (Nr. 10) und Scott (Nr. 19), der Herzog von Ragusa (Nr. 20), der russische Pilger Murawijeff (Nr. 5), und endlich die aus dem Arabischen übersetzte Geschichte und Beschreibung Jerusalems (Nr. 9). Der Deutsche und der Russe gehen als gottbegeisterte Pilger Hand in Hand, und beschreiben die heiligen Stätten in der Extase der Andacht; der erste begreift nicht, wie man sich einen Wallfahrtsort zu Paris denken könne, er hätte sich aber nur auf Rom erinnern dürfen, wo ebenfalls Profanes mit Heiligem hinlänglich gemischt. Wir setzen die Stelle als charakteristisch für den Geist des Ganzen und den lebendigen Styl hieher:

Supposez pour un instant, mon cher ami, que le tombeau de notre Sauveur est près de Paris. Voilà la Seine devenue le Jourdain; Neuilly, Bethléem; Fontainebleau, Nazareth etc. Ne voyez-vous pas aussitôt, comme moi,

un peuple profane fouler sans respect cette terre sacrée, en faire le théâtre de ses jeux, de ses plaisirs criminels? N'entendez-vous pas les conversations étranges de la multitude, ces propos impies ou d'une légèreté non moins sacrilège, qu'à la veille d'un jour consacré au repos par la religion, tiennent des gens qui pourtant se croient encore chrétiens: »Nous irons demain à Bethléem en *omnibus*; nous irons à l'hôtel des Ambassadeurs, on y dîne fort bien; après dîné nous irons à la Crêche; nous serons à temps pour l'opéra;« et l'irrévérence, le scandale n'iraient-ils pas encore plus loin que je ne le dis, si les lieux saints étaient en France, au lieu d'être en Asie? Non, non, ce long trajet plein de périls pour arriver en Terre-Sainte, cette Palestine dans les mains des infidèles, cette tombe sacrée que de faibles mortels gardent au péril de leurs jours, ce Jourdain qu'on ne peut approcher sans danger, ces chrétiens épars qui ne vont à la tombe de leur Dieu que d'un pas timide et tremblant: tout cela est marqué du sceau d'un Dieu né dans une étable et mort sur un gibet; il devait entourner l'avenue du lieu de sa naissance et de son tombeau, de ronces, d'épines, de privations et de dangers (p. 50).

Ganz entgegengesetzt der poetischen Natur des deutschen und russischen Pilgers ist die höchst prosaische der beyden Engländer; so werden sich z. B. die Leser der Reise Lamartine's mit Vergnügen der dichterischen Gluth erinnern, womit er, von der Schönheit der Töchter des Consuls Malagamba zu Kaipha begeistert, dieselbe schildert. Major Skinner erzählt ganz prosaisch, daß ihre schwarzen Haarflechten auf den entblößten Busen niederhingen, daß ihre Gesichtsfarbe sehr weiß, daß wenn nicht der schwarze Strich von Antimonium unter ihren Augenliedern so ungefällig von ihrer weißen Haut abgestochen hätte, er sie wohl den ganzen Tag lang hätte anstieren mögen, und daß sie eben beschäftigt waren, einen geschlachteten Eber zu sengen. Eine der Fräulein bediente ihn mit einem Stück von Wildschweinsbraten, die andere mit Cyperwein; wie ganz anders nimmt sich die durchsichtige und duftige Schönheit dieser Peris in der Beschreibung Lamartine's aus! Apropos vom Eber! Sk. bemerkt, daß die Vorliebe für Schweinfleisch bey den Franken in der ägyptischen Armee als die größte Probe christlicher Gesinnung gilt, und daß, wiewohl es kaum eßbar, doch überall nichts als Nachfrage nach carne di porco gehört wird. Wein und Schwein, die bisher als Scheidewand zwischen dem Moslim und Christen gestanden, werden bey dem Geiste vorlauter und unzeitiger Reform bald als

charakteristische Merkmale von Entwilderung und Sittigung gelten, und bey den Türken ist dieß wirklich schon der Fall mit dem Weintrinken, wiewohl sie sich noch nicht des Abscheues wider das Schweinfleisch entledigt haben. Auf dem Wege von Haifa nach Jaffa kam Sk. durch Atlit, welches er Atlieb schreibt, das Castell Pelegrino der Kreuzfahrer, aber nicht, wie er sagt, das Dor der Hebräer, welches Tantura; eine verworrene Masse von Ruinen, halb von den Wogen bedeckt, sind die Reste Cäsarea's. Die von so vielen Reisenden gepriesene Aussicht vom Berge Tabor ist wirklich eine herrliche, indem sie die Hügel von Gilboa und Samaria, die Berge Hermon und Karmel, die Ebenen von Galiläa und Esdraelon, die Flüsse Jordan und Kischon, den See von Tiberias und das mittelländische Meer umfaßt (S. 131). Das Thal von Zabulon ist eng und waldig, und wohl bebaut; den heutigen Namen des Belus (Naaman) [1]) schreibt Hr. Sk. richtiger Naamah, als andere Reisende, welche dessen Namen in Ramin verstümmeln [2]). Der unter Kaißarije mündende Fluß (auf Paultre's Karte Serka) ward dem Major von seinem Wegweiser, El Zucka genannt (S. 156 und 171). Den Namen des Flusses von Arßuf (Nehrol-Haddar) schreibt Sk. Huddur, was der englischen Aussprache nach richtig. Zu Rama pilgert Geramb vom Kloster, an dessen Stätte ehemals das Haus des Nicodemus gestanden haben soll, nach der Grotte der vierzig Märtyrer zur Cisterne der heiligen Helene (I. 91); Sk. meldet dafür, daß Ibrahimpascha das Kloster von willkürlichen Taxen befreyte, wofür ihn die Mönche Napoleon II. nennen; er ging durch die Schlucht von Elkobab nach Beludab el Hush, was vermuthlich Beled Abulgusch heißen soll, da hier der Sitz dieses berühmten Beduinenhäuptlings war; dann durch das Thal des Jeremias, wo das Schloß der Macchabäer, durch das Thal von Ekah, wo David die Steine auflas, womit er den Goliath tödtete. Die Ansicht von Jerusalem, bey dessen Anblick Reisende, wie Chateaubriand, Lamartine, Geramb und Murawijeff, mit so hoher Begeisterung erfüllt werden, brachte auf Sk. bloß schwermüthigen Eindruck hervor:

»Wie wenig erfüllte dieser Anblick meine Erwartung; ermüdet einsam, wie ich mich fühlte, hätte ich mich niedersetzen, und aus disappointement weinen mögen! Ich stand, wie ich glaube, auf der Stelle, von wo die Pilger barfuß dem heiligen Grabe zu nahen beginnen; meinen Augen schien alles in Trauer gehüllt; graue Mauern, welche einige Minarete ungraziöser Dome umfingen; die Ruinen einer moslimischen

[1]) Dschihannuma, S. 557, Z. 3.

[2]) Correspondance d'Orient V. 426.

Grabstätte mit einstürzenden Gräbern von allen Seiten. Die öde Ansicht der Gegend rund umher, zerstreute Olivenbäume auf dem Berge; die wilden Hügel in der Entfernung jenseits des Jordans, an deren Fuß das todte Meer still schläft. — Alles dieses bildete in den Farben des Sonnenuntergangs das düsterste Gemälde, das man sich denken kann. Jerusalem, das auf der Höhe des Hügels stand, sah aus, als ob ein Theil desselben den Abhang herunter gefallen wäre« (I. 199).

Hören wir nun den Trappisten Geramb:

Il était quatre heures, la ville sainte ne pouvait être éloignée. Le coeur me battait; je réspirais à peine: à chaque éminence qui venait frapper mes regards, je croyais voir les murs de la sainte cité. Remarquant une tour et quelques maisons: la voilà, m'écriais-je, mais mon guide m'apprit que c'était le mont des olives. A ce mot qui rappelle à la piété de si touchants souvenirs, je me découvre profondément ému. Mes yeux se remplissent de larmes. Je m'avance la tête nue... Un quart d'heure s'écoule. Oh qu'il fut long...... Tout-à-coup, sans voix, dans l'extase, et palpitant de bonheur, je m'élance de cheval, et, le front dans la poussière, j'adore Jésus Christ le fils du Dieu vivant, le sauveur du monde: j'avais aperçu Jérusalem?

Freyherr von Geramb hat die drey Bände seiner Pilgerfahrt mit vielen historischen Auszügen, welche ohne Angabe der Quellen den bekannten Geschichten der Kreuzzüge entnommen sind, geschwellt. Zu Jerusalem hat er, wie so viele Reisende vor ihm, den alten Topographien die zwölf alten Thore nachgeschrieben, ohne sich die Mühe zu geben, wenigstens die Hälfte derselben in den heutigen sieben wieder zu finden; von diesen verstümmelt er den Namen des goldenen Thores Babes-seheb in Bab-el-Darahie, den des Säulenthores Babel-amud in Bab-el-Hamond, und nennt das Thor des Herodes, welchem die Eingebornen den Namen des Blumenthores beylegen, Bab-el-Zahara, la porte de l'Aurore; wenn das letzte wirklich Babes-sehra heißt, so bedeutet dieß das blühende, gleichnamig der berühmten spanischen Residenz; heißt dasselbe aber das Blumenthor, so ist Babes-sehra verhört für Babel-eshar; daß arabische Namen von Reisenden, die des Arabischen nicht kundig, auf diese Weise verhört werden, darf nicht Wunder nehmen, da selbst Orientalisten die große Moschee Kairo's, welche Dschamiol-eshar, d. i. die blühendste Moschee heißt, in Dschamiol-eshar, d, i. Blumenmoschee, verwandelt haben*). Die Bevölkerung Jerusalems beträgt, nach Hrn. v. G.,

*) زهرا blühend, ازهر blühendste, ازهار Blumen.

20,560 Seelen, nämlich 13,000 Türken, 4000 Juden, 2000 Griechen, 1000 Katholiken, 500 Armenier, 60 Kophten. Die drey Hauptstraßen Jerusalems sind die des Säulenthores, welche die Stadt von Norden nach Süden regelmäßig durchschneidet; zweytens die Schmerzensstraße (via dolorosa), vom Stephansthore (von den Einwohnern Babel-mihrab, d. i. das Thor des Hochaltars, genannt) nach dem Kalvarienberge; drittens die Straße des großen Marktes Sukol-kebir (nicht Kebiz); sechs andere Straßen oder Quartiere (Harat) heißen die der Christen (Naßara), der Moslimen (Moslimin), der Armenier (Eramine oder Ermen, nicht Asman), des Tempels (bab-Hotta?), des Blüthen- oder Blumenthores (Zahara?), vom Gesindel bewohnt, das der Moghrebiner (Meghoribe). Hr. v. G. besuchte die Synagoge der Juden, die ihn seines Bartes und sonderbaren Aufzuges willen für einen der ihrigen ansahen:

A peine avais-je mis les pieds dans ce triste temple, qu'une vieille juive, m'apercevant: »Ah! ah! s'écria-t-elle, voilà un des nôtres! — »Pas tout-à-fait, fille d'Abraham,« répliquai-je, peu flatté de l'erreur qui causait sa joie. Et les autres juives, de rire de la méprise: elles avaient reconnu que j'étais un religieux (II. 82).

Der deutsche Trappist und der englische Major machen beyde auf die Autorität ihrer Ciceroni die Stätten der Wallfahrt, jedoch, wie natürlich, mit sehr verschiedenen Empfindungen, durch; die diametrale Verschiedenheit der beyden Werke charakterisirt sich schon durch ihre Titelbilder: dem des Hrn. v. Geramb ist das Bild des gekreuzigten Heilands, dem des Majors sein eigenes (das eines schönen Mannes in eleganter Uniform) vorgesetzt; beyde bewohnten eine Zelle im Kloster S. Salvators, und beyde stimmen in dem, was sie über die Armseligkeit der Zellen des Klosters sagen, überein. Hr. v. G. sagt:

En entrant dans leurs cellules, je fus attendri à la vue de l'extrême pauvreté que j'y remarquai: dans chacune je ne trouvai pas plus d'une mauvaise chaise; de manière que si la courtoisie me l'offrait, le secrétaire devait s'asseoir sur le lit, et celui que je visitais rester debout, ou prendre place sur un petit coffret s'il y en avait un: »Tout pour Dieu, rien pour nous,« c'est la noble devise d'un religieux de Terre-Sainte. Le révérend Père gardien du saint sépulcre n'a pour logement que deux petites chambres mal meublées.... Voilà néanmoins l'homme qu'on a osé représenter comme un souverain entouré d'un luxe asiatique (I. p. 107).

Und Major Skinner:

»Es war nun ganz finster, und die Vesper war zu Ende; die Mönche schwebten mit niedergeschlagenen Augen an mir vorbey, und ich stand bewildert im Hofe, während mein Führer den Superior zu suchen ging.« — »Ich kann mich selbst als einen Novizen S. Salvators denken, denn hier bin ich in dem möglichst mönchischen Zimmer mit meinen Betrachtungen allein; an einem hölzernen, mit den Tropfen der mitternächtlichen Lampe *) befleckten Tische, auf einem dreyfüßigen Stuhle (ein wenig bequemer Sitz nach so langem Ritte), und die harte Bettstatt in der Ecke verspricht, um dafür zu entschädigen, nur wenig Comfort; eine aus verschiedenen Stücken zusammengesetzte Kotze (a patchwork quilt) ist zu den Füßen aufgerollt, und beym Kopfe ein Polster, so hart wie Stein, und fast so grau. Ein großes Kreuz ist an die Wand gemalt, und unzählige darauf gekritzelte Namen beweisen, daß die Bewohner eben so mannigfaltig als zahlreich waren; ich habe mich eine halbe Stunde mit der Entzifferung dieser Denkschriften beschäftigt, und bin denen sehr dankbar, welche sich vielleicht längere Zeit mit der Aufzeichnung derselben beschäftigten; sie vertreten mir die Stelle von Porträten.«

Da hat der Trappiste doch noch immer nützlichere Ausbeute aus den Archiven des Klosters zu Tage gefördert, als der Major aus den Kritzeleyen der Mauer; jener gibt einen Bericht über den Brand der Kirche des heiligen Grabes vom 12. October 1808, und Kunde über die erste Ansiedlung der Franziskaner, welche schon i. J. 1333 die Huth des heiligen Grabes vom Sultan Aegyptens erhielten (I. 117). In den aus der Geschichte der Kreuzzüge gegebenen Auszügen sind die Namen ganz unerlaubter Weise verstümmelt; so z. B. steht (S. 283) Melédin für Melik el-aadil, und (S 285) Melec-araf statt Melik el-eschref, Tourmon Bey statt Tumanbey u. s. w. Diese Berichtigung wäre eben so nöthig gewesen, als die S. 331 befindliche der Angabe des Hrn. v. Chateaubriand, daß die Kirche der heiligen Jungfrau im Garten Gethsemani den Katholiken gehöre, während dieselbe, wie Hr. v. G. versichert, zwischen den Armeniern und Griechen getheilt ist. Trotz des festesten Glaubens und der größten Andacht nimmt Hr. v. G. doch an dem unanständigen Geheule des Pilgergedränges in der Kirche des heiligen Grabes und an dem jährlich am Charsonnabend wiederholten allbekannten Betruge des Feuerwunders, wie billig, vernünftiges Aergerniß.

Sowohl Geramb als Skinner besuchten Nazareth, das im Norden von Betlehem und im Süden von Jerusalem liegt. Beyde erinnern sich der Schlachten, wodurch diese Gefilde berühmt, Sk. auf der Ebene von Esdraelon an die Schlacht von Armageddon, an den Ruin Sisera's und an

*) Damp, Druckfehler für lamp.

den siegreichen Widerstand, den Kleber hier mit einer Handvoll Franzosen fünf und zwanzigtausend Türken leistete; und G. zu Tiberias an die Schlacht von Hittin, deren Datum aber unverantwortlicher Weise vom 5. Julius 1187 in den 2. Julius 1137 verfälscht ist. Von der Ebene von Zabulon machte G. einen Ausflug nach Sephoris (heute Safurije), von dessen Höhen er Bethulien, das durch die Belagerung des Holophernes und die Heldenthaten Judiths so berühmt. G. ging südlich von Jerusalem bis Hebron, heute Chalil, was der Freund heißt, und keineswegs die Zuflucht (the refuge); beyde besuchten Damaskus. Die von G. beygebrachten historischen Notizen über die älteren Schicksale der Stadt sind um nichts richtiger, als die oben erwähnten, denn er läßt Damaskus von Timur schon i. J. 1306 einnehmen, was ein Jahrhundert zu früh, indem Timur erst i. J. 1401 dort einzog. Der See, in welchen sich die Gewässer von Damaskus verlieren, heißt Bahiret el-Merdsch und nicht Mardi (II. 401); die Bevölkerung gibt er auf 140,000 Köpfe an, worunter 15,000 Katholiken oder Maroniten. Von der Begeisterung, womit das Zauberthal von Damaskus Hrn. von Lamartine erfüllte, ist bey beyden Reisenden keine Spur, dem Major fiel bloß das zeltartige Aussehen der Häuser auf.

»Die Ansicht befremdete mich, da es mir vorkam, als ob nahe an den Stadtmauern ein Lager aufgeschlagen wäre: jedes Haus war mit einigen schneeweißen Domen begipfelt, welche dem Dorfe El-Adam das Aussehen von einer Traube glockenförmiger Zelte gaben. Wir passirten durch die Grabstätte, die ziemlich voll. Beym Kopfe jedes Grabes war ein grüner Zweig oder ein Bündel frischer Blumen. Als wir durch die engen Gäßchen zwischen den Lehmmauern durchgingen, wo Seidenweber vielfärbige Fäden längs der Straße wie auf einer Seidenbahn drehten, nahm man auf beyden Seiten Gärten aus mit den Bäumen in voller Blüthe, und ich dachte Damaskus sey wirklich das Paradies, das sich die Musulmanen einbilden; die Stadtmauer aber ist ein heilsames Löschhorn solcher Einbildung, sie scheint in Ruinen, und alles rund umher ist arm und elend.

Dschebel esch-Scheich, der Schneegipfel des Antilibanon (der Hermon), hat ganz dieselbe Ansicht, wie der Aetna zur See, ehe noch die übrigen Theile des Eilandes sichtbar. Die vom Major gegebene Etymologie des Wortes Hedschin (Dromedar), als ob es von Hadsch, die Pilgerfahrt, käme, ist falsch*); eben so hat er den Namen des Rabenbergs (Dsche-

*) هجين der Dromedar und حج Hadschdsch die Pilgerschaft haben nichts mit einander gemein; jenes stammt von der Wurzel Hedschene, dieses von der Wurzel Hadschdsche.

bel el-Ghorab) in Djebel-el-Orab verhört. Sk. hält die Wüste zwischen Damaskus und dem Euphrat für die Geburtsstätte der Heuschrecken (II. 89). Die Beschreibung der Reise durch diese Wüste ist vielleicht das interessanteste Kapitel der ganzen Reisebeschreibung. Die Brunnen Ssawab-el-bir übersetzt Sk. als Wahrheitsquelle, während diese Worte nur Gutenbrunn heißen. Heuschrecken, Gaselen, die Wüstenratte (Jerboa), der Trappe (Hibara) sind die Bevölkerung der Wüste; die Produkte derselben Disteln, kleine Zwiebeln, die am Morgen einen süßen Geruch aushauchen, und Trüffeln. Nach dem Namen der letzten (Gimme) scheinen es Kuckenmucken, d. i. Champignons, zu seyn *). Vor Hit (der Stadt am Euphrates) sind Salzlachen, wo das Salz verdünstet, und Pechquellen. Neu und merkwürdig ist die Bemerkung über die Abneigung der Beduinen wider starke Gerüche; Sk. öffnete ein Fläschchen Rosenöhl, und sogleich kamen die Araber zu bitten, daß er es unverzüglich schließen möge, indem die Menschen davon krank, und die Kameele zu Grunde gehen würden; jedes, das einen Hautausschlag hätte, würde, wenn es diesen Geruch einhauchte, nicht mehr gebraucht werden können.

»Die Araber küssen sich immer, wenn sie sich begegnen, und dieß keineswegs mit der Kälte von Ceremonie und Respect; sie stürzen einander auf die Lippen, küssen einander ernstlich, und gehen dann die verschiedenen Fragen und Antworten durch, welche ihrer Begrüßung den Anschein von Förmlichkeit geben.«

Sk. reiste von Hit nach Bagdad, wo über den sechshundert Schuh breiten Tigris eine Schiffbrücke führt.

»Lange und dichte Palmenhaine begränzen den Tigris unter der Stadt, und von allen Seiten hängen Balkone über denselben. Die vergitterten Fenster geben denselben mehr das Ansehen von Kerkern, als von Lustsitzen. Der untere Theil der Häuser sind Ziegelmauern, in deren einigen eine kleine hölzerne Pforte in den Serdab (nicht ler-dab) oder Keller führt, in welchem die Bewohner während der Tageshitze im Sommer sitzen. Die einzigen offenen Terrassen oder Balkone gegen den Strom sind die von Kaffeehäusern, wo auf hohen Bänken die Männer mit Pfeifen in dem Munde müßig sitzen; die Erkersitze der meisten überhängen das Wasser so nahe, daß wenn dasselbe steigt, es durch die Erker fließt. An ein Paar Stellen sind Landungsstufen, wo insgemein alle Weiber der Nachbarschaft versammelt sind, um ihre Krüge zu füllen. In der Mitte der Stadt sind die engen Straßen, welche am Flusse auslaufen, mit Maulthieren und ihren Treibern, welche um Wasser hin und her gehen, gefüllt; denn so schicklich auch hiezu der Fluß gelegen, so ist doch kein Platz in der Stadt, wo Wasser geholt werden könnte, und Bagdad, hierin ganz unähnlich der Stadt Damask, hat keine Fontainen. Große, mit Häuten beladene Schiffe, die von unten, und

*) S. den LXXVI. Band dieser Jahrbücher S. 178.

Flöße auf aufgeblasenen Schläuchen, die von oben kommen, liegen am Ufer, entweder eben gelandet, oder schon zum Verkaufe des Holzes zerlegt; Holzklötze schwimmen im Wasser oder sind am Ufer aufgehäuft; Boote werden ausgebessert oder gebaut; Brunnen voll von Pech, die man nur durch ihren Geruch entdeckt, sieden längs des Quais ohne die geringste Einfriedigung, und alles dieses in so engem Raume, daß man nur mit Mühe durchkommen kann.«

Das heutige Bagdad ist nicht mehr das der Tausend und Einen Nacht, es ist in Vergleich mit Damaskus so arm, daß, wie dem Verfasser ein Damascener sagte, die Vergoldung und die Zierathen eines Hauses von Damaskus hinreichen würden, eine ganze Straße von Bagdad zu kaufen. Von Bagdad ging Sk. nach Hille, dessen Häuser ganz aus babylonischen Ziegeln gebaut sind. Er besuchte die Reste des Thurmes von Babel, dessen heutiger Name Birs an das Byrsa der Dido erinnert; er besuchte die babylonischen Ruinen von Mudschellibe und Kaßr, welche von Einigen für die des Tempels von Belus gehalten werden. Die Reste des Doms des Chosroes Nuschirwan, Tak-el-Kesra, die Grabstätte Suleiman Pak's, des Bartscherers des Propheten, und setzte dann seine Reise längs des Euphrats, an dessen Ufern die arabischen Stämme Beni Lam und Montefik angesiedelt sind, nach Baßra fort. Wir nehmen von ihm mit der folgenden Schilderung Bagdad's und der Stadt der Fremden Abschied:

»Bagdad ist vollständig die Stadt des Fremden, denn wiewohl es in seinem Wohlstande so tief herabgesunken, so sind doch in allen Straßen Eingeborne des Morgenlandes von allen Seiten zu sehen: Perser, Türken, Araber, Armenier, Juden, mit den Eingebornen von Kabul, Lahor und Dehli, als Gegenstück mit der wilden Miene und der malerischen Tracht der Albaneser, Sipahis (Seapoys), der Präsidentschaft von Bombay in englischer Uniform, welche in der That zwischen den Pluderhosen und fluthenden Kleidern ihrer schonungslosen Waffenbrüder ungraciös anzusehen. Derwische auf ihrer Wallfahrt, vielleicht nach Meschhed Ali oder Meschhed Husein, welche sich das Recht herausnehmen, sich, wo es ihnen immer gefällt, niederzulassen, sitzen manchmal unter dem Thore eines Hauses, von allen Paraphernalien ihres Mummenschanzes umgeben.«

Ueber Jerusalem ist noch Nr. 9 die aus dem Arabischen ins Englische übersetzte, und auf Kosten des Uebersetzungsausschusses herausgegebene Geschichte des Tempels zu Jerusalem zu besprechen übrig. Wiewohl der Uebersetzer bey weitem besser arabisch versteht, als Fraser, der Uebersetzer der auf Kosten des Ausschusses gedruckten Geschichte der bosnischen Kriege und Naima's, so treffen doch auch ihn, wiewohl in weit minderem Grade, die jenen in diesen Jahrbüchern gemachten Vorwürfe unzulänglicher Kunde der Sprache, aus welcher er übersetzt,

und auffallender Unkunde aller früheren, über das Werk, womit er sich beschäftigte, erschienenen Leistungen. Wie Fraser seine Uebersetzung dem Ausschusse als die eines noch ganz unbekannten Buches aufgetischt, während schon längst eine deutsche, von ihm nicht gekannte Uebersetzung bestand, so weiß der ehrw. Hr. Reynolds nichts von dem, schon vor zwanzig Jahren zu Kopenhagen über sein herausgegebenes Werk erschienenen [1]), welches einen Theil des arabischen Textes sammt der lateinischen Uebersetzung und philologischen Prolegomenen über den Verfasser und dessen Quellen enthält; hätte er dieses Werk gekannt, so würde er sich Alles, was er in der Vorrede über den Verfasser vermuthet, erspart, und dem Werke keineswegs einen falschen Namen als den des Verfassers vorgesetzt haben; dieser ist keineswegs Sojuti, sondern Kemaleddin Mohammed Ben Ebi Scherif esch-Schafii el-Kudsi, welcher i. J. d. H. 875 (1470) die Wallfahrt von Jerusalem verrichtete, und i. J. 906 (1500) starb. Wiewohl Kopenhagen nahe genug, um daß Lemming's Werk dem Uebersetzer nicht unbekannt seyn sollte, so lag ihm doch die auf Kosten des Uebersetzungsausschusses von Hrn. Professor Flügel veranstaltete Herausgabe des bibliographischen Wörterbuches Hadschi Chalfa's noch weit näher, in welchem (S. 148) das Werk mit Namen und Sterbejahr des Verfassers angegeben ist; endlich hätte er nur Herbelot unter dem Artikel der Geschichte Jerusalems aufschlagen dürfen, um dort die richtige Schreibweise und Uebersetzung der Titel der verschiedenen, vom arabischen Verfasser benützten Quellen zu finden; diese sind: 1) das Mosirol Gharam [2]), d. i. was Spuren der Sehnsucht läßt zum Besuche Jerusalems und Damaskus; dieß liest Hr. R.: Al Muthir-Alfaran, und übersetzt es: The minute text sifter! 1) Die Baumschule der Trefflichkeiten des heiligen Hauses [3]); dieß übersetzt Hr. R.: Gardens

[1]) Commentatio philologia exhibens specimen libri: اتحاف الاخصا فى فضايل المسجد الاقصى, auctore Kemaloddino Muhammede Ben Abu Scherif, obtulit *Paulus Lomming*, S. S. Ministerii Candidatus. Hauniae 1817.

[2]) مثير الغرام الى زيارات القدس و الشام, in Herbelot unter Mothir ganz irrig übersetzt: ce qui ôte, et ce qui efface les péchés.

[3]) المغرس فى فضايل بيت المقدس

of Exercise, upon the Marvels of the Baitu-l-Mukaddas! 3) Die Trefflichkeiten des heiligen Hauses [1]), vom Scheich Abderrahman Ibnol Dschusi; dieß übersetzt Hr. R. S. XVI als Virtues und S. 183 als Marvels of the Baitu-l-Mukaddas. 4) Das Buch der Vertraulichkeit in den Trefflichkeiten des heiligen Jerusalems [2]), vom Richter Emineddin Ahmed (ebenfalls schon in Flügels Hadschi Chalfa S. 454); bey Hrn. R. on the wonders, so daß er das Wort Fadhail einmal als Virtues, einmal als marvels und einmal als wonders übersetzt. 5) Der äußerste Sammler in den Trefflichkeiten der äußersten Moschee [3]), von Ibn Asakir, geschrieben i. J. 578 (1182); von Hrn. R. übersetzt als: Diligent collections upon the Virtues of the Masjid-al-Aksá. 6) Der Erwecker der Seelen zum Besuche Jerusalems der wohlbewahrten [4]); bey Hrn. R.: The Stirring up of Souls to the Pilgrimage to the *Holy Place*, vom Scheich Burhaneddin el-Fesari, d. i. aus dem Stamme Fesare, und nicht, wie Hr. R. schreibt, Birhàn-Addín Al-Kazarí, auf der folgenden Seite Birhàin-Addin-Al-Thazzari! 7) Ilames sadschid bi ahkjamil-mesadschid, d. i. die Anzeige für den Anbetenden in den Geboten der Moscheen [5]), vom Scheich Bedreddin es-ferkeschi; bey Hrn. R. (p. XIX): Directions for the Adorer, in his judgment of Mosques, und S. 183 nennt er den Verfasser Al Thirkashi. 8) Die Erleichterung der Zwecke für die Besucher der Moscheen [6]), vom Scheich Schihabeddin Ahmed Ibnol-Amad, gest. 807 (1404); bey Hrn. R.: A Smoothing of the Road, for the visitors of the mosques! 9) Die Trefflichkeiten Syriens [7]), vom Scheich Abul Hasan Ali Ibn Mahmud, abgekürzt vom Scheich Burhaneddin Fesari. Außer diesen neun, vom Verfasser des Ithaf angegebenen Quellen erwähnt Herbelot noch nach Hadschi

---

1) فضايل بيت المقدس 2) كتاب الانس فى القدس

3) الجامع الاقصي فى فضايل مسجد الاقصي

4) باعث النفوس الى زيارة القدس المحروس

5) اعلام الساجد باحكام المساجد 6) تسهيل المقاصد لزوار المساجد

7) فضائل الشام

Chalfa 10) der Geschichte Jerusalems[1]), von Mohammed Ben Mahmud el-Kudsi, gest. 776 (1374); 11) der Geschichte der Eroberung Jerusalems durch Ssalaheddin, welche den Titel: heiliges Lob in der Eroberung Jerusalems[2]), führt; und 12) das Buch der Eroberungen Jerusalems[3]). Alle diese zwölf Quellen standen dem Verfasser der vorliegenden Geschichte zu Gebote, welcher eine Reise nach Syrien unternahm, um dort nicht nur Jerusalem, sondern die Gräber dreyer Helden des Islams, nämlich Ebu Obeide's zu Amta bey Adschelun, das des Moaaf Ben Dschebl zu Damaskus und das Scherahil's zu Kaßr Chalid zu besuchen; Hr. R. verstümmelt diese Namen in Moaz-Ibn Jabil, Bishrahil-Ibn-Hassan und Abu-Ubaidah-Ibn Aljirah; Hr. R. hätte wenigstens den letzten aus Abulfeda kennen, und wissen sollen, daß er Ibnol-Dscherrah, d. i. der Sohn des Wundarztes, heißt. Eben so hätte er den berühmten Ueberlieferer, beygenannt der Kaaba der Kunden, kennen, und dessen Namen Kaabol-achbar nicht in Kaab-Al-Habbar, das Wunderthier Borrak, auf welchem Mohammed die nächtliche Ueberfahrt unternahm, nicht (S. 16) in das Kameel Al-Buràk verstümmeln, und einen und denselben Namen einmal so und einmal anders schreiben sollen. So z. B. wird Ebu Serr S. 58 Abu Dhirr und S. 300 Abu Dhurr geschrieben. Wir können hier den fabelhaften Erzählungen der Legende des Originals von dem Baue und den Wundern der Moschee El-Aksa nicht folgen; das Wesentlichste und Geschichtliche ist schon in den Auszügen aus dem Insol-Dschelil (der Geschichte Jerusalems und Hebrons) in den Fundgruben des Orients gegeben worden. Wir wollen den Uebersetzer nur auf einige Fehler aufmerksam machen, die er leicht hätte vermeiden können, wenn er Lemming's Text und Uebersetzung zur Hand gehabt hätte. S. 175 übersetzt er Kesra, d. i. Chosroes, geradeswegs als Cyrus; S. 184 steht das Jahr 90 der Hidschret, während es das Jahr 70 seyn soll, indem Tisiin eine falsche Leseart statt Sebiin, woauf ihn schon das gleich einige Zeilen weiter unten folgende Jahr 72 hätte aufmerksam machen sollen. Der bekannte Titel des historischen Werkes Ibnol Dschusi's: der Zeitspiegel, (Miretes-seman), wird S. 185 als Changes of Dynasties, das Wort Mola, was Freygelassener oder Hausfreund

1) تاريخ القدس 2) مدح القدس فى فتح القدس

3) كتاب فتوح قدس

bedeutet, als nobleman übersetzt. S. 199 kömmt abermal das Diadem des Cyrus vor, aber noch schlimmer kommen auf der folgenden Seite dreyhundert Sclaven vor: who were hired at the expense of five treasuries; im Texte steht: Min chamsi beitil-mal, d. i. von dem dem Staatsschatze gehörigen Fünftel der Beute. Auf derselben Seite ist nach den Monaten Redscheb und Schaaban der Ramasan ausgelassen; was auf der folgenden Seite the Longhaired a tribe of Arabia, Al Asbat vorstellen soll, begreift Recensent nicht, da nichts davon im Texte bey Lemming. Im Texte steht, daß i. J. d. H. 452 der große Hangleuchter (Tennur) mit fünfhundert Kerzen oder Lampen (Kandil, candela) herabgefallen; bey R. heißt es: the vaulted (groined) roof of the Chapel of the Temple fell down, and with it 500 candelabres; hier ist der Hangleuchter in ein gewölbtes Kapellendach verwandelt, und die Kerzen in Kandelabern. Einige Zeilen weiter hat Hr. R. gar die Formel Radhallahu anhu, d. i. Gott sey ihm gnädig, für einen eigenen Namen angesehen, und er macht aus dem des Chalifen Omar, des Sohnes Abdolasis, das Monstrum Omar-Radh-Ullah-anhu-Ibn-Abdul-Aziz. Auf derselben Seite (194) beginnt der Absatz Abù says; Abu ist kein Name, im Texte steht Abderrahman, und statt den Jahren 491 und 492 steht im Texte 481 und 482. S. 221 ist der Ibn Kutschuk des Textes in Ibn-Lajak verwandelt. Im Texte steht, daß die Templer aus Feindschaft und Bosheit einen Theil der Moschee Aksa in einen Abtritt verwandelt, wozu Hr. R. ein Bordell hinzufügt. Die Armen (Fukara) erscheinen S. 228 als Priester; S. 230 ist Ebu Maali, d. i. der Vater der Höhen, in Abul Al-Umálli verwandelt. Eine schreckliche Verwirrung ist S. 257 unter den Namen der syrischen Schlösser angerichtet, wo Schoghr, Deir miane, Derbesak und Baghras unter Shaar, Tasmania, Shák und Bifràs unmöglich zu errathen sind; ein Blick auf die Karte hätte dem Uebersetzer die wahren Namen gezeigt. So erscheint S. 266 Sarchad als Sàckhad, was vielleicht ein Druckfehler; aber keine solche Entschuldigung gilt auf derselben Seite für die Uebersetzung des Monats Dschemasiulachir als Winter, der Dschemasiulachir des Jahres 615 d. H. entsprach dem September. Auf der folgenden Seite sind die Namen Moaasem, Isa und Eschref Musa in Muzim-Issá und Al Shirref-Músa verstümmelt. Zu Ende derselben Seite heißt es, Kjamil sey in einen Krieg mit den Türken oder Tataren verwickelt gewesen, während im Texte bloß von den Tataren die Rede, welche keine Türken. Auf der folgenden Seite (268) Búkas statt Berke's, Najur-Uddin statt Nedsch-

meddin; im Texte steht: »und ihre Könige kamen zum Dienste Melik el-Kjamil's,« in der Uebersetzung: then their kings came with *Najur* (?) tho his army. Ganz unverzeihlich ist auf derselben Seite (269) die Regierungszeit Kjamil's um ein Jahrhundert vorgerückt, 719 und 725 statt 619 und 625. Barbarossa heißt im Texte El-Enberor (l'empereur), wie bey Abulfeda (IV. 349) El-Imberator; daraus macht Hr. R. Al-Abrùz, und S. 272 aus Atabegi gar Anabkil. S. 273 wird Nablus (Neapolis) als Báblis und S. 275 als Náplias geschrieben. Der ägyptische Dichter (S. 478) heißt Ibn Nobate und nicht Ibn Nábát, und sein Gedicht hieß nicht das lange, sondern es war eine lange Kaßidet (Kaßidet tawilet). Hier enden die Auszüge Lemming's, und folglich auch die Mittel der Vergleichung des Textes mit der Uebersetzung, deren Unrichtigkeit aber an manchen Stellen auch ohne den Text ins Auge springt, wie z. B. S. 346, wo Hanefi als orthodox übersetzt wird, was eigentlich Sunni heißt, oder der Name des Sultans Bibris (Beibars), Ibn Áwwis statt Ibn Oweis, der Stadt Kinnarin statt Kinesrin, des Tammin Addari statt Temimdari, des Sabáki statt Sobki, vom Dorfe Sobk in Aegypten so zugenannt. S. 349 wird der Titel des geographischen Werkes Mesalik u Memalik, d. i. das Buch der Straßen und Länder, als book of roads and possessions übersetzt; Memalik ist der Plural von Memleket Land, und nicht von Mülk Besitz, dessen Plural Emlak. S. 404 heißt es: Damaskus sey im Koranverse, wo vom Berge Kasiun die Rede, erwähnt; der Name dieses Berges kömmt aber im ganzen Koran nicht vor, wie sich der Uebersetzer leicht durch einen Blick in die zu Calcutta gedruckte Concordanz hätte überzeugen können. S. 425 erscheint der Titel des Buches Schifa von Ajadh als ein Schriftsteller (on Sháfá's authority), und noch ärger ist drey Zeilen hernach die Höhle der Siebenschläfer in Rum, d. i. in Kleinasien, in eine Höhle zu Rom verwandelt: the Companions of the Cave at Rome; wer hat je von einer Höhle der Siebenschläfer zu Rom als von einem Weltwunder gehört? Statt uns bey den Gefährten der Höhle und den Uebersetzungsfehlern Hrn. R.'s aufzuhalten, nennen wir die im zehnten Kapitel aufgeführten Namen der Gefährten und Jünger des Propheten, welche nach Jerusalem kamen: 1) Omar Ibnol Chattab; 2) Ebu Obeide, begraben zu Amta (nicht Hamash) am Berge Adschelun's; 3) Saad Ibn Wakaß; 4) Ebu Serr; 5) Abdallah Ibn Emin; 6) Moaas Ibn Dschebel; 7) Chalid Ibnol-Welid, das Schwert Gottes, dessen Grab zu Himß; 8) Abdallah Ibnes-Se-

lam; 9) Jesid Ibn Ebi Sofijan; 10) Ebu Hureire; 11) Schedad; 12) Temim Ibn Oweis; 13) Firuf el-Dilemi, von Chosroes nach Jemen gesandt; 14) Ebu Mahmud Eldschan oder En-Nedschari; 15) Mohammed Ibn Rebiaa; 16) Moawije. Von den Jüngern: 1) Oweis el-Karni (nicht Awwis-Al-Karani); 2) Kaabal-achbar (nicht Kaab-Al-Habbár); 3) Emin Ibn Soweid; 4) Ibn Schedid; 5) Ebu Naim, der erste Muesim Jerusalems; 6) Ebu Dschaafer; 7) Chalid Ibn Moaad, der alle Morgen vierzigtausend (?) Gebete verrichtete; 8) der Chalife Abdol-Melik, der Erbauer der Moschee; 9) der Chalife Abdol-Asis; 10) Mohammed Ibn Wasi; 11) der Chalife Welid, der Sohn Abdol-Melik's, der Erbauer der Moscheen von Damaskus und Kairo, und Ausbesserer der von Jerusalem; 12) Suleiman, der Sohn Abdol-Melik's des Chalifen; 13) Suleiman Ibn Tarchan; 14) Ebu Enba El-Chawaß; 15) Tur Ibn Jesid; 16) der Imam Mohammed Ibn Idris; 17) Ibnol Haris; 18) Abdallah el-Omari; 19) Rachtum, der Einsiedler; 20) der Imam Abdulfadhl, der Verfasser des Werks über die Trefflichkeiten Jerusalems, gest. i. J. d. H. 507. Diese Trefflichkeiten (Fadhail), welche der Verfasser Eingangs als wonders, marvels und virtues variirt hat, übersetzt er in den Noten (S. 492) gar als wondrous privileges; und eben da vermuthet er, das Wort Monaseret, d. i. Betrachtung, bedeute Spiegel (mirrors, or looking-glasses); Spiegel heißen aber Menasir und nicht Monaseret. Das Schätzbarste der Noten ist der Excurs über die Identität Chidhr's (des Allbegrüners, des Lebensquells) mit St. Georg (dem Feldbebauer), und die Untersuchung, ob der Schutzheilige Englands derselbe mit dem arianischen Bischof von Alexandrien oder mit dem syrischen Martyr, dessen Grab zu Lydda; jener war aus Epiphania in Cilicien, dieser ein Capadocier, und Hr. R. zieht daraus mit Recht wider Gibbon den Schluß, daß der h. Georg, der Bekämpfer des Drachen, der Vorkämpfer christlicher Legionen, der zu Lydda begrabene Martyr, und nicht der verrufene Bischof von Alexandrien sey.

Ueber Aegypten liegen uns, außer der schon oben erwähnten Pilgerfahrten Nr. 5 und 14, aus welchen über Aegypten noch weniger zu lernen, als über Syrien, die Werke von fünf Reisenden vor, deren zwey Engländer und drey Franzosen, nämlich die Marmont's, Cadalvene's, Scott's, Wilkinson's und Lane's; das letzte, womit wir diese Anzeige beschließen werden, ist ausschließliches Sittengemälde, das vorletzte ausschließlich topographisch; von den drey reisebeschreiben-

den sind die beyden französischen bey weitem die vorzüglicheren, das englische enthält, ungeachtet seiner Oberflächlichkeit, doch manches Neue und für Reisende Brauchbare; aber weder Scott's noch Cadalvene's Werk können sich an Gehalt und Interesse dem des Hrn. Herzogs von Ragusa zur Seite stellen, in welchem sich durchaus der einsichtsvolle und kenntnißreiche Krieger und Staatsmann bewährt, der zwar dem Vizekönige Aegyptens großes, durch große Unternehmungen verdientes Lob ausspricht, aber keineswegs durch die ihm erwiesenen außerordentlichen Ehren bestochen, die Kehrseite der Medaille verhehlt. Der beständige Rückblick auf den ägyptischen Feldzug des Marschalls unter Bonaparte gibt diesem Reisewerke einen besonderen Reiz und Vorzug vor allen anderen, und die am Ende des dritten Bandes hier zum ersten Male in ihrer vollen Ausdehnung kund gemachten Berichte und Aktenstücke sind schon dadurch werthvoll, daß die von dem Directorium in der Kundmachung unterdrückten Stellen der ägyptischen Berichte hier mit durchschossener Schrift besonders herausgestellt sind. Von allen bisher über Aegypten erschienenen Werken gewährt keines so tiefe und klare Einsicht in das Maschinenwerk der Staatsverwaltung Mohammed Ali's und ihrer Hebel, deren bedeutendste die Ausländer, meistens Franzosen, nämlich der am 12. September 1837 als Vizeadmiral der Flotte verstorbene Bessonbeg, der Schöpfer der ägyptischen Marine (ein für Mohammed Ali unersetzlicher Verlust); Cerisi, der Schöpfer seiner Artillerie; Steinbeg, die Seele der Waffenfabrik; der Engländer Galloway und der Franzose Joumel, die Bethätiger des Fabrikwesens; Boghosbey, der Armenier von Smyrna, als Pfortendolmetsch, die Seele der auswärtigen Politik; der Franzose Selves von Lyon, heute Suleimanpascha; der Ingenieur Linan, die Seele des riesenhaften Unternehmens der großen Wasserbauten am Nile zur gleichmäßigen Vertheilung des Wassers durch ganz Aegypten; der Dr. Clotbeg, an der Spitze der medicinischen Schule, Spitäler und der naturhistorischen Lehranstalt; diese befinden sich zu Abu Sabel, sechs Lieues von Kairo, in der Nähe des alten Heliopolis, wo schon im höchsten ägyptischen Alterthume die Priesterschulen blühten. Der Hr. Marschall begab sich dahin über die Ebene von Chankah *), wo er i. J. 1798 campirte, und wo Bonaparte

*) Dieses ist durchaus ganz unverantwortlicher Weise als Kauka gedruckt, während die wahre Aussprache und Schreibart aus dem Namen des Klosters, خانقاه, nach welchem diese Ebene benennt ist, erhellt.

in dessen Zelte die Nachricht des Flottenbrandes von Abukir erhielt. Die Rede, mit welcher Bonaparte die anwesenden Offiziere zu ermuthigen suchte, ohne dadurch jedoch weder sich, noch dieselben über das große Unglück zu täuschen, ist als rhetorische Improvisation höchst merkwürdig, und ein Gegenstück zu der von Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio an seine Generäle gehaltenen, welche (noch nirgends gedruckte) Recensent aus dem Munde des Bolschafters Marschalls Maison gehört; jene schloß mit dem prophetischen Epiphonem: Nous sommes peut-être destinés à renouveler la face de l'Orient, à placer nos noms à côté de ceux des plus illustres de l'histoire ancienne et du moyen âge! (III. 199).

Alexandrien mit der Pompejussäule und der Nadel der Kleopatra ist so vielfältig beschrieben worden, daß darüber kaum etwas Neues aufgefunden werden dürfte; dennoch ist dieß der Fall zwar nicht in den Werken Geramb's und Scott's (bey dem letzten ist die Lithographie der Ansicht wohl gerathen), aber wohl im Werke des Hrn Marschalls M., welcher wahrscheinlich macht, daß die sogenannte Pompejussäule ursprünglich Alexandern errichtet, erst zur Römerzeit mit einem Standbilde Diocletian's auf dem Gipfel geschmückt worden sey. Mit Gewißheit läßt sich übrigens hierüber etwas eben so wenig behaupten, als über die Epoche der Grabung des großen Felsenbrunnens im Schlosse zu Kairo, welcher der Josephsbrunnen heißt; die Volkssage schreibt denselben dem ägyptischen Joseph zu; Reisende, darunter der Herzog von Ragusa, halten den großen Herrscher zur Zeit der Kreuzzüge, Jusuf Ssalaheddin, für den Urheber; das letzte läßt sich jedoch nicht historisch beweisen, da in dem Werke Makrisi's, welches sehr umständlich von dem Baue des Schlosses und von der i. J. d. H. 712 (1312) unter der Regierung Melik Naßir's dorthin für dasselbe angelegten vier Wasserschöpfmaschinen des Brunnens selbst gar keine Erwähnung geschieht. Den Bau des Schlosses leitete der Verschnittene Karakusch, dessen Name nichts als das türkische Karagöſ (Schwarzaug), von dessen Witz und launigen Einfällen die arabischen Geschichten Mehreres melden, und der noch im türkischen Schattenspiele sich bis heute als der Harlekin desselben behauptet hat. Statt bey der Beschreibung der Denkmale Alexandriens mit Scott oder bey der des glänzenden Empfanges des Vizekönigs und seiner Aufmerksamkeit für den Herzog von Ragusa zu verweilen, heben wir lieber vorzugsweise statistische und neue Daten aus.

Nach Cadalvene zählte die ägyptische Flotte im May 1835 ein Kriegsschiff von 130, eines von 110, vier von 100, eines von 80, vier Fregatten von 60, zwey von 48, vier Corvetten

von 22—24, drey Briggs von 20, vier von 16—18 Kanonen, zwey in England gebaute Dampfschiffe; auf dem Stapel lagen zwey Linienschiffe von 100, eines von 80 Kanonen, eine Lastcorvette von 600 Tonnen und ein Cutter. Diese Aufzählung ist vollständiger, als die des Herzogs von Ragusa, der nur sieben Linienschiffe, sechs Fregatten, aber mit ihren Namen aufzählt (III. 186). Unter dem Admiral, Vice-Admiral und Contre-Admiral stehen die Binbaschi, d. i. die mit dem Range eines Obersten bekleideten Kapitäne von Kriegsschiffen; die Ssagh kol aghaleri, d. i. die Fregattenkapitäne; die Ssol kol aghaberi, d. i. die Corvettenkapitäne; die Jüsbaschi, d. i. die Lieutenante und der Efendi (maître d'équipage). Die Armee bestand aus 24 Regimentern der Infanterie zu 4 Bataillonen, das Bataillon zu 800 Mann, das Regiment zu 3200, macht 7400; zwey Regimenter der Infanterie der Garde 3200; dreyzehn Regimenter der Kavallerie zu 6 Eskadronen, das Regiment zu 840, macht 10920; ein Regiment der berittenen Garde 840, ein Regiment syrischer Kavallerie 840, zwey Regimenter Artillerie zu Fuß 3000, zwey Regimenter Artillerie zu Pferd 3000, sechs Bataillons Veteranen 2400, zusammen 101,000. Da die entfernten Regimenter von Mekka und Kordofan nicht als complett betrachtet werden können, so schätzt C. den effectiven Stand der regulären Infanterie und Kavallerie nicht höher als auf 69,000 Mann; die irregulären Truppen: Infanterie 3500, Kavallerie 7600, Hülfstruppen der Beduinen 12,000, zusammen 19,800. Die jährliche Einfuhr berechnet C. auf zwey und funfzig Millionen Franken, die Ausfuhr auf funfzig Millionen; was die Regierung in den Handel gibt, wird baar bezahlt oder in Terminen, die Baumwolle ausgenommen, für welche die europäischen Kaufleute im Voraus Kontrakte abschließen müssen, und welche, wie sie einläuft, in einem großen Magazine (Schune, d. i. Scheune) aufbewahrt, und von dort den Interessenten abgeliefert wird. Scott beschreibt das Arsenal der Marine, in dessen Magazinen alles, was zur Rüstung und Einrichtung eines Schiffes nöthig ist, sich befindet, sogar bis auf Haarbürsten. Die Offiziere sind sehr gut bezahlt; der Kapitän eines Linienschiffes hat 300 spanische Thaler monatlich, die Unteroffiziere von 175 bis 200 Piaster, die Matrosen von 15 bis 55. Das ägyptische Münzsystem ist sehr einfach; Goldstücke von 5 bis 9 Piastern, die Silbermünze der Piaster, der halbe und Viertel-Piaster; i. J. 1834 war der ägyptische Piaster 2 Sh. und 1/2 D. werth. Die Reiseunkosten sind unbedeutend; ein Dromedar kostet des Tages 16, ein Kameel 12, ein Esel 4 Piaster. Nach Kapitän Scott's Ansicht ist das Delta nichts weniger als ein Produkt

des Nils, und würde von dem Einbruche des Meeres schon längst weggeschwemmt worden seyn, wenn diesem nicht die Reihe niederer Kalkfelsen widerstände, welche sich längs der lybischen Küste hinziehen. Rosette's lachende Umgebung malt C.: Ses jardins surtout sont remarquables, si toutefois quelques kiosques, entourés de berceaux ou ombragés de bouquets de bananiers et d'acacias, suffisent pour faire donner le nom de jardins à de vastes vergers arrosés par de petits ruisseaux, et où croissent pêle-mêle et presque sans culture les arbres fruitiers de l'Europe et ceux de l'Afrique (p. 32). Um so minder reizend ist das Gemälde, welches Sc. von der Stadt selbst entwirft:

„Rosette (arabisch Reschid) ist eine Masse verfallener Häuser, welche eine ansehnliche Strecke Grundes auf dem linken Ufer des westlichen Nilarms deckt; in seinen besten Tagen muß es eine hübsche Stadt gewesen seyn, es soll 15000 Einwohner enthalten haben; heute beträgt die Bevölkerung nicht die Hälfte; kaum ein Paar Dutzend Gebäude sind in einem leidlichen Zustande, selbst die Wohnung des Gouverneurs, der öffentlichen und fränkischen Beamten, und die jüngst für die Truppen erbauten Kasernen mit einbegriffen; in der That nichts, was nur irgend einer Stadt gleichschaut, kann elender seyn; es ist die Mumie einer vormals blühenden Stadt; die eine Hälfte der Stadt in Ruinen, die andere von Bettlern bewohnt; die Straßen eng, ungepflastert, schmutzig über alle Beschreibung, und nach einem Regen (der im Winter fast immer fällt) fast undurchgängig. Selbst die Gräber und Grabstätten, welche sonst von den Moslimen mit Sorge erhalten werden, sind verwahrlost und zerwühlt.

Die Früchte fand Sc. nicht so gut, als sie aussehen; die Citronen, Limonen und Orangen minder gut als die spanischen, die Cedrate (limes) unter den westindischen, selbst die Datteln nicht so gut als die westafrikanischen, daß Gemüse groß, aber geschmacklos. Die Stadt hat zwey Baumwollenfabriken, eine Gärberey, eine große Schmiede und zahlreiche Reismühlen, alle von Mohammed Ali errichtet, als ein Ersatz für den Verlust, welchen Rosette's Handel durch die Eröffnung des Kanals von Rosette erlitt. Dieser Kanal, der gegenüber von Fua mündet, seinen Namen von Sultan Mahmud und funfzehn Lieue's in der Länge hat, ward nach C. in achtzehn Monaten durch 100,000 Fellah-Männer und Weiber gegraben, von denen mehr als 20,000 durch Hunger und Krankheiten zu Grunde gingen.

Damiat hat noch einige Wichtigkeit durch seinen Handel mit Reis, den es gegen syrischen Tabak umtauscht; die Bevölkerung beträgt nicht über 20,000 Seelen; die Luft ist gesünder, als nach den vielen Reispflanzungen zu vermuthen; die Stadt genießt des mildesten Himmelsstriches in Aegypten. Der See

von Menzalé (Mensele) [1]), über welchen Andreossi in dem großen französischen Werke über Aegypten eine Abhandlung geschrieben. Die Römer zahlten einen Theil ihres Tributs in Fischen dieses Sees, aus denen man heute Oel macht. Le plus remarquable est le flammant, des langues duquel on retire maintenant de l'huile, au lieu de les manger, comme du temps des Romains, qui en étaient très friands. Der Reis, welcher um den See wächst, ist sehr schmackhaft, was vermuthlich dem mit Salz geschwängerten Boden zuzuschreiben. Der Reis trägt im Delta das Achtzigfache, und Damiat allein 50,000 Ardeb; der Ardeb von Damiat hat 225, der von Rosette 156, der von Kairo 104 Okka (2½ Pf.) [2]). Die Fischerey und die Vogeljagd des Sees ist jährlich um anderthalb Millionen (16000 Pf. St.) verpachtet; die Fische werden zu Matarije eingesalzen, und entweder zu Kairo verzehrt oder nach Syrien und dem Archipel verführt. Scott ging längs des Kanals Moif (vom Chalifen Moisli dinillah so benannt) nach Tanis (das alte Tennis), heute von den Einwohnern Alt-Damiat genannt. Die Ruinen von Ssan (das Zoan der Schrift) sind weitläufig und interessant; die Stadt war nur wenig erhöht, aber durch Dämme, deren Spuren noch sichtbar, wider die Ueberschwemmungen des Nils gesichert. Ueber den Ursprung des Sees von Mensele und des von Tanis weiß kein Reisender, und auch selbst Andreossi nichts zu berichten. Mesudi's berühmtes geschichtliches Werk: Die goldenen Wiesen, gibt darüber in dem XXVII. Hauptstücke, welches von Aegypten handelt, Bericht: Im J. 251 d. H. (865) ward die Landschaft Tanis unter Wasser gesetzt, einige der Dörfer, wie Sinur und Aune [3]), ragten wie Inseln über dem Wasser hervor. Die Ruinen von anderen bilden den Hügel Abulkum [4]). Dieß ist der Ursprung des Sees von Tanis; aber ein Jahrhundert vor der Eroberung Aegyptens veranlaßte, wie Mesudi erzählt, der Einbruch des Meeres und die Entstehung des Sees Menselat die Unvorsichtigkeit eines Befehlshabers von Farma, welcher von da

---

1) منزلة, wie es Mesudi hat, und nicht منزالة, wie es im Dörferverzeichnisse Jomard's steht, ist die richtige Schreibweise.

2) Cadalvene I. 42.

3) عونة und سنور finden sich in dem von Jomard herausgegebenen Verzeichnisse der Dörfer Aegyptens nicht.

4) Dörfer, welche den Namen Kum führen, gibt es eine Menge in dem erwähnten Verzeichnisse.

einen Kanal an's Meer führen wollte, um die Wege des Handels zu erleichtern. Selbst in dem Namen des Sees Menselet, d. i. der Eingelassene, liegt die Geschichte seines Ursprungs. Ueber die obigen, aus Ueberbleibseln von Gebäuden und Menschengebeinen entstandenen Hügel, befindet sich im Mesudi eine höchst wichtige Stelle. Es ist unbegreiflich, daß die französischen Orientalisten, welche an der Herausgabe des großen Werkes über Aegypten gearbeitet, selbst Deguignes und de Sacy, hievon keine Kunde genommen, wiewohl jener aus den, auf der Bibliothek zu Paris befindlichen drey Handschriften Mesudi's schon im ersten Bande der Notices et extraits, der zweyte aus Makrisi in seiner Chrestomathie namhafte Auszüge geliefert hat. Auf dem Wege von Damiat nach Tanis kam Scott durch Kjafr Sijad, und eine Miglie davon an den Kanal von Salgamun, in dessen Nähe die Stadt Bejar (Biar), wo gerade Markt war; dann über den Kanal setzend, auf der Straße von Tanta nach Minijet Bejar, d. i. eine Moschee und einige Lehmhütten, eine Viertelmiglie von Bejar; drey Miglien weiter nach Berme (Birmeh), dann nach Mahallet Mahun (2 M.) zu dem neu eröffneten Kanale von Schibin, und endlich nach Tanta, welches durch die Wallfahrt zu dem Grabe des großen Scheichs Seid el-Bedewi und durch seine drey Märkte berühmt. Die Beschreibung dieser Märkte und der Moschee befindet sich schon in dem großen Werke über Aegypten, in Rifaud's Gemälde Aegyptens und Nubiens, und auch andere Reisende haben dieser Moschee und des großen Heiligen Seid el-Bedewi erwähnt, welcher mit dem Scheich Ebusuud el-Dscharihi einer der berühmtesten Heiligen Aegyptens. Beym Geheimnisse des Scheichs Ebusuud el-Dscharihi! bat der verlarvte Bey Dschanberdighasali den Sultan Tumanbay, als er ihm die Lanze auf die Brust setzte, ihn entrinnen zu lassen, und so ward ihm das Leben gerettet, wie manchem Neueren das Geheimniß der Kinder der Witwe Nephtali in der Schlacht das Leben gerettet hat [1]). Der Scheich el-Dscharihi starb erst i. J. 930 (1523), so daß er ein Zeitgenosse Tumanbai's [2]). Der große Scheich Seid el-

[1]) Gesch. des osm. Reichs II. Bd. S. 503 und 663 nach Suheili.

[2]) Seine Biographie, die 355ste in Scharani's großem biographischen Werke der Scheiche: Lewakihol-enwar, d. i. die Melkkameele der Lichter, Bisirr, d. i. beym Geheimnisse! könnte auch beym Grabe! übersetzt werden, wenn diese Begebenheit nicht sechs Jahre vor dem Tode des Scheichs Statt gefunden hätte.

Bedewi, d. i. der Herr der Beduinen, starb i. J. 675 (1276)[1]. Der Weg Scott's von Tanta (Tant) nach Mahallet el-kebir ging durch Ragdi, Schebschir, Mahallet Rogh (soll Ruh heißen) und Ssaft; die drey letzten befinden sich in Jomard's Dörferverzeichniß im Districte Mahallet el-kebir, aber nicht das erste. Mahallet el-Kebir, 19 Miglien von Tanta, 4 von Semenud entfernt, ist besser als die meisten ägyptischen Städte gebaut, und hat eine Bevölkerung von 8000 Seelen. Semenud, am linken Ufer des zu Damiate mündenden Arms des Nils, liegt 4 Miglien unter Abußir (das alte Busiris). Belbeis ist eine große und schlecht gebaute Stadt; fünfthalb Meilen von Belbeis ist eine große steinerne Brücke von drey Jochen, deren Bestimmung für Scott ein Räthsel, indem es absurd wäre, wenn Mohammed Ali den neu gegrabenen Kanal, welcher mit dem alten von Schibin nach Belbeis in Verbindung steht, zu einer Vertheidigung des Delta hätte machen wollen. Zu Semenud, sagt Makrisi[2], bestand ein Tempel mit einer Inschrift von Sculpturen von Kriegern, Eroberern Aegyptens; die gleich darauf folgende Stelle über die Stadt Belbeis bestätigt Scott's Meinung, daß das Land Goschen der Schrift nirgends anders als hier zu suchen sey, wo Zoan noch in seinen Ruinen als Ssan bekannt.

»Die Stadt Belbeis wird im Pentateuchus das Land Dschaschan (Goschen) genannt; hier ließ sich Jakob nieder, als er seinem Sohne Joseph entgegenging, und denselben im Lande Goschen ansiedelte. Ibn Said sagt, daß sich das Gebiet von Belbeis bis nach Warida erstrecke, welches das Ende Aegyptens, worauf El-Arisch der Anfang Syriens. Ebu Obeid el-Bekri sagt, daß der Name Belbeis ausgesprochen werde. Ibn Chordadbe sagt in seinem Buche der Straßen und Länder, daß zwischen Belbeis und Fostat 24 Meilen; und Wakidi erzählt, daß Amru Ben el-Aaß bey seinem Eintritte in Aegypten hier Armanusa, die dem griechischen Kaiser verlobte Tochter des Mokawkas, gefunden und geraubt habe. Seit dem J. 806 (1403) verfiel die Stadt.«

Makrisi erwähnt unmittelbar nach Belbeis des Gebietes Waridet[3], welches in Hartmann's Edrisi Africa (p. 406)

---

[1]) Mouradjea d'Osson, T. IV. p. 623. In die Moschee des Seid el-Bedewi flüchteten im J. 1768 die hart bedrängten Scheiche der Mamluken (Gesch. des osm. Reichs VIII. 561), und einer der Bege, welcher in diesen Unruhen eine Rolle spielte, hieß Tantawi (Geschichte Feraissade's II. S. 1040).

[2]) I. Bd. S. 261.

[3]) وراده, nicht وارده,

Warada heißt; er gibt die folgenden Entfernungen, von Ramla in Syrien angefangen nach Ibn Chordadbes geographischem Werke: von Ramla nach Esdud 12 Miglien, Ghasa 20 M., El-Aarisch 24 M., Waridet 18 M., Aarib 20 M., Ferma 24 M., Harir 30 M., Kaßira 24 M., die Moschee Kodhaa's 18 M., Belbeis 21 M., Fostat 24 M. Makrisi sagt, daß er das Datum der Inschrift der Moschee zu El-Waridet 408 mit dem Namen Hakim Biemrillah's gelesen; gleich darauf sagt er von Ssalihije, daß dasselbe seinen Namen vom Herrscher el-Melik eß-ßalih Nedschmeddin Ejub, dem Sohne Kjamil's, des Sohnes Aadil's Ebibekr Ben Ejub habe, der dasselbe erbaut. Sowohl Cadalvene und Breuvery als Scott verbreiten sich bey ihrer Reise durch das Delta über die Fellah, d. i. die Feldbebauer Aegyptens; die ersten überblicken kurz die Geschichte der früheren Besteuerung von der Zeit Ssalaheddin's angefangen, wo die Kultur des Bodens Bauern (Fellah) anvertraut ward, welche die Leibeigenen des Grundbesitzers, die weder verkauft, noch freygesprochen werden konnten. Das ganze Land war in 24 Theile (Kirat) getheilt; vier Theile bildeten die Krongüter des Sultans, zehn die militärischen Lehen, zehn gehörten den Emiren (der Mamluken). Die gewaltsamen Eingriffe der letzten in das militärische Eigenthum veranlaßten den Sultan Ladschin zu einem neuen Kataster, vermög dessen er den Emiren und Kriegern nur eilf Kirate anwies, und sich neun vorbehielt; er fiel als Opfer der daraus entstandenen Unzufriedenheit. Sein Nachfolger Naßir führte einen neuen Kataster ein, vermöge welchem zehn Kirate dem Sultan, vierzehn den Emiren und Kriegern gehörten. Die Gewaltthätigkeit, womit die Emire die Ländereyen an sich rissen, veranlaßte die Besitzer, dieselben vielfältig in Wakfe, d. i. fromme Stiftungen, zu verwandeln, welche von Abgaben befreyt, und deren Einkünfte der Stifter und seine Familie bis zum Erlöschen derselben bezog. Die Sultane Selim und Suleiman bestätigten die alten Rechte der Bege der Mamluken. Für die Einhebung der Staatseinkünfte wurden aber die Kjaschife (Kreishauptleute) und Scheiche, und unter ihnen Agenten, welche den Numen Multesim (Pächter) führten, verantwortlich gemacht. So blieb's, bis zur Vernichtung der Mamluken durch Mohammed Ali, welcher nicht nur alle Güter derselben, sondern auch die der Wakfe einzog, und sich zum einzigen Eigenthümer alles Landes in Aegypten erklärte. Eine Kopfsteuer von 15 bis 500 Piaster traf die ganze Bevölkerung; dieselbe beträgt 70,000 Beutel, d. i. zehn Millionen Franken. Die Nichtmoslimen zahlen außerdem noch den Charadsch,

der aber nicht mehr als vierhundert Beutel beträgt, und zur Appanage Ibrahimpascha's gehört. Herr des ganzen Landes, vertheilt Mohammed Ali dasselbe an die es bebauen wollen gegen eine Abgabe je nach Beschaffenheit des Grundes von 17 — 28 Bataken (spanischen Thalern), unter der Bedingniß, daß die besten der verliehenen Joche mit Baumwolle, Indigo, Hanf, Opium und Zuckerrohr bebaut werden, deren Erträgniß die Regierung nach dem von ihr bestimmten Preise kauft, und sich den Verkauf ausschließlich vorbehält. Noch vor einigen Jahren kaufte Mohammed Ali den Bauern ihre ganze Getreidefechsung ab, und zwang dann dieselben, ihr eigenes Bedürfniß um erhöhten Preis zurück zu kaufen: abet seit 1833 begnügt er sich mit ungeheuren Abgaben, und läßt ihnen den nichtigen Ueberschuß. Da der Indigo und die Baumwolle den größten Nutzen verschaffen, so dürfen nur ein sehr kleiner Theil der Grundstücke mit Getreide bebaut werden. Nach dem Besteuerungssysteme, wenn dasselbe auch nur so wie es ist aufrecht erhalten würde, müßte dem Producenten ein Drittel des Ertrags bleiben, aber auch dieser bleibt nicht dem Fellah, der kaum so viel hat, um nicht Hungers zu sterben. Dagegen sagt Scott:

»Die Nahrung des arabischen Bauers besteht in einer Art von Brot, das von grobem Mehl in runden, dünnen Fladen gebacken, oder gewöhnlicher in Durraa, Reis, Gemüse, Datteln, Milch, Honig, gesalzenen Fischen und gelegenheitlich Fleisch. Andere mögen hierüber sagen was sie wollen, ich ging nie durch ein Dorf zur Marktstunde, ohne einen Ueberfluß von Gemüse zum Verkauf zu finden, eben sowohl als Eyer, frisches Fleisch und gesalzene Fische. Ich meine keineswegs zu behaupten, daß alle Fellah Fleisch essen, oder auch täglich alle die oberwähnten Artikel; aber so viel behaupte ich für gewiß, daß die Bauern hier im Delta eben so wohlgenährt sind, als in den meisten anderen Ländern; sie sind sehr enthaltsam, und hierin wesentlich von einigen anderen ihrer Brüder Moslimen verschieden, welche vollkommene Schlemmer; dem beständigen Gebrauche der Pfeife, welche die Eßlust tödtet, mag vielleicht diese Tugend der Enthaltsamkeit zugeschrieben werden. — Die Bewohner des Delta sind mild in ihren Manieren, verständig, nüchtern und gastfrey, aber träge, verschlagen und mißtrauisch. Wie man sich der Wüste naht, ändert sich sowohl das Aussehen als das Benehmen der Bewohner merklich; sie sehen rußiger und schlechter aus, sind weniger leicht zu behandeln, schreyender und betrügerisch; man merkt eine starke Mischung von Beduinenblut; der Charakter des Arabers ist derselbe, aber in einem weniger cultivirten Zustande (I. 143).

Nach Cadalvene und Breuvery beträgt die Indigo-Ernte jährlich 10,000 Okka (225,000 Pfund), deren Sechstel im Lande verbraucht wird; der Ertrag der Seidenwürmer, zu deren Kultur fünfhundert Araber aus Syrien berufen wurden, betrug i. J. 1833 zwölftausend Okka von drey Millionen Maulbeerbäumen; der Anbau des Hanfs. der vormals 80,000 Okka

betrug, ist heute durch den der Baumwolle auf viertausend beschränkt. Der reichste Ertrag ist die Baumwolle; i. J. 1833 betrug sie aber nur 60,000 Zentner, woran der syrische Feldzug und die immer zunehmende Entvölkerung des Landes schuld. Nach den genauesten Berechnungen wird die Bevölkerung angegeben wie folgt: Türken 15,000, Fellah 1,800,000, Kopten 145,000, Nubier 7000, Mamluken 4000, französische Mamluken 15, sechzehn arabische Hirtenstämme 56,000, vier und dreyßig nomadische 150,000, zusammen also Beduinen 206,000, Griechen und Syrier 8000, Armenier 1500, Juden 3500, Neger 5000, Negerinnen 13,000, Europäer 50,000, Summe 2,213,015. Ueber Fostat und Kairo wiederholt Scott das längst Bekannte; er nennt das erste statt Mißr-aatik Mesr Anteekeh; er schätzt die Bevölkerung Kairo's auf eine halbe Million, worunter 25,000 Kopten; er berechnet die Kosten der Dampfmaschine der Baumwollfabrik zu Bulak auf 6 Pfund St. auf zwölf Stunden, während der Taglohn von dreyhundert Arabern, den Kopf zu Einem Piaster gerechnet, nicht mehr als vier Pf. St. beträgt. Die Baumwolldruckerey beschäftigt 5—600 Leute, und liefert jährlich 1500 Stück von 38—40 Ellen *); außerdem besteht zu Bulak eine Fabrik, um Halstücher zu drucken, und eine Kupfermühle; das Maschinenwerk ist englisch, das Kupfer russisch. Die Kupfermühle ist fast ausschließlich mit der Bereitung des für den Schiffsbau nöthigen Kupfers beschäftigt. Die große Moschee Ibn Taulun's (bisher von Reisenden und Orientalisten irrig Tulun geschrieben und ausgesprochen) nennt Hr. Sc. the mosque of Taglioum. Hr. Sc. meint, daß die Gräber der Chalifen irrig so benannt seyen, weil kein Herrscher Aegyptens den Titel Chalife geführt. Der Irrthum ist auf seiner Seite, denn nach dem Umsturze des Chalifats von Bagdad residirten zu Kairo die Schatten-Chalifen des Hauses Abbas, durch deren Belohnungsdiplom die Herrschaft der Sultane der Mamluken erst die Legitimität des Islams erhielt. Die Geschichte des Nilometers auf Raudha oder Rodha (das arabische Wort heißt Garten, verwandt mit Rhodos) ist ausführlich in dem großen Werke über Aegypten und Anderen gegeben, woraus Hr. Sc. seine Zweifel über das Alter des Nilometers hätte beschwichtigen können. I. S. 220 beschreibt Hr. Sc. ausführlich eine Wahrsagerscene, wo ein Knabe unter eintönigem Gesumme des Meister Zauberers aus der mit Tinte gefüllten hohlen Hand die Figuren, die er darin sieht, ausspricht und deutet. Diese Beschreibung ist die Kehrseite von dem, was

*) Den Pic schreibt Sc. Pike oder beak!

Lane über die Wahrsagerkünste der heutigen Aegypter Unglaubliches erzählt; bey Lane kömmt nichts als lautere Wahrheit, bey Sc. nichts als eitle Lüge heraus. Lane scheint wirklich vollkommen geäfft worden zu seyn, und das Unglaubliche, was er von der Seherkraft dieser Wahrsager erzählt, ist das einzige, was die Wahrheit seiner übrigen Beschreibungen (mit Unrecht) verdächtigen konnte.

»Die Täuschung,« sagt Hr. Sc., »wird augenscheinlich durch stufenweise Steigerung der durch Aberglauben oder andere Ursachen hiezu vorbereiteten Gefühle zu dem erforderlichen Zustande von Aufregung hervorgebracht. Die außerordentliche Macht der Association bewirkt, wie im Traume, den Glauben des Schlachtopfers, daß es die Gebilde seiner Phantasie wirklich sehe. Das Rauchwerk und die ungewöhnlichen Töne waren schon hinreichend, die Ideen des Knaben abschweifen zu machen; die gezwungene Lage seines Kopfes und sein starres Hinsehen auf die schimmernde Oberfläche des kleinen Tinteteiches in seiner hohlen Hand (in welchem sich sein schwarzes Gesicht und seine schwarzen glänzenden Augen ad infinitum wiederholten) mögen die Mystifikation vollendet haben.«

Zu Batnol-bakar (am Bauch der Kuh), d. i. an der Spitze des Delta, wo der Nil sich in die beyden Arme von Rosette und Damiette theilt, dirigirt dermalen ein Franzose (Mr. Linan), derselbe, welchem die Kammer der Deputirten i. J. 1828 eine Summe von 20,000 Franken zur Entdeckungsreise der Quellen des Nils votirt hatte, das große Werk der Dämmung (barrage) des Nils; durch seine Mittheilung haben sowohl die Herren Cadalvene und Breuvery, als der Herzog von Ragusa die umständlichsten Nachrichten über diesen für die Bewässerung des Delta so nützlichen Wasserbau erhalten, an welchem 12,000 Fellah arbeiten, welche freylich, wie die Herren C. und B. bemerken, besser durch eben so viele Soldaten ersetzt würden. Die ausführlichste Nachricht über den Plan dieses Riesenunternehmens, dessen Ausführung aber vor der Hand aufgegeben scheint, findet sich im Werke des Marschalls Marmont, welchem der dirigirende Ingenieur Linan alle Berechnungen mittheilte. Der große Zweck dieses Unternehmens, welches ausgeführt, alle bekannten hydraulischen Arbeiten an Größe des Umfangs und Wichtigkeit des Erfolges übertreffen würde, ist der dreyfache: erstens zu jeder Zeit und ohne Hülfe der Sakije, d. i. der bisher üblichen Bewässerungswerkzeuge, 3,800,000 Feddan Erdreichs zu bewässern; zweytens zur Zeit des Wachsthums des Nils die großen, im Inneren von Kairo bis an's Meer angelegten Ueberschwemmungsbecken zu nähren; drittens die Schiffahrt auf den beyden Armen des Nils aufrecht zu erhalten. Eben so umständlich, als über diese, ohne gehörige Vorbereitung der Baumate-

rialien und Abrichtung von Werkleuten begonnene hydraulische Unternehmung, ist der Hr. Herzog von Ragusa über den zu wiederholten Malen geführten und unterbrochenen Bau des Nilkanals, welcher Alexandrien mit Wasser versieht; doch ist von diesem und der Entleerung des Sees von Mehadije (nicht Madiéh) in mehreren Werken häufig die Rede gewesen, während die Riesenarbeit der Nildämmung erst durch die hier erwähnten französischen Werke zur gehörigen Kenntniß gebracht wird. Es ist natürlich, daß der Marschall Alexandrien nicht betreten konnte, ohne sich der Schlacht vom 21. März 1801, welche bloß durch Menou's unglaubliche Untüchtigkeit verloren ging, zu erinnern. Da Recensent selbst Augenzeuge dieser Schlacht gewesen, und die türkischen, dem Befehle Sir Sidney Smiths (der in dieser Schlacht durch eine Kugel leicht in der Schulter verwundet ward) untergebenen türkischen Schiffssoldaten auf ihren Posten führte, so kann er die reine Wahrheit der Angaben des Hrn. Marschalls bezeugen; die von diesem, dem Vicekönige zur besseren Vertheidigung Alexandriens und Abukirs gemachten Vorschläge werden wohl gehörig beherzigt worden seyn. Auf dem Wasserwege von Alexandrien nach Kairo berührte M. Marmont die Stadt Fua, die von ihrem Wohlstande herabgekommen, troß der drey heute dort befindlichen Fabriken, deren erste monatlich 24,000 Tarbusche, d. i. rothe Hauben (das Wort ist aus dem persischen Serpusch, d. i. Kopfbedeckung, verstümmelt), liefert; die zweyte eine Baumwollspinnerey; die dritte eine Reisstampfe, worin der Reis enthülset wird. Was der Hr. Marschall von den sichtlich herabgekommenen Palmenpflanzungen, den verwüsteten Dörfern und der verminderten Bevölkerung unumwunden sagt, ist das beste Correctiv der dem Verwaltungssysteme des Vicekönigs in deutschen Zeitungen jüngst gezollten unbedingten Lobhudeley:

Les palmiers qui décorent tous les villages étaient plus nombreux jadis; beaucoup ont été détruits à cause des droits dont ils sont frappés; tous auraient disparu sans doute, si le pacha n'eût décidé que chaque commune serait passible de l'impôt déjà établi, quel que fût le nombre des arbres. — Je fus également frappé du grand nombre de villages en ruine, résultat de la misère actuelle des paysans, et d'une diminution sensible dans la population (III. 230).

Zu Schebreris erinnert sich M. M. des ersten Zusammentreffens der Franzosen mit den Mamluken, welches in dem Bulletin Bonaparte's in eine Schlacht vergrößert ward, und so erinnert er sich vor den Thoren Kairo's der berühmten Niederlage

des Großwesirs Jusuf. Er fand ein ganz anderes Kairo, als das zur Zeit des Feldzugs unter Bonaparte:

La rue principale qui conduit à la citadelle a été élargie, et la circulation est libre et facile à présent, au point de permettre aux voitures du pacha de la parcourir. Les bazars renferment de riches produits du pays, de l'Europe, de l'Arabie et de l'Inde: des milliers d'individus constamment en course, et montés sur ces ânes précieux dont le pays abonde (leur nombre s'élève, dit-on, à cinquante mille), donnent au Caire un mouvement qui rappelle nos plus grandes places de commerce (III. 271).

Der Hr. Herzog von Ragusa überblickt die alten Hauptstädte Aegyptens: Theben, Memphis, Sais, Alexandrien, Fostat und Kahiret. Zu Sais, dessen Ruinen Recensent der erste bekannter Reisender in denen von Silhadschr vermuthet und erkannt, und dieselben i. J. 1801 in Gesellschaft der englischen Reisenden Clarke und Cripps besucht hat (die Ausbeute dieses Besuchs, die vom Recensenten in der umgekehrten Stufe der Moschee vermuthete und gefundene, auf der Bibliothek zu Cambridge befindliche Isisstatue), zu Sais berichtigt der Hr. M. die übertriebenen Angaben Champollions, welcher die 40 bis 50 Fuß hohen Umgangswälle als 80 Fuß hoch angibt. Von den alten Gebäuden Kairo's, namentlich von den Moscheen, hat der Hr. Herzog von Ragusa keine Kunde genommen, vermuthlich weil dieselben schon im großen Werke über Aegypten und in anderen zur Genüge beschrieben worden; dafür spricht er von den neuen Fabriken, von dem Pallaste und den Gärten Schubra's, von der Akademie zu Abu sabel und der Alabaster-Moschee in der Citadelle, welche im Bau begriffen. Die Waffen, welche die Fabrik der Citadelle liefert, haben die Vollkommenheit der französischen; zwey andere Waffenfabriken sind in und außer der Stadt. Zu Turla, zwey Lieues von Alt-Kairo (Fostat), ist die sehr wohl eingerichtete Artillerieschule; die Schüler sind ein Paar Hundert junge Leute von zehn Jahren bis über zwanzig, deren Hälfte zum Dienste des Seewesens bestimmt ist. Zu Damiat besteht eine Schule für das Fußvolk und zu Dschise für die Reiterey. Die Industrie hat ihren Sitz vorzüglich zu Bulak, der Vorstadt Kairo's, aufgeschlagen; hier ist die Tuchfabrik, welche die ganze Armee mit Tuch versieht; eine Baumwollfabrik, in deren einer Hälfte gesponnen, in der anderen die Gespunst zu Zeug verwebt wird; eine Gießerey mit acht Oefen, deren jeder tausend Zentner Metall faßt, mit einer neu erfundenen Blasmaschine; noch fehlen die Steinkohlen, welche, bis Syrien dieselben zur Genüge geliefert, leicht

aus England bezogen werden könnten. Wider die Dampfmaschinen werden Einwendungen aus der immer mit feinem Saude geschwängerten Atmosphäre hergenommen, welche die Wirkung derselben zu beirren droht. Die medizinische Lehranstalt zu Abusabel unter der Leitung Dr. Clot's zählt vierhundert Schüler, darunter auch Weiber, die zu Hebammen gebildet werden. Die für den Unterricht vorhandene Schwierigkeit, daß die Lehrer kein arabisch, die Schüler keine andere Sprache verstehen, wird durch Dolmetsche vermittelt, dieß sind junge Araber (Kopten?), welche französisch sprechen, und einen Kurs der Wissenschaft, in der sie dolmetschen, gemacht. In der Nähe der Lehranstalt von Abusabel ist auch die Veterinärschule und im Pallaste von Schubra ein Marstall. Il est extraordinaire, sagt der Hr. Marschall, que l'on n'ait pas supprimé l'usage pernicieux d'attacher par les pieds les jeunes chevaux à des piquets; il n'y a pas un seul cheval qui, élevé ainsi, n'en éprouve les effets les plus fâcheux, par la manière dont il est placé sur ses jambes.

Zum Sittengemälde der ägyptischen Bajaderen, d. i. der Almen, ist die folgende Beschreibung des von keinem anderen Reisenden so genau geschilderten Minnentanzes ein pikanter Beytrag:

Les danses, qu'accompagne une musique monotone, commencent d'abord par un mélange de mouvements gracieux et voluptueux, mais qui arrivent promptement aux écarts les plus étranges. La plus remarquable est connue sous le nom de l'abeille. Deux danseuses sont supposées piqués par une abeille cachée dans leurs vêtements; elles s'écrient et répètent constamment: »Nach yao! nach yao!« soll heißen: Nachl Jahu! Nachl Jahu! (ah! l'abeille ah! l'abeille!); et, pour la trouver, elles se dépouillent, toujours en dansant, de leurs habits, même de leur chemise, conservant toute fois un manteau de soie noire qui, alternativement, s'ouvre et se ferme, et vole aux yeux des spectateurs. Elles se rhabillent de même, toujours en cadence. On comprend que la vue d'une semblable danse finit par allumer les sens de ceux qui en sont les témoins (III. 314).

Nicht weniger interessant sind die Reste der alten Phallusphorien, wovon kein früherer Reisender Kunde gegeben, und deren selbst Lane's so vollständiges Sittengemälde nicht erwähnt:

Aujourd'hui, le Caire est, de toutes les villes d'Orient, celle où les anciennes moeurs se sont conservées les plus intactes, et si le Phallus n'est plus l'objet d'un culte véritable, il est cependant souvent exposé au public comme un signe de joie. On en voit souvent, dans les danses, des imitations gros-

sières; mais, quelquefois, c'est avec profusion que les rues en sont couvertes, et l'on assure que, lors des réjouissances qui eurent lieu au Caire à l'occasion de la prise de Saint-Jean-d'Acre, réjouissances qui furent très-vives et très populaires, un grand nombre de ces anciennes divinités étaient suspendues à des cordes qui traversaient les rues, et mises continuellement en mouvement pour l'amusement du peuple et à la grande satisfaction des passants (III. 315).

Der Hr. Herzog glaubt, daß eine Anhöhe in der Nähe von Abusabel, welche der Judenberg heißt, die Stätte bezeichne, wo die von den Israeliten für Pharao gebaute Stadt Ramesses gestanden habe. Das Harem des Pascha besteht aus dreyhundert Frauen, und wird mit der größten Ordnung verwaltet. Mohammed Ali steht frühe auf, arbeitet beständig, und ist von den geringsten Dingen, die sein Interesse betreffen, unterrichtet. Telegraphen verkündigen ihm außerordentliche Begebenheiten an der Küste, und Fußboten, die mit einer Schelle am Schienbein immer laufen, bringen in zwanzig Stunden täglich Berichte von Alexandrien nach Kairo. Was der Hrn. Marschall über das Eigenthumsrecht in Aegypten sagt, stimmt ganz mit dem überein, was Rec. hierüber zu wiederholten Malen im Widerspruche mit den in den drey Memoiren Freyherrn Silv. de Sacy's hierüber aufgestellten Grundsätzen geäußert *). Alles Erdreich gehört im Islam von Rechtswegen dem Herrscher, doch wird das Eigenthum des zur Zeit der Eroberung bestätigten Besitzes, das der Staatslehen und der frommen Stiftungen (Wakf) respectirt. Kairo heißt auf arabisch Masr-el-Kaherah, la capitale victorieuse, richtiger Mißr-el-Kahiret (die Stadt die rächende). Das Gemälde des Treibens in Kairo geben C. und B. wie folgt:

Ici, des etropiés étalant leurs plaies hideuses aux yeux des passans, dont ils implorent la pitié; là un personnage passant gravement à cheval, entouré d'esclaves qui frappent impitoyablement tout ce qui gêne la marche de leur maître; plus loin, un Santon à la chevelure longue et sale, et dans un état de nudité complette, nonchalamment couché à la porte d'une mosquée, et recevant avec indifférence les hommages des femmes qui espèrent trouver un remède contre la stérilite dans leurs pieux attouchemens; un bruit rauque et perpétuel de mots durs à l'oreille; des juremens et des disputes à faire craindre du sang; des personnages qui semblent se battre et qui concluent seulement une affaire; et,

---

*) Gesch. des osm. Reichs III. Bd. S. 762.

au milieu de tout cela, un aveugle sur vingt personnes, et seulement un sur vingt ayant les yeux bien sains . . . voilà le tableau que présentent les rues de Caire.

Die große Moschee heißt El-Esher, d. i. die Blühendste, und nicht El-Uhsar (des fleurs); über diese Wortvermengung hat schon Freyherr Silvestre de Sacy im Journal asiatique das Nöthige gesagt, so lang aber selbst Orientalisten zwischen Ashar[1]) die Blumen und zwischen Esher[2]) die Blühendste nicht unterscheiden, ist Nichtorientalisten solche Vermengung nicht zu verdenken B. und C. sagen, daß die zu Kairo gedruckten Werke, in Magazinen aufgehäuft, verfaulen, weil sie Niemand kauft und noch weniger Jemand lies't, und dennoch sind dieselben in Europa so selten, daß dieselben vielleicht nicht Eine Bibliothek vollständig besitzt. Die Stückgießerey und Gewehrfabrik der Citadelle, unter der Direction des Engländers Galloway, liefert jährlich 50 Kanonen, 9000 Flinten, 8000 Säbel; die Münze münzt jährlich 400,000 Drachmen Gold (die Drachme 10 Fr., 50 C.) in Chairija, d. i. Dukaten zu 9 Piastern aus. Im J. 1772 galt der spanische Piaster 90 Madin (Para oder Silberpfennige), zur Zeit der französischen Expedition 150, heute 800! Die Bevölkerung des Nilthales wird folgendermaßen berechnet: Türken 15,000, Fellah's 1,800,000, Kopten 145,000, Nubier 7000, Mamluken 7000, französische Mamluken 15, 16 Stämme Beduinenhirten 56,000, 34 Stämme Nomaden 150,000, zusammen 206,000, Griechen und Syrier 8000, Armenier 1500, Juden 2500, Neger 5000, Negerinnen 13,000, Europäer 5000; die Gesammtzahl 2,213,015. Der Staatsrath zu Kairo heißt der königliche Rath, Muschaweretol-melikije; die Statthalter der Provinzen Mudir, d. i. die, so die Mühle gehen machen; die Kreishauptleute Memur, d. i. die Beauftragten (Beamteten), die Tagebuchführer, welche von jeher auf gut türkisch Rusnamedschi geheißen, werden nun Dschornaldschi (Journalführer) genannt; die Aufseher heißen Nasir, die Exerziermeister Taalimdschi. Die ägyptische Armee recrutirt sich bloß aus den Fellah, indem Beduinen durchaus nicht zu regelmäßigen Truppen taugen. Die Besoldung der Pascha oder Divisionäre kann ohne die Rationen auf 100,000 Franken berechnet werden. B. und C. geben den Sold auch aller anderen Offiziere, nämlich: des Mir-liwa oder Fahnenfürsten (maréchal de camp); des Mir-alai, d. i. Rottenfürst (Oberst); des Kaimakam, d. i. Stellvertreters (Oberstlieutenant); des Bin-

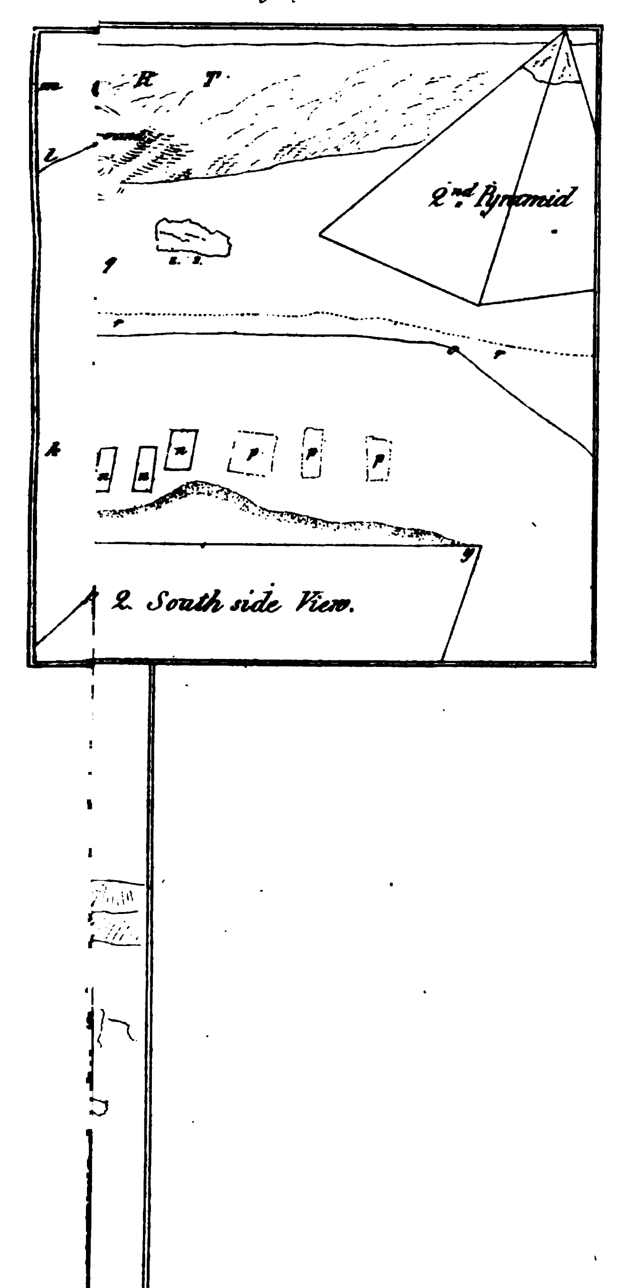
---

1) ازهار 2) ازهر

baschi, d. i. Oberhaupt von Tausend (chef de bataillon); Saghkol-agasi, d. i. der Herr des rechten Flügels (Adjutant desselben); Ssol-kol-agasi, d. i. Herr des linken Flügels (Adjutant desselben); Jüsbaschi, d. i. Oberhaupt von Hundert (Hauptmann); Mulasim, d. i. Adjunkt (Lieutenant); Mulasim-sani, d. i. zweyter Adjunkt (Unterlieutenant); Basch-tschausch (Sergent major); Tschausch (Feldwebel); Onbaschi, d. i. Oberhaupt von zehn (Korporal). Von den militärischen Schulen ist die wichtigste die von Kaßrol-ain, wo zwölfhundert Kinder von sechs bis zehn Jahren arabisch und türkisch lesen und schreiben lernen; die Schule von Abu Sabel zählt 215 Eleven der Chirurgie und Medizin, und in der Veterinärschule lernen 120 Schüler die Anatomie, ausübende Arzney, Botanik und Französisch. Die Schule der Artillerie zu Turla bey Kairo zählt 300 Schüler. Alle diese Schulen sind in ihrer Kindheit: Il est impossible de ne pas remarquer, dans cette imitation de nos institutions, je ne sais quoi d'incomplet et d'inachevé, qui laisse percer l'ancienne barbarie et ne permet pas de croire au succès de toutes ces réformes improvisées. — Près de cent officiers de vingt à vingt-cinq ans, ignorant pour la plupart les premiers élémens de l'arithmétique, assistent à des cours de géométrie et de fortifications, d'ailleurs mal faits, et auxquels ils sont incapables de rien comprendre; au bout de deux ans, on en fait des instructeurs qui remplacent les Européens.

Man zählt heute in Aegypten dreyßig Baumwollfabriken, die jährlich 120,000 Stück Zeug liefern, deren jedes der Regierung sechs Piaster einträgt. Die Leinwandfabriken lieferten eine Million Stücke breiter und dreyßigtausend schmaler Leinwand; doch muß die letzte wenig eingetragen haben, weil der Vicekönig das Monopol aufgegeben, und die Kultur des Hanfs der der Baumwolle geopfert ward. B. und C. beschreiben die vorzüglichsten Fabriken Aegyptens. In einem besonderen Kapitel geben sie die Geschichte Mohammed Ali's; beschreiben dann das Spital von Abu Sabel und die Bibliothek von Kaßrol-ain, welche statt orientalischer Manuscripte, einige Hundert italienischer und französischer Bücher enthält, darunter les Crimes des empereurs ottomans und der Anti-coran oder der Mahométisme dévoilé. Man begreift, daß bey der Stiftung solcher Bibliotheken die alten eben so wenig blühen, als die Schulen an der Moschee Esher gelehrte Scheiche zählen können. Auch der Nilometer ist in einem gänzlichen Zustande des Verfalls, und heute in dem Umfange der Pulverfabrik einbegriffen, welche der Pascha auf den Ruinen der von den Franzosen auf Raudha

Pyramid of Gheesa



2. South side View.

gegründeten errichtet hat. Die Insel Raudha war noch vor einigen Jahren (Recensent kann es vom Jahre 1801 her bezeugen) ein angenehmer Spaziergang unter dem Schatten der großen Sykomoren, der Prater Kairo's; Ibrahimpascha hat sich derselben bemächtigt, um darauf seine Gärten nach europäischem Geschmacke anzulegen.

Man sollte nicht glauben, daß über die Pyramiden noch etwas Neues gesagt werden könnte, aber dem Recensenten wenigstens ist die Bemerkung Scott's neu, daß die von Reisenden für die Pyramide des Cheops gehaltene die des Kephren sey, und umgekehrt. Nach den von Sc. angeführten Stellen Herodot's sind diese Bemerkungen auch richtig; indessen kann über die Richtigkeit dieser Bemerkung nur durch künftige Reisende entschieden werden. Die arabische Inschrift, welche Belzoni in der von ihm zuerst durchforschten Pyramide gefunden, ist noch immer hinsichtlich der darin genannten Personen ein zu entwirrendes Räthsel, da erstens die arabische Geschichte von keiner anderen Eröffnung der Pyramiden, als unter dem Chalifen Mamun weiß, zweytens dieselbe bisher keinen König Ali Mohammed kennt, und drittens auch keiner der Statthalter der Beni Abbas und Beni Ommeije Ali Mohammed geheißen. Seltsam genug, ist dieser räthselhafte Name nur der versetzte Mohammed Ali's, unter welchem Belzoni diese Eröffnung vorgenommen. Den Hrn. Herzog von Ragusa begleiteten an die Pyramiden noch die Erinnerungen der nach denselben genannten Schlacht und der berühmten Stelle aus Bonaparte's Bericht, in welcher die Jahrhunderte von den Stufen der Pyramiden sich emporrichten, um Zeugen französischer Tapferkeit zu seyn. Zweymal steht dort sein Name in der Entfernung von 36 Jahren angeschrieben (1789 — 1834). Er spricht wie andere Reisende von den Ruinen zahlreicher kleiner Pyramiden, welche sich um die große gruppirten, und deren Grundfesten von dem Gipfel der großen Pyramide bey Sonnenaufgang oder Untergang am klarsten sichtbar. Ein englischer Reisender in Aegypten, Mr. John Fiott, travelling Fellow of the University of Cambridge, hat dem Recensenten vor mehr als zwanzig Jahren eine von ihm bey Sonnenaufgang vom Gipfel der großen Pyramide entworfene Vogelansicht der Ruinen der zahlreichen kleinen Pyramiden mitgetheilt, welche damals für die Fundgruben des Orients bestimmt, hier beygebogen zum ersten Male erscheint. Nach dieser Ansicht befinden sich diese Ruinen nur auf der Ost-, West- und Südseite, und die Zahl derselben belief sich gegen hundert. Außerdem daß kein Reisender deren so viel gesehen, vermuthlich weil keiner derselben bey Sonnenaufgang auf dem Gipfel der großen

Pyramide stand, hat auch noch keiner derselben und kein Orientalist der Epoche erwähnt, in welcher dieselben zerstört worden, wiewohl dieses aus Makrisi ersichtlich, welcher erzählt, daß dieselben von Karakusch dem Verschnittenen, Director der Bauten Ssalaheddin's, zum Behufe der Bauten des Schlosses und der Mauern und Bauten Kairo's zerstört worden [1]), Die Herren Cadalvene und Breuvere sowohl als Scott haben außer den Pyramiden von Dschise auch die von Sakara, Daschur und Medun besucht. Sc. bemerkt über die letzte, welche schon halb zerstört, daß die verschiedenen Steinlagen nicht wagerecht gelegt sind, sondern mit einer Senkung nach innen (with a bather inwards). B. und C. bemerken über die Pyramide beym Dorfe Guturi, daß sie die lügnerische (el-Kedab) heiße, weil dieselbe nicht wie die andern, sondern so gebaut ist, daß über den Kern derselben zuerst eine kleine vollendete Pyramide, dann über diese wieder eine andere, über diese eine dritte u. s. w. gebaut ward. Wir begleiten nun unsere Reisenden aufwärts den Nil. Beni Suef (Ptolemaidon), sagen B. und C., heiße die Kinder der Schwerter, wie Behnese die Kinder der Lanze; beydes ist unrichtig; Beni Sueif heißt wohl die Söhne des kleinen Schwertes, aber Behnese hat mit einer Lanze nicht das Geringste gemein [2]). Sc. besuchte noch die Pyramide von Illaun, deren B. und C. nicht erwähnen. Beni Suef, an einer der Mündungen des Kanals Bahr Jusuf gelegen, dankt diesem Umstande seine commerzielle Thätigkeit. Eine große Baumwollenmanufaktur und eine Kavalleriekaserne beleben den Ort. Sc. bezweifelt nicht nur Herodot's Angabe über die Ausgrabung des Sees Möris im Umfange von 450 engl. Meilen und in der Tiefe von 200 Ellen, sondern auch die, seit Herodot gäng und gäbe gebliebene Meinung, daß das Delta angeschwemmter Boden des Nils. Zu Abunnr (Vater des Lichts) ist die

---

1) وهدم الاهرامات الصغار التي كانت بالجيزة تجاه مصر وكانت كثيرة العدد واخذ ما كانت بها من الحجارة بني به القلعة وقناطر

Er (Kárakusch) zerstörte die kleinen Pyramiden, welche zu Dschise, gegenüber von Kairo, in großer Anzahl waren, und nahm die Steine zum Baue der Mauern des Schlosses und der Brücken. (Makrisi unter dem Abschnitte des Baues des Schlosses i. J. 572, auf der k. k. Hofbibliothek II. S. 318.)

2) بهنسى die Söhne der Lanze; نيزه ist um so weniger denkbar, als Nise persisch und nicht arabisch ist.

erste malerische Ansicht bey der Hinauffahrt am Nile. Im Dorfe Fajum's Fidimin ist ein großer Olivenbaum, der jährlich im Durchschnitte 384 Okka Oliven gibt, und für den Vater aller Olivenbäume Aegyptens gilt. Die Kultur der Oliven gedeiht nirgends so wie in Fajum, wo auch die mit Rosen bedeckten Felder, von denen das so berühmte ägyptische Rosenöhl herrührt. Ueber die Fruchtbarmachung Fajum's durch König Möris sagt Hr. M. Marmont (II. 24): Ainsi on peut regarder comme certain que le Fayoum a été un désert aride j'usqu'au moment où le roi Moeris fit exécuter les travaux nécessaires pour y conduire les eaux du Nil. Il n'a point creusé un lac, mais couvert un chemin par lequel les eaux sont venues remplir le bassin qu'avait disposé la nature. Elles s'élevèrent bientôt à une grande hauteur et formèrent une mer intérieure qu'alimentait chaque année le fleuve, alors plus riche en eaux qu'aujourd'hui; mais elles laissèrent un vaste espace qui, arrosé toujours avec facilité, devint le point le plus fertile de l'Egypte. C'est cette plaine inclinée, connue anciennement sous le nom de nome d'Arsinoé, qui compose le Fayoum actuel, dont la fertilité est la même qu'autrefois.

Sc. besuchte und beschreibt die Gräber von Beni Hasan, auf deren dorische Architektur er seinen Widerspruch wider Champollion begründet, daß dieselben nicht altägyptisch, indem er die dorische Architektur für rein griechisch hält; da dieselbe aber sich auch schon in phönizischen Gräbern findet, so wird wohl Champollion Recht haben. Beni Hasan hatte zur Zeit der Mamlukeu eine Bevölkerung von 3000 Seelen, ward aber von Ibrahim, den Beg der Mamluken, zerstört, so daß nichts als die alten Gräber übrig, von denen B. und C. die Namen der Pharaonen nach Champollion geben. Die Zerstörung der Denkmale, welche Hr. v. Prokesch in seiner ägyptischen Reisebeschreibung bloß Europäern zur Schuld legt, wird nach B. und C. von Mohammed Ali selbst systematisch als Finanzquelle ausgebeutet, indem er die Denkmale den Bauern als Steingrube preisgibt, während die Mamluken zwar Reisenden den Zugang zu den Monumenten verwehrten, aber dieselben doch wenigstens schonten.

Singulière manie que celle d'un homme qui fait faire, pour son compte, des recherches d'antiquités, qui entasse des momies dans un magasin, et ne trouve d'autre moyen de soulager les malheureux fellahs du redoublement de charges dont il les accable, que de leur donner à exploiter comme carrières, les monumens, au lieu de montagnes, seulement parce que cela est plus commode! *Achmouneyn*, *Cheïkh-Abadé*, *Kofl*, *Syout*, *Elephantine*, et tant d'autres

cités, sont aujourd'hui veuves des monumens que l'armée française y admira encore, il y a moins d'un demi-siècle.

Die herrlichen Ruinen von Aschmunin (Hermopolis magna) haben zur Anlegung einer Salpeterfabrik gedient, welche die Herren B. und C. beschreiben, so wie Scott die Zuckerraffinerie zu Raramun oder Radamun. Hr. M. Marmont beschreibt diese Zuckerraffinerie, welche er die von Radamont nennt (IV. 51), und gibt ihren jährlichen Ertrag auf 10,000 Centner Zucker und 10 — 12,000 Centner Rhum an. In dieser Gegend sah er die ersten Krokodile, die sich täglich von neun Uhr Vormittags bis drey Uhr Nachmittags an dem Ufer sonnen, und dann wieder untertauchen, und er beschreibt (p. 110) eine Krokodiljagd. Das Krokodil greift den Menschen lieber zu Wasser an, ist furchtsam, flieht wenn man auf dasselbe zugeht, überfällt aber seine Beute jählings wie ein Pfeil; der so unversehens Ueberfallene hat in der Entfernung der ersten hundert Schritte keine Hoffnung zur Rettung, ist aber, sobald er mehr als hundert Schritte vom Flusse entfernt, in Sicherheit. Manfalut ist die Gränze des mittleren Aegyptens (das alte Heptanomis), wo B. und C. das Unheil der ägyptischen Rekrutirung beschreiben, dann die Grotte von Samun, deren Mumien in einem durch Zufall oder Bosheit angesteckten Brande Jahre lang fortbrannten, von denen aber noch unzählige, sowohl menschliche als thierische, vorhanden sind. Sowohl B. und C. als Sc. nennen die bisher von Orientalisten Sojut genannte erste große Stadt des oberen Aegyptens Sijut; daß aber nur das erste die richtige Aussprache sey, beweist die in Kamus gegebene Belautung des Namens dieser Stadt, welche durch den großen Vielschreiber Sojuti in der arabischen Literaturgeschichte für immer verherrlicht ist. Hier ist großer Sclavenmarkt, indem die von Darfur gebrachten meistens hier verkauft werden. Die Herren B. und C. geben die Classification der Sclavinnen mit ihren Preisen. Telati [1]), d. i. die drey Spannen hohen Kinder, 150—200; Rubai [2]), vier Spannen hohe, 300—400; Chumasi [3]), fünf Spannen hohe, 5—600; Sedasi [4]), sechs Spannen hohe, 7—800; Amrad [5]), Jungen von 15 bis 20 Jahren, 4—500; Tachie, d. i. Mädchen mit beginnendem Busen, 1000—1200; Nait [6]) (Nahidet), Mädchen mit schon gebildetem Busen 900 — 1000; Kaßiret [7]),

---

1) ثلاثي 2) رباعي 3) خماسي 4) سداسي 5) امرد 6) ناهدة
7) قاصرة

Weiber von 18 — 25 Jahren, 6—700; Omm Bekr [1]), Weiber die Ein Kind gehabt, 5—600; Omm sani [2]), Weiber die zwey Kinder gehabt haben, 4—500; Usta [3]), schon zur Wirthschaft abgerichtete Weiber, 1000—1500; Murdaa [4]), Ammen, 900—1000 Piaster. Nach Sc. der Preis d'une jolie petite négresse, wie Rifaud sie nennt, 7000 Piaster. Die Bevölkerung wird auf 1200 Seelen geschätzt. Das Seitenstück zum Sclavinnenmarkt von Sojut ist die Verschneidungsfabrik im Dorfe Sawijet el-deir, d. i. Klosterwinkel, das nur von Christen bewohnt, und dessen Einwohner mit ihren koptischen Priestern jährlich dreyhundert unglückliche Negersclaven verschneiden, von denen nur 6—7 auf's Hundert an den Folgen der Operation sterben, und 80 jährlich an Mohammed Ali abgeliefert werden. Der Hr. Herzog von Ragusa erwähnt der Verschneidungsfabrik, so wie andere Reisende, im Vorbeygehen. Der Graf Brazza, der sich in seiner Reisegesellschaft befand, kaufte einen jungen interessanten Neger, welcher eben verschnitten werden sollte, von diesem traurigen Loose los; sie nannten ihn den Geretteten (Chaliß, nicht Hâlis, IV. 127). Der Hr. Marschall beschreibt sehr umständlich die Art, das Dromedar zu besteigen, und gibt bey Gelegenheit des Abstechers, den er von Kene gegen Koßeir in die Wüste machte, Nachrichten von dem arabischen Stamme der Beni Maas, d. i. den Söhnen der Ziege, ihrer Blutrache und anderen Gebräuchen, welche sie übrigens mit anderen Beduinen gemein haben. Die weitschichtigen Gräber von Sojut sind längst alle durchwühlt; zerstückte und zerbröselte Mumien von Menschen und Thieren, mit dem Gerölle der Steingruben herunterrollend, bedecken den Abhang des Berges. B. und C. kamen dazu, wie eben ein herrliches Grabgemach, dessen Plafond Lazur mit goldenen Sternen, als Steingrube ausgebeutet, und zu Medfune (die eingegrabene Stadt) wie aus der berühmten chronologischen Tafel der Pharaonen der XVII. Dynastie Kalk gebrannt ward. Abutigh (Abotis) hat heute nur ein Franziskanerkloster, Kau-el-kebir (Antäopolis) und Scheich el-Haridi Reste von Ruinen aufzuweisen. Achmim (Panopolis) ist, wie Kairo, in Sackgassen abgetheilt, die (wie die Gassen der Städte in China) durch nächtlich verschlossene Thore abgetheilt sind, was ganz gewiß die Aufsicht der Polizey zur Verhütung nächtlicher Excesse ungemein erleichtert. Dschirdsche, vor vierzig Jahren der Sitz Muradbegs, des berühmten Häuptlings der Mamluken, ist durch seine schönen,

---

1) ام بكر 2) ام ثاني 3) اسطا 4) مرضعه

reichwolligen Schafe, wie Kene durch die dort verfertigten wasserabkühlenden porösen Krüge, Dendera durch seine rothen Rosenkränze von Akazienkernen, Farschuth durch die besten Melonen Aegyptens berühmt; hier sahen die Reisenden Krokodile und Schaaren ihres unzertrennlichen Begleiters, des Vogels Saghsagh (dessen arabischer Name, so wie der des Katha, von seinem Geschreye hergenommen, nämlich der Charadrius niloticus, welcher unverkennbar Herodot's Trochilos). Zu Semhud besuchten B. und C. das Schlachtfeld, wo Desaix den Muradbeg mit 50,000 Fellah schlug, und dadurch Herr Oberägyptens ward. Semhud ist eben so wenig mit Semenud (in der Landschaft Gharbijet) zu verwechseln, als Ensene oder Scheich Abade (gegenüber von Aschmunein) mit Esne (Latopolis). In Makrisi's großem, noch von keinem europäischen Reisenden gehörig zu Rathe gezogenen Werke, finden sich diese Städte mit den Angaben der ältesten arabischen Geschichtschreiber hierüber, namentlich Ibn Solak's, der schon im zehnten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung seine Geschichte schrieb, und daher besonders in Bezug auf die zu seiner Zeit noch vorhandenen Ruinen beachtet zu werden verdient. So sagt Makrisi von Semenud nach Ibn Solak, daß dort ein in Form eines Schildes gewölbter Tempel, dessen Hieroglyphen ein Volk mit Kopfbinden [1]) vorgestellt, mit Lanzen in den Händen, und mit der Inschrift: diese werden sich Aegyptens bemächtigen [2]); und von Semhud sagt er, nach dem Edfewi, daß dort sieben Zuckerrohrpressen [3]) waren. Hau (Diospolis parva) ist von den Arabern Haware bewohnt, welche schon zur Zeit der osmanischen Eroberung eine Rolle spielten [4]). Kene (Neapolis), die wichtigste Stadt Oberägyptens nach Sojut, ist die natürliche Stapelstadt des Handels zwischen Kairo und Dschidde, und auch der Vereinigungspunkt der Pilger und Kaufleute der Barbarey, die über Koßeir nach Mekka gehen. Im J. 1834, wo Scott reiste, betrug die Zahl der Pilger dreytausend, die gewöhnliche Bevölkerung Kene's wird auf zehntausend Seelen geschätzt. Dendera (Tentyra), in unseren Tagen so berühmt durch seinen Tempel, dessen Hieroglyphen Gelehrte der französischen Expedition ein Alter von mehr als viertausend Jahren anweisen

---

[1]) شاشيات fehlt im Golius und Freytag.

[2]) Handschrift der kaiserl. Hofbibliothek I. Bd. S. 261.

[3]) سبعة حجراً لاعتصار قصب السكّر; ebenda S. 287.

[4]) Gesch. des osm. Reichs III. S. 41.

wollten, welches durch Champollion bis auf die Zeiten Kleopatra's und Tiber's, Trajan's und Antonin's verjüngt worden. Bey Kuß (Apollinopolis parva) erwähnt Makrisi *) des Distriktes Budsche, welcher sich von hier drey Tagereisen weit bis an die Smaragdgruben erstrecke. Da Makrisi diesen Distrikt die Insel Budsche nennt, so scheint dieß Dschesirei Bedsche zu seyn, welche in dem Namenregister des großen Werkes über Aegypten als Gezyret Begeh aufgeführt ist; von deren Eroberung durch die Araber nach einem nubischen Geschichtschreiber Mesudi lange Geschichten erzählt. Mesudi sagt, daß Budsche, der zwischen dem rothen Meere und dem Nile eingeschlossene Landstrich, sehr reich an Gold und Smaragden, welcher vor dem Islam in den Händen der Nubier, nach der Eroberung der Araber aus der Landschaft Rebiaa in Besitz genommen ward, und daß zur Zeit, als er schrieb, d. i. im J. 333 d. H. (944), Beschr Ben Merwan Ben Ishak aus den Beni Rebiaa mit dreytausend seines Stammes und dreyßigtausend aus Aegypten und Jemen zusammengerafften Arabern Budscha in Besitz genommen, daß diese Moslimen, daß aber Budscha auch noch von Götzendienern bewohnt sey, welche in Kenntniß der Smaragdgruben, Goldminen von Alaki, welches von dem Nile funfzehn Stationen entfernt. Die nächsten Städte seyen Aswan und Sewakin. Medusi führt die Abstammung der Budscha nach Hamadani bis auf Cham, den Sohn Noe's, hinauf. Die Budscha seyen schwärzer als die Abyssinier, hätten weder Städte noch Saatfelder, und hätten sich unter der Emirschaft Abdallah Beni Serah's zum Islam bekehrt; sie seyen großmüthig und freygebig, und nährten sich nur von Fleisch und Milch.

Wir kommen nun mit unseren Reisenden nach Bibanolmoluk (die Pforten der Könige), d. i. den Königsgräbern, deren arabischer Name dem Morgenländer doppelt bedeutungsvoll, indem ihm die Pforte (d. i. der Hof der Könige) selbst nach ihrem Tode in dem in den Felsen gehauenen Grabthore ins Auge springt. Wir betreten den heiligen Grund von Theben, auf welchem kein besserer Wegweiser, als Wilkinson's vortreffliche Topographie, welche um so weniger zu wünschen übrig läßt, als der Verfasser nicht nur mit allen antiquarischen Kenntnissen, und insbesondere mit der Hieroglyphen-Entzifferung Champollion's vertraut, auch des Arabischen, und insbesondere des kufischen Schriftzuges, wie kein anderer Engländer, daß wir wüßten, mächtig, es müßte denn Hr. Lane seyn, welcher des Arabischen vollkommen

*) Handschrift der kaiserl. Hofbibliothek I. Bd. S. 274.

kundig, dasselbe, wie kein anderer Reisender vor ihm, zur treuen Schilderung arabischer Sitten und Gebräuche auf das beste benützt hat. Da der Raum dieser Anzeige uns nicht gestattet, wie wir gerne möchten, einen Auszug des Ganzen zu liefern, so müssen wir uns, so wie bey dem Werke Hrn. Lane's, auf die Anempfehlung der Vortrefflichkeit von beyden in ihrem Fache (jenes topographisch, dieses ethnographisch) und auf einzelne ausgehobene Stellen und Bemerkungen beschränken. Daß der Name von Thebe aus dem Koptischen stamme, muß jedem Leser von Reisebeschreibungen einleuchten, wenn er weiß, daß das türkische Depe, das griechische Ταφος, das persische Tepe (welches Jones in seiner Uebersetzung seiner Geschichte Nadirschahs durchaus irrig Pete statt Tepe liest)[1]), das afghanische Top, d. i. die Grabhügel, worin die so berühmten baktrischen Münzen gefunden werden, eines und dasselbe Wort. So scheint es uns mit Hrn. W. auch wahrscheinlich, daß das griechische und römische Memnon nur eine Verstümmlung des ägyptischen Miamun (des Namens Rameses des Zweyten) sey. Dieses findet sich als in der Bedeutung von beglückt als Meimun [2]) in den Titeln arabischer Könige wieder; so auch das ägyptische Phrah (Pharao) im indischen Radscha und Rai und im lateinischen rex, und so herunter bis in re und roi. Die vier von Diodor erwähnten Tempel Thebe's finden sich in den vier großen Abtheilungen, in welche die Ruinen Thebes zerfallen, nämlich in Medinet Habu, Karnak, Memnonium und Lukßor wieder. Nach Hrn. W. heißt das erste nicht, wie es natürlich zu glauben, Medinet Abu, d. i. die Stadt des Vaters, sondern die Stadt Habu's, eines von der arabischen Sage angenommenen Königs; indessen hat die Erklärung als Stadt des Vaters so mehr für sich, als die großen Standbilder und die Sphinxe nothwendig an die Sphinx der Pyramiden erinnern, welche von den Arabern Abul-Haul [3]), d. i.

---

[1]) III. cap. II. Siranpete statt Sirantepe, Kerapete statt Karatepe.

[2]) ميمون

[3]) ابو الهول. Nach der schulgerechten Aussprache Abu Hewl, zum Unterschiede von Abul Haul, ابو الحول, der Vater der Macht. Ein neuer Beweis, wie wenig gleichgültig in der richtigen arabischen Aussprache die des Feth als E oder A, je nachdem die Buchstaben weiche oder harte.

der Vater des Schreckens, genannt wird. Der Irländer möchte sagen, daß die Sphinx von dem Königsgrabe der Pyramiden als Todtenklägerin da liege, um die Todtenklage (das irländische howl) ins bebaute Land und in die Wüste auszuschreyen. Ueber den letzten Namen der vier Städte allein kann kein Zweifel obwalten. Lukßor ist nichts als die Verkürzung und Verstümmlung von Medinetol-Okßar, d. i. die Stadt der Palläste, denn so findet sich dieselbe in Makrisi's topographischem Werke [1]). Daß die hundert Thore des alten Thebe nur von den Propyläen der Tempel, und nicht von Stadtthoren zu verstehen seyen, unterliegt um so weniger einem Zweifel, da das alte Thebe nach Hrn. W.'s genauen Nachforschungen an Ort und Stelle nie eine Stadtmauer gehabt. Wichtig ist das Zeugniß Hrn. W.'s, daß die Resultate seiner hieroglyphischen Studien mit unbedeutender Abweichung dieselben, wie die von Young und Champollion gefundenen. Dieß widerspricht nach unserer Ansicht einigermaßen der von Dr. Löwe [2]) aufgestellten gewagten ingeniösen, daß das Koptische ursprünglich eines Stammes mit dem Hebräischen, aus diesem erläutert werden könne. Die hieroglyphischen Vorstellungen von Medinet-Habu sind historisch und religiös. Die Götter Abtau und Hat gießen über des Königs Haupt Leben und Macht; dieser bringt Opfer dem Pthah Sokari und Kneph, und brennt Weihrauch vor der Arche des ersten, welche von sechzehn Priestern getragen wird; achtzehn andere tragen das heilige Symbol des Gottes Nofri Atmu, welches gewöhnlich die Arche Sokari's begleitet. Da der König des Pschent (den aus dem Scheffel und der Flasche den Symbolen der Gaben des Bacchus und der Ceres zusammengesetzten) königlichen Kopfschmuck trägt, so ist hier wahrscheinlich die Krönung vorgestellt. Hierauf folgen Schlachten und Triumphzüge. Bey seiner Ankunft zu Thebe bringt der König seine Gefangenen den Schutzgöttern der Stadt Amunre und Maut dar, welche ihm zu seinem Siege Glück wünschen. Diese zwey Götter und Chonso sind die Dreyfaltigkeit von Thebe; der Triumph ist ein baktrischer, und die Gefangenen sind, nach Hrn. W., Rhibier und Tocharen. 650 Fuß SW. von Medinet Habu ist ein kleiner Tempel aus der Zeit der Ptolemäer, wo Evergetes II. vieren seiner Vorfahren (Sotir, Philadephus, Philopater und Epiphanes) Opfer darbringt. Hr. W. glaubt, daß die Vertiefung der Ebene, welche noch heute von

---

1) مدينة آلاقصر I. Bd. S. 287.

2) Asiatic Journal.

den Arabern Birket-Habu, d.i. der Teich Habu's, genannt wird, wirklich ein großer See gewesen sey, wie der zu Memphis und die Gräber der Auserwählten (auf der Nordseite des Sees) von denen der Verworfenen (auf der Südseite des Sees) getrennt habe. Achttausend Schuh NNW. ist die Grabstätte der Affen, deren Mumien in den benachbarten Schluchten gefunden werden. Unter den seltsamen hier eingegrabenen Figuren sind kleine, nicht mehr als zwey Schuh große, hohle Idole, deren Inneres mit Gerste gefüllt ist. Tausend Schuh weiter ist das Thal der Gräber der Königinnen, welche Hr. W. für die von Strabo und Diodor erwähnten Gräber der Beyschläferinnen Jupiters (Pellices Jovis) hält. Das merkwürdigste der Gräber der Familie Ammunoph's beweist das Daseyn des runden Bogens in der Baukunst 1540 vor Chr. G. Die Schutzgottheit dieses Thales war Athor, die Beschützerin des Westens, und auf vielen Gräbern ist die ihr geheiligte Kuh abgebildet. Merkwürdig sind die Hieroglyphen in dem kleinen Tempel, welcher Deirol Medinet, d. i. das Kloster der Stadt heißt, wo Physkon und Kleopatra dem Amunre und dann dem Chem opfert: vier Genien stehen auf einer Lotosblume, der weibliche Cerberus sitzt hinter ihnen, und Harpokrates auf dem Krummstabe des Osiris. Thoth erscheint mit der Thatenrolle des Verstorbenen, Horus und Aroeris wiegen die guten Thaten in einer Wagschale gegen das Symbol der Wahrheit und Gerechtigkeit, nämlich die Straußenfeder, welche in der anderen; der Kynokephalus, welcher dem Thoth heilig, sitzt auf dem Gipfel der Wage. Den Verstorbene erscheint zwischen zwey weiblichen Gottheiten (die Wahrheit und Gerechtigkeit) vor dem Throne des Osiris und seinen 42 Beysitzern, und trägt entweder die Straußenfeder oder das dagegen gewogene Gefäß seiner Thaten in der Hand. Hr. W. widerlegt Champollion, welcher diesen Tempel für den des fünften Ptolemäus gehalten, und diesen Epiphanes nennt, während derselbe nach Hrn. W. Evergetes II. angehört. Der arabische Name der Königsgräber heißt wörtlich die Pforten des Todes (Biban*) statt Ebwab); die Note S. 100 vermuthet, daß das erste Wort von Be oder Pi, das auf ägyptisch Grab bedeutet, herzuleiten sey. Das schönste der Gräber ist unstreitig das von Belzoni entdeckte, welches hier mit seinen Gottheiten beschrieben wird. Die Göttin der Gerechtigkeit ist ohne Kopf. Herodot wird der Unrichtigkeit geziehen in der Angabe, daß die Aegypter schwarz, indem auf

*) So ist der Pluralis von Nab ein Kameel, Nib die Kameele, und eben so von Bab ein Thor, Bib die Thore.

allen hieroglyphischen Gemälden regelmäßig die Aegypter dunkelroth, die Aethiopier kupferfarbig, die Neger schwarz. Das ägyptische Wort für die rothen Aegypter ist, seltsam genug, Rot, was auf ägyptisch Menschen heißt. Nach den Gräbern der Könige werden die der Priester beschrieben. Hr. W. bemerkt, daß er noch nirgends das Kameel auf hieroglyphischen Vorstellungen gesehen, doch folgt nicht daraus, daß die Aegypter keine Kameele gehabt, auch der Büffel sey nirgends zu sehen, und doch häufig wild in Abyssinien. Die ägyptischen Grabgemälde sind, wie Hr. W. sagt, ein Epitome des menschlichen Lebens. In einem achteckigen Saale dieser Grabpalläste finden sich in den acht Ecken die acht Schutzgöttinnen: Neith, Sate, Isis, Nephthys, Netpe, Selk, Athor und die Gerechtigkeit. Eines dieser Grabgemälde beweiset klar, daß die ägyptischen Wägen von Holz und nicht von Erz waren, wie Einige geglaubt. Das merkwürdigste aller Gräber von Thebe ist das, worin der Aufzug der verschiedenen Völker des Reichs mit Geschenken vorgestellt wird, und welche höchst interessante Auskunft über die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter geben; sie hatten auch Handschuhe. Die Obelisken vor dem Tempel von Lukßor und die Wegräumung eines derselben durch französische Ingenieure ist durch lithographirte Tafeln anschaulich gemacht.

Nach der Topographie Hrn. Wilkinson's ist es wohl überflüssig dessen, was sowohl der Hr. Herzog von Ragusa, als andere Reisende über diese herrlichen Ruinen gesagt, zu erwähnen. Von den historischen und noch weniger von den symbolischen Vorstellungen der Hieroglyphen nimmt der Herr Marschall nicht die geringste Kunde; am allerwenigsten kann er die Symbolik der Thiere begreifen, welche von den Aegyptern als Symbole göttlicher Eigenschaften verehrt wurden. Bey Gelegenheit der Hypogäen des Dorfes Koßeir (nicht mit dem Hafen am rothen Meere zu verwechseln) äußert er sich hierüber:

A-t-on voulu entourer chaque individu des animaux qui étaient l'objet de ses affections? Alors, pourquoi omettre ceux qui devaient lui être les plus chers? Jamais on n'a reconnu des momies de chien et de cheval. Si leur exclusion était l'effet d'une mesure sanitaire, pourquoi ne pas l'étendre à tous? Parmi ceux que l'on conservait on a trouvé un nombre immense d'animaux malfaisants: il n'y a, par exemple, rien de plus commun que de voir des crocodiles. Etaient-ils regardés comme des dieux, et était-ce un hommage qui leur était rendu, comme on peut le supposer pour les Ibis? — Quelle que soit l'explication à laquelle on s'arrête, elle choque la raison et le bon sens (IV. 53).

Freylich widerstreitet dieß der raison und dem bon sens eines Franzosen im neunzehnten Jahrhundert, aber nicht der symbolischen Gottesanschauung der ersten Jahrhunderte morgenländischer Kultur.

Eines der interessantesten Hauptstücke des Werkes Hrn. Wilkinson's ist das fünfte, welches von den Sitten und Gebräuchen der alten Aegypter handelt: von den Wohnungen, Pflanzen, Unterhaltungen, Spielen, Kasten, der Musik, ihren Hühneröfen, Booten, Einbalsamirungen u. s. w., worauf eine klare tabellarische Uebersicht der heutigen Erzeugnisse und Früchte mit ihren arabischen und botanischen Namen und Bemerkungen; der Grundriß eines Hühnerofens erleichtert die Verständlichkeit der Beschreibung. Die merkwürdigsten Bäume des alten Aegyptens waren der Sykomoren-, Feigen-, Granaten-, Pfirsich-, Olivenbaum, die Persea, Palme Christi, der Sont (ricinus communis), Nebk (rhamnus nabeca), der Mochaijet (cordia myxa), die Charube (ceratonia siliqua). Von den Feld- und Gartenfrüchten. Weitzen, Gerste, Durraa (sorgum), Erbsen, Bohnen, Linsen, Kichern, Saubohnen, Rettig, Bamia (hibiscus esculendus), Arum (aron), Colocasia, Cichorie, Flachs, Baumwolle, Koloquinthen, Melonen, Gurken, Schalloten, Knoblauch, Zwiebel, Kümmel, Coriander und eine Menge anderer Gemüse und Kräuter, von denen das berühmteste die von Hrn. W. nicht genannte Melochije. Der Name der Bamia ist aus dem ägyptischen Worte Owom verstümmelt, welches wirklich Essen heißt, so daß der lateinische Name esculentus nur eine Uebersetzung des ägyptischen Wortes. Bey der Einnahme Alexandriens unter Omer durch seinen Feldherrn Amru waren viertausend Gemüseverkäufer allda. Hr. W. schreibt ganz richtig Omer nach der grammatikalischen Aussprache, nach welcher das Feth oder den weichen Buchstaben e lautet, statt des vulgaren Omar; so schreibt er auch sehr richtig den Namen der berühmten Moschee zu Kairo Esher statt des vulgaren Ashar, aber er hat Unrecht, statt Amru Amer zu schreiben, und behaupten zu wollen, daß Amru gar kein arabischer Name sey; die arabischen Wörterbücher (Golius, Giggeus, Freytag, und ihre Quellen Dschewheri, Wankuli, Kamus) widerlegen diese Behauptung auf das vollständigste, indem überall Amru als ein eigener, besonderer Name aufgeführt ist. Die Zahl der botanischen Erzeugnisse Aegyptens übersteigt nicht eilfhundert. In Betreff der Eintheilung der Kasten lassen sich Plato, welcher sechs, Herodot, welcher sieben, und Strabo, welcher drey angibt, leicht vereinigen, indem sich die Eintheilung der ersten auf die drey Kasten des letzten (die Krieger, Feld-

bauer und Priester) zurückführen läßt. Die Priester allein werden wieder in neun Klassen untergetheilt (der Prophet, Hierogrammateus, der Einbalsamirer, Arzt, Hierophante, Hierophore, Pastophore, Hierolaotome), die letzten die Maurer, so daß die Maurerey in Aegypten als eine Tempelkaste uralt. Die Waffen der Krieger waren Bogen, Schwert, Schild, Axt, Dolch, Speer, Keule, Schlinge und ein krummer Stock, dessen sich noch Ababde und Aethiopier bedienen. Die zwey eingebornen Kriegerkasten die Kalasiren und Hermotybier versahen wechselweise den Dienst der Leibwache, wozu tausend Mann auserlesen waren; die beyden Kasten zusammen betrugen 410,000 Mann. Die Musikinstrumente der alten Aegypter waren die Harfe, Cither, Leyer, Flöte, einfache und doppelte Pfeife, runde und längliche Tamburine, Cymbeln, Darabuka, d.i. kleine, über die Grundfläche eines irdenen Kegels gespannte Trommel, Trompeten und Tomtom. Es wundert uns, daß hier die Halbtrommel und Castagnette nicht vorkommen, welche doch nach aller Wahrscheinlichkeit eben so alt, als die ägyptischen Tänzerinnen, die sich derselben so kunstgewandt bedienen. Die Leyer war mit sieben bis siebzehn Saiten, die Guitarre mit drey bis fünf Saiten bespannt. Die Aegypter kannten die dreyfache Symphonie, nämlich die Harmonie der Instrumente, die der Stimmen und dann beyder zusammen. Sie kannten nicht das Triclinium, und ihre Geräthe ähnelten den europäischen. Sie hatten eine Art Schah oder vielmehr Damenspiel, vertrieben sich die Zeit mit Narren und Possenreissern. Unter mehreren auf den Hieroglyphen abgebildeten Spielen kömmt auch die italienische Mora vor.

Nach der Beschreibung von Theben enthält das sechste Kapitel die Reisebeschreibung von Alexandrien nach Theben, worin nicht wenig Neues, trotz der so vielfältigen Beschreibungen dieser Straße; selbst die Noten enthalten vieles Interessante; so z. B. gleich auf der ersten Seite des Kapitels die beyden philologischen Bemerkungen, die eine, daß die Araber aus Alexander Iskender und aus Alexandria Iskenderije gemacht, weil ihnen das Al bloß der arabische Artikel schien; die zweyte, daß der arabische Name der Obelisken eine Packnadel heißt. Aus der Uebersetzung dieses Worts ist augenscheinlich aiguille de Cléopatre entstanden. Die Säule Diocletians (irrig die des Pompejus genannt) trug wahrscheinlich eine Reiterstatue, indem auf der Höhe noch vier Krampen sichtbar; die Araber nennen sie die Säule der Masten; da sie den Obelisk als Nähnadel angesehen, so hätten sie diese eben so gut für eine Stecknadel nehmen können, so daß die aiguille in der épingle de Cléopatre

ein Seitenstück gefunden hätte. Der alte Name von Sais lebt noch in erster Hälfte des heutigen fort, Sa el-Hadschr, oder wie die Aegypter aussprechen, Hagr, d. i. das Sais des Steins. Es sind gerade 36 Jahre, daß Recensent, welcher nach den von einem Beduinen, der sich Sidi Ruhi, d. i. der Herr meines Geistes, nannte, eingezogenen Erkundigungen auf dieser Stelle die Ruinen von Sais vermuthete, und durch diese Vermuthung seine Reisegefährten, die Herren Clarke und Cripps, veranlaßte, auf dieser Stelle anzuhalten. Die Ausbeute des Besuchs war die vom Recensenten in den Stufen einer Moschee vermuthete und entdeckte, auf der Bibliothek zu Cambridge befindliche Statue der Isis oder Neith, welche letzte vorzüglich zu Sais verehrt ward. Die vorzüglichsten Basare zu Kairo sind der Ghuri's und Chan Chalil; der erste hat seinen Namen von Sultan Kanßu Ghuri, dem vorletzten Sultane der Mamluken: die richtige Aussprache ist eigentlich Ghawri, denn Ghawr ist die richtige Aussprache der insgemein Ghur ausgesprochenen, südöstlich von Chorasan gelegenen Landschaft, woher Kanßu gebürtig. So ist auch der Name des Sultans Kalaun ursprünglich das türkische Kilawun (d. i. ich werde es machen) und Beibers so viel als der Fürst Panther; so ist auch Morostan, der Name des Spitals, bloß das persische verstümmelte Bimaristan, d. i. Krankenort. Den Namen der Moschee schreibt Hr. Wilkinson nicht nach der Vulgar-Aussprache, wie andere Reisende, und selbst Orientalisten wie Fresnel, Ashar, d. i. Blumen, sondern grammatikalisch richtig Esher, d. i. die Blühendste; aber er schreibt den Namen ihres Gründers nach der vulgaren Aussprache Goher statt Dschewher, d. i. Juwele. Das Geburtsfest des Propheten heißt zu Kairo Muled [1]), zu Konstantinopel aber Mewlud [2]). Die Moschee Schaarawi, sagt Hr. W., sey einem der vorzüglichsten Heiligen der Stadt geweiht; Recensent vermuthet, dieß sey der große Scheich Schaarani, gest. i. J. 973 (1565), Verfasser der Biographien der Mystiker unter dem Titel: Melkkameele der Lichter in den Classen der Besten [3]). Zunächst dem Thore des Sieges ist die alte Moschee Hakim Biemrillah's, des aberwitzigen Tyrannen, der sich von den Drusen als Gott anbeten ließ. Hr. W. bemerkt, daß in der kufischen Inschrift ober dem westlichen Thore Hakim der Erbauer als Prophet mit dem nur dem Gründer des Islams gebührenden

---

1) مولد 2) مولود

3) S. diese Jahrb. Bd. LXXIII, Anzeigeblatt S. 1.

Ehrentiteln erscheine, daß aber die Unwissenheit der heutigen Bewohner von Kairo, die nicht kufisch zu lesen verstehen, ihnen dieses Geheimniß verberge, dessen Entdeckung sie entrüsten würde, wie denn dieß der Fall bey einigen gewesen sey, welchen Hr. W. die Inschrift gelesen habe. Da dieß dem Recensenten, als er es vor drey Jahren gleich nach Erscheinung des Werkes Hrn W.'s zum ersten Male gelesen, durchaus unglaublich schien, so äußerte er seine Ungläubigkeit gegen Hrn. W., und bat ihn um die Mittheilung der Inschrift; derselbe theilte sie in einem Schreiben vom 2. Jänner 1836 sowohl in kufischer Schrift, als nach seiner Leseart in Neschischriftzügen mit, und durch diese gütige Mittheilung ist Recensent im Stande, hier die Inschrift in den kufischen Schriftzügen mitzutheilen, und ein Paar von Hrn. W. nicht richtig gelesene Wörter in Neschischrift zu berichtigen. Der Beginn der Inschrift ist der 5. Vers der XXVIII. Sure:

بسم الله الرحمن الرحيم ونريد ان نمنّ على اللذين استضعفوا في الارض
و نجعلهم ائمة و نجعلهم الوارثين مما امر بعمله عبدالله و وليه ابو علي المنصور
الامام الحاكم بامر الله امير المومنين صلوات الله عليه و على آله
الطاهرين في شهر رجب سنة ثلث و تسعين و ثلثماية

»Im Namen Gottes des Allmilden, des Aller»barmenden. Und wir wollten Gnade erweisen »denen, welche schwach auf Erden, und sie setzen »als Vorsteher und Erben. Dieses ist, was zu machen »befohlen der Diener Gottes und sein Schützling Ebu Ali der »Siegreiche, der Imam Hakim biemrillah, der Fürst »der Rechtgläubigen; die Anwünschungen Gottes seyen über ihn »und über seine Familie die Reinen. Im Monate Redscheb des »Jahres 393.« Diese Inschrift enthält, wie Recensent vermuthete, nicht das Geringste von einer Anmaßung von Prophetenthum und von ungewöhnlichen, nur dem Propheten und seiner Familie gebührenden Titeln; denn die Formel der Anwünschungen Gottes ist nicht bloß auf den Propheten beschränkt, sondern findet sich auch hinter dem Namen der Chalifen und Imame, Fürsten der Rechtgläubigen, als welcher Hakim Biemrillah hier erscheint. Die Titel: Gottes Diener und sein Schützling, ist eine gewöhnliche Formel, die sich auch auf vielen Münzen findet. Das Jahr der Erbauung ist das siebente der fünf und zwanzigjährigen Regierung Hakim Biemrillah's, in deren erster Hälfte er, wie aus seiner Geschichte bekannt, noch ein eifriger Moslim, und erst einige Jahre später seinen Befehlen die Formel: Im Namen Hakim's, des Allmilden, des Allerbarmenden, vorsetzen ließ. Die gedachte Moschee ist die Moschee Raschide, d. i. die Gerade, deren Bau Makrisi in dem Hauptstücke der Moscheen ins gedachte Jahr setzt. Der Bau begann, nach Makrisi, am 17. Rebiulachir 393, und wäre also, wenn beyde Daten richtig, binnen drey Monaten vollendet worden. Die Spitzbögen dieser Moschee v. J. 1003 unserer Zeitrechnung beweisen, daß dieselben in der sarazenischen Baukunst zweyhundert Jahre früher üblich, als in der gothischen in England. Die schönste Moschee Kairo's ist die Sultan Hasan's unmittelbar unterhalb des Schlosses, die aber von Ibn Taulun die merkwürdigste ihres Alters willen, indem dieselbe v. J. 879 der christlichen Zeitrechnung datirt. Der Platz hieß vormals Kotaaii, d. i. der Antheile; dieses bedeutet zwar, wie Lord Münster den Verfasser versicherte, wirklich ursprünglich die Landantheile, womit die Soldes Statt belehnt wurden (wie noch heute die österreichischen Gränzer), aber aus Makrisi's Beschreibung des Platzes und seiner Gebäude erhellt, daß hier Kasernen gemeint waren. Die Spitzbögen der Moschee Taulun's beweisen, daß dieselben hier dreyhundert Jahre früher als in England üblich waren. Die (ihrer alten Bauart willen) drey merkwürdigsten Thore der Stadt sind das des Sieges, der Eroberungen und das schiefe. Die wahre Bedeutung von Ka-

hiret ist weder victorious noch vexatious, sondern die Rächende, denn Alkahhar, der Allrächende, ist eines der neun und neunzig Eigenschaftswörter Gottes, und diesen Namen hat sie von dem Horoskope, unter welchem sie gebaut ward, und in welchem Mars, welcher den Namen Al-Kahir, d. i. der Rächende, führt. So ist auch der Name des Wesirs Ssalaheddin's, welcher die Mauern der Stadt baute, und der des türkischen Polichinelle nicht Karakusch, d. i. Schwarzvogel, sondern Karagöf, d. i. Schwarzauge. Die Aegypter verstümmelten dieses in ihrer Aussprache in Karakusch [1]), wie die Byzantiner in χαραχος. Daß der Josephsbrunnen im Schlosse ein altägyptisches Werk, wie Hr. W. vermuthet, scheint um so gewisser, als die arabische Geschichte von diesem Werke unter der Regierung Ssalaheddin's nichts meldet. Der Grabdom Sultan Katbai's ist in Lithographie gegeben. Mamluk oder richtiger, wie Hr. W. vollkommen recht schreibt, Memluk [2]), heißt ein Sclave; der Name Ghuf aber, wie die Mamluken auch genannt wurden, heißt nicht Krieger, sondern ist bloß der alte Volksname der Turkmanen, die als Ghusen, Usen, Polowzer und Kunen in der Geschichte des Ostens und Westens bekannt. Weit merkwürdiger, als die Namen Mamluk und Ghuf, besonders für einen Engländer, ist ein dritter Name der Mamluken, womit sie in der osmanischen Geschichte bezeichnet werden, nämlich Katamisch, welches Wort zu den Byzantinern als χαταμιτοτάδες (Hofschranzen) [3]) und in die englische Sprache als catamite [4]) übergegangen ist. Hr. W. schätzt die Bevölkerung Kairo's nicht über 250,000 Seelen. Hr. W. beschreibt die Reste von Heliopolis, Belbeis (Bubastis Agria). Hr. W. gibt die erste Kunde von einer arabischen Inschrift auf dem Gipfel der Pyramide des Kephren, welche aber, wiewohl

---

1) قطامش, die zu Konstantinopel gedruckte Reichsgeschichte Isis, Bl. 137—139.

2) Memluk ist richtig, weil M ein weicher Buchstabe, aber nicht Aboolfidda. wie Hr. W. schreibt, statt Abulfeda; so ist auch das richtige für Kiaja nicht Ket-hooda, sondern Ketchoda; Mamun, der Name des Chalifen, wäre ebenfalls richtiger Memun; Meimun heißt zwar auf türkisch ein Affe, aber auf arabisch beglückt. Die Ghusen oder Ghosen kommen als solche in Hornek bey der Beschreibung der Vermählung des jüngeren Bela vor, und Schachten (S. 288) hat dieselben für einen Herrn Gozz und Chun angesehen.

3) Ducange's glossarium, p. 710.

4) Dieses Wort fehlt übrigens sogar in Webster.

vier bis fünf Engländer sich bis hinauf gewagt, noch von Niemanden abgeschrieben worden ist. Neben den drey großen Pyramiden sind sechs von kleinerem Umfange und die Spuren einer siebenten. Fünf dieser Pyramiden waren stufenartig gebaut. Die Pyramiden von Abusir (das alte Busiris) bieten nichts Merkwürdiges, aber die von Sakara verdienen besucht zu werden. In dem gewölbten Grabe des zweyten Psametichus ist der älteste bisher bekannte Boden aus Stein, indem derselbe sechshundert Jahre vor Christi Geburt gewölbt ward. Zu Mitrahena sind die Ruinenhügel von Memphis, heute Monf oder auch Maßr Atik. Der Erbauer von Memphis war Menes, und Hr. W. glaubt, daß dieser König auch den Kanal Bahr Jusuf gegraben habe, weil derselbe noch heute den Namen El-Menhi führt. Hr. W. überblickt dann das Delta. Die arabischen Wörter Tell (Hügel), Birbe (Tempel), Charib oder Charab (Ruine), Aamud (Säule) bezeichnen meistens den Ort alter Städte. Semenud ist das alte Sebennytus. Zu Bebait el-Hagr sind die Ruinen eines Tempels, von dem es aber zweifelhaft, ob derselbe wirklich das Iseum von Atarbechis, der Stadt der ägyptischen Venus Athor [1]). Mahalletol-Kebir ist wegen des großen Geburtsfestes des Seid el-Bedewi, d. i. des Herrn der Beduinen, merkwürdig. Mehrere Reisende beschreiben dieses Fest, aber keiner gibt Kunde über den Heiligen selbst, welcher der im J. 675 (1277) verstorbene Scheich Ebulfetann Ahmed der Gründer des nach ihm genannten Ordens der Derwische Bedewi [2]).

Hr. W. überblickt Oberägypten und die Oasen, und kehrt dann nach dem Nile zurück. Er wiederholt nicht die schon bekannten Beschreibungen anderer Reisender, nennt aber keinen der alten Namen, ohne ein paar Worte interessanter Bemerkung oder scharfsinniger Vermuthung über die alten Städte, welche von den heutigen Ruinen vorgestellt werden. So bemerkt er bey Sojut, daß wiewohl Abulfeda vermuthe, die wahre Aussprache sey Os-sojut oder Es-sijut, diese doch nur in dem koptischen Namen Sijut zu finden sey. Uebrigens ist die gewöhnliche arabische Aussprache Sojut, wie dieses aus dem Kamus erhellt. Eines der größten Gräber der Lykopolis, auf deren Stelle das heutige Sojut steht, heißt Jßtabl-Antar, d. i. Antar's Stall, was uns nicht so absurd scheint wie dem Verfasser, weil der Araber dem Vater der Reiter, dessen Heldenthaten noch heute den Beduinen begeistern, wohl ein herrliches Grab

[1]) Bekke ist bekanntlich dasselbe wie Mekke, Stadt.

[2]) Mouradjea d'Ohsson.

zum Stalle seiner Pferde anweisen mochte. Sonnini's Bemerkung, daß der Wolf in Aegypten nicht einheimisch, wird widersprochen, indem nebst dem Schakal der Wolf sowohl in Ober- als Unterägypten häufig. Achmim ist augenscheinliche Verstümmlung des alten Chemmis oder Panopolis, auf koptisch Chmim. Hr. W. bemerkt hiebey, daß Suidas irre, wenn er sagt, daß Priapus bey den Aegyptern Horus geheißen habe. Priapus und Mendes sind nichts als der ägyptische Pan, dessen hieroglyphischer Name Chemo oder Hemmo (Chemmis oder Ham). Uebrigens ist nicht zu wundern, daß Suidas den Horus für den Priapus angesehen, da er so häufig in der triumphirenden Stellung des Gartengottes abgebildet ist.

Wiewohl nach der Beschreibung W.'s die der Herren Cadalvene, Breuvery und Rochfort Scott sehr entbehrlich, so sind dieselben nichts destoweniger lesenswerth, und die letzte wenigstens durch die Originalität ihrer Bemerkungen interessant oder unterhaltend. »Die Franzosen,« sagt er, »haben so großes Geschrey darüber erhoben, daß Lord Elgin die Basreliefs des Parthenon mitgeführt, welche einige Jahre später unfehlbar ganz zerstört worden wären, und dennoch beraubten sie das alte Aegypten eines seiner schönsten Kleinode durch die Wegschaffung des Thierkreises und des Obelisken, der zu Paris mit so klassischem Enthusiasmus empfangen ward, als ob der große Ammon Ra selbst nach der französischen Hauptstadt gekommen wäre, als Präsident de la société pour la propagation des connoissances scientifiques.« Er hofft, die Engländer würden so übles Beyspiel nicht nachahmen, und den ihnen von Mohammed Ali angebotenen Obelisk von Karnak nicht wegführen. Er persiflirt die Erklärung der Hieroglyphen des Rhamseion durch Champollion als ein Bulletin Napoleons; er bezweifelt, daß das Rhamseion der Pallast des großen Sesostris sey, in welchem Champollion la grande salle d'assemblée und die Bibliothek nachweist, indem das Ganze zu klein, und er protestirt wider Champollions Lobpreis der ägyptischen Kunst auf Kosten der griechischen.

»Noch Niemand hat je eine ägyptische Figur in einer Stellung gesehen, in welche sich die menschliche Gestalt natürlich fügen könnte. Die Hände sind fast immer nur die rechte oder die linke, und das Auge immer voll, wiewohl das Gesicht im Profil; ich denke daher, daß trotz Champollion's Zweifel hierüber, zugestanden werden müsse: que peché il y a.« — »Das Rhamseion oder Memnonium, sey es nun ein Tempel oder ein Pallast gewesen, ist nach dem Tempel von Karnak das schönste übrige Muster ägyptischer Architektur; dasselbe ist weder so groß, noch so vollkommen wie der Tempel von Edfu, hat aber eine größere Mannigfaltigkeit von vollendeten Zierathen.«

Die zwey kolossalen Memnonsstatuen werden von den Arabern Schammi und Dammi genannt. Sc. erzählt eine zu seiner Zeit in Aegypten gäng und gäbe Anecdote, die, meint er, bey der Vorliebe seiner Landsleute für alles Excentrische nicht unwahrscheinlich genug, um ganz und gar für Erdichtung gehalten zu werden. Ein Engländer, großer Liebhaber ägyptischen Alterthums, wollte sich selbst als Mumie der Nachwelt überliefern; nachdem er aus einem Königsgrabe die Mumie fortgeschafft, traf er die Veranstaltung, daß er, nachdem er sich mit Arsenik selbst vergiftet, einbalsamirt, als Mumie in den sykomornen (von einem granitenen umschlossenen) Sarg gelegt werde, mit einer Tafel von Hieroglyphen auf seiner Brust, auf welcher sein Leben und seine Meinungen in Hieroglyphen nach dem Systeme Champollion's beschrieben. Die arabischen Einbalsamirer bewahrten einige Jahre das durch fürchterliche Schwüre verbürgte Geheimniß, zeigten aber das Grab als ein neu entdecktes königliches einem französischen Reisenden, und verkauften ihm die stattliche Mumie als die eines Pharao. Zu Paris wurde sie in einer Versammlung von Savans mit der größten Ehrfurcht ihrer Hüllen entledigt, und nachdem einige Hundert Ellen feinen Linnens abgewunden, und die Hieroglyphentafel weggenommen worden war, fand sich darunter eine englische Etikette, welche den Namen und Stand des Verstorbenen enthielt: Peter Simpkins von Fenchurch Street und Camberwell Grove, Seifensieder und Salzverschleißer der königlichen Familie, seit vielen Jahren eingepfarrt zu St. Lukas. Scott machte einen Ausflug nach Koßeir, und kehrte von da wieder nach Kairo zurück; von hier ging er nach Sues. Er läugnet durchaus, daß hier der Durchzug der Kinder Israels durch das rothe Meer nach der beliebten Erklärungsweise der natürlichen Ebbe ohne ein Wunder habe Statt finden können; denn selbst zur Zeit der niedrigsten Ebbe sey der Grund von verschiedenen, 4 bis 5 Schuh tiefen Kanälen durchschnitten, während es in der Schrift stehe, daß die Israeliten trockenen Fußes durchgewandert seyen. Uebrigens konnte der Durchzug sicher nirgends anders, als in der Nähe von Sues Statt gefunden haben, indem das Land Goschen der nordöstliche Theil des Delta. Scott's Bemerkungen über die heutige Regierung Aegyptens: »terre classique de l'esclavage,« stimmt mit der Ansicht anderer vorurtheilsfreyer und unbestochener Reisender über Mohammed Ali's pharaonisches Regierungssystem vollkommen überein, läßt aber seinen persönlichen großen Eigenschaften und guten Absichten die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Aegypten war von jeher der Sclaverey verfallen, römische Cäsaren, by-

zantinische Autokratoren, Chalifen, Sultane der Mamluken und Osmanen beherrschten das Land mit der eisernen Ruthe des Despotismus; zuletzt theilte sich die Ohnmacht der Pascha-Statthalter mit der Uebermacht rebellischer Mamluken in die Raubbeute des ausgesaugten Landes. Mohammed Ali centralisirte wieder den Despotismus durch die Vertilgung der Mamluken, und das zu Kairo gegebene Beyspiel des Mamlukenmords wurde nur in größerem Maßstabe zu Konstantinopel durch die Janitscharenvertilgung nachgeahmt.

»So viel muß zu seinem (Mohammed Ali's) Lobe zugestanden werden, daß während viele von seinen Neuerungen wohlthätig für das Land, andere, für das Wohl desselben entworfene Pläne, entweder durch die Unwissenheit oder Habsucht der Projectanten, oder durch Mohammed Ali's eigene Aengstlichkeit, den Schritt der Kultur in einen Trab zu bringen, mißlungen sind: daß mit despotischer Macht bekleidet, er das Land mit einer Gerechtigkeit und Milde, welche in den mohammedanischen Ländern seit den Tagen Harun Raschid's unerhört, regiert: daß die wenigen Akte von Grausamkeit und Unterdrückung, die er persönlich vollbracht, ihm von der unablässlichen Feindschaft der Pforte aufgezwungen worden, und daß das Verharren in einem Systeme, welches zweifelsohne schwer auf den Hülfsquellen des Landes lastet, eine unvermeidliche Folge der unerklärbaren Politik der großen europäischen Mächte. Viele der Uebel, unter deren Last Aegypten noch stöhnt, sind in Jahrhunderten angewachsen, und können nur durch die Zeit entwurzelt werden.«

Hr. Scott ist in großem Irrthume, wenn er Harun Raschid's Regierung (die er nur aus der Tausend und Einen Nacht zu kennen scheint) als eine milde preiset, und sollte wenigstens die gerechteren und milderen Herrscher Nureddin und Ssalaheddin aus der Geschichte der Kreuzzüge kennen. Die Einkünfte Aegyptens berechnet Hr. Sc. in guten Niljahren auf zwanzig, in anderen auf funfzehn Millionen spanische Thaler, ohne Syrien und Kandia, welche aber dermalen noch mehr eine Last als eine Quelle von Einkünften für den ägyptischen Schatz. Die Hauptquellen derselben sind: das Miri oder die Grundsteuer, welche anderthalb Millionen abwirft, die Kopfsteuer eine halbe Million, die Mauth und andere Gefälle 350,000 Pf.; der Rest findet sich in dem Ertrage der Pachten, der Fischereyen, Monopole und Taxen auf Taschenspieler, Tänzerinnen und Freudenmädchen, welche jährlich 30,000 Pf. einbringen. Im J. 1830 betrugen die Gesammteinkünfte Aegyptens nur 3,600,000 Pf.; im selben Jahre betrugen die Ausgaben für das Heer eine und eine Viertelmillion, für das Seewesen 500,000 Pf.; Arsenale, Manufakturen und öffentliche Werke 500,000 Pf.; bürgerliche Verwaltung, geheimer Dienst und Geschenke 800,000 Pf.; Gesandte und Geschenke nach Konstantinopel 160,000 Pf.; das Haus des

Vicekönigs 75,000 Pf. Die Eintreibung der Einkünfte ist noch immer größtentheils in den Händen der Kopten. Die Nasire (Aufseher) sind bloße Haushälter des Vicekönigs, welche die Landrenten einsammeln, und darauf sehen, daß das Land nach seinen Weisungen bebaut wird, indem er sich selbst zum ausschließlichen Eigenthümer Aegyptens gemacht; nur die Ländereyen der Moscheen sind bisher einigermaßen verschont geblieben, und kleine Fleckchen von Erdreich rund um die Dörfer sind zu dem Anbau von Gemüse für die Einwohner bestimmt, unter welche das Land in größere oder kleinere Antheile, je nachdem sie es selbst verlangen, vertheilt ist; doch haben sie keine Wahl in der Aussaat, indem sie bauen müssen, was der Nasir befiehlt, der ihnen den Samen gibt, und den Antheil des Vicekönigs von der Ernte nimmt. Ehemals durfte der Bauer nicht einmal den Rest verkaufen; dieses ist jetzt zu großem Vortheile des letzten anders; von dem Ertrage des Verkaufs zahlt er die Grundsteuer, welche im untern Delta dreyßig Piaster für den Feddan, nächst Kairo sechzig und in Oberägypten siebzig P. beträgt; verschieden nach Maßgabe der Entfernung vom Markte oder vom Flusse, und nach den Mitteln der Bewässerung; diese, welche die Hauptausgabe des Bauers, bedarf der größten Verbesserung. Das urbare Erdreich in Aegypten mag fünfthalb Millionen Feddan betragen, aber nicht mehr als Dreyviertel desselben können bey den bisherigen schlechten Mitteln der Bewässerung von derselben erreicht werden. Die Haupterzeugnisse Aegyptens aus dem Pflanzenreiche sind Baumwolle, Hanf, Flachs, Indigo, Zucker, Reis, Korn, Gerste, Hirse, Erbsen und Bohnen, Klee, Tabak und Datteln. Große Strecken Land sind mit Oliven- und Maulbeerbäumen besetzt; die Oliven, welche erst jüngst aus Kandien eingeführt worden, gedeihen außerordentlich, und tragen schon im dritten Jahre Frucht, während sie in Kandien erst im fünften Jahre tragen. Die Seidenkultur ist in Abnahme; es scheint, daß dieses der schlechten Wahl der Stellen für Maulbeerpflanzungen zugeschrieben werden müsse. Nach der Türkey, sagt Hr. S., verzehre Oesterreich das Meiste von ägyptischen Erzeugnissen, dann folge England. Im J. 1831 betrug die Ausfuhr Aegyptens 1,650,000 Pf. S., die Einfuhr 1,568,000 Pf. St., hievon von Rohrbaumwolle allein 620,000 Pf. St. und die Einfuhr an baumwollenen Zeugen 325,000 Pf. St., seitdem aber stieg die Erzeugniß der Baumwolle ungemein; i. J. 1835 ward der Ertrag der Baumwollernte auf anderthalb Millionen Pf. St. berechnet. Oesterreich sendet Bauholz, Kupfer, Eisen, Baumwollzeuge, Tuch, Glas und Töpfergeschirr; Toskana: baum-

wollene, seidene und wollene Stoffe, Eisen und Strohgeflecht; England: Eisen, Messerschmiedarbeit, Kohlen, baumwollene Zeuge und Waffen; Frankreich: Tuch, seidene Stoffe, Zucker, Bley und Wein. Die Türkey wird von Aegypten aus mit allem Möglichen versehen, während dieses, besonders seitdem die Landschaft Adana hinzugeschlagen ist, gar nichts braucht. Dasselbe ist der Fall gegenüber von Griechenland; die größte Ausfuhr dahin besteht in Reis. Die Bevölkerung Aegyptens zur Zeit der Ptolemäer wird auf drey Millionen angegeben, was glaublich, während die Angabe der früheren Bevölkerung von sieben Millionen übertrieben, indem tausend Seelen auf die Quadratmeile kämen. Hr. Sc. schätzt die gegenwärtige Bevölkerung wenigstens auf drey eine Viertelmillion, wovon die Araber (Fellah und Beduinen) zwölf Vierzehntel des Ganzen, d. i. drey Millionen betragen. In den Kopten sieht Hr. Sc. nichts weniger als die reinen Abkömmlinge der alten Bewohner Aegyptens, sondern eine Mischlingsrasse der verschiedenen Eroberer des Landes, welche heute mit der Raubsucht des Griechen und der Verderbtheit des Römers die Weichlichkeit des Griechen vereinigen. Die Araber sind alle Bettler, nicht weil sie alle dürftig, sondern weil sie alle habsüchtig und unersättlich. Die Türken und reichen Araber sind wohlthätig, und die Moscheen sorgen für den Unterhalt einer Menge von Hülfsbedürftigen; zu Kairo nährt eine Moschee allein achttausend Blinde. Die Künste und Wissenschaften, von denen Aegypten einst die Wiege war, sagt Hr. Sc., sind eben so zu Mumien eingeschrumpft, wie die Körper der Philosophen und Gelehrten, welche dieselben förderten; Astronomie, Chemie, Arzneykunde, Malerey und Bildhauerkunst sind verloren gegangen; ägyptische Musik ist bloßer Lärm, ohne den geringsten Anspruch auf Harmonie, und gefällt ägyptischen Ohren nur im Verhältniß des Getöses. Die Musikinstrumente der Fellah sind eine Rohrpfeife und eine mit Schafhaut bespannte irdene Trommel und einige Saiteninstrumente. Ihre Gesänge sind eintönig. Die Awali (Sängerinnen) und Awalime (Tänzerinnen) begleiten ihren Gesang und Tanz mit Castagnetten; die Schiffer auf dem Nil singen jedesmal, wenn außerordentliche Anstrengung erfordert wird; einer singt vor, und die andern fallen im Chore ein; der Vorsänger improvisirt, und ahmt manchmal das Wiehern eines Pferdes nach, was immer des größten Beyfalls gewiß, den Gang des Bootes unfehlbar beschleunigt.

Wir kehren zu Hrn. Wilkinson zurück, welcher, wie die Herren Cadalvene und Breuvery, den Weg aufwärts gegen Nubien verfolgt. Die ersten merkwürdigen Ruinen nach denen von

Thebe sind die von Ermend *), das alte Hermonthys. Sie bestehen in einem kleinen, dem Gotte Mandu von Kleopatra und Cäsarion (ihrem Sohne aus Julius Cäsar) geweihten Tempel. Esne (auf koptisch Sne) hieß bey den Griechen und Römern Latopolis, von der Verehrung des Fisches Latos: aber die eigentliche Schutzgottheit von Latopolis war Chnuphis oder Chneph, wie die Sculpturen der herrlichen (in Lithographie beygegebenen) Säulenhalle zur Genüge beweisen. Die hieroglyphischen Schrifttafeln geben bloß die Namen der römischen Cäsaren Tiberius, Claudius, Germanicus, Vespasianus, Tra-

*) Bey Gelegenheit der arabischen Namen Ermend, Dendera, Esne, Bidsche u. s. w., wie dieselben einstimmig von allen Reisenden geschrieben werden, ist zu bemerken nicht überflüssig, daß dieselben allein das Daseyn des E selbst in der heutigen Vulgaraussprache zur Genüge darthun. »Die arabischen Wörterbücher,« sagt Dr. Weil in der Vorrede seiner poetischen Literatur der Araber vor und unmitttlbar nach Mohammed, »wissen nur von Fatha, Dhamma und Kesre, d. i. a, i und u,« und straft sich in diesen zwey Zeilen selbst zu Lüge. Auch schreibt er Lebid, Soheir und Bekr zwar ganz richtig, aber sich selbst zu Lügen strafend; weil, wenn die Araber kein e und o kennten, er Labid, Suhair und Bakr sprechen und schreiben müßte. Wenn die arabischen Wörterbücher kein E kennten, so müßte man Kasra sprechen, während Dr. W. selbst Kesre schreibt. Aus derselben Ursache (des weichen betonten Buchstabens), weßhalb Kesr und nicht Kasr gesprochen wird, lautet auch der Name des ersten Vokals Feth und nicht Fatha. Die Regel ist, daß der Vokal Feth oder weichen Buchstaben als E, ober oder vor harten Buchstaben als A ausgesprochen wird. Noch unsinniger ist es, das o aus der arabischen Aussprache verbannen, und nichts als u schreiben zu wollen, was das entgegengesetzte fehlerhafte Extrem früherer Arabologen, welche durchaus nichts von u wissen wollten, und durchaus nur o schrieben. Nun verfallen naseweise Gelbschnäbel von Orientalisten gerade ins Gegentheil: dum vitia vitant currunt in contraria stulti. Der Unterschied von O und U ist nicht nur wirklich durchaus in der arabischen Sprache vorhanden, sondern sogar durch Regeln und Terminologie der arabischen Grammatik und Lexicographie begründet. Den Laut des O hat das Wawi-medschhul, d. i das unbewußte Waw; den U-Laut hat das Wawi-maaruf, d. i. das anerkannte Waw; jenes wird in der Regel gesprochen, wenn Dhamm kein Waw unter sich hat, das zweyte, wenn demselben ein Waw unterliegt, wie hier in Maaruf und Medschhul. Eben so in Manßur, Mesrur, Fodhul u. s. w. Das letzte Wort فضول ist hinlängliches Beyspiel für die Verschiedenheit des Falles, in welchem o und in welchem u gesprochen ist. Ein Orientalist, der von Wawi medschhul nichts weiß, qualifizirt sich zum Ismi-faail dieser Wurzel als Dschahil.

janus, Adrianus und Antoninus. Die Araber Ababde bringen aus der östlichen Wüste eine Art von Talgstein, welche Hamr heißt, und nach welchem große Nachfrage durch ganz Oberägypten, indem derselbe besonders in der Manufaktur der Biram (der irdenen Töpfe zum Kochen) verwendet wird. Der Hamr wird gestoßen, gesiebt, dann angefeuchtet mit Ziegelstaub vermischt, mittelst der Hand geformt und gebacken. So weit reicht die ägyptische Töpferkunst, denn das Glasiren verstehen sie nicht. Die Lage von Hieracropolis, welches gegenüber von Eilethyas lag, wird durch den Hügel, welcher Kum el Ahmer [1]), d. i. der rothe Hügel heißt, bezeichnet. Der heutige Name von Eilethyas ist Kaab, der von Apollinopolis magna ist aus dem koptischen Atbo in Edfu übergegangen. Die Schutzgottheit von Edfu ist der Gott Hat oder Hor Hat, derselbe mit Agathodämon, welcher so oft durch den geflügelten Sonnenball vorgestellt wird. Nach Champollion bemerkt Hr. W., daß Hathor, die ägyptische Aphrodite, mit Hor Hat, d. i. Agathodämon, und ihrem Sohne Hor-senet-to (Horus, die Stütze der Welt) eine Trias bildet. Auf dem Wege zwischen Edfu und Kum Ombos [2]) sind die staunenswerthen Steingruben, welche auch ohne das Daseyn von Ruinen von der Größe der Bauten des alten Aegyptens zeugen würden. In einer dieser Grotten von Dschebel-Silsil, d. i. dem Kettenberge, ist eine Kapelle, in welcher Rameses den vorzüglichsten ägyptischen Göttern opfert, nämlich dem Amunre, Maut und Chonso (die Trias von Theben), dem Ra (dasselbe Wort mit Pharao und Radscha, mit rex und roi), dem Phtah (Hephaistos, das verstümmelte Pthah) und Hapunu (der Gott Nil), nebst ihren Assessoren Sawak (mit dem Krokodilenkopfe), Mandu, Osiris, Jo, Tafne, Seb (Saturnus), Thothmu, Chem, Athor, Thoth, Amuke (Vesta), die Gerechtigkeit und andere. Esuan, das alte Syene, auf koptisch Suan, welches die

---

1) Vulgar Kom el ahmar; hier lautet in der Vulgaraussprache sogar das Wawi-maaruf von كوم als o.

2) Aus demselben Grunde, aus welchem das Waw in ادفو Edfu als u lautet, muß dasselbe auch in كوم Kum U und nicht E lauten. Wirklich steht auf der Karte von Hamilton's Aegyptiaca und anderen Kum, nicht Kom; eben so in dem Ortsregister des französischen großen Werks über Aegypten.

Oeffnung heißt, vielleicht weil sich hier Aegypten öffnet. Die sarazenische Stadtmauer datirt von der Eroberung Amrus; die Moschee Amrus hat, so wie die von Fostat, noch runde Bögen. Die Spitzbögen kommen aber in Aegypten schon vor der Dynastie der Fatimijun, und also viel früher als in Europa vor.

»Die Behauptung einiger Alterthumsforscher, daß die Spitzbogen, die Erfindung unserer englischen Voraltern, kann keineswegs das Resultat genauer oder vorurtheilsfreyer Untersuchung seyn. Jeder Mann von gesundem Urtheile wird zugestehen, daß wir unsere Kenntniß sarazenischer Architektur dem Vaterlande derselben, Syrien und Aegypten, schuldig sind. In der That ist es vernünftig vorauszusetzen, daß wir uns anmaßen können, im dreyzehnten Jahrhundert entdeckt zu haben, was in diesen Gegenden wenigstens schon im J. 879 nach Chr. Geburt insgemein im Gebrauche war? Eine Thatsache, die ich ohne Furcht vor Widerspruch nach sorgfältiger Nachforschung behaupten kann, ist, daß die von geschmückten Spitzbögen getragene Moschee Ahmed Ibn Taulun's, welche auf ihren kufischen Inschriften das Jahr 265 d. H. als das der Erbauung trägt, noch heute in der ägyptischen Hauptstadt besteht.«

Ueber die Architektur enthält das Werk des Hrn. M. Marmont nicht das Geringste, wohl aber verbreitet er sich (IV. 199) über die Ausführbarkeit der Wasserverbindung des mittelländischen und rothen Meeres durch den neu aufzugrabenden Kanal von Sues. Er bemerkt hiebey sehr richtig, daß das System der Kanäle in Aegypten jenes der Eisenbahnen vollkommen überflüssig mache, und daß aber auch der Kanal von Sues nur als ein Mittel der Belebung ägyptischer Industrie durch den Gewinn des indischen Transitohandels betrachtet werden könne, nicht aber als eine Quelle der Finanz durch directe Auflagen (im Geiste der Verwaltung Mohammed Ali's), in welchem Falle dieser neuen Wasserstraße die alte wohlfeilere vorgezogen werden würde. Eben so beherzenswerth, als dieser vom Hrn. Marschall dem Vizekönig gegebene gute Rath ist der über die Landesvertheidigung und Organisirung der Armee gegebene, welche nach der neuen Einrichtung aus zwanzig Regimentern Reiterey, das Regiment zu 6 Eskadrons, die Eskadron zu 136 Mann, von 5 Offizieren befehligt; die Artillerie aus 3 Regimentern zu 12 Batterien; das Geniekorps aus 4 Bataillonen, jedes von 8 Kompagnien (1 Mineurs, 1 Pontoniers, 6 Sappeurs); die leichten Truppen aus 10,000 Beduinen in 8 Regimentern zu 8 Eskadrons, jede zu 150 Köpfen; die Armee in Syrien aus 4 Divisionen Infanterie und Kavallerie, jede Division der Infanterie aus 4 Regimentern mit 2 Batterien bestehen soll (IV. 230).

Als sittenbeschreibendes Werk steht das Lane's vor allen anderen unerreicht da; nicht nur durch die Treue und Genauig-

keit der Schilderungen, sondern auch durch die der beygegebenen Holzstiche (es sind deren über hundert), welche musterhaft, und endlich durch die vollgenügende Kenntniß des Arabischen, wodurch dieses Werk zugleich eine Fundgrube der Sprachforscher und Lexikographen, indem eine Menge der hier erklärten und im Anhange des zweyten Bandes im alphabetischen Verzeichnisse zusammengetragener Wörter in den bisherigen Wörterbüchern fehlen. Da Hr. L. so lange in Aegypten gelebt, und sich mit der Landessprache (wenigstens dem Sprechen nach) gründlich befreundet hat, so ist auch hier überall die wahre und richtige Aussprache zu finden Deutsche Orientalisten, welche noch immer der Sünde wider den heiligen Geist schuldig, statt Hidschret Hegira, statt Hemse Hamsa, statt Feth Fath schreiben, können sich hier belehren, daß nur das erste die wahre Aussprache ist; nur in der Uebersetzung des Wortes Hidschret ist L. selbst noch irrig, indem er es statt durch Auswanderung mit Flucht übersetzt, welches letzte auf arabisch nicht Hidschret, sondern Firar oder Horub heißt; das letzte führt Hr. L. (I. 218) selbst in dieser richtigen Bedeutung auf; auch im Namen der Moschee Esher [1]) (die Blühendste) irrt er sich, wenn er denselben Ashar [2]) ausspricht, weil dieses der Plural (die Blumen) und jenes der Superlativ. Hrn. Lane's Werk ist ein so vollständiges Sittengemälde des ägyptischen Volkslebens, und namentlich des Stadtlebens zu Kairo, daß jeder Versuch, hievon hier auch nur einen gedrängten Auszug zu liefern, viel zu weit führen würde, und wir uns nur auf einige Bemerkungen und die Anempfehlung desselben als des besten und vorzüglichsten über diesen Gegenstand erschienenen Werkes beschränken müssen. Es beginnt mit der Beschreibung der Häuser und Wohnungen zu Kairo, mit der Benennung der verschiedenen Theile des Hauses und des Hausgeräthes; hier wird der Steinsitz Maßtabe [3]), das Soffa [4]), der Ehrensitz (Ssadr) [5]), die Flur (Dergjah [6]), verstümmelt in doorcka'ah) genau von einander unterschieden; so auch das Parloir oder vielmehr Sehezimmer (Mandharet) [7]), vom Sitzzimmer (Mikaad) [8]), der Diwan [9]) vom Iwan [10]), d. i. der erhöhten Terrasse, welches letzte Hr. L. leewa'n schreibt, was nur eine Zusammenziehung von El-Iwan; Kaa [11]), das im Golius als impluvium domus übersetzt wird, ist ein luftiger Pavillon des Harems mit zwey Iwan. Merkwürdig ist der Name der gemalten Glasfenster Chumarije [12])

1) ازهار 2) ازهر 3) مصطبه 4) صفّه 5) صدر 6) درکاه 7) منظره 8) مقعد 9) دیوان 10) ایوان 11) قاعه 12) قماریه

(bey L. ekum' areé-yeh), weil dieselben unläugbar ihren Ursprung von Chumaruje, dem zweyten Herrscher der Dynastie der Beni Tulun, ausweisen, welcher zu Ende des neunten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung in Aegypten herrschte, so daß dazumal die Glasmalerey schon zu Kairo im Flore. Die Bevölkerung Aegyptens wird angegeben wie folgt: Moslimen Aegypter 1,700,000, Kopten 150,000, Osmanli 10,000, Syrer 5000, Griechen 5000, Armenier 2000, Juden 5000, also nicht gar zwey Millionen. Eben so umständlich, als die Theile des Hauses, werden die der männlichen und weiblichen Kleidung beschrieben. Die leinenen oder baumwollenen weiten Beinkleider heißen vorzugsweise das Kleid (Libas) [1]); sie werden mit dem Gürtel (Dikke) [2]) gebunden; der Name des Hemdes (Kamiß) [3]) läßt zweifelhaft, ob das Wort arabischen oder lateinischen Ursprungs; die ärmellose Weste heißt Ssudeiri [4]), der äußere Gürtel Hisam [5]), das Oberkleid Dschubbe [6]) ist das deutsche Joppe, und die kurze Weste Anteri [7]) hat ihren Namen von Antar, dem Vater der Reiter; der Kaftan und das Binisch, d. i. das Reitkleid, sind bekannt; das Schweißhäubchen auf dem Kopfe heißt Takkije [8]) oder Araki [9]), der Kopfbund Imame [10]), daher auch der Pfeifenkopf, welcher einem Turban gleichsieht, so genannt wird. Der Kopfbund der Ulema heißt Mukle; die verschiedenen Schminkwerkzeuge des Auges, so wie die mit Henna den Händen und Füßen aufgemalenen Zierathen weisen die Holzstiche aus. Die Frauen binden die Häubchen Takije mit einem viereckigen Tuche (Farudhije), und dieses heißt zusammen Rabta, d. i. der Bund; der über den Kopfputz geworfene Schleyer aus farbigem, goldgestickten Musselin heißt Tarha, d. i. der Ueberwurf; der Gesichtsschleyer, ein langer weißer Streif von Musselin, der von den Augen bis zu den Füßen reicht, heißt Berkaa; das Oberkleid der Frauen Habare, oft wird über das letzte noch ein blau und weiß quadrillirter Ueberwurf getragen, der Milaje heißt. In dem Abschnitte über die Kindheit und frühe Erziehung ist das, was über die Namen gesagt wird, unvollständig, indem der Name Ism Vorname (Künajet) und Beyname (Mensub) nicht von einander unterschieden werden. In dem Holzschnitte des Aufzugs der Beschneidungsfeyerlichkeit ist der Träger des Barbierschildes die hervorspringendste Figur; dieses Schild (Haml)

---

1) لباس 2) دكّة 3) قميص 4) صديري 5) حزام 6) جبّة 7) عنتري
8) تقيه 9) عرقي 10) عمامه

ist ein hölzerner, auf vier kurzen Füßen stehender Kasten, dessen Vorderseite mit Spiegel und Bronze eingelegt, rückwärts mit einem Vorhange verhüllt ist. Ein so ausgezeichnetes Schild ist in der Ordnung, da der Bartscherer im Orient eine weit wichtigere Person als im Occident, besonders bey der Beschneidung. Das dritte Kapitel über Religion und Gesetz enthält wenig, was nicht schon aus Mouradjea d'Ohsson bekannt wäre, das Interessanteste über die Scheidung und Wiedervereinigung Geschiedener. Im vierten Hauptstücke von der Regierung werden die von Mohammed Ali eingesetzten Regierungsbehörden spezifizirt; erstens der Staatsrath (Medschlisol-meschwere) [1]), zweytens der Kriegsrath (Medschlisol-dschihadije) [2]), drittens der Arsenalsrath (Medschlis tersane) [3]), viertens der Commerzienrath (Diwanet-tudschar) [4]). Zu Kairo sind fünf Gerichtsbehörden (Mehkeme) [5]), eine zu Bulak und eine zu Alt-Kairo. Der Polizeylieutenant oder Aga ist von einem Fackelträger (Meschaaledschi, nicht shé alegée, denn eine Fackel heißt Meschaale [6]), nicht shé ale) begleitet. Der Marktrichter Mohtesib [7]) ist bekannt; der Scheich eines Stadtquartiers heißt Scheichol-hara [8]), und der Scheich eines der acht Distrikte, in welche Kairo eingetheilt ist, Scheichettomn [9]), d. i. der Scheich des Achtels. Die drey Abschnitte des häuslichen Lebens und der gesellschaftlichen Gebräuche enthalten einen Schatz neuer und richtiger Details. Der Rauch-Apparat und der Kaffee-Apparat ist in allen seinen Theilen beschrieben und abgebildet. Die Kaffeekanne wird manchmal in einem silbernen oder ehernen Gefäße verbrennender Kohlen in das Zimmer gebracht; dieses Gefäß heißt Chaßeki (nicht a'z'ckee), und der ebenfalls abgebildete tragbare Kohlenheerd, der in den Zimmern die Stelle des Ofens oder Kamins vertritt, heißt Mankal, d. i. der tragbare (nicht Mun'ckud). In einer Note unter der Abbildung des aufgezäumten Esels werden die verschiedenen Rufe der Eseltreiber gegeben, womit sie in den Gassen die Leute anschreyen, um sie zum Ausweichen zu bewegen. Der Apparat der Tafel ist eben so genau beschrieben und abgebildet, als die des Rauchens und des Kaffees; die runde Tischplatte (Sinije) wird auf einen kleinen Stuhl gelegt, der Kursi heißt; was

1) مجلس المشورة 2) مجلس الجهادية 3) مجلس ترسانه
4) ديوان التجار 5) محكمة 6) مشعله 7) محتسب 8) شيخ الحاره
9) شيخ الثمن

das gewöhnliche Wort für Thron. Die Einladung zum Essen ist Tefadhdhal (belieben Sie), worauf die Antwort Heinen (zur Gesundheit). Die Namen der berühmtesten Speisen werden gegeben, die verschiedenen Arten von Trinkgefäßen, Krügen, Schalen, Tassen sind abgebildet. Krüge mit engem Halse (Doruk), die mit weitem (Kulle). Es fehlen jedoch hier zwey Wassergefäße, die um so mehr erwähnt zu werden verdient hätten, als ihre Namen aus dem Arabischen ins Französische übergegangen sind, und sich darin bis auf den heutigen Tag erhalten haben, nämlich Dscharre (la jarre) und Damdschan (la dame Jeanne); das Rauchfaß heißt Mibchare. Bey Gelegenheit der Trinkschalen hätte wohl auch der Inschriften erwähnt werden sollen, womit dieselben häufig versehen sind, wie z. B.: Von dem Quell ist das Leben hell; oder der Koranstext: Er hat sie getränkt mit einem Tranke, oder die Namen der Siebenschläfer u. dgl. m. Sehr ausführlich sind die Feyerlichkeiten der Verlobung und Hochzeit beschrieben. Die Unterschreibung des Heiratskontrakts (Akdi nikjah); die Beleuchtung der Straße, wo der Bräutigam lebt, mit einer besonderen fantastischen Art von Hangleuchtern, der grün, roth, weiß und blau bemalen, Surja, d. i. die Pleias, heißt, und dessen sechs Lampen in doppelt über einander gelegtem Dreyecke hangen, welches das Siegel Salomons vorstellt. Die Hochzeiten werden gewöhnlich Freytags und Montags gefeyert; zwey Tage zuvor hat der feyerliche Aufzug ins Bad (Sessetol-hamam) Statt. An dem Abende dieses Tages nimmt die Braut einen Knollen gekneteter Henna (womit Hände und Füße roth gefärbt werden) in die hohle Hand, und jeder der Gäste steckt eine Gold- oder Silbermünze hinein, worauf ihr dann Hände und Füße roth gefärbt werden; diese Nacht heißt die Nacht der Henna. An diesem Abende und manchmal Tags vorher gibt auch der Bräutigam seinen Schmaus. Am folgenden Tage hat der Brautaufzug Statt, welcher Seffetol-aarus heißt, wobey Scheingefechte mit Säbeln oder Prügeln und andere Kunststücke vorgestellt werden, deren mühsamstes das eines Wasserträgers, der seinen mit Wasser gefüllten, zwey Zentner wiegenden Schlauch vier und zwanzig Stunden lang trägt, wobey er keinen Augenblick sitzen, sondern nur höchstens um auszuruhen niederhocken darf. Die Brautnacht selbst heißt Leilet ed-duchul (Ley'let ed-Dookh'-leh), d. i. die Nacht des Eintritts. Der Bräutigam ist gewöhnlich roth gekleidet; sein Aufzug geht nach der Moschee, wohin ihn Sänger begleiten, welche Muweschschah, d. i. Hymnen zum Lobe des Propheten, singen, die mit Kaßideten abwechseln. Beym Eintritte in das Brautgemach gibt der Bräu-

tigam der Bellane, d. i. der Begleiterin ins Bad (die nebst der Amme Daje die beyden Acolythen der Braut), ein Geschenk, und nachdem sie sich zurückgezogen, der Braut selbst das Entschleyerungsgeschenk dafür, daß es ihm erlaubt ist, den mit einem Shawle verhüllten Kopf der Braut zu enthüllen;* er sagt, indem er sie entschleyert: Im Namen Gottes des Allmilden, des Allbarmherzigen; und dann: Die Nacht sey gesegnet; worauf sie: Gott segne dich, antwortet. Der Bräutigam entkleidet sie bis auf's Hemd, und setzt sich auf ein Bett, mit dem Rücken nach Mekka gekehrt, den Saum ihres Hemdes vor ihr ausbreitend; dann verrichtet er in der Entfernung von zwey Schuhen stehend ein Gebet von zwey Verbeugungen, bey dessen Niederwerfung er die Hände auf den ausgebreiteten Saum des Hemdes legt. Er bleibt nun nur noch einige Minuten bey ihr, und kehrt dann zu seinen Freunden zurück, während die vor der Thüre in ängstlicher Erwartung versammelten Weiber das Jubelgeschrey (Sagaret) erheben, dessen gellende Töne bis in die fernsten Quartiere schallen, und wodurch der Nachbarschaft angekündet wird, daß der Bräutigam mit der Jungfräuschaft und mit den Reizen der Braut befriedigt sey. Wenn der Bräutigam oder die Braut Verschnittene haben, so reiten dieselben beym Brautaufzuge mit. Ein Mann, welcher die Prozession unter stetem Segensausruf über den Propheten anführt, wirft beym Eintritte in das Haus auf die Thürschwelle Blätter weißer Rüben hin, über welche die Frauen reiten müssen, um Glück herbeyzurufen. Am Morgen nach der Brautnacht tanzen Ghasije und Awalime im Hofe des Hauses gaditanische Tänze. Der Bräutigam wird an diesem Tage von seinen Freunden bewirthet, und diese Ceremonie heißt die Flucht (Elhorub). Ein Mann kann sich von seinem Weibe scheiden, sobald es ihm beliebt, und manche wechseln ihre Weiber mit jedem Monate; er findet Mädchen der niederen Klassen oder Witwen oder geschiedene Weiber um ein Heiratsgut von 10 Shilling, und darf ihr, wenn er sich scheidet, nicht mehr als das Doppelte und den Unterhalt bis auf die nächste Periode ihrer Reinigung geben; indessen setzt so häufiger Wechsel den Mann in der öffentlichen Achtung herab, und wenige Aeltern der höheren oder mittleren Klasse würden ihre Töchter dem Manne geben, der sich schon vielfältig von seinem Weibe geschieden. Der Mann kann eines seiner Weiber (was gewöhnlich, wenn er ihr eine Günstlingin vorzieht, auf seinen oder des zurückgesetzten Weibes Anlaß geschieht) bey der Gerichtsbehörde als Naschife, d. i. als rebellisch eintragen lassen, wodurch er der Verbindlichkeit, sie zu bewohnen, zu kleiden und zu unterhalten, enthoben wird,

ohne jedoch von ihr geschieden zu seyn; indem er die Scheidung verweigert, kann er sie hindern, je einen andern zu heiraten; wenn sie aber wieder gehorsam zu seyn verspricht, muß er sie wieder nehmen, unterhalten oder sich von ihr scheiden.

Die Auskunft über die schwarzen und weißen Sclavinnen, über die Beschäftigungen und Unterhaltungen des Harems ist sehr ausführlich. Unter den Beschäftigungen der Frauen steht die am Stickrahmen (Mensedsch) oben an; unter den Unterhaltungen die Musik, indem die Frauen und Sclavinnen in Ermanglung besserer Tonkünstler das Darabuka (eine Art Trommel) schlagen, und das Tar, d. i. die Guitarre, spielen. Die Ghawasi (Plural von Ghasijet, d. i. die öffentlichen Tänzerinnen, werden selten in die Hareme eingeführt, wohl aber die Awalim (Plural von Alime), d. i. kunstgelehrte Sängerinnen, und die Alatije, d. i. Musikanten. Im siebenten Kapitel wird das häusliche Leben der unteren Klassen behandelt, das der Fellahe und Kopten. Die Blutrache besteht noch in ihrer vollen Kraft, besonders zwischen feindlichen Stämmen, wie die Saad und Haram. In dem folgenden Kapitel, welches von den gesellschaftlichen Gebräuchen handelt, werden alle Formeln des Grußes und der Höflichkeit gegeben; der Holzschnitt stellt die zwey vorzüglichsten Gefäße des Bewillkommens dar, das Rauchfaß und das Gefäß für Rosenwasser. Der Niesende sagt: Gelobt sey Gott! die Gesellschaft antwortet: Gott erbarme sich Eurer! und jener entgegnet: Mich und Euch leite Gott! Der Gähnende hält den Rücken der linken Hand vor den Mund, und sagt: Ich flüchte mich zu Gott vor dem Satan, dem zu steinigenden; doch antwortet Niemand hierauf, weil das Gähnen nicht wie das Niesen für glücklich gilt, denn der Teufel paßt die Gelegenheit ab, dem Gähnenden in den Mund zu fahren. Eines der unvollständigsten Kapitel ist das eilfte über Sprache, Literatur und Wissenschaft, worüber nur Oberflächliches kurz gesagt wird; keine Kunde von den Bibliotheken Kairo's, während die Konstantinopels so bekannt; Buchhändler seyen nur acht. Der Schreibapparat ist im Holzschnitte gut abgebildet; die Feder (Kalem) [1]: das Bein, auf welchem die Feder gestutzt wird, Miktaa [2]) (nicht mikut"ta); das Federmesser Mikschat [3]); das Tintenfaß Dewaje [4]); das Lineal Mistare [5]); die Schere Makaß [6]) (nicht mikus's); und das Pult, worauf alles dieses liegt, Misnede [7]). Die Studenten der Moschee Esher heißen

1) قلم 2) مقطع 3) مقشط 4) دواية 5) مسطرة 6) مقص 7) مسند

Modschewerin [1]), die Hallen derselben Riwak, deren jede eine Bibliothek für den Gebrauch ihrer Besucher hat; gelehrt wird Grammatik, Syntax, Rhetorik, Poesie, Logik, Exegese, Dogmatik und Ueberlieferung. Von den Werken selbst, über welche gelesen wird, und von denen in der Geschichte des osmanischen Reichs zu wiederholten Malen die Rede, ist hier kein Wort zu finden. Am östlichen Winkel der Moschee ist der Hörsaal der Blinden, welche nicht weniger als dreyhundert an der Zahl, öfters sehr meuterisch, die Sicherheit ihrer Professoren und die Ruhe dieser Universität gefährden. Ein Beyspiel dieser Blindenumtriebe wird erzählt. Unter den Gelehrten wird als der berühmteste der gegenwärtige Scheich der Moschee Esher, Hasan el-Attar, genannt; er ist der Verfasser eines Inscha, welches zu Kairo im Druck erschienen [2]). Der Scheich Mohammed Schihab ist Dichter, der Scheich Abderrahman Dschebarti ist der Verfasser einer neuen Geschichte Aegyptens vom Beginne des zwölften Jahrhunderts der Hidschret. Höchst ausführlich, aber doch nichts weniger als vollständig, sind die drey Kapitel über Volksaberglauben: Magie und Astrologie. Von der Wahrsagerey aus Spiegeln erzählt Hr. Lane ganz unglaubliche Dinge, wie schon oben erwähnt worden. Der Glaube an die Dschinnen ist allgemein, sie wohnen in Brunnen, Bädern, Oefen und Abtritten; wer einen dieser Orte betritt, Feuer anzünden oder Wasser schöpfen will, sagt, um mit Höflichkeit den Genius des Orts zu beschwichtigen: Mit Verlaub o Gebenedeyter! Die Dschinnen reiten im Wirbelwind, und drehen die Sandsäulen als ihre Windhosen auf; wenn der Wirbelwind naht, sagen die Aegypter, um das Böse desselben abzuwehren! Eisen du bist unglücklich! Da die Sternschnuppen nach dem Glauben der Moslimen die Feuerpfeile sind, womit die Wächter der himmlischen Zinnen, die Dämonen, welche den Himmel erklettern wollen, abwehren, so sagen die Aegypter, wenn sie Sternschnuppen sehen: Gott durchpfeile die Feinde der Religion! Die bösartigsten der Dschinnen sind die Ifrit, die Wüstenteufel (Ghul), leiten die Wanderer irre. Was über die Hierarchie der Heiligen und den Pol derselben (Kutb) gesagt wird, ist sehr unvollständig. Diese Hierarchie findet sich in arabischen und türkischen Werken zur Genüge beschrieben, namentlich im Miretol Awalim, d. i. der Welten-

---

1) مجاورين

2) Ohne Jahreszahl, 157 Seiten Octav, in zwey Abtheilungen, deren erste Briefe, die zweyte Formeln von Urkunden enthält.

spiegel, des Geschichtschreibers Aali. Als die vier vorzüglichsten Secten der Derwische werden die Rufaai, Kadiri, Ahmedi und Barahime angegeben; das letzte ist eine Verstümmlung von Ibrahimi, deren Stifter Ibrahim Edhem, gest. 161 (777). S. 311 erscheinen die Beiyoomeryes, welche die Beirami zu seyn scheinen. Der Stifter der Ahmedije, welche bey d'Ohsson Bedewi heißen, ist Ahmed Bedewi, der große Heilige von Tanta, gest. i. J. 675 (1276). Derwischorden, welche d'Ohsson nicht kennt, sind die Schaarewi, deren Stifter der große Mystiker, Biographe derselben Abdallah esch-Schaarani, gest. i. J. 973 (1565); die Schinabi, Bekwi, Leisi, Timurtaschi und Saadi; die letzten spielen die größte Rolle bey den Geburtsfesten des Propheten und der Heiligen, indem sie auf der Erde ausgestreckt liegen, und ihr Scheich über ihren Rücken hinwegreitet. Ein vorzüglicher Talisman wider alle Zauberey ist eine Aloe, welche deßhalb vor den Thoren, besonders neuer Häuser, aufgehangen wird. Die glücklichsten Tage der Woche sind Donnerstag und Sonnabend, nach der bekannten Ueberlieferung des Propheten: Gott segnet den Donnerstag und Sabath; dann der Montag, als der Geburts- und Sterbetag der größten Propheten, und der Freytag, als der Tag zur Versammlung zum Gottesdienste; unglücklich sind der Sonntag, als Vorläufer der Nacht, in welcher der Prophet starb; der Dinstag, als der Tag des Blutes (Dies Martis); der Mittwoch, besonders der letzte des Monats, welcher in den osmanischen Geschichten mehr als einmal unter der Benennung Scherri mostemerr, d. i. das fortwährende Böse, vorkömmt; es sind in der Woche also wenigstens vier glückliche Tage auf drey unglückliche. S. 337 wird das Formular einer kabalistischen Gebettafel, deren Text nach allen Seiten gelesen werden kann, S. 349 das Facsimile einer Beschwörungsformel und S. 351 das magische Tintendiagramm gegeben. Das dreyzehnte Kapitel beschreibt den Charakter der Aegypter; hohe Religiösität haben sie mit allen Moslimen gemein, doch artet dieselbe oft in Heucheley, und die Wiederholung der Stoßgebete und des Namens Gottes in gedankenloses Wortgepränge aus; auch bey dem Gebete macht der Ton die Musik; was nützen die süßesten Ausdrücke der Liebe und Innigkeit, wenn dem Gemüthe des Sprechenden ein anderer Sinn inwohnt; wir haben schon anderswo bemerkt, daß der Ton positiver Zuversicht, mit welchem die Formel des Vertrauens: Inschallah, d. i. wenn Gott will! insgemein ausgesprochen wird, und die Betonung des Bravo! welche die Formel der Ergebung: Maschallah, d. i. was Gott will! im Munde der Türken annimmt, ein ganz ande-

rer Sinn ist, als der ursprüngliche religiösen Vertrauens und frommer Ergebung in den Willen Gottes. Lane beschuldigt die Aegypter vorzüglich des Undanks, ein Zug, sagt er, den sie mit dem Charakter der Beduinen gemein haben; wenn dieses wahr, so ist dieß auch ein Widerspruch mit der Dankformel: Elhamd lillah (Lob sey Gott) oder Schükr-lillah (Dank sey Gott), welche alle Moslimen so häufig im Munde führen, und Mangel an Dankbarkeit läßt sich mit wahrem religiösen Gefühle, das hauptsächlich auf Liebe und Dankbarkeit beruht, nicht im Einklange denken. In gleichem, von der Grundbedeutung abweichenden Sinne wird die Formel: Istaghferallah (Ich flehe Gott um Verzeihung meiner Sünden), von den Aegyptern alle Augenblicke zur Selbstberuhigung über Gesetzesverletzung mißbraucht; wenn der Türke dieselbe in dem Tone und Sinne von: Gott verhüte es! ausspricht, so ist dieser Sinn zwar nicht der wörtliche, aber dennoch ein religiöser, und aus der nächsten Ideenverbindung fließender, aus der religiösen Voraussetzung nämlich, daß jedes Unglück eine Strafe begangener Sünde, und daß also die beste Abwehrungsformel des ersten die Sühnung der zweyten durch Bitte um Verzeihung von Gott. »Ungeachtet so vieler Abweichungen und Verdrehungen der ursprünglichen Erhebungsformeln des Gemüthes zu Gott, ungeachtet so vieler Inconsequenz und so vielen Aberglaubens,« sagt Lane, »liegt in dem Charakter der heutigen Moslimen viele Frömmigkeit und wahre Religiösität; es gibt unter denen, die sich wirklich zum Islam bekennen, wenige wirkliche Ungläubige, und diese wagen es nicht, ihren Unglauben öffentlich zu erklären.« Eine der gäng und gäbsten Formeln, welche die Moslimen beständig im Munde führen, ist: Allah kerim (Gott ist gnädig), als Trostgrund selbst beym Anlaß größter Traurigkeit gebraucht; diese, so wie der Preis der Allmacht Gottes durch die Worte: Allah ekber (Gott ist groß), sind aus allen Reisebeschreibungen bekannt genug; weniger die von L. angeführten, so oft auf Leichensteinen vorkommenden Worte des Korans: Wir sind Gottes und wir kehren zu Gott zurück, durch deren Wiederholung der Moslim mitten aus dem Gewühle der Geschäfte und dem von Gott abziehenden Weltgedränge seine Gedanken und Gefühle wieder zu Gott zurückführt.

Das erste Kapitel des dritten Bandes, welches von dem Kunstfleiße der Aegypter handelt, enthält außer dem Marktpreise der Lebensmittel auch die mannigfaltigen Rufe der verschiedenen Verkäufer, womit sie ihre Waaren auf der Straße ausrufen, und aus welchen dieselben eben so wenig ohne die gegebene Erklärung zu errathen wären, als die Marktausrufe europäischer

Hauptstädte, wie z. B. zu Paris der Ruf der Verkäufer gebratener Kastanien: ils brûlent (nämlich les marrons), oder der der Austernverkäufer: elles glacent (nämlich les huitres); so ruft zu Kairo der Bohnenverkäufer: Zu Hülfe o Imbabi! der Verkäufer von Melonenschnitten: O Tröster der Hülfsbedürftigen! der Citronenverkäufer: Gott mache den Verkauf leicht o Citronen! der Zuckerbäcker: Um einen Nagel o Süßigkeit! weil Kinder und Mädge oft Nägel stehlen, um dafür ein wenig Halwa zu kaufen; der Orangenverkäufer: Honig! o Pomeranzen Honig! der Rosenverkäufer: Die Rose war ein Dorn, der vom Schweiße des Propheten als Rose entblühte; der Verkäufer der Hennablühten: Düfte des Paradieses o Blüthe der Henna! der Verkäufer Wollenzeugs, welcher aus Fabriken kömmt, die mittelst Ochsen in Bewegung gesetzt werden: Das Werk des Stieres o Mädchen! der Wasserträger mit dem Schlauche auf dem Rücken ruft: Gott vergelt's! die Vertheiler des Wassers an öffentlichen Trinkanstalten singen in der von L. notirten Weise: Verzeihung der Sünden und des Paradieses Wonnen seyen gewähret dem Stifter des Bronnen. Eben so mannigfaltig sind die hier gegebenen Ausrufe von Bettlern, als: O Gott! oder: Ich bin der Gast Gottes und des Propheten! oder Freytag Abends: Vortrefflich ist die Nacht des Freytags! oder: Mein Nachtmahl ist deine Gabe o Gott! Man antwortet ihnen: Gott gewähre dir Unterhalt! Gott gebe dir! Gott mache dich begnügt! Das zweyte Kapitel über Tabak, Kaffee und Opium enthält nichts Neues, desto umständlicher ist aber im dritten die Beschreibung des Bades mit aller seiner Zubehör; das vierte beschreibt die bekannten Spiele: das Schah-, Damen-, Mankalaspiel und das weniger bekannte Siga; im folgenden fünften werden die Beschreibung und Abbildung der vorzüglichsten musikalischen Instrumente gegeben: die zweysaitige Violine (Kemantsche); das Hackbrett (Kanun); die Flöte (Nai); L. bemerkt (was Rec. schon längst anderswo bemerkt hat), daß die Laute nur der arabische Name des Instruments mit dem Artikel aus El-ud in Liuto, lute, Laute, umlautet; Rikk ist eine kleine Tamburine, Tambur eine Art von Mandoline, Rebab eine sonderbare Violine mit einer einzigen Saite, Sentir auch eine Art von Hackbrett, Nakara die Pauke, Kjas die Cymbeln, Baf die kleine Derwischtrommel, Tar die Guitarre (deren ursprünglicher persischer Name Sitare, d. i. die dreysaitige) und Sagat die Kastagnette, deren Name aus dem persischen Tscha-

ghane entstanden; die Schifferpfeife Sumare, die Doppelpfeife mit ungleichem Rohre Arghul, die Trommel mit dem Stiele Darabuke. Außer den Abbildungen dieser Instrumente werden notirte Gesänge und der Gebetausruf (nach dem letzten zu urtheilen) alle sehr getreu gegeben. Der Text eines Tänzerinnenliedes heißt:

Tritt auf, tritt auf, tritt auf, meine Lust mit Macht,
Des Liebsten Sehnsucht hat mich ganz verwirrt gemacht.

In keinem Werke über Aegypten ist der Unterschied zwischen den Awalime (den Gelehrten), d. i. den Sängerinnen, und den Ghawasi (Siegerinnen), d.i. den Tänzerinnen, so genau und richtig durchgeführt, als wie von Hrn. L.; die letzten nennen sich selbst Beramike, d. i. Bermegidische, indem sie ihren Ursprung von diesem erlauchten Hause ableiten. Dieses ist wohl nur so zu verstehen, daß dieselben ein stehender Luxusartikel des Hauses der Bermegiden waren, denn sie selbst sind viel älter, wie aus den Sculpturen der ägyptischen Denkmale und auch aus der Schrift erhellt, indem der von der Tochter der Herodias aufgeführte Tanz ein solcher, wie der der heutigen Ghasije gewesen zu seyn scheint. Dieselben dürften wohl nicht nur mit den indischen Bajaderen, sondern auch mit den babylonischen Hierodulen auf dieselbe Linie gestellt werden. Nach dem schönen persischen Mythos der Anahid ist selbst der weibliche Genius des Morgensterns als Lautenschlägerin eine Aalime, welche den Reigen der Gestirne, die als Tänzerinnen eben so viele Ghawasi anführt. Alle Ghawasi sind Lustdirnen, aber nicht jede Lustdirne ist eine Ghasije. Die Einkommenstaxe (Firde) der Freudenmädchen Kairo's beträgt jährlich 40,000 Gulden, was nicht weniger als das Zehntel der von den Einwohnern ganz Aegyptens erhobenen Einkommenstaxe. Eben so berühmt und eben so alt, als die ägyptischen Tänzerinnen, welche nach Spanien verpflanzt, von den Römern die gaditanischen genannt wurden, sind die ägyptischen Psyllen oder Schlangenbeschwörer, deren Typus als Ophiuchos unter die Sterne versetzt ward. Die Zigeuner, welche sich in Aegypten Gudschar nennen, behaupten, so wie die Ghawasi, von den Bermegiden herzustammen; diese Ueberlieferung mag auf ihren indischen Ursprung hindeuten, und der Name Gudschar stammt vielleicht gar von Gudschurat her. Wie in Paris die Aufschrift häufig: Ici l'on fait noces et festins, so schreyen die Zigeunerinnen: Nedukk we n' ta'hir, d. i. wir punktiren und beschneiden, indem sie die Zierathen der Haut eintatuiren, und die weibliche Beschneidung vornehmen. Die Kuradati, d i. die Affentreiber,

machen Künste mit einer Art von Kynokephalus, mit denen sie Stockgefechte aufführen; die Mohhabasin sind strollende Schauspieler und Possenreisser der niedrigsten Klasse; die Mährchen- und Geschichten-Erzähler werden zwar insgemein Kaßaß, d. i. Legenden-Erzähler, oder Meddah, d. i. die Lobredner, genannt (keinen dieser beyden Namen hat Lane), führen aber verschiedene Namen nach den Romanen, mit deren Vortrag sie das Volk und sich selbst unterhalten. Hr. L. behandelt diesen Gegenstand in drey Hauptstücken umständlicher, als derselbe bisher irgendwo behandelt worden, aber doch nicht ganz erschöpfend. Die zahlreichste Klasse dieser Erzähler sind die sogenannten Schoaara, d. i. Dichter, welche ihre Erzählung mit der einseitigen Violine begleiten, und entweder Abuseidije, oder Hilalije, oder Sughbije, oder Senatije heißen, je nachdem sie sich mit der Erzählung der Abenteuer Ebusaid's oder der Stämme Beni Hilal, Sughbi oder Senate beschäftigen. H. L. gibt Proben ihrer Erzählung mit reimgetreuer Uebersetzung ihrer im Redsches, d. i. unregelmäßigem Sylbenmaße eingemischten Gedichte, in denen, wie bey den Kaßideten und Ghaselen, jede zweyte Zeile reimt, und ein und derselbe Reim durch das ganze Gedicht fortläuft. Mohaddisin heißen zwar eigentlich nur die Ueberlieferer der Prophetenworte, aber im uneigentlichen Sinne die Erzähler historischer Romane, welche wirkliche Geschichte zu seyn behaupten; hieher gehören die Geschichte Melik es-Sahir's Beibers (sonst Bibars genannt), des vierten Herrschers der Mamluken vom Nile: die Lebensgeschichte desselben heißt Siret Sahirije; das Seitenstück dazu ist die (auf der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien befindliche) Lebensgeschichte Hakimbiemrillah's, des wahnwitzigen Tyrannen; in beyden aber wenig Geschichtliches, sondern meistens nur Fabel. Der berühmteste und älteste der arabischen Ritterromane ist ganz gewiß der Antar's, der gewöhnlich 55 Quartbände stark, noch seltener als der Abuseid's, der gewöhnlich in 45 Quartbänden verkauft wird; jener ist gewiß viel neuer als dieser, und wiewohl nicht Aßmai der Verfasser des Ritterromans Antar, sondern der Dichter und Doctor Antari, welcher im sechsten Jahrhundert d. H. lebte, wie dieses aus den Lebensbeschreibungen Ebu Osaibe's erhellt, so waren die Ritterthaten Antar's doch schon im ersten halben Jahrhundert der Hidschret der Stoff der Erzähler, wie dieses die unter dem Namen Ewail, d. i. Origines bekannten Werke ausweisen. Diese Geschichten- und Legenden-Erzähler heißen Kaßßaß, und der Roman selbst Kißat. In dem Ewail Sojuti's und der Ueberarbeitung desselben von Alidede finden sich hierüber die folgenden,

für die Literaturgeschichte höchst wichtigen Stellen: Der erste, welcher Romane (Legenden) erzählte, war Obeid, der Sohn Omeir's, zur Zeit Omar's. Atha sagt: Ich und Obeid, der Sohn Omeir's, gingen zur Aische, der Gott gnädig seyn wolle; sie sprach: Wer da? — Er sagte: Ich und Obeid, der Sohn Omeir's; sie sagte: Erzählst du den Einwohnern Mekka's Legenden? und er sagte: Ja. — Der Imam (Sojuti) sagt in seinem Ewail nach glaubwürdigen Quellen, daß weder zur Zeit des Propheten, noch zu der Ebubekr's und der Omar's Legenden erzählt wurden, sondern daß dieselben erst Moawije zur Zeit des Zwistes zwischen den Gefährten und dem Propheten einführte. Der erste, welcher zu Mekka Legenden erzählte (Ewwel-men Kaßßa), war Abdallah, der Sohn Omeir's, nach anderen Eswed, der Sohn Serih's; der erste, der in Aegypten Legenden erzählte, Selim, der Sohn des Ans, i. J. d. H. 39; daß Kißßat hier eigentlich den Roman und nicht die Legende bedeute, erhellt aus der gleich darauf folgenden Stelle: Der erste, welcher in Aegypten von den Zuständen und den Stätten (Makamat) der Heiligen sprach, war Sulnun der Aegypter. Außerdem, daß Hrn. L. alles dieses unbekannt, kennt er nur die Romane von Abuseid, Sahir, Beibers, Antar und der Amazonin Delheme (richtiger Sulhimmet), und er erwähnt keineswegs der Siret Emin's und Mamun's, Alexander's, Salomon's, Dschuder's, Bedrnur's, Ebul Abbas und anderer, welche Seetzen aus Aegypten mitgebracht, und die sich auf der Bibliothek zu Gotha befinden.

Auf die drey Hauptstücke, welche bloß von den Mährchenerzählern und Romanen handeln, folgen drey, die ausschließlich den periodischen öffentlichen Festen gewidmet sind, nämlich: 1) Die ersten zehn Tage des Moharrem, als die Vorläufer des Martyrfestes Husein (Aaschura), welches am zehnten selbst als ein großes Befreyungsfest gefeyert wird, wobey Derwische walzen, Feuer fressen, sich spitze Eisen in den Leib rennen und andere Künste machen. 2) Insgemein gegen das Ende des Ssafer (des zweyten Monats des Jahres) kehrt die Karawane der ägyptischen Pilger von Mekka nach Kairo zurück, und dieser Monat heißt daher Nesletol-hadschdsch, d. i. die Niederlassung der Wallfahrt. In einer Note wird hier irrig bemerkt, daß Hadsch sowohl die ganze Karawane, als einen einzelnen Pilger bedeute, jene heißt Hadsdsch[1]) und dieser Hadschi[2]), wovon das landschaftliche deutsche Hatschen (mühsam einher-

1) حج 2) حاج

gehen, wie ein müder Pilger) herstammt. Der Bote, welcher einige Tage früher die Freudenkunde von der Ankunft der Karawane bringt, heißt Schawisch el-hadsch, und dieses Schawisch ist das verderbte türkische und persische Tschausch, welches selbst die Byzantiner als Τζαυσιος minder verderbt haben, als die Aegypter in Schawisch. Das Mahmil, d. i. das heilige Kameel, welches den Koran, und im Hinwege auch die Geldgeschenke für die Scheiche und Ulema von Mekka trägt, ist hier genau beschrieben und abgebildet; der feyerliche Auszug desselben mit dem Surre Emini jährlich am 12. Redscheb ist im Mouradjea d'Ohsson abgebildet, und ist ein stehender Artikel der Staatszeitung. 3) Der Monat Rebiulewwel (der dritte des Jahres) beginnt mit den Vorbereitungen des Geburtsfestes des Propheten (zu Konstantinopel Mewlud, zu Kairo richtiger Malid genannt), welches am 12ten zugleich an dem Geburts- und Sterbetage des Propheten gefeyert wird. Die bey Gelegenheit desselben abgesungenen Hymnen heißen zu Konstantinopel Mewludije, zu Kairo Mawesch schah; die Feyer desselben zu Konstantinopel ist im Mouradjea ausführlich beschrieben, Proben von Mewludije sind in der Geschichte der osmanischen Dichtkunst gegeben, und Hr. Lane gibt eine dergleichen. Daß die Herrlichkeit dieses Festes zu Konstantinopel sich von der Zeit Ahmed's I. herschreibe, ist bekannt, aber noch ganz unbekannt ist die prächtige Feyer desselben, welche der Fürst von Arbil, Mosaffereddin, gest. i. J. 630 (1232), alljährlich veranstaltete, und welche im Dschihannuma (S. 447) ausführlich beschrieben ist. Die Beschreibung dieser Feyerlichkeit ist ebenfalls ein stehender Artikel der osmanischen Staatszeitung; die Beschreibung des letzten in Nr. 159 vom 25. Rebiulewwel 1253 (28. Junius 1837) lautet folgendermaßen:

»Wiewohl die Lesung der Lobgedichte auf die edle Geburt Sr. Herrlichkeit, der Zuflucht des Prophetenthums, welche alljährlich in der Hauptstadt des hohen Reichs in der Moschee Sultan Ahmed's unter segensvoller guter Vorbedeutung auf das feyerlichste begangen wird, zu dem eingeführten Herkommen der hohen Pforte gehört, so hat der Wohlthat gewohnte Wille Sr. Majestät des Schehinschah befohlen, daß, weil die obgedachte edle Moschee dermalen in Ausbesserung begriffen, die Lesung des Mewlud in der (von S. Mahmud erbauten) Moschee des Sieges Statt finden solle. Demnach haben sich Donnerstag am 12. Rebiulewwel (15. Junius) in der angestellten, mit göttlichen Einflüssen vertrauten Versammlung, mit den großen Wesiren den geehrten, den Ministern den Ansehen-bewährten, und den Ulema den gelehrten, deren Gegenwart gewöhnlich, die Emire der Land- und Seetruppen, die mit Aufrichtigkeit ausgezeichneten Diener, nach obgedachter Reinheit leuchtender Moschee verfügt, und auf die Ankunft Sr. Majestät, der Zuflucht des Chalifenthums, gewartet, welcher mit dem vom kais. Pallaste

zu Beschiktasch aus geordneten feyerlichen Aufzuge die oberwähnte edle Moschee mit Licht erfüllt, und mit allergnädigstem Blicke die Gegenwärtigen umfaßt haben. Hierauf begannen die Herren Prediger die Predigt und das Gebet, und nach Vollendung desselben stimmten die Sänger der Geburtshymne die anmuthigen Verse derselben mit Zungen der Nachtigallen an, worauf Se. Majestät der erhabenste Monarch die Barke nach dem kaiserl. Uferpallaste vor Beglerbeg zu besteigen geruhten. Da die glorreiche Person Sr Majestät zu jeder Zeit die überirdische Würde Sr. Herrlichkeit, die Zuflucht des Prophetenthums, mit auserlesenen Ehrenbezeigungen anzuerkennen vollkommen gesonnen und entschlossen sind, so sind vermög des in Betreff dieser jährlichen Feyer zur Erleuchtung der Augen der Glaubensgenossen erflossenen alleredelsten kais. Befehls in der Nacht des obgenannten Tages demselben zu Ehren und Respekt zu gewähren, die Minarete der Moscheen mit Lampen geziert, die Häuser und Gebäude und kais. Schiffe inner des Bospors und zu Konstantinopel und die Ufergebäude der drey Städte (Ejub, Skutari, Galata) vom Fuße bis zum Kopfe illuminirt, und ist bey Tag und Nacht zu den fünf Stunden des Gebetes auf dieselbe Art, wie dieses an großen Festen eingeführt ist, an den bestimmten Orten von den kais. Schiffen mit fünfmaligen Kanonenschüssen salutirt worden. Es ist klar und offenbar, daß bey diesem Feste dem größten zu Ehren des Propheten der Menschen besten, die Lichter göttlicher Leitungsgaben wegweisend vorgeleuchtet haben« *).

Die sonderbarste und nur zu Kairo Statt habende Ceremonie dieses Festes ist das schon oben erwähnte Dose, d.i. das Ueberreiten der auf dem Bauche liegenden Derwische Saadi durch ihren Scheich, welches im Holzschnitte abgebildet ist. 4) Im zweyten Rebii (dem vierten Monate des Jahres) wird die Geburtsfeyer Husein's, dessen Haupt in der Moschee Hasanein bestattet ist, zu Kairo mit besonderer Feyerlichkeit begangen. 5) In der Mitte Redscheb's (des siebenten Monats) wird das Geburtsfest Seineb's, der Tochter Ali's, der Enkelin des Propheten, gefeyert; 6) am 27sten desselben Monats die Nacht der Himmelfahrt des Propheten (die zweyte der sieben heiligen Nächte des Islams, die erste ist die der Geburt). 7) Die dritte heilige Nacht am 15. Schaaban, die der Befreyung, in welcher die beyden Engel, Aufzeichner der Handlungen des Menschen, ihre beschriebenen Rollen vor dem Throne Gottes austauschen. 8) Die Nächte des Ramasan's (des neunten Monats), welche alle heilig, die heiligste aber die 27ste, die Nacht Kadr, in welcher der Koran vom Himmel gesandt ward. Die verschiedenen Festlichkeiten dieser Nächte, so wie die der 9) und 10) beyden Feste,

*) Mit allem Fleiße ist es unmöglich, im Deutschen so reich zu reimen, als die Prosa des Originals gereimt ist, wo im Schlusse viermal derselbe Reim auf er wiederkehrt: Isehbu eserī muteber makbulī dschenabī chairul-bescher olmasi enwarī tewfikatī illahije delalediile bedihi we eſherdûr.

des kleinen und großen (welche in der Türkey gerade umgekehrt), der große und kleine Bairam heißen, werden umständlich beschrieben. 11) Der Auszug des alljährig zu Kairo gewirkten Ueberzugs der Kaaba, welcher Kiswe, d. i. das Kleid, heißt, mit dem dazu gehörigen Gürtel (Hisam) und Schleyer (Borkaa); der Schleyer ist der Vorhang des Thores der Kaaba, und wird der unserer Frau Fatime genannt, weil die Prinzessin Fatime Schedschret-eddor, d. i. Perlenbaum, die erste diesen Schleyer geschickt haben soll. Die Sendung des Kleides der Kaaba schreibt sich aber erst vom ägyptischen Sultan Kilaun her *). In dieser Aufzählung religiöser Feste fehlt 12) das vom Ghom ghadir, d. i. das Fest des Bundes Mohammed's mit Ali am Tage, wo der den Islam vollendende Vers des Korans vom Himmel stieg, und über dessen Einsetzung und Feyer bey Makrisi umständliche Auskunft. Merkwürdig ist, daß in Aegypten die Moslimen auch koptische Feste feyern, als Job's Mittwoch (der vor Pfingsten), an welchem Job seine Gesundheit erhalten haben soll; am Ostermontag das Riechen des Westwindes, als Vorläufer der Glühwinde der funfzig Tage von Ostern bis Pfingsten; man riecht zu einer Zwiebel, und dieser Gebrauch heißt Schemmen-nesim, d. i. das Riechen des Westwindes; die Nacht vom 17ten auf den 18. Junius, die eilfte des koptischen Monats Baune, heißt Leileton-nokta, d. i. die Nacht des Tropfens, der in dieser Nacht vom Himmel fallen und den Nil schwellen soll, Da Hr. L. dieses ägyptischen Kalenderfestes erwähnt, so hätte er auch der drey Frühlingstropfen erwähnen sollen, welche in den arabischen, persischen und türkischen Almanachen am 7ten, 14ten und 21. Februar angemerkt sind, deren erster Saft in den Pflanzen antreibt, der zweyte die Vögel zur Paarung bewegt, der dritte die ersten Keime der Erde entlockt. Die verschiedenen Rufe der Ausrufer des Wachsthums des Nils werden von Hrn. L. auf das Genügendste mitgetheilt. Schade, daß er seinem Werke keines der Kündigungsschreiben vom Wachsthume des Nils einverleibt hat, deren Sojuti in seinem Werke über die Insel Raudha als Meisterstücke arabischer Stylistik mehrere mittheilt. Hr. L. beschreibt noch die Privatfestlichkeiten der Hochzeit und Beschneidungen, und beschließt dieselben mit denen des Begräbnisses, welches ultima linea rerum. Das Supplement enthält drey Abschnitte: 1) Von den Kopten, 2) von den Juden, 3) von den letzten Reformen in Aegypten, und vier Anhängen, nämlich: Vom weiblichen Schmucke; von den ägyptischen Gewichten, Maßen und Münzen;

*) Gesch. des osman. Reichs III. 160.

Rechnungen der gewöhnlichen Hausausgaben; Gebet der moslimischen Schulknaben. Der wichtigste von diesen Anhängen ist der erste von den Bestandtheilen des weiblichen Schmuckes, welche beschrieben und abgebildet sind, nämlich: 1) Das mit Diamanten oder anderen Edelsteinen besetzte muschelförmige goldene Kurs, welches als Kopfschmuck getragen wird; 2) das Enebe und 3) das Schawate, Perlenschnüre mit Juwelen untermischt; 4) Rische, der diamantene Reiger; 5) Hilal, der aufnehmende Mond in Diamanten; 6) Kamr, der Vollmond, eine mit phantastischen Zierathen geprägte ovale Goldplatte, worauf manchmal die Worte: Ja kjafi! (o Genügender!), Ja Schafi! (o Heilender!), Ja Hafis! (o Bewahrender!), Ja Emin! (o Sicherer!). 7) Sakije (das Wasserrad), eine durchbrochene Zierathe von Gold, mit herunterhängenden kleinen, platten Goldstückchen, welche Berk (Blitze) heißen, und deren sieben auch vom Monde herunterhängen. 8) Udeßßalib, d. i. Kreuzholz, ein achsenförmiges kleines Stück Holz, das oben mittels goldener Ringe an einem Haken befestigt ist, und von dem unten Goldblitze herunterfallen, unstreitig koptischen Ursprungs; 9) Mischt (der goldene Kamm). Alle diese Zierathen werden auf dem Kopfe getragen; auf der Brust: 11) der in Gold gefaßte Karniol (Akik) oder 12) Krystall (Belur); 13) die Ohrringe (Halluk) sind höchst mannigfaltig, sechs derselben sind hier abgebildet; 14) das Halsband (Ikd), deren ebenfalls mehrere Arten; das aus goldenen Korallen zusammengesetzte, mit Edelsteinen untermischte heißt Libbe; wenn es so groß, daß es bis auf den Gürtel herunterreicht, heißt es Kilade; 15) die Ringe mit einem Steine heißen Chatim, die einfachen Dible; die Armbänder (Esawir) sind ebenfalls höchst mannigfaltig; 16) die Fußknöchelringe heißen Chalchal; 17) der Nasenring Chisam; 18) der einfache Nackenring Tok; 19) das Amulet (Hidschab), welches sonst der Schleyer heißt; ein mit Taft oder Leder überzogener Vers oder Sure des Korans, mittels Faden oder Kette dem Gürtel angehängt; 20) endlich die verschiedenen, dem Haare eingeflochtenen Zierathen, die seidenen Schnüre (Kaitan), die Goldplättchen (Berk), die Flittern (Susa), die metallenen Ende der Schnüre (Masure); kleine, an den vier Ecken abgestumpfte Goldwürfel (Habbe), Goldmünzen (Rubije), oder statt derselben Goldbirnen (Kumitri), oder Goldrosen mit einer Perle in der Mitte (Schiftische).

Wenn, wie aus dem Angeführten erhellt, Hrn. L.'s Werk eine reiche Fundgrube für Wörterbücher, so hätte dasselbe doch sowohl ethnographisch als topographisch aus Makrisi's großem

Werke, welches keiner der ägyptischen Reisenden bisher berücksichtigt hat, noch weit mehr vervollkommnet werden können. Dasselbe handelt z. B. topographisch in eben so vielen besonderen Abschnitten: 1) Von den Quartieren (Haret); 2) Straßen (Derban); 3) den Hallen (Choch); 4) den Lustsitzen (Kaat); 5) den Märkten (Eswak); 6) den kleinen Märkten (Soweika); 7) den Mühlen (Rahab); 8) den Bädern (Hamamat); 9) den Pallästen (Kußur); 10) den bedeckten Markthäusern (Kaisarije); 11) den Waarenlagern (Okaale); 12) dem Absteigquartiere der Kaufleute (Funduk, daher fondaco) oder 13) Chanat; 14) von den Scheuern (Ahkiar); 15) den offenen Orten (Dawahi); 16) den Teichen (Birk); 17) den Brücken (Dschusur); 18) den Dämmen (Kenatir); 19) den Gräben (Chandak); 20) den Kanälen (Chaldschat); 21) von den Inseln (Dschesair); 22) von den Wasserbecken (Ahwaß); 23) von den Brunnen (Abár); 24) von den Gräbern (Makabir); 25) von den Spitälern (Maristan); 26) von den großen Moscheen (Dschewami); 27) von den kleinen Moscheen (Mesadschid); 28) von den Martyrstätten (Meschahid); 29) von den Klöstern (Chankah); 30) von den Akademien (Medaris); 31) von den Schulen (Mekjatib); 32) von den Zellen (Sawijet); 33) von den Karawanseraien (Robath); 34) von den Arsenälen (Dareßßanat); 35) und 36) von den Kirchen und Synagogen (Kenais); so viel bleibt noch künftigen Topographen Kairo's aus Makrisi zu erörtern und zu beschreiben vorbehalten.

Hammer-Purgstall.

---

1) حارة 2) دربان 3) خوخ 4) قاعات 5) اسواق 6) سويقة

7) رحاب 8) حمامات 9) قصور 10) قيسارية 11) وكالة 12) فندق

13) خانات 14) اهكار 15) ضواحي 16) برك 17) جسور 18) قناطر

19) خندق 20) خلجان 21) جزائر 22) احواض 23) ابار 24) مقابر

25) مارستان 26) جوامع 27) مساجد 28) مشاهد 29) خنقاه 30) مدارس

31) مكاتب 32) زاوية 33) رباط 34) دار الصناعة 35) 36) كنايس

Art. II. Deutsche Sprache und Literatur. Von M. W. Götzinger. Erster Band. Stuttgart, bey C. Hoffmann, 1837.

(Schluß.)

In dem Abschnitte von der Wortbiegung S. 422—589 finden sich mehrere höchst interessante Betrachtungen über die Declinationen und Conjugationen. Wir haben z. B. bey dem Zeitworte nur die sogenannte anzeigende, verbindende, gebietende und unbestimmte Art. Aber ein reicherer Bau der Sprache würde noch manche andere Art besitzen müssen, um alle die verschiedenen Modulationen auszudrücken, deren ein Zeitwort fähig ist. So haben die Griechen, wie bekannt, eine wünschende Art oder den sogenannten Optativ. So haben die alten Römer eigene Formen, durch welche sie bey dem Zeitworte das Verlangen, den Reiz nach der durch das Verbum ausgedrückten Handlung bezeichnen, wie scripturio, mincturio, wohin auch esurio gehört; und wieder eine andere Form für die Bezeichnung der Wiederholung einer Handlung, wie scriptito u. gl. Allein man kann leicht noch eine große Anzahl anderer Formen ausdenken, diese Form mag nun, wie in den letzten Beyspielen, das Verbum selbst betreffend, durch alle Arten desselben durchgehen, oder auch nur eine dieser neuen Arten selbst bilden. Man könnte z. B. durch eine eigene Form, durch eine eigenthümliche Biegung des Zeitworts andeuten, ob die durch dasselbe ausgedrückte Handlung kräftig oder schwach, lang oder kurz dauernd, absichtlich oder zufällig, ob sie wirklich ausgeführt oder nur prämeditirt gewesen ist; ob der Sprechende diese Handlung selbst wahrgenommen, oder nur von andern mitgetheilt erhalten hat u. s. w. So haben wir z. B. in der deutschen Sprache aus dem Worte gehen nur die Modulationen gehe, gehst, geht, ging, ginge, geh, gegangen u. s., und auch hier müssen wir noch mit den Nothwörtern: ich, du, er, bin, war u. s. nachhelfen, um z. B. wir gehen und sie gehen, oder um du bist gegangen und wir sind gegangen zu unterscheiden. Um alle anderen Biegungen, die man mit diesem Worte vornehmen kann und oft auch muß, zu bezeichnen, sind wir gezwungen, andere, fremde Zeitwörter zu Hülfe zu rufen, und z. B. zu sagen: Ich muß gehen, ich soll gehen, ich kann gehen, ich will gehen, ich möchte gehen, ich weiß zu gehen, ich höre auf zu gehen u. s. w.

Bey dem Zeitworte nimmt der Verf. mit Grimm, dem er überhaupt beynahe überall folgt, nur zwey Gattungen der Conjugationen an: die schwache, die den Wurzelvocal durchaus beybehält, und sich mit der bloßen Hinzufügung der Sylbe te

am Ende begnügt, wie: ich liebe, liebte, geliebt; und die starke, die den Wurzelvocal durch Umlaut abändert, wie: ich singe, sang, gesungen.— In der schwachen Conjugation fällt der Optativ, wenn man ja von einem solchen in unserer Sprache reden kann, ganz mit dem Imperfect zusammen. In der starken Conjugation hat das Imperfect stets den Umlaut, das Particip geht immer auf en aus, und der Optativ wird vom Imperfect durch ein angehängtes e abgeleitet, wie sang, sänge, oder trug, trüge.

Besonders wichtig scheint, was der Verf. S. 485 u. f. über die Grundsätze mittheilt, welche die hochdeutsche oder die deutsche Schriftsprache bey dem Gebrauche der verschiedenen Zeiten (des Präsens, des Imperfects, des Perfects u. f.) befolgt. Zuerst bemerkt er, daß eine vollkommen ausgebildete Sprache die Zeitunterschiede nicht bloß an dem Verbum, sondern auch an dem Hauptworte ausdrücken sollte. In dem Satze: »Rom war die Beherrscherin der Welt,« wird Rom als etwas bereits Vorübergegangenes betrachtet, während es in dem Satze: »Rom zeigt noch viele Spuren seiner Weltherrschaft,« als etwas noch Bestehendes angesehen wird. In dem Satze: »Amerika hat sich ganz von Europa losgerissen,« gehört die hier ausgesprochene Thatsache, das Losreissen, bereits der Vergangenheit an, während das Genannte, Amerika, als noch jetzt bestehend gedacht wird. In dem Satze endlich: »Die Eisenbahnen werden sich über ganz Europa verbreiten,« fällt die Thatsache, das Verbreiten, sowohl, als auch das Genannte, die Eisenbahnen, ganz der Zukunft anheim, denn es ist von künftigen Eisenbahnen und von der ebenfalls noch zu erwartenden Verbreitung derselben die Rede. Obschon also, wie man sieht, das Hauptwort im Grunde auch, gleich dem Verbum, Zeiten haben sollte, da man dasselbe als gegenwärtig, als vergangen, als künftig denken kann, so unterscheidet doch die Sprache dieß nicht, sondern läßt die Sache entweder ganz unentschieden, oder sucht sich durch Zusätze zu helfen, wie: das jetzige Rom, das frühere Rom, das alte Rom, weiland mein Vater, meine Mutter selig, die Altvordern, der Exkaiser u. s. w.

Was nun die Bezeichnung der Zeit bey dem Verbum, wo wir sie allein ausdrücken, betrifft, so gehört in der deutschen Schriftsprache das Imperfect, als die eigentlich historische Zeitform, ganz der vollen Vergangenheit an. Nicht so das sogenannte Perfect, welches nur die ausgesprochene Thatsache als etwas Vergangenes betrachtet, alles übrige aber noch der Gegenwart zuweist. In dem Satze: »Die Phönizier

gründeten Karthago,« ruht der Blick des Erzählenden, des Geschichtschreibers, gänzlich auf der Vergangenheit, und Karthago sowohl, als auch die Gründung dieser Stadt wird als etwas längst Vorübergegangenes betrachtet. In dem Satze aber: »Die Phönizier haben Karthago gegründet,« ruht der Blick des Historikers, wenn er gleich die ausgesprochene Thatsache, das Gründen der Stadt, als etwas schon Vergangenes bezeichnet, doch noch immer in der Gegenwart: Karthago steht gleichsam noch jetzt vor seinem Geiste da, wenn gleich der Ursprung dieser Stadt der längstvergangenen Vorzeit angehört. Wenn es heißt: »Die Römer erbauten viele Pflanzstädte,« so denkt man sich jenes Erbauen und diese Pflanzstädte selbst als schon längst vorübergegangen, während in dem Satze: »Die Römer haben viele Pflanzstädte erbaut,« zwar auch hier das Erbauen bereits vorbey, diese Pflanzstädte aber alle gleichsam noch gegenwärtig sind. Es ist derselbe Unterschied, wie in den Sätzen: »Die Römer waren« und »die Römer sind die Erbauer vieler Pflanzstädte.« Kurz das Imperfect rückt eine Thatsache mit allen ihren Umgebungen in die Vergangenheit, das Perfect aber meldet nur die vollendete Verrichtung dieser Thatsache, die aber jetzt als fertig und als noch vorhanden betrachtet wird. Deßhalb herrscht auch das Imperfect bey bestimmter Angabe einer verflossenen Zeit, z. B. einer Jahreszahl, immer vor, weil durch diese Zahl selbst der Blick des Erzählenden in die Vergangenheit gerückt wird.

Wie aber im Perfect die Gegenwart (des Genannten) und die Vergangenheit (der Thatsache) sich mischen, so wird in dem sogenannten Futurum exactum die Vergangenheit mit der Zukunft gemischt. »In funfzig Jahren werden alle unsere Zeitgenossen heimgegangen seyn.«

Bemerken wir noch, daß die deutsche Sprache, die keine eigene Form für bloße Vermuthungen der durch das Verbum ausgedrückten Handlung hat, diese Vermuthung häufig durch das Futurum ausdrückt. »Er wird wohl schon schlafen,« statt: »Er schläft vermuthlich.«

Wichtiger noch wäre der Unterschied, ob der Erzählende entweder Selbsterfahrenes oder bloß von Anderen Mitgetheiltes vorträgt. Auch dafür hat die deutsche Sprache keine eigene Form getrieben, aber sie sucht sich durch die verschiedenen Zeiten zu helfen. Für selbsterlebte, selbstgesehene Dinge braucht sie das Imperfect, für die vom Hörensagen erhaltenen Sachen aber das Perfect. »Ueber tausend Menschen waren bey dem Feste.« Wer so spricht, zeigt uns dadurch an, daß er, der Sprechende, selbst bey dem Feste gewesen ist. Hat er

aber diese Nachricht bloß von Anderen gehört, so wird er sagen: »Ueber tausend Menschen sind dabey gewesen.« Wenn manchen Lesern diese Bemerkung zu fein gesponnen scheint, so lese er nur in dieser Beziehung unsere besten Schriftsteller, und er wird die Wahrheit derselben auf jeder Seite bestätigt finden. Hieher gehören z. B. folgende Stellen aus Lessing's Emilie Galotti:

Emilie. Eben fing ich an, mein Herz zu erheben, als dicht hinter mir etwas seinen Platz nahm. Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, so gern ich auch wollte u. s.

Orsina. Mit dieser selben Emilia hat der Prinz heute Morgen ein Langes und Breites gesprochen, das weiß ich, das haben meine Kundschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen u. s.

Odoardo. Ist es wahr, daß der Prinz Emilien in der Messe gesprochen hat?

Claudia. Wahr. Aber welchen Schreck es ihr verursachte, in welcher Bestürzung sie nach Hause kam u. s. w.

Oft wird aber auch, scheinbar ohne Grund, wenigstens ohne Noth, das Präsens statt dem Imperfect oder auch wohl statt dem Futurum gesetzt, wie in: Künftig gehe ich zu Fuß, oder in: So eben höre ich von seiner Krankheit, oder in der bekannten Ode von Klopstock: Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub ist eingesunken u. s. Eben so nimmt der Verf. oft Gelegenheit, andere ähnliche Verwechslungen und Bizarrerien der Sprache herauszuheben, und, wo es angeht, zu erklären. So setzt man z. B. im Deutschen oft das Particip statt dem Imperativ, wie in: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen. — Wo die Allheit zusammengehörender Gegenstände ausgedrückt werden soll, setzen wir sonderbarer Weise die einfache Zahl. So sagen wir: das Auge, das Ohr, wenn wir eigentlich sagen wollen: beyde Augen, oder selbst alle Augen der sämmtlichen Menschen und Thiere.

Dahin gehört auch der oft wiederkommende Unterschied in der Betonung der Sylben. So haben folgende Wörter eine dreyfache Betonung, wo wir die schwere durch ″, die mittlere durch ′ bezeichnen, und die ganz schwache Betonung unbezeichnet lassen.

Fe″ldma′rschall, Fe″ldmarscha′ll, Fe′ldmarscha″ll.

Da″nksa′gung, Da″nksagu′ng, Da′nksagu″ng.

Ge″ldu′mschwung, Ge″ldumschwu′ng, Ge″ldumschwu′ng u. s.

Oefter betonen wir auch, gegen die später anzuführende, unserer Sprache charakteristische Regel, die ganz form- und bedeutungslose Endsylbe, wie in: Schlägerey, Rauferey, Blumist, Hornist u. s.

Selbst bis in die Orthographie hat sich dieser grillenhafte Eigensinn des Zufalls Bahn gemacht. So waren wir nicht zufrieden, die Eigennamen mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, wie alle alten und neuen Sprachen, sondern wir trugen diese Bezeichnung auf alle Hauptwörter ohne Unterschied über, so daß jetzt oft gerade die unbedeutendsten Worte eines Satzes durch ihre Schreibart am meisten hervorgehoben werden. In den neueren Zeiten hat man sogar auch alle Für- und Zahlwörter, wenn sie allein stehen, groß geschrieben, wie Keiner, Jeder, Mancher, Jener u. s. Manche schreiben auch die von Eigennamen abgeleiteten Adjective groß, z. B. Asiatisch, Wienerisch, Schweizerisch. Allein obschon hier die großen Buchstaben in ihrem guten alten Rechte sind, so kommen sie doch allmälich ab. Ob man endlich Abends oder abends, ein Mal oder einmal u. s. schreiben soll, darüber ist, wie über so vieles andere, gar nichts entschieden.

Der Verf. erkennt ferner in unserer Sprache, wie uns scheint, mit Recht, zwey Imperative. Bey dem ersten, gewöhnlichen: So schreibe er, Gehen wir, steht das Fürwort immer nach dem Verbum. Bey dem zweyten Imperativ, den er den Concessiv nennt, steht es bald vor, bald nach dem Verbum, und er drückt nicht sowohl, wie jener, einen Befehl, als einen Wunsch, ein Verlangen aus; z. B. Ich sey, gewähret mir die Bitte, in eurem Bund' der Dritte; oder auch: Sey ich, gewährt ꝛc. Eben so: Zeige man doch das Bild, oder: Man zeige doch das Bild. — Als einen eigenen Modus der Conjugation erklärt er ferner die von ihm sogenannte ungerade Rede, wo der Sprechende die Gedanken oder die Behauptungen eines anderen vorträgt, aber nicht in der Form, wie dieser andere sie dachte und in Worte einkleidete, sondern in einer Form, die bloß den Inhalt mittheilt. So wird vom Minister in Schiller's dreyßigjährigem Kriege gesagt: »Tief genug, erklärte er, habe sich der Monarch erniedrigt, und sollte er (der Monarch) dieses Opfer vergebens gebracht haben, so stehe er (der Minister) nicht dafür, daß nicht« u. s. Ganz davon unterschieden ist die gerade Rede; z. B. »Der Leichtsinnige sagt: Ich bin gesund, und kann nie krank werden.« — Ganz verschieden davon ist der Optativ. So spricht die Jungfrau von Orleans:

Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht.
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht.
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin.

Der dritte Abschnitt des zweyten Buches handelt von der Wortbildung, d. h. von der Bildung anderer Worte aus dem gegebenen Wurzelworte. Von dieser Bildung unterscheidet der Verf. drey Gattungen. I. Durch Ablaut, wo die Aenderung des Vocals neue Worte erzeugt, wie in dem Wurzellaute bind, woraus entstanden ist Band, Bund, Binde, Bande. II. Durch Ableitung oder Hinzufügung anderer Buchstaben und Sylben, wie: Fluß, fließen, flüssig. III. Durch Zusammensetzung mehrerer Wurzellaute, z. B. Hauptmann, Hauptmannsgehalt u. s. — Sehr schön dünkt uns gleich in der Einleitung zu diesem Abschnitte die Bemerkung über den Unterschied der bedeutungsvollen und bedeutungslosen Wörter. Die Namen: General, Kapitän, Lieutenant sind der deutschen Sprache fremd, und werden daher nur als Titel angesehen, die durch ihre Form uns an nichts mahnen. Dagegen haben Heerführer, Hauptmann, Zugmeister für uns auch ohne Erklärung sogleich Bedeutung, indem sie durch ihre Form schon die entsprechenden verwandten Vorstellungen erwecken. Diese letzten wird daher der Redner, so wie der Dichter, immer vorzugsweise gebrauchen, so oft es ihm darauf ankömmt, mit seinem Worte, wie mit einer mehrere Saiten zugleich anschlagenden Taste, eine ganze Reihe von verwandten Begriffen oder Empfindungen hervorzurufen. Ja selbst das gemeine Volk sieht man an solchen fremden, ihm gleichsam aufgedrungenen Wörtern so lange modeln und hin und wieder formen, bis sie eine Gestalt gewonnen haben, mit der es eine bestimmte Vorstellung verbinden kann, mag diese nun zur Sache passen oder nicht. Wir lächeln darüber, wenn der gemeine Mann aus pour passer le temps sein Possentanz oder Pasteltand macht, und bedenken nicht, daß wir aus demselben Grunde schon vorlängst aus Mediolanum Mailand, aus Dromedar Trampelthier, aus Moslemin Muselmann und aus Arcubustum Armbrust gemacht haben. Ganz eben so sind die Namen Affe, Bär, Dachs ꝛc. für uns nur Titel, die uns eben so wenig sagen, als die fremden Thiernamen Crocodil, Giraffe, Schakal ꝛc., wogegen die Wörter Spinne, Fliege, Seidenwurm, Hirschkäfer u. a. eine lebendige Bedeutung für uns haben. Daher legten unsere altdeutschen Fabeldichter den Thieren absicht-

lich so charakteristische, bedeutungsvolle Namen bey, indem sie den Wolf Isegrimm, die Wölfin Gieremuth, den Bär Braun, den Kater Murner, die Henne Kratzefuß u.s.w. heißen.

Die so oft aufgeworfene Frage, ob das Verbum aus dem Nennworte oder ob das Nennwort aus dem Verbum entstanden ist, wird hier S. 600 u. f. umständlich discutirt, und endlich mit Grimm dahin entschieden, daß das Verbum als das Vorausgehende, Ursprüngliche zu betrachten ist.

Um den Lesern einen Begriff zu geben, wie der Verf. diesen Artikel behandelt, wollen wir seine »Bildung der Hauptwörter« in Kürze näher angeben.— Zuerst betrachtet er die einfache Bildung des Hauptworts aus ganz nackten Stämmen, z B. Hand, Flug, Staub u. f., wo der Stamm noch jetzt lebt, oder Anlaß, Zuwachs, wo der Stamm Laß, Wachs nicht mehr einzeln vorkömmt. Dann untersucht er diejenige Bildung des Hauptworts, die in einer bloßen Umformung des Imperativs besteht, wie Kehraus, Kehrein, Packan, Lebewohl, Vergißmeinnicht u f. Diesen ganz nackten Stämmen folgen zunächst die, welche die Kernform mit der Endigung e haben, wie Schütze, Erbe, Zeuge, Grube. Diese Bildung ist noch jetzt in der obersächsischen Sprache lebendig, z. B. in die Mache, die Rieche, die Fühle, die Schelte. Die meisten von ihnen lassen sich auf Verba zurückführen. Vom beißen z.B. kömmt Biß, der Bissen, die Beize; von Hallen der Hall, der Wiederhall, die Halle u. f. Dann folgen diejenigen Hauptwörter, wo sich der erste Stamm mit einem Zungenlaut (d, t, st) bekleidet, wie in Kraft, Luft, Recht, Angst u. f. Ferner die Kernlaute mit der Vorsylbe Ge, wie Gefahr, Gestank, und die mit der Nachsylbe, wie Hoffnung, Bettler, Mädchen, Richter, Knebel, Bürste. Von diesen letzten waren die Wörter mit der Endsylbe ling ehedem besonders in Schwaben sehr häufig, wie die vielen Ortsnamen in ling und ingen daselbst zeigen. Jetzt aber ist diese Bildung schon beynahe ganz erstarrt. Weiter werden die Hauptwörter mit den Nachsylben ey betrachtet, die alle aus dem Lateinischen in des Mittelalters entstanden, wie die veralteten Philosophey, Melodey, und die noch lebenden Eigennamen Türkey, Abtey, Lombardey. Mit ihnen sind verwandt die Endigungen auf niß, wie Fäulniß, Kenntniß u.f. Diese und mehrere andere stammen größtentheils aus Zeitwörtern ab, und noch inniger mit dem Verbum verwandt sind die sogenannten Verbalabstracte, die den im Verbum enthaltenen Thätigkeitsbegriff in der Form des Hauptworts geben, wie: die Verdammung, das Entstehen, die

Versäumniß ꝛc. Alle diese einzelnen Abschnitte werden von oft sehr treffenden Bemerkungen begleitet, die Stoff zu weiteren Nachforschungen liefern. Wenn z. B. die verschiedenen Bedeutungen der erwähnten Endsylben ling, ey, niß u. s. erforscht werden, zeigt sich neben dem Reichthume und der Vielwendigkeit unserer Sprache auch oft wieder Beschränktheit und gänzlicher Mangel. So haben wir im Hochdeutschen für alle aus Verben entstandenen Hauptwörter keine Endigung, durch welche die Zeit ausgedrückt werden könnte. Wir müssen uns daher mit schleppenden Zusammensetzungen helfen, und sagen: Essenszeit, Lebenszeit, Schlafenszeit u. s. Die süddeutschen Mundarten, besonders die alemanische, hat diese Zeitnamen allerdings, und sie sollten daher von ihnen in unsere Schriftsprache aufgenommen werden. Der Schweizer sagt Heuet (die Zeit des Heumachens), die Blühet (die Zeit der Blüthe), Holzet (die Zeit des Holzfällens), Säet, Brachet, Laichet (die Laichzeit) u. s. Die hochdeutsche Sprache besitzt nur drey Wörter, worin eine sonst ungewöhnliche Endigung vorkömmt, und die vielleicht den Anfang der Bildung solcher Zeitnamen andeuten, die aber später wieder erstarrt ist. Nämlich der Abend (von aben, abnehmen oder sinken), die Aernte (von aren, das Land bauen) und Jugend (von jung). Die allen dreyen gemeinsame Stammform der Endigung ist nd, nämlich die Form des sogenannten Particips des Präsens, die allerdings sehr passend gewählt zu seyn scheint. — Eben so besitzen wir auch keine solche Nachsylbe, welche die Person anzeigt, die ein bestimmtes Merkmal an sich hat. Wir haben zwar die Form ling z. B. in Jüngling, Neuling, Fremdling, allein diese Sylbe führt gewöhnlich gewisse Nebenbedeutungen mit sich, wie Dümmling, Feigling. Um daher dem Bedürfniß abzuhelfen, Personen mit bestimmten Eigenschaften auch mit bestimmten Formen zu bezeichnen, müssen wir zu Zusammensetzungen unsere Zuflucht nehmen. So sagen wir Trunkenbold, Faulpelz, Fettwanst, Dickkopf u. s.

Von unseren Verkleinerungsformen (Diminutiven) wird bemerkt, daß sie nicht immer eine Verkleinerung, sondern oft auch eine Zuneigung ausdrücken. Ein Pferdchen muß nicht eben ein kleines oder junges Pferd seyn, sondern so heißt auch oft nur ein liebes Pferd. Das gewöhnliche Diminutiv wird bezeichnet im Alemannischen durch li (wie Bubli, kleiner Bube), im Schwäbischen durch la (Buebla), im Oesterreichischen durch rl oder arl (Bubrl, Bubarl), im Fränkischen durch el (Bübel). Im Frankfurt'schen hat man bloß das einfache i, wie Tischi, Häusi, Bröti (kleines Brot). In Niederdeutschland herrscht das ken, wie Vaterken, Hüsken (Häuschen); im Holländischen das je,

wie Mädje, Söhnje; im Hochdeutschen endlich findet sich das lein und chen, die aber beyde nur aus Haupt- und Beywörtern, nie aus Zeitwörtern gebildet werden, da man z. B. nicht sagen kann: ein Schwätzchen, ein Plauderchen u. s. Eine Verdopplung der Verkleinerung ist das eingeschobene l bey Wägelchen, Büchelchen, Krügelchen u. s. Hieher gehört auch das ling, das aber, neben dem Kleinen, auch zugleich das Falsche, Unächte ausdrückt, wie: Kennerling, Dichterling, Deutschling u. s.

Vergrößerungswörter, eigentliche Augmentative, wie die Italiener, haben wir nicht. Das Große, aber auch das Schlechte, Furchtbare, Ungeheure drücken wir durch die Vorsylbe Un aus, wie: Unthier, Unmensch; oder auch durch die Vorsylbe Ge, wie: Gethier (ein großes Thier), Gewild (großes oder viel Wild) u. s.

Der letzte Abschnitt dieses ersten Bandes handelt von der rhythmischen Geltung der Wörter. In mehrsylbigen Wörtern wird nämlich immer wenigstens eine Sylbe betont oder durch die Stimme vor den anderen Sylben herausgehoben. In Sprécher, Báhre, Hóffnung ist die erste, in Genúß, Altár, Gesáng ist die zweyte Sylbe die betonte. — Mehrere Sprachen verlegen den Ton gern auf die letzte oder doch vorletzte Sylbe, wie z. B. die französische, und in ihnen ist daher die rhythmische Bewegung ganz frey und unabhängig von der eigentlichen Geltung oder von dem Gehalt der einzelnen Sylben. Die deutsche Sprache thut dieß wohl im Allgemeinen nur bey fremden Worten: Republík, Renommíst, Barbár, Allegoríe, wo der Ton auf die letzte Sylbe fällt, obschon diese nicht die gehaltreichste oder die eigentliche Stammsylbe des Wortes ist. Doch hört man auch hier Áltar und Altár, Phýsik und Physík, Áltan und Altán u. s. — In ihren eigenen deutschen Worten aber wird durch unsere Sprache die Betonung immer in Verbindung mit dem Gehalt des Wortes gebracht.

Hauptgesetz der Betonung in der deutschen Sprache ist, daß bey zweysylbigen Wörtern die Sylbe, welche den Gehalt gibt, auch immer die schwerere oder die betonte Sylbe ist, wie in den oben angeführten Beyspielen. Dadurch wird allerdings die Innigkeit und Kraft des Ausdrucks ungemein gesteigert. Die Fülle und Harmonie des Rhythmus aber muß öfter unter dieser Regel leiden, da mehrere Sylben tonlos, und zuweilen sogar in eine einzige verschmolzen werden. Allein eben dadurch hat sich auch in unserer Sprache die Gestalt der Stämme durch alle Jahrhunderte ungeschwächt erhalten,

während in andern Sprachen der Stammlaut des Wortes oft gar sehr beeinträchtigt worden ist. Bey den weiblichen Eigennamen, die aus fremden Sprachen kommen, vernachläßigen wir diese Regel, und sagen Ernesti'ne, Wilhelmi'ne, Ulri'ke, so daß der Ton nicht auf dem eigentlichen Stamme ruht. Aber dafür strafen wir uns auch gleichsam wieder bey den Abkürzungen derselben Wörter, indem wir da den Stamm ganz wegwerfen, und sagen: Tina, Mina, Rickchen. Umgekehrt verfahren wir bey den Abkürzungen der männlichen Eigennamen, wo wir den Stamm allein beybehalten, und Wilhelm in Wilm oder Willi, Friedrich in Fritz, Maximilian in Max u. s. verwandeln.

In mehrsylbigen Wörtern befolgt die deutsche Sprache, wenigstens in den bey weitem meisten Fällen, dieselbe Regel, daß die gehaltgebende oder die Stammsylbe zugleich die betonte ist. Aber dann muß noch bey der Betonung der übrigen Sylben des Wortes zwischen halbtonigen und tonlosen unterschieden werden. Wir wollen die ganztonigen Sylben durch ″, die halbtonigen durch ′ bezeichnen, und die tonlosen ganz unbezeichnet lassen. So haben wir: Bü″rgeri′n, Zau″bere′r, E″ndigu′ng, Brü″derche′n, Gro′ßva″ter, Lie″bha′ber, La′ndbau″rath, Lei′bwu″ndarzt u. s.

Man sieht, daß diejenige Sylbe, welche den Gehalt gibt, den ganzen Ton, und die, welche die Form des Wortes gibt, den halben Ton hat.

Im Hochdeutschen kennt man, wie schon früher bemerkt, keine eigentlich langen oder kurzen Vocale, also auch keine eigentlich langen oder kurzen Sylben, da die Sylbe nur durch die Dehnung des Vocals lang und durch die Schärfung, Contraction desselben, kurz werden kann. Jeder unserer Vocale (die immer langen Doppellaute ausgenommen) kann gedehnt oder verkürzt ausgesprochen werden, und wir nennen ihn lang, wenn die Stimme bey demselben verweilt, wie in Schlag, mahnen, und kurz, wenn die Stimme über ihn weg zum Consonanten eilt, Schlacht, Schall. Demnach ist der Begriff von Länge und Kürze ganz aufgegangen in dem Begriffe der Dehnung und Schärfung.

Das Vorhergehende wird genügen, von dem Inhalte und der Darstellungsweise dieser Schrift einen bestimmten Begriff zu geben. Ueberall sieht man die deutlichen Spuren einer längern, eifrigen Forschung, und das Bestreben, das Gedachte mit der Sorgfalt und Auswahl mitzutheilen, die jeder Schriftsteller seiner Wissenschaft und seinem Publikum schuldig ist. An manchen Orten wird vielleicht zu viel auf den äußern Schmuck der Rede

gesehen, da deklamatorische oder poetische Darstellungen sich doch nur selten für ein Werk über den Bau einer Sprache eignen. Zu diesem Luxus der Ausstattung mögen auch die gar zu häufigen Beyspiele gehören, besonders wenn sie, schon einzeln genommen, halbe Seiten einnehmen, oder wenn sie ohnehin bekannte Dinge oder endlich solche betreffen, an deren Entscheidung eben nicht viel gelegen ist. So erhalten wir S. 292 volle sechzehn lange Verse von Kosegarten, wodurch entschieden werden soll, ob das Hauptwort oder das Zeitwort das vorzüglichste oder wichtigste Wort der Rede sey. Ueberhaupt leiden einzelne Abtheilungen der Schrift an Ueberfülle, die nicht immer zur Förderung der Deutlichkeit beyträgt, so wie sich der Verf. öfter mehr, als man für ein Werk dieser Art fordern möchte, in einer blumenreichen Darstellung zu gefallen scheint. Die Lust zu immerwährenden Divisionen und Subdivisionen dürfte auch etwas mehr beschränkt worden seyn, da diese Eintheilungen oft ins Kleinliche gehen, und häufiger noch als ganz unnöthig erkannt werden, besonders dort, wo er die aufgestellten Begriffe nach seiner Art gar zu sehr ins Feine auszuspinnen sucht.

Obschon der Vortrag des Verf.'s im Allgemeinen sehr klar und deutlich ist, so finden sich doch mehrere Stellen, wo er sich, wie es scheint, zu sehr gehen ließ, oder wo er seine Idee nur eben kurz hinwarf, ohne sie zu erläutern. So halten wir, wenigstens durch die von ihm vorgebrachten Gründe, noch keineswegs bewiesen, daß die Logik mit der Grammatik nichts zu thun habe, oder daß die Poesie eines Volkes erst nach der Erfindung der Schrift bey demselben entstehen kann, oder daß kein Vers gemacht werde, der nicht zuerst geschrieben wurde, oder daß die Schriftsprache bloß auf die Weise entstanden ist, die er S. 28 u. f. angibt. Eben so heißt es von dem Worte Pfropfen u. a.: »daß kein Wort übler lauten könne, als dieses, daß es aber demungeachtet ein treffliches Wort in sofern sey, als es seinen Gegenstand völlig bezeichnet.« — Eben so wird S. 235 gesagt, »daß eine Menge deutscher Worte ihre jetzige Form einer Assimilation der Laute verdanken, weßhalb man bloß auf Himbeere (Hindbeere), Wimper (Windbraue) und Wimpel (Windspiel) verweisen darf.« Eben so soll empfinden von anbefinden, empfangen von entfangen, Himmel von Heben kommen u. dgl. m., wovon wir den Grund oder vielmehr die von dem Verf. angeführten Gründe nicht recht einsehen können. Endlich hätten wir noch gewünscht, daß er die bereits allgemein eingeführten Kunstwörter unverändert beybehalten hätte, selbst dann, wenn ihre Unangemessenheit offenbar wäre. Er sagt kindliches Geschlecht statt ungewisses Geschlecht, und

Particip der Gleichzeitigkeit statt Particip der gegenwärtigen Zeit u. f., und man sieht nicht, was mit diesen Aenderungen für die Sache gewonnen seyn soll, während Verständniß und Deutlichkeit offenbar darunter leiden. Ihre Unzweckmäßigkeit mag gerügt, aber sie selbst sollen demungeachtet beybehalten werden, eben weil sie schon so lange beybehalten worden sind, weil sie, wie so viele andere, vielleicht eben so unzweckmäßige Wörter, bereits ihr Bürgerrecht erhalten haben.

Dieser Bemerkungen ungeachtet stehen wir nicht an, das vorliegende Werk als ein vorzügliches, als eines der besten zu erklären, welches wir über die deutsche Sprache besitzen. Tiefe Kenntniß des Gegenstandes überhaupt; eine ungewöhnliche Bekanntschaft mit den mannigfaltigen Mundarten, selbst mit der Gaunersprache, von welcher er z. B. S. 666 interessante Proben gibt; eine Menge von sinnreichen und scharfsinnigen Bemerkungen; ein heller, selbst nicht ungeschmückter Vortrag und ein überall erkennbarer Fleiß in der Ausführung zeichnen diese Schrift sehr vortheilhaft aus. Auch wird es erlaubt seyn, hinzuzusetzen, daß der Verleger gleichermaßen für die äußere Ausstattung des Werkes besorgt gewesen ist.

v. Littrow.

Art. III. Die Schweiz. Ein Handbuch für Reisende. Von L. v. Bollmann. Mit drey Stahlstichen und einer Karte. Stuttgart, bey E. Hoffmann, und Zürich, bey Franz Hoffmann, 1837.

Mit Vergnügen zeigen wir das vorliegende Werk an, das uns bey seiner Lectüre, und noch mehr als Begleiter auf einer so eben geendeten Reise in die Schweiz von der vortheilhaftesten Seite bekannt geworden ist. In der That wüßten wir nicht bald eine Schrift zu nennen, so viel es ihrer auch über dieses Land in allen neuern Sprachen gibt, welche uns dasselbe besser und zugleich auf eine angenehmere Weise kennen lehrte, als eben dieses.

Dem Ganzen wird eine sehr zweckmäßige Einleitung S. 1 bis 117 über Gebirgsreisen überhaupt, über Münzen, Maße und Gewichte in der Schweiz, und über die dort für Reisende unentbehrlichen Wegweiser vorausgeschickt. Dann folgt von S. 118—200 eine allgemeine Uebersicht des Landes, über Lage, Bevölkerung, Ausdehnung, über Klima, Boden, über Gebirge und Gewässer und über die Bewohner desselben, ihren Handel und Gewerbe u. f. An diese Uebersicht schließt sich von S. 201 bis 841 die nähere Beschreibung der 22 Kantone an, die wieder zum Eingange die allgemeine Betrachtung des Kantons, und zum Schlusse die topographische Darstellung der einzelnen Orte

desselben, nach dem Alphabete geordnet, enthält. Den Beschluß des Ganzen bildet die Beschreibung der interessantesten Punkte der anliegenden Gränzländer. Am Ende des Werkes findet man ein sehr vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller Orte der Schweiz, mit der Angabe der Seite, wo man die nähere Beschreibung desselben zu suchen hat.

Diese kurze Inhaltsanzeige läßt schon vermuthen, daß in dem Werke Ordnung und Verständigkeit herrscht. Eine nähere Betrachtung desselben bestätigt vollkommen die davon gefaßte gute Meinung.

Sehr richtig scheint uns die Bemerkung des Verf.'s in seiner Einleitung, daß Bergreisen wohl anfänglich ermüdend, aber doch nie so angreifend sind, wie Wanderungen in ebenem Lande, da die beständige Veränderung des Weges, auf welchem man bald auf, bald nieder steigt, bald eben fortgeht, ganz verschiedene Muskeln in größere Thätigkeit und wieder in Ruhe versetzt. Dazu kömmt noch die Abwechslung der in den Gebirgen uns umgebenden Scenen und die reinere, weniger drückende Atmosphäre. Der menschliche Körper ist am Meeresufer bekanntlich einem Luftdrucke von nahe 31000 Pfund auf 14 Quadratfuß Oberfläche ausgesetzt. Diese Last nimmt bey jeder Linie des Barometers oder für jede 75 Par. Fuß Höhe um 92 Pfund ab, wodurch das Athmen sehr erleichtert wird.

Als die beste Zeit zum Bergreisen bezeichnet er die Periode von der Mitte des Julius bis Ende September, wo sie am meisten schneefrey und pflanzenreich sind, und wo man die Hirten noch in ihren Hütten auf den obersten Bergtriften findet. — Um die auf solchen Reisen so gefährlichen Erkühlungen zu vermeiden, räth er bey Durchschreitung der Schneedecken, der schattigen Orte oder der Luftzüge, den Ueberwurf warmer Kleidung, besonders die Beschützung des Halses an. Ausruhen soll man nur an sonnigen Orten. Den Rath erfahrener Führer soll man nicht vernachläßigen, und ihn stets voraus gehen lassen. Eben so werden für die Accorde, die man mit diesen Führern treffen soll, für den mitzunehmenden Vorrath von Lebensmitteln, für die Abwehrung des sogenannten Sonnenstichs, für das Brennen der Fußsohlen, für den Schutz der Augen u. s. sehr brauchbare Rathschläge gegeben. Die Reisekleider will er stark, nicht dünn, und für die Hochgebirge mehr winterlich haben; der Rock soll nur bis zu den Knieen reichen, ein Mantel für die Nachtlager bereit seyn, nebst einer Blouse (Staubhemd), und Schuhe statt der unbequemen Stiefeln, aber eigene starke Bergschuhe, von weichem, aber starkem Leder, mit doppelten, eigenthümlich benagelten Sohlen, nebst den für Gletscher unentbehrlichen Fuß-

eisen mit Stacheln. Hunde und Regenschirme werden entfernt, da sie das Vieh, besonders die oft wilden Zuchtstiere, scheu machen; statt der letzten räth er einen Kragen von Wachstaffet. Die Weste bis an den Hals schließbar, der Strohhut mit nicht zu breiten Krempen, der Bergstock mit der eisernen Spitze am untern Ende, — Taschenmesser, Fernglas, Taschenbuch, Landkarte, Reisehandbuch u. s., alles wird bis in das kleinste Detail angegeben und beschrieben.

Was den wichtigsten Reisebedarf, das Geld, betrifft, so benöthigt der Fußwanderer für Frühstück, Mittag und Abendbrot nebst Nachtlager täglich 40 Batzen in der Schweiz, wozu er noch 10 Batzen für Trinkgelder, Bettler u. dgl., also in allem 50 Batzen oder 3⅓ Gulden braucht. Dabey ist Wäsche, Passage über Seen, Ankauf von Kleinigkeiten für etwa 18 Batzen täglich zuzusetzen, so daß die ganze Auslage täglich auf 4½ Gulden rheinisch oder 3¾ Gulden österr. kömmt. Ueber die Wahl und Behandlung der Führer und Träger werden S. 12 ebenfalls sehr gute, auf eigene Erfahrungen gegründete Rathschläge ertheilt, wo auch die Post- und Eilwagen, so wie die in der Schweiz bisher eingerichteten Dampfschiffe und ihre gewöhnlichen Routen und Kosten aufgeführt werden. Von den Pässen heißt es, daß man sie bloß für die Gränzstaaten brauche, da man im Lande selbst damit nicht belästigt wird; Waffen aber mitzuführen sey gänzlich unnöthig.

S. 19 u. f. gibt er die Vergleichung der verschiedenen Münzen, Maße und Gewichte, deren es bekanntlich in der Schweiz weit mehrere gibt, als in irgend einem Lande von gleicher Ausdehnung, da nicht nur jeder Kanton seine eigenen hat, sondern da auch in demselben Kanton noch jeder Bezirk, ja oft jede Stadt eigensinnig auf ihren hergebrachten Maßen und Gewichten besteht.

Besonders schätzenswerth erscheint der von S. 28 — 117 gehende Wegweiser, oder die Angabe der Entfernungen zwischen den vorzüglichsten Orten der Schweiz, der auf eine recht brauchbare und zweckmäßige Weise geordnet, und zugleich so vollständig ist, daß er den Leser wohl nur selten unbefriedigt lassen wird.

Nach dieser Einleitung geht nun der Verf. zu der näheren Beschreibung des Landes über, S. 118 — 200. — Die Oberfläche des Landes gibt er zu 735 deutschen geogr. Quadratmeilen an, auf welcher 22 Kantone und 2123380 Bewohner getroffen werden. — Hierauf folgt die nähere Bezeichnung der Tagsatzung oder des Congresses der Abgeordneten aller Kantone, der je zwey Jahre abwechselnd in Zürich, Bern und Luzern ge-

halten wird, welche Städte daher während dieser Zeit die Vororte heißen. Da es keine eigentlichen Unterthanen daselbst gibt, so kann auch der Genuß politischer Vorrechte nie das ausschließliche Privilegium einer Klasse der Kantonsbürger seyn. Für alle Lebensmittel und Erzeugnisse jeder Art ist freyer Kauf und freye Ein- und Ausfuhr zwischen den einzelnen Kantonen. — Klöster zählt man noch 113 in der Schweiz. — Die Kriegsmacht zerfällt in das stehende Bundescontingent von 33758 Mann, die eben so starke Bundesreserve und in das allgemeine Aufgebot oder die Landwehr von 200000 Mann.

Die innere Verfassung findet man S. 125 u. f. in kurzen, aber scharfen Zügen geschildert, wo bey wichtigeren Stellen die Quellen oder die vorzüglichsten neueren Schriftsteller angeführt werden.

Darauf folgt eine allgemeine Uebersicht des Bodens, und zwar zuerst S. 128 der Hochebenen. Das Wort Alpen soll von Weiß kommen, da ihre Gipfel von ewigem Schnee und Eis bedeckt sind; daher Alpes (albi) bey den Römern und ἄλπεις bey den Griechen. Die alte Wurzel dieses Wortes soll in dem Keltischen alb oder alp (weiß) und in dem altrhätischen alv (weiß) wieder erscheinen. Von den höchsten Bergen werden S. 133 angegeben:

Montblanc zu	14800	Par. Fuß,
Monte Rosa	14242	
Monte Cervin	13864	
Dents blanches	13740	
Finsterahorn	13226	
Weißhorn	13220	
Le géant	13044	
Glätscherhorn	12990	
Jungfrau	12857	
Mönch	12663	
Schreckhorn	12613	u. f.

Die höchsten Päße (Cols) sind:

Col de Géant	10578	Par. Fuß,
Col de Cervin	10284	
Dödipaß	8990	
Kistengrat	8650	
Stilffer Joch	8610	
Col Moro	8389	u. f.

Die höchsten Alpenseen sind:

Feula-See	7750 P. F.
S. Bernhard-See	7556
Blatt-See	7270
Coma-See	7340
Bernina-See	7130

Endlich die höchsten permanent bewohnten Orte sind:

S. Bernhards-Hospiz	7648 P. F.
S. Gotthards-Hospiz	6650
Stalla	5960
S. Maria	5740
Sils	5660 u. f.

Zur Vergleichung dieser Höhen werden die vorzüglichsten aus den übrigen Welttheilen mit angeführt. — Die Schneegränze, die unter dem Aequator bis 15900 P. F. Höhe über der Meeresfläche hat, erreicht in den Hochalpen nur die Höhe von 7800 Fuß. Das Heumachen beginnt in der Schweiz mit der Höhe von 2800 Fuß, und bis dorthin kömmt auch noch der Nußbaum gut fort. Die Region der Reben endet mit der Höhe von 1800 Fuß. Die Alpenrose findet sich noch bis 6780, der Bergahorn bis 5250 und die Buche bis 4760 Fuß. Ueber das sogenannte Glühen der Alpen gleich nach Sonnenuntergang wird S. 141 die Ursache in der Refraction der unteren Theile der Atmosphäre gesucht, wo auch die allgemein in der Schweiz angenommenen Witterungsregeln gegeben werden, nach welchen man das bevorstehende Wetter zu bestimmen gedenkt. Der durch die Benennung Föhn bekannte Südwind ist an keine Jahreszeit gebunden, und stellt sich ein, wenn die Sonne sich bleich und der Mond mit einem Hof zeigt, wo ferne Gegenstände wie in Flor gehüllt erscheinen, die Sterne flattern, Sternschnuppen die Luft durchkreuzen und Erdausdünstungen einen oft sehr dichten Landrauch bilden. Die Luft erscheint dabey sehr ungleich bewegt und erwärmt zu werden, so daß man in der freyen Ebene oft nicht den geringsten Luftzug wahrnimmt, und dann plötzlich bald kühl, bald warm angehaucht wird, oder daß die Blätter eines Baumes stark bewegt werden, während die des nahe stehenden Baumes ganz unbewegt bleiben. Oft trifft man Luftsäulen, die so viel wärmer sind, als die benachbarten, daß man aus einem kühlen Orte in einen geheizten Raum zu kommen glaubt. Dieß sind die gewöhnlichen Anzeichen des herannahenden Föhns, der besonders in den höheren Regionen vorherrschend zu seyn scheint. Wenn er aber selbst bey der Oberfläche der Erde

angekommen ist, so werden die Pflanzen welk und die Thiere unruhig. Auch bey den Menschen zeigt sich gewöhnlich zuerst eine Ueberreizung, der aber bald eine erschlaffende Müde folgt. Viele bekommen Kopfweh bis zum Uebelwerden; die meisten befällt Mattigkeit, Schläfrigkeit und doch zugleich Schlaflosigkeit, Reißen in den Gliedern, und erhöhte Schmerzen in alten Wunden. Da bey dem Herannahen dieses Windes die Temperatur immer steigt, so pflegen nach ihm die Pflanzen und Bäume im Frühlinge schneller auszuschlagen; kleine, noch fest verschlossene Knospen öffnen sich in wenigen Stunden, und der Schnee schmilzt mit reissender Schnelligkeit. Die Geschwindigkeit und Stärke dieses Windes ist sehr ungleich. Oft herrscht an einem Orte gänzliche Windstille, während hundert Schritte weiter Bäume entwurzelt oder Dächer abgetragen werden. Ueberhaupt wirkt dieser Wind nur im engen Raume, und zwar mehr stoßweise, als mit regelmäßig anhaltendem Wehen. Der Heftigkeit wegen, womit er oft hervorbricht, und in die Fugen der Häuser dringt, müssen alle Feuer auf dem Herde sogleich gelöscht werden. In den Kantonen Uri und Glarus pflegt dieser Wind am meisten zu herrschen, und zwar oft durch acht und mehr Tage, oft auch nur wenige Stunden. Häufig ist er auch von heftigen Regen und Gewittern begleitet.

Vulkanische Spuren findet man in der Schweiz nicht, obschon Erdbeben daselbst häufig sind. Die Berge dieses Landes zeichnen sich nebst ihrer Höhe auch dadurch aus, daß sie mehr Pässe (Wege zum Ueberschreiten derselben) und mehr Thäler und große Seen einschließen, als selbst die Andes in Südamerika und das Himalaya-Gebirge in Ostindien. Die Kuppen der höchsten dieser Berge sind durch die Firnen geschmückt, diese ewigen Schnee- und Eismassen, deren Dicke oft 100, ja 200 Fuß beträgt. Nach schneereichen Wintern und darauf folgenden kalten Sommern nimmt der Firn bedeutend zu. Zuweilen verlängert sich im Sommer der Arm eines mächtigen Firns durch Spaltung oder Druck von oben, wo dann gewaltige Eismassen über Felswände vorgeschoben werden oder in die Tiefe stürzen, wo sie Gletscher bilden. Der Firn wohnt nur über der Schneegränze: der Gletscher, der zerrissene, schrindige Ausläufer desselben nur unter dieser Linie. Gewöhnlich sieht man diese Gletscher nur in den höchsten Felsenthälern. Da sie alle von hohen Felsen umgeben sind, so hat die Wirkung der Sonne auch im höchsten Sommer nur wenig Einfluß auf sie. Neuer Schnee aber, so wie das Herabgleiten einzelner Theile der höheren Firnen vergrößert allmälich diese Gletschermassen. Da sie meistens auf gesenkten Thalflächen liegen, so bewirkt das obere, neu auf-

gelagerte Eis öfter ein Fortrücken, ein durch den obern Druck verursachtes Gleiten des untern Theiles und dadurch des ganzen Gletschers. Viele von ihnen scheinen regelmäßig jährlich um 15 oder 20, oder selbst 25 Fuß auf ihrem schiefen Boden fortzurücken. Auch entstehen auf ihrer Oberfläche unter heftigem Getöse häufig große Risse und Spalten, die oft sehr tief gehen. Selbst in dem Innern dieser Gletscher, an ihren untersten Theilen, entstehen öfter ähnliche Risse, die zuweilen mächtige Gewölbe bilden, deren Decke nicht selten einbricht, wo sich dann an dem obern Theile des Gletschers neue Klüfte bilden, in deren Tiefe der erschrockene Gemsjäger wild zerstreute Eisblöcke, hohe Thürme, Säulen und Zacken von Eis, ein Chaos von Eistrümmern erblickt, gleich einer ungeheuren, in Eis verwandelten Ruine.

Die Firntische sind große Steinblöcke, die auf hohen Eissäulen ruhen, welche letzte oft mitten aus den Gletschern hervorragen. Guffern aber nennt man Schutthaufen und Sand- oder Steindecken, welche den obersten Theil der Gletscher bedecken, deren oft mehrere, durch dicke Eiskrusten von einander getrennt, über einander liegen. Man will daraus die Ab- und Zunahme und das Alter der Gletscher abnehmen.

Wenn sich eine Masse Schnee von seiner Unterlage auf einer schiefen Bergfläche los macht, und, ohne sich zu überwerfen, abwärts gleitet, so wird dieß in der Schweiz ein Schlipf genannt. Ist dieser Schlipf sehr groß, und überwirft sich die ganze Masse bey ihrem Niedersturze, so heißt es eine Lavine. In großen und kleinen, sich wieder vereinigenden und wieder zerschellenden Ballen schiebt sich diese Schneemasse, alles mit sich reissend, unter donnerndem Krachen auf gewohnter Bahn (Lavinenzug) in die Tiefe herab. Diese Lavinen haben gewöhnlich nur in der Zeit von 10 Uhr Morgens bis 4 oder 5 Uhr Abends Statt, daher man in bedenklichen Gegenden nur früh Morgens zu reisen pflegt, und zwar in Gesellschaft von mehreren Personen, die sich in bestimmten Entfernungen folgen, damit sie bey einem sich ereignenden Unglücke einander helfen können Diese Reisen werden so schnell als möglich gemacht, und dabey wird jedes Getöse vermieden, oder auch absichtlich an gefährlichen Stellen eine Pistole gelöst, um die zum Falle am meisten geneigten Schneemassen zuvor zu erschüttern und zum Sturze zu bringen. Wer von ihnen verschüttet wird, ist meistens verloren, und erstickt oder zerdrückt, da der Schnee so fest geschlagen ist, daß auch nicht der stärkste Mann, wenn er bis an den Kopf darin steckt, sich herausarbeiten kann. Ja zuweilen bilden solche Lavinen so feste Gewölbe über Gebirgsströme, daß man noch im

Sommer über sie, wie über feste Brücken, gehen und selbst fahren kann.

Nachdem der Verf. die vorzüglichsten Gebirge, Ströme und Seen des Landes mit kräftigen allgemeinen Zügen seinen Lesern vorgezeichnet, wendet er sich S. 184 zu dem Klima, dem Boden und zu den Erzeugnissen desselben. Das Klima ist, wie zu erwarten, in den nördlichen und südlichen Theilen, auf Bergen, im Thale und in der Ebene sehr verschieden. Im Allgemeinen ist es großen und schnellen Aenderungen unterworfen. Der Boden aber ist steinig und kalt, zum eigentlichen Landbau in den meisten Orten untauglich, da es nur wenige weitere Ebenen gibt, und da Regengüsse und Bergwasser alle Landarbeiten häufig zerstören. Im Ganzen gibt er nur fünf Achttheile des Landes als für die Kultur noch tauglich an.

Es finden sich in der Schweiz Spuren von Gold, Silber und Kupfer, aber so arm und abgelegen, daß der Bergbau sehr klein und unergiebig ist. Eisenerz findet sich in großer Menge, wird aber auch nicht sehr betrieben, so daß man die Hälfte des im Lande verbrauchten Eisens von den Nachbarn holen muß. Desto reicher ist die Schweiz an Mineralquellen. Obgleich der Ackerbau sich nicht sehr für ein solches Bergland eignet, so wird er doch nicht so betrieben, wie Klima und Natur dazu auffordert, woran vorzüglich die Trefflichkeit der vielen Wiesen und die Bequemlichkeit des Hirtenlebens schuld ist. Man gewinnt im Allgemeinen nur die Hälfte des nöthigen Getreides, und muß die andere Hälfte von dem Auslande nehmen. Die Obstkultur ist weit vorgeschritten, besonders in den nordlichen Gegenden. Wein wird in großer Ausdehnung und über den eigenen Bedarf gewonnen, besonders in Zürich, Basel, Aargau und Genf; doch ist ein großer Theil des Landes zum Weinbau nicht geeignet. Die Schweiz ist reich an Hochwäldern, aber arm an Schlagwaldung. Die Viehweiden sind trefflich, besonders auf den Alpen, obschon daselbst das Gras nur kurz ist. Der Käse und die Butter aus der auf den Alpen gewonnenen Milch ist in Quantität und Qualität dem der Ebenen weit vorzuziehen. Die Kunst, die Wiesen zu bewässern, ist im Lahde sehr weit vorgerückt, so wie auch die Viehzucht mehr als anderswo ausgebildet ist. Im Allgemeinen weiden auf den Schweizer Triften jährlich gegen 800000 Stück Hornvieh, von dem die größte Zahl an Wuchs und Güte zu den ausgezeichnetsten gehören. Die Verarbeitung der Milch zu Käse ist in der Schweiz am weitesten gediehen. Die besten Käse sind die Greyserer (im Kanton Freyburg), die Neuenburger, Urserer, Emmenthaler und Simmenthaler. Die Schafzucht aber ist vernachläßigt, und die Rasse der Landschafe ist fast allenthalben so

elend, als die Kühe schön sind. An Gewerbe und Fabriken haben besonders die protestantischen Kantone Ueberfluß, während in den Viehzucht treibenden, meist katholischen Kantonen sich nur die nothwendigsten Handwerke, und auch diese nur sehr unvollkommen, vorfinden.

Der Binnenhandel leidet durch die Gebirgswege und die strengen Winter, so wie durch die Verschiedenartigkeit der Regierungen, die mit jedem Kantone wechseln. Der Waarendurchgang aber von Deutschland nach Italien und Frankreich ist sehr lebhaft, wobey besonders Basel und Genf sehr gewinnen.

Nachdem der Verf. auf diese Weise sein Land im Allgemeinen betrachtet hat, führt er nun die einzelnen Kantone vor. So wird z. B. der Kanton Zürich von S. 201 bis 256 zuerst in Beziehung auf Lage, Gränzen und Größe dargestellt; dann folgt Bevölkerung, Klima, natürliche Beschaffenheit der Oberfläche, Gewässer und Thäler, Flüsse, Boden und Producte, Eintheilung und Verfassung, Finanzen und Militäretat. Dieser allgemeinen Beschreibung geht ein Verzeichniß der besten Schriften und Karten voraus, die bisher über diesen Kanton erschienen sind. Beschlossen aber wird dieselbe durch ein umständliches alphabetisches Verzeichniß aller vorzüglichen Orte dieses Kantons, in welchem jedem Orte das einem Reisenden Nothwendige und Interessante über denselben beygefügt wird. — Auf gleiche Weise werden sämmtliche zwey und zwanzig Kantone behandelt, und da jeder der ebengenannten Absätze durch eigene Titel mit besonderen Lettern versehen ist, so wird dadurch das Nachschlagen dem Leser sehr erleichtert, dem ohnehin schon durch das sehr vollständige alphabetische Verzeichniß von mehr als 2600 Orten freundlich entgegengekommen ist.

Als Anhang zum Ganzen findet man die Beschreibung der interessantesten nachbarlichen Orte von den deutschen Bundesstaaten, von Frankreich, der Lombardey, Piemont und Savoyen. Es ist auffallend, daß die hier angeführten Orte in dem eben erwähnten alphabetischen Verzeichnisse nicht aufgenommen sind, wahrscheinlich weil dieses letzte schon früher vollendet wurde.

Das Ganze zieren drey schöne Stahlstiche, deren einer den Grindelwald, der andere den Rheinfall bey Schafhausen und der dritte den höchsten Theil des Alpengebirges vorstellt, und eine sehr brauchbare, eben so schöne als richtige Karte des Landes. Bey der wahrhaft eleganten Ausstattung des Buches muß man bedauern, daß sich so viele Druckfehler eingeschlichen haben, die zwar größtentheils am Ende angezeigt sind, aber erst bey einer zweyten Auflage, die wohl nicht lange ausstehen wird, entfernt werden können. Immerhin wird aber diese Schrift,

auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt, als ein sehr werthvolles Geschenk für den Leser betrachtet werden können, der die Schweiz näher kennen lernen will, und noch mehr für denjenigen, der dieses in so vielen Beziehungen interessante Land mit dem Buche in der Hand zu durchreisen gedenkt. v. Littrow.

Art. IV. Geschichte der Philosophie Von Dr. H. Ritter. Dritter und vierter Theil. Hamburg, bey F. Perthes, 1834.

Wir lassen hier den beyden ersten, schon in einem früheren Bande (Jahrb. d. Lit. LV. Bd.) angeführten Theilen dieser Schrift die Anzeige der beyden anderen folgen, mit welchen das Werk, sofern es sich auf die ältere Philosophie bezieht, geschlossen erscheint.

Es ist schon an dem angeführten Orte (S. 62) erinnert worden, daß der Verf. die gesammte ältere Philosophie, wie sie von Griechen und Römern betrieben wurde, in drey Perioden theilt. Die erste reicht von Thales bis Plato, und diese umfaßt die beyden ersten, schon früher besprochenen Bände. Die zweyte geht von Aristoteles bis zu den letzten griechischen Stoikern, Arcesilaus, Karneades, Philon u. f., und diese Periode füllt den dritten Band. Die dritte Periode endlich beginnt mit Cicero, und endet mit dem Ausgange und Verfalle der Neu-Platonischen Philosophie, und ihr ist der vierte und letzte Band dieses Werkes gewidmet. Uebrigens wurde die erste Periode in acht Bücher abgetheilt, deren die zweyte Periode drey und die dritte nur zwey hat.

Von der zweyten Periode ist das erste Buch ganz dem Aristoteles selbst gewidmet, nur das letzte Kapitel desselben enthält einige kurze Nachrichten über die älteren Peripatetiker Eudemos, Theophrast, Straton u. f. Das zweyte Buch behandelt die skeptische Philosophie, und unter ihnen besonders Pyrrhon und Epikur. Das dritte Buch endlich beschäftigt sich mit den Philosophen der Stoa, Zeno, Ariston, Chrysipp, Arcesilaus, Karneades u. f.

Von der dritten Periode endlich, oder von dem vierten Bande dieser Schrift, behandelt das erste Buch das erste Auftreten der Philosophie bey den Römern: ihr Fortschreiten unter Cicero, Sextius, Seneca, Epictet, Antoninus u. f.; dann die neueren Stoiker, Peripatetiker und Skeptiker unter den Griechen sowohl als Römern, Thrasyllus, Favorinus, Galenus, Agrippa, Sextus Empiricus, und das, was von dem Einflusse der orientalischen Philosophie auf die neugriechische dem Verfasser bekannt geworden ist, woran sich Betrachtungen über Philon den Juden,

über Plutarch, Apollonius von Tyana und Apulejus angereiht finden. Das zweyte Buch dieser Periode oder das letzte des ganzen Werkes endlich gibt die Geschichte des gänzlichen Verfalls der alten Philosophie und den Anfang und Ausgang der neuplatonischen Philosophie.

Nach dieser Uebersicht des Ganzen gehen wir zu der näheren Anzeige der fünf letzten Bücher über, die den Inhalt der beyden letzten Bände der ganzen Schrift bilden.

Das erste dieser Bücher behandelt, wie bereits gesagt, die aristotelische oder peripatetische Philosophie. Aristoteles war im ersten Jahre der 99. Olympiade (d. h. im Jahre 384 vor Chr. G.) zu Stagira, einer griechischen Kolonie in Thracien, geboren. Sein Vater Nikomachus war Arzt und Freund des Königs Amyntas von Macedonien. Er verlor seine Aeltern frühzeitig, und kam schon in seinem siebzehnten Jahre zu Plato nach Athen, bey dem er zwanzig Jahre geblieben ist. Die weiteren Lebensumstände dieses außerordentlichen Mannes werden hier Band III, S. 4 u. f aus den Quellen sorgfältig zusammengetragen. Mit Plato schien er sich die letzten Jahre nicht mehr gut vertragen zu haben, und lange nach dessen Tode suchte Aristoteles in seinen Schriften die Meinungen Plato's bey jeder Gelegenheit gern zu bekämpfen. Gegen sein vierzigstes Jahr wurde A. von König Philipp von Macedonien zur Erziehung seines damals dreyjährigen Sohnes berufen, wo er bey Philipp bis an das Ende seines Lebens in großer Gunst stand. Daß er, wie mehrere glauben, Alexander in seinen Kriegen nach Asien und Indien begleitet habe, ist unrichtig, da er vielmehr, als der persische Krieg begann, nach Athen zurückkehrte, um daselbst eine philosophische Schule zu errichten, während er an seiner Stelle bey Alexander seinen Schüler und Verwandten Kallisthenes zurückließ. In Athen errichtete er seine Schule im Lyceum (Lykeion), dem einzigen Gymnasium, das ihm noch offen stand, da Xenokrates die Akademie und die Cyniker das Kynosarges bereits besetzt hatten. Da er hier seine Vorträge meistens im Auf- und Abgehen mit seinen Schülern hielt, so bekamen seine Schüler den Beynamen der peripatetischen (der herumwandelnden). Seine Schüler theilte er in zwey Klassen, von welchen die einen des Morgens in tieferen philosophischen Untersuchungen (die akroamatischen), die andern aber des Abends in mehr vorbereitenden und allgemeineren Vorträgen (den exoterischen) geübt wurden. Hier lebte er dreyzehn Jahre. Gegen das Ende dieser Zeit soll er bey seinem königlichen Schüler und Gönner in Ungnade gefallen seyn, weil er die veränderten Sitten desselben zu freymüthig tadelte. Aristoteles begab sich nach Chalcis, um, wie man sagt, einem

ähnlichen Tode, wie Sokrates erfahren hatte, zu entgehen, indem man ihm ein Gedicht zum Lobe des Hermes als Frevel gegen die Götter auslegte. Bald nach dieser Flucht von Athen starb er auch zu Chalcis.

Diesen wenigen, aber aus den Quellen gezogenen Nachrichten folgt nun S. 16 die Charakteristik seiner Schriften im Allgemeinen, die viel Treffendes enthält, aber doch wohl auch von Ansichten nicht frey ist, die sich nicht leicht genügend vertheidigen lassen werden. So heißt es unter andern: »daß er auf den Zusammenhang nicht genug achtet, in welchem die Wissenschaft des Allgemeinen und der Natur mit dem Willen und dem Gemüthe des Menschen steht. Daher haben seine Schriften nicht das Eindringliche, welches den Werken Plato's einen ihrer größten Reize gewährt, und ihnen so viel Wärme und Innigkeit verleiht. Aristoteles wußte die Ergebnisse seiner Wissenschaft nicht mit dem belebenden Geiste der Phantasie zu durchdringen. Deßhalb fehlt ihm die Kunst der großartigen Zusammenordnung, daher ist seine Darstellung oft unschön, abgebrochen, schwer in ihren Beziehungen zu fassen, und nur selten gelangt sie zur vollendeten Durchsichtigkeit des Gedankens.« — Unser Verf. scheint, wenn wir ihn recht verstehen, bey dem Philosophen Aristoteles den poetischen Schmuck zu vermissen, den Plato über seine Werke verbreitet hat. Allein dieß möchten wir ihm nicht als Tadel anrechnen. »An die Stelle der Kunst,« sagt er weiter, »hat Aristoteles die Gelehrsamkeit gesetzt.« Wir würden statt Kunst »Poesie« und statt Gelehrsamkeit »das scharfe Denken« setzen, und hierin können wir unmöglich, wie der Verf. S. 17, ein Zeichen des herannahenden Verfalls der Philosophie sehen. Ueberhaupt sind Plato und Aristoteles gar nicht mit einander in Vergleich zu stellen, so wenig z. B. als Herder und Kant. Ohne den übrigen großen Eigenschaften des *Θειὸς Πλατων*, wie ihn die Alten nannten, zu nahe zu treten, erscheint er, wenn von Schärfe des Gedankens und des Ausdrucks die Rede ist, gegen Aristoteles sehr nahe eben so, wie der erste der genannten deutschen Philosophen gegen den andern. Noch viel weniger aber können wir mit den weiteren Behauptungen unseres Verf. übereinstimmen, nach welchen der Stagirit ein bloßer Sammler war; daß er, was er gesammelt, nicht überall zu beleben verstand; daß er, was davon in das Leben des griechischen Volkes eingetreten war, sich nicht ganz zu eigen zu machen verstand; daß er nur selten in die philosophischen Lehren seiner Vorgänger eindringt, sondern meistens bey der Formel stehen bleibt, und daß er endlich da, wo jene Lehren einen dichterischen Schwung gewinnen, und bloß auf bildliche Weise genommen werden sollen,

eine trockene und unzureichende Auffassungsgabe verräth. — Aber was in aller Welt soll die Poesie und der dichterische Schwung auf dem Gebiete der Philosophie! Mag doch Plato mit seiner blühenden Feder, mit seiner lebhaften Phantasie, mit seinem Schmucke der Rede immerhin ein Muster der schönen Darstellung seyn und bleiben, aber mag auch dem reinen, von allem Fremdartigen geläuterten Verstande, der streng logischen Entwicklung der Ideen, der durchdringenden Schärfe, der eigentlich philosophischen Entwicklung auch ihr Recht und ihre Ehre unangetastet bleiben, und darin steht Aristoteles ganz gewiß eben so hoch, wenn nicht höher, als irgend ein Philosoph der alten und der neuen Zeiten. Unsere heutigen sogenannten Naturphilosophen wollten die Strenge, deren sich die Mathematik rühmt, auf ihr Feld verpflanzen. Aber sie benahmen sich dabey sehr ungeschickt, indem sie sich nur an die äußere Form der mathematischen Wissenschaften hielten, und auch wohl halten mußten, da sie, wie man aus ihren Schriften selbst am besten sieht, von dem Inneren derselben keine Kenntniß hatten. Sie glaubten übrigens damit etwas ganz Neues, bisher Unversuchtes zu thun. Aber Aristoteles hat es bereits vor mehr als zweytausend Jahren gethan, und er hat es auf die einzig wahre Weise gethan, indem er eben die strenge Consequenz der Schlüsse, deren sich die Mathematiker bey ihren Untersuchungen befleißen, in seinen philosophischen Betrachtungen einzuführen suchte. Lessing, dem diese Consequenz auch nicht fremd war, sagte daher ganz recht, daß ihm das, was Aristoteles in seiner Schrift περι Ποιητικης über die Natur und Eigenschaften des Drama aufgestellt hat, ganz eben so wahr und streng bewiesen erscheine, als irgend ein Satz in der Geometrie des Euklides, wenn gleich dort weder Figuren noch algebräische Zeichen gebraucht worden sind.

Von den sehr zahlreichen Schriften des Aristoteles ist viel, aber doch lange nicht alles gerettet worden. Der Verf. führt die übrig gebliebenen umständlich an, ist aber der Meinung, daß diese letzten sämmtlich nur die akroamatischen Schriften, nicht aber auch die exoterischen betreffen. Er schließt dieß aus dem Style und Vortrage, der in diesen auf uns gekommenen Werken des Stagiriten herrscht, in welchen, wie er sagt, die Gedanken nur so hingeworfen, nicht gleichmäßig ausgeführt, die Verbindungen vernachläßigt und verworren seyn sollen, »so zwar, daß wenn wir nach den uns erhaltenen Schriften allein urtheilen sollen, wir im Ganzen, und bloß in Rücksicht auf Darstellung, den Aristoteles für einen schlechten Schriftsteller halten müssen.« So wenig scheint ihm Schärfe und Präcision des Gedankens, gegenüber einer phantasiereichen poetischen Dar-

stellung, wie er sie von Plato gewohnt ist, in philosophischen Werken zu gelten, daß er nicht ansteht, den Aristoteles, dem dieser äußere Schmuck fehlt, für einen schlechten Schriftsteller zu erklären. Zwar sagt er sich selbst, daß mit dieser seiner Ansicht das Zeugniß Cicero's nicht übereinstimmt, der brevitas, copia und sogar suavitas an ihm lobt. Aber er zieht daraus den Schluß, daß Cicero sich auf die exoterischen, für uns verlorenen Schriften des Aristoteles beziehen müsse, in welchen er sich wahrscheinlich jener gerühmten reicheren und schöneren Darstellungsweise bedient hat. Auch glaubt er endlich, daß die auf uns gekommenen Schriften des A. größtentheils nicht von seiner Hand, sondern nur von seinen Zuhörern dem mündlichen Vortrage nachgeschrieben worden sind.

Die bekannten Schicksale dieser akroamatischen Schriften werden S. 32 umständlich erzählt. Diese Werke wurden zuerst auf Theophrast, und dann auf dessen Schüler Neleus aus Skepsis vererbt. Neleus hinterließ sie bey seinem Tode unwissenschaftlichen Menschen, die sie schlecht verwahrten, und endlich unter der Erde verbargen. Nachdem sie hier durch Würmer und Nässe gelitten, wurden sie zu einem hohen Preise an den Bücherfreund Apellikon verkauft, der die Stellen, wo die Handschrift gelitten, durch seine Zusätze, oft sehr unglücklich, auszufüllen suchte. Dieses Manuscript kam später mit der athenischen Beute durch Sulla nach Rom, wo sie Tyrannion und Andronikus benützte, um die Werke des Stagiriten nahe in der Gestalt herauszugeben, wie wir sie jetzt besitzen. Unser Verf. meint aber, daß die letzten Herausgeber wohl noch andere Manuscripte des A. gehabt haben, und daß sie dieses sehr angegriffene Exemplar nur zur Vergleichung mit den übrigen benützt haben mögen.

Der Verf. geht nun zur näheren Betrachtung der aristot. Philosophie im Allgemeinen über, deren Gegenstand derjenige umfassende Begriff sey, welcher allen anderen Wissenschaften zum Grunde liegt, und diesen Begriff findet er in der Idee des Seyenden. Der oberste Grundsatz aber, von welchem alle anderen Wissenschaften abhängen, ist der Satz des Widerspruchs. Nach A. ist also die Philosophie die Wissenschaft von den obersten Gründen des Seyns, die nur das Ewige und Nothwendige zum Zwecke hat, getrennt von allen Künsten des Lebens, und selbst von der bloß sittlichen Einsicht, bloß gegründet auf Erkenntniß der Gründe und Gränzen alles Beweises. Von allen Idealen, auch den sittlichen, denen Plato so sehr nachhing, sucht er sich fern zu halten, und bloß bey der Wirklichkeit, bey dem, was ist, nicht was seyn soll oder kann, festzustehen. Wodurch übrigens diese Philosophie sich noch weiter von der seiner Vor-

gänger, besonders von der seines Lehrers Plato, unterscheidet, wird S. 41 — 76 mit Sorgfalt und Einsicht aus einander gesetzt, worauf dann die speziellen Betrachtungen der aristotelischen Logik S. 76, der Physik S. 205 und der Ethik S. 293 folgen. Wir wollen davon nur einige der interessantesten Bemerkungen kurz anführen.

Alles Denken leitet A. aus sinnlichen Wahrnehmungen, die er Empfindung nennt, ab. Er geht darin so weit, daß er auch von einer sinnlichen Wissenschaft spricht, daß er eine Empfindung des Guten und Bösen anerkennt, und daß er zuweilen sogar eine gewisse Art der Empfindung selbst schon Verstand nennt. Man sieht daraus, wie nahe verbunden ihm die Verstandeserkenntniß mit der sinnlichen Empfindung ist. Das durch den Verstand Erkennbare ist nicht für sich selbst, sondern nur in dem Sinnlichen da, und deßwegen kann es auch nur in dem Sinnlichen erkannt werden, und ohne Empfindung würde Niemand etwas zu erkennen im Stande seyn. Der Verstand kann nur die äußeren Dinge erkennen, wenn sie ihm durch die Empfindung offenbart werden. Wenn uns einer unserer Sinne fehlen sollte, so würde uns dadurch eine oder vielleicht mehrere Arten unserer Erkenntnisse der Wissenschaften fehlen. Zu diesem, allem Denken nothwendig vorhergehenden sinnlichen Eindruck zählt er aber auch die Vorstellungen, welche uns die Erinnerung bereits vergangener Eindrücke und diejenigen — welche uns die Einbildungskraft geben. Aber ohne ein aus diesen Quellen uns zugeführtes Bild kann die Seele durchaus nichts denken, und wenn wir auch etwas ganz im Allgemeinen ohne bestimmte Größe und Form denken wollen, so schwebt uns doch dabey immer ein bestimmtes Bild der Größe und der Form vor. Der Verstand ist ihm überhaupt ein Erzeugniß des weiter vorgerückten Alters. Denn zuerst entstehen in uns bloß E m p f i n d u n g e n, diese halten wir fest durch das Gedächtniß, und die E r i n n e r u n g e n, wie sie uns von dem Gedächtnisse zugeführt werden, mit neuen Emfindungen verglichen, geben uns U n t e r s c h e i d u n g, aus der dann E r f a h r u n g erwächst, und diese bahnt endlich den Weg zur eigentlichen W i s s e n s c h a f t. Allein diese Wissenschaft, welche d i e U r s a c h e, d e n G r u n d jener Erscheinungen aufsucht, ist selbst kein Resultat jener Erfahrungen, sondern es gibt noch eine eigene Thätigkeit der Seele, welche zwar an die Erfahrung sich anschließen muß, welche aber nicht von der Erfahrung hervorgebracht wird, und durch diese Thätigkeit allein entsteht die Wissenschaft.

Die aristotelischen Begriffe von M a t e r i e, F o r m und W e s e n der Dinge setzt unser Verf. S. 117 u. f. eben so schön

als gründlich aus einander, doch kann dieß hier nicht, kurz und deutlich zugleich, näher angezeigt werden.

In der Physik stellt A. die Natur (φυσις) als eine innere Kraft dar, welche die Dinge ihrem Wesen gemäß bewegt oder feststellt; sie ist ihm etwas Selbstständiges, ein eigenes Wesen, nicht bloß etwas, das an einem Anderen ist, deßwegen wird von ihr gesagt, sie mache nichts ohne Zweck, sie fliehe das Unendliche, sie vermag nicht alles u. s. Sie ist weder Materie, noch Form, sie muß vielmehr als Beydes zugleich betrachtet werden. Die Natur ist ein Wesen, dessen Einheit in der zusammenhaltenden Form besteht, während die Elemente, die zusammengehalten werden, die Materie bilden. Die Natur ist ihm eins mit der allgemeinen lebendigen Weltkraft, und er nimmt an, daß durch das ganze Weltall eine belebende Wärme dringe, und alles gleichsam von Seele erfüllt sey. Er vergleicht diese lebendige Natur mit einem Künstler, der nicht mit vollem Bewußtseyn, sondern nur nach unbewußtem Triebe wirkt; die Natur ist ihm nicht göttlich, sondern nur dämonisch, ἡ γαρ φυσις δαιμονια, αλλ' ου θεια. Darum ist unter den Ursachen, welche in der Natur wirksam sind, dem Zufall und Ungefähr so viel Raum gegeben; daher kommen die vielen Unvollkommenheiten, Mißgeburten, wie er sie nennt, welche wir in den Erzeugnissen der Natur bemerken. Kunst nämlich und Natur kann fehlen, weil beyde nicht aus vernünftiger Ueberlegung ihr Werk vollbringen.

Es ist bekannt, daß die Alten nur die Kreisbewegung als die einzig wahre oder unaufhörliche Bewegung in der Natur angenommen haben, daher sie auch die Körper des Himmels in kreisförmigen Bahnen einhergehen ließen. Dieser Satz wurde bald durch philosophische, bald durch teleologische Gründe zu befestigen gesucht, und auch in der That in den Köpfen der Griechen und aller ihrer Nachfolger so sehr befestigt, daß volle zwey Jahrtausende erfordert wurden, ihn zu erschüttern. Selbst Copernicus, einer der denkendsten und consequentesten Astronomen, wagte es nicht, diese Kreisbewegung der Himmelskörper anzutasten, obschon er die übrigen Hypothesen und Systeme der älteren Sternkunde mit kühner Hand angriff, und erst Kepler war es, der dieses altergraue, durch sein hohes Alter selbst zu einer Art von Axiom gewordene Vorurtheil für alle nachfolgenden Zeiten zerstörte. Zwar hatten Hipparch, Ptolemäus und andere alte griechische Astronomen selbst schon eingesehen, daß die Hypothese einer kreisförmigen Bewegung der Planeten keineswegs hinreicht, die Erscheinungen zu erklären, welche die Beobachtungen an diesen Himmelskörpern kennen gelehrt hatten. Aber ihre Ehrfurcht vor jenem Vorurtheile war so groß, daß sie, statt

dasselbe als unstatthaft aufzugeben, es vorzogen, Kreise auf Kreise zu häufen, und dadurch die Maschine der Natur, durch immerwährendes Einsetzen neuer Hülfsräder, so complicirt zu machen, daß sie sich am Ende selbst in die von ihnen angestellte Verwirrung nicht mehr zu finden wußten. — Sehen wir, wie Aristoteles jenes Theorem von der kreisförmigen Bewegung zu beweisen sucht. Die Bewegung, sagt er, ist entweder eine gerade oder eine krumme, oder eine aus beyden gemischte. Daß die gemischte nicht die erste seyn kann, ist klar, denn sie geht auf die beyden andern zurück, aus welchen sie entstanden ist. Die geradlinige Bewegung aber kann, nach ihm, auch nicht die erste oder immer dauernde, aus der die andern entspringen, seyn, da er schon im Vorhergehenden den Raum des Weltalls nicht als unendlich, sondern als nach allen Seiten begränzt angenommen hat. Demnach würde, nach ihm, eine geradlinige Bewegung nur dann die erste oder unendlich seyn können, wenn das Bewegte, an das Ende gelangt, von hier wieder umkehrte oder rückwärts ginge. Dieß aber würde keine stetige Bewegung geben, indem, bey dem Augenblicke der Umkehr, Ruhe Statt finden müßte. Da also weder die gerade, noch die aus geraden und krummen gemischte Bewegung die erste seyn kann, so muß es die krumme Bewegung, und zwar diejenige krumme Bewegung seyn, welche in gleicher Richtung immer wieder in sich selbst zurückkehrt, d. h. so muß die Bewegung im Kreise diese gesuchte erste Bewegung seyn. — Man sieht, wie mangelhaft und unbefriedigend alle diese Schlüsse sind, aus denen ganz eben so gut hervorgeht, daß die gesuchte erste Bewegung in einem Kreise oder in einer Ellipse oder in irgend einer andern geschlossenen krummen Linie, die keine Spitzen hat, vorgehen kann.

Ueberhaupt gilt auch von ihm, was von den meisten alten und neuen Philosophen bemerkt worden ist, daß sie desto mehr und lieber über Mathematik und besonders über die Anwendung derselben auf Astronomie sprechen, je weniger sie davon verstehen, und daß ihnen von diesen beyden Wissenschaften häufig nicht einmal das bekannt geworden ist, was die Compendien ihrer Zeit enthalten haben. Sie hatten es auch nicht noth, da ihre philosophische Astronomie keine Beobachtungen und überhaupt keine Erfahrungen bedurfte, indem sie alles, was sie von dem Himmel aussagten, a priori gefunden hatten. Die Hauptsätze der aristot. Astronomie lassen sich auf Folgendes zurückführen: »Im Himmel herrscht eine viel größere Ordnung der Bewegungen, als auf der Erde. Die Gestirne sind leidenlose Wesen, welche das beste Ziel erreicht haben. Der Mensch ist ein viel weniger Göttliches, als die Gestirne. Der Himmel hat eine

Seele und den Ursprung seiner Bewegung in sich selbst, und diese Bewegung bedarf keines Ausruhens, wie die Bewegung der unvollkommenen Thiere auf der Erde, weil sie ohne Mühe geschieht, und daher auch keine Ermüdung erzeugt. Zu der Vortrefflichkeit des Himmels gehört auch, daß er von der Rechten wieder zur Rechten sich bewegt. Dieß gilt aber nur von dem obersten Himmel, in welchem die Gestirne wohnen. Die niedere Sphäre aber enthält die Planeten, und diese letzten sind schon nicht mehr so vollkommene Wesen, da sie sich auch zur Linken und in schiefen Kreisbahnen bewegen. In der Mitte der Welt aber ist die Erde, weil das Irdische nach der Mitte der Welt strebt, und sich daher gleichmäßig um den Mittelpunkt der Welt herumlagern muß.

Es ist oft genug gesagt worden, daß jeder Mensch das Gepräge seines Jahrhunderts trägt, und der Zeit, in der er lebt, so wie den Vorurtheilen, die eben herrschen, sein Opfer bringen muß. Dem ungeachtet ist es betrübend, zu sehen, wie selbst ein Mann von so ausgezeichneter Geistesstärke, dessen Geschäft es war, sein ganzes Leben durch die Wahrheit zu suchen, und von dem Irrthume sich zu entfernen, diesem allgemeinen Gesetze unterliegen muß, und zwar nicht bloß in Beziehung auf hyperphysische Gegenstände, von denen am Ende auch der Weiseste sich nicht hinlängliches Licht verschaffen kann, sondern auch in Rücksicht auf solche Dinge, die so recht eigentlich zu dem gemeinen Leben gehören, und über die richtig zu denken, sollte man glauben, in dem Bereiche eines jeden nicht ganz beschränkten Mannes liegen muß. — Wir wissen, welchen elenden, herabgewürdigten Stand in der menschlichen Gesellschaft die Sclaven bey den Griechen und Römern eingenommen haben. Die Nichtachtung der ersten menschlichen Rechte in diesen Parias der Alten empört jedes menschlich fühlende Herz. Und was denkt dieser große Philosoph dazu? — Er findet sie ganz natürlich, ja wohl gar der Gerechtigkeit vollkommen angemessen. Aristoteles sowohl als auch Plato stellen die Behauptung auf, daß die Sclaverey eine Einrichtung der Natur sey! Die Natur, sagt der erste, hat alles, was sie gebildet, zu einem gewissen Zweck bestimmt, und so hat sie denn auch den Menschen entweder zum Herrschen oder zum Beherrschtwerden gemacht. Dem Einen nämlich hat sie das Vermögen gegeben, mit Verstand die Zwecke vorauszusehen, und dieser ist offenbar zum Herrschen bestimmt; dem andern aber hat sie die körperlichen Kräfte verliehen, jene Zwecke des Herrschenden auszuführen, und dieser ist denn von der Natur zum Sclaven bestimmt. Diesem letzten ist es auch besser und gerechter, beherrscht zu werden, als andere zu beherrschen; denn er

hat von der Vernunft nur eben so viel Theil bekommen, daß er sie vernehmen, nicht aber, daß er sie besitzen kann. Als einem echten Griechen, dem alles, was nicht griechisch ist, barbarisch heißt, erscheint es dem Aristoteles als vollkommen gerecht, daß die Griechen über die Barbaren, d. h. also über alle andern Völker der Erde, herrschen, da von Natur aus das Barbarische und das Sclavische gleich ist. Diesem Grundsatze gemäß billigt er auch die Jagd auf die Menschen, welche von der Natur zum Dienen bestimmt sind, und doch nicht dienen wollen, und er nennt dieß einen gerechten Krieg. — Der echte Sclave, heißt es an einem andern Orte (Polit. I. 4), ist gänzlich der Besitz eines Anderen. Zwar wird dem Herrn empfohlen, den Sclaven nicht ohne Noth zu strafen, ihm hinlängliche Nahrung, auch Ermunterungen nicht zu versagen, ja sogar ihn zur Tugend zu gewöhnen, aber nur zu einer sclavischen Tugend, die nicht im eigenen Willen steht. Doch werden alle diese Vorschriften nur gegeben, damit dadurch der Sclave ein passendes Werkzeug für seinen Herrn werde, und Aristoteles stellt als Grundsatz auf, daß keine Liebe des Herrn gegen den Sclaven und kein Recht des Sclaven gegen den Herrn Statt finden kann.

Nachdem der Verf. die verschiedenen Theile der Philosophie des Stagiriten, die Logik, im alten Sinne des Wortes, die Physik, Ethik und Politik erläuternd durchgegangen hat, schließt er mit folgenden allgemeinen Bemerkungen Unverkennbar ist bey A. der tiefe Geist, der in die Masse des Gegebenen eindringt, und in der Dunkelheit Licht zu schaffen sucht. Er hält bey allen seinen Untersuchungen fest darauf, daß der Mensch für seine Forschung überall nichts Sicheres hat, als die äußeren Erscheinungen; an diesen darf daher nicht gemäkelt, ihnen darf durchaus nichts vergeben werden. Der Kraft des Verstandes, in diesen Erscheinungen der Außenwelt Ordnung und Einheit zu finden, wird viel, aber nicht alles eingeräumt. Die Erfahrung zeigt uns, daß wir noch vieles in einem sehr unvollkommenen Lichte erblicken. Es scheint ihm, daß in dieser Welt der Zufall mehr waltet, als das vernünftige Gesetz; daß die Vernunft sich nicht ganz mit der Erfahrung in Einklang bringen läßt, daß man also auch einen guten, großen Theil der Welt dem Zufall und der Unvernunft preisgeben muß. Das Ideal in der Wissenschaft, in der Erkenntniß, im theoretischen wie im praktischen Leben, ist auch ihm, wie seinem Lehrer Plato, etwas Göttliches — aber mit kaltem Scharfblick den Lauf der Natur beobachtend, findet er, daß für uns dieses Ideal nicht paßt, daß dieses Göttliche nur wie ein Fremdling zu uns gelangt, und in der beständigen Bewegung unseres Lebens sich nicht festhalten läßt.

Darum ist ihm die Wissenschaft selbst etwas Vergängliches, die Tugend aber, zwar bleibender, aber ihre Uebung doch dem wechselnden Spiele des vielbewegten Lebens unterworfen, und das höchste Gut des Menschen, die Glückseligkeit, den Wechselfällen des Glückes ausgesetzt. Der Wirklichkeit dieser Welt ist daher das Ideal versagt, aber demungeachtet ist dies Ideal Wahrheit, und es existirt, aber nicht in uns, sondern nur in dem höchsten Wesen, das alles bewegt, das die ganze Natur umfaßt und beseelt, und das selbst in unser Inneres herabsteigt, um hier der Wahrheit, der Wissenschaft, der Tugend eine Stätte, nicht zu geben, sondern vorzubereiten. Diese betrübenden Ansichten sind aber weit entfernt, ihn kleinmüthig zu machen, vielmehr rechnet er es zu einer der vorzüglichsten Eigenschaften des Menschen, zu einer wahren Tugend desselben, sich in die einmal unabänderlich gegebene Wirklichkeit zu finden, und ihr so viel, als eben möglich ist, mit heiterem Muthe abzugewinnen. Er findet zwar, daß der Mensch in der Stellung, in welche ihn hier die Natur gesetzt hat, ein gar geringes und dürftiges Wesen ist, aber er findet demungeachtet sein Leben noch immer lebenswerth, wenn er nur sein Streben dahin richtet, daß er in der That und wahrhaft lebe, indem er, statt sich nach eitlen Idealen vergebens abzumühen, die ihm gegebene Wirklichkeit mit reger Thätigkeit ergreift.

Darin unterscheiden sich auch die beyden Lehrbegriffe Plato's und des Stagiriten am auffallendsten, daß jener die Erscheinungen vermittelst der Ideen begründen, daß er jene aus den Verhältnissen dieser zu einander hervorgehen lassen will, während Aristoteles die Materie als den ewigen Grund der Erscheinungen außer uns festsetzt, und indem er dieses Materielle als etwas Untergeordnetes, als ein durchaus Leidendes betrachtet, daraus die Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten der materiellen und sittlichen Welt abzuleiten sucht, womit er den Begriff des Ideals, dem Plato sich so innig hingegeben hat, nicht vereinbaren konnte. Plato sucht eine Wissenschaft, die sich über die beschränkten irdischen Verhältnisse, die auch er erkennt und wohl erkennen muß, herausschwingt, und er will den Menschen nicht in seinem gegenwärtigen Elende, sondern in einem künftigen reineren, höheren Zustande betrachten. Aristoteles aber betrachtet ihn, wie er ihn eben hier findet, und sucht diesem gegenwärtigen Menschen seine Wissenschaft anzupassen. Ihm mißfiel jener hohe Flug der Gedanken, und noch mehr jenes Sichhingeben an die Phantasie, auf Kosten des Verstandes, jenes Streben nach Uebersinnlichem und Geträumtem auf Kosten des Gegenwärtigen und Wirklichen, und seine ganze Ansicht mußte ihn auch dahin führen, da er die

menschliche Seele nicht für immerdauernd hielt, und auch die Vernunft, die an sich ewig ist, nicht als ein dem Menschen eigenthümliches, sondern als ein dem Ganzen, dem Weltall oder dem höchsten Wesen angehörendes Gut betrachtet. Ihm war daher die Vernunft, das Beste, was im Menschen ist, nur ein von Außen Eingewandertes, nur als der Theil oder der Abglanz eines Göttlichen, welches die ganze Natur durchdringt, aber nicht dem Einzelnen eigenthümlich ist.

Diese Darstellung der aristotelischen Philosophie in allen ihren Haupttheilen, wie sie uns der Verf. von S. 41 — 395 gleichsam in einem räsonirenden Inhaltsverzeichnisse der sämmtlichen Schriften der alten Griechen gegeben hat, erscheint uns als eine der genügendsten und vollständigsten, die man bisher über die oft schwer zu fassende Lehre des Stagiriten gegeben hat. Offenbar ist sie mit großer Sorgfalt und Vorliebe für den Gegenstand, so wie mit einer innigen Kenntniß desselben verfaßt, und wenn uns noch etwas zu wünschen erlaubt ist, so wäre es die Entfernung der eigenen Ideen und Ansichten, die der Verf. an mehreren Orten, wie es scheint, bloß der besseren Abrundung wegen, mit beygemischt hat, und die zwar allerdings oft als sehr zweckmäßige Erläuterungen des Textes mit Dank aufgenommen werden können, die aber auch nicht selten, da sie zu innig mit dem Texte verwebt sind, nicht unterscheiden lassen, ob man hier die Ansicht des alten Griechen oder die seines neuen Commentators vor sich hat. Dahin gehört auch das öftere Lob und der noch häufigere Tadel, der diesen Ansichten gespendet wird, und die den Leser nur irre machen oder doch zerstreuen, denjenigen nämlich, der eine reine, kurze und deutliche Darstellung der gesammten aristotelischen Lehre wünscht, die zu geben hier doch wohl die eigentliche Absicht des Verfassers gewesen seyn muß. Auch ist das Ganze zur Uebersicht zu weit ausgesponnen, und an manchen Orten zu redselig vorgetragen, während eine gedrängte, aphoristische Darstellung der diese Lehre charakterisirenden Sätze besser und schneller zugleich zum Ziele geführt hätte. Endlich ist auch dieses stete Fortreden in einem ununterbrochenen Zuge ohne alle Ruhepunkte für den Leser ermüdend, und die Auffassung sowohl als auch die Uebersicht erschwerend. Warum haben unsere deutschen Schriftsteller überhaupt noch, wie es scheint, einen Widerwillen gegen diese Abtheilung ihrer Vorträge in einzelne Paragraphe oder Absätze, deren jeder, durch einen kurzen Titel, im Anfang oder an der Seite des Absatzes gestellt, den Inhalt desselben anzeigt, wie wir dieß schon seit lange z. B. bey den englischen Geschichtschreibern, ja selbst in den älteren englischen Romanen finden? Hätte der Verf. den Inhalt seiner Schrift, den er gleich im Anfange des Bandes für den ganzen Band auf einmal

gegeben hat, ganz unverändert, wie er dort steht, aber nur theilweise jedem einzelnen Absatze vordrucken lassen, so würde dadurch die Lectüre des Ganzen ungemein erleichtert worden seyn. Es ist doch ohne Zweifel die Deutlichkeit und Verständlichkeit eines Buches ungemein fördernd, wenn der Leser auf jeder Seite gleich mit dem ersten Blicke sieht, um was es sich hier handelt, und es ist im Gegentheile eine wahrhaft beklagenswerthe Mühe, die sich so viele unserer oft sehr schätzenswerthen Schriftsteller geben, ihren Vortrag dadurch abzurunden, daß sie die einzelnen Partien desselben, die sie doch anfangs selbst nur getrennt und isolirt vor sich stehen haben, so in einander verflechten und verschmelzen, um diese Trennung zu verdecken, da sie doch dadurch dem Leser nur die eben so unnütze Mühe machen, wieder aufzulösen, was sie gebunden und, wie sie glauben, künstlich in einander verflochten haben. Wenn sich die Schriftsteller dieses Amalgamiren und Verquicken ihres Stoffes ersparen wollten, so würden sie dadurch dem Leser zugleich diese chemische Scheidung ersparen, und beyde könnten dadurch nur gewinnen.

Noch wollen wir, ehe wir den Stagiriten ganz verlassen, bemerken, daß er es eigentlich zu seyn scheint, der unseren neueren Naturphilosophen das erste Beyspiel der dunklen und geschraubten, oft bis zur Unverständlichkeit potenzirten Härte des Styls gegeben hat, durch welche sich diese sogenannten Weltweisen mehr noch, als durch ihre excentrischen Behauptungen selbst, ausgezeichnet haben, wie er denn auch, wenn gleich ohne seine Schuld, durch seine Vorliebe zu Spitzfindigkeiten, der eigentliche Vater oder Begründer der scholastischen Philosophie im Mittelalter gewesen ist. Man sieht nicht ein, warum der Verf., der uns doch ein getreues und umständlich ausgemaltes Bild von dem Manne zu geben suchte, diese Bemerkungen so gänzlich unterdrückt hat, da doch mehr als eine von ihm selbst angeführte Stelle aus den Schriften des Aristoteles ihn darauf zu leiten geeignet war. So heißt es z. B. S. 221 mit den Worten des Stagiriten: »Die Bewegung ist die Thätigkeit des dem »Vermögen nach Seyenden, sofern es dem Vermögen nach ist. »Hierin liegt, daß die Bewegung ein Mittleres ist, zwischen dem »Seyn nur dem Vermögen nach, und zwischen der gänzlich ver»wirklichten Thätigkeit, in welcher nichts mehr dem Vermögen »nach ist, weil die Bewegung weder früher noch später ist, als »indem das dem Vermögen nach Seyende sich verwirklicht, früher »aber nur das dem Vermögen nach Seyende und später nur die »Wirklichkeit ist, aus welchem Grunde die Bewegung weder dem »Vermögen, noch der Energie angehört, indem weder das sich »nothwendig bewegt, was dem Vermögen nach eine Größe hat,

»noch das, was wirklich eine Größe hat.« — Stellen dieser Art, und man findet ihrer sehr viele selbst in diesem kurzen Auszuge aus dem aristotelischen Werke, können immerhin, ohne zu errö- then, an die Seite unserer schönsten naturphilosophischen Productionen gesetzt werden, und um ihre Vortrefflichkeit ganz zu genießen, werden die Leser gebeten, sie Wort für Wort in die französische oder in irgend eine andere neuere Sprache zu übersetzen, die weniger als unsere gute deutsche Muttersprache geeignet ist, sich von jedem unberufenen Jungen mißhandeln zu lassen.

Unter den Nachfolgern des Aristoteles ist Tyrtämos, wegen der Schönheit seiner Sprache Theophrast genannt, der Zeit und dem Verdienste nach der erste. Nur wenige seiner Schriften sind auf uns gekommen, und nur von den exoterischen, während die esoterischen oder eigentlich philosophischen ganz verloren gingen. Sein Werk über die Charaktere ist noch jetzt allgemein bekannt, und das über die Pflanzen ist wenigstens für den damaligen Zustand der Botanik sehr bemerkenswerth. Er stand der peripatetischen Schule bis in sein hohes Alter vor, und scheint ihrer Lehre eine noch größere Ausbreitung gegeben zu haben. Auch gegen ihn wurde Verfolgung erhoben, so daß er auf längere Zeit Athen verlassen mußte, doch erhielt er bey den Machthabern Griechenlands Achtung und Schutz bis an sein Ende. Er und seine Nachfolger, Aristoxenus und Dikäarchus, hielten die Lehre des Aristoteles fest: daß Seele und Vernunft kein Wesen für sich, sondern nur ein gewisser Zustand des Körpers, ein Beseeltseyn desselben ist, das der Materie zukomme, sobald sie auf gewisse Weise gestaltet und von der Natur gemischt sey, μηδεν φασιν ειναι αυτην (την ψυχην και την διανοιαν) παρα το πως εχον το σωμα, weßwegen auch in dieser Schule die αθανασια της ψυχης durchaus geläugnet wurde, was sich in den Vorträgen des Straton, Theophrast's Nachfolger, am deutlichsten aussprach. Bald nach diesem verfiel die peripatetische Schule, und erwachte erst viele Jahrhunderte später nach ihrem langen Traume in einer ganz andern Gestalt, an der wohl ihr Gründer selbst sie nicht mehr erkannt haben würde.

Den nun immer näher kommenden Verfall der Philosophie in Griechenland schildert der Verf. S. 419 sehr treffend als aus dem Verfall der Staatsverfassung und der Sitten hervorgehend. So schnell griff diese Sittenverderbniß unter den Athenienfern um sich, daß sie schon unter Demetrius Poliorketes i. J. 290 vor Chr. G. auf alle die Verachtung gerechten Anspruch machen konnten, die ihnen später von den Römern so reichlich gezollt worden ist. So groß war der Leichtsinn und die Niederträchtigkeit der Athener, daß sie selbst diesem Demetrius zum Ekel wurde.

Doch suchten sie den alten Ruhm der wissenschaftlichen Bildung, wenigstens im Aeußeren, so lange als möglich festzuhalten; auch gab es noch von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Männer, die sich an die Spitze der Kultur stellten, und den Ton angaben. Diese theilten sich vorzüglich in zwey Klassen. Die erste, worin wir die Stoiker finden, suchten Ruhm und Beruhigung zugleich in zurückgezogener Entsagung; die zweyte, die Skeptiker, worunter besonders Pyrrhon und Epikur, dienten dem damals allgemeinen Hange zum Vergnügen. Mit den letzten, als den zeitgemäßeren, vereinigten sich die Komödienschreiber, die sich der größten Ausgelassenheit hingaben, und die Hetären, die durch Witz und Bildung ihre Liebhaber zu fesseln suchten. Bildung war in den höheren Ständen an der Tagesordnung, und auch diese Hetären konnten sich derselben nicht entziehen, wenn sie auf die Gesellschaft der Vornehmen wirken wollten.

Pyrrhon war der ausgezeichnetste Mann unter den Skeptikern. Von armen Aeltern geboren, anfangs der Malerey hingegeben, zog er später mit Alexander nach Indien, und schlug, nach seiner Rückkunft, seine philosophische Schule zu Elis auf. Er trieb die bekannte sokratische Behauptung, daß wir von vielen Dingen nichts zu wissen brauchen, auf die Spitze, daß wir von allen Dingen nichts Bestimmtes wissen. Seine Schriften sind nicht auf uns gekommen. Er und sein Nachfolger Timon aus Phlius behaupteten, daß alle Dinge ungewiß sind; daß weder die Sinne, noch der Verstand uns etwas Wahres über diese Dinge lehren; daß man von keinem derselben sagen könne, es sey mehr das Eine als das Andere, und daß sich von jedem Satze ohne Weiteres auch das Gegentheil behaupten lasse. Nach ihnen ist nichts an sich schön oder häßlich, gut oder schlecht, sondern alles werde nur von den Menschen nach Satzung und Gewohnheit beurtheilt. Die Menschen erhalten die äußeren Eindrücke nicht alle auf dieselbe Weise, und selbst bey demselben Menschen stellen sich die Gegenstände anders dar, wenn die Beschaffenheit des Körpers oder der Seele, oder wenn die Verhältnisse der Gegenstände zu uns sich ändern, so daß diese Gegenstände selbst nie rein für sich selbst aufgefaßt werden können, daß alles nur in Verhältnissen zu uns oder zu andern erscheine, und daß wir endlich aus dieser Erscheinung eines Dinges nie auf das schließen können, was dieses Ding an sich selbst ist. Daher ziemt uns Zurückhaltung alles Urtheils und gänzliche Enthaltung von jeder Behauptung (αφασια). Zu diesem Zwecke hatten sie eine Menge Redensarten erfunden, und ihre Sprache gleichsam umgebildet. Wenn sie sagten: Ich bestimme nichts, so setzten sie hinzu: Auch nicht das, daß ich nichts bestimme. Wenn sie

behaupteten: **Jedem Grunde, jedem Satze steht ein anderer entgegen**, so fügten sie bey: **wie es scheint** u. s. w. Aus diesem Enthalten aller Behauptung folgt, wie sie weiter lehrten, die wahre Unerschütterlichkeit des Gemüthes (αταραξια), die Leidenschaftlosigkeit, der wahre Friede der Seele, die wahre Glückseligkeit.

Epikur ist i. J. 342 vor Chr. G. geboren. Die ihm zugeschriebene Philosophie enthält wenig Eigenes, sondern ist größtentheils aus den Lehren früherer Philosophen entlehnt. Seine öffentliche Schule eröffnete er zu Athen, und stand ihr auch bis zu seinem Tode i. J. 271 v. Chr. vor. Hier lebte er mit seinen Schülern und Freunden, außer seinen Studien, dem heiteren Genusse des Lebens. Die freundliche Geselligkeit der Epikuräer ist oft gerühmt worden, und sie soll oft bis zur eigentlichen Gemeinschaft der Güter gegangen seyn. Man machte ihnen den Vorwurf, daß sie nicht die strengste Sittlichkeit beobachteten, und viele Hetären in ihre Gesellschaft aufnahmen, die sich jedoch meistens durch hohe Bildung ausgezeichnet haben, wie die berühmte Leontion, die selbst geschätzte philosophische Schriften verfaßt haben soll. Doch scheint man diese Vorwürfe in späteren Zeiten sehr übertrieben, und die in dieser Schule herrschenden Verhältnisse entstellt zu haben. Wenigstens stimmen die Alten, auch seine Gegner, damit überein, daß Epikur selbst der größten Mäßigkeit sich befleißigte, und jede unbesonnene Lust als etwas sehr Tadelnswerthes erklärte. Tiefe Untersuchungen philosophischer Art scheinen nicht seine und seiner Schule Sache gewesen zu seyn, wie er denn auch seine Zuhörer damit nicht plagen wollte. Vielmehr suchte er es ihnen so bequem als möglich zu machen, indem er seine Lehren in kurze Auszüge brachte, die er seine Schüler auswendig lernen ließ, damit sie denselben bey jeder Gelegenheit gegenwärtig seyn mögen.

Epikur soll sehr viele Werke verfaßt haben, aber von ihnen sind nur jene kurzen Auszüge, durch Diogenes Laertius, auf uns gekommen. Sie sind in Hinsicht auf Styl und Vortrag keineswegs ausgezeichnet.

Nach seiner Definition ist die Philosophie die Kunst, durch Begriffe und Beweise ein glückseliges Leben zu bewirken. Diesem gemäß verschmähte er alle jene grübelnden Spitzfindigkeiten der andern Philosophen, weil sie zum Glück des Lebens nichts beytragen. Sonach reduzirte sich seine Philosophie eigentlich nur auf die Ethik, doch nahm er auch die Physik mit auf, aber nur, weil irrige Meinungen über die Erscheinungen in der Natur, über Meteore, Tod u. dgl. das Glück des Lebens stören können. Das höchste Gut suchte er in der **Glückseligkeit**, und diese

in der Lust, dieses Wort im edlen Sinn genommen. Tugend an sich ist kein Gut, sondern nur wenn sie uns Lust bereitet; aber Tugend ist doch von wahrer Lust unzertrennlich, und es gibt keine Lust ohne Tugend, so wie keine Tugend ohne Lust. Ohne die Lust des Fleisches zu verwerfen, hielt er doch die Lust des Geistes für die höchste, indem er jene für vergänglich, diese aber für dauernd, jene nur für die Gegenwart, diese aber für alle Folgezeit bestimmt hielt. Diese wahre Lust des Geistes aber war ihm die unerschütterliche Ruhe des Gemüths. Er verlangt nicht, daß der Weise alle Lust entbehren soll, aber er soll sie entbehren können; daß er sich auch mit Wenigem begnüge, und den Reichthum nicht im großen Vermögen, sondern in der Beschränkung seiner Begierden suche. Als Summe seiner Lehre wird bezeichnet, daß der Weise die Gegenwart klug benützen und sich freuen soll, sowohl in der Erinnerung genossener Lust, als auch in der Erwartung der künftigen, und daß er sich eben dadurch erhaben fühlen soll über die übrigen thörichten Menschen.

Seine Physik ist sehr unvollkommen, und zeigt nur, daß er nichts davon wußte, und auch wohl nichts wissen wollte, indem er über die wichtigsten Erscheinungen der Natur mit beynahe liederlicher Nachläßigkeit abspricht. Die Größe der Sonne, sagt er, ist die, wie sie uns erscheint: man kann eigentlich nichts Genaues darüber sagen, nur so viel ist gewiß, daß sie nicht viel größer oder kleiner ist, als sie uns erscheint, wie es sich auch mit den Feuern zeigt, die wir in der Ferne erblicken. Ob der Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes von einer Bewegung dieser Gestirne um uns, oder von einer Bewegung der Erde um sich selbst komme, oder ob, nach einigen ältern Physikern, diese Körper täglich erlöschen und dann sich wieder erneuern, sey eine ganz gleichgültige Sache, die er der freyen Wahl eines Jeden überlasse, und ganz eben so gleichviel sey es auch, zu glauben, daß der Mond sein Licht von der Sonne borge, oder daß er sein eigenes Licht habe u. dgl. Nicht viel besser geht es mit seiner Lehre von der Entstehung der Erde und der auf ihr lebenden Wesen. Die Seele endlich ist ihm etwas Körperliches, aus dem Grunde, weil unkörperlich nur das Leere ist, dem weder Leiden noch Thun zukömmt, was bey der Seele nicht der Fall ist. Da aber die Seele den ganzen Körper belebt, so muß sie, nach ihm, auch durch den ganzen Körper verbreitet seyn, und da sie unsichtbar ist, und so viele Veränderungen erleidet, so muß sie ein sehr dünner und sehr leicht beweglicher Körper seyn, etwa ein Hauch, der mit einer gewissen Mischung des Warmen versetzt ist. — Man sieht, daß hier von einer streng geordneten, wissenschaftlichen Philosophie keine Rede ist, sondern

daß alles nur auf vage, unbewiesene und unbeweisbare Meinungen, und auf ein inhaltleeres Geschwätz reduzirt wird.

Seit Aristoteles spaltete sich, wahrscheinlich durch die Ereignisse der Zeit gezwungen, die nun über Griechenland hereinbrach, die Philosophie in drey große Zweige. Die einen, die Skeptiker, gaben sich einer gänzlichen Entsagung hin; die zweyten, die Epikuräer, suchten sich dem Verfall der Sitten anzuschließen, und, da alles öffentliche Leben aufgehört hatte, von dem Privatleben wenigstens so viel Angenehmes zu retten, als eben möglich war. Die dritten endlich, die Stoiker, suchten sich dem allenthalben einreissenden Verderben mächtig entgegen zu setzen, und, wenn auch nicht mehr in dem hoffnungslos verdorbenen Staate, doch in der Brust jedes Einzelnen Weisheit, Wissenschaft und Tugend zu bewahren.

Zeno, der Stifter der stoischen Schule, war auf der Insel Cypern geboren. Anfangs dem Handel hingegeben, verlor er durch einen Schiffbruch sein Vermögen, und widmete sich von nun an in Athen der Philosophie. Er bekannte sich anfangs zur cynischen Secte, und zwar zu Krates. Doch ward seiner sittlichen Schamhaftigkeit die Roheit des cynischen Lebens bald zuwider, und er wandte sich zu Stilpon, der eine strenge Sittenlehre mit grübelndem Verstande zu paaren wußte. Nachdem er dieser und anderer Lehrer Unterricht durch zwanzig Jahre genossen hatte, errichtete er zu Athen, in der Halle, Stoa genannt, seine eigene Schule, der bald eine große Menge Zuhörer zuströmten. Volle 58 Jahre soll er dieser Schule vorgestanden, und dann in hohem Alter sein Leben freywillig geendet haben.

Seine Mäßigkeit und die Strenge seiner Sitten wurde allgemein geachtet. Von seinen wenigen Schriften sind nur einige Fragmente auf uns gekommen. Schon seine ersten Schüler, Ariston und Herillus, die beyde eigene Schulen stifteten, wichen sehr von Zeno's Lehre ab, und die eigentliche stoische Secte, wie sie von ihrem Gründer constituirt war, würde vielleicht in den ersten Jahren nach Zeno's Tode schon verloren gegangen seyn, wenn nicht zwey andere Schüler desselben, Kleanthes und Chrysippus, aufgestanden wären, welche die alte, von ihrem Meister vererbte Lehre von fremden Beymischungen rein erhalten und gleichsam zum zweyten Male gegründet hätten. Kleanthes soll früher Faustkämpfer gewesen, und so arm nach Athen gekommen seyn, daß er bey Nacht Taglöhnersdienste verrichtete, um bey Tage sich ungestört der Philosophie widmen zu können. Auch von ihm sind nur einige Fragmente seiner Schriften erhalten worden, und auch er soll sich in hohem Alter den freywilligen Tod gegeben haben. Auch Chrysippus beschäftigte sich in

seiner Jugend mit Handarbeiten, und ging erst nach dem Verluste seines kleinen Vermögens zur Philosophie über. Er ist als der erste zu betrachten, welcher sich mit Kraft der skeptischen Richtung der neueren Akademie entgegenstellte, und sie mit derselben Feinheit der Dialectik bekämpfte, mit welcher sie selbst die stoische Lehre angegriffen hatte, weßhalb er den Beynamen des Messers der akademischen Knoten erhielt. Er wurde als die vorzüglichste Stütze der stoischen Schule gepriesen, so daß man von ihm sagte: Wenn Chrysippus nicht wäre, so würde die Stoa nicht seyn. Immerhin galt er den späteren Stoikern als der Gegenstand ihrer ungetheilten Verehrung und fast von unwiderleglichem Ansehen. Er war der erklärte Gegner der Epikuräer und der Akademiker zugleich, wie er denn auch die Lehren des Plato, des Aristoteles und ihrer Anhänger bey jeder sich darbietenden Gelegenheit zu bestreiten nicht unterließ. Er war ein vielseitig gebildeter, in allen Wissenschaften hocherfahrener Mann, die Mathematik und Naturgeschichte ausgenommen, die von den Stoikern überhaupt nicht viel kultivirt worden ist. Er war überdieß einer der größten Vielschreiber des Alterthums. Nicht weniger als 705 verschiedene Werke soll er geschrieben haben. Er schien sich dabey wenig um Schönheit oder Correctheit des Styls bekümmert zu haben, und gestand diese Fehler seiner Schriftstellerey oft selbst mit freymüthigem Spotte. Allein von allen diesen Werken ist auch nicht ein einziges ganz auf uns gekommen, sondern nur zerstreute Fragmente derselben sind, übrigens in zahlreicher Menge, durch die Citationen anderer Schriftsteller erhalten worden.

Das Charakteristische der stoischen Philosophie ist ihre stete Appellation an den gemeinen, aber auch gesunden Menschenverstand, den sie als die höchste Instanz anerkennen. Die so sehr in das Feine ausgesponnenen Spitzfindigkeiten der platonischen und aristotelischen Lehren erregten, seit sie nicht mehr durch ihre Neuheit blendeten, allmälich den Verdacht, daß sie den wahren, einfachen Punkt verfehlt haben, und daß man zur Lösung der von ihnen aufgeworfenen Fragen auch wohl auf einem natürlichen Wege gelangen könne. Ohne sich daher viel mit Grübeleyen zu plagen, geht der Stoiker geradezu auf diese Gegenstände hin, und wenn er sich auch dabey zuweilen in Spitzfindigkeiten verliert; so sind diese doch mehr als ein bloßes Beywerk, denn als der eigentliche Kern ihrer Lehre zu betrachten. Der Stoiker hat einen innern Abscheu vor allen den Sätzen, die der gewöhnlichen Lebensansicht entgegen sind, und wer immer den gesunden Menschenverstand, wie er den Grund des praktischen Lebens bildet,

meistern will, spricht sich, in des Stoikers Augen, selbst sein Verdammungsurtheil.

Nach ihrer Lehre ist Tugend und Weisheit auf das strengste verbunden, und beyde zusammen bilden den Gegenstand der Philosophie, die sie in die Logik, Physik und Ethik eintheilen. Die Logik, oder Dialektik, wie sie bey den Alten auch genannt wird, ist ihnen der mindest wesentliche dieser drey Theile, während er bey Plato der vorzüglichste war; sie ist ihnen mehr Werkzeug der Philosophie, als Philosophie selbst. Unter den beyden andern Theilen hielten sie die Physik für den wichtigeren, weil sie die Erkenntniß des Göttlichen lehrt, während die Ethik nur das Menschliche untersucht. Man sieht, daß sie unter Physik etwas viel Umfassenderes als wir verstanden, und daß sie auch die natürliche Theologie darunter begriffen haben.

In der Logik war es ihnen vorzüglich um die charakteristischen Kennzeichen der Wahrheit, um die wissenschaftliche Ausbildung der Vorstellungen, um den Begriff des Allgemeinen und um die Lehre von den Kategorien zu thun. In der Physik verwarfen sie die Undurchdringlichkeit der Körper, so wie den leeren Raum im Weltall; die Seele und selbst die Vernunft bestand nach ihnen bloß in der Lebenswärme oder in irgend einer sinnlich erscheinenden Kraft, an welche die Lebenswärme gebunden ist, und selbst Gott wurde bald als der vernünftige Athem, der durch die ganze Natur erwärmend dringt, bald als das Feuer dargestellt, welches die ganze Welt erzeugt und bildet. In der Ethik war ihnen der höchste Grundsatz, in Uebereinstimmung mit der Natur zu leben, ὁμολογυμενως τῃ φυσει ζην, was nach Chrysipp heißen soll, das sittliche Leben in Uebereinstimmung mit den angebornen Urtheilen über Gutes und Böses zu bringen. In der Moral waren ihre Grundsätze rein und streng. So wie sie zwischen Tugend und Laster kein Mittleres fanden, war ihnen auch der Mensch entweder ganz gut oder völlig schlecht. Nach ihnen müssen alle Tugenden unter sich verbunden seyn, und daher auch alle, oder keine, sich in demselben Individuum finden. Deßhalb sind ihnen auch alle guten Handlungen gleich gut, und alle bösen gleich böse. Dadurch wird ihre Ethik ungemessen streng, und zugleich völlig unfruchtbar. Nach ihrer Lehre ist nur der ein Weiser zu nennen, der mit voller Erkenntniß in allen Dingen das Gute gewählt hat. Chrysipp wollte, indem er dieses Maß an sich und andere anlegte, weder sich selbst, noch seine Freunde und Lehrer für Weise in diesem Sinne gelten lassen. Aber in den alten Zeiten, meinen sie, könnte es doch vielleicht einmal einen solchen gegeben haben. Ihr Begriff des Weisen bezeichnet ihm also ein Ideal, nach dessen Erreichung wir streben sollen.

Dieses Streben ist ihnen aber weder Weisheit, noch Tugend, sondern nur, wie sie sagen, dem Streben eines blindgebornen Hundes zu vergleichen, der zwar noch nicht sehen kann, aber doch der Entwicklung seines Gesichts entgegenstrebt. Ein solcher Weiser nun, er mag existiren oder nicht, ist ihnen über jedes Geschick erhaben, und kann durch keine Einwirkung von außen in seiner Ruhe gestört werden. Das ist die berühmte *Ἀπάθεια* der Stoiker, das gänzliche Freyseyn von jeder angenehmen oder unangenehmen Bewegung des Gemüths. Schmerz und Lust, Furcht und Hoffnung mag er wohl fühlen, aber sie dürfen ihn nicht beherrschen, keinen Einfluß auf seinen Willen haben. So ist denn ihr Weiser der wahre König, der Reiche, der Priester, und alles, was er will, sapiens est et sutor optimus et est rex, wie Horaz sagt, nämlich nisi cum pituita molesta est.

Die ersten Nachfolger des Chrysippus suchten nur die bisher gegebenen Lehren zu befestigen, nicht zu erweitern. Die Darstellungsweise, aber nicht die Sache selbst, wurde geändert, und die meisten begnügten sich, die Commentatoren ihrer Vorgänger zu seyn. Die spätern Stoiker wendeten sich mehr dem Skepticismus zu, und hielten sich nicht sowohl an strenge und schulgerechte, als an rednerische Darstellung, die sie zugleich der allgemeinen Fassungskraft mehr anzupassen suchten. Dahin gehört vorzüglich Panätius aus Rhodus, der Freund des Scipio, des Lälius und anderer vornehmer Römer, der eben durch diese Männer seiner Philosophie so großen Eingang in Rom zu verschaffen wußte. Er ist der Verfasser des gepriesenen Werks »über das Schickliche,« welches Cicero in seiner Schrift de officiis, wohl nicht ohne Abänderungen, für die Römer bearbeitet hat. Mit der Weisheit allein begnügte er sich nicht mehr, wie seine Vorgänger — zur Glückseligkeit würde nach ihm, außer der Weisheit, auch Gesundheit, Macht, Ansehen und — Geld erfordert. Auch die gerühmte Apathie der Stoiker verwarf er als zu strenge, da sie wohl, sagte er, für Götter, aber nicht für Menschen paßt, cum deos solos didicit securum agere aevum. Der berühmteste Schüler des Panätius ist Posidonius, welcher zu Rhodus eine philosophische Schule errichtete, wo ihn Pompejus und Cicero hörten. Er suchte die sämmtlichen vorzüglichen Lehren aller seiner Vorgänger, auch des Plato, Aristoteles u. s. in seinem Vortrage aufzunehmen, und unter einander zu verschmelzen. Die Mantik oder Wahrsagerkunst vertheidigte er, so wie Panätius, als eine wahre Wissenschaft.

So wie die stoische Schule schon in den zwey ersten Jahrhunderten nach ihrer Entstehung bedeutende Abänderungen erlitt,

eben so ging es auch der von Plato gestifteten Akademie. Diese sogenannte neuere Akademie erkennt Arcesilaus als ihren ersten Begründer, der zwar Plato noch immer allen andern Philosophen vorzog, aber dem ungeachtet bedeutend von seiner Lehre abwich. Er suchte die alte sokratische Lehrart in seine Schule einzuführen, und ergab sich beynahe ganz dem Skeptizismus. Durch Karneades erhielt die neuere Akademie ihren wahren Glanz. Er war der erklärte und furchtbarste Gegner der Stoiker und selbst aller andern Philosophen, deren Lehrsätze er mit Hülfe seiner spitzfindigen Dialectik auf das eifrigste bekämpfte. Die Gewalt seiner Beredsamkeit wird von den Alten als völlig unwiderstehlich gerühmt. Als er in einer Gesandtschaft von Athen nach Rom geschickt wurde, zog er in der letztern Stadt so viele durch seine hinreißende Beredsamkeit an, daß Cato der Aeltere darauf drang, ihn aus der Stadt zu entfernen, damit er die Jugend nicht völlig verderbe. Hier hielt er auch seine zwey berühmten Reden, die eine für, die andere gegen die Gerechtigkeit, wie es denn überhaupt seine Art war, zuerst für und dann gegen jede philosophische Lehre zu sprechen, und zwar beydes so, daß selbst seine geliebtesten Schüler nie wußten, welcher von den beyden Meinungen Karneades eigentlich seinen Beyfall gebe. Er suchte darzuthun, daß alle früheren Versuche der Philosophen, ein Kennzeichen der Wahrheit aufzustellen, ohne Erfolg gewesen sind, und daß auch kein solches Kennzeichen aufgestellt werden kann. — Philo, der zur Zeit des Mithridates von Athen nach Rom auswanderte, und hier unter andern den Cicero zu seinem Zuhörer hatte, gab der Akademie wieder eine neue Gestalt, indem er alle wahren Vorstellungen von den falschen als nicht unterscheidbar erklärte, und sich in allen Dingen mit bloßer Wahrscheinlichkeit zu begnügen suchte. — Antiochus von Askalon, der zu Athen, Alexandrien und Rom lehrte, suchte der Akademie die stoische Philosophie einzuimpfen, und so eine Vereinigung zweyer an sich unvereinbarer Elemente zu erzwingen. Ueberhaupt sieht man bey diesen spätern Philosophen beyder Schulen ein gewisses Sichgehenlassen, ein lässiges Zufriedenseyn mit oberflächlichen Forschungen und ein mehr rednerisches als philosophisches Zurückführen der alten Lehren auf ein gewisses mittleres Maß und auf eine, selbst dem größeren Haufen verständliche Popularität, bey der das Innere der Wissenschaft sich keinen Gewinn versprechen konnte. Um die Zeit des Anfangs unserer Zeitrechnung bestanden zwar noch die meisten der älteren Schulen, die Akademie des Plato, die peripatetische Schule des Aristoteles, die skeptische des Pyrrhon und Timon, die Stoa des Zeno und die Schule Epikurs; aber sie waren be-

reits so verändert und zum Theil in einander verschmolzen, daß sie nur schwer zu erkennen oder in ihren ersten Grundzügen zu unterscheiden waren. Das eigentlich wissenschaftliche Streben entfernte sich aus allen immer mehr, indem man sich nicht sowohl mit tiefer Forschung, als mit äußerer rednerischer Darstellung beschäftigte. Einige Einzelne, welche diese Ausartung tiefer fühlten, suchten daher wieder die Liebe zu den alten Schriften des Plato und Aristoteles zu beleben, aber ihre Bemühungen fanden bey dem sittlich verfallenen und mehr dem Genusse hingegebenen Volke der Griechen sowohl als der Römer keinen Anklang mehr.

Nachdem der Verfasser die Geschichte der Philosophie bis zu dem Zeitpunkte vorgetragen hat, wo sie von den Griechen auf die Römer überging, überblickt er, zu Ende des dritten Bandes, den bisher zurückgelegten Weg, so weit derselbe durch das eigentlich wissenschaftliche Gebiet der Philosophie geht, und er findet, daß der Verlauf desselben eben so einfach als naturgemäß ist. In Sokrates ist fast alles, was sich erst später zur echten Philosophie entwickelt, wie in dem noch unbestimmten Bewußtseyn eines Jünglings enthalten. Da er sich aber nicht zutraut, dem Staate zur sittlichen Wiedergeburt und zugleich der Wissenschaft zur vollendeten Gestalt zu verhelfen, so sieht er sich nach Gehülfen, meistens nach rüstigen Jünglingen um, in deren Seele er seine hohe Idee von Wissenschaft und Tugend niederlegt. Seine Schüler Aristipp und Antisthenes scheinen ihn in der Hauptsache mißverstanden zu haben, da sie zu beyden Seiten des von ihrem Lehrer eingeschlagenen Weges abgewichen sind. Näher kam ihm die Schule von Megara, Euklid, Phädon u. a., aber als Hauptzweige der von Sokrates angelegten Entwicklung muß die Akademie des Plato, die peripatetische Schule des Aristoteles und die Stoa betrachtet werden. In dem kühnen, zuweilen phantastischen Fluge Plato's, den der oben erwähnte Panätius mit Recht den Homer der Philosophie nannte, offenbare sich gleichsam noch der jugendlich aufstrebende Sinn der Wissenschaft. Plato lebt mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart; er zehrt von seinen Ideen und ist voll guter Hoffnung. Der männlichere Geist des Stagiriten schreitet dagegen fest und sicher in die Tiefe der Erkenntniß hinab; weggewendet von den poetischen Träumen der Jugend kehrt er seinen Blick der Wirklichkeit zu, und findet sie lange nicht so schön und vollkommen, als sein Vorgänger sie sich ausgemalt hatte; doch sucht er zugleich sich mit dieser Wirklichkeit, so gut es eben gehen will, abzufinden. Fast grämlich, wie das Alter, das seinen festen Stand nicht finden und behaupten kann, ja

beynahe mit dem Schicksale hadernd und dem Menschen feindlich entgegentretend, spricht sich die Lehre der Stoiker aus. Nach Plato sind die Menschen glückliche Wesen, die einer immer höheren Glückseligkeit entgegen gehen; nach Aristoteles sind sie sehr mittelmäßige Geschöpfe, die nichts Besseres thun können, als sich mit dieser Mittelmäßigkeit so viel möglich abzufinden; nach den Stoikern endlich sind sie Thoren, die von der wahren Weisheit ewig fern bleiben, obschon sie ewig nach ihr zu ringen sich abmühen.

Der vierte und letzte Band behandelt zuerst die Geschichte der Philosophie, wie sie sich unter der römischen Weltherrschaft fortgebildet hat. Ihr geht eine sorgfältig gearbeitete Einleitung voraus, die sich über den Geist jener Zeiten (bis zum Jahre 200 nach Chr. G.) und über den immer mehr vorherrschenden Einfluß verbreitet, welchen die neue Religion auf die Philosophie genommen hat, und die zugleich über die Gesammtliteratur der Römer einige helle, in unseren Tagen noch lange nicht genug berücksichtigte Aufschlüsse gibt. Mehrere Partien dieser Einleitung sind mit großer Umsicht und Sorgfalt geschrieben. Warum die Herrschaft der lateinischen Sprache, als Sprache der Wissenschaft, so kurz war; warum sie sich nie zu der Höhe der griechischen Literatur erhob; welchen Einfluß die Kaiserregierung auf die römische Literatur hatte; wie schädlich die Nachahmung der griechischen Werke auf die Römer wirkte; wie das ganze wissenschaftliche Streben der letztern nicht rein wissenschaftlich, sondern mehr politisch war, bald in bloße Wohlrednerey ausartete, und wie endlich auch noch diese Fertigkeit in Wortspielen erlosch — alles dieß wird hier eben so wahr als schön ausgeführt.

Die Römer lernten die Philosophie von den Griechen zur Zeit des Scipio Africanus kennen. Dieser, dann Lälius und Furius, werden von Cicero als die ersten vornehmen und bedeutenden Römer genannt, die sich der Philosophie vorzüglich unter der Anleitung des Panätius ergaben. Von den verschiedenen Schulen fand vorzüglich die epikurische, die stoische und die neuere akademische Schule in Rom Aufnahme. Der letzteren wendete sich auch Cicero zu, so wie die meisten andern gelehrten und bedeutenden Staatsmänner. Die vorzüglichsten Lehrer der neueren Akademie in Rom waren Philo und Antiochus, die ausgezeichnetsten Schüler derselben aber unter den Römern waren, nebst den bereits genannten: Lucullus; M. Brutus, der Mörder Cäsars; Terentius Varro; Scävola; Gallus; Lucilius Balbus; Marc. Port. Cato, der die stoische, und Cassius, nebst Pomp. Atticus, der die epikurische Schule erwählte; wozu noch der philosophische Lehrdichter Lucretius gezählt werden muß.

Unter diesen hat Cicero allein mehr als alle andern zur Verbreitung der Philosophie unter seinen Landsleuten beygetragen. Nachdem uns der Verf. seine Ansicht über das philosophische Gedicht des Lucretius von S. 86 — 101 mitgetheilt, geht er nun zur Charakteristik Cicero's und seiner Schriften über. Sie ist hier zu keiner näheren Mittheilung geeignet: es genüge daher, zu sagen, daß unser Verf., so sehr er auch für seinen Paladin eingenommen ist, doch die Schwäche und Eitelkeit desselben nicht verhehlen kann. Eine Erweiterung der Philosophie war von ihm nicht zu erwarten, da er sich damit begnügte, das bisher Bekannte mit seinem rednerischen Talente auszuschmücken. Wenn doch nur diese s e i n e schöne Philosophie ihm selbst zum Troste gewesen wäre! Aber so sehr er auch in seinen öffentlichen Schriften die Wissenschaft zu preisen pflegt, in seinen Privatbriefen spricht er eine ganz andere Sprache. Er gesteht unverhohlen, daß ihm das Ding zu nichts helfe, und weder Trost noch Stütze gewähre. Quid ergo, schreibt er an seinen Atticus, quid ergo? inquies. Nil literae? — In hac quidem re vereor, ne etiam contra. Nam essem fortasse durior (sine literis). Und ein andermal gesteht er, daß er sich mit den Wissenschaften, besonders den philosophischen, abgebe, non ut ab his medicinam, sed ut aliquam doloris oblivionem petam. Zu so erhabenem Zwecke hätte er aber eben so gut das Ballspiel oder sonst eine andere Unterhaltung wählen können. In denselben Privatbriefen bekennt er auch ganz offen, daß viele seiner philosophischen Schriften nur Abschriften oder Uebersetzungen aus dem Griechischen sind: *Απογραφα* sunt: minore labore fiunt; verba tantum affero, quibus abundo. Also bloß weil es geschwinder und bequemer geht, und weil es sich bloß um Worte handelt, an denen seine redselige Geschwätzigkeit immer Ueberfluß hatte! — Dieß sagt er aber nur seinen Vertrauten: öffentlich will er nicht als Uebersetzer, sondern als Original passiren, und wo er zuweilen gestehen muß, daß er von fremdem Gute zehre, setzt er (wie ad Attic. XIII. 13) bescheiden hinzu, daß er sein Original verbessert und sogar übertroffen hat. Auch macht er sich's mit dem, was er philosophiren nennt, leicht genug. Ohne sich an irgend eine Schule zu binden, addictus nullius jurare in verba magistri, will er auch nicht einmal eine bestimmte Meinung, ein bestimmtes Urtheil aussprechen. Heute beliebt es ihm, aber auch nur für heute, den Stoikern zu folgen: sequemur igitur, *hoc quidem tempore*, potissimum stoicos. Sonst aber will er bloß so in den Tag hinein leben, und eben so auch ins Blaue hinein philosophiren, und was ihm so eben beliebt, das will er auch aussprechen, denn nur so dünkt er sich ein f r e y e r P h i l o s o p h

zu seyn. Nos in diem vivimus et quodcunque nostros animos probabilitate percussit, id dicimus; itaque soli sumus liberi (Tusc. V. 2) Und das ist derselbe Mann, von dem ganz Europa so viele Jahrhunderte durch nicht nur Beredsamkeit, sondern auch Philosophie lernen wollte, ja den es oft genug an die Spitze der Philosophen aller Zeiten gestellt hat!

Gehen wir zu den andern Römern über, die sich in dieser Wissenschaft auszuzeichnen suchten, und nennen wir unter diesen zuerst Quintus Sextius, der unter J. Cäsar und August gelebt, und in Rom eine eigene philosophische Schule errichtet hat, welche die Lehren der Stoa mit denen des alten Pythagoras zu vermählen suchte, und nicht sowohl eine speculative, als eine practisch-ethische Richtung hatte. Er wollte offenbar dem immer mehr um sich greifenden Sittenverfall der Römer entgegen wirken, aber auf eine sonderbar schwärmerische Weise, die wohl in Rom zu jener Zeit keinen Anklang finden konnte. So zog er die veraltete pythagoräische Lehre von der Metempsychose wieder hervor, um den Römern dadurch die Nothwendigkeit der Enthaltsamkeit von den Fleischspeisen zu demonstriren. — Mehr Aufsehen machten die cynischen Philosophen, die unter den ersten römischen Kaisern in großer Anzahl in Rom vorhanden waren. Sie waren nicht mehr die rohen affectirten Halbwilden, die in Griechenland die cynische Schule gegründet hatten, sondern sie accommodirten sich, gleich unsern Incroyables, so viel es nämlich Leuten solcher Art möglich ist, dem herrschenden Tone, und predigten, indem sie sich einer oft großen Sittenstrenge und einer sehr einfachen Lebensart hingaben, eine Art Moral, die auf Nichtachtung Anderer und auf eine ungebundene, oder doch nur von ihnen selbst zu bestimmende Lebensart führte, daher man sie in neuern Zeiten die Mönche des alten Roms genannt hat. Dahin gehört vorzüglich Demetrius, der Freund Seneca's, der in Rom zu hohem Ansehen gelangte, nicht sowohl durch seine Philosophie, als durch die Stärke und den Muth seines Geistes, und der das Schicksal selbst herauszufordern schien, um im Kampfe mit ihm seine Selbstständigkeit zu beweisen. Die Götter, sagt Seneca, haben ihn in unsere verdorbenen Zeiten gesetzt, ut ostenderet, nec illum a nobis corrumpi, nec nos ab ullo corrigi posse. Hieher gehört auch Demonax aus Cypern, der im zweyten Jahrhundert nach Chr. lebte, und dessen Andenken uns durch eine eigene Schrift Lucian's erhalten worden ist; ferner Oenomaus unter K. Hadrian, Peregrinus Proteus und andere Cyniker, die aber, als solche, den obgleich verdorbenen, doch immer noch auf äußern Anstand haltenden vornehmen Römern keinen großen Beyfall abgewinnen konnten,

daher sie die von ihnen eingenommene Stellung sehr bald wieder den Stoikern einräumen mußten, die den Römern jener unglücklichen Zeit aus mehr als einem Grunde viel mehr zusagten.

Unter diesen Stoikern muß zuerst L. Annäus Seneca, der Lehrer Nero's, genannt werden. Er bekannte sich zur stoischen Secte, und seine Schriften wiederhallen auch von der Sittenstrenge und von der Verachtung aller äußern Güter des Lebens, durch welche sich diese Schule auszuzeichnen suchte. Allein sein Leben am Hofe Nero's, dessen Lehrer er war, stimmte mit diesen Schriften nicht überein. Zwar hat man ihm nicht jene Verderbtheit der Sitten vorzuwerfen, durch die sich die Römer seiner Zeit und besonders der Hof auszeichnete: aber jene Verachtung der Reichthümer, die er in seinen Schriften zur Schau trug, war eben so wenig seine Sache, da er in Mitte der größten Reichthümer, die er aufgehäuft hatte, und im vollen Glanze der Macht lebte, bis endlich der Wüthrich, der alles um ihn mordete, auch seinem Leben ein gewaltsames Ende machte. Als eigentlicher Philosoph spielt Seneca wohl eine sehr kleine Rolle; desto mehr Aufsehen machte er als Declamator, und als derjenige, der zuerst einen ganz falschen Geschmack der Schreibart einführte, der bloß auf äußern Prunk, auf brilliante Gegensätze sieht, und von Schwulst und Ueberladung jeder Art voll ist. Um die Erweiterung, auch nur um die eigene Selbsterkennung der Wissenschaft, war es ihm nicht zu thun, sondern bloß um eine populäre, dem großen Haufen gefällige Darstellung derselben, und um den eitlen Glanz, der von einer solchen Darstellung auf ihn selbst reflectirt werden möchte. Wenn er in seiner redseligen Geschwätzigkeit sich vergißt, erblickt man zuweilen in seinem Innern sogar eine gewisse Nichtachtung alles wissenschaftlichen Bestrebens. Plus scire velle, quam satis est, intemperantiae genus est. — Paucis opus est ad mentem bonam literis. — Sed nos, ut caetera in supervacuum diffundimus, ita philosophiam ipsam etc. Daß übrigens alle seine Declamationen über ethische Gegenstände nicht aus seiner Ueberzeugung hervorgehen, und nur als eben so viele Gedichte anzusehen sind, folgt schon aus den vielen Widersprüchen, in welche er sich verwickelt, indem er, je nach seiner Laune, dieselben Dinge, die er gestern als das Vortrefflichste und Wissenswertheste dargestellt hat, heute als überflüssig oder wohl gar als verächtlich behandelt.

Mit ihm ist Musonius Rufus nahe verwandt, der erste eigentliche Schulphilosoph, der von dem übrigen Treiben der Welt wenig weiß, während die frühern römischen Philosophen meistens berühmte Staatsmänner waren. Seine Schriften

sind nicht auf uns gekommen, und es scheint nicht, daß wir diesen Verlust sehr zu bedauern haben. Größer war sein Schüler Epictet, ein in Phrygien geborner Sclave, der, nachdem er seine Freyheit erhalten hatte, zu Rom unter Nero lebte, und als Domitian die Philosophen aus dieser Stadt vertrieb, nach Epirus wanderte, wo er öffentlichen Unterricht ertheilte. Auch von ihm ist nichts Schriftliches auf uns gekommen, und was wir von ihm wissen, verdanken wir dem Arrianus, seinem Schüler, der die Vorträge seines Lehrers gesammelt, und uns auch die kräftigsten Aussprüche desselben unter dem Titel des Handbuchs (εγχειριδιον) des Epictets erhalten hat. Seine Philosophie ist größtentheils nur Sittenlehre, aber ausgezeichnet durch ihre Einfachheit, durch die Größe der Gesinnung und durch strenge Folgerichtigkeit, daher sie auch so viele Freunde und Anhänger gefunden hat. Seine Ethik ging übrigens auf eine völlige Entsagung aller äußern Güter des Lebens, ja des Lebens selbst aus, und schien daher den betrübten Zeiten, in denen sie entstand, besonders angemessen. »Wenn dem Weisen »etwas ungerechter Weise genommen wird, so denkt er, es sey »ihm nur auf eine Weile geliehen worden. So lange es ihm »gegeben ist, gebraucht er es, aber nur als ein fremdes Gut. »Er ist ein Wanderer in der Herberge, ein Gast an der fremden »Tafel. — Dem Feinde wird er wohlthun, dem Fehlenden Mit»leid und Verzeihung gewähren. Und wenn er sich selbst un»glücklich fühlt, so wird er nur wieder sich selbst, nie aber An»dere anklagen. Denn wir allein sind schuld, wenn unsere Mei»nungen uns unglücklich machen. — Jede Begierde entwürdigt »uns, und macht uns zu dem Sclaven dessen, was wir begehren. »Dem, was wir schätzen, ordnen wir uns selbst unter: man soll »daher weder nach Ehre, noch nach Gelehrsamkeit, noch nach »was immer streben, und bey dem Genusse aller Güter dieses »Lebens ihre Vergänglichkeit stets im Auge behalten, da sie »nicht unser Eigenthum sind, und uns also auch nichts wei»ter angehen. Und wenn endlich, bey all dieser Philosophie, »das Leben doch unerträglich wird, so steht ja jedem der Ausgang »aus demselben frey!«

Es ist ein charakteristisches Zeichen jener Zeit, die allein noch in der απαθεια der Stoiker ihre Zuflucht hatte, daß Epiktet unter den Dingen, die uns nichts angehen, und um die wir uns daher nicht bekümmern sollen, auch die Aeltern, Kinder und selbst das Vaterland zählt. »Grämt euch nicht, wenn »eure Kinder dem Laster sich ergeben; ihr könnt es nicht ändern, »es ist besser, das Kind ist schlecht, als daß du noch dazu un»glücklich bist. Auch euer Mitleid mit dem Schmerz der Andern

»ist Thorheit, doch dürft ihr euch mitleidig stellen, wenn es dem »Andern wohl thut, nur selbst sollt ihr kein Mitleid fühlen, weil »dieß ein wahres Uebel ist.«

Diese Grundsätze hatten einen entschiedenen Einfluß auf die Denkart aller Edlen seiner Zeit und selbst der folgenden Geschlechter. Am glänzendsten aber tritt dieser Einfluß in den Schriften und Handlungen des Kaisers M. Aurel hervor, der in seinem berühmten Buche: »An sich selbst,« des Epiktet öfter mit der größten Achtung erwähnt. Auch diese Schrift ist, wie jenes Handbuch, aller tiefern Forschung fremd, und nur in kurzen, fragmentarischen Sätzen bestehend.

Diesen letzten Stoikern unter den Römern reiht unser Verf. S. 240 u. f. seine Betrachtungen über die sogenannten Philosophen derselben Zeit an, die sich zur platonischen oder aristotelischen Schule bekannten, aber meistens nur mit Erklärungen und Auszügen aus den frühern Schriften dieser Secten sich begnügten. Hieher gehören Thrasillus, Albinus, Maximus von Tyrus, Favorinus und andere obscure Namen, die nur in einer so umständlichen Geschichte, wie die gegenwärtige ist, noch zu einer nähern Anführung geeignet scheinen.

Auch Galenus, der unter Marc Aurel und Severus als Arzt in großem Rufe stand, wird hier erwähnt, da er die Philosophie als Hülfs- oder Vorbereitungswissenschaft der Medizin betrachtete, und selbst viele philosophische Schriften verfaßt hatte. Selbst die Mathematik oder vielmehr ihre Methode rühmt er sich, in seine Lehre von der Medizin eingeführt zu haben. Allein sein Vortrag ist, nach unserm Verf., noch gar weit von der strengen und genauen Methode der Geometrie entfernt, da er sich in derselben einer rednerischen Geschwätzigkeit bis zum Uebermaße hingibt, und da unter dem Schwalle tönender Worte nur selten ein ansprechender Gedanke gefunden wird. Auch war es wohl ein vergebliches Unternehmen, die Medizin, die doch eine reine Erfahrungssache ist, auf eine philosophische Basis erbauen, und sie dadurch gleichsam zur Wissenschaft im engern Sinne des Worts erheben zu wollen. Wir haben in unsern Zeiten mehrere ähnliche Versuche scheitern gesehen, und können zum Wohle der Menschheit nur wünschen, daß sie die letzten ihrer Art seyn mögen.

Die alte, von Pyrrhon gestiftete Schule der Skeptiker scheint zu Cicero's und Seneca's Zeiten ganz ausgestorben gewesen zu seyn. Aenesidemus in Alexandrien, Agrippa, Menodotus u. a. suchten gegen Ende des zweyten Jahrhunderts nach Chr. G. diese Schule wieder in Aufnahme zu bringen. Ihre Schriften sind aber größtentheils verloren gegangen, und wir

würden nur sehr wenig von ihren Lehren wissen, wenn nicht die Sammlung derselben sich erhalten hätte, die der griechische Arzt Sextus Empiricus veranstaltet hat. Diese Schrift zeichnet sich durch langweilige Breite und durch Mangel an eigenem Scharfsinn aus. Sie trägt Passendes und Unpassendes auf Geradewohl zusammen, wie es Ueberlieferung und Gedächtniß eingibt. Es fehlt dem guten Manne an eigener Urtheilskraft, aber da er der einzige ist, der uns Nachrichten über diese Schule gibt, muß er uns doch willkommen seyn. Die Skeptiker läugneten alle Erkenntniß, sie möge uns durch die Sinne oder auf anderen Wegen zugeführt werden, und sie ließen durchaus keinen Beweis für irgend eine Sache gelten, ihren eigenen, daß es keinen Beweis gebe, allein ausgenommen. Und um durch eine solche Behauptung nicht im Widerspruche mit sich selbst zu erscheinen, wollen sie diese ihre Behauptung, die einzige, die der Mensch aufstellen kann, so verstanden wissen, wie man etwa den Satz zu verstehen pflegt: »Zeus ist der Vater aller Götter und Menschen,« wobey man doch ihn selbst ausnehme, da er nicht sein eigener Vater seyn könne. Da die Vorstellungsweise der Skeptiker durchaus auf das Materielle ging, so dachten sie sich auch die Seele als ein solches, und darin sind sie von den Stoikern und von den meisten andern ältern Philosophen der Griechen und Römer nicht verschieden, die beynahe alle diesem Materialismus ergeben waren, und sich nur bemühten, die Art der feinern Materie, die sie voraussetzen mußten, zu erforschen, ob es Feuer oder Luft u. dgl. sey. Bloß Plato und seine Anhänger suchten sich, obgleich mehr durch den Schwung ihrer Imagination, als durch eigentliche Beweise, von dieser Ansicht frey zu halten, und indem sie die Seele für etwas Immaterielles, allem Körperlichen Fremdes erklärten, ihr nicht bloß eine ewige Dauer für die Zukunft, sondern auch ihre Präexistenz vor der Geburt des Körpers, den sie jetzt bewohnt, zu vindiziren. Allein die Uebrigen alle konnten sich nicht bis zu dieser Höhe der Ansicht schwingen, und selbst der Pentateuch enthält auch nicht die leiseste Spur von dieser Lehre, so sehr es seinem Verfasser auch darum zu thun seyn mochte, die wirksamsten Mittel hervorzusuchen und zu gebrauchen, um dadurch die Widerspenstigkeit des von ihm geleiteten Volkes im Zaume zu erhalten. Noch volle zwey Jahrtausende nach ihm hielten die Sadducäer an jenen ersten, unvollkommenen Ansichten fest, und nur der Vermittlung einer höhern, übermenschlichen Hülfe schien es vorbehalten, diese Finsterniß zu erhellen, und einer reinern, erhabenern Darstellung dieses Gegenstandes allgemeinen Eingang zu verschaffen.

Die Skeptiker erscheinen allen ältern Philosophen diametral entgegengesetzt. Denn diese letzten suchten das wahre vernünftige Leben nur in der Philosophie: jene aber begnügten sich nicht bloß damit, daß es außer der Philosophie auch noch ein solches Leben geben könne, sondern sie behaupteten dreist, daß dasselbe nur außer der Philosophie existire, und daß alles, was man bisher Philosophie genannt habe, ein bloßer leerer, aller Vernunft entblößter Wahn sey. Nach ihrer Lehre geben uns unsere Sinne keine Erkenntniß, und eben so wenig auch unser Verstand, selbst nicht vermittelst der Sinne. Diese Lehre und was ihr anhängt hat weder damals, noch in irgend einer andern Zeit, viel Glück gemacht, vielleicht weil sie an sich selbst zu trocken und unfruchtbar, und mehr geeignet ist, das Gemüth der Menschen zu betrüben, als es aufzurichten. Der Dogmatismus ist dem Menschen viel angemessener, und, was auch seine Früchte seyn mögen, er wird sich seine Herrschaft nicht nehmen lassen.

Der Verf. verbreitet sich nun von S. 349—418 über die jüdische Philosophie. Aber er gesteht selbst, daß es ein mißliches Geschäft ist, geschichtliche Ergebnisse über einen Gegenstand aufzustellen, von dem man nicht sonderlich viel weiß, und daß es besser wäre, zu warten, bis die Thatsachen einigermaßen vollständig vorliegen. Allein da wir, fährt er fort, einmal in dem Laufe einer Geschichte sind, die wir, so gut es gehen will, zu begreifen streben müssen, so wollen wir schon wohlgemuth auch an dieses Stück Arbeit gehen. »Es mag seyn, daß unsere Meinungen, die wir nur so ins Dunkle hineinschießen, schon von dem nächsten Tage widerlegt werden, allein« u. s. — Allein wir wollen unsern Verf seine Pfeile ins Dunkle verschießen lassen, wenn es ihm so gefällt, und hier nur noch einiges von dem ausheben, was er über Philon, Apollonius von Tyana u. s. sagt.

Philo war ein Jude, der unter den ersten römischen Kaisern zu Alexandrien lebte. Um seinen religiösen Volksglauben rationalistisch zu unterstützen, suchte er ihn in Uebereinstimmung mit der Lehre der Pythagoräer, Plato und Aristoteles zu bringen. Ein großer Theil seiner mit Hellenismen angefüllten Schriften ist auf uns gekommen. Man sieht darin seine Absicht, die Philosophie der Griechen als aus der mosaischen Gesetzgebung und Lehre stammend zu erklären, wozu er sich vorzüglich der symbolischen und allegorischen Auslegung der Bücher des alten Bundes bediente. Diese allein enthalten nach seiner Meinung die wahre Philosophie, die von den Griechen später nur verunstaltet und durch sophistische Künste getrübt worden ist. Diese seine Geringschätzung der griechischen und überhaupt der neuern Philosophie

tritt am offensten in dem Lobe hervor, welches er den Essäern oder Therapeuten zollt, die er als das Muster der alten jüdischen Sittenreinheit preist. Denn diese hielten sich fern von all den unnützen Sorgen und Spitzfindigkeiten, mit welchen sich die griechischen Philosophen plagen: sie überließen die Logik, die zum Besitz der Tugend unnöthig ist, jenen Wortkrämern, und bekümmerten sich auch um die Physik nicht, als welche über alle menschliche Erkenntniß hinausgehe, und sonach ebenfalls unnütz sey. Diese Essäer sind zur Zeit des makkabäischen Zeitalters entstanden, und finden sich noch, obwohl bereits sehr geschwächt in Anzahl und Ansehen, zu Ende des vierten Jahrhunderts, in Aegypten sowohl, als auch in Judäa. Sie befleißigten sich eines einfachen, der Andacht geweihten, ehelosen Lebens, und einer beschränkten Art von Gemeinschaft der Güter.

Apollonius von Tyana lebte unter K. Augustus. Die Nachrichten, die wir über diesen sonderbaren Mann haben, sind alle von Philostratus, der zu Ende des zweyten Jahrhunderts n. Chr. lebte, und die Biographie des A. geschrieben hat. Er wird als einer der größten Wunderthäter geschildert. Er befleißigte sich der größten Enthaltsamkeit, verschmähte alle thierische Nahrung, ging immer barfuß, und suchte vorzüglich die religiösen Gebräuche und den Tempeldienst wieder zur alten Reinheit zurückzuführen, weßhalb er auch seine großen Reisen nach Aegypten und Indien unternommen haben soll.

Plutarch aus Chäronea im ersten Jahrhundert n. Chr., ist auch, nebst seinem biographischen Hauptwerke, durch mehrere philosophische Schriften bekannt, deren ein großer Theil auf uns gekommen ist. Er war der platonischen Schule zugethan. Der Verf. findet in diesen Schriften das Gepräge des bereits verfallenden Geschmacks: Mangel an allen tiefer gehenden Untersuchungen, die durch Redseligkeit ersetzt werden sollen; schwankende Ansichten und Mischung der verschiedenartigsten Systeme und eine oft an's Abergläubige gehende Sucht nach dem Wunderbaren.

Nachdem der Verf. diese und mehrere andere, gleichsam einzeln stehende Philosophen jener Zeit namhaft gemacht hat, wendet er sich nun, in den letzten drey Kapiteln seines Werkes, zu der neuplatonischen Philosophie, in welcher sich vorzüglich Plotinus, Porphyrius, Jamblichus und Proklus auszeichneten. Diese neuplatonische Schule gelangte erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. zu Ansehen, zu welcher Zeit die stoische Philosophie ihrem gänzlichen Verfalle nahe war. Dieses Ansehen der neuen Schule währte bis gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts, wo K. Justinian den strengen Befehl

ertheilte, in Athen nicht mehr Philosophie zu lehren. Da entschlossen sich diese Männer, die meistens in Athen ihren Sitz und ihre Schule hatten, Griechenland zu verlassen, und nach dem Orient auszuwandern, nach dem Orient, den sie als die Wiege aller Wissenschaften betrachteten, und wo sie sich die beste Aufnahme versprachen. Allein ihre Hoffnungen wurden auf das Bitterste getäuscht. Chosroes, der König von Persien, behandelte sie wie Eindringlinge, wie lästige, ja gefährliche Sclaven, deren man auf alle Weise wieder los werden muß. Endlich wurde ihnen, in dem Frieden zwischen den Persern und Römern, eine Art von Duldung zugesagt, aber ihr Loos blieb auch jetzt noch sehr traurig. Mit ihnen wanderte die heidnische Philosophie ganz aus Europa aus, und ist auch seitdem in der Geschichte spurlos verschwunden.

Diese neuplatonische Schule nahm mit der größten Duldsamkeit beynahe alle andern ältern Systeme in ihrem Schooße auf, daher sie auch so viele Freunde und Anhänger fand, die über die ganze griechisch-römische Welt verbreitet waren. Nur einen Gegner hatte sie, mit dem sie sich nie abfinden wollte und konnte — das Christenthum, an dessen Klippen sie auch endlich scheitern mußte. Ihr vereintes Streben war dahin gerichtet, diese neue religiöse Lehre zu untergraben, und mit ihr eben so unduldsam zu verfahren, als diese selbst gegen alle übrigen Andersdenkenden verfuhr — aber ihr Bestreben gereichte zu ihrem eigenen Untergang und zur Verherrlichung ihres Feindes.

Plotinus war i. J. 205 nach Chr. G. zu Lykopolis in Aegypten geboren, und hörte zu Alexandrien den berühmten Ammonius Saccas, von wo er unter Kaiser Gordianus gegen die Perser, und am Ende dieses unglücklichen Feldzugs nach Rom ging, wo er eine neue philosophische Schule gründete, die bald viele Anhänger hatte, und eines großen Ansehens sich erfreute. Er wurde allgemein als ein sehr rechtschaffener Mann geachtet, der aber oft einer unmäßigen philosophischen Schwärmerey sich überließ. Er faßte z. B. die abenteuerliche Idee, unter Beystand des Kaisers Gallienus, der ihm sehr geneigt war, eine Stadt Platonopolis zu gründen, die nach den Gesetzen eingerichtet und verwaltet werden sollte, die Plato in seiner »Republik« aufgestellt hatte. Er enthielt sich der Fleischspeisen, nach Art der Pythagoräer, und genoß auch nur selten Brot. Seines Körpers schämte er sich als eines eitlen Schattenbildes, daher er auch nie, ihm aufzuhelfen, Arzney nahm. Ueber sein Vaterland, seine Aeltern und Verwandten gab er seinen Feunden keine Auskunft, als über zu verächtliche Dinge, aber den Geburtstag des Plato und Sokrates feyerte er mit großer Sorgfalt. Auch

Wunderthaten und geheime Künste wurden ihm zugeschrieben, so wie eine unmittelbare Zusammenkunft mit der Gottheit. Seine Schriften sind größtentheils durch seinen Schüler Porphyrius auf uns gekommen, aber, wie es scheint, nicht wenig verändert und selbst verstümmelt. Er selbst konnte eben nicht gut schreiben, fehlte selbst oft gegen die Orthographie, und war überhaupt der Sprache nicht mächtig. Die philosophischen Ideen, die er in denselben aufstellt, sind, oft bunt genug, aus den Schriften des Plato, des Aristoteles und der Stoiker zusammengelesen. Schon die Alten haben über die Dunkelheit seines Vortrags Klage geführt. Seine Lehre ist mehr dem Theoretischen als dem Praktischen zugewendet, oft mystisch bis zum Räthselhaften und Unverständlichen, und selbst seine Ethik ist so voll von diesem Unkraut, daß man oft viele Folioseiten durchlesen kann, bis man einen brauchbaren oder auch nur klar verständlichen Satz findet

Porphyrius, der Schüler des Plotinus, war i. J. 233 n. Chr. in Syrien geboren, und lehrte zu Rom mit großem Beyfalle. Er war ganz der Lehre des Plotinus ergeben, und sie hatte an ihm die kräftigste Stütze. Er ist der Herausgeber der Schriften seines Lehrers, und schrieb auch mehrere eigene Werke, von welchen uns einige erhalten worden sind. Seine Zeitgenossen rühmen das Füllhorn seiner Gelehrsamkeit und die Süßigkeit seiner Rede; aber sie werfen ihm Unbeständigkeit seiner Lehre vor, indem er zwischen Philosophie und Theurgie auf und ab geschwankt haben soll. Auch er ergab sich dem mystischen Treiben jener Zeit, und die Lehre von den Dämonen, durch welche man Wunder und Zauberey bewirken kann, füllte einen großen Theil seines sogenannten philosophischen Systems. In seinen ethischen Vorschriften nähert er sich der pythagoräischen Schule, und die damals schon sehr in Verfall gerathene Religion seines Vaterlandes findet an ihm einen heftigen Gegner, der sich aber demungeachtet nicht dem neuen Glaubensbekenntnisse zuwendet, sondern vielmehr auch diese zu bekämpfen, und alles auf seine Philosophie zu reduziren sucht. Den religiösen Aberglauben seiner heidnischen Landsleute suchte er auf alle Weise und mit allen Waffen zu besiegen, wodurch er sich in seinem hohen Alter noch Feinde und Gegner zuzog, unter welchen selbst Jamblichus, einer seiner berühmtesten Schüler, der diesem Aberglauben in einer eigenen Schrift, die auch auf uns gekommen ist, das Wort geredet hat. Diese Vorliebe zum Mystizismus, diese Ausbildung der Theurgie (Zauberey) ist überhaupt der charakteristische Zug der Neuplatoniker, deren Schriften voll sind von den Eigenschaften der Götter, Dämonen, Engel, Archonten, und von

den Mitteln, diese höhern Wesen zum Dienste des Menschen in Thätigkeit zu setzen.

Jamblichus, des Porphyrius Schüler, ein geborner Syrer, lebte unter Constantin dem Großen meistens im Orient. Seine Werke, ganz der pythagoräischen Philosophie zugewendet, zeugen von dem Verfalle der Literatur, vom Mangel an Geschmack, von einer sehr unphilosophischen Leichtgläubigkeit und endlich von einer gränzenlosen Geschwätzigkeit. Dieß alles hinderte nicht, daß er von seinen Zeitgenossen für einen der größten Männer gehalten wurde. Auch Wunder wurden ihm, und zwar ganz besondere, zugeschrieben. Wenn er im Gebete begriffen war, so sah man ihn öfter über zehn Ellen von der Erde erhöht, und von goldfarbiger Schönheit umstrahlt, und mit den Dämonen aller Art hielt er genauen Umgang. In seiner pythagoräischen Vorliebe, alles nach Zahlen zu ordnen, gibt er unter andern die genaue Aufzählung einer ganzen Armee von heidnischen Göttern an, die er in verschiedene Klassen, nach den Namen der römischen Kriegsheere, abtheilt, und deren jeder er ihren besondern Wirkungskreis bezeichnet.

Von dieser Zeit an scheint sich die neuplatonische Philosophie, die sich bisher oft kühn genug in das öffentliche Leben hinausgewagt hatte, besonders um hier als Gegnerin der neuen Religion zu erscheinen, mehr und mehr in die eigentliche Schule zurückgezogen zu haben. Sie hatte in ihrem Bemühen, die alte Religion aufrecht zu erhalten, bisher zwey kräftige Stützen, die eine in dem gemeinen Volke, das dem Neuen und Ungewohnten überhaupt abhold ist, und das vor allem seinen ihm lieb gewordenen, ja als heilig erkannten Aberglauben nicht fahren lassen wollte, und die andere in den höheren, gebildeteren Klassen der Gesellschaft, bey welchen die Erinnerung der vormaligen Größe ihres Volkes und selbst die eigene Liebe zur Wissenschaft noch lebhaft genug war, um die neue Lehre, welche jene Wissenschaft wo nicht als schädlich, so doch als überflüssig erklärte, als ihren Feind, ja als ein allgemeines Unglück zu betrachten. Aber nachdem einmal die Kaiser auf die Seite dieser sogenannten Feinde getreten waren, nachdem die christliche Religion zur herrschenden im Staate erhoben war, mußten diese, ohnehin nur sehr schwachen Gegner derselben, ihr eigenes Heil in der Zurückgezogenheit suchen, und sich, das öffentliche Leben fortan einer ganz andern Lehre überlassend, in die dumpfe Schule zurückziehen. Diese Schulen scheinen vorzüglich in Athen in Flor oder doch in großer Anzahl gewesen zu seyn. Man nennt einen gewissen Plutarch, Syrianus, Proklus u. a., die sich in dieser Stadt als Lehrer der Philosophie im fünften Jahrhundert großes Ansehen erworben

haben sollen. Proklus war zu Constantinopel i. J. 412 geboren. Als Lehrer der Philosophie und Theurgie zu Athen zeichnete er sich aus durch große schriftstellerische Thätigkeit, durch Uebung in frommen Gebräuchen, durch Erneuerung der schon an vielen Orten in Vergessenheit gerathenen heidnischen Götterverehrung und durch Bestreitung des Christenthums. Das Letzte zog ihm Feinde und Verfolgungen zu, und er mußte aus Athen flüchten. Nach seiner Zurückkunft scheint er etwas vorsichtiger verfahren zu seyn, indem er seine geheimnißvollen Lehren nur seinen vertrautesten Schülern, und auch diesen nur mündlich in abendlichen Versammlungen (αγραφοι συνουσιαι) mittheilte. So war denn die so viele Jahrhunderte durch über das ganze gebildete Europa verbreitete Lehre die Sache einer geheimen Secte geworden, die im Finstern wandeln, und bey der ersten Aeußerung ihrer Meinung strenge Strafen befürchten mußte. Dafür wurde Proklus durch häufige Besuche der von ihm in Schutz genommenen Götter getröstet, besonders von Athene und Apollon, die, ebenfalls heimlich, sich zuweilen in seine Kammer schlichen, um sich mit ihm über ihr gemeinsames trauriges Schicksal zu beklagen. Diese hohen Gäste verliehen ihm auch, ihre Dankbarkeit zu bezeigen, die Kraft, Wunder zu wirken, Kranke zu heilen, wohlthätige Regen herbeyzuziehen und Erdbeben zu stillen u. s. w.

Proklus ist als der letzte, noch einigermaßen berühmte Philosoph aus der neuplatonischen Schule zu betrachten. Seine nächsten Nachfolger im Lehramte, Marinus, Isidorus, Damaskius u. s., bemühten sich mehr, dem Aberglauben und der Erhaltung des immer mehr verfallenden Heidenthums, als der Philosophie selbst, hülfreich zu erscheinen. Mysticismus und die lächerlichste Wundersucht war nun der herrschende Geist in diesen neuplatonischen Schulen von Athen geworden. Den endlichen Ausgang dieser Secte im sechsten Jahrhundert unter Kaiser Justinian haben wir bereits oben angeführt.

Wenn wir nun den langen Weg, den wir bisher an der Hand unseres Verfassers zurückgelegt haben, überblicken, so sehen wir, daß er sich in der That recht viele Mühe gegeben hat, uns mit seinem, zuweilen nicht wenig verwickelten Gegenstande näher bekannt zu machen. Auch möchte man nicht leicht ein anderes Werk, unter den Neueren wenigstens, finden, welches von den Philosophemen der verschiedenen Secten und Schulen umständlicher und weitläufiger handelt, als eben das gegenwärtige in beynahe sieben vollen Alphabeten. Allein wir besorgen sehr, daß durch alle diese Mühe, die sich der Verf. unverkennbar gegeben hat, die Sache selbst doch nicht sehr gefördert worden ist. Das Ganze scheint nicht sowohl eine Geschichte der Philosophie jener

Zeit, als eine Anhäufung von Materialien zu einer solchen künftigen Geschichte zu seyn, und es ist selbst zu fürchten, daß auch diese Materialiensammlung, durch die unangemessene Darstellung des Verfassers, in vielen ihrer Partien unbrauchbar geworden seyn mag. Wir hätten nämlich gewünscht, die Hauptlehren einer jeden Schule, und eben so die eines jeden bedeutenden Lehrers derselben, in ihren charakteristischen Zügen kurz und bestimmt aufgezählt zu erhalten. Allein statt dieser Aufstellung, für die wir uns selbst die aphoristische Form gern hätten gefallen lassen, erhalten wir hier weitläufige Diatriben und mit Redseligkeit ausgesponnene Abhandlungen, in welchen das eigentlich Charakteristische oft schwerer noch, als in den Quellen selbst, herauszufinden seyn möchte. Und doch wollte uns der Verf. durch seine Schrift dieses Hingehen zu allen den tausend Quellen, aus denen er geschöpft hat, ersparen, oder wenigstens erleichtern. Daß dieß nun leider nicht geschehen, und daß eben dadurch der eigentliche Hauptzweck der ganzen Unternehmung nicht erreicht worden ist, kömmt hauptsächlich von zwey Abwegen her, die hier nicht genug vermieden worden sind. Der erste ist schon oben, bey Gelegenheit der Anzeige der beyden ersten Bände (Jahrb. d. Lit., LV. Bd., S. 61) besprochen worden. Der Verf. erklärt selbst, daß er in Beziehung auf äußere Darstellung, Abrundung des Vortrags u. dgl., nicht nach Vollendung strebe. Wenn dieß nur heißen soll, daß er seinem Werke nicht die letzte Feile gegeben, daß er den Inhalt dem Aeußeren, den Kern der Schale vorziehe, so mag das immerhin hingehen, da seine Schrift nicht als ein Kunstwerk auftreten, sondern nur als eine Sammlung von Gegenständen, durch diese seine Worte, sich ankündigt, bey welcher es mehr auf Ordnung und Deutlichkeit, als auf ästhetische Darstellung und Abrundung der äußern Formen ankommen mag. — Allein der Verf. scheint seine Aeußerung, daß er nicht nach jener Vollendung strebe, in einem viel weitern Sinne genommen zu haben. Mit dieser Nichtvollendung wird, so muß man nämlich aus dem Werke selbst schließen, das vor uns liegt, auch ein gewisses behagliches Sichgehenlassen, eine redselige und oft recht unselige Fülle von bloßen Worten, ja oft sogar eine recht eigentliche Fahrläßigkeit gemeint, die, wie er sich selbst (Vol. IV. p. 350) sehr naiv ausdrückt, sich nichts darum kümmert, »wenn seine Meinung, die er nur so ins Dunkel hineinschießt, von dem nächsten Tage schon widerlegt werden sollte.« Scheint es doch zuweilen, daß er nicht nur die Mühe scheut, dem Leser seinen Gegenstand durch einen bestimmten und concisen Vortrag deutlich zu machen, sondern daß ihm auch das eigene subjektive, klare Auffassen desselben entbehrlich dünkt,

und daß er sich öfter mit einer halb oder dunkel aufgefaßten Ansicht begnügt, die er später, nachdem er sie mehrere Seiten durch besprochen hat, selbst wieder aufgibt, und so lange daran limitirt und korrigirt, bis von der ersten Idee beynahe nichts mehr übrig bleibt. In der That hat es zuweilen den Anschein, als hätte er irgend einen der alten Folianten von Proklus, Galenus, Plotinus u. s. da und dort auf Gerademohl aufgeschlagen, sich einige Stellen daraus notirt, und dann, »auf gut Glück ins Dunkel hineinschießend,« den allzeitfertigen Fluß seiner Rede über diese Stellen hinströmen lassen, der sich denn auch, nach seiner Art, sofort ins Weite und Breite ergießt, so daß der arme Leser am Ende nichts mehr als Wasser, leeres, schales Wasser vor sich sieht, welches, wie es diesem Elemente in seinem Urzustande zukommen soll, weder Farbe, noch Geruch, noch Geschmack hat.

Allein zu diesem ersten Uebel einer oft ganz maß- und gränzenlosen Weitschweifigkeit kömmt nun noch ein zweytes, wo möglich noch größeres. Nicht genug nämlich, daß er sein eigenes Wasser nicht zurückhalten kann, so vermischt er es noch mit dem der anderen, so daß am Ende der Leser, und wahrscheinlich auch er selbst, nicht mehr weiß, ob er es mit den Evacuationen des modernen Verfassers, oder mit jenen seiner antiken Kollegen aus Griechenland und Rom zu thun hat. Statt nämlich die Hauptsätze dieser alten Philosophen kurz und bezeichnend zusammen zu stellen, wodurch wir ein deutliches und bestimmtes Bild der verschiedenen Philosopheme erhalten hätten, so sagt er erstens, was in wenigen Zeilen gesagt werden könnte, auf vielen Seiten, und mengt zweytens das, was jene gesagt haben, mit dem, was er selbst dazu sagen möchte, auf eine so heillose Weise unter einander, bald erläuternd, bald berichtigend, bald in Form von Zweifeln, bald wieder in Gestalt von Tadel und Widerlegung, daß es oft ganz unmöglich wird, das Mein und Dein zu unterscheiden, und daß man am Ende das Buch ganz eben so klug, nur ein gut Theil verworrener verläßt, als man zu ihm gekommen ist. Dazu kömmt noch eine gewisse spröde Störrigkeit des Ausdrucks, die ihn besonders dann anwandelt, wenn er mit abstrusen oder mystischen Sätzen der Alten zu thun hat, und die oft äußerst unangenehm an die Sprache unserer Naturphilosophen erinnert. Um dieß durch ein Beyspiel zu erläutern, wollen wir sehen, wie er es (Vol IV. p. 576 u. f.) anfängt, um uns deutlich zu machen, welchen Begriff Plotinus in seinen Schriften von dem höchsten Wesen aufgestellt habe. Der Kürze wegen heben wir nur im Auszuge den Inhalt der sechs Abschnitte aus, die auf eben so viel Seiten (von 576 bis 582) enthalten sind, und

deren Titel, als erklärende Ueberschriften, er im Anfange des vierten Theils folgender Weise gibt:

1) Das Eine nicht das Gute.
2) Das Eine nicht Urwesen.
3) Das Eine nicht das Eine.
4) Das Eine schließt nicht alle Vielheit aus.
5) Es ist unendlich.
6) Das Erste erzeugt das Zweyte, und dieses das Dritte.

»Auf drey Bestimmungen kömmt Plotinus immer wieder zurück, daß nämlich 1) das höchste Wesen gut; 2) daß es das Erste oder der Urgrund und 3) daß es das Eine sey. Aber er schwankt in Beziehung auf alle diese drey Begriffe. — Was zuerst den Begriff des Guten betrifft, so liegt es ihm freylich, von (seinem Liebling) Plato her, sehr am Herzen, nichts über ihn zu setzen. Aber bedenklich muß es uns doch werden, daß er den Satz nicht zugeben will, das erste Prinzip sey das Gute, als wenn nämlich das Gute von ihm ausgesagt, als wenn ihm damit ein Seyn beygelegt, als wenn Das als etwas anderes, als das Gute von ihm ausgesprochen würde. Doch sind diese Zweifel ꝛc. Viel bedenklicher aber in Beziehung auf den Gehalt des Begriffs muß es uns seyn, daß er dem höchsten Wesen nicht zugestehen will, auch schön zu seyn. — Noch offener aber erklärt er sich über den Zug seiner Gedanken, wenn er sich erinnert, daß ꝛc. Dann behauptet er auch ohne Weiteres, das Eine sey über dem Guten, und es ist nur eine Beschönigung, wenn er hinzufügt, daß in einer andern Weise auch das Erste das Gute seyn dürfte, denn er weiß natürlich gar nicht zu sagen, in welcher Weise. — Kann man sich nun nicht verbergen, daß hiemit uns gerade das verloren geht, was er von Plato sich angeeignet zu haben schien, so schwinden uns von der andern Seite auch die festesten Bestimmungen seiner eigenen Lehre hinweg. Seine Unterscheidung beruht ꝛc., allein es konnte ihm doch nicht wohl unbemerkt bleiben ꝛc. Zwar könnte er sich darauf berufen ꝛc., aber müßte es ihm dabey nicht einfallen, daß man solche ungenaue Worte in der Philosophie nicht wolle. — Darauf besinnt er sich nun wohl auch selbst anderswo, aber er findet auch wieder ꝛc. Wie er aber dieß gemeint wissen will, das verräth er zwar hier nicht, aber wohl anderswo, wenn wir voraussetzen dürfen, daß ꝛc. Aber was sollen wir zuletzt noch sagen, wenn er uns zumuthet, daß wir den Begriff, sobald wir zu ihm gelangt sind, wieder fahren lassen sollen? — Der kleine Widerspruch wird dabey freylich nicht bemerkt, daß ꝛc. Noch eines müssen wir hinzufügen, um auch die umgekehrte Seite der Verneinung des Einen vom Einen zu zeigen, daß Plotinus, welcher

sonst so entschieden darauf dringt, daß jede Vielheit dem Einen fremd sey, uns doch nicht immer verbietet, das höchste Prinzip auch als Vielheit zu denken, denn ein jedes Dort in dem Uebersinnlichen sey Vieles, weil es ein unendliches Vermögen habe u. s. w. — Es sollte mich sehr freuen, wenn die Leser durch das Vorhergehende einen deutlichen Begriff von dem Begriffe erhalten haben, mit welchem Plotinus das höchste Prinzip, und unser Verfasser den Begriff des Plotinus, und ich endlich den Begriff unsers Verfassers — nicht begreifen konnte. Wir müssen es aufrichtig beklagen, so viel Kraft, Zeit und Mühe an zwey so leicht zu vermeidenden Klippen gescheitert zu sehen.

Da mehrere Kapitel des Werkes, denen der Verf. ohne Zweifel eine besondere Vorliebe zuwendete, in der That zu den ausgezeichneten gehören, und da überdieß der Verf. eine genaue Kenntniß seines Gegenstandes und eine seltene Belesenheit selbst in denjenigen philosophischen Werken, die jetzt größtentheils außer dem Kreise unserer Kenntnisse liegen, in seiner Schrift kund gegeben hat, so wünschen wir, diese vier Bände in einem kurzen Auszuge von seiner Hand zu erhalten, befreyt von all dem Ballast, der sein großes Schiff am Segeln hindert, und das überdieß so schwerfällig gebaut und so unbequem eingerichtet ist, daß sich wohl nur wenige Freunde finden werden, die Geduld und Resignation genug besitzen, die sehr lange und beschwerliche Reise mit ihm zu machen. H. W.

Art. V. Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel, königl. preußischem Consistorial- und Schulrathe. Breslau 1826—37. 7 Bände.

Seit der Erscheinung der neueren deutschen Geschichte von Michael Ignaz Schmidt hat ungeachtet mancher Versuche die allgemeine deutsche Geschichte nicht eben große Fortschritte gemacht, und letzteres Werk, obgleich vielfach getadelt und selbst geschmäht, hat noch keineswegs seine Brauchbarkeit verloren. Man warf und wirft ihm Parteylichkeit vor von einer Seite, die mit unbeugsamer Hartnäckigkeit an gewissen hergebrachten Vorstellungen halten zu müssen glaubte, und dadurch den Vorwurf der Parteylichkeit **wenigstens** in einem eben so hohen Grade verdient, als das Schmidt'sche Werk.

Daß dadurch weder die Wissenschaft, noch auch die gegenseitige Verständigung nichts gewinnen konnte, bedarf keines Beweises. Hier, wie überall, kann nur die Wahrheit, und die klare, in scharfen Umrissen dargelegte Einsicht zum Heile führen.

Darum begrüßen wir das angezeigte Werk freudig als einen gelungenen Versuch, diesem heillosen Wesen ein Ende zu machen, und ungeirrt von hergebrachten Meinungen und veralteten Vorurtheilen die Ereignisse rein, mit Gerechtigkeit und Billigkeit darzulegen. Es ist die Absicht des Referenten, vorzüglich solche Stellen hervorzuheben, worin sich dieser Charakter gerechter und billiger Beurtheilung im Gegensatz mit dem bisher auf Treue und Glauben Gesagten und Geschriebenen ausspricht, und dann insbesondere auch jenen Theil der Darstellung, welcher österreichische Zustände betrifft, ins Auge zu fassen.

Ueber den Zweck seiner Arbeit spricht sich Menzel schön und bezeichnend aus in der Vorrede zum zweyten Bande. Darin heißt es, daß er die Männer und Verhältnisse der Reformation, welche bisher bey jeder neuen Darstellung in dem Schimmer, in welchen die Begeisterung sie gehüllt hat, stets nur verklärter, und als Heroen und halbe Heilige dargestellt wurden, zeichnen wolle, wie sie waren, mit ihren Vorzügen und Gebrechen; denn es scheine ihm nicht mehr angemessen, »den einflußreichsten, fortdauernd lebendigen Akt der deutschen Geschichte nur durch das gefärbte Glas des Parteygeistes ansehen zu sollen.« Es dünkt ihm »schmählicher Widersinn, die Fesseln der kirchenthümlichen Auktorität, deren die Theologie sich entledigt hat, an die Staats- und Weltgeschichte zu legen; die unwürdigste Heucheley, in der Gemeinschaft derjenigen, welche nirgends von einer Schranke der Wissenschaft hören wollen, für einen kleinen Vorrath gewisser, nützlich erachteter Vorurtheile und Ueberlieferungen ein Tempelgehöft abzustecken, dem die Forschung mit ihrer Leuchte nicht nahe kommen dürfe.«

Jeder Leser wird eine Wahrnehmung, die er täglich machen kann, bestätigt finden, welche Hr. M. in folgenden Worten ausspricht: »Wie häufig kömmt es nicht vor, daß eifrige Protestanten, selbst Geistliche, die in andern Stücken gut unterrichtet sind, bey Controversen über die Lehren vom Werthe des Glaubens und der Tugend das, was ihre eigene Kirche als Hauptwahrheit lehrt, der andern Kirche als Grundirrthum zum Vorwurf machen! Aus dieser Unkunde fließt der größte Theil der Erbitterung.«

Daher will der Herr Verfasser seine Arbeit angesehen wissen als »Versuch, den Hergang der Trennung zu berichten ohne Vorliebe und ohne Abneigung für und wider die Werkzeuge, deren die Vorsehung sich zur Erfüllung ihrer Absichten bedient hat,« in der Ueberzeugung, die Referent vollkommen theilt, »daß auf dem Gebiete der Religion keinerley Versteck und Verheimlichung, sondern nur reine, lautere Wahrheit ersprießlich sey.«

Seinen kirchlichen Standpunkt, worauf hierin so viel ankömmt, stellt M. klar und einfach, ohne »Versteck und Verheimlichung,« vor Augen, indem er sagt, »daß er das Christenthum von den Kirchenthümern unterscheidet, und daß er keinem der beyden letztern unbedingte Vollkommenheit, jedem aber eigenthümliche Vorzüge zugesteht.«

Nach diesen nothwendigen Bemerkungen gehen wir zum Inhalte der einzelnen Bände über.

Gleich anfangs hat der Leser Gelegenheit, Menzel's Billigkeit zu bemerken. Während sonst die meisten Geschichtschreiber seiner Confession die Farben nicht stark genug auftragen können, den tiefen Verfall der katholischen Kirche zu schildern, begegnet er hier der Bemerkung (I. 6), daß das Concilium von Lateran 1517 guten Willens gesucht habe, die eingerissenen Uebel zu heben; daß der Kirche auch in ihrer Verderbniß das Bewußtseyn ihrer eigentlichen Pflichten lebendig geblieben, und somit die Aussicht, daß »das innere Leben der Völker im ruhigen, aber gehaltenen Fortschritte der Bildung der hohen Aufgabe des Christenthums immer näher führen werde« *). Zum Beweise des Gesagten wird unter andern auf die Complutenser Polyglotte und auf die Herausgabe des N. T. durch Erasmus gewiesen. Sehr dankenswerth, weil so selten von Seite seiner Glaubensgenossen, ist S. 9 die Darstellung des Ablasses nicht als einer Erlassung der Sünde, sondern kirchlicher Bußen.

Als Ursachen des großen Beyfalls, den Luther und seine Lehre fand, sind angegeben: 1) Haß und Erbitterung der städtischen Magistrate gegen die Geistlichkeit, welche zum Theil aus Neid entstanden oder in lang genährten Jurisdictionsstreitigkeiten ihren Grund hatten (I. 14, 149, 380). 2) Haß und Erbitterung des Adels gegen die Geistlichkeit, weil vorzüglich durch ihr Betreiben dem Raub- und Fehdewesen durch K. Maximilian war ein Ziel gesetzt worden (I. 15). 3) Feindschaft zwischen den Humanisten und Theologen. Jene, das Alterthum überschätzende Schöngeister, nahmen Partey gegen die Theologen, und scheuten sich nicht, »die Gemüther der Nation durch Verspottung kirchlicher Dinge im Glauben an das Heilige überhaupt wankend zu machen.« Endlich 4) Unwille über die Mißbräuche des Ablasses.

Man ersieht hieraus, wie sehr Herr Menzel seinen eigenen Weg geht, und in welcher Weise er bemüht ist, auch die Ge-

*) Man vergleiche, was Heinrich Leo (zwölf Bücher niederländischer Geschichten, II. 313) in der ihm eigenthümlichen Kraftsprache ausspricht.

schichte ihrer Fesseln zu entledigen. Der aufmerksame Leser wird die Ansicht des Hrn. Verf.'s ohne Zweifel weit gegründeter finden, als alle mit so großem Aufwand von Beredsamkeit und Declamation vorgetragenen Sätze, womit man gewöhnlich die Geschichte der Reformation beginnen zu müssen glaubte.

Warum denn aber keine Erwähnung von dem verdorbenen Zustande der Geistlichkeit? Herr Menzel läßt sich hierüber (I. 15) auch vernehmen, indem er sagt, daß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Diener der Kirche aufgehört haben, die alleinigen Inhaber der Wissenschaft zu seyn, und daß bey zunehmender Verstandesbildung die Aufmerksamkeit des Volkes mehr auf den Gegensatz fiel, den die verderbten Sitten vieler Geistlichen gegen ihren Amtsbrauch darstellten, »ein Gegensatz, der indeß keineswegs ganz allgemein und unbedingt gedacht werden darf, da bey der Reformation eine große Fülle von Kraft, Frömmigkeit und Gelahrtheit zum Vorschein kam, die doch nirgend anders, als in dem Schooße der Kirche und ihrer Geistlichkeit genährt war.« »Wären die Klöster und überhaupt die Geistlichkeit so verdorben gewesen, als gewöhnlich angenommen wird, wie hätte aus dem Schooße desselben Luther mit so vielen seiner Gehülfen hervorgehen können?« (I. 134).

Allerdings ist gerade von den protestantischen und zum Theil auch von katholischen Geschichtschreibern mit unermüdlichem Eifer die Behauptung von der völligen Versunkenheit der Geistlichkeit im Beginne der Reformation wiederholt worden; dennoch lehrt schon ein Blick in die Literargeschichte der vorhergehenden Periode, daß die Sache so arg durchaus nicht beschaffen war. Interessant in dieser Beziehung sind die Schriften des Geheimraths Zapf, der auch, und sehr oft mit unmäßiger Heftigkeit, in diesen Ton einstimmt, aber ehrlich genug ist, im Verfolge der Erzählung sich fortwährend selbst zu widerlegen, durch Anführung einer solchen Menge gelehrter und ausgezeichneter Männer des geistlichen Standes, die man wohl heut zu Tage kaum in so kleinem Raume beysammen finden dürfte *). Wichtig in dieser Beziehung sind auch die Schriften des zu seiner Zeit berühmten Jakob Wimpheling, den man wahrlich nicht blind gegen die kirchlichen Mißbräuche seiner Zeit, noch auch gegen die Laster der Geistlichkeit nennen darf, deßungeachtet aber, während er gegen diese mit unerbittlicher Schärfe loszieht, sich auch zu folgendem Geständnisse veranlaßt sieht: Novi tamen ego (Deus scit) in sex Rheni dioecesibus multos, immo innume-

*) Man vergl. Heinrich Bebel ꝛc. Augsburg 1802.

ros curatos saeculares, multa doctrina, praesertim ad animarum regimen necessaria praeditos et morum integritate. Novi et in cathedralibus et collegiatis ecclesiis eximios praelatos canonicos, vicarios, non dico aliquos, non dico paucos, sed pro magna parte honestissimae vitae, pios etc. *).

Wir sind weit entfernt, die Wahrheit einer Lehre von dem Ausgange einer Disputation abhängig zu machen, oder auf denselben irgend ein Gewicht zu legen; aber darauf legen wir Gewicht, daß Hr. M., der historischen Wahrheit Zeugniß gebend, bekennt, daß in der Disputation zu Leipzig zwischen Carlstadt, Luther und Eck, letzterer den Sieg davon getragen habe (I. 46).

Mit der lobenswerthesten Ruhe, Klarheit und Unpartheylichkeit legt nun Hr. M. die Schritte Luther's dar, sein immer kühneres Hervortreten, das bald eine Ausgleichung unmöglich machte, besonders durch die Behauptungen, welche er aufstellte in der Schrift: An den Kaiser und an den christlichen Adel deutscher Nation. »Ein so schroffer Gegensatz gegen die Grundidee der römischen Kirche, wie gegen die Form ihrer geschichtlichen Entwicklung hob jede Möglichkeit der Ausgleichung auf. Luther verwarf jetzt nicht bloß, wie vor und nach ihm die frommgläubigsten Anhänger der Kirche gethan haben, den zeitigen Mißbrauch der dem Oberhirten übertragenen Gewalt, sondern um des Mißbrauchs willen das Oberhirtenamt und die ganze Hierarchie, so daß dem Papste, um ihn zufrieden zu stellen, nichts übrig geblieben wäre, als freywillig von seinem Throne zu steigen, oder wiederum Roms Bischof oder Pfarrer zu werden. . . Daß sich die Hierarchie gegen einen Feind zur Wehre setzte, der nichts geringeres als ihre Auflösung verlangte, ist also sehr begreiflich, und es würde nicht nöthig seyn, dieß zu bemerken, hätte nicht die Geschichtschreibung allzuoft diesen Widerstand ihr verargt, und in ihrem Urtheile über denselben sowohl den äußern Standpunkt vergessen, auf welchem sich die Päpste befanden, als auch die Aufrichtigkeit ihres Glaubens an die Idee, deren Vertretung sie führten, verkannt« (I. 69).

Ueber Luther's Berufung zu Worms auf ein Gottesgericht mit den Worten Gamaliel's (Act. V 38, 39) bemerkt Hr. M. sehr treffend: »Damit legte er freylich auf das Ansehen eines unerleuchteten, jüdischen Lehrers der Dauer im Zeitenlaufe eine allzu große Beweiskraft bey, denn die göttlichen Rathschlüsse

*) Unsere Tage politischer Aufregung dürften besser, als frühere Zeiten, geeignet seyn, uns das »Wunder« der schnellen Ausbreitung der Reformation zu veranschaulichen und richtig zu würdigen. Cf. Menzel I. 86.

lassen bekanntlich auch den Irrthum, z. B. Muhamed's Lehre, Jahrhunderte bestehen« ꝛc. (I 97) [1]).

Ueber den Zusammenhang der Lehre Luther's mit dem großen Bauernkriege von 1525 läßt sich Hr. M., wie man von seiner Denkungsart zu erwarten berechtigt ist, S 115 also vernehmen: Luther's Buch von der christlichen Freyheit gab Anlaß, daß Leute die Grundsätze, »nach welchen das Joch des Papstthums abgeschüttelt worden war, auch auf die Verhältnisse des weltlichen Gehorsams übertrugen . . eine solche Umwälzung als letzte Folge des Kirchenzwistes war von nicht wenigen geweissagt und gefürchtet« [2]). Und wie Luther selbst Veranlassung zu diesem furchtbaren Kriege gegeben (169), so benahm er sich auch im Anfange desselben sehr zweydeutig (174, 177), und erst als die Bauern immer rasender wütheten, schrieb er an die Fürsten: »steche, würge sie, wer kann« (183), heimlich oder öffentlich, wie tolle Hunde. Ueber die veränderte Stellung Luther's und seiner Sache in Folge dieser traurigen Geschichte schreibt Hr. M. (I. 216): »Die äußere Stellung Luther's war seit den acht Jahren seiner reformatorischen Wirksamkeit völlig verändert; aus einem Manne des Volkes war ein Mann der Fürsten geworden, und was anfangs zur Gestaltung eines großen deutschen Volkswesens führen zu sollen schien, ward das Mittel, die vollige Ausbildung der Territorial-Fürstenherrschaft zu Stande zu bringen.«

Was man sonst nicht bekennen wollte, daß nämlich die Habgier an der Gunst, welche die Reformation fand, großen Antheil gehabt, spricht der Hr. Verf. ohne Bedenken aus. Eindringend und zum Theil mit Luther's eigenen Worten schildert er die Habgier und Raubsucht des Adels, der hastig nach dem Kirchengute griff; ja er geht noch weiter, zu gestehen, daß Luther selbst der auf das Irdische gerichteten Tendenz die Bahn geöffnet durch Vernichtung der das Leben beherrschenden kirchlichen Formen (I. 231, 233, 237) [3]).

Ueberhaupt thaten sich die Consequenzen der von den Reformatoren anfangs vorangestellten Grundsätze sehr bald in einer Weise hervor, daß sie sich in kurzer Zeit genöthigt sahen, zu manchen Einrichtungen und Lehren der alten Kirche zurück zu kehren, die sie erst als verdammungswürdig bekämpft hatten

---

[1]) Cf. Bd. II, Vorrede IX, worin sich M. gegen einen Vorwurf vertheidigt, den man ihm wegen dieser Behauptung gemacht hatte.

[2]) Cf. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte IV. 57, Note b), und vorzüglich Heinrich Leo a. a. O.

[3]) Cf. vorzüglich Leo l. c.

(I. 251, 258, 262). Kurz, »der Glaubenszwang, welcher der alten Kirche zum Vorwurf gemacht worden war, wiederholte sich in einer andern Gestalt« (I. 330), und diese war in der That keine mildere *).

Daß beym Ausbruche der Reformation Europa in der tiefsten Unwissenheit begraben lag, ist eine Meinung, die man in den meisten Geschichtsbüchern umständlich abgehandelt findet; daß es an Schulen und Unterrichtsanstalten allenthalben mangelte, gilt als ausgemachte Wahrheit, eben so, daß Luther beynahe allein der deutschen Sprache mächtig war. (Gibt es ja doch auch der guten Leute noch eine große Anzahl, welche mit allem Ernste Luther's Bibelübersetzung als die erste in deutscher Sprache ansehen.) Hat doch Luther dieses ausdrücklich bezeugt. Hr. M. hingegen äußert hierüber (I. 236): »Daß dieses Gemälde (Luther's über den Zustand der frühern Schulen) »zu grell, und der ältern kirchlichen Form des geistigen Lebens zu ungünstig war, bezeugte die Fülle von Geist und Gelehrsamkeit, die eben im Zeitalter der Reformation in allen Gegenden Deutschlands sich geltend gemacht hat. Gegen die Blüthe, in welcher damals die deutsche Bildung stand, und welche sich überall in Poesie, Beredsamkeit, Baukunst, Bildnerey und Malerey, selbst in dem reinen und kräftigen Deutsch der kämpfenden Parteyen zu erkennen gab (denn auch Luthers Gegner wußten dasselbe zu schreiben), sollten die nächsten Geschlechtsfolgen einen traurigen Gegensatz aufstellen.«

Mit Eichhorn, Raumer, Leo u. a. sieht sich auch der Hr. Verf. öfter veranlaßt, sich des vielgeschmähten, großen Karl V. anzunehmen. Durchaus ist sein Charakter in Schutz genommen, sein Auftreten gehalten und würdig geschildert. Es wird anerkannt sein guter Wille, den großen Zwist gütlich beyzulegen; er wird frey gesprochen von dem so oft wiederholten, durch nichts zu erweisenden Vorwurf, als hätte er mit der Anwendung gelinder Mittel keine andere Absicht verbunden, als die Protestanten einzuschläfern, bis er zu einem Hauptschlage gerüstet, nach ihrer Unterwerfung sich zum absoluten Herren Deutschlands machen könnte. »Nach so vielem, dem Kaiser widerfahrenen Unglimpf

*) Luther fand sich nicht selten in der sonderbaren Stellung, seine eigene Lehre bekämpfen zu müssen Als seine Anhänger den Fundamentalsatz, daß der Glaube allein ohne die Werke rechtfertige, in seinen letzten Consequenzen ausbeuteten, und der hiedurch bewirkte Sittenverfall immer merkbarer hervortrat, »setzte er sich zur Wehre, und vertheidigte das Gebiet der kirchlichen Wirksamkeit ohngefähr mit denselben Waffen, welche vormals gegen ihn selber bey gleichem Beginnen geführt worden waren« (II. 167).

ist die Bemerkung Pflicht, daß kein Grund vorhanden ist, die Aufrichtigkeit« (des Kaisers ꝛc.) »verdächtig zu machen« (332).

Die Aeußerung des Hrn. M. über die sogenannte Confutation der Augsburg. Confession führen wir nur an als Beweis, wie sehr er unter den Geschichtschreibern seiner Confession durch unbefangene Ansicht der Dinge hervorrage. S. 362: »Unläugbar war in derselben viel Treffendes enthalten, und besonders der Widerspruch, in welchen Luther's Vorstellung über den Glauben und über die Freyheit des menschlichen Willens mit dem Sinne und den bestimmtesten Aussprüchen der h. Schrift zu stehen schienen, sehr einleuchtend gemacht.«

Oefter im Verlaufe der Geschichte, wie sie Menzel darstellt, drängt sich die Bemerkung auf, wie nahe man sich eigentlich war, oder zu seyn schien [1]), aber wie dann irgend ein ganz fremdartiges Interesse, einem bösen Dämon gleich, dazwischen trat, und eine Verständigung unmöglich machte; denn »was der Reformator selbst, wenigstens in mildern Augenblicken bedingungsweise als Möglichkeit einräumte, das wurde von den Staatsmännern, welchen das neue Kirchenthum um weltlicher Beziehungen willen genehm war, unbedingt zurückgewiesen [2]) (I. 383). Der friedlich gesinnte, bisweilen hell sehende, aber schwache und unbeständige Melanchthon klagt bitter, besonders über die Städte: »Nach der Religion und Lehre fragen sie nicht viel, es ist ihnen allein um die Regierung und Freyheit zu thun.«

Wie sich übrigens die Opposition gegen die katholische Kirche und die politische gegen die gefürchtete Uebermacht des Hauses Habsburg-Oesterreich gegenseitig verbanden und stützten, wie in letzterer Beziehung vorzüglich die Herzoge von Bayern eine unheilvolle, selbst die Türken aufreizende Thätigkeit entwickelten, findet man am besten und ausführlichsten dargestellt in der Geschichte K. Ferdinand I. von Friedrich v. Bucholtz. Menzel zeigt S. 443, wie diese heillose Richtung selbst Luther'n milder stimmte,

[1]) Das scheint uns der wahre Ausdruck, da wir gänzlich die S. 392 geäußerte Ansicht des Hrn. M. theilen: »Es galt hier nicht einzelne Vorstellungen, sondern diese letzten Streitpunkte bildeten nur den verkürzten Ausdruck eines innern Gegensatzes, der seit Jahrhunderten die herrschende Kirche bedrohte, und in der Lehre Luthers seinen Körper gefunden hatte« u. s. w.

[2]) Auch der Eifer des Landgrafen Philipp für das reine Evangelium ist mehr als verdächtig, da er, der Gut und Blut daran zu setzen bereit war, die A. C. ohne Anstand unterzeichnete, obwohl er an dem Begriffe Zwingli's festhielt, welcher die A. C. verdammt.

und ihn ein Uebereinkommen mit dem Kaiser beynahe um jeden Preis wünschen ließ. Darum betrieb er so ernstlich und aus allen Kräften den Abschluß des ersten Religionsfriedens zu Nürnberg 1532.

Nach Erringung dieses ersten Friedens — dieses ersten großen Abschnittes in der Reformationsgeschichte — wirft der Hr. Verf. noch einen unbefangenen Blick auf die Ergebnisse zurück, zu denen die Neuerung geführt hatte, und er findet, daß mehr eine äußere Umgestaltung der kirchlichen Dinge, als eine innere Veränderung der wesentlichen Grundsätze und Grundideen des alten Kirchenthums eingetreten sey (I. 456).

»Die neue Kirche war ziemlich auf den Standpunkt der alten zurückgekehrt, und Glauben und Lehre ganz von einer äußern Entscheidung abhängig gemacht; denn daß die Entscheidung der weltlichen Obrigkeit übertragen war, konnte für keinen Gewinn gelten, und war eigentlich ein Akt der Verzweiflung, demjenigen gleich, in welchem die Rechtswissenschaft das Richteramt sich selber entnimmt, und dasselbe in die Hände der Unwissenheit legt... Nur der Geist der Behandlung wurde ein anderer. Rom, mit der Führung großer Weltverhältnisse beschäftigt, hatte in Bestimmung vieler einzelner Theile der Lehre dem menschlichen Verstande einen gewissen Grad von Freyheit verstattet, so weit nämlich die Herrschaftsrechte und das Oberrichteramt seines Stuhls dabey nicht verletzt oder in Zweifel gestellt wurden, und wenn daselbst über kirchliche Wahrheit entschieden ward, so geschah es nach den Ansichten und in der Form eines auf großartige Zwecke gerichteten Staatsthums. Zu Wittenberg, wo die wissenschaftliche Richtung vorwaltete, erschien die Auktorität mehr in den Formen des gelehrten Parteywesens und scholastischer Meinungs-Gewalthaberschaft.«

»Diese Lehrherrschaft des Lutherthums war weit härter und strenger, als die der römischen Kirche, und schnitt jeder Erhebung zur Idee, jeder geistigen Auffassung und Behandlung der Dogmen den Weg ab. Was Kirchenväter der ersten fünf Jahrhunderte, was selbst noch Kirchenlehrer des Mittelalters nicht selten kühn und frey im höhern geistigen Sinne des Christenthums geredet hatten, das war in der neuen Kirche durch die Fessel des Buchstabens gebunden, und wurde, wenn es sich regte, für frevelhafte Willkür der deutungssüchtigen Schwärm- und Rottengeister, wo nicht für Wirkung des Höllengeistes selber erklärt« (I. 464 u. ff.).

»Auch über das Gebiet der katholischen Reiche verbreitete sich die Macht des neuen Weltgeistes, und die Hierarchie, welche die Nationen umfaßt gehalten hatte, blieb nirgends in ihrer

Stärke bestehen. Sie selbst aber behauptete, daß sie eine innere Gültigkeit und unvergängliche Dauer habe, als Ausdruck der ewigen Ideen des Christenthums, und daß sie in der letzten wie in der ersten Form ihrer Erscheinung auf Erden verkannt, verlästert und angefeindet, nicht aber überwältigt und gestürzt werden könne. Und diesen Standpunkt hat sie auch nach dem großen Meinungskampfe des sechzehnten Jahrhunderts inne behalten, und beharrt auf demselben unerschüttert durch den Gedankenwechsel der Zeit (I. 481).

Der zweyte Band beginnt mit der Geschichte der Ausbreitung der neuen Lehre außerhalb Deutschland: England, Schweden, Dänemark, Frankreich; zum Theil durch gewaltsame Mittel. In Spanien und Italien blieb den Neuerern nichts übrig, als gegen die Verfolgungen der geistlichen Inquisition im Auslande Zuflucht zu suchen. Uebrigens ist Menzel viel zu gerecht, um wegen verweigerter Duldung den Katholischen einen einseitigen Vorwurf zu machen, vielmehr ist er bemüht, auch in dieser Hinsicht die Ungerechtigkeiten seiner Vorgänger gut zu machen. Den Protestanten war Toleranz eben so fremd, und sie brachten gegen die kühnen Fortschreiter (auf der eingeschlagenen Bahn) eben dieselben Gesetze in Anwendung, deren sich die alte Kirche bediente. Wie Calvin in Genf verfuhr gegen Servet ist bekannt, weniger aber, daß der sogenannte sanfte Melanchthon dessen Verfahren vollkommen billigte: Tuo judicio prorsus assentior — schrieb er an Calvin. Affirmo etiam vestros magistratus juste fecisse, quod hominem blasphemum, re ordine judicata, interfecerunt (II. 8, 9). Ein ähnliches Schicksal traf zu Genf den Gentilio und Gribaldi. Gegen die Wiedertäufer wurden die alten Ketzergesetze, und zwar in den Ländern »des neuen Bekenntnisses fast mit noch größerer Strenge, als in den katholischen« vollzogen (II. 41). Luther selbst war unermüdet, die Obrigkeiten zur Vertilgung dieser Schwärmer und Irrgläubigen aufzufordern l. c.

Als Theobald Thamer behauptete, daß auch fromme Heiden haben selig werden können (Ethnicos esse et fuisse ecclesiae membra, qui honesta disciplina mores rexerunt), schrieb Melanchthon, er sey a piis magistratibus supplicio afficiendus (IV. 292).

Commentar zu diesem ist der ganze vierte Band dieser Geschichte, wo es von Bannflüchen der crassesten Art wimmelt.

Ja als zu Speyer 1529 man in den Gebieten der protestantischen Stände Duldung des katholischen Gottesdienstes verlangte, entgegneten sie: »Sie können in ihren Gebieten nicht zweyerley

Messen angehen lassen, selbst dann, wenn die päpstliche Messe nicht wider Gottes Wort wäre (I. 320).

Indessen zeigten die Protestanten immer deutlicher, daß sie sich durch altes Herkommen, Reichsgesetze und feyerliche Verträge eben so wenig, als durch kirchliche Gesetze binden lassen wollen.

Kaum war der Vertrag zu Nürnberg nach langen und mühsamen Unterhandlungen geschlossen, als ihn die Protestanten auch schon in den zwey wesentlichsten Theilen verletzten. Es wurden gegen die ausdrücklichen Bestimmungen desselben neue Glieder aufgenommen (II. 77), man gab den Sachen des Glaubens, in welchen das Kammergericht bis zum nächsten Reichstage Stillstand halten sollte, eine ganz ungebührliche Ausdehnung, durch welche auch die Kirchengüter hieher bezogen wurden; und als das Kammergericht nicht auf diese Ansicht eingehen wollte, wurde ihm der Gehorsam aufgekündigt, obgleich Philipp von Hessen selbst bekannte, daß sie einestheils Religionssachen haben, die zur Religion reimen, wie ein Hase zu einem Paucken. . . Wir, die wir die christlichen Stände heißen, haben nit allwege auch christliche Bedenken, unser eigen zeitliche Sachen laufen auch mitunter.

Im Frieden zu Cadan 1534 hatte Ulrich von Würtemberg ausdrücklich verheißen: »Jeder im Fürstenthume solle bey seinem Glauben und Religion erhalten werden, insbesondere die im Umkreise des Landes gesessenen Aebte mit ihren Leuten und Unterthanen ungestört gelassen werden.« Deßungeachtet war sein erstes Geschäft nach Wiedererlangung seines Fürstenthums, die Reformation allgemein einzuführen, die Klöster einzuziehen, um dadurch seine Schulden bezahlen zu können *) (II. 25).

Die Protestanten hatten sich bisher fast auf jedem Reichstage auf ein Concil berufen, namentlich zu Speyer und Augsburg, und zwar ausdrücklich auf ein solches, welches durch den Papst ausgeschrieben werden würde (II. 27). Kaiser Karl betrieb es beym Papste aus allen Kräften, und Papst Clemens VII. willigte auch sehr bald ein, des Kaisers Wünschen zu entsprechen, wofern die Bedingungen, welche er zur Sicherstellung einer solchen Versammlung im Voraus festzustellen für nöthig erachtete, sowohl von den zunächst dabey betheiligten Reichsfürsten, als von den übrigen Häuptern der Christenheit angenommen würden

*) Es ist schwer zu begreifen, wie Pfister in seiner Geschichte der Deutschen IV. 162 ohne Rücksicht auf den ausdrücklichen Wortlaut des Friedens die Befugniß Ulrich's aus dem Nürnberger Religionsfrieden herleiten konnte.

(28). Ein päpstlicher Gesandter, Rangone, wurde deßhalb an den Churfürsten von Sachsen geschickt. Die Theologen, welchen die übergebenen Bedingungen zur Begutachtung übergeben wurden, kamen in die größte Verlegenheit, als gewährt werden sollte was sie »auf das allerbestimmteste,« »wiederholentlich« gefordert hatten, da sie mit Bestimmtheit voraussahen, daß durch das Concil der Stab über sie gebrochen würde (31). In der Antwort wurde darauf angetragen, daß ein Concil zwar nöthig, aber ein solches, wo »die Sachen nach Gottes Wort, und nicht nach den päpstlichen Gesetzen gerichtet werden sollten« (33). Menzel schließt mit der wahren Bemerkung: »Auch eine ganz unparteyische Beurtheilung konnte nach der als Grundbedingung aufgestellten Forderung, daß der Glaubensstreit auf dem Concil durch Aussprüche der h. Schrift entschieden werden solle, nichts als ein Schulgefecht .. erwarten, aus welchem jeder Theil mit der Behauptung, den Gegner durch Schriftstellen überwunden zu haben, hinwegziehen würde (37). Den Papst hatte man gar keiner Antwort auf dessen freundliches Schreiben gewürdigt, l. c. Papst Paul III. ergriff sogleich im Anfange seines Pontificats mit Eifer und Wärme die Sache des Concils (71), und schickte auch den Bischof Vergerius an die protestantischen Höfe. In einer Unterredung mit Luther erklärte ihm dieser geradezu: »Wir sind durch den h. Geist aller Dinge gewiß, und bedürfen gar keines Concilii rc. (74). Auch die protestantischen Fürsten wiesen die Einladung zum Concil (1535 am 21. Dez. zu Schmalkalden) entschieden zurück. »Vor zwey Jahren hatten sie gegen die Forderung des vorigen Papstes, daß die Form und Ordnung des Concils bestimmt werden solle, protestirt; jetzt, da der neue Papst ihnen erklären ließ, dem Concil selbst solle überlassen bleiben, darüber zu handeln und zu rathschlagen, in welcher Weise zu verfahren seyn werde, verlangten sie ihrerseits, es solle dieß vorher ausgemacht werden« (II. 78). Ungeachtet dieser Weigerung und ungeachtet eines neuerdings zwischen Karl V. und Franz I. ausgebrochenen Krieges, erließ der Papst am 2. Juny 1536 die Convocationsbulle des Concils. Die Behandlung aber, die man dem päpstlichen Legaten Vorstius zu Schmalkalden angedeihen ließ, war in einem hohen Grade roh und ungezogen. »Ueberhaupt schien man darauf auszugehen, ihm die gröbsten Kränkungen zu erweisen« (II. 89). In der Antwort erklären die protestantischen Fürsten: Sie haben immer ein freyes und christliches Concilium verlangt, was so zu verstehen, »daß weder der Papst, noch seine ihm mit Eid und Pflicht zugethane Anhänger in ihrer eigenen Sache Richter seyn sollten.« Demnach galt ihnen nur das Concil für frey, fromm

und christlich, auf welchem ihre Prediger zu Gericht saßen, der Papst aber und sämmtliche Bischöfe als Beklagte von ihnen ihr Verdammungsurtheil empfingen. Auf den Vorschlag des Landgrafen wurde das Concil öffentlich ausgeschlagen, unter andern auch aus dem Grunde, weil sie ihre Theologen und Prediger in ihren Landen nicht entbehren können *).

Auf eben diesem Tage zu Schmalkalden wurde auch ein von Luther verfaßtes neues Glaubensbekenntniß — die sogenannten schmalkaldischen Artikel — vorgelegt, und von den sämmtlichen Theologen unterschrieben. Diese Artikel galten von nun an als eine symbolische Schrift in der neuen Kirche. Menzel sagt hierüber, daß sich Luther in dem Abschnitte, der vom Papstthum handelte, wo möglich selbst überboten, und sich besonders in der Vorstellung von einer Verschwisterung des Papstthums und des Teufels gefallen habe (98); ja, »Papst und Teufel fielen endlich in seiner Seele ganz zusammen, und jeder Anfall der Qual (er litt damals an Steinschmerzen) steigerte in ihm den Zorn gegen den vermeinten Urheber derselben« (den Teufel-Papst, l. c. 99). Beym Hinausfahren als Schmalkalden — wegen seinen Leiden mußte er es noch vor Beendigung der Verhandlungen verlassen — rief er den Predigern zu: Gott erfülle euch mit Haß gegen das Papstthum! (100).

»Es bedurfte dieses Zurufes für Leute nicht, denen die Meinung ihres Meisters, und der entschiedene Beyfall, welchen die Mächtigen derselben zollten, einziges Gesetz ihrer Ueberzeugung war. Sie rühmten sich der Unabhängigkeit von Menschengeboten, sie wütheten gegen das, was sie Menschensatzungen nannten, während sie immer fester in dem engen Kreise von Lehrmeinungen und Kirchensatzungen sich verstrickten, welche ein Mensch von überlegener Persönlichkeit und eigenthümlicher Geistesrichtung aus dem weiten Gebiete der religiösen Ideen und kirchlicher Symbole abgesteckt, und für den Inbegriff alleingültiger Wahrheit..erklärt hatte« (100).

Das immer kühnere Auftreten der Protestanten, die drohende Stellung, welche sie der Reichsgewalt und der alten Kirche gegenüber annahmen, bestimmten den Reichsvicekanzler Held, die sogenannte christliche Einung, ein Bündniß des Kaisers, des Königs Ferdinand, der Herzoge von Bayern, Georgs von Sachsen, Erichs und Heinrichs von Braunschweig, der Erzbischöfe von Mainz und Salzburg abzuschließen. Sein Zweck war Defension mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß keiner der Bundesverwandten sich unterstehen soll, einen von den

*) Bucholtz l. c. IV. 318 u. ff.

protestirenden Ständen oder ihrer Unterthanen gegen den aufgerichteten Friedensstand mit der That anzugreifen oder zu verunrechten ꝛc. Auch Stände und Städte lutherischer Lehre sollen aufgenommen werden können. Daß Held allerdings hiebey im Auftrage des Kaisers handelte, erweist Bucholtz l. c. V. 334.

Unterdessen starb der eifrig katholische Herzog Georg von Sachsen. Vergebens hatte er versucht, sein Land auch nach seinem Tode bey dem katholischen Glauben zu erhalten; denn kaum hatte er die Augen geschlossen, als sein Nachfolger sogleich die Reformation in Meissen auch mit Anwendung gewaltsamer Maßregeln einzuführen begann (II. 144 u. ff.).

Ein Ereigniß anderer Art setzte die Reformatoren in große Verlegenheit, und zog ihnen üble Nachreden zu — die bekannte Bigamie des Landgrafen Philipp. Luther, Melanchthon, Bucer fertigten die Dispens aus, welche in der That höchst sonderbar mit den Worten schloß, daß es nicht nöthig sey, die Sache an den Kaiser zu bringen, da derselbe Ehebruch unter die geringen Sünden rechnen würde,« und sich nach seinem papistischen, cardinalischen, wälischen, spanischen, sarazenischen Glauben um das Begehr des Landgrafen nicht kümmern, sondern dasselbe zu seinem Vortheil brauchen, und ihn mit leeren Worten hinhalten werde, wie er denn ein betrügerischer, treuloser Mann sey, welcher der deutschen Sitte vergessen, der Christenheit in ihren Nöthen nicht mit Aufrichtigkeit helfe, den Türken ungestört walten lasse, und nur Aufruhr in Deutschland errege« (188).

Wenn man bedenkt, in welcher Sache und gegen welchen Mann man sich solcher Ausdrücke erlaubte, so ist es schwer, sich des Gedankens an Verrücktheit zu erwehren.

»Widerwillig und zu ihrem Verdruße sahen sich dergestalt die Reformatoren dasselbe Hoheitsrecht aufgedrungen, welches dem römischen Stuhle so oft als ungerechte, mit allen Künsten der Arglist errungene Frucht seiner Herrschlust zum Vorwurfe gemacht worden war. Damals hätten sie, wenn sie zu so gemäßigter Beurtheilung gestimmt gewesen wären, bemerken können, daß die kirchliche Gewalt zuweilen mehr durch das Bedürfniß derer, welche dieselbe zur Beruhigung ihrer Gewissen in Anspruch nehmen, als durch die Bestrebungen ihrer Inhaber erhoben worden war, und daß den letztern eine hohe und unabhängige Stellung nothwendig gewesen, um unerfüllbare Zumuthungen in ihre Schranken zu weisen« (184) *).

*) Ein Papst ohne freyes, unabhängiges, durch seinem Besitz jedem Einfluß fremder Gewalt geheiligtes Gebiet wäre ein Unding.

Rücksichtlich der um diese Zeit beliebten Colloquien oder Religionsgespräche äußert Menzel, wie uns dünkt sehr wahr: Es ist schwer zu begreifen, wie Karl hoffen konnte, auf diesem Wege die Einigung der Parteyen zu bewirken, nachdem die Protestanten.. auf das bestimmteste ausgesprochen hatten, daß sie auf der zu Augsburg überreichten Confession und Apologie unbedingt bestehen würden, weil sie fest überzeugt seyen, daß die darin enthaltene Lehre dieselbe sey, welche von den Propheten und Aposteln verkündigt worden, und daß der Zwiespalt nicht hinterlegt werden könne, so lange ihre Gegner fortfahren würden, ihren der Schrift widersprechenden Tand, Irrthum und gräulichen Mißbrauch der Sakramente zu vertheidigen (II. 193). Sie forderten, der Kaiser soll ihre Gegner anhalten, abzustehen von allen ihren, der h. Schrift und den apostolischen Lehren widerstreitenden Meinungen. »Dieß aber war ja eben Gegenstand des Streites, da jede Partey behauptete, ihre Lehre sey dem Sinne der Schrift gemäß.« Sollte der Prozeß zu einem Ende gedeihen, so mußte es einen Richter geben, die Protestanten hatten sich aber schon zum Voraus geweigert, einen solchen anzuerkennen. Nur den Herrn Jesus Christus, diesen »Doctor,« wollten sie als Richter gelten lassen (194).

Uebrigens sagt Menzel es ausdrücklich, und es zeigte sich auch nie klarer, als beym Religionsgespräche rc. zu Regensburg, daß die Häupter (der Protestanten) keine Einigung wollten (205, 219 u. ff.).

Widerrechtliche Besitznahme des Bisthums Naumburg durch den Churfürsten von Sachsen, Einsetzung und Weihe eines lutherischen Bischofs in der Person des Eiferers Amsdorfs durch Luther, welcher auch aus dem Grunde, daß die Verpflichtung gegen Gott der gegen den Bischof vorgehe, die Stände von dem, dem Kapitel geleisteten Eide lossprach (II. 280). Wie hier Luther als eine Art Papst auftrat, so stellte sich ihm sehr bald wieder ein anderer Anlaß dar, sich in ähnlicher Weise zu zeigen. Zwischen dem jungen Herzog Moriz und dem Churfürsten Johann Friedrich drohte Krieg auszubrechen. Luther ermahnte zum Frieden, drohte dem Widerspenstigen mit Bann und Verdammniß, und entband dessen Unterthanen des Eides; »denn Niemand ist gezwungen, sondern vielmehr verboten, Fürsten und Herrn gehorsam zu seyn oder zu Eide zu halten zu seiner Seelen Verdammniß wider Gott und Recht« (299).

Das δός μοι ποῦ ςῶ für das Haupt der katholischen Kirche ist wesentliche Bedingung ihrer Verbindung. Hurter, Geschichte Innocenz III., 2. Bd. S. 155.

»Mit diesen kräftigen Worten übte der Reformator das Recht, dessen Behauptung den Päpsten und Bischöfen der römischen Kirche so oft zum Vorwurf gemacht worden ist« ꝛc. Dieß sey darum bemerkt, »damit Unkundige endlich aufhören mögen... in den großen Kirchenhäuptern der mittlern Jahrhunderte Empörer und Anmaßer zu sehen« ꝛc. (300). Es ist merkwürdig wahrzunehmen, wie überhaupt der Drang der Ereignisse so oft zu den größten Inconsequenzen dieser Art führte, und die Reformatoren in die von ihnen verlassene Bahn zurückdrängte. Derley Maßregeln waren dann oft um desto härter, je weniger man für selbe eine höhere Auktorität in Anspruch nehmen konnte (II. 402 u. ff.), z. B. 408: »Der wittenbergische Reformator verlangte, Jedermann sollte seinen und seiner Amtsgenossen Behauptungen und Erklärungen über Alles sich unterwerfen, ohne jedoch eine höhere Berechtigung oder Beglaubigung nachweisen zu können, oder für sich in Anspruch zu nehmen.... Die Ueberzeugung, immer und unbedingt Recht zu haben, versetzte ihn bey jedem Widerspruch in eine so gereizte Stimmung, daß bloße Meinungsverschiedenheit als Hochverrath an der Wahrheit erschien, und Leute, die mit eigenen Gedanken laut wurden, in der neuen Kirche wenig besser daran waren, als in der alten« ꝛc.

Die immer mehr hervortretende gereizte Stimme Luther's suchte sich Luft zu machen in einem neuen Angriffe auf den Papst, wozu ihn der churfürstliche Hof aufgefordert hatte: Das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet, — eine Flugschrift, »in welcher er alles, was er seit 28 Jahren gegen Rom und seine Priesterschaft gepredigt und geschrieben hatte, an Maßlosigkeit hinter sich ließ. Weiter als Cicero gegen den Antonius setzte Luther in dieser Philippica die Gesetze des Anstandes bey Seite, und gefiel sich in Schmähworten, für welche es eigentlich keine Feder, viel weniger eine Druckerpresse geben sollte« (II. 352).

Und diese Schrift, nebst einer andern gegen die Concilien, mit einem scandalosen Kupfer versehen, wurde am Reichstage zu Worms unter den Augen des Kaisers und der katholischen Fürsten auf Befehl des Churfürsten Johann Friedrich mit gesuchtem Aufsehen verbreitet!« *) (II. 359 u. 361).

Auch hier läßt Menzel dem Kaiser die Gerechtigkeit widerfahren, daß er noch immer den Frieden wollte, wenigstens noch bey weitem nicht zum Kriege entschieden war (II. 367). »Diejenigen Geschichtschreiber, welche behaupten, er sey seit funfzehn Jahren mit dieser Entscheidung im Reinen gewesen, und habe

*) Der Churfürst meinte auch, das Papstthum sey nicht bloß dieser Worte, sondern viel eines andern und mehrerern werth.

nur darum nicht eher losgeschlagen, weil er den rechten Moment habe herankommen lassen wollen, dürsten wohl die menschliche Natur, die am Ende bey Großen und Kleinen dieselbe ist, verkannt, und der Voraussetzung, daß Fürsten und Minister überall nur mit Feinheiten Verkehr treiben, und stets von weit aussehenden Berechnungen geleitet, nie von dem Strome der Begebenheiten und der Entschließung des Augenblicks getragen werden, zu viel eingeräumt haben.«

Hier erst, wohin der Papst seinen Neffen, den Cardinal Farnese, geschickt hatte, beschloß der Kaiser den Krieg im sehr wahrscheinlichen Falle der Nichtannahme des Concils durch die Protestanten [1]).

Der dritte Band beginnt mit der Geschichte des schmalkaldischen Krieges. Wir heben, da die Ereignisse ohnehin bekannt, nur vorzüglich das heraus, was Menzel sagt zur Vertheidigung des Kaisers gegen die, vom Parteygeiste gemachten Vorwürfe. Sie beziehen sich vorzüglich auf zwey Punkte, nämlich, daß er sich gegen den Landgrafen eines schmählichen Betrugs bedient habe, um ihn in seine Hände zu bekommen; es soll sogar das Wörtchen einige in ewige Gefangenschaft verfälscht worden seyn. Diese Behauptung hat in neuester Zeit noch Rommel mit Heftigkeit verfochten. Menzel rechtfertigt Karln (III. 187 u. ff. IV. Vorrede) gegen diesen Vorwurf. Nach dem, was Bucholtz [2]) beygebracht hat, kann überhaupt von dieser Sache in Zukunft keine Rede mehr seyn. Die Vermittler hatten in guter Meinung ein Versprechen gemacht, wozu sie nicht bevollmächtigt, also auch nicht befugt waren.

Ferner warf man Karln vor unbegränzte Herrschsucht und Ländergier; es sey seine Absicht gewesen, die deutsche Freyheit zu unterdrücken und Deutschland auf dem Fuße Spaniens zu behandeln. Hierüber äußert Menzel im Allgemeinen (V. 7): »Wäre Kaiser Karl von dem weitstrebenden Herrschergeiste beseelt gewesen, der ihm von seinen Gegnern und von parteyischen oder leichtgläubigen Geschichtschreibern beygelegt worden ist, so würde er den Umsturz der alten Ordnung benützt haben, sich an die Spitze der neuen zu stellen, und durch Zurücknahme der geistlichen Güter dem Kaiserthume die materielle Grundlage wieder zu gewinnen, deren sich seine Vorgänger entäußert hatten.«

Der Reichstag zu Augsburg 1547 wäre, wenn Karl gewollt, eine Siegesfeyer der Kaisergewalt über die Reichsstände geworden.

---

[1]) Ranke's Fürsten und Völker rc. II. 251.

[2]) L. c. VI. 58 u. ff.

»Auf solcher Höhe des Glücks blieb Karl innerhalb der Schranken stehen, welche ihm die bey seiner Erwählung und Krönung beschworene Reichsverfassung setzte. Den vorgefundenen bürgerlichen und kirchlichen Zustand in seinen Formen zu erhalten, und als Kaiser innerhalb dieser Formen groß und herrlich zu seyn, das war die Aufgabe seines Lebens« (II. 219, vergl. 302) *).

Ein sehr wahres Wort über den Versuch, durch ein Interim dem Uebel abzuhelfen, scheint uns, was Menzel (II. 258) ausspricht: »K. Karl wollte seinen Zweck durch halbe Maßregeln erreichen. Die fehlende Kraft der Begeisterung sollten die Künste der Vermittlung ersetzen, und gleichartige und widerstreitende Theile vermöge seiner Berechnungen in einander gefügt und zusammengeleimt werden.«

Den Plan des Kaisers wegen seines Sohnes und dessen Nachfolge im deutschen Reiche setzt erschöpfend und das bisher Bekannte berichtigend aus einander Bucholtz l. c. VI. 457 u. ff., wonach auch zu berichtigen, was Menzel III. 376 u. f. beybringt.

Auch Menzel sieht in Moriz von Sachsen keineswegs den Wiederhersteller politischer und kirchlicher Freyheit. Mit Freymuth und ohne Rückhalt schildert er das ganze Gewebe unredlicher und »undeutscher Staatskünste,« die Moriz anwendete, den Kaiser, seinen Wohlthäter, zu täuschen, um seine ehrgeizigen Plane durchführen zu können (III. 411 u. ff.). Es ist peinlich für ein deutsches Gemüth, bey den Einzelnheiten dieser Begebenheit zu verweilen, und nur zu wahr die Aeußerung (l. c. 469): »Der Nachbar (Heinrich II.), welcher sich für einen Helfer gegen ausländische Tyranney und Knechtschaft ausgab, hatte selber die Absicht, ein solches Joch über Deutschland zu legen, und nahm zu diesem Behufe das Thor, welches ihm aufgethan ward, für immer in Besitz. Im Verfolge dieser Besitznahme wurde im siebzehnten Jahrhundert Elsaß, im achtzehnten Lothringen, im neunzehnten das linke Rheinland, endlich Deutschland selber den Deutschen entrissen« ꝛc.

Wie wenig Gewicht Moriz selbst und seine Partey auf alle vorgeschützten Vorwände legte, und wie wenig gegründet die sogenannten Beschwerden waren, zeigte sich bald. Diese wurden auf dem Reichstage 1555, wohin sie auf dem Tage zu Passau verwiesen worden waren, als unbedeutend nur des Anstandes

*) Ueber die Absicht des Kaisers, als er sich für den Krieg bestimmte, und die Rechtmäßigkeit desselben s. Bucholtz V. 497 u. ff., Menzel II 453.

wegen berührt. Den Landgrafen würde der Kaiser ohne Zweifel, wenn sich Moriz nur seinem Versprechen gemäß zu ihm nach Innsbruck hätte bemühen wollen, frey gegeben haben; was die Religion betrifft, so hatte der Kaiser sattsam gezeigt, wie wenig er gesonnen sey, durch gewaltsame Maßregeln eine Aenderung im deutschen Reiche zu bewirken, und Moriz selbst bekannte zu Passau, es sey Gottlob kein Hauptartikel des Glaubens streitig.

Wie hoch steht in dieser ganzen Sache Karl über seinen Gegnern, und wie würdig ist sein Benehmen ihnen gegenüber, die es sich nicht versagen konnten, gegen ihre Zusage, durch einen Einfall in Tyrol, nachdem doch schon in der Hauptsache alle ihre Forderungen bewilligt waren, an dem kranken Kaiser ihr Müthchen zu kühlen! Wie wenig übrigens die Feinde des Kaisers gesiegt hatten, oder vielmehr, wie wenig sie sich eines Sieges über den Kaiser rühmen konnten, zeigt auch Menzel.

Viel Neues und Interessantes hat auch hierüber Bucholtz a. a. O. l. c. VII. von Anfang geliefert; man sehe besonders S. 35. Man muß über den Mißbrauch der Worte staunen, womit man einen Kampf zur gewaltsamen Aufrechthaltung der Verneinung, zur Zersprengung des Concils und Vereitlung gründlicher Verständigungsversuche im Kirchlichen — so wie zugleich anarchischer Zerrüttung des Rechts und Friedens unter Begünstigung fremder Eroberung im Politischen einen Kampf der deutschen Freyheit nannte« *).

Wohl zu beachten ist, was auf einem durch den Churfürsten August veranlaßten Zusammentritt der protestantischen Fürsten und Theologen zu Naumburg 1554 gehandelt wurde. Man wollte sich neuerdings über den Inhalt der Lehre verständigen, um dem Vorwurf der Katholiken von der beständigen Wandelbarkeit und Uneinigkeit begegnen zu können. »Es zeigte sich aber, daß es gegen Auflösung in völlige Anarchie kein anderes Mittel mehr gebe, als die Kirche ganz den Höfen zu unterwerfen (III. 530 u. ff.). Melanchthon selbst bekennt, daß die theologischen Demagogen und Anarchisten nichts anderes bezwecken, »als zur Verstärkung der Freyheit des Pöbels neue Unruhen zu erwecken« (l. c. 536).

Der Reichstag zu Augsburg und Abschluß des Religionsfriedens. Der geistliche Vorbehalt wurde dem Könige Ferdinand anheimgestellt, ihn aus kaiserlicher Machtvollkommenheit zu entscheiden (568).

---

*) Man vergleiche die Darstellung Pfister's l. c. IV mit dem, was Menzel und Bucholtz aus unverwerflichen Dokumenten geliefert haben. Es ist zu bequem, bey den alten, in der Kindheit eingelernten Formeln zu bleiben. Siehe Menzel IV, Vorrede.

Der vierte Band dieses Geschichtsbuches beschäftigt sich größtentheils mit Schilderung der Zerwürfnisse und Streitigkeiten im Innern der neuen Kirche selbst, und der Bestrebungen, einen festen Standpunkt in derselben zu finden. Es ist dieser Band einer der lehrreichsten, um so mehr, als man eine solche Zusammenstellung anderswo vergebens suchen dürfte. Wir heben nur Weniges aus, was wir vorzüglich der Aufmerksamkeit würdig erachten, um den Geist und Charakter dieses Werkes zu zeigen. Höchst lesenswerth ist schon die Vorrede, worin gegründete Klage erhoben wird über Mangelhaftigkeit historischer Kenntnisse dieses Zeitraumes, woran zum Theil der Partey- und Sectengeist die Schuld trage, welcher die Geschichtschreiber bestimmte, »dasjenige zu verschweigen, was der eigenen Partey zum Vorwurfe gedeutet werden konnte; welcher mit den gröbsten Verunglimpfungen und Anfeindungen denjenigen verfolgte, der es doch wagte zu reden.« Den Verfasser selbst habe dasselbe Schicksal getroffen, weil er die frech von den Franzosen ersonnene Lüge von dem Betruge Karl V. gegen Landgrafen Philipp wegen einiger und ewiger Gefangenschaft als solche aktenmäßig nachgewiesen. Mit Menzel zweifeln auch wir keineswegs, daß dieselbe »Lüge« noch Jahrzehende widerhallen werde in deutschen Hörsälen und Lehrbüchern.

Man bezeichnete ihn von einer Seite her als geheimen Katholiken und Jesuiten. Wir erkennen in ihm einen vorurtheilsfreyen und billigen Historiker; doch vom Katholicismus müssen wir ihn entschieden frey sprechen, da außer vorurtheilsfreyer Darstellung des Entzweyungsprozesses noch ganz andere Dinge hiezu erfordert werden.

In der vorausgeschickten Einleitung wird mit vieler Klarheit dargethan, was im Obigen schon öfter in Anregung gebracht werden mußte, wie die Reformatoren am Ende immer genöthigt wurden, zu jenen Grundsätzen der alten Kirche zurückzukehren, welche sie am heftigsten bekämpft hatten. Luther hatte den Satz aufgestellt, »es sey eine Teufelslehre und Erfindung des Papstthums, zu sagen, die Schrift sey dunkel, und habe mancherley Auslegung« (IV. 16). Allein, »sobald in bestimmten Fällen anerkannt werden sollte, daß der h. Geist frommen Gemüthern das Verständniß der h. Schrift aufgeschlossen habe, fragten die Theologen der jüngern Kirche vorher, ob dieses Verständniß auch mit dem ihrigen übereinstimme, und behandelten, wenn dieß nicht der Fall war, die Behauptung des Einzelnen, über den Sinn der Schrift durch besondere Einwirkung des Geistes Gottes belehrt zu seyn, als einen höchst verwerflichen Irrthum« (IV. 20). »Als

Richtmaß der evangelischen Wahrheit wurde der h. Schrift die A. C. an die Seite gesetzt, das Ansehen beyder wurde jedoch durch die Auktorität der Schriften Luther's überwogen . . . eine »schwankende Norm,« indem er »mehrmals die widersprechendsten Sätze behauptet . . hatte« (IV. 35).

Jene Freunde der Reformation, welche recht wohlgefällig und behaglich heraushebend als eine Wohlthat derselben, die Befreyung aus den Fesseln der Scholastik, wollen lesen, was S. 24; jene, welche die Entwilderung und den Anfang der deutschen Kultur, ja selbst auch nur der deutschen Sprache von der Reformation her datiren, was S. 26 u. f. zu lesen ist.

»Allerdings war sonach die religiöse Freyheits-Idee von demselben Schicksale betroffen, welches späterhin mehrmals der politischen Freyheits-Idee widerfahren ist. Der Versuch, anstatt einer ältern, für drückend geachteten Verfassung eine neue, jener Idee mehr entsprechende Form aufzustellen, führte anfangs zu einem, der Absicht entgegengesetzten Erfolge, und die Fesseln, welche gebrochen worden waren, wurden durch andere, noch drückendere, ersetzt« (IV. 29).

Dieses sind die Früchte jedes revolutionären Strebens im Politischen und im Kirchlichen *).

Auf sehr eindringliche Weise schildert nun, wie schon bemerkt, Hr. Menzel die Streitigkeiten der protestantischen Theologen unter einander, ihre gegenseitigen Verketzerungen und Verfolgungen, wobey Amsdorf selbst zu dem Satze kam: Gute Werke sind zur Seligkeit schädlich ist eine rechte, wahre christliche Propositio (IV. 66 u. f.); es werden weitläufig abgehandelt die Zerwürfnisse wegen des freyen und unfreyen Willens, wobey Flaccius Illyricus seinen Gegnern Buhlerey mit der babylonischen Bestie vorwarf; seine Gegner, die Wittenberger, ihn einen undeutschen Landläufer, Betrüger, Mordbrenner titulirten (84).

Die Schilderung dieser Zustände ist vom höchsten Interesse; wir müssen sie aber, um nicht zu weitläufig zu werden, und als unserer Absicht weniger nahe gelegen, übergehen, und bemerken nur, daß im Verhältnisse zu dem, was die protestantischen Fürsten und Prediger sich gegen anders denkende Genossen ihrer Confession erlaubten, Ferdinand II. Verfahren gegen die protestantischen Prediger seiner Erblande wahrhaft milde erscheint.

Toleranz aber war der neuen Kirche so wenig, wohl noch weniger als der alten, bekannt. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was S. 119 erzählt wird. Maria von England vertrieb aus London eine Anzahl französischer und niederländischer

*) Siehe Leo, l. c. 313.

Protestanten. Sie steuerten auf die dänische Küste zu; allein kaum gelandet, erhielten sie, im härtesten Winter, Befehl, sich sogleich wieder einzuschiffen. Vergeblich ihr Flehen, nur den Winter hindurch bleiben zu dürfen; nicht einmal den säugenden Weibern und den Kindern wurde das gestattet, man brauchte Gewalt, und verbot ihnen bey Lebensstrafe, nicht mehr an's Land zu steigen, selbst wenn sie durch Sturm an's Land geworfen würden. Dasselbe Schicksal erfuhren sie in Wismar, Rostock, Lübeck, Hamburg — denn sie hielten an dem schweizerischen Bekenntnisse fest, und wurden von allen Kanzeln herab als Ketzer begrüßt, und der Pöbel gegen sie erregt.

Nicht einmal in Worten beobachteten die Anhänger des neuen Bekenntnisses in dieser Hinsicht auch nur den Anstand, und sagten dem Kaiser Ferdinand im offenen Reichstage, es sey nicht erlaubt, durch Strafen zum Beharren in der Abgötterey und im Unglauben zu zwingen (d. i. in der katholischen Religion) (IV. 214); sie behandelten die päpstlichen Abgesandten Delfino und Commendone, welche die protestantischen, in Naumburg versammelten Fürsten zum Concil von Trient einluden, auf eine unter gesitteten Menschen nicht gewöhnliche Weise (IV. 228 cf. 244) *).

»Die Lutheraner waren an den Orten, in welchen die Reformation obgesiegt hatte, ganz in das Verhältniß getreten, in welchem sich beym Anfange des Kirchenzwistes die Katholischen befanden; eben so nahe diese Gleichheit lag, so bewirkte dieselbe doch bey den Eiferern keine Erkenntniß, und bis auf den heutigen Tag wird auch im geschichtlichen Urtheil der Maßstab, welcher die Freunde mißt, selten oder nie für die Handlungsweise der Gegner gebraucht« (IV. 121).

Den Tod des für die neue Kirche so einflußreichen und in das Innere derselben so energisch eingreifenden Churfürsten August von Sachsen begleitet der Hr. Verf. mit der Bemerkung (IV. 545): »In seinen theologischen und kirchlichen Maßregeln

*) Doch sehen wir oft diejenigen, welche am heftigsten gegen Auktorität eifern, solcher am blindesten unterworfen, oder diejenigen, welche das Ansehen jeder Auktorität bekämpfen, als die Unduldsamsten, wenn man sich unter die ihrige nicht beugt; dieß im Religiösen, wie im Politischen. Hurter l. c. 218.

Die päpstlichen Briefe an die protestantischen Fürsten hatten die Ueberschrift: dilecto filio, weßhalb sie gar nicht angenommen, sondern mit der Aeußerung zurückgegeben wurden: »sie wissen sich nicht zu berichten, daß sie des Bapst sone weren, sie hofften ire muetter weren from gewesen vnd hetten andere vetter gehapt.«

folgte er der Ueberzeugung, daß die Pflicht, für das Seelenheil der Unterthanen zu sorgen, die erste des Landesvaters, und jeder andern Rücksicht voranzustellen sey. Hiernach verfuhr er mit protestantischen Geistlichen und Theologen härter, als jemals einer der Kaiser, welche als Feinde und Verfolger dieses Bekenntnisses übel berufen sind, weil das Urtheil der Nachwelt von dem in der Historie (dem anmaßlichen oder angeblichen Weltgericht) vorwaltenden Parteygeiste bestimmt, an dem Einen verdammt, was sie an den Andern mit der Redlichkeit des Herzens und irriger Einsicht entschuldigt, oder wegen anderweiter Verdienste und Tugenden vergißt.«

Menzel's Urtheil über den Orden der Jesuiten, obgleich wir mit der Darstellung des Geistes, welcher in demselben herrschte, keineswegs übereinstimmen, mag am besten seine unabhängige Gesinnung schildern, und jene beschämen, die, ohne ihn anders als nur vom Hörensagen zu kennen, nur in pöbelhafter Weise zu schmähen wissen. So leichten Kaufes ist die Frage nicht abgethan, denn gerade dieser Orden hat eine welthistorische Bedeutung, wie kein anderer. S. 28: »Die Hierarchie erhielt in der Begeisterung eines armen und gelehrten Privatmannes einen Beystand, der ihr hülfreicher und nützlicher ward, als die Waffen, die der Kaiser für sie zu vergeblichen Siegen geführt hatte, und als die Schätze der neuen Welt, welche sein Sohn Philipp zu ihrem Dienste zu verschwenden begann.«

Menzel anerkennt das Großartige der Institution, und will auch in Betreff der Jesuiten nicht mit den Leidenschaften des Tages stimmen; der Geschichtschreibung »gilt auch der Männerbund, welcher der Kirche des Abendlandes zur Zeit ihrer größten Bedrängniß rettend an die Seite trat, derselben zwey Drittheile Europa's treu erhielt, und durch Glaubensboten und Märtyrer ihr jenseits der Meere mehr Anhänger als die diesseits verlorenen erwarb*) — eben so wenig für eine zufällige Geburt mönchischen Aberwitzes, als die wunderbare (?) Entstehung und Erhaltung des deutsch-evangelischen Kirchenthums für ein zufälliges Erzeugniß mönchischer, von der Hofluft emporgetragener Schulgrillen« angesehen wissen (IV. 60, 61).

Indem wir zum fünften Bande übergehen, müssen wir wiederholt aufmerksam machen auf die Vorreden der einzelnen Bände. Auch in der Vorrede dieses Bandes sind nicht genug erwogene

*) Johannes v. Müller's Werke, 5. Bd. S. 100, 6. Bd. S. 190 u. ff. der neuesten Ausgabe.

Wahrheiten niedergelegt, die kein Geschichtschreiber vorbeygehen darf.

S. 4 ist die Rede von dem Einflusse der Reformation auf die Stellung der Priesterschaft, und es wird bemerkt: »Die Erbfürsten, die landesfässige Ritterschaft und die Obrigkeiten der Städte waren die eigentlichen Erben des Looses, welches der Geistlichkeit in der ältern Verfassung zugehört hatte. Für die Bürger und Bauern ging in der Hoheit und in dem reichen Gute der Kirche ein Vermächtniß verloren, in dessen Genuß jeder ihrer Söhne . . zu treten berechtigt gewesen . . Diese Vermittlung zwischen den höchsten und den untersten Ständen hörte nun auf . . Nachdem die Schaar der Nachstrebenden sich gewöhnt hatte, ihre Wünsche nur auf die Versorgung mit einem Platze zum Ehebette zu richten, wurde das Priesterthum . . ein dienstbares Werkzeug der Staatsgewalt.

In diesem Bande kömmt der Hr. Verf. auch auf die österreichischen Zustände. Auch in dem Erblande hatte die neue Lehre schon in den ersten Jahren Wurzel gefaßt, fast der gesammte Adel trat schon frühe zu ihr über, und zog dann die Bürger und Unterthanen zu sich herüber. Ferdinand I., in beständiger Sorge wegen der Türken, konnte keinen nachdrücklichen Widerstand leisten; die von Zeit zu Zeit erlassenen Mandate blieben wirkungslos, weil über Befolgung derselben nicht konnte gehalten werden. Um 1551 soll nur noch der zehnte, oder nach einer andern Nachricht nur noch der dreyßigste Theil der Bewohner dem alten Glauben getreu geblieben seyn *). K. Maximilian II. verlieh endlich 1568 den Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes ꝛc. freye Religionsübung unter gewissen Beschränkungen. Die neue Kirche suchte sich nun zu constituiren, und ein protestantisches Consistorium als Oberaufsichtsbehörde zu bilden, was jedoch der Kaiser nicht erlaubte. Hr. Menzel tadelt ihn deßhalb, aus dem Grunde, weil ein Consistorium das beste Mittel gewesen seyn würde, die religiöse Aufregung, welche sich in der Folge verderblich kund gab, zu beschwichtigen (V. 17). Nebst der Neuheit der Sache, welche Menzel (26) zur Entschuldigung des Kaisers anführt, zweifeln wir um so mehr an dem Erfolge, als gegen einen katholischen Fürsten das gleiche, vielleicht noch ein desto stärkeres Mißtrauen würde geherrscht haben, und in keinem Lande Deutschlands die Stände in solcher Unabhängigkeit dem Fürsten gegenüber standen, denn »da das ganze Steuerwesen in den Händen der Landstände lag . . fand die kirchliche Opposition gegen den Hof in der längst vor-

*) Orlandini Historia Soc. Jesu Coloniae Agripp. 1615. p. 347.

handenen finanziellen Opposition einen schon fertigen Boden, auf welchem Geld- und Sekten-Interessen einander die Hände boten (V. 29). Geld brauchte der Hof um der ewigen Türkenkriege willen fortwährend, und die Stände hatten die Kunst von den protestantischen Reichsständen bald erlernt, jede Geldbewilligung sich abkaufen zu lassen.

Im Urtheile über den K. Max II. können wir mit Menzel nicht übereinstimmen. Es ist eine hergebrachte Sache, ihn fast unbedingt zu preisen, ihn weit über seinen Vater zu erheben, und ihn weit über sein Zeitalter emporragend darzustellen. Auch der Hr. Verf. stimmt ein: »Max hat sich durch den Gedanken, daß beyde Kirchenthümer auch im Innern eines Staates friedlich neben einander bestehen können, über das damalige gebildete Europa erhoben« (V. 65). Wir stehen an, wie wir diesen Ausdruck überhaupt verstehen sollen, und möchten ihn weit eher für einen Tadel, als für einen Lobspruch gelten lassen; er dürfte so viel heißen, als: er war unvermögend, das Bedürfniß der Gegenwart klar aufzufassen, und festen Blickes durchzuführen, was Noth that; im Gegentheile strebte er nach dem Unerreichbaren, Unmöglichen, und verschwendete Zeit und Kraft im nutzlosen Mühen. Jene und nicht diese Richtung bezeichnet den großen Mann.

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß Maximilians Unentschiedenheit und »Unschlüssigkeit« die verderblichsten Folgen hatte. Solche Zustände, welche er beym Regierungsantritte in Oesterreich vorfand, sind nicht für ein juste milieu; »die Mittelstraße ist der Weg des Untergangs in politischen Entschlüssen,« sagt Johannes Müller. Durch die ertheilte Concession gab er in Wahrheit den Katholicismus in Oesterreich Preis. »Damals aber (1615) und noch lange nachher« (und lange vorher) »glaubten die Protestanten an keine Religionsfreyheit, wenn sie ihre Gegner nicht gänzlich ausgeschlossen sahen, und hielten sich und ihr Bekenntniß schon für unterdrückt, wenn ihnen nur zugemuthet ward, jenen einen Platz neben sich zu vergönnen — eine Thatsache, die nur naturgemäß aus der ganzen damaligen Lage der Dinge, wie aus dem Charakter des Confessionseifers hervorging, und nur deßhalb hier angemerkt werden muß, weil sich in neuern Zeiten .. die Vorstellung ausgebildet hat, daß derselbe (der Protestantism) von jeher seine Gegner beschämt habe« (VI. 69). Gerade die protestantischen Stände waren am weitesten von Freygebung der Religion, selbst von Religionsduldung entfernt, aber consequent in der Inconsequenz, für sich die Duldung zu fordern, die sie andern versagten, und sich über Be-

drückung zu beklagen, welche sie an Orten, wo die Macht in ihren Händen, der Gegenparteÿ wiederfahren ließen (V. 65). Kaum auch war die Concession ertheilt, so gebrauchten sie selbe, ohne die in dem ausgestellten Reverse gemachten Verbindlichkeiten weiter zu berücksichtigen; »die Wortführer der Protestanten in Oesterreich trieben die Polemik gegen das Papstthum und dessen Beschützer fortwährend auf die äußerste Spitze« (V. 80) *).

Der Kaiser selbst mußte die Erfüllung dessen erleben, was ihm der Cardinal Commendon vorausgesagt hatte: Seine Hoffnung, durch Nachgiebigkeit die Protestanten zu beschwichtigen, seÿ eitel; er mußte sehen, wie in den letzten Tagen seines Lebens einer seiner Barone ihm und seinem Gefolge den Gebrauch der Kirche versagte, weil er nicht wollte, »daß das papistische Hofgesind ihre Abgöttereÿ und Messen in den ihm gehörigen Kirchen hielte.«

Diese Nachsicht Maximilian's war aber auch keineswegs geeignet, die politische Opposition der Stände aufzuheben, vielmehr wuchs sie in kurzer Zeit so mächtig heran, daß sich die Gewalt des Landesfürsten fast gänzlich vernichtet sah. In dieser Rücksicht blieb nur die Alternative für Maximilian übrig: entweder selbst zur Parteÿ der neuen Kirche überzutreten, oder wie Albrecht von Baÿern mit unbeugsamer Festigkeit die kirchliche und politische Opposition zu brechen. Während die protestantischen Fürsten durch das Hinzutreten der Kirchengewalt ihre landesherrlichen Rechte erweiterten, »gestaltete sich der Protestantismus in denjenigen Staaten, in welchen die Fürsten beÿ der alten Religion beharrten, für die Opposition des Adels gegen die landesherrliche Macht zu einer Form, in welcher sich politische und religiöse Interessen auf eine .. für den Landesfürsten lästige Weise verschmolzen. . Die zahlreichen Anhänger, welche der Protestantismus unter dem österreichischen Adel gefunden hatte, wurden nun, wie in Frankreich, durch das Religions-Interesse näher verbunden« (V. 29). Es zeigte sich in der Folge nur zu sehr, wie die Religion bloß den Deckmantel herleihen mußte.

Uns scheint auch die Duldsamkeit Maximilian's keineswegs Folge klarer Einsicht — wir zweifeln an der Möglichkeit einer solchen unter den damaligen Umständen — sondern das Ergebniß seiner ganz besondern Stellung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er in seinen frühern Jahren dem neuen Glauben ganz ergeben

*) Gerlach erzählt im Tagebuche S. 535, daß der Pfarrer zu Znaim, Georg Schilter, »schon 20 Jahr da gar eifrig wider die Papisten« gebare, und sie »Blatten-Hengst und beschorne Buben« nenne.

war [1]), und daß später, was auch Hosius gewirkt haben mag, seine Neigung fortwährend dem Protestantismus zugewendet blieb, während die äußern Verhältnisse und die Politik ihn der Kirche anreihten. Daher sein kirchlicher Eklecticismus und sein Bestreben, eine Verbindung ohne innere Versöhnung zu bewirken (Lehre nach dem Evangelium zugleich mit der Hierarchie) [2]); daher sein Schwanken, seine »Gunst und Unschlüssigkeit« gegen die Protestanten.

Andererseits muß allerdings auch anerkannt werden, daß seine Stellung eine äußerst schwierige war, und offener Kampf gegen die doppelte Opposition bedenklich genug, um alles dabey in Frage zu stellen. Was Bucholtz a. a. O. beygebracht hat zur Charakteristik Maximilian's, darf nicht übersehen werden. Wir unterschreiben vollkommen seine Aeußerung S. 501, daß sein Benehmen in der Religionsangelegenheit wohl nicht den Charakter unbefangener Klarheit und Festigkeit zeigte, sondern einerseits zwischen Nachgeben... in jener unversöhnten Mitte hin und her schwankte, welche zwischen zwey entgegengesetzten Theilen gestellt, beyde vielmehr wesentlich zu verletzen, als zu befriedigen pflegt.«

So schied dann Maximilian von diesem Schauplatze mit der Ahnung, daß das Uebel, zu dessen Heilung er alle seine Kräfte aufgewendet, unter seinen Händen nur ärger geworden, eine Ahnung, die sich während der Regierung seiner Söhne und seines Neffen zur traurigsten Gewißheit erhob.

S. 69 u. ff. erzählt Menzel, wie die Protestanten selbst den Widerstand der Regierung provocirten, welcher jedoch die Gränzen der Befugniß keineswegs überschritt (73—80), ja sogar im Vergleiche mit der Härte der Protestanten unter sich und gegen die Katholischen »für Milde gelten konnte, daß K. Rudolph die Erlaubniß, welche sein Vater den protestantischen Ständen in Oesterreich zum Gottesdienst in ihren Schlössern ertheilt hatte, bestehen ließ« (V. 79).

Die Umtriebe des pfälzischen Hofes und dessen Verbindung mit auswärtigen Höfen mit Wahrheit geschildert S. 280 u. ff. Das ganze Wesen concentrirt sich in dem Urtheile des Hrn. Verf.'s (V. 299): »Das ganze correspondirende Bundeswerk trug einen kleinlichen Charakter an der Stirne, und war nicht von großen Gedanken und kühnen Entschlüssen, sondern von heimlichen Anschlägen und Ränken in Bewegung gesetzt.«

---

[1]) Die Beweise hiefür finden sich in Le Bret, Magazin IX, und bey Bucholtz, l. c. VII. 481 u. ff.

[2]) Raupach I. 51, II. 123.

Der Donauwörther Handel ist nicht ganz genau geschildert S. 344 u. ff. Mit Wolf's Geschichte Maximilian's I. muß nothwendig verglichen werden die Geschichte des Klosters zum h. Kreuze von Königsdorfer, 2. Theil, S. 204 u. ff., wo der ganze Verlauf aufs umständlichste und genaueste beschrieben ist.

S. 380 u. ff. wird das traurige Zerwürfniß des K. Rudolph mit Erzherzog Mathias dargelegt. Nicht 1595, sondern 1590 wurdere der letztere Statthalter Oesterreichs, nicht 1598 oder 1599 — wie es S. 382 scheinen könnte, sondern 1604 wurde jenes Gutachten des Erzherzogs zur Aufhebung der Religionsconcession gestellt. Eine Resolution hierauf verhinderte der Ausbruch der Rebellion in Ungern. Das S. 386 Erzählte und Behauptete möchte sich bey näherer Erwägung kaum gegründet finden, es müßte denn nur angenommen werden, daß der Kaiser schon damals des Willens gewesen wäre, ohne Rücksicht auf die Folgen seinen Bruder um jeden Preis zu verderben. Wahr ist übrigens, daß der Friedensschluß mit den Ungern Anlaß wurde zu näherer Verbindung der (protestantischen) Stände unter einander, um das Zerwürfniß unter den Brüdern unheilbar zu machen [1]), wodurch sie dann auf die eine oder die andere Art zur Erreichung ihrer Absichten gelangen müßten. Jetzt oder nie sey der rechte Zeitpunkt, da sich der Kaiser in der höchsten Noth befinde. Die 1606 am 31. May geschlossene Verbindung der katholischen Stände lautete auf Defension der protestantischen Einigung gegenüber; man gelobte sich katholisch zu leben und zu sterben. Was würde also der Kaiser wohl gewonnen haben, wenn er dem Wunsche der protestantischen Stände gemäß diese Verbindung unterdrückt hätte? Darum handelte es sich auch nicht, es mochte den Ständen wohl wenig an einer Verbindung liegen, die ihnen in ihrer Ohnmacht nicht gefährlich werden konnte. Um den Riß zu vergrößern, gingen die protestantischen Deputirten mit unmöglich zu bewilligenden Forderungen nach Prag, und es bedurfte wahrlich des kaiserlichen Bescheides nicht, um Leute »in der beschwornen Treue wankend zu machen,« die schon lange vorher geheime Bündnisse unter sich geschlossen, und übereingekommen waren, sich in Kriegsverfassung zu setzen, und einen Gesandten an die Höfe der protestantischen Reichsfürsten abzusenden, um für den Nothfall Hülfe zu bereiten [2]).

Es bedurfte ferner nicht der besondern Künste Klesel's, die Protestanten für Mathias zu gewinnen, da sie sich sehr gerne

[1]) Khevenhüller VI. 3028 — 3030.

[2]) Cf. Carafa, Germania sacr. restaurata, p. 53.

finden ließen. Wohl wissend, daß sich beym offenen Bruche mit dem Kaiser der Erzherzog in ihre Arme werfen müsse, hatten sie die gegründetste Aussicht, auf diesem Wege das gewünschte Ziel zu erreichen.

Als man im Anfange des Jahres 1608 in Preßburg, angeblich zur gegenseitigen Gewährleistung des Friedens, mit Botschkai ꝛc. zusammentrat, war schon alles auf, und bedurfte nur noch der letzten Hand. Auf ein Paar herrliche Stellen, S. 433 und 437, können wir, da wir zu weitläufig zu werden besorgen, nur noch aufmerksam machen.

Der sechste Band beginnt mit einer Schilderung des trostlosen Zustandes der deutschen Bildung, besonders der theologischen. »Die Lehranstalten waren Sitze einer Wildheit und Freystätten einer Sittenlosigkeit, von welchen das moralische Gefühl wie der gemeine Anstand erschrocken sich abwenden.« Der Geist des Lutherthums in dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts erläutert durch die Verketzerung des großen Keppler (VI. 10 u. ff.). Die Rechtgläubigkeit beschränkte das ganze Wesen der Religion auf das Gebiet der Glaubenslehre, von Tugend und guten Werken zu sprechen konnte gefährlich werden.« Ueberall Zauber- und Hexenglaube ꝛc., »so ist es nur aus der über diese trüben Jahrhunderte verbreiteten historischen Finsterniß erklärbar, daß dieselben heut zu Tage als das Blüthenalter des evangelischen Kirchenthums gepriesen worden sind« (VI. 19).

Uebertritt mehrerer Männer von höherer Bildung zur katholischen Kirche, weil sie einsahen, »daß, da das Werk der Reformation die Uebel, von denen es die Kirche befreyen gewollt, nur vermehrt habe, das Räthlichste sey, zu der durch solchen Ausgang gerechtfertigten Kirche zurückzukehren« (VI. 15).

Wahrhaft ausgezeichnet ist die Entwicklung des Satzes, daß der dreyßigjährige Krieg kein Religionskrieg zu nennen sey, daß er »entsprang nicht aus dem Streite über Kirchenthümer, sondern um Fürstenthümer und Königreiche, und das Blut floß nicht um den Glauben der Völker, sondern um die weltlichen Interessen der regierenden Häuser.« Die erste und wahre Ursache desselben war das Zusammentreffen »des alten, zwey Jahrhunderte früher niedergelegten kirchlichen wie politischen Gährungsstoffes in Böhmen« mit dem hochstrebenden, aber kraftlosen Ehrgeize des pfälzischen Hauses (Vorrede zum fünften Bande). »Die kirchlichen Verhältnisse sind aber behufs und während desselben nur als Vorwände zur Erreichung politischer Absichten benützt worden, die religiösen Elemente des Volksgeistes . . haben

meist nur materiellen Zwecken zu Mitteln und Werkzeugen gedient« (l. c. VI. 33).

Die falsche Beurtheilung dieses Krieges zum Theil veranlaßt und verbreitet »durch das Werk eines großen Dichters, dessen Genius eine Zeit lang seinen Beruf verkannte.«

Um diese Zeit gerade war die Erbitterung zwischen den Lutheranern und Calvinisten auf den höchsten Grad gestiegen (VI. 75), so daß auf der Synode zu Herzberg Andreas Musculus den Antrag stellte, die Leiche des Melanchthon auszugraben, und sie sammt seinen Büchern zu verbrennen; der brandenburgische Kanzler Namens seines Herrn erklärte: Erfülle uns Gott mit Haß gegen den Calvinismus (l. c. 77). In Chursachsen nannte man die Calvinisten Hunde, Katzen (l. c. 87), und alsdann, als der Churfürst von Brandenburg das reformirte Bekenntniß angenommen hatte, war den Lutheranern des Churfürstenthums der katholische Graf Adam von Schwarzenberg, welcher die Leitung der Geschäfte übernahm, erwünscht (VI. 106) *).

Wie konnte also die pfälzisch-kalvinische Partey Vertreter des Protestantismus genannt, oder als solche betrachtet werden?

Vorzüglich deutlich zeigte sich dieser Stand der Dinge auf dem Reichstage zu Regensburg 1613, dem letzten vor dem Ausbruche des Krieges, wo nicht die Gesammtheit des protestantischen Reichstheiles, sondern nur die Unirten als Wortführer den Reichstag zu hemmen versuchten, und Grundsätze aufstellten, die einen Reichstag unmöglich machten.

Die eifrigsten Lutheraner standen auf der Seite des Kaisers im Einvernehmen mit den Katholischen (l. c. 49, 50). Ueber die mit so großem Lärm vorgebrachten Beschwerden der Opposition urtheilt Menzel S. 53: »Leider aber waren diese, mit der größten Mühe zusammengestellten Religionsbeschwerden theils so unerheblich, theils so wenig dringlich, daß das blödeste Auge den rein politischen Parteygeist erkennen mußte, der diesen Beschwerden eine Wichtigkeit beymaß, die sie an sich selber nicht hatten, weil es an andern Vorwänden fehlte, die verfassungswidrigen und ruhestörenden Umtriebe des pfälzischen Ehrgeizes zu bemänteln« etc. Zum Schlusse wird noch bemerkt (S. 55), daß die Parteyen dieses Reichstages mit Unrecht

*) Daß sich die Vorstellung, Schwarzenberg sey ein Verräther gewesen, bloß weil er Katholik war, ausbildete, ist nun offenbar. »Durch angesehene und beliebte Schriftsteller verbreitet, schlug diese Meinung in den Gemüthern des Volks so feste Wurzeln, daß der Religionshaß sich Nahrung für die Dauer ganzer Menschenalter daraus saugen konnte« (128). Vgl. die Note.

unter dem Namen, »die Katholischen und Protestanten einander gegenüber gestellt« seyen, wie das in ausländischen und einheimischen Geschichtsbüchern mit Unrecht geschieht [1]).

Der Ausbruch der böhmischen Rebellion wird S. 159 u. ff. mit Ruhe und Klarheit entwickelt. Nur ist der Umstand übersehen, daß die Braunauer nicht bloß Unterthanen waren des Abtes, sondern daß sie die neue Kirche auch auf des Klosters Grund und Boden aufführten [2]). — Den Krieg — woran übrigens in der Sache wenig liegt — begannen die Böhmen (215).

Der Kaiser wünschte eine friedliche Beylegung um jeden Preis, was wohl auch Hr. Menzel anerkennt, nur darin stimmen wir mit ihm nicht überein, wenn er zu glauben scheint, daß es den Böhmen mit der friedlichen Unterhandlung jemals Ernst gewesen sey. Die Häupter derselben wollten wahrscheinlich nur die Entscheidung durch die Waffen verzögern bis zum, als nahe vorauszusehenden, Tode des Kaisers, um dann die Plane auszuführen, die mit den Häuptern der Union schon beschlossen waren [3]).

Ekelhaft sind jene oft wiederholten Versicherungen der Treue und des Gehorsams gegen den Kaiser in dem Augenblicke, als sie sich anschickten, ihn auf Leben und Tod zu bekriegen, und ihn seiner gesammten Erbländer zu berauben. So thaten die Schlesier und auch die Oesterreicher. Während Tschernembl und die Stände ob der Enns K. Ferdinand unverbrüchlicher Treue versicherten, consultirte ersterer, ob man ihn nicht gefangen nehmen sollte [4]).

Wir müssen, um zu große Weitläufigkeit zu vermeiden, manche schöne Schilderung übergehen, und können nur im Allgemeinen bemerken, daß der Hr. Verf. fortwährend sich bemühe, alte stereotype Vorurtheile aus der Geschichte zu verbannen, und eine ruhige, billige Erwägung der Verhältnisse anzubahnen. Vorzüglich oft kömmt er zurück auf den Vorwurf der Intoleranz und der Religionsverfolgung, welchen man den Katholischen in

1) Der Geschichtschreiber Schmidt war kein Jesuit, wie S. 200 angegeben, sondern früher sogar in feindlichen Verhältnissen mit ihnen.

2) Khevenhüller IX. 102 u. ff.

3) Ein Brief des churpfälzischen Rathes Camerarius, der sehr viel Licht hierüber verbreitet, dd°. 1618 am 11. November, in »Purgirtränklein von der besten Rhabarbara,« S. 129; dann Acta secreta, Ausgabe M.D.XXVIII. 33, und appendix 203, 204.

4) Heidelberg. Kanzley.

hundert und abermal hundert Büchern Schuld gibt, zeigend, wie dieser Vorwurf keineswegs oder nur vorzüglich sie treffe, sondern daß in Angelegenheiten der Religion alle Parteyen nach gleichen Grundsätzen verfuhren. S. 372 wird der wahrhaft sansculot-fanatische Bildersturm in der Domkirche zu Prag auf Befehl des neuen Königs Friedrich von der Pfalz unter Anführung seines Hofpredigers Scultetus erzählt. Aehnlich wollte man auch auf den königlichen Herrschaften verfahren *), und bezeigte nicht üble Lust, besonders die Utraquisten, calvinisch zu reformiren. Während die Lutheraner anerkannten, daß sie von den Katholischen leichter, als unter den Kalvinischen Freyheit ihrer Religion finden können (358), waren sie in Böhmen und Schlesien eben so unzufrieden, wenn an Orten, wo bloß Lutheraner gewesen, auch die Calvinisten freye Religionsübung erhalten sollten, als früher die Katholiken, wenn sie Lutheraner neben sich dulden sollten (VI. 380). Als der neue König den Reformirten in Breslau einen Majestätsbrief ertheilte, mit der Erlaubniß, für sich eine Gemeinde zu bilden — ganz im Geiste der Conföderationsacte — nahmen die lutherischen Prediger und das Volk dieß sehr übel; jene schalten auf den Kanzeln, dieses rief, sobald sich ein reformirter Prediger blicken ließ: »Es wäre besser, daß man den calvinischen Schelmen den Hals entzwey schlüge!«... »Hiebey war nur zu verwundern, daß die Lutherischen dieselbe Miene der geistigen Ueberlegenheit, welche sie an den Reformirten so heftig verdroß, ihrerseits den Katholischen zukehrten, und doch an diesen das Mißgefühl, welches sie selbst gegen die Reformirten empfanden und äußerten, mit dem bittersten Tadel oder den lautesten Klagen belegten« (VI. 382—383).

Die Lutherischen in Breslau entwickelten damals ihre Berechtigung, trotz des Majestätsbriefes, welcher den drey Confessionen gleiche Glaubens- und Kirchenfreyheit zusicherte, dennoch den Reformirten in Breslau keinen Gottesdienst gestatten zu dürfen, in einer an den Magistrat gerichteten Vorstellung, mit denselben Stellen des Majestätsbriefes, aus welchen katholischer Seits die Unverbindlichkeit desselben für katholische Landesherren.. rücksichtlich des von den Evangelischen geforderten Gottesdienstes behauptet worden war« (VI. 383—384).

Dagegen aber wurden, obgleich in der Conföderationsacte ausdrücklich auch dem katholischen Theile alle seine Rechte ꝛc. versichert worden waren, sogleich alle katholischen Hauptleute abgesetzt, und befohlen, daß in Städten, wo der ganze Rath katholisch, die Hälfte desselben mit Evangelischen besetzt werde,

*) Anhalt. Kanzley 321.

der Bürgermeister aber überall ein Evangelischer sey. Wo sich aber die Evangelischen in großer Anzahl befinden, dort sollen nur allein dieselben die Stellen alle inne haben (VI. 394).

Wie es überhaupt mit der zugesicherten Religionsfreyheit der Katholiken gemeint war, zeigt der Eid, welchen man in Schlesien von den katholischen Geistlichen forderte, und der ihnen fast nichts anderes übrig ließ, als Auswanderung oder Meineid gegen ihre eigene Kirche (395).

Unter anderm wurde ihnen auch zur Pflicht gemacht, zu verzichten auf das Conciliendecret de non servanda haereticis fide, wobey Hr. Menzel die treffende Bemerkung beyfügt: »Den letzten Zusatz hatte die bey den Protestanten herrschende Meinung erzeugt, daß es für die Katholischen kirchliche Absolutionen, geistliche Constitutionen und Conciliendecrete bedürfe, um sich von erzwungenen Verpflichtungen für entbunden zu halten, während sie sich selbst von ihren auch eidlich eingegangenen Verpflichtungen nach Grundsätzen des natürlichen Rechtes entbanden« (VI. 396), und in der Anmerkung: »Die wohl noch jetzt zuweilen gedankenlos aus- und nachgesprochene Anklage, daß die katholische Kirche von Verpflichtungen lossprechen könne, vergißt, daß die Praxis des Staatsrechtes ohne Weiteres von gezwungenen Eiden entbindet... Es kömmt also überall weder auf das Ansich der Willenserklärung, noch auf deren Form, sondern lediglich darauf an, ob der Wille für frey oder gezwungen, und nach welchen Grundsätzen der Gegenstand der Aeußerung desselben für erlaubt oder unerlaubt gehalten wird.«

Wie man ferner die Conföderationsacte, so weit sie auch zu Gunsten der Katholiken sprach, überhaupt zu halten gemeint war, bewiesen die Verfügungen zur Einziehung geistlicher Güter, die faktischen Beraubungen katholischen Eigenthums, welche S. 404 u. ff. angeführt sind.

Ueberhaupt müssen insbesondere diese Schilderungen der schlesischen Zustände, worauf der Hr. Verf. besondere Sorgfalt verwendete, und wobey ihm außer dem schon Gedruckten noch allerhand schriftliche Hülfsmittel zu Gebote standen, um so mehr mit Aufmerksamkeit gelesen werden, als das hier Gesagte auch auf die andern Provinzen der österreichischen Erblande angewendet werden kann. Auch andern Orts enthielt »das Kauderwelsch« ständischer Schriften »den Sinn, daß K. Ferdinand nicht bloß die Privilegien der Stände hätte bestätigen sollen, sondern sich auch selbst unter Aufsicht und Vormundschaft dieser Stände, Behufs der Verhütung jeder möglichen Ueberschreitung seiner Befugnisse, hätte stellen sollen« (VI. 390); auch andern Orts

war man »gegen einen kräftigen Regentencharakter,« wie man in Ferdinand einen erkannte, hatte »so Vieles gegen ihn einzuwenden,« und war so geneigt, »anstatt des Erfahrenen« einen andern herbeyzuführen, dem man Gesetze vorschreiben konnte (VI. 412). Daß Furcht vor Ferdinand und die Besorgniß kräftigerer Handhabung seiner Regentenmacht, wodurch der Eigennutz der Stände beeinträchtigt worden wäre, und nicht Verletzung der Freyheit und Verfassung des Abfalls Grund gewesen, anerkennt wohl Hr. M. in der Aeußerung S. 415. Bey der Huldigung forderte der neue König das Patronatsrecht der Stifter und Klöster, welches die vorigen Könige gehabt, und meinte auch, daß die Freyheiten der Städte ausgedehnter seyen, als sonst jemals. »Die kurz gerichtete und fein eingekleidete Klage.. über allzu große Freyheit der Städte..war wohl ein recht schlagendes Zeugniß, wie wenig die abgeschaffte Regierung den ihr gemachten Vorwurf verdiente, daß sie die Landesfreyheit.. unterdrückt, und anstatt derselben einer spanischen Servitut Bahn gebrochen habe. Niemand mochte sich von dieser..Aeußerung stärker getroffen fühlen, als der Rath der Hauptstadt des Landes, der mitten in der angeblichen Unterjochung zu einem Grade von bürgerlicher und kirchlicher Unabhängigkeit.. gelangt war, welcher kaum noch einen Zuwachs bedurft oder vertragen hätte.« Nun aber traten auch die eifrig protestantischen Stände als Vertreter der den Stiftern und Klöstern zukommenden Körperschaftsrechte hervor.

Ferdinand indessen sollte um jeden Preis zu Grunde gerichtet werden; über Ungern, Böhmen, Schlesien und das Erzherzogthum Oesterreich selbst erstreckte sich das Netz des Verrathes, welcher seinen Ausdruck fand in der zu Preßburg am 15. Jänner 1620 abgeschlossenen Conföderation. Einer der ersten Schritte war, eine Gesandtschaft nach Constantinopel [1]) abzusenden, um auch des Sultans Beystand gegen K. Ferdinand herbey zu rufen. Scultetus rechtfertigte dieß Verfahren in einer öffentlich gehaltenen Predigt, Tschernembl findet die Rechtfertigung darin, weil die Türken denselben Gott haben [2]). Aber auch kaiserlicher Seits und von Seite der dem Kaiser ergebenen Reichsstände schritt man zum Ernste. Der Papst gab Geld, und legte zu dem Ende eine allgemeine Schatzung auf alle Geistlichen, Kirchen und Klöster Italiens, und »vergalt dergestalt« nunmehr Italien zur Zeit der Noth dem Kaiser die Geldspenden, welche sonst aus Deutschland nach Italien gingen, und seit Jahrhunderten von den Gegnern der Kirche nachgerechnet

1) Hammer's Gesch. des osman. Reichs IV. 503 u. 520.

2) Heidelberg. Kanzley in der 35. Consultation.

worden sind, welche aber kaum die überstiegen, die der an die Stelle des Religionsglaubens getretene Kunstsinn noch heute dorthin zollt« (und die fast seit zweyhundert Jahren für Gegenstände des Luxus nach Paris gesendet werden). »Dem Kaiser aber würde damals der Glaube, daß es den weltlichen Herrschern gar heilsam sey, mit der Kirche in Freundschaft zu stehen, in die Hand gekommen seyn, wenn er ihn nicht schon im Herzen getragen hätte« (VI. 436 u. f.). In Spanien setzte der Geschichtschreiber Khevenhüller endlich durch, des Kaisers sich thätig anzunehmen. Der Churfürst von Sachsen blieb der alten Freundschaft mit dem österreichischen Hause getreu, so wie auch seiner dem Kaiser schuldigen Treue, und wurde durch Verschreibung der Lausitz und die Zusicherung, daß ihm die nach dem Passauer Vertrage eingezogenen Bisthümer bleiben sollten, ganz für sein Interesse gewonnen. Der Tag zu Mühlhausen, welchen der Kaiser unter andern auch um Rath ersuchte wegen der Achtserklärung einiger vornehmen Reichsstände (S. 443 u. ff.); man begutachtete: »es müssen vor derselben ernste bedrohende Abmahnungen an die Beleidiger des Kaisers ergehen« (456), was auch geschah. Hr. M. sagt über die Aechtung Friedrichs: »Was die Reichsacht anbetrifft, so war die angedrohte Erklärung und Vollziehung derselben allerdings dem Buchstaben der von Ferdinand beschwornen Wahlcapitulation entgegen. Doch war in derselben vorausgesetzt, daß der Beklagte Recht ordentlich leiden möge, und dessen erbötig sey, was bey Friedrich, der die Gerichtsbarkeit des Kaisers und Reiches ablehnte, und die Frage über Rechtmäßigkeit des Besitzes, in welchen er sich gesetzt hatte, höchstens von böhmischen Gerichten entscheiden lassen wollte, nicht der Fall war« (S. 459—460).

Von 468 an wird die Occupation des Landes ob der Enns durch Herzog Maximilian von Bayern erzählt. Hr. M. bezweifelt die Angabe Breyer's, daß die Stände Gestattung ihrer Verbindung mit Böhmen verlangt haben, und meint, sie hätten in diesem Falle unsinnig seyn müssen. Die Gesandten der gesammten vier Stände, unter denen sich auch die Prälaten von Kremsmünster und St. Florian befanden, hatten sich allerdings nach der von Khevenhüller mitgetheilten Instruction zu benehmen, worin man die Conföderation als aufgehoben und vernichtet erklärt — die Prälaten waren ihr ohnehin nie beygetreten; allein in einem besondern Memoriale für die Abgesandten der drey politischen Stände heißt es ausdrücklich, daß die Conföderation kein Unrecht, sondern zum Besten und mit Vorwissen des K. Matthias sey geschlossen worden. B e f i n d e s i c h e t w a s A n s t ö ß i g e s i n d e r s e l b e n, s o k ö n n e m a n d i e u n b e l i e b i g e n A u s-

drücke mildern. Die Nachricht bey Breyer ist also allerdings richtig, und wenigstens zur Hälfte unsinnig benahmen sich die Stände während dieser ganzen Periode.

Dieser Band endet mit Schilderung des böhmischen Feldzuges, der Schlacht auf dem weißen Berge und der Flucht des Pfalzgrafen. Man mochte damals meinen, die Hauptsache geendigt zu sehen. »Aber nachdem einmal kirchlicher und politischer Hader diesen Krieg entzündet hatten, war das Geschlecht bestimmt, unter der eisernen Faust der Söldnerschaaren, die den Kampf auszufechten berufen wurden, die Schuld des Jahrhunderts zu büßen, indem die untere Volksklasse dasjenige, was sie so viele Jahre hindurch der verfeinerten Grausamkeit der Richter in grausenvollen Henkerscenen abgesehen, in den schreckbaren Behauptungen des Glaubenszwistes abgehört hatte, in ihrem Sinne ins Leben setzte, und als Zuchtruthe dreyßig Jahre lang über die gebildeten Stände der Nation schwang. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr flossen in diesen Söldnerschaaren die rohesten und die verdorbensten Bestandtheile des Volkes zusammen« (501). »Und dennoch will das neunzehnte Jahrhundert von dem Wahne, den die Geschichtschreiber und Geschichtlehrer des achtzehnten verbreitet haben, noch immer nicht lassen, diese Unreinen hätten um die Reinheit des Glaubens gestritten« (501).

Beynahe noch zahlreicher, als in den vorhergehenden Perioden, sind irrige, leidenschaftliche Urtheile über die Ereignisse, welche der letzte, d. i. der siebente Band behandelt. Vorzüglich sind es die Maßregeln K. Ferdinand II., über die man in der Regel mit schonungsloser Härte den Stab bricht *). Daß Menzel auch in Betreff Ferdinand's sich getreu bleibe, versteht sich nach dem bisher Gesagten von selbst. Hören wir, wie er urtheilt über das in den neuesten Zeiten mit so humaner Zärtlichkeit für die Betheiligten geschilderte sogenannte »Blutgericht« zu Prag, vor dem Tilly vergebens die Verblendeten warnte und den Weg zur Flucht öffnete (VII. 42). »Dieser (Kaiser), menschlicher als weiland Churfürst August von Sachsen gegen die Anhänger seines unglücklichen Stammvetters gewesen, hatte die Strafen gemildert« (l. c. 46). »Europa, noch nicht gewöhnt an Hinrichtungen in Masse im Namen der Freyheit und Gleichheit, bezeichnete dieses Blutgericht als beyspiellos in den Jahrbüchern der Christenheit. Doch hat hundert Jahre früher König Christian II. von Dänemark den schwedischen Adel, der die alte Landesfreyheit gegen ihn vertheidigt hatte, ohne alle Rechtsform auf das Blutgerüst

*) Man vergleiche das Gerede Pfister's l. c. IV. 454.

geschleppt, und in England war unter Elisabeth und Jakob I. das Blut derer, die als Anhänger des alten Glaubens die Thronfolge anfochten, stromweise geflossen [1]). Gegen die zahllosen Opfer, welche der religiöse Wahnglaube alljährlich sich darbringen ließ, war das damalige Geschlecht gleichgültig, wie das heutige gegen die Opfer, welche wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Bethörung von einem für erleuchtet geltenden Zeitalter gefordert und erhalten hat« (VII. 53). »Die neuern Geschichtschreiber... haben das Verfahren des Kaisers einstimmig getadelt« (55). »Dennoch ist auch in spätern, mildern Zeiten Gnade gegen die Anstifter verunglückter Staatsumwälzungen nicht für den richtigen Weg zur Sicherstellung der öffentlichen Interessen gehalten worden, und noch weniger als selbst mächtige Könige haben republikanische Machthaber der Gnade und Verzeihung Raum gegeben, wie alle Blätter der Revolutionsgeschichten mit blutigen Zügen bezeugen« [2]) (VII. 56). Eine gerechte Schilderung des wilden Mansfelders, »dieses von neuern Geschichtschreibern bey weitem überschätzten Abenteurers« (S. 77), und des Christian von Braunschweig (80). Man könnte überhaupt an der Geschichte verzweifeln, neben diesen Wütherichen, dem ritterlichen Mansfeld ꝛc., den alten Tilly als Wütherich paradiren zu sehen.

Eben so billig und geschichtlich ist des Verf.'s Urtheil über die Reformationsmaßregeln Ferdinand's S. 101. »Seine Verfolgung der Protestanten... war nur folgerechte Anwendung des Grundsatzes, der mit der Reformation ins Leben getreten war, daß den Landesherrn das Recht zustehe, den Glauben und den Gottesdienst der Unterthanen zu bestimmen« [3]). Dieses Rechtes bedienten sich die protestantischen Fürsten im vollsten Maße. Schon 1527 befahl der Churfürst Johann der Beständige seiner geistlich-weltlichen Reformationscommission, jedem, der auf gethane Vorstellung vom Irrthum nicht abstehen wolle, eine Frist zum Verkaufe der liegenden Güter zu setzen, und außer

[1]) In der Anmerk.: »Auch die Hinrichtungen der Anhänger des Hauses Stuart nach dem verunglückten Einfalle des Prätendenten Karl Eduard im Jahre 1745 haben an Zahl und Grausamkeit die Prager bey weitem übertroffen.

[2]) Leo l. c. 388: »Es gehört nur der ganz seichten, losgerissenen Ansicht unserer Zeit von dem, was Recht und Unrecht ist, an, wenn man Rechte nur in ihrer einzelnen Bestimmtheit als verletzbar ansieht, und nur solche Verletzungen straft, aber Attentate auf die Rechtsgestaltung (Revolution) überhaupt für unsträfliche Handlungen ansieht« ꝛc.

[3]) Hr. Menzel kömmt öfter auf diese Sache zurück, z. B. 145 und 146, 185.

Landes zu ziehen (VI. 93). In Schlesien wurde bey Einführung der Reformation in den Gebieten der Herren, Stände und Städte der alten Religion Uebung und Duldung versagt (IV. 34). Wie man in Sachsen, Preußen ꝛc. in der synergistischen Streitigkeit, im Sacramentsstreite, in den flacianischen Händeln verfuhr, mag im vierten Bande nachgelesen werden, z. B. 429, wo zu sehen, daß auf einmal 111 Prediger aus dem Herzogthume Sachsen getrieben wurden, oder 488, wo erzählt wird, wie aus der mit jedem Regierungswechsel neu reformirten Pfalz 1576 an tausend Individuen zur Auswanderung genöthigt wurden. Nicht anders verfuhren die Reichsstädte, wie Augsburg, wo unter Widerspruch vieler Geschlechter die katholische Kirche gesperrt, und Wächter an den Thoren das Auslaufen zum Besuche der Messen verhindern mußten (III. 48). Diese Grundsätze befolgte auch K. Ferdinand, wenn er nicht durch rechtsgültige Verträge gebunden war (VII. 102).

»So lange den Protestanten die Wahrheit der reformatorischen Glaubenslehre für unzweifelhaft galt, so lange sie den Grundsatz der Ausschließung mit den Katholischen theilten, konnte ihre Klage über Verfolgung sich immer nur darauf beziehen, daß die einleuchtende unzweifelhafte Wahrheit der neuen Lehre von den Anhängern der alten böswillig verkannt werde. Diese Klage betraf den Gegenstand des Verfahrens, nicht das Verfahren selbst, das die Protestanten ihrerseits, wo sie die Mächtigen waren, durch das eigene Thun gegen die Anhänger der für unwahr gehaltenen Lehre für ganz rechtmäßig erklärten. Nachdem aber die Ueberzeugung von der ausschließenden und erleuchtenden Wahrheit der reformatorischen Dogmen sich verändert hat, und eingeräumt wird, daß die in der katholischen Kirche Geborenen und Erzogenen Grund haben können, sich der Annahme dieser Dogmen zu weigern, ist es unvereinbar mit der geschichtlichen Unparteylichkeit, die Klage über Verfolgungssucht nur wider die eine Partey zu richten, um die letztere in den Augen eines ununterrichteten Geschlechtes gehässig zu machen; vielmehr liegt der Geschichtschreibung ob, das Verfahren beyder Parteyen aus dem Gesichtspunkte gleichmäßigen Irrthums der Ausschließungstheorie gleichmäßig zu tadeln, und aus dem Gesichtspunkte der gleichmäßigen frommen Gesinnung, wo dieselbe vorhanden war, gleichmäßig zu entschuldigen« (VII. 147).

»Wenn daher nicht etwa die Anhänglichkeit des Kaisers an die Glaubenslehre seiner Kirche ihm zum Vorwurf gemacht werden soll, so muß

sich der Tadel gegen ihn darauf beschränken, daß er nicht größer als seine Zeitgenossenschaft dachte« (VII. 102). Ein Moment darf hiebey unsers Dafürhaltens nicht vergessen werden, daß nämlich wenigstens der Träger des allgemeinen Aufruhrs in seinen Landen beym Regierungsantritte der Protestantismus war, und er diesen als das erste Hinderniß einer ruhigen und gesicherten Regierung ansehen mußte. Und wer dürfte sagen mit Unrecht?

Warum die frühern Reformationsversuche in Oesterreich weniger als in Innerösterreich gelingen wollten, hat nicht darin seinen Grund, weil die Religion in den slavischen Völkern weniger haftete, oder weil sie in Oesterreich tiefere Wurzeln geschlagen hatte (V. 327). Das Volk, wie seine Lehrer, stand auf einer Stufe der Kultur, auf der von Ueberzeugung in Sachen der Religion keine Rede seyn kann; und sein Glaubensbekenntniß concentrirte sich in dem Satze, daß der Papst der Antichrist und der Kaiser ein Abgötterer und Ungläubiger sey. Woran es fehlte, war Ferdinands kraftvolle Consequenz. Das siebente Kapitel, welches von der in Oesterreich durchgeführten Gegenreformation handelt, gehört wohl zu den schwächsten, und es ist gewiß sehr irrig, wenn man diese Maßregel zum Hauptgrunde des 1626 erfolgten Bauernkrieges macht.

Im Widerspruche mit den meisten anderweitigen Darstellungen urtheilt Menzel über die Gesinnungen und Absichten des Kaisers zur Zeit, als seine Macht oder vielmehr sein Glück den höchsten Gipfel erreicht hatte, zwischen dem Frieden zu Lübeck und dem Einfalle des Schwedenkönigs, und wir nehmen keinen Anstand, seiner Ansicht den Vorzug zu geben. »Wie groß der Religionseifer des Kaisers seyn mochte, so muß bezweifelt werden, ob er den Gedanken, die evangelischen Reichsstände und ihre Unterthanen zur katholischen Kirche zurückführen zu wollen, jemals gefaßt hat; vielmehr setzte die Ueberzeugung, daß er die Verträge zu Passau und Augsburg in ihrem wahren Sinne geltend zu machen verpflichtet sey, jenem Religionseifer andererseits eine Schranke, an welcher sich sein kirchliches Gewissen damit beruhigte, daß der durch jene Verträge bestimmte Zustand ein vollkommen rechtsgültiger sey« (VII. 129).

Selbst das gesteht Menzel, daß das Restitutions-Edict an sich nicht ungerecht sey. »Der Act, die Güter der Kirche, nachdem sie sich 77 Jahre in protestantischen Händen befunden, ihrer frühern Bestimmung zurückzugeben, war freylich nicht gewaltsamer, als derjenige, der sie derselben entrissen hatte« — der deutsche Kaiser, aufgerufen von dem gekränkten und beeinträchtigten Theile, durfte jenes wohl mit größerem Rechte

thun, als die protestantischen Stände dieses gethan hatten — aber denen, die es unternommen haben, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen (?) und ältere, einst dagewesene Zustände wieder herzustellen, ist das Gottesurtheil des Ausgangs minder günstig gewesen, als denen, welche sich den neuen Richtungen des Weltgeistes überlassen haben (VII. 174). Von der streng rechtlichen Seite möchte das Restitutions-Edict schwerlich anzufechten seyn« (l. c. 182). Selbst der Churfürst von Sachsen erklärte: »Er könne dem Kaiser die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen nicht nehmen, da sie demselben von allen Churfürsten eingeräumt worden, und der Religionsfriede klar sey« (l. c. 171) [1]).

Das durch die calvinische Partey und Frankreich erhobene Geschrey über Ferdinands unermeßliche Ländersucht und schrankenlose Herrschsucht, das von Mund zu Mund bis auf Pfister's Geschichte der Deutschen herab nachtönte, wird 234 nachdrücklich zurückgewiesen: »Dieses unerwartete Ereigniß (Wallenstein's Entlassung) ging zunächst hervor aus dem Charakter des Kaisers [2]). Bis dahin hatte derselbe bey vielen Gelegenheiten Muth und Festigkeit an den Tag gelegt, und die Meinung erregt, daß er große Plane des Ehrgeizes und der Herrschsucht zur Gründung unumschränkter Alleingewalt in sich trage — eine Meinung, nach welcher auch spätere Geschichtschreiber Ferdinand den Zweyten noch immer nur als einen hochstrebenden, kein Maß und keine Schranke achtenden Despoten zu zeichnen pflegen. Aber dieser angebliche Despot war in der Wirklichkeit ein beschränkter, mit seinen Gedanken an die überkommenen Formen gefesselter, durch diese Formen befriedigter Geist, und bey seiner natürlichen Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit nicht geeignet, neuen Staats- und Weltverhältnissen Bahn zu brechen.

Was als Stärke oder Härte des Charakters in seinen Handlungsweisen erscheint, war, wie sein gefaßter Muth im Unglück, Erzeugniß seines Eifers für den katholischen Glauben .. und der damit zusammenhängenden Ueberzeugung, daß er zur Förderung dessen, was ihm als Ehre Gottes und Heil der Kirche vorgestellt wurde, den Gebrauch seiner Macht nicht versagen dürfe« [3]).

---

[1]) Vgl. Dollinger in Hertig's Kirchengeschichte III. 477.

[2]) Ranke, Fürsten und Völker III. 559. »Der Kaiser, um des Friedens willen, gab ihn auf.« Selbst Förster — Wallenstein's Briefe — stimmt ein, II. 31 und 59.

[3]) Man vergleiche S. 250 und 255.

»Die eigene Klage Ferdinand's über die Unglückseligkeit seiner Regierung und über die Unmöglichkeit, in anderer Weise, als geschehen, seine Feinde abzuwehren, verbunden mit der in Regensburg an den Tag gelegten Bereitwilligkeit, seinen Feldherrn und den größten Theil seines Heeres zu entlassen, bezeugen wohl hinreichend, wie wenig er an der Fortsetzung des Kriegs Gefallen fand, und wie auffallend er wünschen mochte, in anderer Weise, als der bisherigen, regieren zu können« (VII. 288).

An K. Ferdinand hat sich die Geschichtschreibung schwer versündigt; es ist Pflicht für sie, nach Menzel's Vorgange ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sein reiner Wandel, seine Rechtlichkeit, sein rücksichtsloses Festhalten an dem, was ihm als Pflicht erschien, sein Muth und seine Standhaftigkeit weisen ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Regenten aller Zeiten an. Von seiner Güte führt Hr. Menzel öfter Proben an, z. B. S. 473: »In allen andern Beziehungen (die Religion ausgenommen), zeigte er sich gütiger (in Schlesien), als im folgenden Jahrhundert ein philosophischer Regent für thunlich gehalten hat, als zur Zeit eines feindlichen Ueberzugs ein Theil der Einwohnerschaft Schlesiens sich wankelmüthig und anderer Herrschaft geneigt gezeigt hatte.«

Die Schilderung Gustav Adolphs S. 240, mit großer Vorliebe, ohne jedoch seine ehrgeizigen Plane zu läugnen, und zu verschweigen, welcher Art die Schirmherrschaft war, die er, der Befreyer, Deutschland zugedacht hatte (VII. 343 u. f.) [1]. Wir sind keineswegs der Meinung, seine großen Eigenschaften in Abrede zu stellen, können indessen doch nicht so unbedingt uns zu Hrn. Menzel's Ansicht bekennen; insbesondere möchten wir bezweifeln, was der Hr. Verf. so sehr hervorhebt: seine tolerante Gesinnung. Sein erster Alliirter in Deutschland, der Landgraf Moriz von Hessen, bat ihn, zu Frankfurt am Main eine Kirche für die Calvinisten gegen Erlegung einer Geldsumme bauen zu dürfen; worauf er antwortete: Lieber aller seiner Soldaten Piken und Degenspitzen im Herzen haben, als durch seine Waffen verursachen, daß ihren Religionsverwandten in der Religion etwas accresciren soll [2]). So spricht auch gegen diese Behauptung, was der Hr. Verf. selbst S. 291 erzählt. Als nämlich nach der Einnahme der Stadt Frankfurt a. d. O. sich der Superintendent Pelargus über die erlittene Plünderung beklagte, wurde ihm zur Antwort: »das sey die gerechte Strafe dafür, daß er falsche

---

[1]) Vergleiche Röse, Bernhard der Große von Weimar, I. 72, 74, 76.

[2]) Schmidt's neuere Geschichte der Deutschen, V. 242.

Lehren in die Kirche gebracht habe.« — Sein Bündniß mit Frankreich, das sich den Schutz der katholischen Religion ausbedungen hatte, erklärt Gustav Adolph's Schonung, wo er sie übte.

Wie von Hrn. Menzel's Unparteylichkeit und Unbefangenheit zu erwarten — so thut er auch dem alten Tilly sein Recht, und spricht ihn frey von den Gräueln, die ein zweyhundertjähriger Parteyhaß auf ihn gehäuft hat, die ein Geschlecht dem andern überliefert. Ohne Zweifel aus allen Feldherrn des dreyßigjährigen Krieges der reinste Charakter, wurde und wird er nur deßhalb mit unerbittlichem Hasse verfolgt, weil er die katholische Sache aus Ueberzeugung und mit Uneigennützigkeit verfocht bis zum Ende; während die Blutmenschen, die mit jeder Schande gebrandmarkt sind, wie der Mansfelder und der Halberstädter, Lobredner finden, erhebt sich unter dem lauten Lärm kaum eine schüchterne Stimme für den bescheidenen, uneigennützigen und frommen Helden.

Gewisse Dinge gehen von Mund zu Mund, und man verschluckt dabey Elephanten mit Leichtigkeit. Man wirft ihm, und darauf beschränkt sich am Ende alles, die Zerstörung Magdeburgs vor. Aber Tilly müßte ja, abgesehen von allen Gefühlen der Menschlichkeit, rasend gewesen seyn, wofern ihm nicht Magdeburg lieber als ein Schutthaufen gewesen wäre; und sein Interesse als General verstand denn doch Tilly auch *). »In der That war der Untergang Magdeburgs auch für den Sieger, der auf einen Waffenplatz und Stützpunkt an der Elbe gerechnet hatte, und statt dessen eine öde Brandstätte vorfand, ein harter Verlust .... Daß er an denselben (Gräueln) Gefallen getragen, das Morden und Brennen befohlen habe, ist zwar in neuern Geschichtbüchern oft zu lesen, wird aber durch alle Umstände und durch Tilly's sonstige Sinnesart widerlegt« (VII. 303 u. 304).

Von protestantischen, wie katholischen Zeitgenossen wird bezeugt, »daß Tilly beym Anblick der jammervollen Verwüstung, als er durch die mit Leichen bedeckten Straßen geritten, in Thränen ausgebrochen sey. Aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerxes, Scipio und des Titus nicht zu Theil geworden.« Das Betragen der Soldaten ist Folge der allgemeinen Verwilderung und nicht eines Religionshasses, da viele Protestanten im kaiserlich-ligistischen Heere sich befanden.

»Während dieser Belagerung (von Ingolstadt) starb Tilly... ohne Zweifel ein Feldherr großer Tüchtigkeit und unangetasteten Charakters von strenger .. Tugend .. achtete Titel und Würden dergestalt gering, daß er selbst die Ausfertigung des ihm zuge-

*) Vergl. Rudhart, Thomas Morus, 477.

dachten Fürstendiploms hintertrieb, und hinterließ .. nur ein mäßiges, der Armuth näher als dem Reichthume stehendes Vermögen. Aber den Glanz seines Kriegsruhmes hat die Leipziger Schlacht verdunkelt, und die Nachwelt denkt bey seinem Namen nur an die Gräuel der Zerstörung Magdeburgs, da die Sage, daß dieselbe nach Tilly's ausdrücklichem Befehle verübt worden, bey dem Hange der Menschen, Gunst oder Ungunst auf beliebte oder unbeliebte Personen in den stärksten Massen zu vertheilen, mehr Eingang gefunden, als die geschichtliche Thatsache, daß in Magdeburg von den Truppen Tilly's, wie in Frankfurt a. d. O. und in Würzburg von den Schweden, in unsern Tagen aber in Lübeck von den Franzosen gebahrt worden, was Gustav Adolph und Bernadotte eben so wenig als Tilly zu hindern vermocht haben« (VII. 337) *).

Ob das Lob und die Anerkennung, welche die katholischen Schriftsteller dem gefallenen Schwedenkönig nachsenden, Folge »des Anklanges, welchen seine Denkungsart bereits gefunden,« möchten wir sehr bezweifeln, und vielmehr glauben, daß sie weniger von Vorurtheil geblendet, als ihre Gegner, auch im Feinde das Gute zu erkennen vermochten.

Die Herausgabe der Briefe Wallenstein's hat bekanntlich die Frage über die Schuld oder Unschuld dieses Feldherrn wieder neuerdings angeregt. Der Herausgeber, Förster, hat sich bekanntlich entschieden und mit Wärme für die Unschuld ausgesprochen. Wir waren sehr neugierig, Menzel's Urtheil hierüber zu vernehmen. »Das Wahrscheinliche ist, daß Wallenstein, der niemals ganz frey von Ueberspannung gewesen war, keinen bestimmten Plan verfolgte, sondern sich von dem Hasse, den er zugleich gegen die Schweden, gegen Bayern und die geistliche Hofpartey hegte, von dem Gedanken, Frieden im Reiche stiften, und für sich selbst eine selbstständige Fürstenmacht gründen zu können, endlich von dem Wunsche, durch Täuschung der Feinde Vortheile im Felde zu erlangen, abwechselnd leiten ließ. Er gefiel sich in der hochmüthigen Einbildung, beliebig nach jeder Seite hin allgewaltig eingreifen zu können, überschätzte aber, nach Weise fanatischer Charaktere, die Bedeutsamkeit seiner Mittel, und verkannte sowohl seine Stellung zum Kaiser, als zu seiner Armee« (VII. 383). »Jedenfalls ist Wallensteins Handlungsweise gegen seinen Gebieter von Unredlichkeit nicht frey zu sprechen«. (VII. 409).

*) Wie lange wird es aber dauern, ehe diese Rechtfertigung in die neuern Schul- und Volksbücher Eingang findet. Das alte Zerrbild des Grafen ist für den geschichtlichen Parteygeist weit brauchbarer, als das richtige Urbild (VI. 128).

Sehr wahrscheinlich ist Hrn. Menzel's Vermuthung, daß statt des 20. Februars in dem Briefe des Kaisers bey Förster, in welchem derselbe die Flucht Wallensteins als Beweis seiner Schuld anführt, gelesen werden müsse der 26. Februar.

In Betreff der Todesart Wallensteins möchten wir an die Bemerkung des Hrn. v. Bucholtz erinnern, welche er bey einem verwandten Anlasse, dem Tode des Cardinals Martinuzzi, macht *): »Bey dem Urtheile über die That muß unterschieden werden, was nach der damals besonders von Italien her ausgebildeten Rechtskasuistik dem gewissenhaften Regenten als erlaubt, weil schützend für viele Andere, erschien, von dem, was die hierin bessere, einen der reellen Fortschritte bezeichnende Rechtslehre neuerer Zeit verlangt. Kein Verbrechen, auch keines gegen den Staat, und wäre es noch so erwiesen, soll ohne schützende Formen, ohne Untersuchung und Urtheil unabhängiger Gerichte, den Fall der manifesten Nothwehr und offenen Krieges ausgenommen, seine Strafe finden; schon darum, weil auch die redlichste Meinung der Täuschung unterworfen ist, um so mehr, weil ohne jene Formen auch Leidenschaft und Bosheit sich gleicher Gründe als Vorwand bedienen können. Es ist würdiger und männlicher, und selbst mehrentheils sicherer, im Wege des Rechts und dessen offener Vertheidigung gegen offene Gewalt die Gefahren zu bestehen, die aus den Entwürfen des listigen Verraths entstehen können, als denselben durch ein, das Gesetz selbst verletzendes Verfahren zuvor zu kommen. Und so dürften die meisten Ansichten sich darin vereinigen, daß Ferdinand durch jenen eventuellen Befehl zwar nach Gründen handelte, die er in seinem Gewissen und nach der allgemein verbreiteten Lehre und Uebung seiner Zeiten für vollgültig und rechtfertigend hielt, daß aber in der Sache selbst die Verhaftung, Wegführung und ein richterliches Verfahren gegen Martinuzzi (Wallenstein) ein reineres Licht nicht sowohl auf den Charakter Ferdinands, als auf seine Zeit im Ganzen und die darin vorherrschenden Ansichten werfen würde.«

Wallensteins Sache dürfte indessen nach all dem, was Förster geleistet, noch keineswegs als spruchreif und abgeschlossen betrachtet werden, so sehr auch letzterer von der Unschuld seines Helden überzeugt ist. Seine Behauptungen stützen sich doch eigentlich immer noch auf erst zu erweisende Hypothesen, daß nämlich Wallenstein bey all seinen gewagten Unterhandlungen mit den Sachsen, Schweden, Franzosen, bey seinem in der

*) Geschichte Ferdinand I., VII. 290.

That höchst sonderbaren Benehmen als Feldherr, nur die Absicht gehabt habe, zu täuschen und sicher zu machen. Selbst dieses zugegeben — welche tolle Verwegenheit, ohne Vorwissen seines Kaisers und Herrn solches Spiel zu treiben! Die Resultate der Försterischen Arbeit möchten etwa folgende seyn:

1) Waldstein scheint sich eines bestimmt entschiedenen Verraths an seinem Herrn nicht schuldig gemacht zu haben, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß er in seinen Verhandlungen mit Gustav Adolph, Oxenstierna, Sachsen, Brandenburg, Frankreich — zugegeben, daß es alles nur auf Veruneinigung und gegenseitiges Mißtrauen der Feinde abgesehen habe — ein sehr gewagtes Spiel getrieben, das Ursache genug zum Verdachte darbot.

2) Gallas, Piccolomini, Caretto ꝛc. betrachteten seine, wenn auch nur auf Täuschung der Feinde berechneten Verwicklungen als vollen Ernst — ob aus Bosheit oder in guter Meinung, muß dahingestellt bleiben, weil für erstere Annahme kein entscheidender Beweis vorliegt — allarmirten den Kaiser, wobey wohl auch die spanisch-bayerische Partey sich anschloß.

3) Dem Kaiser stellte man das Ganze dar als ungeheure, seinem ganzen Hause den Untergang drohende Verschwörung, und obgleich er nur sehr schwer den Glauben an die Treue seines Feldherrn aufgab, so entriß man ihm doch durch fortgesetztes Drängen das Patent, von welchem man den möglichst gelinden Gebrauch zu machen versprach.

4) In wessen Kopf der Gedanke der Ermordung zuerst entstanden sey, wer sie befohlen, kann nicht ermittelt werden.

5) Der Prozeß gegen die Mitverschworenen führte zu keinem Ergebniß, und wurde gegen alle Ordnung des Rechtes geführt.

6) Wenn man auch aus dem Vorliegenden zu dem Urtheile »nicht schuldig« berechtigt seyn kann, so bleiben dennoch auch jetzt noch der dunkeln Stellen in Waldsteins Leben so viele, daß man kaum sich getrauen dürfte, jenen Ausdruck mit »unschuldig« zu vertauschen.

7) Die Darstellung kann man nicht gelungen nennen. Förster verräth vielfach Mangel genauerer Kenntnisse der Dinge, woraus Unklarheit und voreiliges Absprechen entspringt. Ueberhaupt, da er von der Voraussetzung der Unschuld Wallensteins ausgeht, so verficht er dessen Sache mehr als Sachwalter, als daß er, wie dem Historiker geziemt, ruhig und parteylos prüfte.

Die Jesuiten haben auch in dieser Tragödie wieder das beste gethan. Man sieht zwar nicht recht wie? oder wodurch? Es ist

aber um so mehr vorauszusetzen, da doch alles Unheil von ihnen kommen muß, »damit über sie komme all das gerechte Blut, das vergossen ward auf Erden von dem Blute an des gerechten Abels bis zum Blute des Zacharias, Bqrachias Sohn.«

Die Erniedrigung der Deutschen, ihre Unterwürfigkeit gegen Fremde wird öfter in diesem Bande beissend hervorgehoben — und manches in diesem siebenten Bande der Geschichte der Deutschen, welcher die Begebenheiten bis zum Prager Frieden 1635 erzählt, findet auch nach zwey Jahrhunderten noch Anwendung — und auf die Thatsache aufmerksam gemacht, wie sich die Fürsten von Ausländern ganz geduldig mißhandeln ließen, aber ein gewaltiges Geschrey erhoben, sobald der Kaiser nur Miene machte, eine Maßregel gegen sie in Anwendung zu bringen, welche ihnen vielleicht auch nur unbequem war. Treffend heißt es S. 421 über die Erklärung des Churfürsten von Sachsen gegen das schwedische Bündniß 1634: »Solch' eine Sprache würde dem, der sie führte, bey jedem andern Volke, wenigstens nach Jahrhunderten, den Ruhm vaterländischer Gesinnung erworben haben; aber da in Deutschland der confessionelle Gesichtspunkt mehr als der politische galt, ist die Gesinnung und die nachfolgende Handlungsweise des Churfürsten Johann Georg bey der Kirchenpartey, der er selbst angehörte, stets als verwerflich, und der guten Sache verrätherisch betrachtet, und diesem Fürsten gar sehr verdacht worden, daß er sich auch als Deutscher, und zwar als deutscher Landesfürst gefühlt hat, dem das Walten und Schalten der Fremden ein Aergerniß war.«

Indem wir nun diese Anzeige schließen, sey uns noch erlaubt, dem hochgeachteten Herrn Verfasser unsern aufrichtigen Dank auszudrücken im eigenen und im Namen aller derer, welche in der Geschichte nicht eine Partey, sondern die Wahrheit, und eine durch sie vermittelte Verständigung suchen. Möge sein Bemühen auch vielfältig verkannt werden, möge man auch fortfahren ihn zu verketzern, die Ueberzeugung diene ihm zur Beruhigung, daß die Verkennung nicht allgemein, und die Wahrheit ein Samenkorn sey, welches, in die Erde gelegt, erst im Laufe der Zeit zur Reife gedeiht.

Art. VI. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Erster, zweyter und dritter Band. Leipzig und Darmstadt, bey Leske, 1837. 8.

Der Zweck des vorliegenden Werkes ist sehr klar ausgesprochen. Es will für den Zeitraum der ersten sieben Jahrhun-

derte der Hidschret in fortlaufender chronologischer Uebersicht durch ein halbes Hundert von Biographien großer Herrscher die Lücken ausfüllen, welche in der allgemeinen Geschichte des Morgenlandes während des Mittelalters sich nur zu fühlbar machen; denn es läßt sich nicht läugnen, daß abgesehen von der Beleuchtung, welche einzelne Partien gefunden, die Gesammtgeschichte noch wenig gesichtet ist, oder gar im Dunkel liegt. Es beginnt mit Mohammed dem Propheten, dem Gründer des Islam, mit welchem die beglaubigte, wahre Geschichte des Moslimen anhebt, und umfaßt in dem ersten Bande noch die Leben seiner vier ersten Nachfolger: Ebubekr, Omar, Osman und Ali. Darauf folgen die Chalifen aus dem Hause Omeje im Osten und Westen, in Syrien und Spanien, die des Hauses Abbas zu Bagdad und der Fatimiten in Aegypten; die Beni Hamdan zu Haleb und in Irak, die Mowwahidin und Morabithin in Maghrib. Diese arabischen Dynastien bilden die erste Hälfte des Werkes; die zweyte begreift die Biographien von fünf und zwanzig großen Herrschern aus den Dynastien der Perser, Türken und Kurden. So anziehend die Aufgabe nun schon an und für sich gestellt ist, so weiß der Hr. Verf. auch noch gleich in der Vorrede S. X die geistige und gemüthliche Theilnahme bey seinen Lesern in Anspruch zu nehmen: »Wären dem Verf. bloß die aus Uebersetzungen schon bekannten Quellen zu Gebote gestanden, so hätte er diese Arbeit eben so wenig, als seine früheren unternommen, weil dieselbe ein Anderer besser zu machen im Stande, und ihm leicht den Vorsprung abgewinnen konnte; da er sich aber für diese Arbeit, so wie für seine Geschichte des osmanischen Reiches (von welcher diese die Vorläuferin in den der Begründung des osmanischen Reiches vorhergegangenen sieben Jahrhunderten der Hidschret), des Vortheils des Besitzes wichtiger und theils gar nicht, theils nur theilweise benützter Quellen erfreut, so unterzog er sich dieser Arbeit mit dem Pflichtgefühle des Bergmannes, dem die Ausbeute neuer Adern obliegt, und der Lust und Liebe, welche die Bearbeitung neuen Stoffes einflößt.« Diese Lust und Liebe zur Sache, dieses rege Streben nach Wahrheit, diese edle Bescheidenheit würden immer anziehen, um so mehr, wenn sie bey dem Veteranen sich zeigen, der mit ruhigem Auge auf das von ihm Geleistete zurückblicken kann. Bey der gegenwärtigen Anzeige wird sich Ref. so viel als möglich an die Worte des vorliegenden Werkes halten, weil auf diese Art Geist und Darstellung am leichtesten sich erfassen und mittheilen lassen.

Wie billig gehen als Einleitung der Geschichte Mohammeds voran eine Schilderung des Landes und Volkes, unter dem der

Prophet auftrat, des Stammes und der nächsten Ahnen, von denen er entsprossen, einige Nachrichten über den Handel, womit er sich in seiner Jugend beschäftigt, und des Gottesdienstes, dem seine Landsleute vor der Bekehrung ergeben waren. Unter diesen Schilderungen ist die der Araber S. 7 ausgezeichnet, sie wird aber noch übertroffen von jener der Wüstenbewohner Bedewi, d. i. der Herumziehenden, S. 11. »Habsüchtig und gierig, lügnerisch und betrügerisch im Handel und Wandel, aber tapfer und freygebig, mild und dankbar, und vor Allem gastfrey und treu in Erfüllung des selbst dem Feinde gegebenen Wortes, mäßig und enthaltsam, ein munterer Gesellschafter und heiterer Gefährte, witzig, launicht, wohlberedt und dichterisch, ein warmer Vertheidiger seiner Ehre und besonders der des Harems, hat der heutige Beduine noch alle die Vorzüge und Mängel des Charakters seiner Ahnen zur Zeit Mohammeds; er wäscht den Schimpf in Blut und dürstet nach demselben, wenn es sich handelt, das vom Feinde vergossene des Blutverwandten zu rächen; »»den Brand, den Brand, und nicht die Schand! die Rach', die Rach', und nicht die Schmach!«« ist noch heute das Kriegsgeschrey des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen; doch ist er noch gastfreyer als blutdürstig, und edler als unversöhnlich. Seine Wohnung: das Zelt, von dessen Theilen auch die Kunstwörter seiner Prose und Poesie hergenommen sind; sein Geräthe: Kameelsattel, Wasserschlauch und Dreyfuß; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel, dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra oder den farbigen Streifen der Felsen nachgeahmt sind; seine Waffen: Speer und Schwert, Helm und Panzer; seine Speise: süße und saure Milch des Kameels, ungesäuertes Brot, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum das Kameel und das Pferd; seine Hausthiere der Hund und die Katze.«

Der Hr. Verf. hat das Geburtsjahr des Propheten in dem Texte seines Werkes nicht angegeben; bloß in der ersten Anmerkung zu S. 22 scheint es, daß er der Angabe Weisi's beypflichte, der es in das Jahr 569 (1. April) setzt. Indessen wäre es sehr erwünscht gewesen, durch die Autorität des neuesten Biographen über eine so verwickelte Frage mehr ins Klare gesetzt zu werden, weil davon die Bestimmung noch einer andern Thatsache abhängt. Es ist nämlich bekannt, daß in dem Geburtsjahre des Propheten die Pocken bey Gelegenheit des Elephantenkrieges aus Habessinien nach Arabien gebracht worden. Die 105. Sure des Korans deutet in poetischer Phrase diese Begebenheit an, und bey Reiske (Opuscula medica ex monumentis Arabum, herausgegeben von Gruner, p. 8 u. 9) ist die Bestäti-

gung in den dürrsten und unzweifelhaftesten Worten zu lesen. Die älteren Aerzte, Freind und Haller, selbst der Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller folgern nun, daß die Krankheit von dort nach Europa gebracht worden, während der kenntnißreiche Sprengel in seiner Geschichte der Medizin, gestützt auf die Behauptung: Mohammed sey i. J. 572 geboren, es verneint, und bemerkt, die Pocken seyen schon 570 in Europa vorgekommen. Es ist einleuchtend, daß die Frage über die Möglichkeit der Pockeneinschwärzung ganz abweichend entschieden werden muß, wenn man annimmt, Mohammed sey 569 oder 571 oder 572 geboren. Uebrigens erhält die Stelle der 105. Sure: »Siehst du nicht, was uns dein Herr gethan mit dem Inhaber des Elephanten? Wie sie durch ihre List in den Irrthum rannten! Er sandte wider sie der Vögel dichte Schaaren. Er schmiß sie mit Steinchen aus gebranntem Thon, und sie flogen wie die Spreu geschnittener Saat davon;« dadurch eine verständigere Auslegung, daß diese Male der Vögelschaaren nichts als die Male, welche die Pocken eindrücken, bedeute, und das unerklärbare Wunder, welches Gibbon in diesen Ausdrücken findet, löset sich natürlich auf.

Nachdem das wenige Merkwürdige erzählt worden, das sich mit dem Propheten bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre zugetragen, folgen einige Betrachtungen über den Koran, dessen erste Suren um diese Zeit, als vom Himmel gesendet, bekannt gemacht wurden. Die Bemerkung ist dabey neu und treffend, daß der Engel Gabriel bey der ersten Erscheinung Mohammed zu lesen befiehlt. »Lies im Namen deines Herrn, der dich erschaffen.« Durch einen einfachen Schluß läßt sich daraus herleiten, daß Mohammed also zu lesen verstanden habe, was von Vielen bestritten worden. Der poetische Gehalt des Korans, vornehmlich die zweyte Hälfte, welche der Zeit nach früher verfaßt worden als die erste, findet seine Vertheidigung, obwohl keineswegs in Abrede gestellt wird, daß ihm, bey aller Meisterschaft des geflügelten Worts, da er einen Theil des Inhalts der Bibel verdankt, der Anspruch auf Originalität fehle. Dieß ist recht faßlich und überzeugend durch die angeführten Gleichnisse, Beschreibungen, Bilder und Schwüre dargethan, wobey bemerkt wird, daß er den früheren Gedichten der Araber an philosophischen Sprüchen und ethischen Lehren gar nicht nachsteht, ja daß sehr viele derselben in den Handlungen und Sitten der Moslimen in volles Leben getreten. Neu ist die Nachricht, daß Chadidsche, die erste Gemahlin Mohammeds, einen Vetter Werka, den Sohn Naufil's, gehabt, der Christ und Priester, zuerst das alte und neue Testament aus dem Hebräischen ins Arabische

übersetzt. Mit ihm lebte Mohammed durch achtzehn Jahre im vertrauten Umgange, und von ihm leitet der Hr. Verf. die Bibelkenntniß des Propheten ab, die andere Schriftsteller mit minder Wahrscheinlichkeit durch dessen zweymalige Reisen nach Syrien und den kurzen Aufenthalt im Kloster zu Boßra zu erklären suchen. Schade, daß von dieser ersten arabischen Uebersetzung, besonders wenn sie — was außerordentlich erscheinen würde — das ganze alte und neue Testament umfaßt hätte, sich nicht nähere Angaben erhalten haben. Zwar findet sich, nach dem Urtheile des bibelkundigen Cludius, im ganzen Koran keine einzige Stelle, welche darthäte, daß Mohammed die Briefe der Apostel oder die von der alten Kirche für echt erklärten Evangelien, die wir in unserm Testamente besitzen, oder auch nur Eins derselben gelesen hätte, vielmehr geht aus dem, was er von der Verkündigung und Geburt Mariens, von ihren Kinderjahren, von der Verkündigung, der Geburt Johannis des Täufers, von der Geburt und Kindheit Jesu und seiner Geschichte Irriges und Auffallendes mittheilt, deutlich hervor, daß er mit einem apokryphen Evangelium, vielleicht dem sogenannten Evangelium der Vollkommenheit (εὐαγγέλιον τελειώσεως) des Valentinus oder Basilides bekannt gewesen. Immerhin wäre es interessant, wenn sich angeben ließe, wie sich die von Werka gearbeitete Uebersetzung zu dem von Henr. Sike arabisch und latein herausgegebenen Evangelium infantiae Jesu verhält. Indessen bleibt sicher, auf die Verwechslung der beyden Wörter παράκλητος (der Berufene, der Tröster, der heilige Geist) und περικλυτός (der Gelobte) gründet sich die Behauptung Mohammeds, seine Ankunft sey schon im Evangelium vorausverkündet worden, da er auch Ahmed, d. i. der Lobenswürdigste, und Mahmud, d. i. der Gelobte, heißt.

An sehr vielen Orten der Biographie hat der Hr. Verf. die reinen Quellen der Geschichte verlassen, und wo es Noth that, auch jene Dichtungen aufgenommen, die von den Freunden und Schülern als bare Wahrheit geglaubt und fortgepflanzt, großen, umbildenden und dauernden Einfluß auf Sitten und Gewohnheiten, Vorstellungen und Begriffe, Leben und Seyn der Moslimen genommen. Dahin gehört die erhebende Beschreibung der nächtlichen Reise des Propheten S. 85, die ausführlich übersetzt zu den schönsten Stellen des Buchs gezählt werden muß. Nach ihr werden die Grundfesten des Kultus des Islams aufgezählt, darunter der positive Befehl, die Ungläubigen zu tödten, S. 88: »Tödtet sie, wo ihr sie findet; werft sie hinaus, von wo sie euch hinausgeworfen.« Als Beleg ist der Vers 192 der zweyten Sure angeführt. Nimmt man aber den vorhergehenden 191. Vers

dazu, so lautet die Stelle nach Marracci's Uebersetzung: 191. et pugnate in semita Dei contra illos, qui pugnaverint contra vos: et ne transgrediamini (i. e. ne pugnetis primi contra eos), quia Deus non amat transgredientes. 192. Et occidite eos, ubi inveneritis eos: et ejicite eos, unde ejecerint vos. Ist diese Uebersetzung richtig — und mit ihr stimmt die deutsche von Boysen überein: Streitet für die wahre Religion wider die, die wider euch zu den Waffen greifen; begeht aber die Sünde nicht, daß ihr sie zuerst angreifet, — so scheint es, daß Mohammed wohl den lebhaftesten Vertheidigungskrieg, aber keinen Angriffskrieg befohlen habe. Diese mildere Deutung erhält ihre Bekräftigung in den Versen, welche der Hr. Verf. aus der vom Propheten zuletzt bekannt gemachten Sure S. 214 mittheilt: »Die da glauben, Juden, Christen und Sabäer, wenn sie glauben an Gott, an den jüngsten Tag und redlich handeln, so haben sie nichts zu fürchten, und sie werden nicht betrübt werden.« Es möchte nützlich seyn, auf diese humane, verträgliche Ansicht gerade in unserer Zeit aufmerksam zu machen, in welcher der lebhafte Verkehr mit dem Orient täglich größere Fortschritte macht.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, welche Mohammed bey der Verkündigung seiner neuen Lehre fand, und ungeachtet der Verfolgungen, vor denen ihn nur das große Ansehen seines Oheims theilweise zu schützen vermochte, wußte er doch durch die hinreißende Beredsamkeit seiner Predigten zwölf Bewohner Medina's zu einem Bunde zu vereinigen, der eben sowohl den Grund zu seiner Größe legte, als er einen Theil seiner religiösen und moralischen Ueberzeugung ins Leben führte. Die Männer von Medina verbanden sich (S. 89) zum Abscheu des Götzendienstes, des Diebstahls, der Hurerey und der Mädchenertränkung, welche unter den Arabern vor Mohammed Sitte gewesen; sie verbanden sich weiters, Niemanden zu verleumden, sich wider das Gesetz nicht aufzulehnen, im Schweren wie im Leichten den Befehlen des Propheten zu gehorchen, nicht unter einander zu streiten, und durchaus wahr zu seyn.

Von der Hidschret werden die Begebenheiten sicherer, und treten schärfer in das historische und chronologische Gebiet. Mit Recht wird der Begriff Frohnkampf und Feldzug sogleich festgestellt, und bemerkt, daß viele der Waffenthaten, sey es, daß der Prophet selbst zugegen, oder daß sie auf seinen Befehl unternommen worden, eigentlich gar keine ehrenvolle Erwähnung verdienen, weil sie aus niederm Anlasse beschlossen, von geringem Erfolge begleitet, ja zuweilen nur aus kleinlichen und mißlungenen Versuchen, Karawanen aufzupassen und sie auszu-

rauben, bestanden haben. In diese Zeiten der ersten Kämpfe fallen auch einige Handlungen, welche den Ruhm des Propheten beflecken, und mit gebührendem Abscheu vor ihrer Niedrigkeit gebrandmarkt werden. Der blinde Omeir B. Ada stahl sich Nachts in das Schlafzimmer der satyrischen Jüdin Aßma, bey der ihr Säugling lag, mordete sie, und nagelte sie auf dem Boden fest. Als am Morgen der Mörder hinter Mohammed beym Gebete stand, fragte ihn dieser: »Hast du die Tochter Mewar's getödtet?« Der Mörder bejahte die Frage, und setzte die hinzu, ob ihm die That wohl schaden könne? »Es stoßen sich,« antwortete Mohammed, »nicht zwey Ziegen darum.« Omar sagte verwundert: Seht mir einmal diesen Blinden an! Mohammed fiel ihm ins Wort: »Heiß ihn nicht einen Blinden, sondern vielmehr einen Hellsehenden.« Andere unedle Handlungen sind seine Schadenfreude über die in der Schlacht von Bedr gefallenen Feinde; der Befehl, zwey der Gefangenen hinzurichten, weil sie ihn persönlich beleidigt, und die Aufforderung, ihn von dem mehr als hundertjährigen Juden Ebu Aaf zu befreyen, worauf Selim, der Sohn Omeir's, eilte, das bezeichnete Schlachtopfer Nachts im Schlafe zu morden. Solchen Auftrag nennen moslimische Geschichtschreiber eine Sendung. Zum Meuchelmorde des gelehrten Juden Kaab Ben Eschref entließ der Prophet die bereitwilligen Freunde mit den Worten: »Geht nun in Gottes Namen! Gott helfe euch!« Zu einem andern Mörder, der ihm den Kopf des verhaßten Sofian B. Chalid vor die Füße rollen ließ, sagte er: »Du gehst auf diese Weise den kürzesten Weg ins Paradies, denn derer, die den kürzesten Weg dahin gehen, sind Wenige.« Ueberdieß schenkte er dem Mörder einen Stab, der nach des Beschenkten Testament mit ihm begraben ward, zur Erleichterung des kürzesten Weges nach dem Paradiese. — Wenn gleich Züge der Rachsucht bey einem Araber sehr erklärlich sind, so thun doch, scheint es, jene Schriftsteller des Guten zu viel, welche Mohammeds Leben unschuldig, erbaulich, tadellos nennen, sey es auch, daß sie sich hinter das bestreitbare Wort Privatleben zurückziehen, oder wie Gibbon, klüger als sie, gethan, die Unschuld nur bis ins vierzigste Jahr gelten lassen, weil von dieser dunkeln Periode allzu wenig aufbewahrt worden, um ein genügendes Urtheil zu fällen.

Indessen, diese widrigen Thaten sind mit vielen guten, tapfern und erhabenen untermischt, und nach dem vertragsmäßigen Besuche Mohammeds am Heiligthume der Kaaba nehmen mit dem Glücke der Charakter des Propheten und die Dinge einen höhern Schwung. S. 165: Sechs Gesandte zogen mit Sendschreiben, in denen die Einladung zum Islam enthalten,

nach Byzanz an Heraklius, den griechischen Kaiser, nach Medain an den persischen Chosroes Perwis, nach Abyssinien an den Nedschaschi (so hieß der jedesmalige König Abyssiniens), nach Alexandrien an den Kopten Mokawkas, byzantinischen Statthalter, nach Damaskus an den Araber Ben Haris, den Stammfürsten der Beni Ghasan, Statthalter über die Stämme der Wüste im Namen des Kaisers von Byzanz, und nach Jemane an Silit Ben Amru el-Aamiri, den Statthalter der persischen Chosroen im südlichen Arabien.« Hier zeigt sich wieder, wie nothwendig es ist, neben der wahren Geschichte auf die Sagen, die davon herumgehen, Rücksicht zu nehmen. Es lebt nämlich der Glaube noch heut zu Tage in voller Kraft fort, der griechische Kaiser Heraklius habe dem Gesandten geneigte Aufnahme gewährt, und »den jüngsten und seltsamsten Beweis davon gibt das letzte Schreiben des Kaisers von Marokko an den Kaiser von Oesterreich, worin jener diesen für den unmittelbaren Abkömmling des Kaisers Heraklius hält, und die Dauer des Kaiserhauses dem guten Empfange zuschreibt, welchen Heraklius (Ahnherr des Kaisers von Oesterreich) dem Gesandten des Propheten (Ahnherrn des Kaisers von Marokko) angedeihen ließ.«

Mohammeds glänzendster Tag ist unstreitig sein triumphirender Einzug in Mekka nach langjähriger Verbannung, und großherzig ist seine Antwort auf das Flehen seines Feindes: des Volkes zu schonen, für welches nun der Tag des Verderbens gekommen: »Der heutige Tag ist ein Tag der Barmherzigkeit, an welchem Gott die Koreisch verherrlichen wird.« Nur wenige Personen verloren ihr Leben, und die Ursachen, warum sie es verloren, lassen sich von einer Seite vielleicht rechtfertigen. Am meisten dürfte die Hinrichtung Abdollah's, für den sein Milchbruder Osman gebeten, verletzen. Erst auf die dritte Bitte gewährte Mohammed scheinbar Verzeihung, und als Osman froh fortgegangen, sagte jener: »Ist denn keiner hier, der mich von diesem Hunde befreye?« Dabey muß man aber bedenken, daß Abdollah der Schreiber gewesen, dem er die Offenbarungen des Himmels dictirt, daß der ungetreue Diener sich willkürlich Aenderungen erlaubt, und geprahlt hatte: Er mache die Offenbarung. Wahrlich, ein Frevel, zu groß, als daß ihn der Prophet Gottes ungestraft lassen konnte. Es scheint, als ob die Milde, welche mit den zunehmenden Jahren in Mohammed sichtbar wurde, ihr Gegengewicht in der Härte gefunden, in der sich seine Freunde gefielen. Er verbot bey dem syrischen Zuge, Kinder und Greise zu morden, Bäume und Reben auszurotten, Gebäude

und Denkmale zu zerstören, während Chaled, das Schwert Gottes, gegen Gefangene wüthete.

Die europäischen Erzähler eilen gewöhnlich nach der Einnahme Mekka's zum Tode des Propheten, weil sie fürchten, daß die Aufzählung der vielen Stämme, deren Herr er wurde, für ihre Leser wenig Interesse hat. Allein mit Recht verweilt der Hr. Verf., auf seinem Standpunkte beharrend, länger bey dem sogenannten Jahre der huldigenden Deputationen, und zählt deren neun und vierzig auf, wobey mehr als ein charakteristischer sittenmalender Zug hervortritt. Gewöhnlich schreibt man die Krankheit, an welcher Mohammed gestorben, dem Gifte zu, das er von einem rachsüchtigen jüdischen Weibe in Chaibar erhalten. Unser Verf. übergeht diese Vermuthung mit Schweigen, und läßt ihn auf ganz natürliche Weise verscheiden. — Früher waren schon zahlreiche Proben mitgetheilt worden, den poetischen Werth des Korans darzulegen, am Schlusse der Biographie werden noch viele Stellen aufgeführt, welche Vorschriften der reinsten Sittenlehre und Gottesfurcht enthalten. Gewiß ist, so konfus der Koran auch uns europäischen Lesern vorkommen mag, seinem Verfasser kann ein tiefes religiöses Gefühl nicht abgesprochen werden, das unsere volle Achtung in Anspruch nimmt, und sich der orientalischen Völker bemächtigte, welche wie die Sabäer und Parsen unvollkommenere Religionen besaßen. Mohammed spricht wiederholt von gänzlicher Ergebung des Menschen an Gott, und er muß einen Theil der Seligkeit, die in diesem Ausdrucke liegt, gewiß gefühlt haben, wenn gleich sein Gott nicht der sanfte, liebende Vater der Christen ist, sondern mehr einem orientalischen Herrscher gleicht, der nach Gutdünken Gnade und Ungnade vertheilt. Der Prophet ist nicht sparsam Handlungen zu gebieten oder zu verbieten, aber er ist weit entfernt, tiefer einzudringen, und Reinheit des Herzens als die Hauptbedingung zu erkennen, von der die Güte oder Verwerflichkeit der Handlung abhängt.

Man hat an ihm die Geringschätzung getadelt, mit welcher er die Frauen behandelt, und in der That, wenn man liest, was in der vierten Sure vorkömmt: Jenen (Weibern) aber, von denen ihr fürchten könnt, daß sie unredlich handeln, gebt Verweise, enthaltet euch ihrer, und peitscht sie;« so könnte man sehr geneigt werden, diesem Urtheile beyzustimmen. Allein damit wäre ein ungerechtes Wort ausgesprochen. Es ist bekannt, daß Mohammed zu sagen pflegte: Gott habe sein Glück in drey Dinge gesetzt: in das Gebet, in die Frauen und in die Wohlgerüche, und bey solcher Gesinnung läßt sich schon vermuthen, daß er das Loos des schwächern Geschlechts zu verbes-

fern beflissen. Er hat es auch ungemein verbessert, wenn man, wie billig, den Zustand desselben betrachtet, ehe er als Reformator aufgetreten. Er verbot die Waarenheirat, welche ohne Zeugen und Ehevertrag bloß in einem mündlichen Einverständnisse auf bestimmte Tage für eine bestimmte Summe bestand, indem der Mann zum Weibe sagte: »Ich will dein genießen für so viel und so viel, auf so lang und so lang.« Seine Nachsicht für die Frauen — wie der Hr. Verf. S. 198 recht gut heraushebt — bewährt sich nicht nur in den Versen des Korans, sondern auch in seinen Worten und Thaten. Eines der tiefsten und die größte Kenntniß des weiblichen Herzens verrathenden Worte ist: »Behandelt die Frauen mit Nachsicht! Sie sind aus der krummen Rippe (Adams) erschaffen; die Rippe ist ein krummes Bein; wollt ihr es mit Gewalt gerade machen, so werdet ihr es brechen. Behandelt die Frauen mit Nachsicht!« Die Frauen dankten ihm in Arabien die Abstellung des Mädchenmordes — er erklärte Kindermord für eine entsetzliche Sünde — da es vor ihm jedem erlaubt war, Mädchen gleich nach der Geburt zu ertränken, und verordnete die gleichmäßige Betheilung bey Erbschaften. Er sagte auch: »Der Beste von euch sey der Beste mit seinem Weibe, denn ich bin der Beste von euch mit dem meinen.« Wohl setzte er Steinigung auf den Ehebruch, verlangte aber zu dessen Erhärtung so schwer zu erhaltende Beweise, daß sich von dieser Strafe kaum ein paar Beyspiele in der ganzen moslimischen Geschichte, in der des osmanischen Reiches nur ein einziges aufgezeichnet finden.

Mit hohem Interesse schließt das Ganze der Biographie mit einem Gemälde seines täglichen Lebenswandels und seines Hausbrauches, wovon bisher die wenigsten Züge bekannt. Es umfaßt Bemerkenswerthes von seiner Kleidung, seinem Essen und Trinken, seinen Reisen, seiner Behandlung der Frauen, seinem Benehmen in Gesellschaft, seinem Gehen und Reiten, seinem Schlafengehen und Aufwachen, seinen guten Manieren, seinen Loosen und Schwüren, seiner Toilette und seiner Person.

Es gehörte zu Mohammeds Glück, Männer wie Ebubekr und Omar zu hinterlassen, die ausgerüstet mit rauhen, starken, republikanischen Gesinnungen in eherner Faust zusammenhielten, was nach des Propheten Tode wie lose Spreu aus einander stäuben wollte; denn die Ungebundenheit des Götzendienstes lockte, und beyzusteuern zum vorgeschriebenen Almosen war verhaßt. Schon ein anderer Schriftsteller hat bemerkt, daß Ebubekr, ohne Rücksicht auf Tugend zu nehmen, nur kräftige Männer zu Heerführern wählte, und unser Verfasser bewahrheitet diese Worte durch Erzählung der schändlichen Thaten Chaled's.

Als Fortbildung der neuen Herrschaft werden angeführt die Einführung der Staatskasse, des Sekretärs, Kämmerers, Richters und des Steuereinnehmers; ferner die Erlaubniß, daß gegen Bezahlung der Grund- und Kopfsteuer ein auswärtiges Land in Frieden leben konnte. Noch wichtiger war aber das Unternehmen, den Koran durch Vereinigung der zerstreuten Suren zu ordnen. S. 245: »Omar hatte die Nothwendigkeit dieser Maßregel dem Chalifen fühlbar gemacht. Seid Ben Sabit erhielt den Auftrag dazu. Die Gefährten, welche während der Lebenszeit des Propheten die Suren auf Papier, Häute, eherne Tafeln, irdene Scherben aufgeschrieben hatten, wurden aufgefordert, dieselben einzuliefern; jede Angabe mußte durch zwey glaubwürdige Zeugen bestätigt werden Dieß ist die erste Sammlung.«

S. 268 erklärt sich der Hr. Verf. gegen die Fabelwerke des falschen Wakidi, dem man bisher allzu gläubig bey Darstellung von Ebubekr's und Omar's Leben gefolgt, und gibt seine Nachrichten über die glänzenden syrischen und persischen Feldzüge aus unbenützten Quellen: dem Garten der Freude und aus Ibn Kesir. Ganz im Geiste des ächten Eroberers stiftete Omar für die Anführer der Heere und für die einflußreichsten Gefährten des Propheten Dotationen und Pensionen, um sie für sich und den jungen Staat zu gewinnen. Das Eigenthümliche und Neue seiner Herrschaft wird mit den gedrängten Worten S. 266 angeführt: »Er nahm der Erste den Titel eines Fürsten der Gläubigen an, und setzte die Aera von der Auswanderung des Propheten fest. Er verhängte die Strafe von achtzig Geißelhieben über den Uebertreter des Weinverbotes. Er errichtete der Erste einen Kerker, und führte die Hiebe mit geflochtenem Stricke als Strafe ein, um die Missethäter im Innern zu züchtigen, und legte Besatzung in die Gränzschlösser, um die äußern Feinde abzuwehren. Er verbot den Müttern, ihre Kinder zu verkaufen, was selbst durch den Koran noch nicht verboten, und verordnete das Leichengebet mit dem viermaligen Ausrufe: Gott ist groß! Er befahl, in allen eroberten Städten Moscheen zu errichten, und legte fromme Stiftungen an, wachte über der regelmäßigen Abführung des Tributes aus den eroberten Ländern, und setzte einen Diwan, d. i. eine Kammer zur Verwaltung der Finanzen ein. Er bereiste der Erste der Chalifen die Länder seines Reiches, und überzeugte sich durch Selbstansicht von dem Zustande derselben.« Wenn auf die unermeßliche glänzende Beute der persischen Feldzüge die Rede kömmt, wird der europäische Leser leicht argwöhnen, Phantasie und poetische Ausschmückung dürften dabey einen erheblichen Antheil haben. Jedoch selbst Gibbon spricht mit Bestimmtheit von sechs und dreyßigtausend Städten und Schlössern, die unter Omar's Regierung unterworfen worden,

wogegen unser Verf. diese Zahl mit einem bescheidenen soll anführt, und dann etwas abweichend hinzusetzt S. 260, es sollen vierzehntausend Kirchen verwüstet und zu Moscheen eingeweiht, und neunzehnhundert Gebetkanzeln errichtet worden seyn Ein neuerer Geschichtschreiber läßt Omarn durch den persischen Sclaven Firuz, der sein unterjochtes Vaterland rächen wollte, in der Moschee erdolchen; nach unserm Verf. geschah die blutige That nicht sowohl aus patriotischer Gesinnung, als weil Firuz seinen unbilligen Herrn Moghaire, den der Chalif liebte, und mehr als einmal auffallend begünstigte, durch ungerechtes Urtheil von aller Schuld freygesprochen, und sich selbst verletzt und unterdrückt fand.

Die Wahl Osman's, welche in Abulfeda nicht so klar vorkommt, wird hier umständlicher nach dem einstimmigen Zeugnisse Mirchuand's, Ibn Kesir's und des Raudhat erzählt. Ueberhaupt ist die Regierung dieses dritten Chalifen, den der Vorwurf übertriebener Begünstigung seiner Verwandten, zu schnellen Statthalterwechsels, veränderlicher Maßregeln und schwankenden Charakters trifft, sehr anziehend dargestellt, am klarsten und anziehendsten aber die Empörung der sogenannten Auszüglinge. Für die lobenswertheste That Osman's erklärt unser Verf. die Sammlung des Korans S. 307: »Die Gläubigen begannen über die Verschiedenheit des Textes zu disputiren, wie die Juden über den Pentateuch, die Christen über das Evangelium. Osman beschloß in einer aus den Häuptern der Ausgewanderten und Hülfsgenossen bestehenden Rathsversammlung, daß alle Korane, welche nicht mit dem in den Händen Haffsa's, der Gemahlin Mohammed's, noch von seiner Zeit aufbewahrten Exemplare übereinstimmten, verbrannt werden sollten. Zu diesem Ende wurden von Haffsa's Koran sieben Abschriften verfaßt, und nach Mekka, Jemen, Syrien, Bahrein, Boßra und Kufa gesandt, und eine zu Medina behalten, und alle übrigen, davon abweichenden, wurden verbrannt. Ob dieser Maßregel heißt Osman der Sammler des Korans.«

Die Herrscherfehler Osman's hatten auch auf Ali's Regierung einen nachtheiligen Einfluß, da, wie der Hr. Verf. richtig bemerkt, Ali wohl Großmuth, Tapferkeit, Wohlredenheit besaß, ihm aber Schnelligkeit und Reife des Urtheils, Sicherheit und Festigkeit des Entschlusses abgingen. Die Irrungen mit des Propheten Witwe, der listigen Aische, und mit dem Statthalter von Syrien, Moavia, die entscheidenden Tage des Kameels Asker und von Ssaffin sind recht klar und lebendig erzählt, und geben der Geschichte Ali's bis an sein tragisches Ende hohes Interesse.

(Der Schluß folgt.)

Art. VII. Neue Beyträge zur Physiologie des Gesichtssinnes. Von Dr. A. W. Volkmann. Leipzig, bey Breitkopf, 1836.

Die vorliegende Schrift ist bey Gelegenheit der Vorlesungen entstanden, die der Verf. im Jahre 1835 an der Universität zu Leipzig über diesen Gegenstand hielt. Wie es jedem, der an klare und bestimmte Begriffe gewohnt ist, zu gehen pflegt, wenn er die Gegenstände näher und schärfer ins Auge faßt: er findet dann auch bey den gemeinsten, von dem großen Haufen, selbst der sogenannten Gelehrten, längst abgemachten Dingen noch gar manches, was noch unklar, unbestimmt, ja vielleicht selbst ganz unrichtig aufgefaßt ist, und was er daher in Ordnung, in Uebereinstimmung, wenn nicht mit der von außen gegebenen Sache, doch mit sich selbst zu bringen sich gleichsam gezwungen sieht. Auch in dem, was bisher über die Eigenthümlichkeiten des Gesichtssinnes von den Physiologen und Physikern vorgebracht worden ist, gibt es mehrere solcher Punkte, über die man, der Ruhe, des süßen Friedens wegen, stillschweigend hinweggegangen ist, die aber demungeachtet nichts weniger als ausgemacht oder über alle weitern Zweifel und Berichtigungen erhaben sind. Der Verf. betrachtet in dieser Beziehung mehrere dieser Punkte, und er stellt darüber, wie er sich selbst ausdrückt, seine auf Experimente und Vergleichungen anderer Theorien gegründeten eigenen Ansichten auf, den Lesern und der Zukunft überlassend, ob er dadurch, wie er sagt, diese Gegenstände ihrer Entwicklung näher gebracht, oder ob er den schwer zu verfolgenden Faden vielleicht noch mehr verwickelt habe. Wir glauben nicht, daß er das Letzte zu besorgen habe, wir wünschen vielmehr, daß jeder, dem es um wahre Verbesserung unserer Ansichten der natürlichen Erscheinungen, welcher Art sie auch seyn mögen, zu thun ist, seine eigenen Ansichten offen und redlich mittheilen, und sich dabey so wenig als möglich darum bekümmern möge, ob diese Ansichten, nicht etwa mit der Wahrheit, die wir ja eben dadurch erst kennen lernen wollen, sondern mit den darüber früher aufgestellten theoretischen Ansichten übereinstimmen oder nicht. Denn nur auf diesem Wege, nicht aber durch gefälliges Nachgeben und Rücksichtnehmen auf fremde Autoritäten, dürfen wir hoffen, der Wahrheit und der Erkenntniß der Natur selbst näher zu kommen.

Der Verf. geht im ersten Kapitel von den bekannten Entdeckungen Ehrenberg's aus, daß die Hirnfasern abwechselnd anschwellen und sich wieder verdünnen, und daß die specifischen Nerven der Sinnesorgane, wie z. B. die Netzhaut im Auge, auch aus solchen Fasern bestehen, während die Fasern aller übri-

gen Nerven ohne alle Anschwellungen durchaus gleichförmig fortlaufen. Der Verf. fand dasselbe bey allen Wirbelthieren, aber er konnte sich nicht durch Autopsie überzeugen, daß diese Fasern zugleich hohle Röhren sind, wie Ehrenberg behauptet. Die dichte Schicht von Kügelchen, die zwischen der Netzhaut und dem Glaskörper des Auges liegen, und die man bisher als Nervenkügelchen angesehen hat, sollen, nach Ehrenberg, durchaus nicht zum Nervengebilde gehören, sondern bloße abgesonderte Blutkügelchen seyn.

Unserm Verf. scheinen jene Fasern in einer Substanz zu liegen, die aus solchen Kügelchen von verschiedener Größe besteht, daher er dieselben als die Grundlage der Hirn- und Rückgratsmasse betrachtet. Er will zwey Gattungen dieser Kügelchen gesehen haben, von denen die einen im Innern hohl, die andern aber solid sind. Von beyden ist die Größe ungemein verschieden. Zur besseren Verdeutlichung gibt er Fig. 1 und 2 zwey Abbildungen, die erste von dem Sehnerven der Hausmaus, wo man jene Anschwellungen der Nervenfasern und die zwischen den Nervenfasern liegenden Kügelchen sieht, während die zweyte, von den Wadennerven desselben Thieres, weder Anschwellungen, noch Kügelchen zeigt. Diese letzten lassen sich ihrer ganzen Länge nach in mehrere andere zerreissen oder spalten, während bey jenen diese Spaltung nie gelingt. Die mit Anschwellungen versehenen Fasern fand der Verf. in der Netzhaut sehr vieler Thiere ganz deutlich, während er sie auch wieder bey manchen, wie z. B. bey allen Fischen, nicht sehen konnte, wegen der zu großen Weichheit des Organs, wie er glaubt, da das Ganze mehr einer schleimigen Gallerte ähnlich war, die sich durch die feinsten Instrumente nicht wohl in seine einzelnen Bestandtheile absondern ließ. Die oben erwähnte Schicht von Kügelchen zwischen der Netzhaut und dem Glaskörper läßt der Verf. aus dem S. 9 angeführten Grunde nicht für Blutkügelchen gelten, für die sie Ehrenberg ansah. Krause behauptete, die Nervenfasern bestehen aus Kügelchen, die durch eine schleimige Materie verbunden, solide Cylinder von nahe gleicher Dicke darstellen, und daß die bisher von den Physiologen bemerkten Anschwellungen nur eine Folge der anatomischen Behandlung sind, nämlich des Zerreissens dieser Fäden oder des Drucks, den sie zwischen den Glasplatten unter dem Mikroskope erleiden u. s. f., wogegen sich unser Verf. mit Ehrenberg auf das Bestimmteste ausspricht, indem er vielmehr diese Anschwellungen als jenen Nervenfasern eigenthümlich und charakteristisch erklärt.

Im zweyten Kapitel sucht der Verf. die Frage zu entscheiden, ob unsere Sinneseindrücke von dem äußern Objecte oder

von dem innern Sinnesorgan, oder von beyden zugleich herkommen. Da Probleme dieser Art wohl nie gelöst werden können, so wollen wir sie hier ganz übergehen, und bemerken bloß, daß der Verf. die dritte Voraussetzung als die wahrscheinlichste annimmt. Eben so wenig wird sich wohl erklären lassen, warum wir die Dinge, die wir sehen, für Dinge an sich, für wahre Dinge außer uns halten, da wir doch eigentlich nur ihr Bild auf der Netzhaut empfinden, eine Frage, mit welcher sich das dritte Kapitel beschäftigt.

Die Stelle, welche das Bild der äußeren Gegenstände im Auge einnimmt, wird von den Physikern sehr verschieden angegeben. Diese Angaben werden S. 24 angeführt. Da keine Vereinigung derselben möglich war, so entschloß sich der Verf., eigene Versuche darüber anzustellen. Im Mittel aus allen diesen Experimenten findet er den Ort des Bildes nahe $^1/_6$ Zoll hinter der Linse bey dem menschlichen Auge, doch begnügt er sich mit dem Endresultate, daß dieses Bild nur überhaupt hinter der Linse liege.

Um diesen Punkt des Bildes sollen sich nun, nach weiteren, S. 35 angeführten Versuchen, die Augen in ihren Höhlen drehen, wenn wir sie, ohne den Kopf zu bewegen, auf verschiedene Objecte richten.

Warum wir, da dieses Bild der Gegenstände im Auge verkehrt steht, doch die Gegenstände selbst aufrecht zu sehen glauben, darüber ist in alten und neuen Zeiten genug gesprochen, aber noch nichts definitiv entschieden worden. Der Verf. führt die Meinungen von Berthold, Bartels, Chaubart, Walker u. a. an, und sucht das Irrige derselben zu zeigen. Er selbst wendet sich der Ansicht von Johannes Müller zu, der der Sache dadurch ein Ende machen will, daß er sagt: »Die natürlichste Erklärung des Aufrechtsehens ist die, daß es einer Erklärung gar nicht bedarf.« Das Auge kehrt nämlich nicht einzelne Objecte, sondern es kehrt alles um, also auch den Boden, worauf diese Objecte stehen, so wie die Decke, die über ihnen ausgespannt ist. Braucht man, heißt es weiter, statt der Worte Oben und Unten, von welchen eigentlich dieser Streit entstanden ist, die Worte Himmelwärts und Erdwärts, so ist sofort alles klar. Wir müssen nämlich die Beine eines betrachteten Menschen (wenn sie gleich im Bilde näher bey dem Himmel, als der Scheitel dieses Menschen stehen), doch immer erdwärts sehen, weil auch im Bilde diese Beine an der Erde haften, weil auch im Bilde diese Beine der Erde zu, und von dem Himmel weggewendet sind. Auf diese Weise soll also von einem Verkehrtseyn, wo nichts Gerade ist, auch nicht weiter die

Rede seyn können, und da das Auge, eben weil es alles umkehrt, auch alles in seinen localen Relationen läßt, so ist die Stellung des Bildes völlig gleichgültig. Wir würden selbst dann alles aufrecht sehen, wenn auch das Netzhautbildchen des Auges nach der Quere stünde u. s. w.

Wir schätzen die Größe der äußern Gegenstände nach dem sogenannten Gesichtswinkel, und dieser Winkel wird, nach der beynahe allgemeinen Annahme, von denjenigen Lichtstrahlen gebildet, die von den Endpunkten des Objects ungebrochen durch das Centrum der Krystalllinse gehen. Dieß läßt nun der Verf. nicht gelten, aus dem Grunde, weil die wässerige Feuchtigkeit vor der Linse selbst die Achsenstrahlen der Lichtkegel, die sonst ungebrochen durch die Mitte der Linse gehen würden, bricht, ehe sie an die Linse gelangen, und weil größere Gegenstände, z. B. eine Gebirgsreihe, die am Horizonte hundert und mehr Grade einnehmen, gar keine Lichtstrahlen von ihren beyden äußersten Endpunkten mehr zum Mittelpunkte der Linse schicken kann, indem diese Strahlen schon früher von der Iris aufgefangen werden. Nach unserm Verf. wird der Gesichtswinkel nicht von dem Gange des Lichtes, sondern bloß von der Empfindung der Sehstrahlen bestimmt. Die Größe des Gesichtswinkels soll, zur Schätzung der scheinbaren Größe der Gegenstände, gleichgültig seyn, weil das Auge kein Mittel besitzt, diese Winkel zu messen. Wir sollen, nach ihm, nicht den Winkel, sondern einzig nur das Netzhautbildchen empfinden, dessen Größe weder mit Graden, noch mit Zahlen in der Empfindung vergleichbar ist. Je mehr Nervenpunkte von diesem Bildchen im Auge getroffen werden, desto größer schätzen wir den Gegenstand dieses Bildes. So nennen wir ein Ding Daumbreit, wenn wir es, bey der Betastung desselben, als von der Breite unseres Daumens empfinden; allein der Daumen empfindet sich selbst nur eben so groß, als es die Zahl seiner gesondert empfindenden Stellen gestattet. So empfinden wir mit den äußersten Fingerspitzen noch ganz deutlich die beyden Enden eines Zirkels, wenn sie auch nur eine Linie von einander abstehen. Je weiter von den Fingerspitzen wir aber den Zirkel an den Arm setzen, desto mehr muß man ihn auch öffnen, um beyde Spitzen zugleich zu empfinden, und auf dem Rücken z. B. ist der Tastsinn so stumpf, daß beyde Zirkelspitzen nur als eine einzige empfunden werden, wenn die Distanz derselben kleiner als 30 Linien ist.

Obschon der Verf. S. 58 sagt, daß sich dieser seiner Argumentation, die er hier noch umständlicher vorträgt, und durch andere verwandte Erscheinungen zu erläutern sucht, wohl schwerlich etwas Wesentliches entgegensetzen läßt, so können wir doch

seine Ansicht nicht zu der unsrigen machen. Da hier nicht der Ort ist, in eine vollständige Discussion des Gegenstandes einzugehen, so bemerken wir bloß, daß uns eine große Anzahl der Erscheinungen, die wir durch das freye und durch das bewaffnete Auge wahrnehmen, unerklärbar werden, wenn wir mit dem Verf. die frühere Erklärung des Sehwinkels verwerfen, und dafür bloß seine subjective Empfindung des Netzhautbildchens substituiren, und daß überhaupt, durch diese Substitution, alles eigentliche Messen und demnach auch das auf dieses Messen gegründete Rechnen aus der Optik entfernt, ja unmöglich gemacht wird, wobey diese Wissenschaft so wenig, als irgend eine andere auf Naturerscheinungen gegründete Erkenntniß, gewinnen kann.

Was der Verf. über den kleinsten Gesichtswinkel sagt, unter welchem wir die Gegenstände noch sehen können, ist für den Leser dadurch entstellt worden, daß er Secunden eines Winkels sowohl, als auch Linien des Längenmaßes oder sogenannte, man weiß nicht Zehn- oder Zwölftheile eines Zolles, beynahe in denselben Zeilen durch dasselbe Zeichen, nämlich durch zwey obere Striche anzeigt, wo es angemessen, ja nothwendig gewesen wäre, beyde Dinge durch Worte, nicht durch dieselben Zeichen anzugeben. Merkwürdig war uns, S. 63 zu sehen, daß die Unsichtbarkeit von kleinen Körpern, wenn sie in einer gewissen Lage vor den Augen stehen, schon von Mariotte und Bernoulli (welchem der vielen dieses Namens?) gekannt, und von dem letzten auch sogar der noch jetzt beynahe allgemein angenommene Grund angegeben worden ist, daß diese unempfindliche Stelle der Netzhaut dem Eintrittsorte des Sehnervens in diese Haut entspreche. Rudolphi wollte in der neuern Zeit diese Stelle nicht dem Ende des Sehnervens, sondern der arteria centralis retinae anweisen, aber wir finden den Grund, der dafür angegeben wird, nicht überzeugend.

Interessant sind die Bemerkungen, die der Verf. im achten Kapitel über den bekannten Scheiner'schen Versuch, mit den zwey kleinen und nahen Oeffnungen in einem Kartenblatte, mittheilt, und die er durch eigene Beobachtungen vermehrt und umständlich zu erläutern sucht, wo er auch Purkinje's Einmischung einer Chromasie bestätigt findet.

Die Frage, ob wir die Gegenstände auf dem Orte sehen, wo sie wirklich sind, oder ob das Auge wenigstens anfänglich durch den Tastsinn geleitet werde, beantwortet der Verfasser bejahend, wobey die Meinungen anderer angeführt und beleuchtet werden. Die von ihm darüber gewonnenen Resultate werden S. 83 in Form von eben so vielen Theoremen zusammengestellt.

Ueber das »Einfachsehen mit zwey Augen« findet man im zehnten Kapitel das Vorzüglichste zusammengestellt und discutirt, was bisher über diese schwer zu erklärende Erscheinung von den vorzüglichsten Physikern gesagt worden ist. Indem wir die Sorgfalt und den Scharfsinn des Verf.'s willig anerkennen, müssen wir doch auch bemerken, daß er zuweilen etwas zu viel philosophische, oder sollen wir lieber sagen, hypothetische Ansichten in seine Untersuchungen legt, wie denn auch hier wieder von einem teleologischen Zusammenhange der Erscheinungen in der Natur, von einem äußeren, zum Sitze der Seele gebrachten Reiz, von dem Dualismus der Gesichtsempfindungen, die nur eines einzigen einenden Bandes bedürfen, von einem Mittelpunkte im Gehirn der in gezwungener Gemeinschaft empfindenden Punkte u. s. f. gesprochen wird, wo schon die Sonderbarkeit dieser Ausdrücke unangenehm auf die nun endlich, glücklicher Weise, im Herrn entschlafene Naturphilosophie erinnert.

Auch die Frage, ob das Auge ein besonderes Vermögen besitze, sich nach der Entfernung der Objecte einzurichten, ist noch, wie so viele andere über das Sehen, unentschieden. Der Verf. nimmt ein solches Vermögen an, indem er behauptet, daß die Krystallinse ein solches brechendes Medium sey, welches sämmtliche Lichtstrahlen von entfernten und nahen Objecten in einem einzigen Brennpunkte vereinige. Damit werden im folgenden Kap. XIII die Erweiterungen der Pupille in Verbindung gebracht, sofern dieselben auf die Accommodation des Auges für nahe und ferne Gegenstände Einfluß haben können. Der Verf. läugnet diesen Einfluß, so wie auch (Kap. XVI) denjenigen, welchen die Iris bey diesem Geschäfte ausüben soll. Es ist für das Verfahren des Verf.'s bezeichnend, auf welche Weise er eine Behauptung des Treviranus, die seinem letzten Satze entgegensteht, und die er nicht wohl widerlegen kann, zurückweist, ein Verfahren, das in diesem sonst trefflichen Werke öfter vorkömmt, in welchem überhaupt ruhige Beobachtungen und hypothetische Ansichten sehr oft auf eine sonderbare Weise gepaart erscheinen. »Ich halte,« sagt er, »diese Schwierigkeit nicht für so groß, »daß sie meine obige Behauptung widerlegen könnte. Man kann »nämlich die Pupillenbewegungen mit jenen Thätigkeiten in Pa»rallele stellen, die im weitern Sinne des Worts Instincte hei»ßen, und die sich dadurch auszeichnen, daß gewisse organische »Prozesse zur Erreichung eines, in der That nur idealen Zweckes »eingeleitet werden. So sammelt sich im Munde des Hungrigen, »bey dem bloßen Gedanken ans Essen, Speichel und Magensaft, »und Galle ergießt sich in die ersten Wege, auch wenn Stoffe »genossen werden, die aller Verdauung widerstreben. Auf ähn-

»liche Weise könnte ja auch ein Richten der Augen nach Innen »mit Verengerung der Pupille verbunden seyn, im Allgemeinen »aus zweckmäßiger Vorsorge der Natur, das Auge vor zu hefti»gem Lichtreiz zu schützen, im einzelnen Falle aber aus Conse»quenz, die den ursprünglichen Zweck verfehlte.« — Eine allerdings sehr sinnreiche Bemerkung, die aber leicht irre führen, und zu oft angewandt, eigentlich zu gar keinem positiven Resultate führen kann.

Als das beste Mittel, zu erfahren, wie weit man mit seinen Augen gut sehen kann, eine Erfahrung, die z. B. die Brillenverkäufer sehr nöthig haben, ist, nach unserm Verfasser, die Betrachtung einer wohlgedruckten Schrift unter verschiedenen Entfernungen. Tauber in seinem bekannten optischen Institute bedient sich dieses Mittels vorzugsweise, dem alle sogenannten künstlichen Optometer weit nachstehen sollen. Porterfield und Young bedienten sich zu diesem Zwecke eines Kartenblattes mit zwey sehr kleinen, etwa eine oder zwey Linien von einander entfernten Löchern. Wenn man durch diese Löcher auf eine entfernte Nadel oder auf einen Faden sieht, so soll die Weit- oder Kurzsichtigkeit des Auges sich wie die Distanz verhalten, in welcher man das betrachtete Object noch einfach sieht. Der Verf. zeigt aber S. 162 und 168 die Unzulässigkeit und Unbestimmtheit dieses Verfahrens durch eigene und fremde Versuche.

Nach seinen S. 163 angeführten Erfahrungen sind beynahe alle Menschen in den ersten 10 bis 12 Jahren weitsichtig, und die Myopie tritt erst später ein. Es ist daher wohl irrig, was Viele behauptet haben, daß Kurzsichtigkeit gewöhnlich eine Folge der zu stark gekrümmten Hornhaut sey, da gerade bey Kindern die Hornhaut am stärksten gekrümmt ist. Auch findet er die allgemein verbreitete Meinung bestätigt, daß man im höheren Alter immer weitsichtiger werde, was Rudolphi in seiner Physiologie läugnen will. Die gewöhnliche Ursache der bey den Städtern so weit verbreiteten Myopie ist die Gewohnheit, nahe liegende Gegenstände lange und scharf zu betrachten, daher Gelehrte, Mechaniker, Uhrmacher, Kupferstecher u. s. beynahe alle kurzsichtig sind, während im Gegentheile Hirten und Jäger meistens ein erstaunlich weittragendes Gesicht haben, aber dafür auch gewöhnlich, im Alter wenigstens, nahe Gegenstände nicht mehr gut sehen. — Benützung von Brillen vermehrt sehr häufig den Fehler der Augen, gegen welchen sie gebraucht werden, und wenigstens dann ohne Ausnahme, wenn zu scharfe Linsen für die Brillen gewählt werden. Krankheiten aller Art, wenn sie nur nicht unmittelbar die Augen betreffen, scheinen auf die Güte dieses Organs wenig oder keinen Einfluß zu haben, doch soll, nach

dem einstimmigen Zeugnisse der Aerzte, durch zu häufigen Gebrauch des Geschlechtstriebes Kurzsichtigkeit entstehen. Auch zu häufiger Weingenuß soll kurzsichtig machen, wenigstens sollen die davon Betäubten im Zustande der Intoxication dieß bestätigen. — Mangel der Krystallinse, nach Staar-Operationen, macht immer kurzsichtig, und zwar müssen solche Operirte für ferne Gegenstände andere Brillen nehmen, als für nahe, während ein sonst gesundes, aber weit- oder kurzsichtiges Auge nur Eine Brille braucht, um in allen Entfernungen besser zu sehen, zum Beweise, daß die Operirten an der Accommodationskraft der Augen, sich für nahe und ferne Objecte einzurichten, gelitten haben. — Dieses Vermögen des Organs ist überhaupt, seinem Sitze und seiner Art der Wirksamkeit nach, noch sehr wenig bekannt, und einer der ersten Vorzüge der gegenwärtigen Schrift, die sich viel mit dieser Kraft beschäftigt, ist es, auf die Erscheinungen derselben in anatomischer und physiologischer Hinsicht aufmerksam gemacht, und gleichsam die Bahn für alle künftigen Untersuchungen eröffnet zu haben. Die beynahe allgemeine Meinung, daß diese Accommodation durch einen Druck oder Zug der Augenmuskeln bewerkstelligt werde, verwirft der Verf. als ganz unstatthaft, da sie mit seinem Hauptsatze »von dem Drehpunkte« in Widerspruch stehe, nach welchem Satze nämlich das Auge nur eine einzige Bewegung, nämlich die der Drehung um ein unbewegliches Centrum, habe.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Kurzsichtige entfernte Gegenstände doppelt und selbst mehrfach sehen. Am besten bemerkt man dieß bey hellen Gegenständen, die auf dunklem Hintergrunde liegen, z. B. bey der Mondsichel am Himmel. Purkinje behauptet, daß diese scheinbare Vervielfältigung der Objecte nur dann Statt hat, wenn die Distanz derselben größer ist, als die gewöhnliche Sehweite. Aber der Verf. zeigt S. 189, daß dasselbe auch dann noch eintritt, wenn die Distanz des Objects kleiner als die Sehweite ist. Er fand dieß durch die Betrachtung einer Nadelspitze, die er, ein Kurzsichtiger, dieß- und jenseits seiner Sehweite, immer doppelt sah. Beachtenswerth ist dabey die Bemerkung (S. 191), daß die Mondessichel für Kurzsichtige immer vielfacher werde, je länger sie dieselbe aufmerksam betrachten. Zuerst sehen auch sie nur eine Sichel, aber bald darauf erscheint sie doppelt, später erscheint sie drey- und mehr- bis achtfach. Mehrere andere interessante Beobachtungen über diese Erscheinung finden die Leser im zwanzigsten oder letzten Kapitel dieser Schrift. Dem Ganzen ist noch ein doppelter Anhang über den Bau der Netzhaut und über die Größe der kleinsten empfindbaren Netzhautbilder beygefügt.

Wenn wir nun, am Schlusse des Ganzen, den bisher zurückgelegten Weg überblicken, so gesteht man sich gern, daß man in dem Verf. überall den denkenden Mann erblickt, der nur mit Widerstreben andern nachgehen, und lieber selbst sich eigene Bahn brechen will; und der, weit entfernt, seinen Vorgängern nachzubeten, alles selbst versuchen, und auf diese eigenen Versuche auch seine eigenen Schlüsse zu bauen sucht. Es kann dem aufmerksamen Leser kein Zweifel bleiben, daß der Verf. sehr viel über seinen Gegenstand gelesen und gedacht, und auch selbst experimentirt, daß er überhaupt sich redlich Mühe gegeben hat, alle diejenigen Partien aufzuhellen, die ihm bisher dunkel und unbefriedigend geschienen haben. In der That zeigt auch diese, in edlem skeptischen Geiste verfaßte Schrift, daß auf diesem Felde der Physik oder der Optik, wenn man lieber will, noch gar manche der wichtigsten und interessantesten Fragen, großentheils wenigstens, unbeantwortet sind; daß die meisten der bisherigen Schriftsteller eine Art von stillem Uebereinkommen getroffen haben, sich bey den bisher aufgestellten Erklärungen einstweilen zufrieden zu stellen; daß sie nur ungern von den einmal als angenommen betrachteten Ansichten sich entfernen, und daß demungeachtet selbst die vorzüglichsten von ihnen, selbst bey ganz alltäglichen Untersuchungen (z. B über das Doppelt- oder Verkehrt-Sehen), unter sich im Widerstreite liegen. Doch besorgen wir, daß der Verf. bey seinem skeptisch-polemischen Verfahren mehr als einmal weiter gegangen ist, als er bey einer andern Darstellung gethan hätte, daß er seine Gegner zuweilen mißversteht, und sie was anders sagen läßt, als sie sagen wollten, und daß er, seinen eigenen Ansichten vielleicht zu sehr vertrauend, sich von der Wärme, mit welcher er seinen Gegenstand ergreift, zu sehr fortreißen läßt. So erscheinen uns, um unter andern nur ein Beyspiel anzuführen, die drey Schlüsse über die Wirkungen der Belladonna auf das Gesichtsorgan zu rasch und auf zu wenig entscheidende Beobachtungen gegründet, obschon er sie S. 167 in beynahe kategorischem Style als eben so viele Axiome oder Theoreme aufstellt. — Demungeachtet ist diese Schrift ausgezeichnet durch die vielen Winke, die zu ferneren Untersuchungen leiten, und durch Ansichten und Aussprüche, die, wenn auch nicht die Sache zu Ende führen, doch sie von neuen Seiten zeigen, und die Aufmerksamkeit auf dieselben leiten. Bemerkt er doch selbst mehr als einmal, daß die von ihm aufgestellten Behauptungen noch manchen Zweifeln Raum geben, und nicht sowohl den Gegenstand abschließen, als vielmehr zu ferneren Untersuchungen desselben auffordern sollen.

Was das Verfahren betrifft, das er bey seinen Darstellun-

gen beobachtet, so ist es wohl das vorzüglichste, welches er wählen konnte. Bey jedem wichtigern Gegenstande seiner Untersuchung führt er zuerst die Versuche und Ansichten seiner Gegner an; dann vergleicht und prüft er dieselben; dann bringt er seine eigenen Experimente und endlich das Resultat, das ihm aus allem Vorhergehenden zu folgen scheint. Welchen Werth auch manche von diesen Resultaten haben mögen: viele von ihnen sind gewiß sehr schätzenswerth, und vor allem ist der Weg, den er zu ihrer Erreichung eingeschlagen hat, hier und überall der beste, wo es sich darum handelt, der Natur ihre Geheimnisse abzulocken, und in der Erkenntniß derselben fortzurücken. Daß dann, am Ende der Untersuchung, das gewonnene Resultat in der Gestalt eines Lehrsatzes aufgestellt wird, trägt sehr zur Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrags bey.

Daß der Verf. mit der Mathematik nicht hinlänglich bekannt ist, beklagt er selbst in der Vorrede, und wir hatten im Verlaufe der Schrift öfter Gelegenheit, in dieselbe Klage mit einzustimmen. Gewiß würde mancher Abschnitt des Werkes ganz anders ausgefallen seyn, wenn er seinen Untersuchungen eine mathematische Unterlage hätte geben können. Die Optik ist, von allen Naturwissenschaften, die Astronomie ausgenommen, bereits mit dieser Folie schon seit Newton versehen worden, und ihr sie rauben, würde sie entwürdigen heißen. Das Wort Plato's: αγεωμετρητος υκ εισιτω, hat auch bey dieser Wissenschaft ihre volle Anwendung, und nur wegen dem Mangel dieser Folie ist der Verfasser, ungeachtet seines unverkennbaren Bestrebens, alles auf unmittelbare Beobachtungen und Experimente zurückzuführen, zuweilen auf den Abweg gerathen, die Erscheinungen, welche ihm seine Experimente darboten, statt sie der eigentlichen Messung und Berechnung zu unterwerfen, auf bloße subjective Empfindungen zurückführen, auf psychologische, nicht physiologische, und noch weniger auf rein mathematische Art entwickeln zu wollen. Dadurch würde aber der Wissenschaft jene Unterlage, ihr größter Schatz, geraubt, und ihr weiterer Fortgang unmöglich gemacht werden: sie würde fortan nicht mehr den mathematischen, sondern den philosophischen Doctrinen beygezählt werden müssen, und wir zweifeln sehr, daß sie und wir selbst dabey gewinnen würden.

Noch müssen wir bemerken, daß der anatomische Theil der Schrift, der uns fremd ist, den ungetheilten Beyfall eines unserer vorzüglichsten Aerzte und Physiologen erhalten hat, der auch, bey einer nahen Gelegenheit, seine Ansicht über diesen Gegenstand selbst auszusprechen gedenkt.

Littrow.

Art. VIII. Beyträge zur Philosophie des Rechtes. Heidelberg, August Oßwald's Universitätsbuchhandlung. 1836.

Zweyter Aufsatz.

Wir haben am Schlusse unserer vorigen Abhandlung über die obige Schrift bereits erwähnt, daß der Verfasser seinen fünften Abschnitt dem Zwecke und der Bestimmung des geselligen Vereines und einigen sich daraus ergebenden Rechten und Pflichten widmet.

Derselbe geht hierbey auf die von uns ebenfalls schon mitgetheilte Unterscheidung derjenigen Pflichten zurück, »deren Erfüllung ein Mensch von dem andern zu fordern und nach Umständen zu erzwingen berechtigt seyn kann, und solcher, durch deren Nichterfüllung derjenige, dem sie obliegen, nur gegen seinen Schöpfer sich versündigt,« macht aber die unsers Erachtens etwas sehr allgemein gestellte Anwendung dieses Unterschiedes auf die Erklärung »des Ursprungs und der allmälichen Entwicklung aller rechtlichen Institute,« und auf Herbeyführung einer »klaren Einsicht des Zweckes und der eigenthümlichen Bestimmung aller aus solchen hervorgehenden Verhältnisse.« Eben so soll auch nach Meinung des Verf.'s diese »Unterscheidung« allein uns in den Stand setzen, zu beurtheilen, was die Menschen durch äußere Einrichtungen zu erzielen hoffen können, und welche Zwecke menschlichen Anstalten ihrer Natur nach stets unerreichbar seyn werden« (S. 144 u. 145). Es ist jedoch nicht recht klar, zuvörderst, was unter der Rubrik dieses Abschnittes durch jene »rechtlichen Institute,« durch die »aus solchen hervorgehenden Verhältnisse« und durch die »menschlichen Anstalten« eigentlich ausgedrückt werden soll; sodann aber auch, warum der Ursprung und die allmäliche Entwicklung solcher rechtlichen Institute aus jener Unterscheidung der Pflichten erklärt, und der Zweck und die Bestimmung der aus ihnen hervorgehenden Verhältnisse nur durch Beachtung eben dieser Unterscheidung eingesehen und erkannt werden soll, und nicht vielmehr durch Anschauung und Erforschung der jenen rechtlichen Instituten selbst inwohnenden Natur und Beschaffenheit? Wir können uns rechtliche Institute, deren Ursprung und allmäliche Entwicklung in Frage gestellt wird, nicht anders denken, als bereits in die äußere Erscheinung getreten, und folglich in ihrer ganzen Wirklichkeit dem prüfenden Auge vorliegend: wenn daher auch der Mensch, wie wir gesehen haben, gewisse Pflichten hat, zu deren Erfüllung er von seinem Nebenmenschen gezwungen werden kann, und wieder andere, hinsichtlich welcher er nur Gott verantwortlich ist, so scheint uns doch dieser Unterschied auf die Beurtheilung der Ent-

stehung solcher rechtlicher Institute nicht von so wesentlichem Einflusse zu seyn, selbst wenn unter denselben die schon bestehenden, historisch nachzuweisenden geselligen Vereine der Staaten gemeint seyn sollten.

In diesem Falle würden wir aber gerade das Gegentheil von dem zu rügen haben, was wir oben auszustellen hatten. Gleichwie nämlich dort der Hinblick auf alle rechtlichen Institute, äußere Erscheinungen und menschliche Resultate für das vom Verf. hier vorgesteckte Ziel zu sehr in das Allgemeine hinüberging, so würde bey der hier zuletzt subsumirten Bedeutung der »rechtlichen Institute« die Gränzlinie der Untersuchung für eine »Philosophie des Rechtes« zu eng gezogen seyn. Es würden diese durch eine gewisse Unklarheit des Ausdrucks hervorgerufenen Bemerkungen eigentlich außerwesentlichen Inhalts seyn, wenn sie nicht in die nachfolgenden Definitionen des Verf.'s hinübergriffen.

Derselbe will nämlich zuvörderst, mit Rücksicht auf die obige Unterscheidung der Pflichten, den Zweck des geselligen Vereines, oder, wie es in der Ueberschrift des hier einschlagenden Paragraphen heißt, den Zweck des Staates, von zwey verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wissen, verfällt aber dabey in eine neue Distinction, indem er sagt: »Eben deßhalb ist es nöthig, den Zweck des geselligen Vereins von zwey verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten: einmal in Hinsicht auf die Pflichten, deren Erfüllung das zeitliche Recht von den Gliedern des Vereins erheischt, das andermal in Hinsicht auf solche Pflichten, welche das göttliche Recht allen denjenigen auferlegt, die mehr oder weniger an der Autorität im Vereine Theil zu nehmen berufen sind« (S. 145). Hiernach möchte es den Anschein gewinnen, als ob einerseits die weiter oben angeführte Unterscheidung der menschlichen Pflichten mit dem Unterschiede zwischen dem zeitlichen und göttlichen Rechte zusammenfiele, obgleich es, wie wir in unserm ersten Aufsatze gesehen haben, auch Pflichten gibt, die aus dem göttlichen Rechte herstammen, zu deren Erfüllung aber demungeachtet der Verpflichtete auch von seinem Nebenmenschen angehalten werden kann (z. B. die Pflicht der Anerkennung des Eigenthums, die Pflicht des kindlichen Gehorsams u. s. w.), — andrerseits aber, als ob die aus zeitlichem Rechte entlehnten Pflichten nur die untergeordneten Glieder des Vereins, die aus göttlichem Rechte entsprungenen dagegen nur die Machthaber beträfen, obgleich nicht nur diese letzteren in unseren geselligen Vereinen, wie sie der Verf. vor Augen hat, durch die mannigfachsten zeitlichen Rechtsverhältnisse gegen die Unterthanen, sondern auch umgekehrt diese

gegen ihre Herrscher durch Pflichten verbunden sind, die ihren Ursprung aus göttlichem Rechte herleiten.

Diese Mißstände verdanken ihre Entstehung der in unserm früheren Artikel entwickelten Grundansicht des Verfassers, die geselligen Vereine ausschließlich und allgemein auf das zeitliche Recht zu basiren, die Verhältnisse der untergeordneten Glieder des Vereins zu der obersten Autorität demgemäß aus dem Gesichtspunkte des Vertrages anzuschauen, und nur denen, »welche mehr oder weniger an der obersten Autorität Theil nehmen,« in Bezug auf gewisse Pflichten gegen ihre Untergebenen, eine unmittelbarere Verantwortlichkeit gegen Gott allein beyzulegen.

Darum ist dem Verf. der Zweck des geselligen Vereins nach göttlichem Rechte kein anderer, »als die möglichst vollkommene Erfüllung aller Absichten, die bey der Gründung und allmälichen Ausbildung der zur Zeit bestehenden rechtlichen Verhältnisse zum Grunde lagen;« — eine Definition, welche freylich gleichergestalt auf die Sicherungsmaßregeln aller möglichen anderen Vertragsverhältnisse Anwendung findet.

Erst aus dem Standpunkte des göttlichen Rechtes betrachtet, mißt der Verf. dem geselligen Vereine einen höheren Charakter bey. »Alsdann,« sagt der Verf., »fragt es sich nicht mehr bloß darum, ob und in wie ferne eine Pflicht durch göttliches Recht geboten sey; sondern ein Jeder, dem Autorität über seine Mitmenschen zu Theil geworden, ist somit auch vor seinem Schöpfer verpflichtet, je nachdem es seine rechtlichen Befugnisse mit sich bringen, zur Beförderung des moralischen und zeitlichen Wohles seiner Pflegebefohlenen, so viel in seinen Kräften steht, beyzutragen« (S. 146 u. 147). Zweifelhaft aber bleibt es hier, was unter den »rechtlichen Befugnissen« des Machthabers verstanden wird, namentlich, ob auch sie aus dem zeitlichen Rechte hergeleitet werden sollen. Sodann dürften wohl, besonders da hier von göttlichem Rechte die Rede seyn soll, diejenigen, welche eine Autorität über ihre Mitmenschen üben, auch noch wegen anderer Pflichten gegen ihren Schöpfer verantwortlich seyn, als wegen der bloßen Sorgfalt für ihr moralisches und zeitliches Wohl, wogegen andrerseits unter diesen letzteren Verpflichtungen manche enthalten seyn möchten, die sich auf zeitliches Recht gründen. Jedenfalls zeigt die Anhäufung so allgemeiner und unbestimmter Ausdrücke die Schwierigkeit, welche der Verf. selbst in dieser Betrachtungsweise der geselligen Vereine gefunden hat, und es erstreckt sich dieselbe auch auf die ferneren Definitionen.

Nachdem nämlich bisher die mit bloßer Verantwortlichkeit gegen Gott verbundenen Pflichten und jene, welche auch von dem

Nebenmenschen erzwungen werden können, zum Behufe der Auffindung des Staatszweckes getrennt, und auch in derselben Absicht der Standpunkt des göttlichen Rechtes von jenem des zeitlichen Rechtes streng geschieden worden, vereinigt der Verf. gerade bey der eigentlichen Feststellung jenes Zweckes beyde Gesichtspunkte aufs Neue, indem er sagt: »Der Zweck des Staates, wie sich solcher aus der Verbindung der durch zeitliches und göttliches Recht gebotenen Pflichten ergibt, scheint mir demnach am kürzesten und erschöpfendsten folgendermaßen sich definiren zu lassen:

Der Schutz aller wohl erworbenen Rechte der Glieder des Vereins.

Eine öffentliche Gewalt, deren Inhaber sich moralisch verpflichtet erkennen, die ihnen zustehenden Befugnisse nach ihrer besten Ueberzeugung zur Beförderung der moralischen und zeitlichen Interessen, sowohl der Gesammtheit des Vereines, als der einzelnen Glieder desselben zu verwenden (S. 147).

Betrachten wir den Ideengang des Verfassers genauer, so sehen wir zuvörderst, daß er die Worte »geselliger Verein« und »Staat« promiscue für eine und dieselbe Sache gebraucht; eine Bemerkung, die mit Rücksicht auf unsere fernere Beurtheilung nicht als unwesentlich erscheinen dürfte.

Wir können nämlich nach den in unserm ersten Aufsatze über die vorliegende Schrift gegebenen Prämissen und aus rechtsphilosophischem Standpunkte überhaupt, wo es sich um Herleitung und Feststellung allgemeiner Begriffe handelt, dasjenige, was der Verf. geselligen Verein oder Staat nennt, von dem Begriffe jenes (wenn wir uns so ausdrücken sollen) geselligen Vereines nicht sondern, welcher unser ganzes Geschlecht umfaßt, besonders wo von einem Zwecke des geselligen Vereines, und zwar wiederum im Allgemeinen, die Rede ist.

Unsers Erachtens ist das Aufsuchen eines besonderen Staatszweckes nicht allein eine vergebliche, oder vielleicht besser gesagt, eine nutzlose Mühe, sondern es ist dasselbe zugleich oftmals eine Quelle wahren Unheils geworden, indem wir nur zu häufig die schätzbarsten Güter der Menschen, ja selbst fest- und langbegründete Rechte, irgend einem beliebig erdachten oder einseitig aufgefaßten sogenannten Staatszwecke als Opfer haben verfallen sehen.

Wir wollen allerdings nicht in Abrede stellen, daß gesellige Vereine der Menschen zu bestimmt vorgesetzten, eigenthümlich modificirten Zwecken entstehen können; allein es haben sich als-

dann diese Vereine speciell und historisch kund zu geben, wenn ihre besondern Zwecke in Betracht kommen sollen. Im Allgemeinen können und werden sie, wenn sie als öffentliche Staaten auftreten, und so zu sagen dem gemeinsamen Staatenbunde des Erdkreises einverleibt werden sollen, nimmermehr einen andern Zweck verfolgen als jenen, welchem das ganze Menschengeschlecht, wenn wir uns dasselbe unter Einem menschlichen Oberhaupte vereinigt denken könnten, vermöge der ihm von Gott verliehenen Natur und Bestimmung entgegeneilt.

Mögen auch einzelne Staaten im Laufe der Geschichte in noch so entschiedenen Formen, mögen sie in frühem oder späterem Zeitalter entstanden seyn, so können wir sie dennoch nie für etwas Anderes ansehen, als für eben so viele Absplitterungen oder Abzweigungen der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und es ist stets ein und derselbe Zweck, der sie alle durchdringt, eine und dieselbe Bestimmung, welche ihnen von Anbeginn her in ihrem Hauptstamme gegeben worden ist.

Was daher der Verf. hier Staatszweck nennt, ist nichts Anderes, als diejenige wesentliche Eigenschaft, welche allen öffentlichen sogenannten geselligen Vereinen oder Staaten ihrer Natur nach innewohnt. Diese Natur der geselligen Vereine im Besondern aber ist wiederum keine andere, als die des Menschengeschlechts überhaupt in seiner Allgemeinheit; diese letztere aber ist die Natur der Familie.

Als Gott erklärte, es sey nicht gut, daß der Mensch allein sey, und als Er das Weib schuf, mit der Bestimmung der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, war auch das, was wir heut zu Tage Staat nennen, bereits gegeben, denn es war physisch unmöglich, daß eine einzige Familie, unter einem einzigen Oberhaupte, den Erdboden bedecken sollte. Das Menschengeschlecht mußte sich nothwendig verzweigen und ausbreiten, konnte aber andrerseits aus der ihm inwohnenden Natur, d. h. aus der Familiennatur, nicht heraustreten, sondern ein jeder Zweig trug dieselbe in sich mit, und pflanzte sie auf der ihm zu Theil gewordenen Stätte weiter fort. Dieß allein ist der Grund, warum wir, auch bey den rohesten und ungebildetsten, wie bey den erleuchtetsten und civilisirtesten Völkern, gesellige Vereine mit jenem »Schutze der wohlerworbenen Rechte der Glieder des Vereins,« und mit einer »öffentlichen Gewalt zur Beförderung der moralischen und zeitlichen Interessen des Gesammtverbandes,« in größerer oder minderer Vollkommenheit, wiederfinden. Wem würde es aber in den Sinn kommen, dieß den Zweck der Völker zu nennen? Und doch würde dieser Ausdruck ganz dasselbe be-

deuten, als die Benennung Staatszweck; denn das Volk bildet den Staat, und gleichwie es keinen Staat geben kann ohne Volk, so gibt es auch kein Volk ohne Staat, sey es auch ein Nomadenstaat der Wilden.

Diese unsere Ansicht über den sogenannten Staatszweck stimmt auch ganz mit der Geschichte überein, während die entgegengesetzte Meinung, wir möchten sagen, auf jedem Blatte der Historie des Menschengeschlechtes ihre Widerlegung findet.

Werfen wir einen Blick auf die Uranfänge aller Staaten, so sehen wir sie entweder wirklich aus der Familie hervorgehen, wie die alten Patriarchal- und etwa die neueren Patrimonial-Staaten, oder sie sind von glücklichen Heerführern, Eroberern, überfluthenden Völkerstämmen mit ihren Oberhäuptern oder auf sonst eine andere ähnliche Weise entstanden. Immer aber sehen wir physische Macht oder geistige Ueberlegenheit auf der einen Seite, als die Grundbedingung einer organisirten Gesellschaft, und als stellvertretende Momente der ursprünglichen väterlichen Gewalt, den Anfang bilden; jene Uebermacht sey übrigens legitim oder illegitim; sie befinde sich in den Händen der Herrscher oder eines sich auflehnend siegenden Volkes. Denn auch in Fällen, wo widerrechtliche Gewalt und Leidenschaft, wo Treulosigkeit und Verrath zu einem neuen Staatsverbande den Grundstein legten, war das Endresultat, wenn gleich nach langen Kämpfen und Zuckungen, dennoch stets dasselbe: nämlich ein mehr oder weniger getreues Abbild der Familie: eine oberste Gewalt zur Anordnung oder zur Aufrechthaltung der Ordnung, und eine, durch gemeinsame Rechtsverhältnisse organisch verbundene Masse zur Unterordnung. Auch die wildesten und aufgeregtesten Völker müssen nothgedrungen die ewigen Gesetze der Natur befolgen, und werden, auch wider ihren Willen, von denselben mit fortgerissen, eben weil es die Gesetze der Natur sind, d. h. die Gesetze Gottes, welche zwar von den Menschen zeitweise übertreten, nie aber umgestoßen oder vernichtet werden können. Wie sehr sich daher auch ein mächtig gewordenes oder, wie man wohl zu sagen pflegt, ein sich für mündig erklärtes Volk mit der Illusion seiner Volksherrschaft schmeicheln mag, welche doch immer nur von einer außer allem Verhältnisse stehenden Minderzahl ausgeübt werden kann; wie sehr es auch ferner die sogenannte executive Gewalt, welche eben das Abbild der ursprünglichen väterlichen Gewalt seyn soll, durch Theilung der Gewalten, durch repräsentative Versammlungen und politische Gleichgewichtsmaßregeln beschränkt haben möge: so wird doch der Zeitpunkt nicht ausbleiben, in welchem es der legitimen obersten Gewalt oder einer, nach denselben unwandel-

baren Gesetzen der Natur auf ihren Trümmern entstandenen neuen, wenn auch Anfangs widerrechtlichen Gewalt denselben Gehorsam wird leisten müssen, den auch mündig gewordene Söhne ihrem ergrauten Vater schuldig sind. Andrerseits sehen wir aus denselben Gründen Tyranney oder ausschweifende Gewalt von oben, ja selbst eine verschuldete Unthätigkeit und Nichterfüllung der mit der obersten Herrschaft verbundenen Pflichten stets in bald kürzerer, bald längerer Zeit ihrem Untergange entgegengehen, und das natürliche Gleichgewicht auf irgend eine unvorhergesehene Weise wieder hergestellt werden.

Schon die bloße Anschauung der steten Wiederkehr dieser Verhältnisse und der allgemeinen Ausbreitung derselben durch alle Zeiten und über den ganzen Erdboden dürfte wohl geeignet seyn, Männer vom Fache mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß eben diese Gestaltung der größeren menschlichen Vereine nichts Zufälliges sey, und daß sie noch weniger von der etwanigen Willkür der zu irgend einer Zeit lebenden Individuen als etwas zu Bezweckendes oder um besonderer Zwecke willen abhänge, sondern von der durch die Naturgesetze gebotenen Nothwendigkeit gefordert werde. Wenn wir daher die Frage aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachten, und auch wirklich von einem Zwecke jener den Staat bildenden Verhältnisse reden wollen, so sind doch die vom Verf. als Staatszweck angegebenen bloßen Eigenschaften des Staates bey weitem nicht umfassend genug.

Allerdings sollen in einem geordneten Staate »alle wohlerworbenen Rechte der Glieder des Vereins geschützt werden;« allein dieß ist keineswegs Zweck des Staates, sondern eine nothwendige Folge oder Bedingung des bestimmungsgemäßen Zusammenlebens von Menschen, welches ohne jenen Schutz unmöglich wäre. Da uns aber die Geschichte nirgends einen Zeitpunkt aufzuweisen vermag, in welchem das Menschengeschlecht nicht seiner Bestimmung gemäß in größeren oder kleineren Massen zusammengelebt hätte, so folgt daraus, daß jener Schutz der Rechte im Allgemeinen niemals gefehlt hat, wie sehr auch die natürliche Ordnung hin und wieder durch Krieg und Verbrechen gestört seyn mochte.

Gesetzt daher, es seyen auch irgendwo eine hinlängliche Menge ganz freyer, an gar keinen bereits bestehenden Staat gebundener Individuen zur Bildung eines ganz neuen Staates, ja selbst mit der ausdrücklichen Erklärung, ihre Rechte geschützt zu sehen, zusammengetreten, so wäre auch hier dieser Schutz nicht einmal der Zweck dieses Staates, sondern ebenfalls die nothwendige Bedingung seines Entstehens. Der Zweck des Zusammentretens, und also auch der Zweck dieses Staates,

wäre wiederum, wenn auch unbewußt, kein anderer, als die Erfüllung der natürlichen Bestimmung des Menschengeschlechts, welche ist, ein organisch geordnetes Zusammenleben.

Betrachten wir z. B. die Entstehung des römischen Staates, wie sie uns die bekannte anti-Niebuhr'sche Geschichte erzählt. Wer wollte behaupten, Romulus, der doch als alleiniger Begründer dieses nachherigen Kolosses genannt wird, hätte bey der Erbauung Roms gerade den Zweck vor Augen gehabt, die Rechte seiner Untergebenen zu schützen? Sein Zweck, und folglich auch der Zweck des von ihm gegründeten Staates war wohl kein anderer, als dieser Staat selbst, in welchem er Oberhaupt wurde.

Und so ist es auch in der That. Der Staat ist, so zu sagen, sich selbst Zweck, weil er die nothwendige Bedingung und zugleich die Erfüllung jenes bestimmungsgemäßen Zusammenlebens der Menschen ist. Alles, was man als Zweck des Staates anzuführen pflegt, gehört meistens entweder zu seinen wesentlichen Eigenschaften, oder, wie bereits gezeigt worden, zu den nothwendigen Bedingungen seines Bestehens, oder es sind ganz außerwesentliche, und, wenn man sich die Staaten hinwegdenken wollte, selbst außerhalb dem Staate zu erreichende Zwecke. Alle Gesetze und Anordnungen namentlich, welche von der obersten Gewalt »zum Schutze der wohlerworbenen zeitlichen Rechte der Glieder desselben« erlassen werden, sind nicht Mittel zum Staatszwecke, d. h. nicht Mittel, um den Zweck des Staates zu erreichen, was sie doch seyn müßten, wenn jener Schutz der Zweck des Staates wäre; sondern sie sind Mittel zur Erhaltung des Staates selbst, indem er ohne jenen Schutz, und also ohne jene Gesetze und Anordnungen gar nicht bestehen könnte; ihr Zweck ist daher nicht der Staatszweck, sondern im eigentlichsten Sinne der Staat selbst, d. h. seine Erhaltung, die Erhaltung der den Staat constituirenden organischen Ordnung.

Wollte man entgegnen, daß doch wenigstens von dem Standpunkte der untergeordneten »Glieder des Vereins« betrachtet, der »Schutz ihrer wohlerworbenen Rechte« der Zweck ihres Verbandes zum Staate, und also auch der Staatszweck sey, weil ja gerade ihre Rechte in der That im Staate geschützt werden sollen; so würde auch diese Behauptung nur auf Scheingründen beruhen. Denn zuvörderst würde es hier auf die Lösung der Grundfrage hinauskommen, wie jene untergeordneten Glieder in den Staat gekommen sind? Diejenigen Philosophen, welche die Entstehung des Staates überhaupt auf einen gegenseitigen Vertrag gründen, sind den Beweis noch schuldig geblie-

ben, daß die Menschen im Allgemeinen (und auf besondere einzelne Fälle kann es hier nicht ankommen) jemals in einem staatenlosen Zustande gelebt, und sich erst nach ihrem Belieben in Staaten vereinigt hätten. Die Geschichte der Menschheit schweigt hierüber, ja sie sagt sogar das Gegentheil. Der sogenannte Naturzustand ist ein Unding, oder vielmehr, das Leben im Staate ist der wahre Naturzustand des Menschengeschlechts. Es hat niemals einen so allgemeinen schutzlosen Zustand gegeben, daß besondere Verbrüderungen ganzer Völker zum Schutze ihrer »wohlerworbenen Rechte« nöthig geworden wären. Schon der Umstand, daß sie, wie unser Verf. sagt, wohlerworbene Rechte mit sich in den Staat bringen, deren Schutz eben Zweck dieses Staates werden soll, beweist die Wahrheit unserer Behauptung; denn wie soll man Rechte wohl erwerben können, wenn nicht bereits ein dergestalt geordneter Zustand vorhanden ist, welcher eine ordnungsgemäße Erwerbung von Rechten möglich macht? Was ist aber ein so geordneter Zustand eines Volkes anders als ein Staat? Wozu daher noch der fernere Zusammentritt zu einem solchen? — Wäre aber auch irgendwo der Schutz dieser wohlerworbenen Rechte mangelhaft, und es würden besondere Verabredungen darüber getroffen, so würde man dieß immer noch nicht die Feststellung des Staatszwecks nennen können, sondern lediglich eine Vereinbarung zur Vervollkommnung der Staatseinrichtungen. Die von uns bestrittene Meinung erweist sich daher auch von dieser Seite betrachtet als unhaltbar.

Noch weniger, als »der Schutz aller wohlerworbenen Rechte der Glieder des Vereins,« kann hiernächst die öffentliche Gewalt Zweck des Staates seyn. Hier liegt der Irrthum noch klarer zu Tage. Die öffentliche Gewalt ist ein wesentlich integrirender Bestandtheil des Staates, nimmermehr aber dessen Zweck. Ja, weit entfernt, Zweck zu seyn, ist sie vielmehr recht eigentlich ein Mittel, nämlich dasjenige Mittel, dessen sich Gott bedient, um die von Ihm festgestellte Ordnung unter den Menschen an seiner Statt aufrecht zu erhalten, und das Menschengeschlecht seiner ihm inwohnenden Bestimmung entgegen zu führen.

Es würde gewiß Niemanden in den Sinn kommen, die untergeordneten Glieder des Staates oder die Saatsbürger für den Zweck des Staates zu erklären; dennoch aber stehen sie zu dem Begriffe des Staates in ganz gleichem Verhältnisse, wie die höchste Gewalt: auch sie sind ein wesentlich integrirender Bestandtheil desselben. Die höchste Gewalt kann mithin eben so wenig Staatszweck seyn, als die übrigen Staatsgenossen. Sie für den Zweck des Staates zu erklären, wäre eben so, als wollte man

sagen, das Amt des Bürgermeisters sey Zweck einer Stadtgemeinde, die väterliche Gewalt sey Zweck einer Familie, oder die Herrschaft des Ehemannes Zweck des ehelichen Bundes.

Bey Jemanden, der, wie der Verf., die geselligen Vereine oder Staaten auf gegenseitiges freywilliges Uebereinkommen basirt, ist die obige Ansicht besonders auffallend. Es ist nur zu bekannt, wie ungern und mit welchem Widerstreben der Natur sich der Mensch unter den Willen und die Autorität eines Andern beugt; wie soll man daher annehmen, daß eine Masse freyer Menschen, ohne von einer eisernen Nothwendigkeit fortgerissen zu werden, sich vereinigen sollte, um eine höhere Gewalt, als Zweck ihrer Vereinigung, über sich zu setzen? Dieß würden sie wohl bleiben lassen, wenn es von ihrer Willkür abhinge. Da wir aber demungeachtet überall Staaten sehen, und an deren Spitze immer eine höchste Gewalt, so müßte man doch annehmen, daß dieselbe wirklich bezweckt worden wäre, und es ist dieß daher, beyläufig gesagt, ein neuer Beleg für die Richtigkeit der, übrigens schon ganz geschichtswidrigen Ansicht von der Entstehung der Staaten durch Vertrag.

Nun dürfte man vielleicht zwar die Einwendung machen, der Verf. erkläre **nicht jede** höchste oder öffentliche Gewalt für den Zweck des Staates, sondern nur **eine solche**, »deren Inhaber sich moralisch verpflichtet erkennen, die ihnen zustehenden Befugnisse nach ihrer besten Ueberzeugung zur Beförderung der moralischen und zeitlichen Interessen, sowohl der Gesammtheit des Vereins, als der einzelnen Glieder desselben, zu verwenden.« Allein wenn wir in den Sinn dieser näheren, an und für sich noch mancher ferneren Zergliederung fähigen Bezeichnung der als Staatszweck aufgestellten öffentlichen Gewalt, tiefer eindringen, so erkennen wir in ihr eigentlich einen neuen Zweck, nämlich eben jene **Verwendung** der der öffentlichen Gewalt zustehenden Befugnisse, zur Beförderung der gemeinschaftlichen Interessen. Hiernach würde also der angebliche Staatszweck noch einen zweyten Zweck haben, und auch dieser würde, seiner Natur nach, noch nicht der letzte seyn, denn er ruft abermals die Frage hervor: **warum** soll die öffentliche Gewalt ihre Befugnisse zur Beförderung der gemeinsamen Interessen der Staatsglieder verwenden? Wenn die öffentliche Gewalt Zweck des Staates wäre, so würde ihr wesentlichster Beruf darin bestehen, **ihre eigenen Interessen** zu fördern und zu wahren: alle übrigen Rücksichten würden, eben des Zweckes wegen, dieser einen weichen müssen. Der Staat würde nur um jener öffentlichen Gewalt willen da seyn: eine Lehre, welche trotz dem weiter oben gleichfalls als Staatszweck bezeichneten Schutze der wohlerworbenen zeitlichen

Rechte des Vereins, dennoch allem möglichen Mißbrauche der Gewalt, ja der Tyranney und dem sträflichsten Absolutismus die Thore eben so öffnen würde, wie so mancher verworfene Grundsatz des Liberalismus.

Wenn wir den Zweck einer Sache erkennen wollen, so pflegen wir uns die Frage zu stellen: warum oder wozu ist diese Sache da? — Fragen wir nun aber: wozu ist der Staat vorhanden? so möchte uns wohl schwerlich Jemand die Antwort ertheilen: damit es eine öffentliche Gewalt gebe. Ja man würde uns diese Antwort auch nicht mit dem Zusatze geben, womit der Verf. seine öffentliche Gewalt als Staatszweck näher bezeichnet. Wohl aber dürfte uns Mancher unsere Frage durch diesen Zusatz allein beantworten, und sagen: der Staat sey um deßwillen vorhanden, damit die moralischen und zeitlichen Interessen sowohl der Gesammtheit des Vereins, als der einzelnen Glieder desselben befördert werden. Hätte der Verf. dieß allein als den Zweck des Staates aufgestellt, so würde er der Wahrheit näher gekommen seyn, und es würde vielleicht eine Verständigung über den Begriff jener Interessen möglich werden. Indessen müssen wir uns hierüber näher erklären.

Wir haben weiter oben gesagt, wenn man überhaupt einen Staatszweck annehmen wolle, so könne dieser kein anderer seyn, als der Zweck, welcher dem ganzen Menschengeschlechte inwohne, in sofern wir es als eine und dieselbe Familie betrachten. Eben daher aber, weil wir den Staat nicht isolirt, sondern nur in seiner Verbindung mit unserm ganzen Geschlechte betrachten können, indem er die natürliche Folge der Verbreitung dieses Geschlechtes und zugleich eine Folge der geschlechtlichen Natur des Menschen ist, fühlten wir eine gerechte Abneigung gegen den modernen Ausdruck Staatszweck; weil diesem Begriffe nur zu leicht die Hindeutung auf eine Willkür, d. h. auf eine freywillige oder willkürliche Vorsteckung eines besondern Zweckes, und somit auch die Annahme einer willkürlichen Verbindung der Menschen zum Staate um dieses oder jenes Zweckes willen unterliegt, eine Ansicht, die als völlig geschichts- und naturwidrig keiner weitern Widerlegung mehr bedarf. Wenn wir daher im Obigen einen Zweck des Staates einzuräumen scheinen, so glauben wir uns gegen eine unrichtige Deutung dieses Ausdrucks verwahren zu müssen.

Wir haben ferner weiter oben gesagt, der Staat wäre die Erfüllung der Bestimmung des Menschengeschlechts (natürlich nur mit Rücksicht auf seinen irdischen Zustand), nämlich eines organisch geordneten Zusammen-

Nebenmenschen erzwungen werden können, zum Behufe der Auffindung des **Staatszweckes** getrennt, und auch in derselben Absicht der Standpunkt des göttlichen Rechtes von jenem des zeitlichen Rechtes streng geschieden worden, vereinigt der Verf. gerade bey der eigentlichen **Feststellung jenes Zweckes** beyde Gesichtspunkte aufs Neue, indem er sagt: »**Der Zweck des Staates**, wie sich solcher **aus der Verbindung der durch zeitliches und göttliches Recht gebotenen Pflichten** ergibt, scheint mir demnach am kürzesten und erschöpfendsten folgendermaßen sich definiren zu lassen:

Der Schutz aller wohl erworbenen Rechte der Glieder des Vereins.

Eine öffentliche Gewalt, deren Inhaber sich moralisch verpflichtet erkennen, die ihnen zustehenden Befugnisse nach ihrer besten Ueberzeugung zur Beförderung der moralischen und zeitlichen Interessen, sowohl der Gesammtheit des Vereines, als der einzelnen Glieder desselben zu verwenden (S. 147).

Betrachten wir den Ideengang des Verfassers genauer, so sehen wir zuvörderst, daß er die Worte »geselliger Verein« und »Staat« promiscue für eine und dieselbe Sache gebraucht; eine Bemerkung, die mit Rücksicht auf unsere fernere Beurtheilung nicht als unwesentlich erscheinen dürfte.

Wir können nämlich nach den in unserm ersten Aufsatze über die vorliegende Schrift gegebenen Prämissen und aus rechtsphilosophischem Standpunkte überhaupt, wo es sich um Herleitung und Feststellung allgemeiner Begriffe handelt, dasjenige, was der Verf. **geselligen Verein** oder **Staat** nennt, von dem Begriffe jenes (wenn wir uns so ausdrücken sollen) **geselligen Vereines** nicht sondern, **welcher unser ganzes Geschlecht umfaßt**, besonders wo von einem **Zwecke** des geselligen Vereines, und zwar wiederum im Allgemeinen, die Rede ist.

Unsers Erachtens ist das Aufsuchen eines **besonderen Staatszweckes** nicht allein eine vergebliche, oder vielleicht besser gesagt, eine **nutzlose** Mühe, sondern es ist dasselbe zugleich oftmals eine Quelle wahren Unheils geworden, indem wir nur zu häufig die schätzbarsten Güter der Menschen, ja selbst fest- und langbegründete Rechte, irgend einem beliebig erdachten oder einseitig aufgefaßten sogenannten Staatszwecke als Opfer haben verfallen sehen.

Wir wollen allerdings nicht in Abrede stellen, daß gesellige Vereine der Menschen zu bestimmt vorgesetzten, eigenthümlich modificirten Zwecken entstehen können; allein es haben sich als-

dann diese Vereine speciell und historisch kund zu geben, wenn ihre besondern Zwecke in Betracht kommen sollen. Im Allgemeinen können und werden sie, wenn sie als öffentliche Staaten auftreten, und so zu sagen dem gemeinsamen Staatenbunde des Erdkreises einverleibt werden sollen, nimmermehr einen andern Zweck verfolgen als jenen, welchem das ganze Menschengeschlecht, wenn wir uns dasselbe unter Einem menschlichen Oberhaupte vereinigt denken könnten, vermöge der ihm von Gott verliehenen Natur und Bestimmung entgegeneilt.

Mögen auch einzelne Staaten im Laufe der Geschichte in noch so entschiedenen Formen, mögen sie in frühem oder späterem Zeitalter entstanden seyn, so können wir sie dennoch nie für etwas Anderes ansehen, als für eben so viele Absplitterungen oder Abzweigungen der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und es ist stets ein und derselbe Zweck, der sie alle durchdringt, eine und dieselbe Bestimmung, welche ihnen von Anbeginn her in ihrem Hauptstamme gegeben worden ist.

Was daher der Verf. hier Staatszweck nennt, ist nichts Anderes, als diejenige wesentliche Eigenschaft, welche allen öffentlichen sogenannten geselligen Vereinen oder Staaten ihrer Natur nach innewohnt. Diese Natur der geselligen Vereine im Besondern aber ist wiederum keine andere, als die des Menschengeschlechts überhaupt in seiner Allgemeinheit; diese letztere aber ist die Natur der Familie.

Als Gott erklärte, es sey nicht gut, daß der Mensch allein sey, und als Er das Weib schuf, mit der Bestimmung der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, war auch das, was wir heut zu Tage Staat nennen, bereits gegeben, denn es war physisch unmöglich, daß eine einzige Familie, unter einem einzigen Oberhaupte, den Erdboden bedecken sollte. Das Menschengeschlecht mußte sich nothwendig verzweigen und ausbreiten, konnte aber andrerseits aus der ihm inwohnenden Natur, d. h. aus der Familiennatur, nicht heraustreten, sondern ein jeder Zweig trug dieselbe in sich mit, und pflanzte sie auf der ihm zu Theil gewordenen Stätte weiter fort. Dieß allein ist der Grund, warum wir, auch bey den rohesten und ungebildetsten, wie bey den erleuchtetsten und civilisirtesten Völkern, gesellige Vereine mit jenem »Schutze der wohlerworbenen Rechte der Glieder des Vereins,« und mit einer »öffentlichen Gewalt zur Beförderung der moralischen und zeitlichen Interessen des Gesammtverbandes,« in größerer oder minderer Vollkommenheit, wiederfinden. Wem würde es aber in den Sinn kommen, dieß den Zweck der Völker zu nennen? Und doch würde dieser Ausdruck ganz dasselbe be-

deuten, als die Benennung Staatszweck; denn das Volk bildet den Staat, und gleichwie es keinen Staat geben kann ohne Volk, so gibt es auch kein Volk ohne Staat, sey es auch ein Nomadenstaat der Wilden.

Diese unsere Ansicht über den sogenannten Staatszweck stimmt auch ganz mit der Geschichte überein, während die entgegengesetzte Meinung, wir möchten sagen, auf jedem Blatte der Historie des Menschengeschlechtes ihre Widerlegung findet.

Werfen wir einen Blick auf die Uranfänge aller Staaten, so sehen wir sie entweder wirklich aus der Familie hervorgehen, wie die alten Patriarchal- und etwa die neueren Patrimonial-Staaten, oder sie sind von glücklichen Heerführern, Eroberern, überfluthenden Völkerstämmen mit ihren Oberhäuptern oder auf sonst eine andere ähnliche Weise entstanden. Immer aber sehen wir physische Macht oder geistige Ueberlegenheit auf der einen Seite, als die Grundbedingung einer organisirten Gesellschaft, und als stellvertretende Momente der ursprünglichen väterlichen Gewalt, den Anfang bilden; jene Uebermacht sey übrigens legitim oder illegitim; sie befinde sich in den Händen der Herrscher oder eines sich auflehnend siegenden Volkes. Denn auch in Fällen, wo widerrechtliche Gewalt und Leidenschaft, wo Treulosigkeit und Verrath zu einem neuen Staatsverbande den Grundstein legten, war das Endresultat, wenn gleich nach langen Kämpfen und Zuckungen, dennoch stets dasselbe: nämlich ein mehr oder weniger getreues Abbild der Familie: eine oberste Gewalt zur Anordnung oder zur Aufrechthaltung der Ordnung, und eine, durch gemeinsame Rechtsverhältnisse organisch verbundene Masse zur Unterordnung. Auch die wildesten und aufgeregtesten Völker müssen nothgedrungen die ewigen Gesetze der Natur befolgen, und werden, auch wider ihren Willen, von denselben mit fortgerissen, eben weil es die Gesetze der Natur sind, d. h. die Gesetze Gottes, welche zwar von den Menschen zeitweise übertreten, nie aber umgestoßen oder vernichtet werden können. Wie sehr sich daher auch ein mächtig gewordenes oder, wie man wohl zu sagen pflegt, ein sich für mündig erklärtes Volk mit der Illusion seiner Volksherrschaft schmeicheln mag, welche doch immer nur von einer außer allem Verhältnisse stehenden Minderzahl ausgeübt werden kann; wie sehr es auch ferner die sogenannte executive Gewalt, welche eben das Abbild der ursprünglichen väterlichen Gewalt seyn soll, durch Theilung der Gewalten, durch repräsentative Versammlungen und politische Gleichgewichtsmaßregeln beschränkt haben möge: so wird doch der Zeitpunkt nicht ausbleiben, in welchem es der legitimen obersten Gewalt oder einer, nach denselben unwandel-

baren Gesetzen der Natur auf ihren Trümmern entstandenen neuen, wenn auch Anfangs widerrechtlichen Gewalt denselben Gehorsam wird leisten müssen, den auch mündig gewordene Söhne ihrem ergrauten Vater schuldig sind. Andrerseits sehen wir aus denselben Gründen Tyranney oder ausschweifende Gewalt von oben, ja selbst eine verschuldete Unthätigkeit und Nichterfüllung der mit der obersten Herrschaft verbundenen Pflichten stets in bald kürzerer, bald längerer Zeit ihrem Untergange entgegengehen, und das natürliche Gleichgewicht auf irgend eine unvorhergesehene Weise wieder hergestellt werden.

Schon die bloße Anschauung der steten Wiederkehr dieser Verhältnisse und der allgemeinen Ausbreitung derselben durch alle Zeiten und über den ganzen Erdboden dürfte wohl geeignet seyn, Männer vom Fache mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß eben diese Gestaltung der größeren menschlichen Vereine nichts Zufälliges sey, und daß sie noch weniger von der etwanigen Willkür der zu irgend einer Zeit lebenden Individuen als etwas zu Bezweckendes oder um besonderer Zwecke willen abhänge, sondern von der durch die Naturgesetze gebotenen Nothwendigkeit gefordert werde. Wenn wir daher die Frage aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachten, und auch wirklich von einem Zwecke jener den Staat bildenden Verhältnisse reden wollen, so sind doch die vom Verf. als Staatszweck angegebenen bloßen Eigenschaften des Staates bey weitem nicht umfassend genug.

Allerdings sollen in einem geordneten Staate »alle wohlerworbenen Rechte der Glieder des Vereins geschützt werden;« allein dieß ist keineswegs Zweck des Staates, sondern eine nothwendige Folge oder Bedingung des bestimmungsgemäßen Zusammenlebens von Menschen, welches ohne jenen Schutz unmöglich wäre. Da uns aber die Geschichte nirgends einen Zeitpunkt aufzuweisen vermag, in welchem das Menschengeschlecht nicht seiner Bestimmung gemäß in größeren oder kleineren Massen zusammengelebt hätte, so folgt daraus, daß jener Schutz der Rechte im Allgemeinen niemals gefehlt hat, wie sehr auch die natürliche Ordnung hin und wieder durch Krieg und Verbrechen gestört seyn mochte.

Gesetzt daher, es seyen auch irgendwo eine hinlängliche Menge ganz freyer, an gar keinen bereits bestehenden Staat gebundener Individuen zur Bildung eines ganz neuen Staates, ja selbst mit der ausdrücklichen Erklärung, ihre Rechte geschützt zu sehen, zusammengetreten, so wäre auch hier dieser Schutz nicht einmal der Zweck dieses Staates, sondern ebenfalls die nothwendige Bedingung seines Entstehens. Der Zweck des Zusammentretens, und also auch der Zweck dieses Staates,

fern sie nichts von Gott Verbotenes erheischten und nichts von Gott Gebotenes verböten, sehr bestimmt anerkenne und bestätige.«

Dagegen können wir nicht unberührt lassen, daß der Verf. im Verlaufe dieser Auseinandersetzungen zwar mit gerechtem Unwillen der »unveräußerlichen Volkssouveränität,« als der dem sogenannten Vernunftstaate in der Regel zum Grunde gelegten Lehre, mit dem Beysatze Erwähnung thut, daß es »keine abgeschmacktere, keine unvernünftigere Theorie« gäbe, als diese. Allein die für diese Behauptung aufgestellten Gründe sind der Kraft jener Ausdrücke keineswegs entsprechend. Der Verf. sagt nur: »Eben weil der Wille der Menschen, so lange er sich selbst nicht gebunden hat, nur durch göttliches Gebot gebunden seyn kann, eben deßhalb kann ihm auch die Freyheit nicht bestritten werden, sich, wie es ihm beliebt, durch Vertrag und Versprechen zu binden, so lange er dadurch kein göttliches Gebot verletzt« (S. 155 u. 156). Hieraus scheint sogar hervorzugehen, daß die Entrüstung des Verf.'s nicht gegen die Volkssouveränität, sondern nur gegen die behauptete Unveräußerlichkeit derselben gerichtet wäre. Ja dieß erhellt noch mehr aus dem folgenden Nachsatze: »Ganz etwas Anderes wäre es, wenn jemals mit Einwilligung aller Betheiligten die Regierung irgend eines Staates zwar einem einzelnen erblichen oder wählbaren höchsten Beamten zugestanden, die obere Leitung solcher, oder die souveräne Gewalt, demungeachtet aber dem ausgesprochenen Willen der Mehrheit aller Einwohner vorbehalten werden sollte. In solchem Falle wäre die unsern Ideologen so beliebte Verfassungsform vermöge positiven Rechtes eingeführt, und bestände eben so rechtmäßig, als die monarchisch-aristokratische oder monarchisch-republikanische Form gegenwärtig in den meisten europäischen Staaten« (S. 156).

Sonderbar genug macht der Verf. hiezu die Bemerkung, seines Wissens existire noch kein Staat mit einer solchen Verfassung; dieß hat ihn aber nicht auf den Gedanken gebracht, daß dieselbe, in solcher Form, auf rechtmäßige Weise gar nicht existiren kann, und daß, wo sich auch immer ähnliche Grundsätze in einer Verfassung ausgesprochen finden möchten, diese nur per nefas und in Folge vorhergegangener Umwälzungen und Umstürzungen der bisherigen rechtlichen Verhältnisse hineingedrungen wären.

Wir meinen, unsere Leser dürften es wohl selbst höchst überflüssig finden, wenn wir es im Jahre 1838, in Deutschland, in diesen Blättern, noch übernehmen wollten, die Ungereimtheit der bereits so völlig ab- und ausgedroschenen und in ihrer Nichtigkeit längst anerkannten Theorie von der Volkssouveränität dar-

zuthun; — als ob Gott den Kindern Gewalt gegeben hätte über die Väter?! — aber wohl halten wir es der Mühe werth, daran zu erinnern, daß man, bey auch sonst so tüchtigen Gesinnungen, wie die des verdienstvollen Verfassers sind, auf so verderbliche Consequenzen kommen muß, wenn man über so wichtige Grundlehren, wie die von der Entstehung des Staates sind, von unrichtigen, der Natur der Sache widersprechenden Vordersätzen ausgeht. Da der Verf. alle geselligen Vereine oder Staaten aus gegenseitigen Verabredungen entstehen läßt, die sich nirgends historisch nachweisen lassen, so kann er auch denjenigen, welche sich vertragsweise zu einem Staate vereinigen, dasjenige Recht nicht absprechen, auf dessen Grund sie überhaupt in den angenommenen Fall gekommen seyn können, einen Staat zu bilden, welches Recht aber kein anderes seyn kann, als ein souveränes, d. h. ein mit völliger Freyheit und bisheriger Unabhängigkeit begabtes Recht. Daher auch die in der oben angeführten Stelle enthaltene, in sich selbst von Widerspruch durchdrungene Annahme, daß zwar mit Einwilligung aller Betheiligten eine erbliche oder wählbare Regierung eingesetzt würde, die oberste Leitung dieser (sogenannten) Regierung aber dem ausgesprochenen Willen — der Mehrheit — aller Einwohner — vorbehalten werden sollte. Eine solche Theilung der Gewalten, wenn sie überhaupt von Bestand seyn könnte, dürfte wohl am ersten geeignet seyn, eine Lehre zu verdächtigen, deren Principien sie ihre Geburt zu verdanken hätte.

Der Verf. scheint gefühlt zu haben, daß er aus diesem Labyrinthe nicht hinausfinden würde, ohne auf einen Theil seiner früheren Behauptungen verzichten zu müssen; daher bricht er bey der obigen Stelle kurz ab, und spricht die etwas vom früheren Zusammenhange losgerissenen Schlußworte aus: »Die Behauptung aber, daß diese oder jene äußere Verfassungsform natürlichen Rechtes sey, und keines geschichtlichen Rechtsgrundes bedürfe, verräth eine gänzliche Unkunde der ersten Bedingungen alles Rechtes, eine Begriffsverwirrung, die nothwendig die abenteuerlichsten Folgerungen veranlassen muß.« — Allerdings! — — Aber — — ?

Doch wir gehen jetzt weiter. — Unter der Rubrik: »Unentbehrlichkeit einer höchsten Gewalt zur Erhaltung eines jeden geselligen Vereins,« fährt der Verf. in seiner Entwicklung fort, und sagt: »Aus der Bestimmung des geselligen Vereins überhaupt ergeben sich der Zweck und die nothwendigen Erfordernisse der einzelnen rechtlichen Anstalten und Verhältnisse, welche, wie die Glieder eines Leibes, zur Erfüllung des gemeinsamen Zweckes der Gesell-

schaft das Ihrige beyzutragen berufen sind« (S. 157). Wir übergehen hier die Unterscheidungen zwischen einer Bestimmung des geselligen Vereins überhaupt« und dem »gemeinsamen Zwecke der Gesellschaft,« deren Bedeutung nach der bisher gebrauchten Anwendung dieser Wortverbindungen nicht ganz klar ist, obgleich der Verf. diesen Zweck der Gesellschaft für den gegenwärtigen Abschnitt als einen solchen bezeichnet, »der aus dem nothwendigen natürlichen Charakter einer jeden geselligen Verbindung, in welcher Form sie auch bestehen mag, hervorgeht.« Wir wenden uns vielmehr zu neuen Widersprüchen in sonst richtigen und wahren Sätzen.

Nachdem nämlich der Verf. früher, wie wir gesehen haben, die öffentliche Gewalt für den Zweck des Staates erklärt hat, erkennt er nunmehr in ihr die Bedingung seiner Einheit und Selbstständigkeit, und gelangt folglich, obgleich auf einem langen Umwege, ebenfalls zu der Einsicht, daß jene Gewalt nur ein wesentlich integrirender Bestandtheil des Staates sey, wie wir sie genannt haben. Der Verf. sagt nämlich: »In jedem geselligen Vereine, in welcher Form auch die Staatsgewalt constituirt seyn mag, finden wir als unerläßliche Bedingung seiner Einheit und Selbstständigkeit, eine Behörde, welche mehr oder weniger die andern beherrscht, selbst aber nicht mehr beherrscht wird; eine Autorität, die von Andern Rechenschaft zu fordern berechtigt ist, selbst aber, wenigstens hinsichtlich gewisser Befugnisse, vor keinem zeitlichen Richterstuhle mehr geladen werden kann« (S. 158). Dieß ist allerdings das folgerechte Ergebniß der Anschauung des Staates. Eben so ist freylich »keine menschliche Gesellschaft denkbar, in welcher nicht eine Gewalt das gemeinsame Band aller Glieder, die den Verein constituiren, bildete, deren Aufhebung, wenn sie nicht ersetzt wird, unvermeidlich die Auflösung der Gesellschaft und die Trennung ihrer einzelnen Glieder .... nach sich ziehen würde« (ibid.). Es ist nur zu verwundern, wie diese Betrachtung den Verf. nicht zu der Erkenntniß gebracht hat, daß diese vielbesprochene öffentliche, mit der Existenz der ganzen Gesellschaft so innig verwebte Gewalt nicht deren Zweck seyn kann, sondern daß die Bestimmung dieser Gewalt selbst mit jener der ganzen Gesellschaft nothwendig coincidirt. Soll daher von einem Zwecke der Gesellschaft oder des geselligen Vereins die Rede seyn, so kann derselbe weder in der von der öffentlichen Gewalt getrennten untergeordneten Masse, noch in der von der Gesellschaft abgesonderten öffentlichen Gewalt zu suchen seyn, sondern in einem medium tertium, welches Beyde, durch ihre vollkommen gleichartigen Beziehungen zu demselben, mit einander im Verbande

hält; und dieses ist abermals das, was wir Staat nennen, nämlich jene organische Ordnung des menschlichen Zusammenlebens, welche, an sich betrachtet, selbst Zweck ist, in einem höheren Gesichtspunkte aber wieder zum Zwecke hat, die menschliche Gesellschaft in der ihr von Gott angewiesenen Ordnung zu erhalten, und der dem ganzen Geschlechte inwohnenden Bestimmung entgegen zu führen. Dieß und nichts anders wird und muß stets das Endresultat aller gründlichen Untersuchungen über den Staatszweck seyn, und auch die Betrachtung der einzelnen Bestandtheile des Staates mit Rücksicht auf den Zweck, muß immer wieder darauf hinausführen.

Nach allem diesen sind die ferneren Bemerkungen des Verf.'s, gegen deren Richtigkeit sich in der Hauptsache nichts erinnern läßt, von minderem Belange. Ja sie sind sogar weniger aus der Natur der Dinge geschöpfte philosophische Forschungen, als vielmehr empirische Ergebnisse der Anschauung des täglichen Lebens, welches mit jener oftmals im directen Widerspruche steht. Denn daß z. B. die höchste Gewalt nicht nothwendig alle souveränen Befugnisse in der Gesellschaft in sich vereinen müsse, und daß sie »nach zeitlichem Rechte verbunden seyn könne, ihre Handlungen in irgend einer Beziehung der Beurtheilung einer eigens hiezu bestimmten Behörde zu unterwerfen;« das sind zufällige, vielfachen Abstufungen und Modifikationen unterworfene Nebenumstände, welche zwar in der Anwendung oftmals das Wesen der höchsten Gewalt selbst untergraben, die aber eigentlich nicht der Philosophie angehören, sondern der Praxis.

Wir erwähnen dieß nicht ohne besondere Absicht. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen der philosophischen Betrachtung des Staates nach seiner Urbestimmung, und der empirischen Anschauung der Staaten, wie sie sich bis auf unsere Tage gestaltet oder mißgestaltet haben. Beydes ist aber zuweilen in der vorliegenden Schrift, wie uns scheint, verwechselt, und gibt nicht selten Anlaß zu einer gewissen Unklarheit. Diese gibt sich auch in dem nun folgenden Satze zu erkennen: »Wohl aber liegt es in der Natur einer solchen höchsten Autorität, daß deren rechtliche Eigenthümer (Inhaber) in Bezug auf diejenigen Fragen, von deren Entscheidung das Fortbestehen ihres Rechtes und die Erhaltung des geselligen Bandes abhängt, jederzeit souverän bleiben, und ihre Handlungen nur vor ihrem eigenen Gewissen zu verantworten haben.« Offenbar ist dem Verf. hier eine höchste Gewalt vorgeschwebt, wie sie unsere neue Geschichte hat zu Tage fördern sehen, an der er wenigstens in Bezug auf ihre fernere Existenz

die Souveränität retten möchte, und in der Erhaltung des geselligen Bandes das einleuchtendste Motiv zu finden wähnte.

Wir sagen aber nein! Die höchste Autorität ist der Natur der Sache nach nicht die höchste Autorität, wenn sie nicht in ihrem ganzen Bereiche souverän, d. h. nur Gott verantwortlich ist; wohl bemerkt aber, immer nur in so weit, als sie durch ihre Handlungen nicht in den Kreis der wohl erworbenen Rechte Anderer eingreift; diese Anderen mögen nun unter oder neben ihr stehen. Auch Kinder können ihren Aeltern gegenüber Rechte wohl erwerben, ohne daß der väterlichen Gewalt dadurch Abbruch geschähe; dasselbe gilt gleichergestalt von der höchsten Gewalt im Staate in ihren Beziehungen zu den ihr gegenüber stehenden Rechtsverhältnissen der Unterthanen. Wollten wir derselben dieserhalb nur in Bezug auf ihren Fortbestand und auf die Erhaltung des geselligen Bandes volle Souveränität zugestehen, so würden wir Zweifel und Streitigkeiten über die dahin einschlagenden Fragen ohne Ende erwecken. Halten wir uns dagegen auf dem Boden des Rechtes, so löst sich jeder Zweifel, und unsere Maximen finden auf jedwede Form, in der die Souveränität auftreten möge, gehörige Anwendung. Die Souveränität oder höchste Gewalt ist ein Recht; jedes Recht aber hat seine angewiesenen Gränzen, die aber seiner Natur keine Eintracht thun, nämlich es gränzt an das Rechtsgebiet des Nachbars, das nicht überschritten werden darf. Daher geht die Souveränität ebenfalls nur so weit, als sie nicht mit den Rechten Anderer in Widerspruch geräth. Auf diese Weise erscheint das Verhältniß klar und verständlich; und bedarf keiner künstlich erdachten Begriffe und Motive zu seiner Feststellung.

Nach diesen Andeutungen dürfen wir die vom Verf. noch auf den folgenden Blättern seiner Schrift behandelte Frage: »in Bezug auf welche Gerechtsame eine Behörde unabhängig seyn müsse, um den Charakter der höchsten Gewalt nicht zu verlieren,« lediglich auf sich beruhen lassen. Es ist dieß eine Frage, welche wiederum recht eigentlich die Praxis berührt; diese aber tritt in den verschiedenen heutigen Staaten so mannigfaltig auf, daß sie schwerlich auf allgemeine Grundsätze zurückgeführt werden kann. Von dem Standpunkte der Philosophie scheint uns die aus der Natur der Sache geschöpfte Erkenntniß zu genügen, daß überhaupt jeder abgesonderte Staat nothwendig seine höchste Gewalt haben müsse: wie weit oder wie eng sie beschränkt werden könne, ergeben einerseits die rechtlichen Verhältnisse in concreto, andrerseits aber eben jene Nothwendigkeit einer höchsten Gewalt, denn diese bewährt sich auch durch die Geschichte dergestalt als mit der Natur der menschlichen Gesellschaft verwebt, daß selbst

dort, wo die bestehende höchste Gewalt durch was immer für einwirkende Umstände verloren geht, an ihrer Stelle sofort eine neue Gewalt den Schauplatz betritt. Was hierbey das Recht für eine Rolle spielt, ist bereits in unserm ersten Aufsatze über die vorliegende Schrift angedeutet worden. Seiner Natur nach soll dasselbe stets und überall den Maßstab bilden, nicht allein für jede Gewalt, sondern auch für deren Beschränkung. Ein widerrechtliches Eingreifen in diesen rechtlichen Zustand ist natürlich in vielfachen Formen möglich, dürfte aber eigentlich, eben seiner Widerrechtlichkeit wegen, der Philosophie des Rechtes fremd, und der endlichen Ausgleichung durch Zeit und Umstände anheimgestellt bleiben.

Der Verf. handelt hiernächst »von den Bedingungen, unter welchen die souveräne Gewalt in einzelnen Fällen berechtigt seyn kann, den Vorschriften des zeitlichen Rechtes entgegen zu handeln« (S. 162), und bewährt auch hier das richtige Gefühl, dessen wir schon mehrmals bey seinen Untersuchungen gedacht haben, welches aber so oft an den mangelhaften Grundprincipien scheitern muß. Er sagt nämlich seiner früherhin mitgetheilten Ansicht gemäß: »Sowohl die Befugnisse der höchsten Gewalt im Vereine, als diejenigen entweder aller Unterthanen, oder einzelner untergeordneter Obrigkeiten, oder gewisser Körperschaften und Individuen, welche erstere beschränken, beruhen gleichmäßig auf zeitlichem Rechte« (was bereits früher seine Widerlegung gefunden hat). Er fährt aber dann sehr richtig und mit unserer obigen Auseinandersetzung übereinstimmend fort: »und es ist keine Frage, daß eine jede höchste Gewalt in der Regel nicht nur ihrem Berufe zuwider handelt, sondern die Grundlagen ihrer eigenen Autorität erschüttert, wenn sie wohl erworbene Rechte verletzt, die ihrem Schutze anvertraut sind.« Das heißt eben mit andern Worten: Das Rechtsgebiet der Souveränität erstreckt sich nicht weiter, als bis zu den Gränzen derjenigen Rechtsgebiete, welche dieselben umgeben.

Allein nun kömmt der Verf. auf die Ausnahme von dieser Regel, und sagt: »Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß es Fälle gibt, in welchen die Inhaber der höchsten Gewalt ausnahmsweise nicht allein moralisch befugt, sondern vor ihrem Gewissen verpflichtet sind, die Schranken, welche ihnen das zeitliche Recht auferlegt, zu überschreiten« (S. 162 u. 163).

Es ist dieß eine Ansicht, welche eigentlich der neueren Philosophie angehört, vielleicht aber hier wiederum nur aus der Praxis geschöpft ist, indem wir allerdings täglich und überall

die höchste Gewalt im Staate, aus Rücksichten für das Allgemeine, die Rechte Einzelner umgehen sehen.

Der Verf. führt einige solcher Fälle, in denen er die Souveränität zu einer Ueberschreitung ihres Rechtsgebietes für befugt hält, namentlich an, z. B. »sobald die Erhaltung des Staates es erheischt; in allen Fällen ferner, wo das moralische Wohl ihrer Unterthanen auf keine andere Weise gesichert werden kann; deßgleichen, wenn die Erhaltung ihrer rechtmäßigen Autorität und der Schutz der zu ihrer ferneren selbstständigen Existenz nothwendigen Befugnisse solches erfordern; wenn ihnen kein anderes Mittel zu Gebote steht, einer Ungerechtigkeit oder einem Mißbrauche der Gewalt, die für andere Menschen unglückliche Folgen haben könnten, Einhalt zu thun; endlich, wenn eine unbefugte Handlung der Art ist, daß selbst diejenigen, deren Rechte dadurch verletzt werden, voraussichtlich solche nur billigen können, sobald ihnen die Absicht, in welcher sie geschieht, bekannt seyn wird« (S. 163). — »Aehnlicher Fälle kann es noch mehrere geben,« fügt der Verf. hinzu, »die sich schwer voraussehen und aufzählen lassen.«

Jetzt entsteht aber freylich die Frage, was die Philosophie des Rechtes zu solchen Ueberschreitungen des eigenen Rechtsgebietes und zu den Eingriffen in das Rechtsgebiet Anderer zu sagen hat. Sehr richtig erklärt sich der Verf. selbst gegen das sogenannte jus eminens der höchsten Gewalt und gegen ein angebliches Obereigenthum des Staates, welches eine Erfindung der falschen Philosophie ist, um das Phantom des Staatsbegriffes mit möglichster Allmacht zu bekleiden, und den in seinem Namen zu vollbringenden Umsturz althergebrachter rechtlicher Verhältnisse zu beschönigen. Damit ist indessen die Frage noch nicht gelöst, denn streng genommen kann die Philosophie des Rechtes nicht umhin, den vom Verf. oben aufgestellten Grundsatz selbst durchaus zu läugnen, und das Princip zu verfechten, daß auch die höchste Gewalt im Staate niemals berechtigt sey, die wohlerworbenen Rechte ihrer Untergebenen, gegen den Willen der Letzteren, anzutasten, weil eben die Natur des Rechtes darin besteht, daß es von Jedermann, wer es auch sey, anerkannt und respektirt werden muß. Nur durch Festhaltung dieses Grundsatzes kann die gesellschaftliche Ordnung unter den Menschen aufrecht erhalten werden; sie fängt aber sicher an zu wanken, sobald an jener Rechtsbasis gerüttelt wird.

Wie ist also hiernach die vom Verf. angeführte Ausnahme, und die, wenigstens nicht allgemein zu mißbilligende Praxis, mit dem Gesagten zu vereinigen?

Unsers Erachtens gibt der Verf. selbst den einzig richtigen Gesichtspunkt an. Er sagt nämlich weiter: »Dieses Recht beruht ganz einfach auf demselben Grunde, aus welchem auch der einzelne Privatmann hie und da befugt, und sogar verpflichtet seyn kann, die Schranken seiner zeitlichen Rechte in Bezug auf seine Nebenmenschen zu überschreiten.« — »Es ist zwar Keiner berechtigt,« fährt er fort, »einem Andern seine Habe zu entziehen, aber ein Jeder ist verpflichtet, wenn es in seiner Macht steht, dem Erzürnten das Messer wegzunehmen, mit welchem er einen Andern zu ermorden im Begriffe steht; Keinem steht zwar das Recht zu, einen Menschen, über welchen er keine Autorität besitzt, seiner Freyheit zu berauben, dennoch aber ist ein Jeder befugt und verpflichtet, wenn er weiß, daß ein Anderer aus Wahnsinn oder aus Mißmuth sich zu ertränken beabsichtigt, ihn nöthigenfalls so lange einzusperren, bis er Gelegenheit findet, denselben seinen Verwandten oder seiner rechtmäßigen Obrigkeit zu überliefern. Es ist natürlich, daß in dem Verhältnisse, als ein Mensch Autorität über seine Nebenmenschen besitzt, und als folglich seine moralische Verantwortlichkeit erweitert ist, auch um so eher Fälle eintreten können, in welchen eine moralische Pflicht ihn nöthigt, den Vorschriften des zeitlichen Rechtes entgegen zu handeln. Zugleich ist es klar, daß immer nur eine höhere moralische Pflicht, nicht aber etwa bloße Rücksicht auf irgend ein materielles Interesse, die höchste Gewalt, wie den einzelnen Bürger, von der moralischen Verbindlichkeit des zeitlichen Rechtes momentan lossprechen können« (S. 161 u. 165).

Fragen wir indessen, ob die früher vom Verf. angeführten speciellen Fälle, in welchen die höchste Gewalt ermächtigt seyn soll, die Schranken ihrer zeitlichen Rechte zu überschreiten, mit der hier citirten Stelle übereinstimmen, so müssen wir dieses, wenigstens theilweise, läugnen. Der Verf. sagt hier, es müsse immer nur eine höhere moralische Pflicht, nicht aber bloße Rücksicht auf ein materielles Interesse jener Befugniß zum Grunde liegen, führt aber unter den obigen Fällen auch den an, »wenn die Erhaltung ihrer (der höchsten Gewalt) rechtmäßigen Autorität und der Schutz der zu ihrer ferneren selbstständigen Existenz nothwendigen Befugnisse solches erfordern.« — Hier ließe sich wohl die Frage aufwerfen, welche Pflicht den Vorrang verdiene, jene der eigenen Selbsterhaltung oder die Pflicht der Achtung und Anerkennung der zeitlichen Rechte der Unterthanen; und wir meinen, die Philosophie des Rechtes müßte der letztgedachten Pflicht die erste Stelle einräumen. Glücklicher Weise ist aber diese ganze Materie nicht sehr ins Leben eingreifend; denn

wir glauben, daß in einem gehörig geordneten Staate die Existenz der höchsten Gewalt ohnehin gesichert ist, und zwar um so gesicherter, je größer und feststehender die Ordnung ist. Diese Ordnung besteht jedoch recht eigentlich in der Bewahrung des Rechtszustandes. Ist nun dieselbe auf eine solche Weise gestört, daß für die fernere Existenz der höchsten Gewalt Gefahr vorhanden ist, so könnte man wohl ohne Bedenken annehmen, daß dieß nur durch Eingriffe in ihre Gerechtsame hätte geschehen können; sie würde sich daher in der Lage der Selbstvertheidigung befinden, und zur Wiederherstellung des ordnungsmäßigen Zustandes wohl kaum der Eingriffe in die zeitlichen Rechte ihrer Unterthanen bedürfen, sondern ihre Gewalt nur dazu gebrauchen, ihre gekränkten Rechte wieder zu erlangen. Wäre aber die Störung von Außen geschehen, so dürften wohl in unseren heutigen Staaten die Grundsätze überall feststehen, nach welchen die Unterthanen selbst verpflichtet sind, zur Vertheidigung und Aufrechthaltung ihrer Landesherrschaft mitzuwirken, so daß auch hier ein Eingriff in die Rechte der Ersteren gar nicht als nöthig erschiene. Diejenigen Fälle endlich, welche dem Verhältnisse analog sind, in dem ein Privatmann dem andern das Messer wegzunehmen berechtigt wäre u. s. w., dürften, von dem Standpunkte der höchsten Gewalt betrachtet, zu sehr, theils in das Gebiet der Polizey, theils in jenes der Strafrechtslehre eingreifen, als daß die Philosophie des Rechtes, gerade an dieser Stelle davon Erwähnung zu thun hätte, um so mehr, da sie aufhören, Eingriffe in das zeitliche Recht zu seyn, sobald es feststeht, daß sie in den Kreis der Pflichten der höchsten Gewalt gehören. Während die höchste Gewalt ihre Pflicht erfüllt, wird sie schwerlich in dem Falle seyn, in das Rechtsgebiet ihrer Unterthanen einzugreifen, wenigstens werden diese Eingriffe immer nur scheinbar seyn.

Nach allen diesen Andeutungen dürfte daher der Grundsatz immer noch rechtsphilosophisch feststehen, daß die höchste Gewalt die zeitlichen Rechte der Unterthanen eben so zu respektiren habe, als umgekehrt die Letzteren die Rechte der höchsten Gewalt. »Die Schranke der fürstlichen (höchsten) Gewalt ist die nämliche Regel, die überhaupt auch die Freyheit aller übrigen Menschen beschränkt. Böses zu meiden und Gutes zu thun, Niemanden zu schaden, vielmehr nach seinem Vermögen Anderen zu nützen (»Letzteres jedoch nur unter der Bedingung des Ersteren«), das ist mit zwey Worten der Inbegriff aller ihrer Pflichten« *). Da aber das Wesen des Staates kein feststehend geregeltes mechanisches Treiben ist (obgleich man in neuerer Zeit gar viel von der Staats-

*) Haller a. a. O. 2. Bd. 39. Hptst.

maschine und deren Räderwerke zu erzählen weiß), sondern ein organisches Leben, weil er, wie Haller sagt, »ein in sich selbst vollendeter und geschlossener Menschenverein ist:« so ist auch jener Rechtszustand nicht starr und unabänderlich, und daher ein düsteres Stillstehen oder Verknöchern nicht zu befürchten; sondern er ist beweglich und lebendig, und je nach den verschiedenen Zeitverhältnissen und Umständen auch den mannigfachsten Wechseln und Aenderungen unterworfen, theils durch äußere Einflüsse, theils im Innern des Staates selbst in vielfacher Form, diese bestehe nun in Transaction oder in einseitiger weiser Gesetzgebung, wobey die höchste Gewalt vollkommen ihre Pflicht erfüllt, wenn sie vermöge ihres Gott verantwortlichen Gewissens diejenige Sorgfalt beobachtet, **quam bonus pater familias adhibere solet.**

Wir glauben indessen über diesen Punkt genug gesagt zu haben, und gehen jetzt auf den vom Verf. zum Schlusse dieses Abschnittes behandelten Fall über: »in welchem das Subjectionsverhältniß als gelöst, und ein thätiger Widerstand der Unterthanen gegen die höchste Gewalt als moralisch gerechtfertigt betrachtet werden kann« (S. 166).

Es ist dieß eine Frage, welche, aus fast eben so vielen Gründen, gar verschiedentlich beantwortet wird. Der große Restaurator Haller, dessen Aussprüche wohl von einigem Gewichte seyn dürften, gegen dessen Ansichten wir uns aber auch in diesem Punkte einige Zweifel aufzustellen erlauben werden, führt mehrere Meinungen von Schriftstellern neben einander auf. Einige der Letzteren läugnen jenes Recht des Widerstandes ganz, obgleich aus falschen Gründen; entweder nämlich, weil das Volk, nach ihrer Meinung, bey angeblicher Stiftung eines Staates allen Willen, alle Macht, alles Urtheil abgetreten und veräußert haben sollte (Hobbes, Gentilis), oder weil es nicht Richter in eigener Sache seyn könne (Kant), oder weil es sonst gefährlich sey, und die Ausübung dieses Befugnisses so leicht wäre, daß bey Anerkennung desselben gar keine Ruhe der Staaten bestehen könnte (Osiander). »Barkley, der im Allgemeinen sehr dawider eifert, statuirt es zuletzt, aber nur von Seite der Majorität des ganzen Volkes.... Grotius, Pufendorf, Horn, Vattel u A. m. geben das Widerstandsrecht ebenfalls zu, jedoch mit vielen, zum Theil klugen und moralischen, zum Theil aber auch die gründliche Wissenschaft nicht befriedigenden Temperamenten. Locke erklärt sich ebenfalls dafür, und diese Deduction ist sogar eine der besseren seines Werkes, aber mit seinen übrigen revolutionären oder republikanischen

Ideen gar nicht consequent. Scheidemantel, so sehr er sonst den Fürsten günstig ist, wagt auch nicht, es gänzlich und in allen Fällen zu läugnen, aber er behauptet, daß einzelne Personen oder ein geringer Theil des Volkes dieses Recht nicht hätten, nur die ganze Nation könne als Feind auftreten .... Die Neueren aus Rousseau's Schule machen hingegen gar nicht einmal so viele Umstände, einen Krieg gegen die Fürsten nothwendig zu finden. Ihrer Meinung nach sollen sie als vorgebliche Beamte, ohne Rücksicht auf den guten oder schlechten Gebrauch ihrer Macht, nach bloßer Willkür abgesetzt werden können .... Andere hielten die Insurrection für die heiligste Pflicht (La Fayette), und wieder Andere behaupteten, eine Rebellion sey nicht einmal denkbar, weil das Volk der Souverän sey, und Niemand gegen sich selbst rebellire (Fichte)« [1]).

Haller selbst behandelt diesen Gegenstand zuerst im Allgemeinen unter der Rubrik der Mittel gegen den Mißbrauch der Gewalt, und zieht den Widerstand gegen die gemißbrauchte höchste Gewalt in das Gebiet der erlaubten Selbsthülfe, als »den Gebrauch des Verstandes und der eigenen Kräfte, welche Gott den Menschen nicht umsonst, sondern zu ihrem Schutze und zur Handhabung seines Gesetzes gegeben« habe [2]). Er findet diesen Widerstand, diese »gerechte Selbstvertheidigung und erlaubte Selbsthülfe,« so tief in der Natur der Menschen und aller lebendigen Geschöpfe begründet, daß sie ihnen durch keine Sophistereyen abgesprochen, durch keine menschlichen Gesetze oder Einrichtungen je würde aufgehoben werden können. Nach Hrn. von Haller ist dieses Befugniß göttlichen Ursprungs, gilt überall und zu allen Zeiten, nicht nur in den außergeselligen, sondern auch in den geselligen Verhältnissen, und die Menschen haben darauf niemals Verzicht geleistet, noch Verzicht leisten können. Er setzt die Doctrin einer dem geselligen Menschen untersagten Selbsthülfe auf eine Stufe mit der Lehre, nach welcher auch aller Krieg überhaupt unrechtmäßig, und mithin nicht die Unrechtmäßigkeit selbst, sondern nur der Widerstand, nicht die Gewalt zum Bösen, fondern nur die Gewalt zum Guten verboten seyn soll. Ihm ist endlich die »gerechte Selbsthülfe« gewissermaßen Pflicht, welche zu allen Zeiten mit Recht als eine Tugend anerkannt worden wäre, eben weil sie die Herrschaft des göttlichen Gesetzes handhabe und befördere [3]).

---

[1]) Haller a. a. O. 2. Bd. 41. Hptstck.

[2]) a. a. O. 1. Bd. 15. Hptstck.

[3]) a. a. O.

Noch specieller aber geht er auf diese Materie ein, wo er »von den Mitteln der Unterthanen zur Sicherung ihrer Rechte« handelt [1]). Hier stützt er den Widerstand gegen ungerechte Gewalt auf den Grundsatz: daß ein Fürst kein vom Volke geschaffener Beamter, sondern ein mächtiger, unabhängiger Herr sey, der im Grunde nur seine eigenen Rechte ausübe, natürliche und vertragsmäßige Pflichten fordern könne, aber fremde Rechte nicht beleidigen, sondern eher schützen solle. »Wird man nun von einem solchen Herrn,« sagt er, »in wirklichen eigenen Rechten, schwer, fortdauernd und unerträglich beleidigt, zieht er, statt der Eigenschaft eines Beschützers und Wohlthäters, die Natur eines Feindes und Unterdrückers an, nützen alle Vorstellungen nichts, ist keine andere Hülfe zu finden: so läßt sich nach der gesunden Vernunft und dem natürlichen Rechte im Allgemeinen unmöglich behaupten, daß jeder gewaltsame Widerstand absolut unerlaubt sey, daß zwischen einem Fürsten und seinen Unterthanen nicht auch ein rechtmäßiger Krieg entstehen könne.« — »Wer nur sein eigen Recht beschützt,« heißt es weiter, »das göttliche Recht zu handhaben sucht, der beleidigt Niemand; der ungerechten Gewalt darf rechtmäßige Gewalt entgegengesetzt werden; die Pflichten sind wechselseitig, es kann nicht die Ungerechtigkeit erlaubt, und der Widerstand allein verboten seyn. Die Natur hat aber von diesem Rechte der Nothwehr und Selbstvertheidigung keine Ausnahme gegen den Mächtigen gemacht, sondern nur seine Ausübung mit mehreren Schwierigkeiten begleitet.... Man würde durch die Behauptung der absoluten Unrechtmäßigkeit jedes Widerstandes der guten Sache der Fürsten mehr schaden als nützen, sie zum Gegenstande des allgemeinen Hasses machen, und ihren Feinden Waffen in die Hand geben, die nicht zu bestreiten wären.... An und für sich liegt weder im natürlichen Gesetze, noch in der Klugheit irgend ein Grund, der die Behauptung rechtfertigen könne, daß aller Widerstand gegen fürstliche Bedrückungen absolut unrechtmäßig sey« [2]).

Zur Unterstützung dieser Ansichten beruft sich Haller nicht allein auf die allgemeine Erfahrung, sondern auch auf die heilige Schrift, welche, troß aller Gebote wegen Erfüllung der Rechts- und Liebespflichten gegen die Fürsten, und troß der Anempfehlung von Nachgiebigkeit und Unrechtleiden, dennoch keine einzige Stelle aufwiese, »in welcher gegen die Verletzung aller Pflichten von Seite des Fürsten, und zur Handhabung des göttlichen

[1]) a. a. O. 2. Bd. 41. Hptstck.

[2]) a. a. O.

Gesetzes selbst, jeder Widerstand unbedingt verboten wäre.« — »Sie (die heilige Schrift) mißräth ihn bloß als Regel der Klugheit,« heißt es weiter, »entweder weil oft die Kräfte mangeln, oder weil gewöhnlich nichts Besseres nachkömmt.« Hierauf werden einige Beyspiele angeführt, meist aber von Aufständen gegen nicht bloß despotische, sondern zugleich usurpirte Gewalt, und dann hinzugefügt: »Jedermann fühlt, daß derselbe (der Widerstand) in diesem Falle einen doppelten Titel für sich hat; er läßt sich aber auch gegen einen Fürsten denken, dessen Macht in Erwerbung und Besitz rechtmäßig, und nur in ihrem Gebrauche ungerecht und feindselig ist. Führt er gegen seine Unterthanen Krieg, warum sollten sie nicht auch gegen ihn Krieg führen dürfen? . . . Wer in dem übereinstimmenden Urtheile aller unbefangenen Menschen ein Kennzeichen oder eine Probe der Wahrheit sieht, der wird gestehen müssen, daß nie und nirgends aller Widerstand der Völker zur Erhaltung ihrer eigenen Rechte für absolut unerlaubt gehalten worden ist« [1]).

Endlich führt Hr. v. Haller noch einige Fälle als Beyspiele an, in welchen die eigenen Fürsten das Befugniß des Widerstandes der Völker gegen evidente Bedrückung anerkannt und förmlich ausgesprochen haben, namentlich Kaiser Trajan, da er dem Obersten der Leibwache das Schwert mit den Worten übergab: »Für mich, wenn ich wohl regiere, wider mich, wenn ich Tyrann werden sollte« Ferner eine Acte Karls des Kahlen von Frankreich, daß die Großen des Reichs das Recht haben sollten, sich dem Könige, wenn er etwas Ungerechtes verlange, gemeinschaftlich mit den Waffen in der Hand zu widersetzen; ein ähnliches Zugeständniß Heinrich's I. von Deutschland, im Falle er seine Versprechungen verletze; des Königs Andreas II. von Ungern; König Johann's von Dänemark, Alphon's III. von Arragonien u.s.w. — Nun wäre freylich, sagt Hr. v. Haller, in späteren Zeiten und glücklicheren Umständen, selbst bey Erneuerung der Verträge, jene »gehässige Klausel« oftmals wieder ausgelassen worden.... »Daß aber deßwegen jeder Widerstand absolut verboten sey,« fügt er hinzu, ward auch nicht gesagt, und die häufige Anerkennung seiner Rechtmäßigkeit ist immerhin merkwürdig: denn falls diese Vertheidigung durch die Natur selbst ein unbedingtes Verbrechen wäre, so hätten auch die Fürsten selbst solches nicht autorisiren können, und würden es ganz gewiß niemals gethan haben« [2]).

So weit die hier einschlagenden Stellen und Meinungen

---

[1]) a. a. O. [2]) a. a. O.

des Hrn. v. Haller, die wir in möglichster Kürze zusammengedrängt haben.

Gehen wir aber in diese Ansichten etwas tiefer ein, so läßt sich zuvörderst ein gewisser Zwang in der Deduction nicht verkennen. Man nimmt ganz deutlich wahr, wie das lebendige Gefühl für das Recht, das sich bey Hrn. v. Haller überall so kräftig und siegreich ausspricht, bey dem Gedanken an Despotismus und Tyranney und an offenbare Eingriffe der höchsten Gewalt in die unbezweifelten Rechte der Unterthanen, zu billiger Entrüstung heranwächst; wie aber demungeachtet dieses empörte Rechtsgefühl mit der, seinem ganzen Werke zum Grunde liegenden Verabscheuung der Revolution gewissermaßen in Kampf geräth. Daher die, jenem großen Schriftsteller sonst so wenig eigenthümliche Unbestimmtheit in den Ausdrücken, auch da, wo das Recht des Widerstandes gegen die höchste Gewalt als rechtsgültig festgestellt werden soll; daher ferner, trotz der am Beginne dieser Abhandlung ausgesprochenen Versicherung: »Wir scheuen uns nicht, auch diese wichtige Frage zu berühren,« dennoch eine Art von Zaghaftigkeit in der Behandlung: daher endlich die Anhäufung so verschiedenartiger Gründe und Beweismittel für die darzuthuende Wahrheit der aufgestellten Behauptung.

Betrachten wir indessen auch diese Gründe näher, so finden wir sie keineswegs über jede Einwendung erhaben, und wir werden später sehen, daß sie zum Theil sogar von ihrem Autor selbst entweder ganz widerlegt oder doch sehr entkräftet werden.

Was zunächst den Ausdruck »erlaubte Selbsthülfe« betrifft, oder »den Gebrauch des Verstandes und der eigenen Kräfte, welche Gott den Menschen nicht umsonst gegeben, sondern zu ihrem Schutze und zur Handhabung seines Gesetzes,« so würde eben erst der Beweis geliefert werden müssen, ob die Selbsthülfe der Unterthanen gegen die höchste Gewalt im Staate wirklich »erlaubt« sey? ob die Kräfte, welche sie darauf verwenden, wirklich nach den Absichten Gottes gebraucht werden, und ob durch den Widerstand in der That das Gesetz Gottes gehandhabt werde oder nicht? Die »tiefe Begründung jener Selbsthülfe in der Natur der Menschen und aller lebendigen Geschöpfe,« die »wiederholte Anwendung derselben an allen Orten und zu allen Zeiten« stellt diesen Beweis keineswegs her, denn das Böse ist eben so tief in der Natur des gefallenen Menschen begründet, als das Gute, und die Geschichte liefert uns Beyspiele genug von ungerechten Revolutionen und sonstigen Verbrechen aus allen Nationen und allen Jahrhunderten: wer würde darum sagen wollen, sie seyen den Absichten Gottes gemäß oder gar »göttlichen Ursprungs?« Die Menschen haben allerdings auf jenes angebliche

Widerstandsrecht »nicht Verzicht geleistet, noch Verzicht leisten können,« jedoch nur aus dem Grunde, weil es theils noch nicht erwiesen ist, daß sie es jemals als ein Recht besessen haben; theils aber auch, weil sie leider in der Totalität nicht einmal auf das Böse überhaupt Verzicht geleistet haben, sondern es nur die Lebensaufgabe der einzelnen Individuen ist, vermöge ihres freyen Willens, auf den sie nicht verzichten können, das Böse zu meiden und das Gute zu thun.

Auch das Beyspiel vom Kriege scheint uns nicht erschöpfend. Denn der Krieg, vorausgesetzt, daß es ein gerechter Krieg ist, fordert zwey sich einander gegenüberstehende, auf gleicher oder doch ähnlicher Rangstufe befindliche Parteyen; hier aber ist von Herrschern und Unterthanen die Rede, und es soll abermals erst der Beweis geführt werden, ob auch die Unterthanen das Recht haben, mit ihrer Landesherrschaft als kriegführende Partey in die Schranken zu treten; weßhalb es denn endlich, auch nach jenen Gründen, gar zweifelhaft bleibt, ob die zuweilen »als Tugend anerkannte« Selbsthülfe auf das Verhältniß zwischen der höchsten Gewalt im Staate und deren Unterthanen übertragen, und als eine »Handhabung und Beförderung des göttlichen Gesetzes« betrachtet werden könne.

Anlangend hierauf die specielleren Gründe, so ist es freylich richtig, daß ein (souveräner) Fürst (wenigstens so lange, als eine neumodische Constitution seine Natur noch nicht verändert hat) kein vom Volke geschaffener Beamter ist, sondern ein mächtiger, unabhängiger Herr, der »seine eigenen Rechte ausübt,« fremde Rechte aber nicht beleidigen soll. Indessen ist es nicht minder wahr, daß er, als Inhaber der höchsten Gewalt im Staate, noch etwas mehr ist als ein großer Güterbesitzer, und auch mehr zu thun hat, als seine eigenen (Privat-) Rechte auszuüben. Er ist vielmehr, wie Hr. v. Haller selbst so schön deducirt, ein »Statthalter Gottes« *), d. h. ein Halter oder Träger derjenigen Macht, welche Gott, nach der von Ihm beliebten Ordnung, dem Menschengeschlechte in seinen, von dem Urstamme ausgegangenen Abzweigungen verliehen hat; ein von Gott berufener Nachfolger und Stellvertreter der Vaterschaft der alten Patriarchen, der Urväter unsers Geschlechtes; ein Vater jenes Zweiges der großen Menschenfamilie, die wir Staat nennen; dessen Gewalt daher, auf welchen eigenthümlichen Titel sie sich jetzt auch gründen möge, desselben Ursprungs, und, wie sehr sie übrigens durch besondere Verträge und Verhältnisse modificirt sey, dennoch auch derselben Natur ist, wie jene des

*) a. a. O. 1. Bd. 27. Hptstck.

Adam über seine Söhne und Enkel, so lange sie unter seiner Herrschaft verblieben; gegen den mithin eine Selbsthülfe oder persönlicher Widerstand der Unterthanen, falls er nicht durch eigene, besondere Rechtstitel stipulirt ist, auch nur in denselben Fällen und unter denselben Bedingungen »erlaubt« seyn kann, unter welchen ein solcher den Kindern und Enkeln des Adam gegen ihren Urvater, den Genossen eines Stammes gegen ihren Patriarchen, ja den Kindern jeglicher Familie gegen ihren Vater gestattet seyn dürfte, es seyen die Beleidigungen, denen sie ausgesetzt sind, auch noch so »schwer, anhaltend und unerträglich.«

Der Grundsatz ferner, »wer nur sein eigen Recht beschützt, das göttliche Recht zu handhaben sucht, der beleidigt niemand,« ist unsers Erachtens viel zu allgemein gestellt. Es kann allerdings Jemand in dem Schutze seiner Rechte zu weit gehen, und in denselben Fehler verfallen, wie der Fürst, der seine rechtmäßige Gewalt überschreitet; und wollte man auch annehmen, daß die Unterthanen, während sie sich dieser ungerechten Gewalt widersetzen, wirklich nur die Absicht hätten, »das göttliche Recht zu handhaben,« was wohl hier nur heißen kann, den Fürsten aus ihrem Rechtsgebiete hinaus, und in die Schranken des seinigen zurück zu weisen, so ist immer noch die Frage, ob der Widerstand das richtige Mittel sey, und ob sie nicht den Fürsten demungeachtet durch Anwendung dieses falschen Mittels in der That »beleidigen.« Ist auch die gemißbrauchte Gewalt des Fürsten jedenfalls »ungerecht,« so bleibt es noch zu entscheiden, ob der Widerstand der Unterthanen wirklich eine »rechtmäßige« Gewalt sey, die man jener ungerechten entgegensetzen könne; dieß scheint uns wenigstens aus dem bloßen Umstande, daß »die Pflichten wechselseitig sind,« nicht hervorzugehen; so wie daraus, daß man »den Widerstand für verboten« erklärt, eben so wenig folgt, die Ungerechtigkeit sey erlaubt, als man umgekehrt den Schluß ziehen kann: weil die Ungerechtigkeit der höchsten Gewalt verboten ist, darum muß der Widerstand der Unterthanen erlaubt seyn. Die Ungerechtigkeit ist allerdings durch göttliche und menschliche Gesetze verboten, es kömmt nur darauf an, wer in jedem gegebenen Falle darüber zu richten hat. Zugegeben daher, »die Natur habe von dem Rechte der Nothwehr und Selbstvertheidigung keine Ausnahme gegen die Mächtigeren gemacht,« so wird doch auch dadurch die vorliegende Frage noch nicht erschöpft; denn zwischen jenem Widerstande und dieser Nothwehr, so wie zwischen den Veranlassungen zu beyden gibt es gar viele Abstufungen, und es ist auch ein großer Unterschied, ob ich bey jenem Widerstande überhaupt irgend einen Mächtigen der Erde vor mir habe, oder meinen Landesherrn.

Wäre es ferner erwiesen, daß der Widerstand gegen die Fürsten (oder jede höchste Gewalt) erlaubt sey, so würde freylich von einer Unrechtmäßigkeit desselben keine Rede seyn können; da jenes aber durchaus nicht der Fall ist, so scheint uns der Grund, daß man durch das Bestreiten jenes Widerstandes »der guten Sache der Fürsten mehr schaden als nützen würde« u. s. w., ebenfalls nicht haltbar zu seyn: wenigstens wird Niemand läugnen, daß durch die Rechtmäßigkeitserklärung desselben offenbar der guten Sache der Fürsten noch mehr geschadet wird. Denn wer wollte es über sich nehmen, die Gränzen zu bestimmen, wo in Fällen wirklicher Bedrückung die Geduld der Unterthanen aufzuhören habe, und das Recht zum Widerstande seinen Anfang nähme? Wer kennt nicht die allgemeine Neigung jedes Untergebenen, die Handlungen seiner Oberen zu mäkeln und von allen Seiten zu betrachten, ob er nicht etwas Ungerechtes daran aufzufinden vermag? Wie sehr aber würde diese Sucht gesteigert werden, wenn man den Völkern die Versicherung gäbe, es stehe ihnen das Recht des Widerstandes zu, die Natur hätte nur die Ausübung desselben »mit mehr Schwierigkeiten begleitet.« Wie viele Schwindelköpfe und Wagehälse, die es überall zu Schaaren gibt, würden sich nicht über diese Schwierigkeiten keck hinwegsetzen, und mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, um wenigstens den Versuch zu machen, dieselben zu überwinden. Die Einräumung dieses Rechtes würde sicherlich in praxi ganz dieselben Wirkungen machen, wie die Lehre von der Volkssouveränität; denn ob sich das Volk über seinen Herrscher hinaufschwingt, weil es ihn für seinen Delegirten oder Beamteten, sich selbst aber für den Herrn hält, oder weil es das Recht in Anspruch nimmt, ihn zu richten, und erforderlichen Falls durch offenen Widerstand zu bestrafen, das ist in effectu ziemlich einerley. Alle Ruhe und aller Friede würden aus der Gesellschaft weichen, wenn dem also wäre; und haben wir oben »im natürlichen Gesetze,« nämlich in der Natur der höchsten Gewalt, Gründe zur Rechtfertigung der Behauptung gefunden, daß der vielbesprochene Widerstand der Unterthanen nicht statuirt werden könne, so finden wir sie auch hier in den Rücksichten »der Klugheit.«

Der berühmte Autor sagt an einer Stelle des hier vorliegenden Hauptstückes seines Werkes, wenn man auch dieses Widerstandsrecht läugnen wollte, so würde dieß gleichfalls nicht nützen; die Völker hätten es stets geübt, und würden es auch fürder üben. Dieß ist allerdings wahr: allein sie werden es noch eher üben, wenn sie sich dieses Recht von ihren Rechtsgelehrten zuerkannt sehen. Freylich müssen wir auch unsrerseits zugeben, daß das Läugnen desselben gleichermaßen die Völker nicht immer von

der Empörung zurückhalten wird. Allein dieß kann uns nicht hindern, unsere Ansicht auszusprechen, und wir glauben auch nicht Gefahr zu laufen, uns des sogenannten Absolutismus verdächtig zu machen, eben so wenig als wir den Vorwurf fürchten, daß wir dem Despotismus oder der Tyranney die Stange hielten. Zum Glück ist die Tyranney, wenigstens in der christlichen Welt, nicht sehr zu befürchten. Sehr wahr und schlagend ist, was Hr. v. Haller selbst in dieser Beziehung sagt: So parador die Behauptung klingen mag, so sind Tyrannen auf dem Throne immer eine seltene Erscheinung, und das können nur diejenigen läugnen, die von Neid verzehrt und besessen, mehr den Besitz der Macht als ihre Ausübung hassen, den gesunden Sprachgebrauch verdrehen, und alles Tyrann nennen, was über sie hervorragt. Wer waren sie übrigens, diese bald einköpfigen, bald vielköpfigen Tyrannen, die Geißel einer Menge von Sclaven? Betrachtet die Geschichte, und ihr werdet finden, daß es allemal schwache Menschen waren, die, durch sich selbst nicht mächtig, nur durch Zufall von Andern einen Glanz oder eine Gewalt erborgten, die ihre Schultern nicht zu tragen gewöhnt waren, die daher in jedem Einzelnen einen gefährlichen Feind zu sehen glaubten, sich beynahe vor ihrem eigenen Schatten fürchteten, oder beständig gegen eine gährende Uebermacht kämpfen mußten. Die scheinbare Ausnahme selbst bestätigt die allgemeine Regel, und illustrirt die Wahrheit noch mehr ....« *).

Die Tyranney ist ein Auswuchs der menschlichen Natur, die zum Bösen geneigt ist. Ihr gegenüber steht aber, auf gleicher Stufe und aus demselben Stamme entsprossen, die in thätliches Auflehnen ausbrechende Widerspenstigkeit der Völker. Beyde sind verboten, nach göttlichem oder natürlichem und nach menschlichem Gesetze, in so weit nämlich auch die höchsten Herrscher der Erde dem letztern unterliegen. Beyde aber halten sich einander die Wage, dafür hat Gottes Vorsehung schon gesorgt. Man sage daher immerhin dem Tyrannen, es sey den Völkern der Widerstand gegen seine widerrechtliche Gewalt verboten: der Umstand allein, daß er sich auf das Gebiet des Unrechts begeben, wird ihn zittern machen, daß dennoch das Volk, trotz jenem Verbote, der Langmuth überdrüßig werden, und Gleiches mit Gleichem vergelten dürfte. Denn das ist Gottes Zulassung, daß nicht alle Gebote auf Erden gehalten und nicht allen Verboten nachgelebt wird. Die Tyranney ist verboten, der Tyrann übt sie aber doch: Revolutionen sind verboten, aber verführte Völker

*) a. a. O. 1. Bd. 13. Hptstck.

bringen sie dennoch zur Ausführung: beyde jedoch stehen einander wie Gespenster gegenüber, und hemmen sich gegenseitig in ihren Ausbrüchen. Gewinnt aber hie und da demungeachtet eines von beyden Ungethümen die Oberhand, so ist Gottes Hand sicher im Spiele, und läßt sie gewähren zur Züchtigung, hier der Völker und dort der Herrscher, denn beyde können fehlen, und bedürfen der Zurechtweisung. »Die ewige Gerechtigkeit ist es, welche das Menschengeschlecht von Zeit zu Zeit mit Tyrannen heimsucht,« sagt ein neuerer Schriftsteller [1]). Sie hat aber auch Mittel und Wege genug, ihren Grausamkeiten ein Ziel zu setzen. »Das System ist durchgeführt...,« sagt er weiter, »es fehlt nur noch ein Kleinstes, dann ist das Werk vollendet: da, an der Gränze, wartet der Frevler die Macht, die ihrem wüthenden Thun mit Gleichmuth zugeschaut, bis es der Rache reif geworden; da zuckt der Wetterstrahl, und wo die prahlende Macht gestanden, ist nur ein Aschenhaufen zu bemerken, den der Wind verweht« [2]).

Doch Hr. v. Haller beruft sich zur Unterstützung seiner Behauptung auf die heilige Schrift, welche keine Stelle aufzuweisen habe, »in der gegen die Verletzung aller Pflichten von Seite des Fürsten und zur Handhabung des göttlichen Gesetzes selbst jeder Widerstand unbedingt verboten wäre.« Allein zuvörderst gibt es hier der von uns weiter oben angedeuteten unbestimmten Ausdrücke viele: denn namentlich wird es wohl selten einen Fürsten geben, welcher alle seine Pflichten verletzte, und es ist auch nicht jeder Widerstand unbedingt verboten. Ja es ist sogar jedem Unterthanen unbedingt geboten, Befehlen seines Herrn, wer er auch sey, zu widerstehen, wenn sie etwas fordern, das geradezu gegen die Gebote Gottes anstößt; hier heißt es: »Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen.« Hiernächst aber dürfte wohl daraus, daß die heilige Schrift den Widerstand gegen die Obrigkeit nicht in dem hier einschlagenden Sinne ausdrücklich verbietet, nicht gefolgert werden können, daß sie ihn erlaubt: ja es deuten verschiedene Stellen gerade das Gegentheil an, z. B. I. Petri 2. 18 und 19, wo geschrieben steht, daß man nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen Herren mit aller Furcht unterthan seyn soll, »denn es ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht;« und der h. Paulus sagt ausdrücklich: »Wer der Gewalt widerstrebt, der widerstrebt der Anordnung Gottes.

Was nun endlich die Beyspiele von Fürsten betrifft, welche

---

[1]) Görres. [2]) Derselbe.

den Widerstand gegen sich selbst anerkannt und förmlich ausgesprochen haben, so dürften diese vielleicht noch eher für unsere Ansicht Zeugniß ablegen, als für jene unsers verehrten Autors; denn wenn es ausgemacht wäre, daß die Völker oder die Großen des Reichs schon nach dem natürlichen Rechte zum Widerstande gegen die gemißbrauchte höchste Gewalt befugt wären, so hätten sie sicher nicht nöthig gehabt, sich dieses Recht erst feyerlich zu stipuliren. Ueberdieß werden diese Beyspiele in ihrer gewünschten Wirksamkeit durch den Nachsatz selbst entkräftet, daß jene »gehässige Klausel« unter »glücklicheren Umständen« wieder weggelassen worden wäre: also waren sie durch unglückliche Umstände herbeygeführt, und bildeten nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Wenn daher auch alsdann nicht ausgesprochen wurde, daß der Widerstand »verboten« sey, so ändert dieß nichts in der Sache, denn dieses verstand sich immer von selbst, und durfte mithin nicht erst ausgesprochen werden. Wir halten sonach jenes Zugeständniß eines Widerstandsrechtes der Unterthanen Seitens der Fürsten allerdings für »merkwürdig;« allein nicht für merkwürdiger, als das Zugeständniß der Volkssouveränität, der Theilung der Gewalten, der Repräsentativverfassungen, der Civillisten, der Umwandlung der Domänen in sogenanntes Staatsvermögen, und mancher anderer ähnlicher Dinge von Seiten gar vieler Fürsten unserer Zeiten; Zugeständnisse, aus denen wir uns wohl hüten würden Consequenzen zu ziehen, wie wir sie am Schlusse der oben von uns mitgetheilten hier einschlagenden Stelle aufgezeichnet finden.

Was aber die Lehre vom Widerstandsrechte der Unterthanen gegen die höchste Gewalt am meisten entkräften möchte, dürften vielleicht die eigenen Einwendungen ihres Vertheidigers selbst seyn. Er sagt zuvörderst in dem angeführten Hauptstücke des ersten Bandes, nachdem er die Erklärung gegeben, daß »die Rechtmäßigkeit, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, die Pflicht der gerechten Selbsthülfe sogar erwiesen« (?) sey, Folgendes: »Daß sie aber, wie alle Befugnisse (?) und moralische Pflichten, durch den Besitz hinreichender Kräfte bedingt ist (?), daß sie nicht immer nöthig, und wegen der damit verbundenen Gefahren und Beschwerden auch nicht immer klug ist, daß sie in ihrer Ausübung selbst durch Liebespflicht oder Menschlichkeit gemäßigt, und das sanftere Mittel, das geringere Uebel vorgezogen werden soll, wenn es gleichwohl seinen Zweck erreicht: das muß auf der andern Seite freylich zugegeben werden....« Allein wir fragen, wer will die das Widerstandsrecht angeblich bedingenden Kräfte in jedem Falle vorher bemessen, oder die Gränze der Nothwendigkeit und Klugheit bestimmen?

Wer wird im Stande seyn, die einmal losgelassene Masse, wenn man ihr noch obenein zuruft, sie befinde sich in ihrem guten Rechte, durch Hindeutungen auf Liebespflicht und Menschlichkeit, auf Mäßigung und Sanftmuth, zu bändigen? Kömmt es erst zur wirklichen Ausübung des Widerstandes, so sind auch, das lehrt wohl die Geschichte, aller Leidenschaft Thüre und Angel eröffnet; Betrachtungen kommen alsdann zu spät; die gegenseitigen Kräfte entwickeln sich, und wer dann der Stärkere ist, der trägt nach vielem Ungemach und Leiden den Sieg davon: die Gesellschaft aber ist in ihren innersten Grundfesten erschüttert.

Darum warnt nun unser großer Eiferer für die gesellschaftliche Ordnung im zweyten Bande seines unsterblichen Werkes die Völker mit eigener kräftiger Stimme vor der Ausübung des ihnen eingeräumten Rechtes. »Schon die Natur,« sagt er, »hat für die Ruhe der Staaten gesorgt. Ein solcher Krieg (Insurrection) müßte entweder von einzelnen Unterthanen, oder von vielen oder von allen zusammen geführt werden. Der einzelne Unterthan ist aber zu schwach, um allfällig beleidigte Rechte mit Gewalt gegen die Fürsten behaupten zu können. Natur und Klugheit gebieten ihm beyde (!!), nur durch Vorstellungen auf den mächtigeren Fürsten zu wirken, und wenn auch diese nicht fruchten, lieber Unrecht zu dulden, oder sich durch Auswanderung der Herrschaft zu entziehen, als einen Kampf zu versuchen, in welchem er nothwendig unterliegen müßte, und sich nur größere Uebel herbeyziehen würde. Wenige zusammen finden die nämliche Schwierigkeit; räumt man ihnen auch das Recht des Widerstandes ein, so ist ihnen der Kampf aus Mangel an Kräften unmöglich [1]). Wollen aber mehrere oder viele gegen den Fürsten und seinen Anhang Krieg führen, so müssen sie sich vorerst unter einander verbinden; denn Verschwörungen [2]) sind Bündnisse der Unterthanen gegen den Fürsten, dergleichen Bündnisse sind aber äußerst schwierig, weil dazu ein gemeinsames Bedürfniß, hinreichende Anzahl von Verbündeten u. s. w. gehört.... Es findet sich aber nicht leicht ein gemeinsames Bedürfniß. Die Beleidigungen sind nicht allgemein, das Unrecht, das den einen erbittert und zum Widerstand reizt (warum nicht berechtigt?), hat den andern nicht getroffen, oder ist ihm weniger empfindlich. Man tadelt den Tyrannen, man sucht ihm (dem Bedrückten) vielleicht auf

---

[1]) Wir hätten hier also sonderbarer Weise ein Recht, welches die Natur (oder Gott) den Menschen verliehen hätte, dessen Ausübung aber dieselbe Natur unmöglich machte. Wir sollten meinen, eine Sache, welche die Natur selbst unmöglich macht, könne wohl eigentlich gar nicht als existirend betrachtet werden.

[2]) Die hiernach erlaubt seyn würden.

andere Weise zu helfen; aber wenige sind geeignet, wegen der Sache Einzelner ihre eigene Ruhe und Sicherheit aufs Spiel zu setzen, als Verbrecher (!) oder doch als erklärte Feinde des Fürsten zu erscheinen, und den ganzen Staat in Unordnung und Verwirrung zu bringen, mithin das Uebel noch größer als vorher zu machen. Dazu ist selbst unter Gleichgesinnten, gleich Beleidigten die Vereinigung äußerst schwer, der Erfolg im höchsten Grade ungewiß.... Sodann ist die Bedrückung nie ganz allgemein.... Die nämliche Macht, die den Einen schadet, ist den Andern nützlich.... Ein Fürst oder ein Tyrann bekriegt nie das ganze Volk, sondern er widersteht dem unzufriedenen Theile mit dem zufriedenen, den Beleidigten mit den Nichtbeleidigten, welche gewöhnlich die zahlreicheren sind, und wenn jene gegen ihn Krieg führen, so ist er hinwieder zu seiner Vertheidigung befugt *), um so mehr, als das Recht nicht immer entschieden ist.... Dieser Unmöglichkeit oder großen Schwierigkeit des gewaltsamen Widerstandes der Völker gegen die Fürsten ist also vor Allem zuzuschreiben, daß es selbst gegen offenbare Tyranney so wenige Insurrektionen gibt, und daß die entstandenen so selten gelingen, wofern nur die Bedrückungen nicht allgemein und unerträglich sind, so daß der Fürst sich fast alle seine Unterthanen zu Feinden gemacht hat. Außerdem kommen aber noch viele Rücksichten der Klugheit und Menschlichkeit hinzu, um die Völker von solch gefährlichen Unternehmungen abzuhalten, selbst wenn ein Grund dazu vorhanden, und der Erfolg möglich wäre.... Nicht allein ziehen die inneren Kriege entsetzliche Uebel nach sich, namenlose Verbrechen und Gewaltthätigkeiten, gegen welche das früher erlittene Unrecht zur Kleinigkeit wird: sondern es ist auch bey günstigem Erfolge selten etwas Besseres zu hoffen. Denn die Freyheit, von der in solchen Fällen gesprochen wird, ist nicht die Freyheit des Volks, sondern die Freyheit seiner Anführer, und diese können eben so tyrannisiren, als die vorigen Herren, ja sie werden sogar, ihrer Selbsterhaltung wegen, dazu genöthigt.... Endlich lehrt nicht nur die Klugheit oder die Voraussicht der entstehenden Uebel, sondern es gebietet selbst die innere Stimme der Menschlichkeit und Liebe, den Fürsten wie anderen Menschen geringere Fehler zu verzeihen, aus billiger Nachsicht gegen menschliche Schwäche, oder wegen übrigens empfangenen Wohlthaten, auch größeres Unrecht zu

*) Also hat er auch Recht.

dulden, wie man sich den Uebeln der Natur unterwirft, weil sie nicht immer fortdauern, und durch manches Bessere compensirt werden....«

Wir würden fürchten zu weitläuftig zu werden, wenn wir diesen Faden noch weiter fortspinnen wollten. Wenigstens aber ergibt sich aus dem Gesagten zur Genüge, daß man, auch abgesehen von anderen Gründen, unmöglich annehmen kann, die Natur habe den Unterthanen ein Recht verliehen, dessen Ausübung mit so unendlichen Schwierigkeiten, mit so vielem Unheil und so trostlosem Erfolge verknüpft ist, ja oftmals sogar ganz außer dem Reiche der Möglichkeit liegt.

Aber, wird man sagen: so sollen denn die Völker gar keine Garantien haben gegen den Mißbrauch der Gewalt von oben? Sollen sie sich denn alles Unrecht ruhig gefallen lassen? Soll es den Mächtigen erlaubt seyn, mit ihnen und ihren Rechten zu handhaben nach eigenem Gelüsten? — O nein! Sicherlich nicht! Kein Gott und kein Mensch erlaubt es ihnen. — Sie stehen unter den Geboten Gottes, gleich ihren Unterthanen, ja mit noch größerer Verantwortlichkeit als diese; denn wem viel gegeben worden, von dem wird auch viel gefordert werden. Sie unterliegen demselben Pflichtengesetze, das von Haller so gründlich durchgeführt wird, und welches alle Herrscher und alle Nationen umfangen hält. Auch sie sind der von Gott geregelten Ordnung der Dinge einverleibt und von ihr abhängig: sie, die eigentlichen Träger, Beförderer und Erhalter dieser Ordnung, leiden durch störende Eingriffe in dieselbe in gleichem Maße als die Völker, und fallen sogar, wenn sie sich dem Sturze aussetzen, um so tiefer, je höher sie über die übrigen Massen hervorragten. Schon hierin liegen Fesseln genug, um eine etwa entartete Natur im Zaume zu halten. — Viele andere Mittel der Sicherung gibt es noch außerdem, die unser großer Autor in seiner Meisterschaft abhandelt. Diese Frage gehört jedoch in ihrem ganzen Umfange nicht mehr hieher, daher wollen wir sie nur in Kürze berühren.

Als das erste und vorzüglichste Mittel wider den Mißbrauch der Gewalt nennt Hr. v. Haller die eigene Beobachtung und beständige Einschärfung des natürlichen Pflichtengesetzes. Wer selbst fortwährend seine Pflicht erfüllt, und der höchsten Gewalt keinen Anlaß gibt, wird auch weniger von ihr zu befürchten haben. Ein anderes Mittel sind Klagen und Vorstellungen, Protestationen, Hülfsanrufungen bey den Freunden des Fürsten, kluger Aufschub der bedrückenden Befehle, bis Gott Hülfe sendet; ja selbst Trennung und Flucht, wie vor jeder andern Calamität: denn Tyranney ist eine Cala-

mität, die Gott über ein Volk verhängt; daher auch das kräftigste Mittel dagegen: Unterwerfung unter den Willen oder die Zulassung Gottes, und Nachsuchen seiner Hülfe durch Gebet und Zerknirschung des Herzens; denn der Herr leitet die Herzen der Fürsten wie Wasserbäche, darum ist Hülfe bey Ihm zu suchen und zu finden. »Daher,« sagt wiederum Hr. v. Haller, »ist und bleibt es ewig wahr, daß der Mißbrauch der höchsten Gewalt nur allein durch Religiosität und Moralität .... gezügelt werden kann. Ueber die höchste Gewalt, der man nicht widerstehen kann, gibt es keinen menschlichen Richter, gegen sie ist keine andere Hülfe, als bey Gott ...« — Und an einem andern Orte: »Auch der Gewaltigste, der Verständigste, der Reichste an Land und Geld ist am Ende nur durch Hülfe von andern Menschen stark. Von ihnen kann er alle natürlich schuldigen und vertragsmäßigen Pflichten fordern, auch Bereitwilligkeit zu allen guten und erlaubten Werken hoffen; aber wenn sie ihm zum Ungerechten und Bösen ihren Dienst versagen, und sich damit rechtfertigen, daß ihnen ihr Gewissen, die Pflicht gegen Gott, solches nicht erlaube: so kann auch der größte Tyrann seine gewaltsamen Entschlüsse nicht durchsetzen, er wird im eigentlichsten Verstande auf seine persönlichen Kräfte beschränkt.... Sind demungeachtet von den Mächtigeren bisweilen große und zahlreiche Ungerechtigkeiten zu dulden .... so bleibt noch übrig, auf Gott zu vertrauen, auf eine schützende Macht, die höher ist als alle menschliche: d. h. theils auf die Kraft der Natur, welche großes Unrecht in die Länge unmöglich macht, theils auf das ewige, nicht minder in der Natur begründete Gesetz, nach welchem böse Thaten stets mit bösen Folgen für ihren Urheber begleitet sind, und früher oder später auf eine oder die andere Weise, selbst gegen den Gewaltigsten, die strafende Nemesis nicht ausbleibt« *).

So weit dieser große Autor, zu dessen Widerlegung in diesem Punkte wir für angemessen gehalten haben, uns großentheils seiner eigenen Worte zu bedienen. Wir glauben in dieser Hinsicht für unsern Zweck genug gesagt zu haben, und wollen nunmehr sehen, wie unser Verfasser die Frage löst.

Um hierüber ein richtiges Urtheil zu begründen, wird es nöthig seyn, in das Gedächtniß des Lesers zurückzurufen, daß der Verf. die Entstehung der Staaten nur aus zeitlichem Rechte herleitet. Derselbe entscheidet daher, aus seinem Standpunkte, hier ganz richtig zwischen denjenigen Pflichten der Unterthanen

*) Haller a. a. O. 1. Bd. 41. Hptstck.

gegen die höchste Gewalt, »welche unmittelbar aus der Verbindlichkeit des zeitlichen Rechtes hervorgehen,« und solchen, welche, wie der Verf. sich etwas unbestimmt ausdrückt, »eine reifere Erkenntniß ihrer moralischen Verpflichtungen voraussetzen,« worunter jedoch, wie sich aus der spätern Auseinandersetzung ergibt, die aus göttlichem Rechte entspringenden Pflichten verstanden werden sollen.

Gegen diese Unterscheidung läßt sich unsers Erachtens nichts erinnern; und wenn wir zugleich von der derselben zur Basis dienenden Entstehungsweise der Staaten abstrahiren, weßhalb wir jedoch auf unsere Widerlegung in dem früheren Aufsatze Bezug nehmen müssen: so finden wir die zunächst folgende Deduction des Verf.'s den Grundprincipien des Rechtes durchaus angemessen.

Der Verf. sagt nämlich, die ersteren Pflichten, d. h. jene, welche unmittelbar aus der Verbindlichkeit des zeitlichen Rechts hervorgehen, wären zuvörderst ihrer Natur nach sehr verschieden, je nach ihren Rechtstiteln und andern dabey einschlagenden Umständen. In Bezug auf dieselben wäre ein Subjectionsverhältniß wohl als gelöst zu betrachten, wenn von Seiten der Regierung solche Handlungen Statt gefunden hätten, »durch welche der Rechtsgrund, auf dem die gegenseitigen Pflichten zu der Zeit beruhten, vernichtet wäre.« Hiezu würde nun aber wieder mehr oder weniger erfordert, je nachdem das Verhältniß der betreffenden Unterthanen einem förmlichen Vertrage, oder einer ohne ausdrückliche Bedingungen Statt gefundenen freywilligen Unterwerfung, oder einer gerechten Eroberung seinen Ursprung verdankte u. s. w. Wenn aber selbst derjenige, welchem vermöge eines wirklichen Subjectionsvertrages die Herrschaft zu Theil geworden, »deßhalb nicht befugt wäre, wegen der ersten besten Verletzung des Vertrages, die sein Unterthan sich zu Schulden kommen läßt, sich seiner Pflichten gegen diesen für entbunden zu erachten *), so sey es klar, daß eben so wenig und noch weniger demjenigen, der sich unterworfen, und dem folglich durchaus nicht die Befugniß zusteht, seine Obrigkeit über ihre Handlungsweise zur Rechenschaft zu ziehen, das Recht zukommen könne, dieser, weil sie seiner Meinung nach einigen in Folge der Subjection ihr obliegenden Verpflichtungen zu entsprechen versäumte, den Gehorsam aufzukündigen, und feindlich sich entgegen zu stellen« (S. 168).

---

*) Was freylich nur auf Liebespflichten basirt werden kann.

»Wie also eine Regierung,« fährt der Verf. fort, »sich oft mit Recht veranlaßt finden dürfte, ihrem Unterthan Verweise zu geben oder denselben zu bestrafen, ohne sich deßhalb für befugt zu halten, ihn als Feind zu behandeln, so gäbe es auch der Fälle viele, in welchen der Unterthan zur Vorstellung, zur Beschwerde, zur Verwahrung, ja selbst unter Umständen zur passiven Verweigerung des Gehorsams hinsichtlich eines ihm widerrechtlich ertheilten Befehls berechtigt seyn könne, ohne im Uebrigen seiner Verpflichtung zur Treue und Unterwürfigkeit gegen seine rechtmäßige Obrigkeit dadurch entledigt zu werden.«

Hiezu macht der Verf. eine Anmerkung, die wir nicht übergehen dürfen. Er sagt nämlich: »Nach zeitlichem Rechte ist der Unterthan zur Vorstellung oder zur Beschwerde jederzeit berechtigt, sobald er glaubt, daß die Obrigkeit in ihrem Verfahren gegen ihn ihre rechtlichen Befugnisse überschreite: zur wirklichen Verweigerung des Gehorsams aber nur dann, wenn er nicht gehorchen kann, ohne ein ihm zustehendes Recht, welches ihm zu nehmen die Regierung nicht befugt ist, zum Opfer zu bringen. Doch auch in diesem Falle geht seine moralische Befugniß nicht weiter, als seine Obrigkeit in den Fall zu setzen, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen; denn um eines ihm zustehenden zeitlichen Rechtes willen ist keiner vor Gott berechtigt, die Ruhe des Staates und die persönliche Sicherheit seiner Mitbürger in Gefahr zu setzen. Den nach zeitlichem Rechte schuldigen Gehorsam kann der Unterthan vermöge göttlichen Rechtes nur dann zu verweigern befugt seyn, wenn es ihm nicht möglich ist zu gehorchen, ohne eben dadurch eine positive Pflicht zu verletzen, nämlich eine Sünde zu begehen....« (S. 169).

»Schon nach zeitlichem Rechte,« schließt nun der Verf., »sehen wir also, daß jedenfalls mehr als bloße Nichterfüllung einzelner vertragsmäßiger Pflichten, daß eine deutlich ausgesprochene Verläugnung der Verbindlichkeit des Vertrags, oder überhaupt der in Folge des bestehenden Verhältnisses dem Herrscher obliegenden Pflichten erfordert werde, damit der Unterthan den Rechtsgrund der Subjection als ganz aufgehoben, und das Verhältniß als in seinen früheren Stand hergestellt betrachten könne« (S. 170).

So sehr wir nun auch den praktischen Endresultaten der hier entwickelten Grundsätze unsere Zustimmung geben, so können wir doch nicht umhin, zur Würdigung des vom Verf. adop-

tirten Systems, auf einige Mängel und Widersprüche in Kürze aufmerksam zu machen. Fragen wir nämlich zuvörderst nach dem Rechtsgrunde, warum ein Unterthan, selbst in dem Falle, der ihn zu einer passiven Verweigerung des Gehorsams befähigen soll, dennoch seiner Verpflichtung zur Treue und Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit nicht entledigt würde, so könnte der Verfasser, indem er dieses gegenseitige Verhältniß auf zeitliches, d. h. auf ein aus dem menschlichen Willen (also hier aus Vertrag) hervorgegangenes Recht gründet, denselben gleichfalls nur aus diesem zeitlichen Rechte oder Vertrage herleiten. Wer wollte es aber über sich nehmen, in allen bestehenden Staaten die Existenz dieser Verträge zu beweisen? Und da in dem vorliegenden Falle ein solcher Beweis der Obrigkeit zur Last fallen müßte, indem sie es wäre, die sich darauf zu berufen hätte, so würde sie sich, entstehenden Falls, in der traurigen Nothwendigkeit sehen, ihre Unterthanen allerdings der Treue und Unterwürfigkeit zu entheben, und das Menschengeschlecht liefe Gefahr, in einem fortwährenden Wechsel zwischen Obrigkeit und Unterthanen zu leben. Schon diese Betrachtung hätte den Verf. darauf hindeuten sollen, daß dem Verhältnisse zwischen Unterthanen und Obrigkeit etwas Höheres zum Grunde liegen müsse, als ein bloßer Vertrag, der noch obenein gegen alle Natur anstoßen würde, indem alle Vortheile auf der einen, alle Nachtheile aber auf der andern Seite angehäuft wären. Die Obrigkeit soll das Recht des Verweises, ja sogar das Strafrecht haben, der Unterthan aber nur das Recht zur Vorstellung und Beschwerde; die Obrigkeit das Recht zu befehlen, der Unterthan nur das Recht, sich passiv zu verhalten, und sogar die Pflicht, Gewalt gegen sich brauchen zu lassen, dann aber immer noch treu und unterwürfig zu bleiben. Welcher freye Mann würde sich wohl dazu verstehen, für sich und die Seinigen einen solchen Vertrag einzugehen? Wer würde es über sich gewinnen, mit freyem Willen in eine solche Societas leonina zu treten?

Alle diese Schwierigkeiten lösen sich indessen, wenn man die Sache aus dem wahren, der Natur der menschlichen Gesellschaft selbst entnommenen Gesichtspunkte betrachtet, nach welchem, von Anbeginn der Welt, nach der unläugbaren Anordnung Gottes, die menschliche Gesellschaft stets aus Obrigkeiten und Untergebenen bestanden hat: uranfänglich aus Vätern und Söhnen, späterhin aus Herren und Knechten, und endlich aus Königen und Unterthanen. So waren die gegenseitigen Verhältnisse durch den ganzen Lauf der Geschichte des Menschengeschlechts festgestellt, und auf das Verhältniß der väterlichen Gewalt einerseits und des kindlichen Gehorsams, der kindlichen Treue

und Unterwürfigkeit andrerseits gegründet. Mochte daher die Persönlichkeit und Form der Obrigkeit im Laufe der Jahrhunderte dem mannigfaltigsten Wechsel unterworfen seyn; mochten hier Reiche entstehen, dort wieder in Trümmer zerfallen: das uralte Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthan konnte von der Erde nicht mehr hinweggenommen werden: es steht und vergeht nur mit dem Menschengeschlechte überhaupt: die Bestandtheile desselben waren und sind überall vorhanden: die Natur desselben ist und bleibt fortwährend dieselbe, und kann sogar durch die gewaltsamsten Eingriffe und Verkehrungen für die Dauer nicht gestört werden: alle menschliche Gewalt vermag nichts wider sie: Ströme von Blut vermögen sie nicht zu tilgen: auch Jahre lange krankhafte Zuckungen können ihr den Tod nicht geben. Daher überall Befehlende und Gehorchende: daher väterliche Sorgfalt einerseits und kindliche Treue andrerseits: daher Strafrecht dort oben und Unterwürfigkeit hier unten: daher endlich die Verpflichtung zur Ausdauer in jener Treue, selbst bey rechtswidriger Behandlung, in dem Maße, wie auch Kinder ihrem leidenschaftlich erzürnten Vater, mit Duldung und Liebe, die treue Ausdauer in kindlicher Ergebung nicht versagen dürfen.

Unser Verfasser wird auch hier abermals, obgleich unter Beyseitsetzung einer strengen Consequenz aus seinen Grundprincipien, durch sein richtiges Gefühl zu einer ähnlichen Anschauung geleitet, wie die unsrige. »In einem andern Lichte,« sagt er, »erscheinen die Verpflichtungen der Unterthanen sowohl gegen ihre Obrigkeit, als gegen ihre Schutzgenossen, wenn wir dieselben von dem Standpunkte des göttlichen Rechtes ins Auge fassen. Fürs Erste erheischt offenbar schon die natürliche Billigkeit (besser: das natürliche, von Gott gegebene Verhältniß), daß der Unterthan einer Obrigkeit, welche ihre Verpflichtungen gegen ihn nicht bloß nach dem Maßstabe des zeitlichen Rechts bemißt, sondern sich einer väterlichen Fürsorge für das Wohl ihrer Untergebenen befleißt, nicht mit Undank lohne, sondern ihre Wohlthaten mit kindlicher Liebe und Treue möglichst vergelte, und auch seinerseits gegen eine solche Regierung sich nicht rücksichtslos auf das zeitliche Recht berufe« (S. 171). Der Verf. fehlt daher nur darin, daß er sein Ergebniß einzig und allein auf das Gebiet der Liebes- und Dankbarkeitspflicht verpflanzt, und nicht vielmehr aus der Natur des auf göttliches Recht und göttliche Anordnung begründeten gegenseitigen Verhältnisses zwischen Unterthan und Obrigkeit herleitet. Auch dürfte man vielleicht einwenden, daß die hier citirte Stelle die Frage nicht ganz erschöpfe, indem es sich im vorliegenden Falle nicht um Entgeltung väterlicher Fürsorge, sondern um Bestim-

mung des Verhaltens von Seiten der Unterthanen in wirklichen Bedrückungsfällen handeln solle. Indessen geht der Verf. hierauf über, indem er fortfährt: »Doch selbst dann, wenn der einzelne Unterthan allerdings den Rechtsgrund seiner Subjection als aufgehoben (s. oben), und sich demnach der höchsten Gewalt des Staates gegenüber als unabhängig zu betrachten befugt seyn könnte (so daß also nach dieser Ansicht die Obrigkeit gar keine zeitlichen Rechte mehr über ihn, und er keine aus zeitlichen Rechten entspringenden Pflichten gegen die Obrigkeit hätte), treten mannigfache moralische Rücksichten ein, welche höchst selten (wann aber?) dem bewaffneten Widerstande gegen die rechtmäßige Autorität den Charakter eines sittlich-gerechten Krieges zu geben gestatten« (ibid.). Eben diese sogenannten moralischen Rücksichten aber sind es gerade, welche das Verhältniß zwischen Unterthan und Obrigkeit zu etwas Höherem stempeln, als zu einem bloßen Gegenüberstehen zweyer Paciscenten. — Indessen fährt der Verf. fort: »Derjenige z. B., welcher sich bewußt ist, ganz schuldlos und widerrechtlich von der öffentlichen Gewalt außer das Gesetz erklärt worden zu seyn, kann ohne Zweifel sich aller Pflichten gegen diese für rechtlich entbunden halten; aber ist er etwa deßhalb befugt, andere Unterthanen, deren Rechte wenigstens nicht in der Art verletzt worden, daß sie ihrer Unterthanenpflichten sich entbunden glauben könnten, und welchen folglich durchaus kein Recht zukömmt, die Handlungen ihrer Regierung zu richten und zu bestrafen, zum Aufstande gegen diese aufzufordern?« (ibid.). — Nein, sicher nicht, weder die Einen, noch die Andern sind dazu befugt, denn das göttliche Recht verbietet es ihnen. — »Oder kann ein solcher unschuldig Verurtheilter etwa je sich für moralisch berechtigt halten, wie Coriolan, bey einem fremden Staate Hülfe zu suchen, und, um die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit an den Inhabern der höchsten Gewalt zu bestrafen, sein Vaterland mit Krieg zu überziehen?« (S. 171 u. 172). — Nein, wiederum nicht, eben weil es sein Vaterland ist, und der darin herrscht sein Landesvater. — »Selbst die Häupter eines Landes oder einer Provinz,« fügt der Verf. sehr richtig hinzu, »die nur durch einen, unter ausdrücklichen Bedingungen geschlossenen Vertrag der Regierung eines größeren Staates sich unterworfen hätten, würden eine sehr große moralische Verantwortung auf sich laden« (d. h. sie würden gegen die Ordnung Gottes anstoßen, der sie sich durch jenen Vertrag einverleibten), »wenn sie, wegen etwaiger Verletzung dieser Bedingungen, sowohl die Einwohner ihrer Provinz, als diejenigen des Landes, mit welchem sie bisher unter einem

Schutze lebten, den Gefahren und unabsehbaren Folgen eines Bürgerkrieges aussetzen wollten« (S. 172).

Auf seine Grundansichten zurückgehend, schließt der Verf. endlich diesen Abschnitt mit dem leider in sich selbst an Folgerichtigkeit mangelnden Satze: »Wenn gleich also nicht zu läugnen ist, daß in jedem Staate Momente kommen können, in welchen ein Theil der Unterthanen nach zeitlichem Rechte zu thätigem Widerstande oder zum offenen Kriege gegen die höchste Gewalt berechtigt seyn dürfte, so ist es doch klar, daß selbst in solchem Falle der Gebrauch dieses Rechtes moralisch erst dann gerechtfertigt werden kann, wenn das Unglück, welches die ungerechte und pflichtvergessene Regierung über das Land bringt, der Art ist, daß selbst Bürgerkrieg und Anarchie kein größeres herbeyzuführen vermöchten« (ibid.). Hiernach würden die moralischen Berücksichtigungen, welche der Verf. selbst früher dem göttlichen Rechte zugestanden, sich lediglich auf die Bemessung eines größern oder geringern Unglücks beschränken. Wir aber behaupten, daß es das größte Unglück für die menschliche Gesellschaft wäre, wenn die Ruhe und der Bestand ihrer von Gott geordneten Verhältnisse von einer solchen Bemessung abhängen sollten, für welche die Philosophie und das Recht vergeblich nach einem Richter suchen dürften.

Inzwischen glauben wir, daß die hier gedachten Mängel in unserer obigen Abhandlung hinlängliche Widerlegung finden werden. Wir meinen auch Andeutungen genug geliefert zu haben, um den Leser in den Stand zu setzen, den richtigen Gesichtspunkt aufzufassen, und sich selbst ein Urtheil zu bilden. Um daher nicht zu weitläuftig zu werden, beschließen wir hiermit diesen Abschnitt, und gedenken unsern verehrten Verfasser in den nachfolgenden, zum Theil wiederum sehr interessanten Materien nächstens weiter zu begleiten.

Wien, im Februar 1838. H.

Art. IX. Recueil des Actes de l'Académie Imp. de St. Pétersbourg. Petersburg, bey Gräff, 1837.

Die vorliegende Schrift ist besonders durch die neue Organisation wichtig, welche die k. Akademie der Wissenschaften in Petersburg erhalten hat, und die hier, nebst einigen historischen Zusätzen, von ihrem beständigen Sekretär, dem Staatsrathe P. H. Fuß, mitgetheilt wird. Wir verbinden mit der Anzeige derselben zugleich dasjenige, was Krusenstern in seinem trefflichen Werke über die gesammten wissenschaftlichen Anstalten Rußlands (Warschau 1837) von dieser Akademie S. 123 — 166

mitgetheilt hat, um einen Ueberblick dieses interessanten, und bey uns, wie es scheint, noch nicht gehörig gewürdigten Gegenstandes zu erhalten.

Peter der Große faßte während seines Aufenthalts in Frankreich die Idee, auch seinem Lande ein Institut zu geben, das dem der k. Akademie der Wissenschaften in Paris ähnlich seyn sollte. Er wendete sich zu diesem Zwecke an die Mitglieder dieser Akademie, um von ihnen einen Plan für seine neue Anstalt zu erhalten. Diese schlugen ihm dazu Leibnitz vor, der sich zu derselben Zeit eben auch in Paris aufhielt, und den die Akademie als den geeignetsten Mann für eine solche Unternehmung bezeichnete. Der Kaiser hatte deßhalb mehrere Unterredungen mit Leibnitz, und erst nach längeren Besprechungen und Vorschlägen unterzeichnete endlich der Monarch am 28. Januar 1724 die Statuten seiner neuen Akademie. Allein er erlebte nicht die Eröffnung derselben, die erst am 25. Dez. 1725, kurz nach seinem Tode, Statt hatte. Die Anzahl der Mitglieder war anfänglich nur zwölf, und einer ihrer ersten Aufträge bestand in der Verfassung von Lehrbüchern, die dem Unterrichte in den Schulen des Reichs zum Grunde gelegt werden sollten. — Bekanntlich wollte derselbe Leibnitz auch zu Wien eine solche Akademie gründen. Er hielt sich zu dieser Absicht längere Zeit in dieser Hauptstadt auf, wo seine Bemühungen von dem großen Eugen, der sich durch seine Liebe zur Wissenschaft und Kunst nicht weniger als durch seine Feldherrntalente auszeichnete, auf das eifrigste unterstützt wurden. Allein auch die vereinten Kräfte dieser beyden seltenen Männer waren zu schwach, die Hindernisse zu überwinden, die sich damals der Ausführung ihres Planes entgegensetzten. Leibnitz verlor endlich die Geduld, und reiste nach Berlin, wo er, besser erkannt und freundlicher aufgenommen, der Gründer der k. Akademie der Wissenschaften wurde, die noch jetzt die Zierde dieser Hauptstadt und selbst des gesammten Deutschlands ist.

Unter den ersten Mitgliedern der neuen kais. Akademie zu Petersburg fanden sich Bayer, de l'Isle, Bulfinger, und die zwey Brüder Nicolaus und Daniel Bernoulli. Bald darauf gesellte sich auch Leonhard Euler zu ihnen, ein Mann der seltensten Art, der allein eine ganze Akademie aufwog. Zur Zeit der Gründung dieser Anstalt betrug ihr jährlicher Etat nur 24912 Rubel. Aber schon unter Peter II. schien sie einem frühen Verfall nahe zu seyn, da man sich der jungen, einer sorgsamen Pflege bedürftigen Anstalt nicht eben sehr annehmen wollte. Unter den beyden Kaiserinnen Anna und Elisabeth begann sie wieder aufzuleben, und im J. 1747 erhielt sie neue Statuten, nach welchen auch die schönen Künste in ihren Bereich aufgenommen werden sollten,

eine Neuerung, die der Akademie leicht eben so verderblich hätte werden können, als z. B. den Akademien in Berlin und München die in dem vorigen Jahrhundert beliebte Aufnahme der Philosophie schädlich geworden ist, und die daher nichts Eiligeres zu thun hatten, als sich von diesem Ballast wieder zu befreyen. — Katharina II. sah dieß sehr wohl ein, daher sie die sogenannten schönen Künste wieder von ihrer Akademie der Wissenschaften ablöste, und jenen, wie es seyn soll, eine eigene Akademie gründete, während sie dafür die Einkünfte der letzten bedeutend erhöhte. Unter ihr wurde die Akademie in vier Klassen getheilt: die mathematische, die physico-mathematische, die physische und die astronomische Klasse, eine Eintheilung, die noch heut zu Tage in ihren Grundzügen beybehalten ist, und die auch in der That bey allen ausgezeichneten Akademien der Wissenschaften, wie in London, Paris u. f., die vorherrschende ist. Unter dieser großen Regentin zählte die Akademie achtzehn ordentliche und nahe eben so viele außerordentliche Mitglieder, und unter jenen sah man nebst Euler, ihrem Präsidenten, die berühmten Namen Lomonossow, Gmelin, Pallas, Guldenstädt, Georgi, Schlözer, Schubert, Fuß, Aepinus u. a. Zu ihrer Zeit betrug der Etat der Akademie 53298 Rubel.

Bald nach dem Anfange der Regierung Alexanders wurde die Akademie zu einem Gegenstande besonderer Sorgfalt der Regierung gemacht, und der Etat derselben auf 120000 R., also auf mehr als das Doppelte ihrer frühern Einkünfte, festgesetzt.

Am meisten und in wahrhaft kaiserlichem Style aber wurde sie durch den jetzt regierenden Monarchen begünstigt. Schon im J. 1830 wurde die Anzahl der Akademiker auf 21 gebracht, denen 10 Adjuncten beygeordnet wurden, und durch die Ukase vom 30. Januar 1830 wurden die Einkünfte der Akademie auf 206100 R. erhoben. Am 8. Januar 1836 aber war für sie der Tag der eigentlichen Wiedergeburt, oder vielmehr der erste Tag eines ganz neuen Lebens. An ihm erhielt die Akademie von ihrem Kaiser Nikolaus neue Statuten, durch welche ihre Wirksamkeit sehr erweitert, und zugleich ihre Einkünfte auf eine Höhe gestellt wurden, mit welcher sich keine andere Akademie Europas vergleichen kann. Die fixen Einkünfte derselben betragen jetzt jährlich die Summe von 241800 R., und darin sind die Einkünfte nicht begriffen, die der Akademie aus der Publikation ihrer Zeitung und der Kalender für ganz Rußland zukommen. Die letzten zwey Erwerbsquellen bilden die sogenannte ökonomische Summe der Akademie, die sich, nach der hier angeführten Angabe ihres Sekretärs, auf 150000 R. belaufen, so daß der Totalbetrag ihrer jährlichen Einkünfte jetzt auf 391800 R.

geschätzt werden muß. Diese ganz außerordentliche Freygebigkeit des Monarchen gegen ein wissenschaftliches Institut ist schon an sich selbst merkwürdig genug, und sie trifft sehr glücklich mit dem günstigen Ereigniß zusammen, daß das erste Regierungsjahr des Kaisers Nikolaus zugleich dasjenige war, an welchem die Akademie ihr erstes hundertjähriges Jubileum feyerte, an einem Tage, in welchem der Monarch, von seiner ganzen erlauchten Familie umgeben, selbst in der Mitte der Männer erschien, die er so huldvoll auszeichnete, und von denen, gleichsam zum Ersatze für seinen erhabenen Schutz, wieder so viel Glanz auf seine Regierung und auf sein Volk zurückstrahlen sollte. Denn es kann, selbst in unsern sogenannten hochaufgeklärten Zeiten, noch immer nicht oft genug gesagt werden, daß nebst dem Glücke der Völker es vorzüglich der Schutz, den ihre Beherrscher der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließen, es ist, der ihre Namen auf die Nachwelt bringt, und daß der Glanzpunkt jeder Nation, ohne Ausnahme in alten und neuen Zeiten, immer nur in diejenige Epoche fiel, wo jene beyden Blüthen des menschlichen Geistes ihr goldenes Zeitalter begründeten, wie denn Perikles, Augustus, Harun, Cosmo von Medicis und Ludwig XIV., die in der sorgsamen Pflege dieser Blüthen ihre eigene Ehre suchten, sich eben dadurch für alle Folgezeit mit immer dauerndem Ruhme umgeben haben.

Demnach ist die gegenwärtig auf die Akademie in Petersburg jährlich verwendete Summe, auch ohne die oben erwähnte ökonomische Kasse von 150000 R., nahe das Zehnfache, und mit dieser Kasse das Sechzehnfache derjenigen Einkünfte, die dieser Akademie vor 110 Jahren von Peter dem Großen zugewiesen wurden. Auch sieht man, daß die Monarchen dieses großen Reiches, welches auch ihre Ansichten, welches auch die Verhältnisse gewesen seyn mögen, unter die ihre Regierungen fielen, doch nie aufgehört haben, in immer steigendem Eifer das Wohl und die Wirksamkeit der ersten wissenschaftlichen Behörde ihres Reichs zu befördern. So war, nach dem Vorhergehenden, der Etat der Akademie

im Jahre	1726	24912 Rubel,
	1747	53298
	1803	120000
	1830	206100
	1836	241800

Wir gehen nun zu der nähern Kenntniß dieser neuen Organisation der Akademie vom Jahre 1836 über, und indem wir die bedeutendsten Momente derselben mittheilen, werden die Leser,

wie wir erwarten, am besten selbst den Geist beurtheilen, der über diesen Anordnungen waltet. Wir bemerken nur noch, daß die charakteristischen Züge, welche wir hier von der Akademie der Wissenschaften in Rußland mittheilen, nicht etwa derselben ausschließend eigenthümlich sind, sondern daß man sie in allen andern wohl eingerichteten ähnlichen Anstalten Deutschlands, Frankreichs, Englands, Nordamerikas u. s. wieder findet, da sie die eigentliche Basis dieser Institute und die nothwendigen Bedingungen ihres Fortgangs ausmachen.

Der Zweck und die Pflicht der Akademie wird (§. 2) mit folgenden Worten bezeichnet: »Sie soll die Gränzen der gesammten menschlichen Erkenntniß erweitern, das Licht der Wissenschaft überall verbreiten, und die gewonnenen theoretischen Kenntnisse zur nützlichen Anwendung führen.«

Die Wissenschaften, mit welchen sie sich beschäftigt, sind (§. 4 und 55) in den folgenden drey Klassen enthalten: I. Die mathematische und physische Klasse, oder reine und angewandte Mathematik, Astronomie, Geographie, Nautik, Physik, Chemie und Technologie. II. Die Klasse der Naturwissenschaften, als Botanik, Zoologie, Mineralogie, Physiologie und vergleichende Anatomie. III. Die historisch-politische Klasse, wohin die alte und neue Geschichte, die Statistik und die politische Oekonomie gehören. Demnach sind von ihrem Wirkungskreise ausgeschlossen: I. Die positiven Wissenschaften, wie Theologie und Jurisprudenz u. dgl.; II. die eigentlich philosophischen Wissenschaften, wie Logik, Metaphysik u. dgl.; und III. die sogenannten schönen Wissenschaften, Poesie und Redekunst u. dgl., weil diese drey Klassen sich nicht zu einer Behandlung in Akademien eignen. Auch mußte, wie alle bisherige Erfahrung lehrt, jedes Institut, welches solche Doctrinen in sich aufgenommen hat, sich nur zu bald wieder von ihnen trennen, oder diese fremdartigen Theile wenigstens abgesondert bestehen lassen, um nicht das Ganze dem Untergange entgegen zu führen. Endlich noch IV. die reinen Erfahrungswissenschaften, wie Medizin, Chirurgie, Pharmazie u. dgl., die in allen gebildeten Ländern, wo man wissenschaftliche Vereine dieser Art wünschenswerth oder nothwendig gefunden hat, isolirte und für sich bestehende Gesellschaften bilden, wie dieß schon aus der Natur ihres Gegenstandes hervorgeht, und vor jedem Einsichtigen keiner weitern Erklärung bedarf.

Die eigentlich wirkenden Mitglieder des Instituts sind 21 ordentliche Akademiker, 10 Adjuncten und eine unbestimmte Anzahl außerordentlicher Akademiker. Ueberdieß hat dasselbe noch einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einen beständigen

Sekretär und ein eigenes Administrations-Comité. Dazu kommen endlich noch eine unbestimmte Anzahl von korrespondirenden und Ehrenmitgliedern im In- und Auslande.

Die Akademie hat alle wichtigen und nützlichen Entdeckungen zur Kenntniß der Regierung zu bringen. Sie steht in naher Verbindung mit den Universitäten und mit den gesammten Unterrichtsanstalten des Reichs, zu deren Regulirung und Verbesserung sie Vorschläge gibt. Sie macht die Aufsätze ihrer eigenen und die der correspondirenden Mitglieder durch den Druck in ihren »Memoiren« bekannt, und besorgt auch den Druck größerer Werke, die aus ihrer Mitte hervorgehen (§. 7 — 9).

Die Akademie unterhält eine unbeschränkte und regelmäßige Correspondenz mit den andern Akademien des Auslandes; sie sendet ihre Mitglieder auf Entdeckungsreisen im In- und Auslande, und sie setzt endlich jährliche Preisfragen mit den auf ihre Lösung bestimmten Prämien fest (§. 10 — 12).

Die vorzüglichsten Vorrechte der Akademie sind folgende. — »Die Akademie, so wie alle einzelnen Mitglieder derselben, stehen unter dem besondern Schutze (protection particulière) des Kaisers, und die Anstalt ist unmittelbar an den Minister des Volksunterrichts gewiesen, der alle Gegenstände, welche die höchste Entscheidung fordern, vor die Augen Sr. Majestät selbst zu bringen hat.« — Die Akademie ist demnach, als erste wissenschaftliche Behörde des Reichs, keiner andern ebenfalls wissenschaftlichen Anstalt, z. B. einer Universität o. dgl., untergeordnet, weil es zweckwidrig wäre, das Obere dem Unteren nachzustellen; und noch weniger ist sie von andern, ihr und ihren Geschäften fremden und ganz unwissenschaftlichen Behörden abhängig, weil es ganz unangemessen wäre, Menschen, die von einer Sache nichts verstehen, zu Leitern dieser Sache zu machen, und die höchste wissenschaftliche Anstalt einer ganz unwissenschaftlichen unterordnen zu wollen. Nicht einmal bey den Universitäten, ja selbst nicht bey den Gymnasien des Landes hat man sich einen solchen Mißgriff erlaubt, da diese Institute sämmtlich unter dem Curator ihres Bezirks stehen, der, unabhängig von allen andern Civilbehörden, seine Berichte und Anfragen unmittelbar wieder an den Minister richtet. Um alle üblen Folgen, die bey der Vermischung so heterogener Elemente zu einem monströsen Ganzen entstehen müssen, zu vermeiden, hat man selbst die Administration oder die Verwaltung der Akademie durch das Budget, und eben so die ihr zugewiesene ökonomische Summe ganz in den Händen der Akademie selbst gelassen, die auch darüber allein dem Minister, als ihrem Vorsteher, zu referiren hat. Toutes ces sommes seront confiées à sa propre

administration et abandonnées à sa disposition comme sa propriété inviolable. A la fin de chaque année elle rendra compte à l'Empereur de l'emploi de ces sommes par le Ministre de l'instruction publique (§. 13 u. 14). Selbst die Erhaltung des Friedens und der guten Ordnung in dem Innern der Akademie ist ihr selbst mit vollem Vertrauen übergeben. Si hors de l'Académie un de ses employés est accusé et arrêté pour un délit grave, l'Académie doit en être avertie sur le champ. Dans des cas de moindre importance le sujet arrêté est renvoyé à l'Académie (§. 15). Bloß die heilige Synode und der dirigirende Senat schickt der Akademie Aufträge zu: alle andern Behörden, Tribunale und Ministerien conferiren mit ihr nur mittelst Communicationen, und in allen Fällen, wo die Akademie ihre Mitwirkung oder ihre Unterstützung anspricht, sind jene verbunden, der Akademie ohne Zögern zu antworten. Alle von ihr ausgegebenen oder erhaltenen Briefe und Packete des In- und Auslandes sind portofrey. Ihre Werke dürfen nicht nachgedruckt werden, bey Strafe der Confiscation zum Vortheile der Akademie. Ihre wissenschaftlichen Werke sind der Censur nicht unterworfen, sondern sie werden bloß mit der Unterschrift des beständigen Sekretärs versehen, mit dem Bedeuten, daß sie unter der Autorisation der Akademie gedruckt werden (§. 16 — 19).

Die Akademie hat das ausschließliche Recht, die Kalender des Reichs in russischer, deutscher und französischer Sprache zu drucken und herauszugeben, so wie auch die »Zeitung von Petersburg« sammt den Anzeigen, welche die Regierung sowohl, als auch Privatpersonen in diesen Blättern zur Oeffentlichkeit bringen wollen. Beyderley Anzeigen werden der Akademie nach einer von dem Minister bestimmten Einrückungstaxe (Insertionsgebühr) vergütet.

Jeder Akademiker, der zwanzig Jahre als solcher gelebt hat, hat das Recht, eine jährliche Zulage von 1000 Rubel zu seiner Besoldung zu verlangen. Wenn er sich nach dem vollendeten zehnten Dienstjahre wegen Krankheit oder andern Ursachen zurückziehen will, so hat er das Drittel seines Gehalts als Pension, nach zwanzig Jahren die Hälfte, nach fünf und zwanzig Jahren endlich seinen ganzen Gehalt. Nach dem Tode des Pensionträgers erhalten seine Witwe oder seine minderjährigen Kinder die Hälfte seiner Pension. Die Witwe und Kinder eines 25 Jahre in der Akademie gewesenen Mannes erhalten bey dem Tode desselben sogleich seinen Gehalt auf ein Jahr voraus, und überdieß die Hälfte dieses Gehalts als Pension auf Lebenszeit. Alle diese und viele andere, hier von uns nicht erwähnte Pensio-

nen sind auf den Reichsschatz angewiesen (sont assignées sur le trésor de l'empire), und diese Pensionen können, nach Gefallen, im Inlande oder auch im Auslande verzehrt werden (§. 20 — 27).

Der ordentliche Akademiker gehört in die sechste oder in die Collegienrathsklasse, der außerordentliche in die siebente oder Hofrathsklasse, und der Adjunct in die achte oder Assessorklasse.

Die Akademie hat das Recht, die vacanten Stellen für ihre ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder und für die Adjuncten durch ihre eigene Wahl zu besetzen. Alle Bücher, Instrumente und was sonst nothwendig ist, läßt die Akademie aus dem Auslande ohne Zoll und Abgabe irgend einer Art kommen. Die von ihr aus dem Auslande verschriebenen Bücher, Journale und andern Schriften, sie mögen durch die Post oder durch den Buchhandel kommen, werden der Censur nicht unterworfen. Auch wenn keine Stelle an der Akademie vacant ist, wenn sich aber im In- oder Auslande ein ausgezeichneter Mann findet, welcher dem Institute Ehre machen würde, kann er von der Akademie zum Mitgliede erwählt werden. Alle Wahlen aber hat der Minister dem Monarchen vorzulegen, und um die Sanction derselben anzusuchen (§. 28 — 35).

Der Präsident der Akademie gibt, durch das Ministerium, Sr. Majestät Nachrichten über die Arbeiten der Akademiker, über ihre scientifischen Reisen, über die Belohnungen, welche den Ausgezeichnetsten zu ertheilen sind u. s. Der beständige Sekretär hat die ununterbrochene Correspondenz mit allen Akademien und gelehrten Gesellschaften und mit einzelnen Gelehrten von ganz Europa zu besorgen. Auch er wird, im Falle einer Vacanz, durch Stimmenmehrheit der Mitglieder, und immer aus der Mitte der wirklichen Akademiker gewählt (§. 48 u. ff.).

Jeder Akademiker muß jährlich wenigstens zwey Memoiren einreichen, um sie in der Sammlung der akademischen Schriften drucken zu lassen. — So oft ein neues Mitglied zu ernennen ist, versammeln sich die Akademiker, die zu seiner Klasse gehören, zur Deliberation. Die Resultate dieser Deliberation, die von ihnen vorgeschlagenen Candidaten werden, sammt Beysetzung ihrer literarischen Verdienste, der Akademie in der allgemeinen Sitzung übergeben. Es ist ausdrücklich (§. 65) verboten, unbekannte oder nur wegen ihrer Mittelmäßigkeit bekannte Gelehrte zu Mitgliedern der Akademie vorzuschlagen. Jeder Vorgeschlagene muß in der wissenschaftlichen Welt durch seine Schriften oder durch seine Entdeckungen sich bereits einen berühmten Namen gemacht haben. Wenn ein Mitglied sich seiner Stelle un-

würdig zeigt, so kann der Präsident auf seine Ausschließung antragen, die aber nur durch zwey Drittheile der Stimmen aller Akademiker Statt haben kann (§. 69).

Die öffentlichen Sitzungen der Akademiker sollen ganz ihren wissenschaftlichen Geschäften gewidmet seyn, daher sie nicht mit den Arbeiten der Administration und der Oekonomie belästigt werden dürfen. Diese letzten besorgt der Präsident mit einer eigens dazu bestimmten Commission (§. 97).

Die Akademie hat ihre eigene Buchdruckerey, ihre Schriftgießerey und ihr Atelier für die Kupferstiche und Lithographien. Unter ihrer Aufsicht und Leitung steht ferner das Kabinet von Peter dem Großen, die Bibliothek, das große Central-Observatorium und die kleine Sternwarte der Akademie, das physische und das magnetische Kabinet, die mechanische Werkstätte, das chemische Laboratorium, das mineralogische, botanische, zoologische und zootomische Kabinet, der botanische Garten, das Münzkabinet, das ethnographische Kabinet und das Museum der asiatischen und ägyptischen Alterthümer (§. 100).

Der Staatsschatz übergibt der Akademie jährlich die Summe von 241800 Rubel zur Deckung derjenigen ihrer Ausgaben, die am Ende der Statuten in einer besondern Tabelle aufgeführt sind. Alle übrigen Ausgaben, wie die Besoldung ihrer bey der Akademie angestellten Gehülfen und Arbeiter u. dgl. besorgt die Akademie selbst aus ihrer ökonomischen Kasse. Diese letzte wird, wie bereits gesagt, gebildet aus dem Erträgniß der Zeitung und des Kalenders, aus den Ersparnissen von jener ersten Summe, aus der Vermiethung ihrer überflüssigen Wohngebäude u. s. Aus dieser ökonomischen Kasse wird die Unterhaltung der Gebäude, die Typographie und Schriftgießerey, der Ankauf des nöthigen Papiers u. s. besorgt. Was davon übrig bleibt, soll zu rein wissenschaftlichen Ausgaben, zu scientifischen Reisen, zu kostbaren Experimenten u. s. verwendet werden (§. 112). Mit allen diesen Gegenständen hat sich die ökonomische Commission zu beschäftigen, die von dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten, von zwey Akademikern und von zwey der Gesetze und politischen Geschäfte kundigen Räthen gebildet wird, die dem Ministerium für ihre Handlungen responsabel ist, und die sich auf keine Weise in die wissenschaftlichen Angelegenheiten der Akademie einzumischen hat, ce comité ne doit s'immiscer en aucune manière dans les affaires qui sont du ressort de la conférence, wo unter Conferenz die wissenschaftlichen Versammlungen (§. 93 — 97) der Akademiker verstanden werden.

Wir wenden uns nun zu der bereits oben erwähnten Tabelle, in welcher die aus dem Staatsschatze der Akademie gewährten jährlichen Ausgaben aufgeführt werden:

21 ordentliche Akademiker, jeder jährlich . . .	5000 Rubel.
10 Adjuncten, jeder	2500
Beständiger Sekretär, als Zusatz zu seinem Gehalt als Akademiker	2000
Archivar, Uebersetzer, Kanzellist, jeder . . .	1000
Zum Unterhalt der Bibliothek jährlich	12000
» » » akademischen Sternwarte . .	1000
» » des physikalischen Kabinets . .	3500
» » » chemischen Laboratoriums . .	2000
» » » mineralogischen Museums .	1000
» » » botanischen Museums . . .	3500
» » » zoolog. u. zootom. Museums .	4000
» » » Laboratoriums dieser Museen	3000
» » » asiatischen Museums . . .	2000
» » » numismatischen Museums .	500
» » » ägyptischen Museums . . .	500
» » » ethnographischen Museums .	700
Für Zeichnungen, Kupferstiche, Lithographien rc.	3000
2 Bibliothekäre, als Zulage zu ihrem Gehalt des Akademikers, jeder	1000
2 Gehülfen des Bibliothekars, jeder	1200
Gehülfe des Physikers	1000
Mechaniker	1500
Gehülfe des Chemikers	1000
Conservator des mineralogischen Museums . .	1200
» » botanischen Museums	2000
2 Conservatoren des zoolog. und zootom. Museums, jeder	2500
Inspector des Kabinets von Peter dem Großen .	1000

Dazu kommen noch für die Administration der Akademie:

2 Räthe, jeder jährlich	2500 Rubel.
Sekretär	1500
2 Büreau-Chefs, jeder	1000
Kassier	1200
Protokollist und Uebersetzer	500
Buchhalter	1800
Controllar	1800
Archivar	600
Kanzleykosten	1250
Sekretär des Präsidenten	1000
Architekt	1000
Hausinspector	600
Holzbedarf zur Heitzung	10000

nebst mehreren Unterbeamten. Die Gesammtsumme dieser Ausgaben beträgt jährlich 241800 R. Werden dazu noch die oben erwähnten Beträge aus der ökonomischen Kasse zu 150000 R. gezählt, so erhält man die totale jährliche Ausgabe der k. Akademie zu 391800 R., und dabey sind noch die Besoldungen des Präsidenten und Vicepräsidenten der Akademie nicht gerechnet, deren nähere Bestimmung sich Se. Majestät durch einen eigenen Ukas zu reguliren vorbehalten hat.

Die vorhergehenden Statuten wurden in der Generalversammlung des 30. Dezembers 1836 im Namen und Auftrag Sr. Majestät von dem Präsidenten der k. Akademie, geheimen Rath Sergius Uwarow, Minister des öffentlichen Unterrichts, den Mitgliedern vorgelegt, und von dem Sekretär der Akademie, Staatsrath P. H. Fuß, mit einem einleitenden Vortrag begleitet, der zugleich die am Ende jedes Jahres gewöhnlichen Berichte über die Arbeiten des Instituts enthielt. Dieser Vortrag beginnt mit einigen Betrachtungen über die Entstehung und den Nutzen der Akademie, in welchem sich der Verf., wie er sagt, um so kürzer fassen konnte, da nicht lange vorher, am 25. Dez. 1835, der Akademiker C. E. v. Baer eine sehr inhaltsreiche Rede über denselben Gegenstand gehalten hatte. Wir halten es nicht für unangemessen, einige Bemerkungen aus diesen beyden Vorträgen hier kurz mitzutheilen, die hier vielleicht allen denjenigen, die mit diesem, in mehr als einer Rücksicht sehr wichtigen Gegenstande noch weniger bekannt seyn mögen, nicht ganz unwillkommen erscheinen werden. Wer mehr über die Institute dieser Art lesen will, mag die Einleitung zu dem ersten Bande der Memoiren der k. Pariser Akademie für das J. 1699, oder wenn er Darstellungen aus unserer Zeit vorzieht, die zwey akademischen Reden zur Hand nehmen, deren die eine Jacobi i. J. 1807 in der k. Akademie zu München und die andere Cuvier i. J. 1816 in der k. Akademie zu Paris gehalten hat.

Die wissenschaftlichen Vereine haben denselben Ursprung, wie alle geselligen Vereine der Menschen überhaupt: diese entstanden aus dem Gefühle des physischen, und jene aus dem Drange des intellectuellen Bedürfnisses zur Vereinigung mehrerer Individuen zu einem gemeinsamen Zwecke. Allein und sich selbst überlassen fühlt sich der Mensch in der Ausübung seiner körperlichen und geistigen Kräfte beschränkt, aber vereint, in Gesellschaft mit mehreren, besiegt er glücklich alle die Hindernisse, die sonst unübersteiglich gewesen wären.

Daher, wo immer die geistige Kraft eines Volkes erwacht, zeigt sich auch der Wunsch zur gemeinsamen Aufsuchung der Wahrheit, zum gegenseitigen Austausche der Ideen in Be-

ziehung auf Kunst und Wissenschaft und Industrie. Ohne diesen Wunsch, der mit den ersten Keimen der Bildung in jedem Menschen erwacht, würden wir alle noch Barbaren seyn, würden wir, wie unsere Urväter, in den Wäldern leben, und von Kunst und Wissenschaft und allen Wohlthaten, die sie über das Menschengeschlecht in so reichem Maße ausgießen, würde überall unter uns keine Rede und keine Spur gefunden werden.

Diese Vereinigungen gleichgestimmter Männer, die eine gemeinsame Liebe zum Nachdenken und zur Erkenntniß verband, zogen bald die Aufmerksamkeit der Fürsten und der Regierungen auf sich, die, selbst über ihre wahren Vortheile aufgeklärt, schnell den Nutzen übersahen, den sie daraus für sich selbst, für ihr und ihres Landes Glück und Ruhm ziehen können, und die daher aus diesen Privatvereinen der Gebildetsten ihrer Nation öffentliche Institute machten, sie in ihren besondern Schutz nahmen, und ihnen die Mittel darboten, große wissenschaftliche Unternehmungen auszuführen, deren Erfolg das Reich der menschlichen Erkenntniß mit neuen Entdeckungen bereicherte, und das Volk, von dem sie gemacht wurden, so wie die Regierung, welche sie veranlaßt hatte, mit Ruhm und mit unsterblichem Glanz in der Geschichte bedeckte.

Hier nur zwey Beyspiele für viele. — Wem sind die zahlreichen Entdeckungen aller Art, die aus dem Schooße der k. Akademie der Wissenschaften zu Paris seit ihrer Stiftung im Jahre 1666 hervorgegangen, und wem ist der große Staatsmann Colbert unbekannt, welcher als der Gründer dieser, so wie der Académie des Inscriptions i. J. 1663, noch in unsern Tagen verehrt und gepriesen wird. Diese letzte war sogar seine eigene Privatunternehmung. Er versammelte die Mitglieder derselben in seinem Hause, wo er sich des freundlichen Umgangs der Gebildetsten seiner Zeit, der Männer seiner eigenen Wahl erfreute. Für die andere, für die Académie des sciences, konnte er aber die Beyhülfe des Staatsoberhauptes nicht entbehren. Allein wie wenig Antheil von demselben, im Anfange wenigstens, an der neuen Stiftung i. J. 1666 genommen wurde, geht schon aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß gar keine Stiftungsurkunde ausgefertigt wurde. Denn so wird in der Histoire de l'Académie Royale des sciences, Année 1699, gesagt: Cette académie avait été formée à la verité par les Ordres du Roy, mais sans aucun acte émané de l'autorité Royale: l'amour des sciences en faisait presque seul toutes les loix. Erst später schien Ludwig XIV. durch seinen Minister Colbert zu der Ueberzeugung gekommen zu seyn, wie viel er für seinen Ruhm, auf den er so eifersüchtig war, durch Unterstützung dieser wissen-

schaftlichen Anstalt gewinnen könne. Auch waren die Hülfsmittel dieser Akademie, in ihren ersten Jahren, sehr gering, und ihre Bibliothek z. B. wurde damit begründet, daß Colbert ihr 660 Bände schenkte. Aber bald entwickelte sich die innere Kraft dieses Instituts, nachdem ihr, durch den Minister, der König gewogen wurde, und ihr seine Huld zugewendet hatte. Es ist aus der Geschichte bekannt, welche Mittel Colbert anwendete und welche Mühe er sich gab, um den König zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er vorzüglich durch Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen seinen Ruhm bey den Zeitgenossen und bey der Nachwelt sichern und vergrößern werde. Der Monarch ging auch sehr bald auf die Idee seines großen Ministers ein, und er nahm sie selbst in einem weitern, in einem wahrhaft königlichen Sinne auf, indem er den bis dahin noch von keinem Könige gehegten Entschluß faßte, nebst der Aufnahme seiner inländischen Akademie, auch den ausgezeichnetsten Gelehrten des Auslandes Pensionen zu dekretiren, wodurch der König als der Gründer einer universellen Akademie, als der Mäcen der ganzen gebildeten Welt sich darstellte. Colbert fertigte die Liste dieser Männer an, und erkaufte durch die Ausführung des königlichen Willens seinem Monarchen und dem ganzen Lande einen Glanz, für welchen die dazu bestimmte Summe (von 69300 Livres jährlich) mäßig genug erscheinen mußte. Allein Colbert war mit diesen Bemühungen für die geistige Ausbildung des Volks noch nicht zufrieden gestellt. Alle seine weitern Unternehmungen deuteten darauf hin, daß es ihm nicht auf den äußern Schein, sondern auf den wahren Gewinn ankam. Er stiftete auch die Académie de peinture (im J. 1664); er gründete die Gemäldesammlung im Louvre; er erbaute das große Observatorium (i. J. 1667); er zog Cassini, Huyghens, Römer und viele andere der ersten Gelehrten des Auslandes nach Frankreich. Und aller dieser Stiftungen und Auslagen ungeachtet wußte der seltene Mann doch den Finanzzustand seines Vaterlandes auf eine bisher nie gekannte Höhe zu bringen. Die erst spät folgenden Zeiten, die großen Ereignisse, die erst in unsern Tagen Frankreich mehr als einmal an den äußersten Rand des Verderbens zu bringen drohten, diese Ereignisse selbst haben das Verfahren jenes großen Ministers auf eine sehr glänzende Weise gerechtfertigt, auf eine Weise, die er wohl selbst nicht ahnen konnte, so sehr er auch überzeugt seyn mochte, daß der geistige Besitz der allein sichere, der stärkste von allen ist. Wir werden auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen, wenn wir das, für einige unserer Leser hoffentlich sehr entbehrliche Kapitel »von dem Nutzen dieser Akademien« mit einigen Worten wenigstens berühren werden.

Wir wollen nämlich zuerst, der frühern Zusage gemäß, noch eines zweyten Beyspiels des Glücks und des Ruhmes erwähnen, mit dem sich ein Volk durch die bey ihm einheimisch gewordene Pflege der Künste und Wissenschaften bedeckt. — Man hat schon oft genug das aus allen Blättern unserer Geschichte hervorgehende Axiom angeführt, daß die intelligentesten Völker auch immer und überall die reichsten, die glücklichsten und zugleich die berühmtesten gewesen sind. Zum Beweise könnten wir aus den alten Zeiten die Griechen und Römer, oder aus unsern eigenen Tagen unsere Nachbarn über dem Kanale oder über dem Rhein anführen. Allein, um uns nicht bey allbekannten Dingen aufzuhalten, wollen wir uns zu einem andern Volke wenden, das in seinem gegenwärtigen Zustande der Erniedrigung wohl nicht geeignet erscheint, allen übrigen an Glanz vorzuleuchten. Allein auch Spanien hat sein goldenes Zeitalter gehabt, und dieß zwar nicht in dem Jahrhundert, wo es einen neuen Welttheil entdeckte, und seine siegreichen Waffen in früher ungekannte Länder trug, wie allgemein, und doch mit Unrecht, angenommen zu werden pflegt, sondern, wie vielleicht weniger bekannt ist, in einer viel frühern Epoche, im achten und neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In dieser Periode war es, wo Spanien, von arabischem Feuer erwärmt, sein geistiges Licht in den reichsten Strömen über das ganze übrige, in dunkler Nacht der Barbarey liegende Europa, und selbst über den fernen Orient ausstrahlte; wo der glänzende Hof der Ommajaden zu dem Rufe der Waffen den Ruhm der Kunst und Wissenschaft fügte, und wo man aus allen Theilen Europas und selbst aus den entlegensten Ländern Asiens nach der Akademie von Cordova wanderte, um dort Licht und Erkenntniß zu erhalten. Nie wurde die Wissenschaft und jede Blüthe des menschlichen Geistes höher geschätzt und mehr geehrt, als an dem glänzenden Hofe Hakem's II.; der Ruf der Akademie von Cordova ließ den der längst verschollenen zu Alexandrien, so groß dieser auch zu seiner Zeit gewesen war, ließ selbst den Ruf der kurz zuvor von Harun-al-Raschid und Almamon gestifteten Hochschulen zu Bagdad, Kufa, Bassora, Bokhara u. s. weit hinter sich zurück, und nie war Spanien, im Verhältniß zu seiner Zeit und Umgebung, intelligenter, nie reicher und glücklicher, nie waren zugleich die Verwaltung, die Finanzen, die Industrie, der innere und äußere Handel, der Landbau und selbst der Zustand der Straßen besser besorgt, als in der glänzenden Periode der Ommajaden. Diese mohammedanische Akademie von Cordova hat sogar den Ruhm, der Christenheit einen Papst gegeben zu haben, der durch sein eigenes Vorbild, durch seine Schriften und durch seine Erziehung von Kaisern und Königen

mehr als irgend ein anderer auf die Kultur des damals der Bildung jeder Art so hochbedürftigen christlichen Europas auf das wohlthätigste eingewirkt hat. Papst Sylvester II., der frühere Abt Gerbert, hatte den Schatz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit an dieser hohen Schule Spaniens gesammelt, um ihn dann der übrigen, von ihm im Geiste nicht bloß, sondern auch in der Wahrheit beherrschten christlichen Welt mitzutheilen. Aber nicht bloß in Cordova, der prachtvollen Residenzstadt Abderhamans und Hakems, sondern in den meisten Provinzialstädten Spaniens gab es, zur Blüthezeit der ommajadischen Herrschaft, Akademien, Hochschulen und Bibliotheken aller Art. Jedoch in Hakems Pallast waren die berühmtesten Männer seines Zeitalters versammelt, und hier wurde auch die Sammlung der vorzüglichsten Schriften seines und aller vorhergehenden Jahrhunderte aufgestellt, die er mit großen Kosten durch eigene Abgesandte in den größten Städten von Afrika, Aegypten, Syrien, Arabien und Persien entweder aufkaufen, oder wo dieß unmöglich war, abschreiben ließ. Auf diese Weise sammelte er eine Masse von 600000 Manuscripten, deren Katalog allein schon 44 Bände betrug. (Casiri, biblioth. Arab. Hisp., und Murphry, history of the mahomedan Emp. in Spain.) Von den vielen in seine Nähe gezogenen Gelehrten forderte er nichts, als die Beendigung ihrer begonnenen oder angefangenen Werke, indem er es an nichts mangeln ließ, um ihnen die Mittel und die nöthige Muße zu ihren Unternehmungen zu sichern (Aschbach, Gesch. der Ommajaden. 1830). — Dieß war die Nationalbildung und dieß die Nationalwohlfahrt Spaniens im neunten Jahrhundert — und welches ist das Schicksal dieser beyden immer unzertrennlichen Gefährtinnen in demselben Lande in unsern Tagen? — Sie theilen beyde ein gleiches Loos mit den Akademien des Reichs: sie sind alle drey entflohen, um dem Elend, der Noth und der Barbarey ihre Stelle zu überlassen. So wahr ist es, was Leibnitz sagte, daß ein Volk schon allein durch die Errichtung solcher wissenschaftlichen Anstalten sich dem Bunde der civilisirten Völker beygesellt, und in den Kreis derjenigen eintritt, die an der allgemeinen geistigen Entwicklung, und daher auch an dem wahren Glücke der Menschheit lebendigen Antheil nehmen.

Wir leben gegenwärtig alle in einer Zeit, wo die Regierungen bereits sehr gut anerkennen, daß sie die Erzieherinnen ihrer Völker seyn sollen, und wo auch in diesen Völkern selbst jeder nur einigermaßen Gebildete seine Stimme für diese Erziehung und für Kultur überhaupt, als für das höchste Gut und das wahre Palladium der Menschheit, erhebt. Aber da viele von ihnen, selbst mit dem besten Willen, den Zweck, dem sie nachstreben, und die Mittel, durch welche man ihn erreichen soll, nicht genug ken-

nen, so fehlt es nicht an unrichtigen Ansichten, die nur zu oft dem Fortgange der an sich so wünschenswerthen und von ihnen selbst anerkannten guten Sache hindernd entgegen treten. So ist man z. B. an vielen Orten noch der Meinung, daß eine Akademie der Wissenschaften, deren Nützlichkeit und selbst Nothwendigkeit übrigens im Allgemeinen zugestanden wird, in einem Lande, welches bereits Universitäten und mehrere andere gut eingerichtete Lehranstalten besitzt, wohl als überflüssig betrachtet werden könne. Allein wer so urtheilt, zeigt nur, daß er den großen Unterschied, der zwischen diesen beyden wissenschaftlichen Instituten besteht, noch nicht hinlänglich kennt. — Universitäten und alle andern Lehranstalten sind, wie schon ihr Name besagt, zum Lehren und zum Lernen bestimmt. In der Akademie aber sollen nicht die Lehrlinge, sondern die Meister sitzen. Dort ist die Schule und der Unterricht, hier aber ist die Wissenschaft selbst und die Erweiterung ihrer Gränzen der Zweck, den man zu erreichen sucht. Dort werden nur die unter den Gebildeten längst bekannten Dinge für die Jugend wiederholt: hier aber soll das, Allen noch Unbekannte erst gefunden werden, um es dann dort, zum Besten des Staats, unter seinen jungen Bürgern zu verbreiten. Aus diesem Grunde sieht man auch in London, Paris, Petersburg, Berlin u. s. immer beyde Anstalten in derselben Stadt zugleich bestehen, indem daselbst die Schulen jeder Art nur als die Glieder des großen wissenschaftlichen Körpers, dessen Haupt die Akademie ist, betrachtet werden. — Diese beyden Institute sind demnach in ihrer Bestimmung und in ihrer innersten Natur gänzlich verschieden, und daher kann auch das eine derselben durch das andere nicht aufgehoben oder entbehrlich gemacht werden. Ein Land, das viele und gut eingerichtete Unterrichtsanstalten hat, erfüllt dadurch allerdings die erste und nothwendigste Bedingung, ohne welche an eine Bildung des Volks im Großen nicht weiter gedacht werden kann. In einem solchen Lande wird es, auch selbst in den Mittelklassen, viele Menschen geben, die lesen und schreiben können, und überdieß noch manche andere angenehme und nützliche Kenntnisse besitzen mögen. Allein wenn man die Frage stellt, welches Land die meisten und wichtigsten Entdeckungen in Kunst und Wissenschaft und Industrie aufzuweisen hat, so wird man dasselbe nicht dort suchen, wo die meisten Schüler sind, denn diese machen keine Entdeckungen, sondern dort, wo die größte Menge von Meistern anzutreffen sind. Diese Meister aber in der Wissenschaft sind nicht in den Schulen, auch nicht, aus sehr bekannten Gründen, unter den Lehrern *) zu suchen, sondern sie sind, vorzugsweise wenigstens,

*) Wenn Homer alle Tage so viele Stunden in einem unserer Gymnasien Poesie, und Demosthenes Rhetorik hätte vortragen müssen,

nur in den Akademien, und hier allein in der für den Ruhm und die Präeminenz eines Volks erforderlichen Menge anzutreffen.

Nicht als ob es in der Geschichte der Menschheit an außerordentlichen Männern fehlte, die auch außer dem Kreise dieser Akademien groß geworden wären. Gibt es doch eben so viele, und wohl noch viel mehr, die in ihrer Jugend nicht einmal eine Universität besucht haben, und die doch als Leuchten der Wissenschaft, als Lehrer ihres Volks, mit ewigem Ruhme bekränzt, noch jetzt der Gegenstand allgemeiner Verehrung sind. Allein dieß sind einzeln stehende, von der Natur hochbegabte, von den Verhältnissen vorzüglich begünstigte Männer, von denen nur selten, selbst in vielen Jahrhunderten oft nur Einer erscheint; die einem Meteor gleich die tiefe Nacht um sie erleuchten und verschwinden, und die daher auch nur wieder diese finstere Nacht der Barbarey hinter sich zurücklassen würden, wenn die andern nicht besorgt wären, durch die Nothbehelfe ihrer sogenannten wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten wenigstens eine Art von Dämmerung unter sich zu erhalten.

Ueberhaupt ist das Große und Dauernde, auf das wir im Reiche der Wissenschaften unsern Stolz gründen, von dem Einzelnen wohl angeregt, begonnen, aber selten oder nie auch ausgeführt und zu Ende gebracht worden. In der Regierungs-, in der Feldherrnkunst mag dieß anders seyn: hier überragt der Einzelne, obschon auch er der Mitwirkung der andern nicht entbehren kann, oft sein ganzes Volk. Dafür hat man auch diese Künste, wie schon ihr Name sagt, nicht zu der eigentlichen Wissenschaft gezählt, so wenig, als die im engsten Sinne des Worts sogenannten schönen Künste, wo der Dichter oder der Maler immerhin allein stehen, und nach Gutdünken die Schöpfungen seines Genius aus sich hervorströmen lassen mag. Aber auf dem Felde der Wissenschaft hat diese Isolation des Einzelnen, und mit ihr diese Ungebundenheit des Genies schon längst ihr Ansehen verloren. In der Wissenschaft gilt nur T a l e n t und F l e i ß, und da der Einzelne dem gewaltigen Ganzen, das ihm von außen gegeben ist, nicht genügen kann, g e m e i n s c h a f t l i c h e s Z u s a m m e n t h u n und gesellige Vereinigung zu Einem Zwecke, und dieß ist es, was wir mit einem Worte durch A k a d e m i e d e r W i s s e n s c h a f t bezeichnen.

Die größte und glänzendste wissenschaftliche Entdeckung, die je gemacht worden ist, die der allgemeinen Gravitation, ist sie,

---

so würde jener ganz gewiß eben so wenig die Ilias, als dieser seine Reden geschrieben haben, die beyde noch jetzt, nach mehr als zwey Jahrtausenden, unsterblich unter uns leben, während so viele Hunderttausende unserer modernen Professoren, sammt ihren Werken, in das Meer der ewigen Vergessenheit hinabgeschwommen sind.

so wie sie jetzt in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns liegt, ist sie in der That die Entdeckung des einzigen großen Mannes, nach dem sie gewöhnlich genannt zu werden pflegt? — Wie viel fehlt daran, obgleich dem Letztern die Ehre, dem Ganzen die Krone aufgesetzt zu haben, unbestritten bleiben muß. — Schon mehr als zwey Jahrtausende vor Newton sprachen die ausgezeichnetsten Männer des Alterthums, Aristarch, Philolaus, Pythagoras u. a., ihre Vorahnung dieser Entdeckung deutlich aus; aber ihre Stimme verhallte in den für solche Töne noch tauben Ohren ihrer Zeitgenossen und selbst vieler Jahrhunderte, die nach denselben kamen. Endlich wurde sie von Copernicus vernommen, und dreyßig volle Jahre brachte er damit hin, nur die ersten groben Fäden des großen Gewebes zurecht zu legen, glücklich, daß es ihm gegönnt war, nur wenige Stunden vor seinem Tode, mit schon sterbender Hand das vollendete Werk, die Frucht seines angestrengten Nachdenkens, zu erfassen. — Ein neues Jahrhundert wurde erfordert, bis Kepler's Geist in dieser vermeinten Vollendung nur den Anfang einer beynahe endlosen Arbeit erkannte. Auch er wünschte sich Glück, als Preis seines ganzen Lebens voll Mühe und Drangsal, zu der Entdeckung der drey nach ihm genannten Gesetze des Himmels gelangt zu seyn, womit er die neuere Astronomie, als deren Gründer er mit Recht verehrt wird, geschlossen wähnte. — Allein wieder ein Jahrhundert mußte vergehen, bis es endlich Newton gelang, diese drey Gesetze nur als die Folge, als den unmittelbaren Ausfluß eines einzigen, höchsten Gesetzes, der allgemeinen Gravitation, zu erkennen.

Wären Newton jene beyden Männer nicht vorausgegangen, hätte seine, wenn gleich weit überwiegende Kraft, sich nicht auf diese seine Vorgänger stützen können, so würde auch wohl er die Höhe nicht erreicht haben, zu der wir nun bewundernd auf ihn blicken. Aber nicht bloß diese beyden halfen ihm nahe zwey Jahrhunderte vorher die Bahn bereiten, die er der erste selbst betreten sollte: auch in kleinen Abständen von ihm fanden sich Vorgänger und Zeitgenossen, die denselben Weg zu ebnen sich bemühten. Bouillaud stellte bereits i. J. 1645, nur zwanzig Jahre vor Newton's Entdeckung, in seinem bekannten Werke: Astronomia Philolaica, den Satz auf, daß die Planeten von der Sonne mit einer Kraft angezogen werden, die sich verkehrt, wie das Quadrat der Entfernung, verhält. Wäre er so glücklich gewesen, die Wichtigkeit dieses Ausspruchs zu erkennen, oder so geschickt und beharrlich, ihn anhaltend und durch Hülfe der Rechnung zu verfolgen, so würde er als der Entdecker der allgemeinen Schwere gepriesen worden seyn. Selbst Kepler stand mehr als einmal an der Pforte des großen Tempels, dessen Thor durch Newton's Hand eröffnet wurde, wie viele Stellen in den

Werken des erstern bezeugen. Und wer mag es wagen, dem edlen Deutschen, dem es an geistiger Kraft zu diesem Ziele keineswegs gebrach, die Fähigkeit abzusprechen, mit seinem großen britischen Rivalen den Kampf um den Vorrang einzugehen, und ihn ehrenvoll zu bestehen? Aber Kepler war der Zeit nach früher gekommen, und Newton konnte wohl ihn, nicht aber er Newton benützen. Dazu lebte Newton im Schooße der ersten Akademie Europas, während Kepler allein stand; jener lebte im gemächlichen Ueberflusse bloß seiner Wissenschaft, und dieser kämpfte mit Mangel, mühte sich in fremdartigen Arbeiten ab, um sich und seine Familie zu erhalten, und starb beynahe den Hungertod in der Mitte seines Vaterlandes, das seine Größe nicht erkannte und auch jetzt noch nicht erkennt, da es ihn erst in unsern Tagen, mehr als zweyhundert Jahre nach seinem Tode, durch ein mit Subscriptionen zusammengebetteltes Monument von Backsteinen würdig genug zu ehren gedachte, während doch das wahre Denkmal seines Geistes mit Flammenschrift in dem Sternenhimmel errichtet ist, wo es von jedem, der diese Züge kennt, gelesen werden kann, und auch gelesen werden wird, so lange noch auf der Erde Menschen leben, in welchen der Sinn für das Große und wahrhaft Erhabene nicht gänzlich untergegangen ist.

Noch näher kam dieser großen Entdeckung Newton's, sein Zeitgenosse und Rival, Robert Hooke, ein Mitglied derselben Akademie in London, der Newton als Präsident vorstand. Man sieht dieß aus der schönen Biographie, die Brewster erst in den letzten Jahren uns von seinem unsterblichen Landsmann gegeben hat. Huygens endlich, einer der größten Männer seiner und vielleicht aller Zeiten, wurde mehr als einmal ganz auf demselben Wege mit Newton gefunden, und es fehlte ihm nur noch ein Schritt, um seinem Gegner die Palme des Ruhms für immer zu entreißen.

Und war nun dieser Gegenstand, nach Newton's Entdeckung, als vollendet, war die ganze Untersuchung dieses Gegenstandes, des größten, den sich der menschliche Geist je gesetzt hat, durch Newton's Arbeiten auch schon in der That als geschlossen zu betrachten? — So wenig darf dieß behauptet werden, daß vielmehr auch diese Arbeiten nur wieder als der erste Anfang eines noch viel größern, wahrhaft endlosen Werks, nur als die Grundsteine eines unübersehbaren Gebäudes zu betrachten sind, an welchem seine Nachfolger Jahrtausende durch zu bauen haben werden. Schon sind, seit seinem Tode (am 20. März 1727) wieder neue hundert Jahre verflossen, und seitdem haben die ersten Mathematiker aller gebildeten Völker Europas: Euler, d'Alembert, Lagrange, Laplace, Monge, Gauß und andere, nichts Wichtigeres zu thun gehabt, als sich mit der weitern Ausbildung dieses großen Gesetzes zu beschäftigen, dasselbe in allen seinen Theilen zu ent-

wickeln, und auf die mannigfaltigen Erscheinungen anzuwenden, welche uns die Natur in unserer nächsten Umgebung auf der Erde sowohl, als auch über uns in den unermeßlichen Räumen des Himmels darbieten. Dadurch sind Entdeckungen der wichtigsten Art, nicht bloß in diesen Phänomenen der Natur, sondern auch in dem mächtigen Instrumente, dessen wir uns zur Erforschung der Natur bedienen, in der mathematischen Analysis, diesem wunderbaren geistigen Fernrohre des Menschen, zu Tage gebracht worden, Entdeckungen, von welchen selbst die scharfsinnigsten Geister des Alterthums, Archimed, Apollonius, Hipparch u. a. keine Ahnung hatten, und welche auch ihren Nachfolgern wahrscheinlich für immer verborgen geblieben wären, wenn nicht eben jene Vereinigung der so eben erwähnten hochbegabten Männer zu einem gemeinschaftlichen Ziele Statt gehabt hätte. Und wo hatte diese Vereinigung Statt? Welches war das mächtige Band, das diese Geister zusammenhielt? — Die Akademien der Wissenschaften waren es, in deren Mitte sie entstanden, aus deren Schooße sie hervorgegangen, durch deren Hülfe sie so groß gezogen, und durch deren Vermittlung endlich ihre geistigen Kräfte zu einem einzigen gemeinsamen Ziele verbunden worden sind. Alle die zahlreichen Entdeckungen in der mathematischen Analysis sowohl, als auch, durch deren Unterstützung, in der Astronomie, die seit Newton's Zeiten gemacht worden sind, beziehen sich in letzter Instanz auf die Ausbildung jenes großen, von Newton entdeckten Gesetzes, und überhaupt auf die weitern Entwicklungen der vielen hohen Conceptionen und Ideen, zu welchen jener außerordentliche Mann den Grund gelegt, und, wenn man so sagen darf, den ersten Ton angegeben hat, und alle diese Entdeckungen endlich, auf welche die seit Newton bis auf unsere Tage verflossene Zeit mit Recht stolz zu seyn Ursache hat, alle verdanken wir jenen Akademien. Es würde schwer, wenn nicht unmöglich seyn, ein Land zu nennen, das, ohne eine solche Akademie, wie sie in Paris, London, Petersburg, Berlin u. f. bestehen, zu besitzen, auch nur den kleinsten Theil zu jenen, unser Jahrhundert in so hohem Grade auszeichnenden Entdeckungen, beygetragen hätte.

Allerdings kann der erste Keim einer jeden neuen Entdeckung nur in Eines Menschen Kopf entstehen, und dieß geschieht, wie uns unsere Kulturgeschichte auf allen Blättern lehrt, oft genug nur zufällig, durch äußere Veranlassung, durch Verbindung glücklicher Umstände, und meistens ohne eigentliches Verdienst des Glücklichen, der nachher als der Erfinder überall gepriesen wird. Allein die Ausbildung dieses Keimes, die Entwicklung, die eigentliche Erziehung dieser Idee, die oft viel mehr Scharfsinn und Mühe, und daher auch viel mehr eigentliches Verdienst fordert,

als die erste Auffindung derselben, diese ist nicht mehr die Sache des Einzelnen, sondern hier ist Vereinigung der geistigen Kräfte von Vielen nöthig. Diese Vereinigung aber findet man nur in den Akademien, wie das gegebene Beyspiel von der Ausbildung des Gesetzes der Gravitation zeigt, und wie alle andern Beyspiele von großen wissenschaftlichen Entdeckungen jeder Art beweisen.

Ja nicht bloß diese Ausbildung einer ersten Idee, sondern, wenn wir die eigentliche Veranlassung dazu etwas tiefer untersuchen, diese erste Idee selbst ist häufig nicht sowohl das reine Eigenthum der Einzelnen, als vielmehr eine Art Gemeingut, an der oft sehr viele mehr oder weniger Antheil nehmen. Beynahe alle diese ersten Ideen, die zu berühmten Entdeckungen Anlaß gaben, lagen schon, ehe sie aus Einem Kopfe blendend hervorsprangen, kurz vor ihrer Erscheinung in mehreren andern Köpfen, und ihre ersten Wurzeln finden sich, nicht sowohl in dem eigentlich sogenannten Erfinder, sondern vielmehr in einem Kreise von unmittelbaren Vorgängern und Zeitgenossen, die sich alle mit der Sache tragen, aber vor lauter Ahnungen und dunklen Gefühlen nicht zur klaren Anschauung gelangen können. Auf diese Weise ist, wie uns die Geschichte lehrt, beynahe jede Epoche irgend einer wichtigen oder glänzenden Entdeckung durch eine Art von einer allgemeinen geistigen Fermentation eingeleitet worden, in welcher, nicht sowohl der Einzelne, als vielmehr alle bessern Köpfe der Zeit auf das wunderbare Kind dieser Zeit, das eben geboren werden soll, gleichsam kreißend hingedrängt werden. Je näher die verhängnißvolle Stunde heranrückt, desto mehr nimmt das Gedränge zu an der Stelle, wo der Schatz begraben liegt. Da und dort treten Einzelne hervor aus der bunten Menge: sie wittern das Thor, tappen ihm im Finstern nach, finden es wohl auch, können es aber nicht öffnen. Allmälich treten mehrere hinzu, vereinigen ihre Kräfte, rütteln an der verschlossenen Pforte, bis plötzlich, allen unerwartet und doch von Jedem selbst gehofft, der gepriesene Sohn des Glücks hervorspringt aus der Menge, mit einem Drucke seiner Hand die schon durch so viele Versuche geschwächten Riegel sprengt, und triumphirend eintritt in die wundervolle Halle, in die so lang gesuchte neue Welt.

Und wer ist diese Menge, wer sind diese aufgeregten Zeitgenossen, die dem Erfinder vorhergehen, und ohne die vielleicht keine einzige unserer großen wissenschaftlichen Entdeckungen gemacht worden wäre? — In den Akademien wird man sie finden, und in ihnen allein, weil nur dort jene geistige Aufregung, jener gegenseitig spornende Ehrgeiz Statt hat, ohne den kein geistiger Aufschwung und überhaupt nichts wahrhaft Großes entstehen kann.

So demüthigend diese Bemerkung für den Einzelnen erscheinen mag, der in der Gesammtentwicklung der menschlichen Erkenntniß ohnmächtig ist und nichts vermag, so erhebend muß sie uns in Beziehung auf die ganze Menschheit erscheinen, da sie uns zeigt, daß diese Gesammtentwicklung ein eigenes, selbstständiges Leben hat, das sich nach dem ihm inwohnenden Gesetze selbstthätig ausbildet, und das die einzelnen Individuen nur als dienende Organe des großen Ganzen zu seinem höchsten Zwecke verwendet. Was von diesen Individuen genugsam vorbereitet ist, das tritt seiner endlichen Entwicklung rasch entgegen, unbekümmert, welcher von den zu dem großen Werke gedungenen Arbeitern die letzte Hand an dasselbe legt. Wer von ihnen zur rechten Stunde in die Schmelze tritt, wo das edle Metall geschieden wird, der mag sich glücklich schätzen, wenn man seinem Dienst den Silberblick zuschreibt, und ihn nach seinem Namen nennt. Die andern haben ihren Dank vorweggenommen, den allgemeinen Dank, den Tausende mit ihnen theilen. Sie haben auch, und mehr vielleicht als jener Glückliche, des Tages Last und Hitze getragen, aber sie haben keinen Theil an seinem Ruhm, und keine Stelle in der Geschichte erhalten:

Vixere fortes ante Agamemnona multi:
Sed omnes illachrymabiles urgentur,
Ignotique longa nocte, *carent quia vate sacro.* (Horat.)

Erfahren wir nicht alle, wenn wir die Geschichte der Menschheit im Geiste und in der Wahrheit lesen, daß nicht der Einzelne die Gestalt und den innern Gehalt der Wissenschaft bestimmt, sondern daß in ihrer Entwicklung selbst eine Nothwendigkeit liegt, die der Einzelne weder aufhalten, noch beschleunigen kann, ja die selbst die Zusammenverschwörung des ganzen Menschengeschlechts nicht zu ändern im Stande seyn würde? — Und wie der äußere Glanz, den Schönheit oder Reichthum oder weit verbreitete Herrschaft gewährt, so gebührt auch der Kranz des wissenschaftlichen Ruhms nicht immer dem, der ihn trägt, und überhaupt nicht dem Individuum, sondern eigentlich nur der Stellung, die dasselbe in der Zeit und im Raume unter seinen Umgebungen erhalten hat. Man sollte nicht so klein von den Fortschritten der Menschheit denken, um sie von dem Daseyn einzelner Menschen abhängig zu glauben. Amerika wäre ohne Zweifel bald nach Columbus entdeckt worden, auch wenn dieser in seiner Wiege gestorben wäre. Denn nicht er oder sein unternehmender Geist, sondern die allgemeine Begeisterung der Italiener, Spanier und Portugiesen für Seereisen zu jener Zeit, dieß war die eigentliche Bedingung jener Entdeckung, und diese Begeisterung war wieder durch die vorhergegangenen Kreuzzüge bedingt, die wohl kein Besonnener als die bloße Folge besonderer Launen von Einzelnen betrachten wird.

Aber eben in dieser gemeinsamen Begeisterung, in dieser allgemeinen Aufregung der geistigen Kraft liegt der größte Vortheil und die wahre Stärke der Akademien, und in dieser Beziehung ist es vorzüglich, daß sie von keiner andern wissenschaftlichen Anstalt ersetzt werden können. Der Mensch, wie er nun einmal ist, auch der beste, bedarf des Antriebs, der Hülfe der andern, und es ist ihm, nach einem sehr alten Worte, nicht gut, daß er allein sey. Ja nicht bloß des Sporns, auch des Zügels bedarf er zuweilen, damit er sich nicht in die maßlosen Räume der Phantasie verirre, und sich am Ende, aus lauter Trieb nach Wahrheit, in den Irrthum so tief hineinstudiere, daß er sich nicht mehr herausfinden kann, und damit er endlich, was den einsamen Gelehrten, wie man sagt, öfter begegnen soll, sich nicht dem dünkelhaften Glauben übergebe, als wäre das Licht der Wahrheit nur ihm allein aufgegangen. Nicht mehr auf seine eigene vorübereilende Existenz und auf sein eigenes Werk beschränkt, in welchem er die Weisheit aller Zeiten verschlossen wähnt, arbeitet er vielmehr, gemeinschaftlich mit andern, an einem größern, schon vor Jahrhunderten angefangenen Werke, und die bändereichen Annalen seiner Akademie erinnern ihn täglich, daß er nur einen schnell vorübergehenden Antheil an einer Arbeit hat, die lange vor ihm begonnen und eigentlich nie nach ihm enden wird. Die Vereinigung mit Männern, deren jeder in seinem Fache ausgezeichnet ist, und durch die er jede ihm selbst noch fehlende Belehrung erhalten kann, dieses gemeinsame Leben und Wirken mit geistreichen Genossen hebt in demselben Maße seine eigene Kraft, wie sie den blinden Glauben an diese Kraft wohlthätig niederdrückt. In solchen Verhältnissen kann der Einfall, eine ganze Welt in seiner Kammer aus bloßen Begriffen a priori zu construiren, gar nicht aufkommen, wie denn auch unsere eigene tägliche Erfahrung schon sattsam gelehrt hat, daß diese neuen Weltsysteme, die bey uns vor noch nicht langer Zeit wie Pilze in einer Sommernacht aufschossen, viel besser in kleinen Städten gediehen, wo Niemand den Erbauer stört, wo sie aber auch meistens ihr ephemeres Daseyn wieder beschließen. Ja selbst der Irrthum, vor dem überhaupt keiner sicher ist, und der daher seinen Weg auch in diese Versammlungen gefunden hat, ist hier nicht nur unschädlicher, als sonst wo, sondern oft sogar, wie die Folge zeigte, noch nützlich gewesen. Mehr als ein Beyspiel ließe sich aus unserer Literargeschichte anführen, wo nur eben dieser Irrthum es war, der, fortgesetzten Widerspruch erzeugend, zu den wichtigsten Entdeckungen führte, und wo eben durch ihn die gesuchte Wahrheit gefunden wurde. Der größte geographische Irrthum der Alten (die ungeheure Ausdehnung, welche sie dem ihnen größtentheils unbekannten Asien nach Osten hin gegeben haben), eben dieser

geographische Irrthum war es, der die Menschen endlich zu der größten aller geographischen Entdeckungen (Amerika) geführt hat, wie Humboldt in seiner Unters. über die Entw. der geogr. Kenntnisse bemerkt. Denn alles, setzt der große Reisende hinzu, der wohl mehr als alle andern das gesammte Gebiet der Intelligenz in den verschiedensten Richtungen zu übersehen im Stande ist, — denn alles, was zur geistigen Bewegung anregt, möge auch die bewegende Kraft seyn, welche sie will, Irrthümer oder unbestimmte Muthmaßungen, instinctmäßige Divinationen oder auf Thatsachen gegründete Schlußfolgerungen, alles führt zur Erweiterung des Ideenkreises, zur Auffindung neuer Wege, zur Vervollkommnung der Wissenschaft und der Erkenntniß überhaupt. Nur zwey wahre Feinde haben diese höchsten Güter der Menschheit: Gleichgültigkeit und Einmischung nicht wissenschaftlicher Elemente. Die eine erstarrt und die andere verdirbt, mit oder ohne Willen, jeden Keim des Guten, und beyde zusammen lähmen am Ende alle Kräfte des menschlichen Geistes.

Wir kommen nun zu der Frage, die auch heut zu Tage noch Vielen als die Hauptfrage erscheint: Welchen Nutzen sollen diese Akademien haben? — Diese Frage aber ist, nach allem Vorhergehenden, gleichbedeutend mit der, welchen Nutzen Erkenntniß und geistige Bildung überhaupt haben soll. Wer aber so fragen kann, verdient eigentlich gar keine Antwort, so leicht diese auch, selbst in Beziehung auf die gemeinste Bedeutung des Wortes Nutzen, gegeben werden könnte. Wer bey allen Dingen nur immer darauf sieht, was sie ihm für seine Tasche nützen mögen, für den sind keine Akademien gemacht, und ihn wird man wahrscheinlich auch nicht um Rath und Hülfe angehen, wenn es in einem Lande einmal dahin kommen sollte, ein solches Institut zu errichten. Jeder nur einigermaßen geistig Veredelte fühlt Wünsche und Bedürfnisse von anderer, höherer Art in sich, die dem Pöbel fremd sind; er lernt Freuden und Genüsse kennen, die mit den rein thierischen Trieben nichts gemein haben, und die er daher auch mit keinem Thiere theilt. Die Freuden des geselligen Lebens, wie es unter Gebildeten Statt hat, die Genüsse, welche Phantasie, und die Erkenntniß der Natur, welche Kunst und Wissenschaft ihm gewährt, machen das eigentliche Glück seines Daseyns aus, und wer einmal mit ihnen bekannt ist, wird sie allen denjenigen weit vorziehen, die nur für die gröberen Sinne bestimmt sind.

Auch lehrt uns die Geschichte der alten und neuen Zeiten, daß der Nutzen, der eigentlich merkantilische Nutzen es nicht ist, der die Wissenschaft erzeugt und genährt hat. Sie weiß zu nützen, aber sie ist nicht des Nutzens wegen da, und noch weniger ist sie aus dem Triebe nach ihm hervorgegangen. Die Gewalt

eines höhern Rufes ist es, der die Einzelnen, und der ganze Völkerschaften zum Anbau der Wissenschaft treibt. Dieselbe innere Sehnsucht, die den Sokrates abhielt, mit den Künsten der Dialektik sich zu bereichern, oder den Spinoza, mit seinen Amsterdamer Glaubensgenossen zu schachern; dasselbe innere Drängen war es auch, welches die Aegyptier veranlaßte, ihre Tempel und Pyramiden zu erbauen, und welches das griechische Volk für alles, was Wissenschaft und Kunst war, in einem solchen Maße begeisterte, daß es noch jetzt ein hohes, unerreichtes Muster für alle andern Völker in der Geschichte dasteht. Sie liebten die Wissenschaft ihrer selbst, nicht ihres Nutzens willen, und darum wurden sie so groß, und darum eben wurde ihnen dieselbe Wissenschaft nützlicher, als sie es je einem andern gewesen ist.

Und auch wir selbst, sehen wir nicht, wohin wir nur die Augen wenden, daß wir beynahe alles, was wir zu der Annehmlichkeit und dem Glücke des Lebens rechnen, aus derselben Quelle schöpften? Wo man nur nach der Ursache der großen Fortschritte fragt, die unsere Industrie seit einem Jahrhundert in allen ihren vielverzweigten Theilen gemacht hat, erhält man die Antwort, daß die erste Grundlage derselben in irgend einer rein wissenschaftlichen Entdeckung wurzelt, ja daß selbst die weitere Ausbildung dieser Entdeckung, die zeit- und ortgemäße Anwendung derselben auf die Erforderniſſe des Lebens, der wissenschaftlichen Beyhülfe nur selten oder nie entbehren konnte.

Mögen wir auch hier einige wenige Beyspiele statt der unzähligen anführen, die sich uns auf den ersten Blick schon darbieten. Wir sprechen aber hier von den eigentlich sogenannten Naturwissenschaften, zu denen auch, als gemeinsame Folie derselben, die Mathematik gehört, und die man hoffentlich nicht mit dem, was man in den neuern Zeiten bey den Deutschen Naturphilosophie genannt hat, verwechseln wird. Diese letzte, die uns in ihrer barbarischen Sprache und mit plumper Arroganz das ganze Weltall mit allen seinen Inhärenzen a priori erklären will, hat allerdings nie einen Nutzen, aber dafür desto mehr Schaden gestiftet. Allein sie ist es auch, die von den Akademien, wie sie in Paris, London, Göttingen u. s. bestehen, stets ausgeschlossen blieb. Diese beschäftigen sich mit der Erforschung der Natur und ihrer Erscheinungen, wie sie uns von außen gegeben wird: jene aber nur mit der Construction einer eingebildeten abenteuerlichen Natur, die bloß in ihrem eigenen Kopfe spukt; und so sehr sind beyde einander entgegengesetzt, so sehr schließen beyde sich feindlich aus, daß die gesammte Naturphilosophie mit allem ihren Anhange, der Astrologie, der Alchymie bis zur Nekro- und Chiromantie herab, erst dann zu verschwinden anfingen, als die naturhistorischen Akademien sich erhoben,

die ihrer ganzen Bestimmung nach allen jenen heillosen Mystifikationen der Wissenschaft widerstreben, und schon dadurch allein sich für den Staat und die Menschheit selbst als sehr nützlich bewähren mußten.

In diesen Naturwissenschaften also, wie viele anfangs rein abstracte Spekulationen, bloß aus Liebe zu ihnen selbst, ohne alle Rücksicht auf den praktischen Vortheil, den sie etwa bringen könnten, wurden später, ohne daß man es wollte, Quellen der nützlichsten Erfindungen selbst für das gemeine Leben. Man frage die Mechanik, die Chemie, die Mineralogie, und auf jedem ihrer Blätter finden wir die großen Wohlthaten, die wir ihnen verdanken. Die trockenen und, wie es anfangs schien, ganz sterilen Speculationen der Griechen über die Kegelschnitte lehrten uns später die Brennspiegel, unsere Brillen, Fernröhre und Mikroskope kennen. Welcher unschätzbare Gewinn liegt nur in diesen wenigen Worten. — Durch die Brillen und durch die wundervolle Unterstützung, welche sie unserm edelsten Sinne gewähren, verlängern wir gleichsam unser Leben, indem sie uns von der traurigen Unthätigkeit, der größten Beschwerde des höhern Alters, befreyen, und die besonders den wissenschaftlichen Mann, wenn ihn die Natur schon zu verlassen scheint, wieder mit neuen jugendlichen Kräften ausrüsten. Das Mikroskop und das Teleskop aber lehrte uns zwey bisher ganz unbekannte Welten kennen, von deren einer die Bewohner so klein sind, daß sie zu Tausenden in einem Wassertropfen leben, und Heerdenweise durch das Oehr einer Nadel ziehen, während die der andern Welt, die himmlischen Körper, so groß und durch solche Distanzen von uns getrennt sind, daß gegen sie alles, was uns auf der Erde groß erscheint, nur als ein bedeutungsloses Nichts verschwindet. Dieselben Kegelschnitte, denen wir diese kostbaren Instrumente verdanken, lehrten uns aber auch zugleich die elliptischen Bewegungen jener Himmelskörper kennen, die uns, so wie das darauf gegründete Gesetz der allgemeinen Schwere, ohne jene rein wissenschaftlichen Spekulationen der Griechen für immer unbekannt geblieben wären.

Nicht das Verlangen, den Blitz unschädlich zu machen, hat das Studium der Electricität veranlaßt, sondern ganz umgekehrt, man hat die Eigenschaften des geriebenen Glases untersucht, und dabey die Uebereinstimmung des electrischen Funkens mit dem Blitze entdeckt, und daraus erst das Mittel gefunden, dem letztern seinen Weg vorzuschreiben. Vorher konnte man gar nicht daran denken, eine der gewaltigsten Kräfte der Natur zu bändigen, und den alles zermalmenden Blitz des Himmels in eine Eisenbahn zu bannen.

Boyle's anfangs auch nur spekulative Untersuchungen über die Elasticität der Dämpfe und den Druck der Luft führten end-

lich auf die Dampfmaschine. Den Träumen der Alchymisten verdanken wir eine Menge der schätzbarsten Kenntnisse über das Innere der Körper, ja selbst unsere ganze neuere wissenschaftliche Chemie. Seit wir die uns überall umgebende atmosphärische Luft besser kennen lernten, welche Dienste hat sie uns schon geleistet, sie, die dem Wilden nichts als Athem und Wind geben kann. Sie treibt unsere Mühlen und beflügelt unsere Schiffe; sie gießt das Wasser in Bogenströmen über unsere brennenden Häuser, um das verheerende Feuer zu dämpfen; und eben sie weiß zugleich die Gluth dieses Feuers so zu erhöhen, daß es Erden und selbst Edelsteine schmilzt, die sonst seiner alles übrige zerstörenden Kraft unzugänglich schienen; ja sie ist sogar in den neuern Zeiten so gefällig geworden, in etwas veränderter Gestalt sich selbst zu verbrennen, um unsere Wohnungen und unsere Straßen zu beleuchten. — Als Marggraf die Runkelrübe chemisch zerlegte, konnte er wohl ahnen, daß der in ihr enthaltene Zuckerstoff zur Zeit der Continentalsperre, und hoffentlich wohl auch noch lange nach ihr, das Zuckerrohr ersetzen, und daß wir auch innerhalb den Wendekreisen, so lange es Pflanzenstärke gibt, auch Zucker fabriciren werden? — Und das große Lastthier der Industrie, das Schiff — wer hat es groß gezogen in Europa, da es doch so klein geblieben ist in allen Ländern ohne Wissenschaft? Wer baute seine Rippen? Wer zeigt ihm seinen Weg auf der ungemessenen Fläche des Oceans?

Doch es bedarf aller dieser Einzelnheiten nicht, um uns von der Wahrheit einer ohnehin schon jedem Leser sonnenklaren Sache zu überführen. Wenn wir unsern Blick über die ganze große Erde werfen — wo finden wir die reichsten Länder? — Immer nur dort, wo die Bewohner derselben in Kultur und Intelligenz den andern auch am meisten vorgeschritten sind. Der alte Satz, nur die Länder reich zu nennen, die am meisten Gold in ihrem Boden tragen, ist längst veraltet, und, man sehe nur auf Spanien mit seinen Goldminen in Amerika, bereits zum bittern Spott geworden. Diejenigen Länder werden vielmehr jetzt die reichsten genannt, welche die aufgeklärtesten und die industriellsten Menschen haben. Darum ist, in eben diesen Ländern, zweckmäßiger Unterricht als die sicherste Finanzspekulation bekannt. Denn, wie es in einem officiellen Schreiben der Universität zu Basel an ihre Regierung heißt, denn die Geisteskraft, durch Wissenschaft geweckt und geleitet, beherrscht die Welt, und einem Staate, der die geistigen Güter mit wahrer Liebe sucht, fallen von selbst auch die irdischen zu, während der, welcher die letztern allein besitzen oder jene mißachten will, in Unbedeutenheit versinkt. Einzelne Menschen mögen vielleicht eine Ausnahme machen, aber in die Länge gilt auch von ihnen, was

im Allgemeinen immer von dem Volke gilt: daß es mehr mit dem geistigen als mit dem physischen Gewichte wiegt.

Aber weil nun schon einmal von dem Nutzen die Rede seyn soll, den die freye Ausbildung des Geistes, den die Wissenschaften überhaupt, vorzüglich aber die Naturwissenschaften, die allein in den Akademien gehörig gepflegt werden können, dem Staate bringen müssen, wenn sie anders noch sich seines Schutzes zu erfreuen haben sollen; wenn nun schon von den pecuniären Vortheilen dieser Dinge gesprochen werden soll, so wollen wir, des Gegensatzes wegen, zwey Nationen näher betrachten, die nicht bloß in ihrer geographischen Lage, sondern auch in ihrer geistig freyen Ausbildung einander beynahe diametral gegenüberstehen.

Die Chinesen haben keine Akademie der Wissenschaften, das Wort in der bey uns allgemein angenommenen Bedeutung genommen. Sie sind jedoch, wie bekannt, ein sehr kunstfertiges Volk. Aber ihre Kunstfertigkeit gleicht jener der Bienen und der Biber, und ist mehr Instinct als Verstand, daher sie auch noch immer dieselben sind, heute wie vor tausend Jahren. Die diesem Volke gleichsam angeborne Tüchtigkeit zu Industriearbeiten aller Art ist, so wie ihre Industriearbeit selbst, noch immer dieselbe, wie zu Moses oder Zoroasters Zeiten, und mit ihren Kenntnissen und Ansichten ist es ihnen nicht besser gegangen. Die Buchdruckerey, das Schießpulver, die Magnetnadel waren ihnen lange vor der Erfindung dieser Dinge in Europa bekannt, aber ihre Druckerpressen sind so elend wie ihre Kanonen, und in der Schiffbau- und Schiffahrtskunde sind sie, wie in allen andern Kenntnissen, die eine freye Entwicklung der geistigen Kraft erfordern, weit hinter allen Europäern zurück, und überhaupt nur noch als alte Kinder zu betrachten. Das ist die Folge von ihrem starren Festhalten an dem Hergebrachten, von ihrer physischen und moralischen Abgeschlossenheit, von ihrem Mißtrauen gegen alles Fremde und von ihrem gänzlichen Mangel an wahrer intellectueller Kultur, an unbeschränkter Ausbildung ihrer höhern Fakultäten und an allem geistigen Verkehr im Innern sowohl, als auch mit dem Auslande. Von eigentlicher Wissenschaft, das Wort in unserm Sinne genommen, ist bey ihnen überall keine Spur *). Was sie so

*) Die chinesische Literatur ist ungemein ausgedehnt, und die Chinesen stehen unsern schreib- und leselustigen deutschen Landsleuten keineswegs nach; allein dadurch wird der allgemeine geistige Stillstand, der diesem Volke in so hohem Grade eigenthümlich zu seyn scheint, nicht im Geringsten gehindert. Den Glanzpunkt dieser Literatur bilden, wenigstens in den Augen der Chinesen, die wahrhaft ungeheuren Encyklopädien, deren Redaction unmittelbar von der Regierung gehandhabt wird. Eine dieser Encyklopädien ward 1680 begonnen, und erst nach 145 Jahren, i. J. 1825, geendet. Sie besteht aus 6109 Bänden (Klaproth im Journal Asiatique

nennen, ist mehr einer einbalsamirten Mumie, als einem mit selbstständigem Leben begabten, durch eigene Kraft sich aus sich selbst herausbildenden Wesen zu vergleichen. Nur in der Kunstfertigkeit, nicht in der Kunst, die ebenfalls freye Entwicklung fordert, und noch viel weniger in der Wissenschaft haben sie sich hervorgethan, und auch jetzt noch lassen sie sich, wie gut zugelernte Affen, zu allem abrichten. Wie sehr diese geistige Stagnation auf ihren Charakter zurückgewirkt hat, ist erst in den neuesten Zeiten durch Ritter, Remusat u. a. sattsam bekannt geworden. In keinem Lande, sagt der erste, ist der gemeinste Egoismus mehr ausgebildet worden, als in China, wo das Volk seit Jahrtausenden in einen Zauberkreis gebannt ist, in welchem ihm jede höhere geistige Entwicklung versagt, aber dafür die Befriedigung der thierischen Lüste im vollen Maße gestattet ist. Grenzenlose Völlerey in jedem niedrigen Genuß; schmutzige Geldgier, die keine Mittel verschmäht; betrügerische Lust im Handel und Wandel; eine jedermann verkäufliche Bestechlichkeit, mit kriechender Feigheit und falscher Geschmeidigkeit verbunden; dieß sollen, nach dem einstimmigen Berichte der neuesten Reisenden, die Hauptzüge der Bewohner dieses Landes seyn, das schon in grauer Vorzeit in seinem Innern erstarrte, und das sich gegen alle ihm etwa von Außen kommende Verbesserungen nicht bloß mit einer endlosen Mauer, sondern auch mit einem eben so unübersteiglichen geistigen Bollwerke um-

---

1826). Dadurch aufgemuntert, aber nicht befriedigt, entschloß sich die chinesische Regierung i. J. 1826, ein noch viel größeres encyklopädisches Werk herauszugeben, das aus 168000 Bänden bestehen soll, und für welches 2708 Redactoren öffentlich angestellt worden sind. Doch ist die erste und wichtigste der Vorschriften, nach welcher sie sich genau zu richten haben, die, daß sie durchaus keine Neuerungen aufnehmen dürfen. Dieß erinnert an die Statuten einer übrigens berühmten Universität in Norddeutschland, nach welchen die Decane bey der Durchsicht der Dissertationen der Doctoranden dafür zu sorgen haben: Ne quid novi insit. — Und wie mit der Wissenschaft, so geht es auch mit der Kunst in jenem Lande. Beyde kriechen nur, dem Krummholze auf hohen Bergen gleich, scheu und furchtsam an dem Boden, ohne sich je, wie ein kräftiger Baum, stolz in die Lüfte zu erheben. Hier sieht man keine mächtigen Pyramiden, keinen Dom von hohen Säulen getragen, keinen den Himmel suchenden gothischen Thurm, aber dafür desto mehr Thürmchen mit bunten Glöckchen behangen. Und wie ihre Baukunst, so sind auch alle ihre andern Künste zu fratzenhaften Tändeleyen herabgesunken. Dem wahrhaft Großen und Erhabenen entfremdet, gehen sie nur dem gemeinen Gewinn oder dem eitlen Tand nach, daher nur der Nutzen oder der äußere Glanz ein Volk dieser Art fesseln kann, bey dem so viel möglich alles lakirt, und dessen einziger Thurm von Bedeutung verglast seyn muß, wenn er ihrem Geschmacke zusagen soll.

geben hat. — Und welches ist unter diesen Verhältnissen der Zustand des Nationalwohlstandes dieses Landes? — Die Bergwerke wären ergiebig, aber sie werden nur wenig und ganz kunstlos bearbeitet. Gold gewinnt man nur durch Wäscherey in den Flüssen. Daher kennen sie auch beynahe keine Münzen von Gold oder Silber, die vom Auslande eingeführten ausgenommen: ihre eigenen Münzen sind nur von Pakfong, und einem bloßen conventionellen Papiergelde gleich zu achten. Aus dieser Ursache werden auch die Staatseinkünfte größtentheils nur in Naturalien eingebracht Ihr auswärtiger Handel steht mit dem Umfange und den Erzeugnissen des Landes in gar keinem Verhältniß. Zwar waren sie von jeher bemüht, diesen Handel durch Beförderung der Ausfuhr und durch Verhinderung von Einfuhr aller Waaren, sehr umsichtig, wie sie wähnten, zu heben; allein es ist eine bereits bekannte Thatsache, daß der Werth des Thees, den englische und holländische Schiffe jährlich aus China holen, mehr als ersetzt wird durch das verbotene, von denselben Schiffen eingeschwärzte Opium, und nur kürzlich haben wir auch die Nachricht erhalten, daß die Regierung dieses mit seinem innern Reichthume prahlenden Landes zu dem öffentlichen Verkaufe der Aemter sich entschließen mußte, weil die Einnahmen des Staates die Ausgaben desselben nicht mehr zu decken im Stande sind. Die Armee des Landes endlich soll aus neunmalhunderttausend Mann bestehen, aber sie hat bloß mit immer wiederkehrenden innern Aufständen zu thun, und ist nur zu oft schon von denselben geschlagen worden.

Und doch, bey allen diesen betrübenden Erscheinungen, fehlt es bekanntlich dem Lande keineswegs an Schulen, ja es soll vielmehr an Unterrichtsanstalten aller Art größern Ueberfluß als irgend ein anders Land besitzen. Auch werden in China alle, selbst die gemeinsten Aemter, nur nach vorhergegangenen sehr umständlichen und strengen Prüfungen ertheilt. Und wie der Monarch selbst, nach einer althergebrachten Sitte, den Ackerbau dadurch zu heben sucht, daß er an einem bestimmten festlichen Tag des Jahres den Pflug mit eigenen Händen führt, so soll er auch, den öffentlichen Unterricht des Volkes zu ermuntern, sogar seine eigenen Minister, ehe er sie ihr Amt antreten läßt, selbst examiniren. Aber alle diese guten Leute scheinen nicht zu ahnen, daß es mit dem bloßen Abrichten und Auswendiglernen nicht gethan ist; daß die Maschine, wenn sie nicht bloß Künste machen, sondern höhern geistigen Forderungen entsprechen soll, auch einen Geist haben, und daß endlich dieser Geist ganz eben so, wie der Körper, der die Maschine des Geistes ist, geübt und entwickelt werden müsse, wenn er überhaupt noch etwas leisten soll. Geübt und entwickelt aber wird der Geist nur durch die Wissenschaft, welche nicht wieder eine todte Kunst, die man erlernen kann, son-

dern welche selbst ein Lebendiges ist, das nur lebendig bleibt, so lang es fortschreiten und sich aus sich selbst ungehindert entwickeln kann, das aber auch, so wie es in dem ihm inwohnenden Leben gehemmt und, wie in jenem Lande, zur Stagnation gezwungen wird, sofort erstirbt und zu einem vertrockneten Baume wird, auf dessen ehevor so reiche Früchte man keine weitern Ansprüche mehr zu machen hat.

Betrachten wir nun auch mit wenig Worten ein anderes, uns näher gelegenes, und nur durch einen Fluß von uns geschiedenes Volk, das zwar lange genug, und nicht immer von seinen besten Seiten, der Gegenstand unserer Nachahmung gewesen ist, von dem aber eben das, was wir vielleicht vor allem Andern hätten nachahmen sollen, bisher ganz unberücksichtigt geblieben ist. Wie es auch mit den oft bewunderten und bestrittenen Vorzügen und mit den Fehlern dieser Nation stehen mag, die hier zu untersuchen nicht der Ort ist — über Eines hat die ganze gebildete Welt nur Eine Stimme: die Akademie der Wissenschaften von Paris wird allgemein als die beste und thätigste in Europa anerkannt. Sie beschäftigt sich vorzugsweise, ja ausschließend nur mit den eigentlichen Naturwissenschaften, der Mathematik, Physik, Astronomie, Chemie, Botanik u. f., und sie hat im Laufe der letzten funfzig Jahre in diesen Wissenschaften mehr gethan, als vielleicht alle andern Akademien zusammengenommen. Eine beynahe unübersehbare Anzahl der wichtigsten und interessantesten Entdeckungen ist aus ihrem Schooße hervorgegangen, und durch diese Entdeckungen haben nicht nur die strengen Theorien, wie die mathematische Analysis, sondern auch die sämmtlichen Anwendungen derselben auf das gesellige und besonders auf das industrielle Leben eine ganz neue Gestalt gewonnen, eine Gestalt, zu der die Deutschen, so lange sie mit ihrer abstracten Naturphilosophie und mit ihren Constructionen a priori über das Weltall, über den Ursprung und das Ende aller Dinge und über das Ich und Nichtich ihre Zeit und Mühe vergeudeten, auch nicht das Geringste beygetragen haben. Unsere Nachbarn, die ihre geistigen Kräfte besser zu verwenden wußten, sind dafür zu der Ehre gelangt, die Lehrer Europas zu seyn, und ihr Institut als das Muster aller andern wissenschaftlichen Anstalten von jedem Gebildeten angesehen und hoch geachtet zu sehen.

Und mußten sie sich mit dieser Ehre begnügen, werden diejenigen fragen, die nicht etwa für die Ehre gleichgültig sind, denn mit denen haben wir hier nichts zu thun, aber doch diejenigen, und ihre Anzahl ist nicht eben sehr klein, die für Ehren und Würden und Auszeichnungen aller Art oft nur gar zu empfänglich sind, die aber doch dabey mit Einem Auge immer nach dem pekuniären Nutzen schielen, der etwa aus diesen Ehrenstellen für ihre Küche oder ihren Keller noch erwachsen könnte.

Nun auch diese sollen befriedigt werden, und damit sie sich nicht mit unserer Ansicht, die vielleicht parteyisch erscheinen könnte, begnügen müssen, so wollen wir einen andern für uns reden lassen, und zwar einen Mann, der selbst eines der ausgezeichnetsten Mitglieder jener Akademie, und zugleich seiner Geburt und Erziehung nach ein Deutscher *) gewesen ist. Cuvier beschließt die bereits oben erwähnte Rede, die er i. J. 1816 nach der Rückkehr des alten Königsstammes in der Akademie der Wissenschaften zu Paris gehalten hatte, mit folgenden Worten: »Auch können wir uns, »außer den geistigen Vorzügen, die uns die Achtung der »andern Nationen erworben haben, noch auf die wahrhaft »ungeheuren Summen berufen, welche Frankreich durch »die Folgen der wissenschaftlichen Unternehmungen, die in dem »Schooße dieser Akademie empfangen und ausgebildet wurden, »gewonnen hat. Denn schon allein durch die großen Fortschritte, »welche die Chemie in den letzten Zeiten gemacht hat, sind für »Frankreich Summen erworben worden, die sich nur nach Hun»derten von Millionen berechnen lassen. Die drückenden Lasten »und Entbehrungen, welche unter Napoleon die unselige Conti»nentalsperre unserm Vaterlande auferlegte, sind bloß durch un»sere eifrige und glückliche Kultur der Naturwissenschaften mehr »als ersetzt worden. Und wie hätte dieses arme Vaterland die »Gräuel der Revolution, die völlige Auflösung aller geselligen »Bande und die verheerenden fünf und zwanzigjährigen Kriege »unter der Republik und dem Kaiserreiche ertragen, wie hätte es »sich von dem schmählichsten Untergange retten können, wenn »sich nicht in derselben verhängnißvollen Zeit unsere Industrie, »die ihre ersten Wurzeln in dieser Akademie geschlagen hat, so »wunderbar gehoben hätte? Wem anders, als dieser Industrie, »und ihrer Mutter, der Akademie, verdanken wir, daß Frankreich »aus jener Unglücksperiode errettet werden konnte, und daß es »nun reicher und blühender dasteht, als je zuvor? Während den »letzten hundert und funfzig Jahren, seitdem diese Anstalt von »dem großen Colbert gegründet wurde, hat Frankreich mehr als »einmal auf dem Gipfel des Glücks, und an dem Rande des Verder»bens gestanden: der oft sehr schnell erworbene materielle Gewinn »ging meistens eben so schnell wieder verloren; aber das geistige Ka»pital, das Colbert bey uns niedergelegt, hat immerdar unbe»rechenbare Zinsen nicht bloß für die Volkskultur, sondern auch »für den Nationalreichthum selbst getragen.« Littrow.

*) Cuvier ward 1769 zu Mömpelgard (franz. Montbelliard), einer würtembergischen Grafschaft, geboren, die nach der Revolution mit Frankreich vereinigt wurde. Seine Studien vollendete er in Stuttgart und Tübingen.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXI.

1) Dello amore ai Veneziani di Tiziano Vecellio, delle sue case in Cadore e in Venezia, e delle vite de suoi figli, notizie dell' Ab. *Giuseppe Cadorin*, corredate da documenti inediti. Venezia 1833. 4.

2) Sulla Capellina degli Scrovegni nell' arena di Padova e sui freschi di Giotto in essa depinti, osservazioni di *Pietro Estense Selvatico.* Padoa 1836. 8.

3) Del Palazzo Ducale in Venezia, lettera discorsiva. Venezia 1837.

4) Le premier siècle de la Calcographie, ou catalogue raisonné des estampes du cabinet de feu M. le comte Leo. Cicognara, avec une appendice sur les Nielles du même cabinet. — Ecole d'Italie par *Alexandre Zanetti.* Venise 1837.

Nr. 1. Auf der Grundlage, welche Ridolfi im siebzehnten, und Zanetti im achtzehnten Jahrhundert für die Geschichte der venetianischen Malerschule legten, ist seitdem wenig, und, wo es geschehen, mit geringem Erfolge weiter gearbeitet worden. Lanzi hat in dieser Beziehung kein weiteres Verdienst, als den Zanetti in einen kurzen Auszug gebracht zu haben; er that wohl, diesen in seinen Kunsturtheilen fast wörtlich zu copiren, denn Zanetti besaß ein schärferes Auge, als della Valle, Morrona, Mariotti und alle übrigen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, und eine unbefangenere Vorliebe für die Quattrocentisten, als jene Zeit im Allgemeinen gut heißen konnte. Man hätte meinen sollen, daß wenigstens das in allen Beziehungen reiche Leben Tizian's seinen tüchtigen Biographen finden müsse. Was aber Mayer in seinem weitläufigen Buch über die Nachahmung Tizian's (della imitazione pittorica di Tiziano) bezweckte, gab für die genauere Kenntniß des Lebens und künstlerischen Wirkens Tizian's außerordentlich dürftige Resultate, ja kaum eine einzige Notiz von Belang; und als der Abate Ticozzi diese Lücke ausfüllen wollte, ging er mit so überraschender Unkunde nicht allein der Malergeschichte, sondern auch der politischen Geschichte Italiens an sein Werk, daß später die englischen Biographen Tizian's sich nicht leicht einen schlechteren Gewährsmann wählen konnten.

Der richtige Tact, daß ohne ein gründliches Urkundenstudium alle Kunstgeschichte des Mittelalters ein weites Feld des Hin- und Herrathens bleibt, und das in Italienern starke Gefühl der Landsmannschaft leiteten den Abate Cadorin auf den glücklichen Gedanken, in Archiven dem Leben Tizian's näher nachzuforschen. Die Resultate dieser Studien werden uns in einem Werke vorgelegt, das eigentlich mehr durch seine Noten, als durch seinen Text sich auszeichnet. Man sieht, der Verfasser hatte eine hübsche Menge von Dokumenten beysammen, die er nicht nackt

in die Welt schicken, sondern durch irgend ein Band unter einander zusammenflechten wollte. Dadurch wird dem Ganzen ein etwas gezwungenes Ansehen gegeben, dem man sein zufälliges Entstehen doch überall ansieht. Hier, wie oft in italienischen Arbeiten, ist die Zugabe die Hauptsache; die Noten hätten mit Fug und Recht dem Texte vorangeschickt werden können.

Die Vorliebe oder Liebe Tizian's für Venedig wird zunächst dadurch eingeleitet, daß gezeigt wird, wie sehr die Republik ihn auszeichnete und ehrte. Als Giovanni Bellin im Jahre 1516 [1]) starb, erhielt er die Einkünfte einer Mäklerstelle am Fondaco dei Tedeschi, welche jedesmal dem besten Maler bestimmt waren, und sich auf 120 Dukaten jährlich belaufen mochten [2]). — Als er den 4. September 1566 beym Senat darum ansuchte, daß Niemand sein Paradies stechen und in Zeichnungen verkaufen dürfe, ward auch diese Bitte ihm gewährt, wie drey Jahre später eine andere, daß die oben genannte Sanseria nunmehr auf seinen Sohn Orazio übergehen könne. — Auf der andern Seite bezeugte Tizian der Republik seine Dankbarkeit namentlich dadurch, daß er Italien nie lange, Venedig so selten und auf so kurze Zeit als nur möglich verließ. Schon im J. 1513 [3]), als er um die Sanseria anhielt, konnte er sich in seinem Gesuche also ausdrücken: — »Und obwohl ich früher und auch jetzt von Sr. Heiligkeit und von andern Fürsten inständigst ersucht worden bin, in ihre Dienste zu treten, habe ich doch, Ew. Herrschaft höchst getreuer Unterthan, wie ich bin, lieber ein Andenken in dieser berühmten Stadt hinterlassen, und, wofern es Ihnen so gut scheint, die Arbeit im größern Rathssaal übernehmen wollen, mit dem Versprechen, all mein Wissen und Können bis zum letzten Athemzug auf diese Arbeit zu verwenden, beginnend mit jenem so schwierigen Werk auf der Seite der Piazza, das in unsern Tagen niemand hat übernehmen wollen.« — Als er sechs und funfzig Jahre später für seinen Sohn dasselbe Gesuch erneuerte, wiederholte er sich auf sehr ähnliche Weise. — »Aber ich, kraft jener unendlichen Ergebenheit, welche ich stets gegen diese erlauchte Herrschaft nährte, habe immer vorgezogen, unter dem Schutze meiner Landesherren in mittelmäßigen Glücksumständen, als draußen bey fremden Fürsten in der glänzendsten Lage zu leben. Deßhalb habe ich auch jeden Vorwand abgewiesen, der mich von dieser Erlauchten Herrschaft hätte entfernen können« ꝛc. — Die Gründe nun, welche zuletzt der Verfasser der »Arti italiane in Ispagna« gegen Ticozzi beybrachte, um die Anwesenheit Tizian's in Spanien zu retten, werden durch diese Aeußerungen des Künstlers schwankend gemacht, durch

---

1) Diese Notiz hat zuerst Cicogna, Iscrizione Venete, Tom. II, p. 119, aus dem unermeßlich weitläufigen Sanuto (auf der Marciana unedirt) mitgetheilt: 29. Nov. 1516. Se intese questa mattina esser morto *Zuam belim* optimo pytor havia anni ..... la cui fama e nota per il mondo etc. fu sepolto a *San Zanepolo* (dieß, wie alles im Sanuto venetianisch für Giovanni e Paolo) in la soa archa dove etiam e sepulto *Zentil belim* suo fratello. — Gentile, wie wir durch Cicogna aus derselben Quelle wissen, starb den 23. Februar 1506

2) Vasari, der im Leben Tizian's höchst naive Aeußerungen zum Besten gibt, übertreibt dieß auf 300, Ridolfi gar auf 400 Dukaten.

3) 31. May. — Damals lebte und malte Giovanni Bellin aber noch (es gibt Tafeln von 1515). Wie dieß zu Tizian's Zartgefühl passen könne, berührt Cadorin zwar nicht; es erhellt weder aus seinem Gesuch, noch aus der Zusicherung des Raths der Dieci (vom 9. Nov. 1514), daß das Ende des G. Bellin abgewartet werden solle; doch trat Tizian nicht vor dem 5. December 1516 in den Besitz.

einen Brief des Pietro Aretino [1]) aber, und durch die Dokumente, welche über die Anwesenheit Tizian's in Venedig von 1532 — 1535 nicht den mindesten Zweifel lassen, gänzlich über den Haufen geworfen. Ausdrücklich sagt endlich Pietro Aretino, dessen edirte und unedirte Briefe für die venetianische und florentinische Kunstgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts so wichtig sind (11. July 1539): »Es ist klar, daß mein Gevatter nicht nach Spanien gehen wollte, obwohl der Kaiser die Republik so sehr darum anging.« — Der Verf. nimmt dann etwas willkürlich und ohne Anlaß Gelegenheit, seinen Tizian von einem Makel zu reinigen, den einige ihm wegen seines Verhältnisses zur Violante [2]) angeheftet haben. Ob etwas an der ganzen Sache, wer überhaupt die Violante sey, bleibt ganz zweifelhaft; an sich ist seine Freundschaft der Art nach Sitten des sechzehnten Jahrhunderts so wenig auffallend, daß Cadorini's Vorschlag, hier unter anderem Namen seine Frau Cäcilia [3]) wieder zu erkennen, höchst gezwungen erscheinen muß.

Tizian's Umgang mit den berühmtesten Männern der Zeit, das vertraute Verhältniß, in welchem er zu den meisten von ihnen stand, ehren ihn nicht weniger, als sein Talent ihm anderweitig die Mittel zu dem angenehmsten Leben an die Hand gab. Wie dieß im eigentlichsten Sinne des Wortes fürstlich genannt werden konnte, zeigt ein sehr wenig bekannter Brief des Priscianese (am Schlusse seines Werkes sei libri della lingua latina. Ven. 1553), der auf das anmuthigste einen Abend beschreibt, den er, Pietro Aretino, Sansovino und Jacopo Nardi bey Tizian in der Nähe der Lagunen, am äußersten Ende von Venedig, Murano gegenüber, zubrachten. — Ganz beyläufig wird noch erwähnt, daß das Bild in Roganzuolo, zwischen Conegliano und Serravalle, dem Maler im Jahre 1544 um 200 Dukaten verdungen ward. Es stellt die Madonna mit dem Kinde vor, rechts St. Peter, links St. Paul, Figuren von natürlicher Größe.

Es wird durch Urkunden dargethan, daß Tizian in Pieve (Provinz Cadore) geboren ward, in einem Hause, das jetzt sehr verändert, im Besitze des Herrn Alb. Tabacchi ist. Ferner, daß er von 1531 bis 1576 zu Venedig in der Contrada St. Canciano wohnte, an einem Orte, der jetzt Biri heißt, Nr. 5526. — Ueber die Familie unsers Malers erfährt man wenig Neues. Pomponio, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, war ein Taugenichts; Orazio dagegen, der Liebling des Vaters, zeichnete sich als Maler aus, wie ebenfalls Francesco, der Bruder Tizian's, von dessen jetzt seltenen Werken hier noch die Orgelthüren in S. Salvatore genannt werden können. — Drey Lithographien sind dem Buche beygegeben: 1) Das obgenannte Haus in Pieve, aber wie es um 1760 bestand; 2) die Wohnung in Venedig; 3) Tizian mit seiner Familie.

* * *

---

1) 10. Oct. 1532. — Die Dokumente, welche der Verf. hier beybringt, können eigentlich schon von 1531 an gerechnet werden.

2) Violante soll Tochter des ältern Palma seyn. Vasari's Angabe vom Geburtsjahre des Palma ist freylich dagegen; doch hätte der Styl der echten Werke dieses Meisters längst lehren sollen, daß er in bedeutend frühere Zeit gehört Auch finden sich Zahlungen, die ihm für ein Bild 1520 — 1521 gemacht wurden.

3) So, und nicht Lucia, hieß seine Frau.

Folgende drey unedirte Briefe [1]), die ich hier mittheile, stehen eben so sehr mit dem angezeigten Werke im genauesten Zusammenhange, als sie für sich wichtig und interessant sind. Um solche Dokumente, die Tizian specieller betreffen, deutschen Lesern zugänglicher zu machen, habe ich es vorgezogen, sie in diesen Blättern in möglichst treuer Uebersetzung wiederzugeben, und mir die Publicirung der italienischen Originale für eine Sammlung von unedirten Künstlerbriefen vorbehalten, die ich in dieser Zeit vorbereite. — Dem ersten und zweyten Briefe habe ich nichts weiter vorauszuschicken; in Bezug auf den dritten kann bemerkt werden, daß er zu den größten Seltenheiten gezählt werden muß, nicht allein, weil viele Details hier berührt werden, die Tizian näher angehen, sondern weil in ihm ein höchst gebildeter, der literarischen Welt bekannter Mann im sechzehnten Jahrhundert den Unterschied der italienischen und deutschen Malerschule bespricht. Domenico Lampsonio erscheint hier ganz so, wie wir ihn sonst kennen; leidenschaftlich begeistert für die Malerey, voll Wärme und Eifer für den Glauben seiner Väter. Er war es bekanntlich, der sich vorzüglich um Justus Lipsius bemühte, und sich dessen Rückkehr zur katholischen Kirche so sehr angelegen seyn ließ. Er starb zu Lüttich im Alter von sieben und sechzig Jahren, nachdem er zuletzt Sekretär dreyer Bischöfe gewesen war.

* * *

Erlauchter Herr Gevatter, wie Bruder zu ehren!

Da ich wünsche, daß der Bruder einer meiner Frauen, der guten Anfang gemacht, und Willen hat, was zu lernen, überhaupt ein wackerer Bursche, wohlerzogen und achtzehn Jahre alt ist, einige Zeit unter Eurer Leitung sich befinden möge, so habe ich Euch bitten wollen, mir in dieser Sache zu willfahren, und ihn zu Euch zu nehmen. Größeren Gefallen könnt Ihr mir nicht thun; ich bin überzeugt, daß er Euch Ehre machen wird. — Der Kapitän Francesco Falopia wird mit Euch darüber sprechen. Ich empfehle mich Euch, und bitte um das Bild der Lavinia [2]); der süße Wein [3]) soll nicht ausbleiben. Ich denke nächstens in jene Gegenden zu kommen.

In Modena, den 26. April 1549.

Eure Gevatterin, gleichsam Schwester,
Argentina Ragona di Pallavicini.

Rückseite: Dem erlauchten Herrn Ticiano, meinem verehrten Gevatter und Bruder.

* * *

Herr Tizian!

Ich bitte Euch, beym Einhändigen meiner Porträts die Kiste sorgfältig zu schließen. Ich sage dieß, weil das Bildniß des Pirrovano,

1) Durch die Güte des Domherrn Ramelli in Rovigo habe ich sie nach den in seinen Händen befindlichen Originalen copiren können.

2) Die Stelle ist im Original nicht sehr verständlich; sie lautet: et la *pergo* (so wohl natürlich für prego) el *quadro* della lavini. — Obwohl *quadro* und nicht *ritratto* gesagt ist, vermuthe ich doch, daß hier das berühmte Porträt der Lavinia gemeint wird, das aus der modenesischen Sammlung bekanntlich nach Deutschland kam. Es wird also um diese Zeit (1549) vollendet seyn.

3) Sie sagt: il tribiano. — Der Brief ist ganz von Einer Hand.

das im Gesicht etwas abgerieben war, schlecht eingepackt gewesen. Ehe Ihr sie aus den Händen gebt, seyd wohl eingedenk, ihnen die Bärte etwas länger zu machen, was sehr nöthig und passend seyn dürfte.

Obwohl Baldo Eure Geschäfte besorgt, unterlasse ich nicht, Monsignor d'Arras an die Betreibung derselben zu mahnen, der auch ohnedieß sie sich angelegen seyn läßt. Wir alle werden dafür sorgen, daß Ihr bedient werdet, sobald Se. Majestät von hier aufbrechen, und zum ersten Male irgendwo Halt machen wird; ich müßte denn gezwungen seyn, nach Italien abzureisen. In diesem Falle müßten die Sachen Andern zur Besorgung übertragen werden. Ohne weiteres Hinzufügen, haltet Euch frisch, und sorgt dafür, guter Dinge zu seyn.

Aus Speyer, den 30. August 1548.

(Folgt eigenhändig): Mein Herr Tizian! Ich habe Euretwegen viel zu leiden, und glaubt mir, daß außer der Signora Marina nur Ihr mir die Abwesenheit von Augsburg fühlbar macht. Sorgt dafür, daß die Briefe dem Bergamo übergeben werden, und daß er sie der Signora übergibt; wenn er nicht zugegen wäre, übergebt Ihr sie selber [1]).

Euer Bruder Joh. Bap. Cattani.

Rückseite: Dem erlauchten Herrn Tizian Apelles.

* * *

Sehr erlauchter, hochzuverehrender Herr!

Von unserm Herrn Nicolo Ropio habe ich jene überaus vortrefflichen Werke erhalten, die nach Ihrer Erfindung von unserm Cornelius [2]) gestochen sind. Erfindung und Zeichnung derselben scheinen mir Ihren übrigen Sachen ähnlich, d. h. göttlich; auch ist der Stich nach meinem Dafürhalten besser in diesen, als in all' Ihren sonstigen Werken, so viel ich deren gesehen habe. Und dabey nehme ich die Verkündigung von Caraglia (sic) nicht aus; denn die Hand unsers Cornelius ist bedeutend kühner und rascher, und verleiht den Gewändern und den Wildnissen in Ihren Landschaften einen ganz eigenthümlichen Reiz. Unter den Darstellungen letzterer Art ist eine in der Welt einzige Sache jene kleine, öde und verlassene Landschaft des h. Hieronymus, die in Farbe von Ihrer stets glücklichen Hand ausgeführt, ich mir zu meinem höchsten Genusse vorstelle, zumal wenn der h. Hieronymus, wie ich mich überrede, in Lebensgröße dargestellt ist. Und in Wahrheit, mein Herr, Sie haben unsere holländischen Maler ganz und gar um ihren Ruhm in der Landschaftsmalerey gebracht, in welchem Fach (denn in Figuren wart Ihr Herren Italiener uns überlegen) wir doch bis jetzt stets den Vorzug zu haben glaubten. Mein hochwürdiger Herr, der Monsignore und Bischof von Lüttich, hat diese Stiche mit außerordentlichem Wohlgefallen betrachtet; er würde Ihnen dieß durch einen freundlichen Brief

1) Die Stelle ist im Original sehr undeutlich, weil auf persönliche Verhältnisse angespielt wird, die uns unbekannt sind. Ich glaube den Sinn richtig wiedergegeben zu haben; die Worte sind diese: Sr. Ticiano mio io ho martelio troppo grande de voi, e credete che dopo la Sra. Marina io non sento labsencia de *augusta* si non per voi etc. — Tizian scheint noch in Augsburg zu verweilen; die Vermuthung Ticozzi's (p. 179), daß er schon im Juny 1548 diese Stadt verlassen, ist damit als unrichtig erwiesen.

2) Cornelius Cort.

bezeugen, wenn er nicht durch den Aufruhr, in welchen einige seiner Unterthanen unter dem Vorwande der Religion uns versetzt haben, sich in der drückendsten und peinlichsten Lage befände. Er, der Ihrer großen und einzigen Geschicklichkeit das höchste Wohlwollen schenkt, hat, wie ich, mit Freuden vernommen, daß Cornelius in kurzer Zeit nach Venedig zurückkehren soll, um noch andere Sachen zu stechen, die sie schon für sein Kommen bereit halten. Es wäre fürwahr schön, wenn Sie ihn jenen wundervollen Adonis mit der Venus wieder stechen ließen, denn jene zwey Stiche, die hier früher publicirt wurden, entsprechen Ihrer Ehre und ihrem Ruhme auf keine Weise. Gott gäbe, daß Sie sich entschlößen, ihn in derselben Vollkommenheit und Schönheit, welche man in diesen sechs Stichen erblickt, auch jenen wunderschönen Triumph Christi stechen zu lassen, jene ausgezeichnete [1]) Bekehrung des h. Paulus, die Geburt unsers Herrn, und da es einmal Noth thut, auch die Gefangennehmung Samson's, die Jungfrau mit der h. Anna, einer andern Frau, dem h Joseph, dem Christkinde und zwey Engeln; und warum nicht auch die genannte Verkündigung, da an den Gewändern und Seidenstoffen der Figuren wegen nicht hinlänglich begründeter Einsicht des Caraglia und wegen seiner schweren Hand auszusetzen ist? — Auch habe ich einige Stücke von dem Martertode des h. Lorenz von Ihrer Erfindung gesehen, die ausgezeichnet waren [2]). Aber was rede ich von Ihren einzelnen Sachen; überall, wo Ihre göttliche Hand sich zeigt, verleiht sie jedem Dinge Athem und Leben. Sie haben in meinen Augen alle Maler, die seit vielen Jahrhunderten gelebt haben, in dem wahrhaft treuen Ausdruck und in der Nachahmung der Natur und ihrer Schönheit übertroffen. Ihre Farben scheinen mir nicht allein natürlich, sondern sie tragen, ich weiß selbst nicht wie? etwas Göttliches, Heiliges, Unsterbliches in sich.

Ich hoffe über Antwerpen noch sechs Copien der genannten Stiche erhalten zu können, denn mein Monsignore hat die uns übersandten für sich behalten wollen. Herr Jeronymus Coco, Maler und Verleger von Kupferstichen, früher Herr des Cornelius, hat mir gesagt, daß ein Bolognese ihm versprochen habe, gegen den nächsten May andere Exemplare nach Antwerpen zu bringen, und dieß kraft einer Uebereinkunft mit Ihnen, die ihm das Monopol der Stiche verleiht. — Ich schließe diesen Brief, Ihnen von ganzer Seele dankend, daß Sie zum Heil der Malerey (eine Kunst, die ich über alles liebe) [3]) und zu Ihrer ewigen Ehre angeordnet haben, daß Ihre schönen Erfindungen gestochen werden, und zu Gott flehe ich in heißen Gebeten, daß, ehe Sie von ihm abberufen werden, um mit den Augen Ihres Geistes sein unsterbliches Wesen zu

---

1) Quella *brava* conversione etc.; so heißt es uritalienisch.

2) Er drückt sich aus: che *dicevа* eccellentemente — mir ist dieß nur im venetianischen Dialekt vorgekommen.

3) Che io amo tanto svisceratamente. — Mit der Schilderung, welche hier in der Kürze von den italienischen Künstlern entworfen wird, will ich eine andere zusammenstellen, welche Goff. Tory de Bourges im J. 1529 in naivem Altfranzösisch niederschrieb: Les Italiens souverains en Prospective, Painture et Imagerie ont tousiours le *Compas* et la *Reigle* en la main (dieß ist Tory's Steckenpferd), aussi sont ils les plus parfaicts a reduyre au point, a representer le naturel, et a bien faire les umbres quon sache en Chrestiente. Ils ont davantage une grace, quils sont froicts et studieux avec sobriete de boyre, de menger, de parler legierement, et de ne oult trop tost trouver en compaignye, en quoy faisant ils apprennent plus seurement et myeulx, et se donne reputation, quils nestiment pas petite chose.

betrachten, das Sie uns in jenem letzten Blatte unter den genannten sechs Stichen so gut ausgedrückt haben, als wenn Sie es von Angesicht zu Angesicht gesehen hätten, daß also Sie Wollen und Können besitzen mögen, noch wenigstens einige Dutzend Ihrer schönen Erfindungen von Cornelius Meisterhand gestochen, uns zu hinterlassen. Wir werden hienieden nur desto größere Ursache haben, in dankbarer Erinnerung uns der Wohlthaten zu freuen, welche diese Kunst, ihre Jünger und ihre Verehrer durch Sie empfangen und empfangen haben. Indem ich mich Ihnen in Demuth empfehle, küsse ich (da Ihre göttliche Künstlerhand zu berühren mir nicht vergönnt ist) Ihr Bildniß, das in dem genannten Stiche unter dem Kaiser Karl und unter dem König Philipp angebracht ist. Ich bitte Gott, Ihnen noch für viele Jahre ein fröhliches und ungetrübtes Alter zu verleihen, gute, scharfe Augen, und jedes Glück, das Sie begehren.

Aus Lüttich, den 13. März 1567.

Sie werden mir gütigst verzeihen, daß dieser Brief so schlecht stylisirt und geschrieben ist. Die furchtbaren Wirren der Gegenwart, in welche jene aufrührerischen Sectirer, Zerstörer aller Kunst und aller Bildung, diese armen, unglücklichen Lande versetzt haben, führen für mich tausenderley Beschwerden mit sich, und lassen es nicht anders zu.

Ihrer höchst seltenen Kunst und Geschicklichkeit
Diener, ja Knecht,
Domenico Lampsonio.

Rückseite: Dem sehr erlauchten Tizian von Cadoro, Maler und Ritter Seiner kaiserlichen Majestät, Seinem geehrten Herrn in Venedig.

* * *

Nr. 2. Der Marchese P. Selvatico gehört zu den wenigen Italienern, welche sich mit Vorliebe der frühern Kunstgeschichte, namentlich dem Trecento, zuwenden, und auch diesem Zeitalter seine Geltung zu verschaffen suchen. Nach einigen früher publicirten Arbeiten über die Architektur Padua's, erhalten wir hier eine ausführlichere Beschreibung jener berühmten Kapelle in der Arena, die wegen des reinen Styls ihrer Bauart, wegen der bedeutenden Schöpfungen Giotto's und seiner Schule, und namentlich wegen der wundervollen Weise, wie dieser Meister diesem Werke seine Wandgemälde anzupassen wußte, unter die schönsten Monumente in ganz Italien gezählt werden darf.

Es kam dieser Kapelle, die von Enrico Scrovegno um 1303 gestiftet ward, sehr zu Statten, daß man aus dem Plan alter Basiliken manches, z. B. die Einrichtung des Presbyteriums, in sie herübernahm, und so die Monotonie auf das Sinnigste unterbrach, welche sonst bey einer einschiffigen Kirche dieses Umfangs augenfällig gewesen wäre. Sie muß in sehr kurzer Zeit vollendet seyn, denn die Malereyen Giotto's fallen, wie wir sehen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach schon in das Jahr 1306. Der Stifter überlebte seine Schöpfung nicht lange, er starb im Exil zu Venedig im Jahre 1320. Sein Andenken bey Mit- und Nachwelt suchte sein Sohn durch ein Kenotaphium zu sichern, das er seinem Vater in der Apsis dieser Kirche, im Styl der Zeit errichten ließ. Es gehören zu diesem Werke wahrscheinlich auch die jetzt von der Hauptmasse getrennten, etwas höher angebrachten drey Statuen (Madonna mit dem

Kinde und zwey Engel), auf denen ehemals die Inschrift »Jacobi magri. Nicoli,« jetzt aber verständlicher Jois. magri. Nicoli gelesen wurde. Demnach hätten wir in diesen drey Statuen (der Sarkophag ist von anderer Hand) wahrscheinlich ein bis dahin unbekanntes, aber sehr untergeordnetes Werk von Giovanni Pisano. — Daß die Wandgemälde dieser Kirche (mit Ausschluß der Apsis) von Giotto herrühren, lehrt außer dem Style des Ganzen auch Benvenuto von Imola, der in seinen Commentaren zum Dante uns ein Bonmot aufbewahrt hat, das Giotto, damals in der Arena beschäftigt, gegen Dante geäußert haben soll. Da Dante 1306 in Padua war, so ergibt sich auch dadurch die Zeit für die Anwesenheit Giotto's. Andere Urkunden, welche über die Vertheilung der Arbeit im Einzelnen belehren können, werden weiter nicht beygebracht; nach Untersuchungen, die ich nach dem Verfasser an Ort und Stelle angestellt habe, bezweifle ich sehr, daß solche überhaupt noch existiren — Eine weitläufige Beschreibung dieser Fresken, welche der Franzose d'Hancarville *) entworfen hatte, blieb bis dahin unedirt; wie der Verfasser meint, zum großen Verluste für die Kunstgeschichte. Darf man sich nach den am Schlusse des Werkes beygegebenen Erklärungen der drey Tugenden ein Urtheil erlauben, so scheint der Verlust nicht sehr zu beklagen; es erhellt, und wird auch im Verlaufe weiter unten bemerkt werden, daß d'Hancarville mehr Scharfsinn, um nicht zu sagen Spitzfindigkeit, in Erklärung einzelner Motive, als Verständniß von der Symbolik christlicher Kunst, und Einsicht in das Wesen und die Eigenthümlichkeit des vierzehnten Jahrhunderts überhaupt besaß. — Die fünf und zwanzig Bilder, welche an den zwey Hauptwänden und an dem Bogen vor der Apsis herumlaufen, enthalten die Geschichte Christi und der Madonna; über der Thüre ist das jüngste Gericht angebracht. Diese Werke berührt der Verf. nur in der Kürze; länger verweilt er dagegen bey den acht Tugenden, die auf der linken, und bey den acht Lastern, die auf der rechten Seite befindlich sind. Es sind diese Schöpfungen, in denen Giotto's künstlerischer Charakter sich am deutlichsten verräth; hier, in der Darstellung der Sakramente in Neapel, in der symbolischen Behandlung jener dem Franziskanerorden wesentlichen Tugenden in Assisi, redet er eine eigenthümliche, aber sehr vernehmliche Sprache. Giotto's eigenste Natur wird verkannt werden, wenn man gerade in diesen sechzehn Figuren directen Einfluß Dante's erkennen will. Mag es immer wahr seyn, daß Giotto in Erfindung dieser Symbole auf Andrea Pisano einwirkte, so darf doch auch auf der andern Seite nicht übersehen werden, daß Nicolo Pisano und sein Sohn schon vor Giotto, und vor diesen wieder schon seit dem zwölften Jahrhundert andere Italiener ähnliche Aufgaben mit Glück gelöst hatten. Die Bedeutsamkeit und die sehr alte Darstellung der Tugenden, der Monate und alles dessen, was damit zusammenhängt, ist nie im Zusammenhange gewürdigt worden; es würde sich sonst ergeben haben, daß Giotto so gut für seine Bilder, als Dante für seine göttliche Komödie, die Keime, und mehr als dieß, eine bedeutende Entwicklung der für beyde Künste nöthigen Mittel, vorfand. Ueberhaupt wird man nach Dante's ganzem Wesen, nach dem Bewußtseyn, das er über seine Kunst und deren Grenzen hatte, kaum an einen directen Einfluß auf Giotto denken können. Zeigt doch auch die weitläufige Darstellung des jüngsten Gerichts über der Thüre dieser Kapelle weit eher ein Festhalten an

*) D'Hancarville starb hochbejahrt in Padua 1805.

griechische Vorbilder, als ein Anschließen an Danteske Vorstellungen. — Im Allgemeinen ist die Erklärung der Tugenden und Laster, wie sie unser Verf. versucht hat, glücklich zu nennen; ich werde andeuten, wo er mir gefehlt zu haben scheint. — Ich glaube, es ist ein Mißverständniß, wenn der Nimbus, welcher die Caritas vor den andern Tugenden schmückt, auf das selige Leben gedeutet wird, das die Liebe dereinst im Himmel führen solle. Abgesehen von der unkünstlerischen Vorstellung, war es schon vor Giotto gebräuchlich, die Liebe vor den andern Tugenden auszuzeichnen, und sie als Stammtugend anzusehen. In den alten Mosaiken der Markuskirche in Venedig, um nur dieß anzuführen, ist die Caritas »mater omnium virtutum« bezeichnet. Selvatico meint, sie stehe auf Geldsäcken, um sie unter die Armen zu vertheilen; eine Andeutung, die um so unnöthiger wäre, wenn sie in der Hand eine Börse hält, was mir stets zweifelhaft gewesen; mir scheint sie auf diese Weise die irdischen Sachen unter die Füße zu treten, darüber erhaben zu seyn. — Die Löcher, welche sich im Gewande der wundervollen Gestalt des Glaubens befinden, werden von Selvatico auf die Armuth bezogen, in welcher der Glaube entstanden sey; ist hierin überhaupt eine Anspielung zu suchen, wird man wohl einfacher an die Ketzereyen denken dürfen, die sich von Zeit zu Zeit in der Kirche gezeigt hatten. — D'Hancarville behauptet, die Klugheit habe ein gewöhnliches Gesicht, weil diese Tugend jedem Alter, jedem Geschlechte und jedem Stande gezieme; falsch, wie dieß an sich ist, ist es namentlich falsch in Bezug auf diese Figur; eine bejahrte Frau wollte der Maler allerdings vorstellen; die bloße Gewöhnlichkeit erstrebte er aber hier eben so wenig, als in den Physiognomien der andern Tugenden das Unschöne, wie derselbe d'Hancarville an einer andern Stelle geltend machen will. Wäre die Beobachtung richtig, was sie keineswegs ist, so könnte nur die pure Spitzfindigkeit in dem Unvermögen des Künstlers sein Genie suchen wollen. — Bey der Infidelitas wäre es nicht nöthig gewesen, den Gedanken an Untreue nur von der Hand zu weisen; infidelitas ist in Darstellungen und Schriften der Zeit: Unglaube. Gott Vater oder Christus, wer es seyn mag, zieht die Rolle zurück, offenbar zum Zeichen, daß die heiligen Bücher für den Unglauben nicht existiren; eine Andeutung, die dem Verf. unverständlich blieb. — Die Bäume, welche an der Figur der Justitia allerdings etwas hoch hinaufgehen, können nichts anderes bedeuten, als den Wald, in welchem Mord und Räubereyen vorfallen. Die kleinen, sinnreichen Darstellungen, welche sich unter dieser Figur; der Tanz, das Spazierenreiten, welche als Segnungen der Gerechtigkeit sich gegenüber unter der Justitia befinden, enthalten die schönsten Keime zu jenem großen epischen Gedicht, durch welches Ambrogio Lorenzetti um einige Decennien später im öffentlichen Pallaste zu Siena den Segen eines friedlich geordneten Staates und den Fluch des Unfriedens verewigte.

Der Verf. geht darauf auf Zeichnung, Helldunkel, perspektivische Architektur u. dgl. über, und zeigt mit Unbefangenheit in diesen einzelnen Theilen Giotto's Verdienst und Giotto's Schwäche nach. Für Italien ist dieser Abschnitt nicht unwichtig; für Deutschland enthält er aber meist Bekanntes. Wichtiger ist die Bemerkung, daß alle diese Werke natürlich nicht von Einem Meister, nicht von Giotto allein herrühren können. Die jetzt noch kenntliche Verschiedenheit in der Ausführung hätte darüber längst belehren sollen, auch wenn es aus urkundlichen Studien unbekannt wäre, daß alle, auch geringere Unternehmungen dieser Art, von

mehreren Meistern und Schülern beschafft wurden. Man half und unterstützte sich wechselseitig; je nach der Verschiedenheit des Talentes ward häufig in demselben Bilde diesem die Architektur, jenem die Gewandung, einem Dritten die landschaftlichen Hintergrunde u s. w. überlassen. — Es wird ganz von der Hand gewiesen, daß hier a buon fresco gemalt sey; bringt man acido idroclorico an die Farben, so lösen sie sich auf oder verblassen: an beschädigten Stellen erkennt man verschiedene Farben, wie kleine Krusten über einander. Es war, um diese Beobachtung zu beglaubigen, kaum nöthig, sich auf Cennino Cennini zu berufen; nicht als wenn dieser es nicht bestätigte, sondern weil die Ausgabe von Tambroni (nach der vatikanischen Handschrift besorgt) wirklich keine Autorität abgeben kann. Bey einer sorgfältigen Collation der andern noch existirenden Handschriften ist dieß mir nur zu klar geworden.

Gegen die Angabe Vasari's, daß Giotto dem Taddeo di Bartolo die Ausmalung der Apsis übertrug, verwahrt sich Selvatico nur in sofern, als dieß chronologisch unmöglich ist, ohne übrigens die hier angebrachten Darstellungen (Lebensende und Verherrlichung der Madonna) als Werke Taddeo's in Zweifel zu ziehen. Wahrscheinlich blieben ihm die in Toskana, namentlich im Sanesischen, häufigen Arbeiten dieses Meisters unbekannt; sie haben mit diesen höchst mittelmäßigen Bildern nicht das Geringste zu thun. Trotz der hier sehr argen Uebermalung erkennt man deutlich, daß sie von einem jener in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nicht seltenen Künstler beschafft wurden, in denen Giotto's Geist sich zur bloßen Handwerksmäßigkeit verkümmert hatte. Sie dürften bedeutend nach Giotto ausgeführt seyn, dessen Einfluß sich in Padua und seiner Umgegend noch lange geltend machte. In näherer Beziehung stehen sie zu den Werken des Jakob aus Verona, der gegen das Ende dieses Jahrhunderts (1397) die jetzt fast zerstörte Kapelle des h. Michael ausmalte, und in der Darstellung der Himmelfahrt Christi Giotto's durch den Raum bedingte, keineswegs besonders glückliche Auffassung desselben Gegenstandes geradezu copirte. Die Meinung Selvatico's, daß von diesem Meister der Apsis auch die drey Bilder an dem Bogen vor der Apsis herrühren, scheint mir unbegründet; es ist an sich sehr unwahrscheinlich, daß Giotto in dieser so weitläufig behandelten Geschichte Hauptgegenstände, wie diese hier sind, Verkündigung und Heimsuchung z. B. ausgelassen hätte, auch wenn in ihnen (namentlich in der Heimsuchung) ein von den zuletzt genannten Fresken verschiedener Styl, ein durchaus bedeutenderer Geist sich wenig deutlich zu erkennen gäbe. — Die Behauptung v. Rumohr's *), daß die Fresken dieser Kapelle der argen Uebermalung wegen als verloren anzusehen seyn, will der Verf. mit Recht beschränken, und, darin auf der andern Seite wieder zu weit gehend, höchstens für die Figur der Thorheit, für einen Theil im jüngsten Gericht und etwa für die Flucht nach Aegypten gelten lassen. In den untern Reihen dieser Werke kann man noch an andern Stellen ungeschickte Nachhülfe und Reinigung

*) Der höchst unpassende Ausfall auf v. Rumohr S. 32 n. fällt auf den Verf. um so mehr zurück, da er gleich darauf S. 33 über Giotto's Werke in Assisi sich also ausdrückt: »Le pitture di San Francesco in Assisi, oltreche *fra le sue prime pei molti ritocchi* poco più lasciano di originale.« — Wahrscheinlich hat er die Arbeiten in der untern Kirche nie gesehen, wenigstens nie untersucht; vor der dreisten Angabe, daß diese Bilder unter die ersten gehören, hätten ohnehin die Worte Benvenuto's von Imola ihn bewahren können, der ausdrücklich sagt, daß Giotto in Padua »adhuc satis juvenis« war.

wahrnehmen; die obern Abtheilungen aber lassen immer noch Giotto und sein Verdienst am deutlichsten erkennen. — Zwanzig Umrisse sind dem Werke beygegeben, von Selvatico gezeichnet, von Fernati gestochen: 1) Plan der Kirche; 2—3) Gräber von Scrovegno und seiner Familie; 4—17) die Tugenden und Laster; 18) Begrüßung an der Porta Aurea; 19) Erweckung Lazarus; 20) Pietà. — Am Schlusse folgen die Erklärungen der drey Tugenden von d'Hancarville in französischer Sprache.

* * *

Nr. 3. In diesem Schreiben gibt der auch deutschen Gelehrten durch seine Gefälligkeit bekannte Bibliothekar der Marciana, Pietro Bettio, über den Bau des Dogenpallastes Aufschlüsse von Wichtigkeit, die den Wunsch rege machen, daß der bejahrte, aber noch rüstige Mann häufiger zu ähnlichen Mittheilungen sich veranlaßt sehen möge. — Es war längst bekannt, daß die Seite des Dogenpallastes, welche an der Riva liegt, und die sechs ersten Bögen, welche sich ihr nach der Piazzetta hin anschließen [1]), von Philippo Calendario herrührten, den die Chronisten der Zeit so geschickt als unvorsichtig nennen [2]). Der jüngere Sansovino schien in seiner hier undeutlichen Beschreibung die Meinung zu bestätigen, welche unser Verfasser und mit ihm andere hegten, daß der Pallast hier endete, und erst später im Jahre 1423 (Ducat des Francesco Foscari) weiter ausgeführt ward. Und doch hätte jeder ihnen einwenden können, daß man an einem Dogenpallast dieser Art schwerlich den Haupttheil (welcher nach der Piazza zu liegt) siebzig Jahre lang unvollendet, oder den schönsten Platz zu einer Fassade unbenützt gelassen haben würde. Aufgegeben ward denn auch diese Meinung, als außer dem Beschlusse des größeren Raths vom 27. September 1422 (die Abtragung dieses Flügels bis zur Porta della Carta betreffend) der bis dahin für verloren gehaltene fünfte Band der venetianischen Chronik von Sivos wieder zum Vorschein kam. In diesem heißt es ausdrücklich, daß am 27. März 1424 mit der Abtragung jenes Theils des Pallastes, welcher sehr verfallen war, der Anfang gemacht wurde u. s. w. Wem diese Arbeit übertragen wurde, ist, wie so vieles andere in der Geschichte der venetianischen Baukunst, gänzlich unbekannt.

Gleichzeitig mit diesem Bau ward wahrscheinlich eine Treppe unternommen, die bey den Topographen Venedigs Scala Foscari oder Scala di Piombo genannt wird. Es war an sich natürlich, daß bey einem Pallaste von dieser Größe, außer der Treppe, welche bey einer Erneuerung mit zwey kolossalen Statuen geschmückt, und seitdem als Scala dei Giganti berühmt ward, noch eine andere in den Hof hinabführte; den Ort aber, welchen diese eingenommen, konnte man nicht mehr genau angeben. Ihn nun hat Bettio wiedergefunden in dem Werke des Cesare Vecellio Abiti antichi e moderni di tutti i popoli, der uns das Innere des Hofes in einer sonst werthlosen Abbildung aufbewahrt hat. Sie hatte mehrere Absätze und ein von Säulen getragenes, durch Bley geschütztes Dach, weil sie, wie jetzt die Riesentreppe, frey lag, nicht in dem Gebäude selber angebracht war. Treppen dieser Art, durch

---

1) Es muß hier für die Details auf das Kupferwerk »Fabbriche più insigni di Venezia« verwiesen werden.

2) Gerechte und anerkannte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Republik verwirkte er durch Theilnahme an der Verschwörung des Marino Faliero; ein Verbrechen, das er mit seinem Kopfe büßen mußte.

die Enge der Häuser in Venedig bedingt, sah man ehemals in Menge; jetzt wird die in der Nähe der Madonna dei Miracoli, Pallast Vanaxel, fast allein übrig seyn. Es befand sich diese Scala Foscari, der Riesentreppe gegenüber, genau zwischen dem ersten und dritten Pilaster des zweyten Stocks, vom Winkel an gerechnet, der mit der Uhr zusammenstößt. Dieß erhellt noch namentlich durch die glänzendere Farbe des weißen Marmors, welche den zweyten Pilaster dieser Etage nicht allein vor den neben ihm stehenden, sondern vor allen andern dieser Loggia auszeichnet. Die Zerstörung dieser Treppe fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in das zweyte Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts. Dieses ist der Haupt-Inhalt dieser kleinen, auch an andern Notizen reichen Schrift, der zur Veranschaulichung Plan und Aufriß dieser Treppe beygegeben sind.

* * *

Nr. 4. Obwohl dieser französische Catalog sich über das Cabinett Cicognara mit Weitläufigkeit verbreitet, kann er doch nur für die italienische Schule als ein eigentlich räsonnirender angesehen werden. In die Beschreibung dieser sehr bedeutenden Sammlung theilten sich zwey Venetianer, Alessandro Zanetti und Carlo Albrizzi; der erste wählte sich die italienische, der andere die deutsche Schule. Die Motive zu diesem Unternehmen scheinen für beyde sehr verschieden gewesen zu seyn; Albrizzi arbeitete in Auftrag der Familie, Zanetti folgte dem Triebe seines Herzens, das ihm Liebe und Dankbarkeit gegen einen verstorbenen Onkel zur Pflicht machte. Neben der bloß gewissenhaften Angabe von Einzelheiten konnte er deßhalb eine mehr wissenschaftliche Behandlung des Ganzen erstreben, und für den Theil, welcher ihm oblag, eine dadurch bedingte, größere Weitläufigkeit sich erlauben. Dieß ist im Voraus zu bemerken, damit man nach der geringeren Seitenzahl nicht etwa auf den untergeordneten Werth der deutschen Schule einen Schluß mache. Zanetti hat nicht allein wie Abrizzi die Größe, und den jetzigen Zustand jedes einzelnen Stichs genau verzeichnet, sondern auch die selteneren Stiche ausführlicher beschrieben, und den ältern Meistern namentlich kurze Biographien vorangeschickt. In der deutschen Schule ist dies System nur noch bey Israel von Meden und bey Dürer beybehalten worden.

Ehe hier auf die Würdigung des Einzelnen eingegangen wird, ist es nöthig, die Einrichtung des ganzen Werks zu übersehen. Der Vorrede, welche eine kurze Biographie des Grafen Cicognara enthält, folgt die italienische Schule mit folgender Eintheilung:

1) Camaïeux, Hugo von Carpi, Antonio aus Trento, Nicolo Vicentino, Nicolo Boldrini, Alessandro Gandini, Andrea Andreani ꝛc.; einige anonyme und einige fremde Meister.
2) Proben nach Niellos.
3) Die altitalienischen Meister, Baccio Baldini, Girolamo Moceto, Andrea Mantegna, Buonincontro aus Reggio, Nicolo aus Modena, Joan Andrea, Giovanni Antonio aus Brescia, Benedetto Montagna, Julio und Domenico Campagnola, Robetta ꝛc.; anonyme Meister.
4) Marc-Antonio Rasmondi.
5) Agostino Veneziano und Marco aus Ravenna.
6) Schule von Marc-Anton: Jacomo Cavaglio, Giulio Bonasone, Nicol. Beatrizet, Giorgio Ghisi ꝛc.; anonyme Meister.

7) Andere Kupferstecher des sechzehnten Jahrhunderts: Cesare Reverdino, Marius Cartarus, Michel Lucchese, Barth. Lulmus, J. B. de Cavaleriis, Antonio Brambilla, Domenico Zenoni ꝛc.; Meister durch bloße Monogramme bekannt; anonyme. Schule von Fontainebleau: Antonio Fantuzzi, G Ruggieri, Leon Daven ꝛc.; anonyme Meister.
8) Ausführlicher Index und Monogrammentafel.
9) Deutsche Schule.
10) Index und Monogrammentafel.
11) Beschreibung der Niellos, welche sich im Kabinett Cicognara befinden.

Die deutsche Schule hat keine weitere Unterabtheilung, beginnt mit dem unbekannten Meister von 1466, und schließt mit Michael Blondus, dem noch einige anonyme Meister folgen. Die ausführliche, nach Meistern geordnete Inhaltsanzeige und die Monogrammentafel erleichtern den Gebrauch dieses Theils.

Es würde zu weit führen, und überhaupt schwerlich von wissenschaftlichem Nutzen seyn, wollte man die hier berührten Einzelheiten wieder alle einzeln einer Kritik unterwerfen. Um von der Behandlung des Ganzen eine richtige Vorstellung zu geben, wird es genügen, von italienischen und deutschen Meistern namentlich die auszuwählen, welche in dieser Sammlung in reicher und guter Auswahl vorhanden, und die für die Geschichte der Kupferstecherkunst von wesentlichem Belange sind. Zuvor aber wird es nöthig seyn, auf das Bild zurückzukommen, welches Zanetti in der Vorrede vom Grafen Cicognara entworfen hat. Es scheint mir, daß diese Skizze, zusammengehalten mit einer ganz anders lautenden Charakteristik von Tomaseo, zu einer richtigeren Beurtheilung dieses immerhin merkwürdigen und verdienten Mannes anleiten könne.

Leopold Graf von Cicognara ward zu Ferrara im Jahre 1767 geboren. Den ersten Jugendunterricht genoß er in dem für Edelleute bestimmten Gymnasium zu Modena, das damals in seiner Blüthe stand, und Jünglinge aus allen Gegenden Italiens an sich zog. Unbestimmte, aber natürliche Neigung zog ihn zur Kunst und Poesie; die Richtung der Zeit aber leitete ihn auf ein sorgfältigeres Studium physikalischer und mathematischer Wissenschaften. Achtzehn Jahre alt, kehrte er ins väterliche Haus zurück, verließ aber dieses wider Wissen und Willen seines Vaters, um die Oede Ferrara's mit den historischen Erinnerungen aus dem Weltleben Roms zu vertauschen. In Rom bereitete sich damals eine Krisis vor; die Ansichten über Kunst waren in einer Uebergangsperiode. Mengs' Bewunderer verminderten sich von Jahr zu Jahr, ohne daß das Häuflein derer wuchs, welche Raffael's Verdienste zu würdigen wußten. Die Zahl dieser Auserwählten vermehrte Cicognara, indem er den Plan aufgab, den regelmäßigen Cursus in der Akademie St. Luca mitzumachen, und sich mit Camuccini, Benvenuti und Sabatelli in das Studium des Malers Corvi zurückzog, wo man, den alten Schlendrian verlassend, nach der Natur zeichnete. Damals knüpfte er mit den ausgezeichnetsten Männern Italiens Bekanntschaft an, mit Monti, Buonafede, Rezzonico und vielen andern; die aus dieser Zeit datirende Freundschaft mit Canova konnte nur mit dem Hinscheiden des Künstlers enden. Von Rom aus besuchte er Neapel und Sicilien, kehrte dann nach Oberitalien zurück, verheiratete sich in Venedig im Jahre 1794, und wählte in der Folge Modena zu seinem Aufenthalte.

Damals nun fingen die politischen Wirren an, auch den Horizont Italiens zu verdunkeln. So lange die Unruhen sich bloß in Modena zeigten, lebte Cicognara ruhig in seinem Kreise fort; sobald sie aber nach Ferrara sich ausdehnten, eilte er, seinem Vater eine Stütze zu seyn Der Aufenthalt im väterlichen Hause konnte nur kurze Zeit dauern; die cisalpinische Republik richtete damals ein Comité allgemeiner Vertheidigung ein, zu dessen Chef sie Cicognara ernannte Die Stellung war in vieler Beziehung schwierig; die verschiedenen Interessen, welche hier zu schonen waren, machten eine strenge Pflichterfüllung nicht minder gefährlich, als eine milde Nachsicht. Und gerade in dieser kritischen Lage scheint Cicognara einen eigenen Grad von Unabhängigkeit behauptet zu haben. Eine Emeute, die im J. 1797, gerade als der Kongreß in Reggio versammelt war, drey junge Edelleute, vom Pöbel unterstützt, versucht hatten, endete damit, daß die Anstifter ohne weiteres festgesetzt wurden. Um die Wiederkehr ähnlicher Vorfälle zu verhüten, beschloß Bonaparte, an diesen Jünglingen eine exemplarische Strafe zu statuiren. Er versammelte das Comité, ließ das Urtheil den Schuldigen verlesen, und fing mit dem ihm eigenen, gebietenden Eh bien! an, die Strafe zu dictiren. Cicognara, ohne ein Wort aufs Papier zu bringen, that als gehorche er, als schreibe er den Todesbefehl nieder. Kalt nahte sich ihm Bonaparte mit den Worten: à moi la sentence; eben so kalt gab Cicognara das leere Papier zurück. Der General betrachtete es einen Augenblick mit gefalteter Stirne, zerriß es, und warf es mit den Worten ins Feuer: C'est bon; ce ne sont que des imbéciles!

Nachdem er bey Besetzung des päpstlichen Staats sich seines Auftrags entledigt, und in Imola ein provisorisches Gouvernement errichtet hatte, ward er nach Mailand berufen, um über seine Administration Rechenschaft abzulegen. Die hartnäckige Weigerung, über alle Einzelheiten Rede stehen zu wollen, brachte ihn in den Verdacht, Haupt der italienischen Unitarier zu seyn, einer Verbindung, deren damaliges Bestehen Cicognara bis an sein Lebensende geläugnet hat.

Im folgenden Jahre zum Gesandten am sardinischen Hofe ernannt, kam alles darauf an, den König von Piemont zur Abdankung zu bewegen, weil Turin während Bonaparte's Abwesenheit Mittelpunkt einer großen Verbindung geworden war, die nichts geringeres im Sinne hatte, als den Franzosen Italien zu nehmen. Der General Joubert stellte dem Grafen Cicognara 300,000 Franken zu, um diese Verhandlung zu beendigen; als Joubert in Turin ankam, empfing er, nebst dem Akt der Entsagung, auch obige Summe zurück. Ja man that mehr; man schützte die königlichen Domainen vor der Raubgier der Commissarien, welche auf dieselben als sichere Beute Rechnung gemacht, und in Menge sich eingefunden hatten. Diese Delicatesse brachte dem General Joubert seine Abberufung, Cicognara die Entlassung zu Wege. — Von Geschäften zurückgezogen, wollte er Paris zu seinem Aufenthalte wählen, kehrte aber, als er dort nicht bleiben konnte, nach Mailand, dann nach Genua und zuletzt wieder nach Paris zurück, wo er sich damals seinen Unterhalt mit Malen verdienen mußte, weil die Communication mit Italien gänzlich abgebrochen war. Als bald darauf die Schlacht von Marengo die Macht der Franzosen in Italien wieder gehoben hatte, wollte das provisorische Gouvernement in Mailand ihm mehrere diplomatische Missionen nach der Schweiz und Genua anvertrauen Er glaubte sie ausschlagen zu müssen, und zog sich nach Ferrara zurück, um sich wissenschaftlicher Beschäftigung hinzugeben. Die Muße sollte nicht lange dauern;

sein Vaterland schickte ihn als Gesandten nach Lyon, wo damals, im Jahre 1801, der Kongreß versammelt war. Die enthusiastischen Hoffnungen, welche er mit andern theilte, wurden bald herabgestimmt; es ergab sich, daß der Kongreß bloß die Maske sey, unter welcher der erste Consul desto schneller zu seinen Plänen gelangen wollte. Unter zwölf Männern, die sich diesen Intriquen entgegenstellten, befand sich auch Cicognara; Bonaparte, sich stellend, als verachte er die Rache an seinen Gegnern, ernannte ihn zum Staatsrath. Unter dieser scheinbaren Mäßigung verbarg sich aber ein verhaltener Zorn, der desto schneller ausbrach, je mehr sein mannigfaltiges Talent, seine persönlichen Vortheile, seine Rechtschaffenheit endlich und der Eifer ungestümer Freunde ihn gefährlich machten. Die wiederholte Anklage, daß er Haupt einer Partey sey, hatte die harte Gefangenschaft im Schlosse von Mailand, seine Entsetzung und Verbannung nach Como zur Folge. Auf Verwendung des Präsidenten Melzi erhielt er endlich die Erlaubniß, zu seinem Freunde, dem Minister Tassoni, nach Florenz gehen zu dürfen. Hier nahm er unter dem bekannten Landschaftsmaler Hackert, der damals in Carreggi wohnte, seine Lieblingsstudien wieder auf, und wünschte, ganz mit der Malerey beschäftigt, das politische Leben zu vergessen. Seine Freunde aber konnten ihn nicht vergessen; denn kaum war ein Jahr verflossen, als er sich nach Mailand zurückberufen, in seine Ehren wieder eingesetzt, und mit einer geheimen Sendung nach Bologna beauftragt sah. Die Zeiten aber änderten sich; Napoleon kam im J. 1805 nach Mailand, um auf das kaiserliche Diadem die Krone Theodelinden's zu pflanzen. In Pavia sah der Kaiser Cicognara wieder, drückte ihm freundlich die Hand, und sagte: Ah! Cicognara nous avons été brouillés, mais nous avons fait la paix! Für Cicognara aber war die Zeit der Selbsttäuschung vorüber, er begriff, daß dieß der Augenblick sey, sich mit Ehren zurückzuziehen, und so vom politischen Leben Abschied zu nehmen.

Ehrenvoller für ihn und zugleich für die Welt ersprießlicher sollte die Laufbahn werden, welche er nun auf dem Felde der Wissenschaft begann. In Rom, wo er in den Studien und in der Freundschaft Canova's für den Verlust eines Vaters und einer Frau Trost suchte und fand, publicirte er sein erstes Werk, die sieben Abhandlungen über das Schöne. Damals legte er den Grund zu jener Bibliothek, die mit der Zeit eine der reichsten unter allen ward, die Kunst und Alterthum zum Gegenstande haben. Der im J. 1821 publicirte Catalog gibt über diese Schätze genügende Auskunft, die bekanntlich unter Leo XII. für die vaticanische Bibliothek gewonnen, und dort unter dem Namen ihres Stifters dem übrigen Reichthume beygesellt wurden. — In Venedig, wo Cicognara sich seit 1807 niederließ, und im folgenden Jahre zum zweyten Male vermählte, hatte der Vicekönig von Italien so eben eine Akademie der schönen Künste errichten lassen. Die Charge eines Präsidenten, welche Cicognara übertragen ward, bekleidete er viele Jahre, und als er sie endlich freywillig niederlegte, ward ihm im J. 1827 eine Medaille bewilligt.

Neben seinem Hauptwerke, der Geschichte der neuern Bildnerey, die ihn namentlich während der ersten Jahre seines venetianischen Aufenthalts beschäftigte, entstanden zugleich noch kleinere Sachen von geringerer Bedeutung; z. B. im Jahre 1811 das Ragionamento sull' indole e carattere degl' ingegni ferraresi; 1814 die Abhandlung über die Propyläen; ferner über den Ursprung der Akademien, über Tizian, Gior-

gione und Palladio; ein Auszug aus dem olympischen Jupiter von Quatremère; Biographie des Architekten Foschini und mehrere Erklärungen von Gebäuden in dem großen Kupferwerke Fabbriche etc. di Venezia. Unterbrochen wurden diese Studien auf kurze Zeit durch eine Reise, die er im J. 1819 unternahm, namentlich um Preußen und Norddeutschland kennen zu lernen. Mit einem Umweg über Frankreich und England kehrte er nach Venedig zurück. Von Freunden geliebt, von Künstlern als ein Beschützer verehrt, lebte er einige Jahre ungestört den Wissenschaften, bis der Tod seines Freundes Canova, der den 13. October 1822 in seinen Armen verschied, ihm außer dem tiefsten Schmerz auch die Sorge um ein würdiges Denkmal dieses Künstlers aufbürdete. Das zu dessen Ehre in der Kirche dei Frari errichtete Kenotaphium verdankt namentlich der unermüdlichen Thätigkeit Cicognara's sein Entstehen. — Seine Gesundheit hatte unterdessen außerordentlich gelitten. Statt der Ruhe zu pflegen, die zur Herstellung derselben nöthig zu seyn schien, bethätigte sich dieser stets rührige Mann auf neue Weise, und brachte seit dem Jahre 1826 nicht allein jene Niello-Sammlung (die er in einem zu Pisa 1831 gedruckten Werke ausführlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert hat), sondern auch die Kupferstichsammlung zusammen, die, Gegenstand dieses Buchs, vorzugsweise das erste Jahrhundert der Chalcographie umfaßt. Zunehmende Schwäche ließ ihn keine größern Arbeiten mehr unternehmen; von seiner fortwährenden Thätigkeit zeugen aber noch einzelne Bilder und einige Abhandlungen, z. B. über den berühmten Stich Marc-Anton's: Massacre au chicôt, und über den von Canova errichteten Tempel zu Possagno. Sein in vieler Beziehung reiches Leben beschloß er den 5. März 1834 im sieben und sechzigsten Lebensjahre.

Mit Weglassung von Nebensachen sind dieß die Hauptzüge, in welchen uns Zanetti seinen Onkel schildert. Den historischen Angaben wird man Glauben schenken dürfen, ohne damit vom innersten Wesen Cicognara's eine deutliche Vorstellung, ohne zu dem Treibenden und Bewegenden in seinen Handlungen den Schlüssel zu haben. Als daher beym Tode dieses Mannes nur Stimmen zu seinem Lobe laut wurden, die ihn den größten italienischen Männern beygesellen wollten, fehlte es nicht an einer heftigen Gegenrede, die seinen Charakter schwach, seine wissenschaftlichen Verdienste unbedeutend nannte. Hier dürfte auf beyden Seiten gefehlt, und der eigentliche Kern seines Wesens übersehen worden seyn. Eine unbefangene historische Betrachtung wird eben so wenig seine Schwächen zu seinen Tugenden machen, als zu seinem Nachtheile Eigenschaften an ihm vermissen, die in ihm nicht lagen, ja ihrer Natur nach nicht liegen konnten. Es ist nicht edelmüthig, einen Feind anzugreifen, wo er nicht, oder wo er schwach ist. — Wie die alten Maler des vierzehnten Jahrhunderts die Klugheit doppelköpfig bildeten, war Cicognara in seiner ganzen Erscheinung ein merkwürdiges Doppelwesen. Der eine Theil seines Selbsts, wenn ich dies Gleichniß beybehalten darf, schaute nach der zweyten Hälfte des achtzehnten, der andere nach der ersten des neunzehnten Jahrhunderts. Seinem unläugbar edlen Herzen, seiner Empfänglichkeit für alles Schöne, seiner Vaterlandsliebe gaben die Sitten, die kalte Berechnung und die Form des vorigen Jahrhunderts, seine Erziehung und Geburt eine ganz eigenthümliche Färbung, welche es nicht immer leicht macht, die eigentlichen Triebfedern seiner Handlungen zu erkennen. Weit davon entfernt, den in Italien eigens modificirten Vorurtheilen des vorigen Jahrhunderts zu erliegen, gelang

es ihm doch nie, dem Einflusse desselben sich ganz zu entziehen. Offen und klar liegt sein Wesen selten, und eigentlich nur dann dar, wenn er, wie in frühester Zeit, den bloßen Eingebungen seines Herzens folgte. In der Folge werden seine Handlungen complicirter, und lassen (es gilt dieß auch von seinen wissenschaftlichen Arbeiten), außer dem Hauptzweck, immer noch eine Nebenabsicht durchblicken. — Die Klugheit stellt sich dann immer mehr als seine Eigenthümlichkeit heraus, welche Heftigkeit und Leidenschaft als Todfeinde flieht, und doch von Zeit zu Zeit gerade ihnen den Tribut bezahlt, weil sie nicht auf Lebensweisheit im höhern Sinne des Worts basirt ist. Daß ein solcher Mann dennoch für Staat und Wissenschaft nach vielen Seiten hin thätig, und mit Ehren thätig seyn konnte, macht eben seine Erscheinung interessant, zeigt, daß seine Individualität eine reiche, eine eigentlich italienische war. Cicognara gehört zu den Naturen, die nur als Ganzes etwas sind, und nur als solches gefaßt werden; bey Zertheilung und Zergliederung dessen, was ihre Persönlichkeit ausmacht, müssen sie verlieren und mißverstanden werden. Es wäre, scheint mir, eben so unbillig, von ihm in der Politik eine große Consequenz, ausnehmenden Takt oder großartige Ansichten zu verlangen, als in seinen wissenschaftlichen Arbeiten genügende gründliche Studien, vollkommene Beherrschung seines Stoffs, eine tadelfreye Form. Bedenkt man, daß seine Geschichte der neuern Skulptur (ein Werk, das neben dem historischen Verlaufe dieser Kunst die Apotheose Canova's zum Hauptzweck hat) im Jahre 1808 in keiner Weise vorbereitet war, daß außer vielfachen Studien, Reisen nach allen Seiten hin unternommen, und die nöthigen Zeichnungen und Stiche gemacht werden mußten, und daß dennoch der erste Theil schon im Jahre 1813 dedicirt werden konnte, so werden viele Mängel dieses umfangreichen Werks darin eine theilweise Entschuldigung finden. Für gründliche, aus den Quellen geschöpfte Studien, für eine genaue, durch stetes und wiederholtes Anschauen erzeugte Erkenntniß der ältern Schulen, für die Verschiedenheit und den Zusammenhang derselben unter einander, blieb bey solcher Eile keine Zeit, für eine vollendete Form keine Ruhe, wo das Geschriebene unmittelbar, oft ohne durchgesehen zu seyn, gedruckt werden mußte. Und dessen ungeachtet werden alle Freunde kunstgeschichtlicher Studien Cicognara Dank wissen, daß er über die Arbeiten vieler bedeutender Künstler Licht verbreitete, und eine Menge bis dahin unbekannter, oder wenig beachteter Monumente einem größern Publikum zugänglich machte. Nur an einen Vergleich mit Winckelmann, worin die Italiener sich jetzt so oft gefallen, sollte man weiter nicht denken; er muß zu sehr zum Nachtheil Cicognara's ausfallen, und kann weiter nichts zum Resultate haben, als daß Winckelmann von Natur und durch Studien aller Art besaß, was Cicognara von Haus aus versagt war, und stets unerreichbar blieb. — In praktischer Beziehung ist sein Andenken in Venedig durch die Stiftung und Erweiterung der Akademie gesichert. Ihm ist man es schuldig, daß alle drey Künste jetzt dort gelehrt werden; ihm, um nur dies Eine anzuführen, verdankt man es, daß die schöne Assunta von Tizian, die bis dahin unbekannt und vergessen auf dem Hochaltare der Frari stand, sich an ihrer jetzigen Stelle befindet.

Die altitalienischen Meister beginnen in dieser Sammlung mit Baccio Baldini. Ueber sein Leben erfahren wir nichts, was Vasari und andere Schriftsteller nach ihm nicht schon früher erzählt hätten. Mit Ottley ist Zanetti geneigt, dem Vasari zu widersprechen, der den

Baldini bloß Stiche nach Zeichnungen des Botticelli ausführen läßt. Mir scheint, daß die Ungleichheit, welche in den Stichen Baldini's bemerkbar ist, diese Angabe schon hinlänglich widerlegt; doch wäre es interessant gewesen, dieß näher zu verfolgen, und aus den Bildern Botticelli's und den Stichen B. Baldini's die Unrichtigkeit dieser Behauptung zu erweisen. Dazu wäre aber vor allen Dingen eine genauere Kenntniß der altitalienischen Maler erforderlich gewesen, eine Kenntniß, die man vergeblich bey allen Neuern sucht, welche die Geschichte der Kupferstecher zu ihrem besondern Studium gemacht haben. Und doch wird es unmöglich seyn, die verschiedenen Meister genau zu sondern, und ihre einzelnen Werke genau chronologisch zu classificiren, wenn man nicht die Geschichte der altitalienischen Maler in ihren Details gegenwärtig hat. Ottley, durch dessen Hände eine Menge von ausgezeichneten Handzeichnungen und Kupferstichen gegangen ist, der selbst eine werthvolle Sammlung besaß, hatte unstreitig die schönste Gelegenheit, von dieser Seite her Licht über die alten Kupferstecher zu verbreiten. Daß dieß möglich und durchaus nothwendig sey, hat er deutlich gefühlt; wie wenig er aber dem hier herrschenden Mangel abgeholfen, ist nur zu bekannt geworden. Auch war kein anderer Erfolg zu erwarten; wer eine Handzeichnung von Pietro della Francesca für Giorgione ausgeben konnte *), war schwerlich berufen, diese Lücke auszufüllen. Um in der Folge nicht stets wieder auf diesen Punkt zurückzukommen, war dieß hier im Voraus zu bemerken. — Außer dem Monte santo di Dio, der Hölle (nach Ottley), dem h. Antonius von Padua, ist noch ein bis dahin unbekannter Stich, die Natività, verzeichnet. Der h. Antonius von Padua (von Melaspina und Ferrario zuerst dem Baccio zugeschrieben) wird zweifelhaft gelassen, weil die Schatten in diesem Stiche weiter zu seyn scheinen, obwohl sie, wie gewöhnlich bey diesem Meister, durch feine, geschlossene, rohe Schraffirungen bewirkt wurden. Der Stich ist wundervoll erhalten, das Papier aber, das dick und grobkörnig ist, scheint anzudeuten, daß er später abgezogen ward. — Die Natività (breit 5 Zoll 8 Linien, hoch 8 Z. 8 L., ohne die Inschrift, welche 3 Linien), eine gewöhnliche Darstellung der Art, links Joseph und zwey Hirten sitzend, vor ihnen ein knieender Engel; drey andere schweben in der Luft. Die obere Abtheilung hat in der Mitte einen Cherubim, das Schwert in der Rechten haltend, die Linke auf einem Schilde, das mit einem großen Kreuze geschmückt ist. Ein breiter Fluß theilt die nur durch einige Bäume und durch ein Schloß angedeutete Landschaft; auf beyden Seiten derselben zwey Hirten, der links mit einem Hund stehend, der andere rechts bey seiner Heerde sitzend. Vier Engel tragen zwey Fahnen mit den Worten: Gloria in ecceleis deo et in terra pax onibus bona voluntatis. — Annuntio vobis gaudio. Es umgibt diesen Stich ein Rand mit den Medaillons von acht Propheten; Daniel, Jonas, Zacharias, Hoseas und Moses sind bezeichnet; die übrigen drey sind ohne Namen; oben in der Mitte liest man: Ego sum lucz mundi. Das s ist in allen diesen Inschriften verdreht. — Arbeit und Druck gewöhnlich und unvollkommen; die Platte muß nicht gehörig gelegt und gereinigt gewesen

*) Dieß ist Ottley begegnet in seinen Outlines etc. Eine vortreffliche Zeichnung in rother Kreide stellt den Constantin im Zelte schlafend dar, zwey Wächter auf beyden Seiten, im Vordergrund am Bett der Kämmerling; dieß ist der Entwurf des in der Kirche S. Francesco zu Arezzo befindlichen Bildes (untere Reihe der linken Fensterwand), welches von mir in einem Bericht über Pietro della Francisca im Schorn'schen Kunstblatt ausführlich beschrieben ist.

seyn. Die Zeichnung aber ist immer sorgfältig, ja sogar correct, so daß das Ganze eher von Ungeschicklichkeit, als von Unwissenheit zeugt. Sehr wohl erhaltene Probe, auf feinem, fast durchsichtigem Papier; bis jetzt das einzige bekannte Exemplar. — Der Styl Baccio's wird nicht übel so charakterisirt: sein Schnitt ist einförmig trocken und schwach; die Umrisse sind sehr stark angedeutet, die Schatten durch sehr eng gezogene Schraffirungen bewirkt, die aus sehr feinen, sich ohne Geschmack kreuzenden Zügen bestehen. Diese Manier zu arbeiten deutet vorzugsweise auf einen Goldschmied, der an Nielloarbeiten gewöhnt war. Bey diesem kam es nur darauf an, die Stellen, welche man schwarz hervortreten lassen wollte, ganz mit Zügen zu bedecken, ohne daß diese der Natur der Gegenstände zu entsprechen brauchten.

Von Girolamo Moceto sind Bilder und Stiche gleich selten. Außer dem bekannten Bilde in St. Nazario e Celso in Verona nennt der Verf. ein anderes, mit Namen und Jahr 1484 in der Sammlung Corrèr zu Venedig; ein Werk, das ich, wiederholter Nachfragen ungeachtet, nie zu Gesichte bekommen. Sehr obenhin und in der Kürze wird hier nun auch die Frage berührt, wer wohl Lehrer dieses Meisters gewesen? Andrea von Murano und Squarcione werden genannt; doch bleibt Zanetti unentschieden und zweifelhaft. Die Annahme, daß es einen Kupferstecher Andrea Murano gegeben, beruht bloß auf der Angabe G. Palmer's [1]), der einen Stich mit A M 1412 gesehen haben wollte. »Da Heinecken und Strutt,« entgegnet unser Verf., »1512 lesen, so fällt die Hypothese, daß der Stich von Andrea Murano seyn könne, der bekanntlich zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts blühte, von selbst weg.« Hier ist augenscheinlich, daß Zanetti nur Einen, und zwar den ältern Andrea kennt; ihm als Venetianer hätte es nicht unbekannt seyn sollen, daß gegen Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder ein Andrea aus Murano auftritt, der für die Kirche in Trebaselegbe (District von Noale) im Jahre 1484 eine Tafel, und später noch für Mussolente (District von Asolo) eine andere vollendete, die beyde noch an Ort und Stelle zu sehen sind. Daß nur diesem jüngern Andrea das Monogramm zukomme, will ich in keiner Weise behaupten; daß es aber auf einen Andrea aus Murano passen könne, darf von nun an nicht mehr aus bloß chronologischen Gründen geläugnet werden. — Squarcione figurirt seit Zani mit eben so geringer Wahrscheinlichkeit unter den Kupferstechern. Ich habe Gelegenheit gehabt, von den vier Exemplaren, die Zani nennt, das eine in Padua (jetzt aus Sta. Giustina im Besitze des Cav. Lazara) untersuchen zu können, ohne im Gegenstande (der ins ordinäre Genre fällt), in der Zeichnung, im Style überhaupt die mindeste Aehnlichkeit mit den echten und beglaubigten Bildern des Squarcione zu entdecken. Zanetti muß dies Blatt in Padua nie gesehen haben, er könnte sonst unmöglich diese Angabe Zani's ohne alle Bemerkung wiederholen [2]). Ob Zani sich hier absichtlich oder unabsichtlich getäuscht habe, lasse ich dahingestellt; so viel aber ist gewiß, daß dieser Mißgriff [3]) (dem ich nur

1) History of painting, p. 391 n.

2) Im Leben des Mantegna sagt er: »Quelque soit l'opinion qu'on ait sur l'existence des deux estampes attribuées à André de Murano et au *Squarcione*, dont la première nous semble supposée, autant que nous penchons à croire à la réalité de la seconde.«

3) Nimmt man dazu, daß Zani das berühmte Spasimo nicht für Raffael's, den Mord der Unschuldigen au chicôt nicht für Marc Anton's Werk hal-

den oben angedeuteten von Ottley zu vergleichen weiß) durchaus nicht geeignet ist, für die große in Paris gemachte Entdeckung desselben Mannes ein irgend günstiges Vorurtheil zu erwecken. Auch kann ich aus guten Quellen versichern, daß Zani selbst in der letzten Zeit stark daran gezweifelt hat, ob der von ihm aufgefundene und durch ihn getaufte erste Stich des Finiguerra wirklich so alt sey. Die Untersuchung, wer den ersten Kupferstecher besessen, ob Deutschland oder Italien, ist von Franzosen, Engländern und Italienern längst aus dem Gebiete der Wissenschaft auf das sehr schlüpfrige Terrain der Nationalehre hinübergespielt worden. Den Italienern lag daran, vor dem deutschen Meister von 1466 ihren Finiguerra zu heben; die Franzosen, die im Besitze dieses Schatzes waren, glaubten deßwegen die Echtheit desselben retten und erhalten zu müssen. Zur Entscheidung ist die Streitfrage indessen nie gebracht worden; auch dürfte sie noch so lange zu erwarten seyn, bis unbefangene und geübte Augen den Stich und die noch vorhandenen Schwefelabdrücke (in England und Genua) geprüft, und sorgfältigere Studien das durchaus dunkle Leben des Finiguerra aufgeklärt haben. Leider war Bartsch (Peintre Gr. Tom. XIII) in seiner Widerlegung nicht besonders glücklich; das Blatt als einen wiederholten Abzug nach einem Schwefelabdruck ansehen zu wollen, war ein zu künstlicher Ausweg, und machte die Vermuthung wahrscheinlich, daß Bartsch mit dem bey Nielloarbeiten üblichen Verfahren, mit den Niellos und andern Werken der italienischen Goldschmiedekunst nicht hinlänglich vertraut war. Daß sein Raisonnement im Auslande wenig Beyfall gefunden, ist bekannt, und zeigt sich auch hier in dieser Schrift wieder darin, daß Zanetti die Sache gleich von vorn herein als ausgemacht ansieht *).

Die hier befindlichen Stiche des Moceto sind nun 1) der von Bartsch und Ottley verzeichnete junge Mensch auf der Erde sitzend; vortrefflich erhaltenes Exemplar (der Figur des jungen Menschen ist in früher Zeit ein röthlicher, durchsichtiger Ton gegeben); und 2) die Verleumdung des Apelles, von Bartsch als la sottise sur le trône unter die Anonymen versetzt, von Ottley aber dem Moceto zugeschrieben (Probe von großer Frische, im besten Zustand). Zanetti versichert gegen die Behauptung Heinecken's, »daß dies Blatt von Baccio Baldini nach Botticelli gestochen sey;« der architektonische Hintergrund sey aus Venedig, und stelle das bürgerliche Hospital mit der dort befindlichen Reiterstatue des Coleoni vor. Da aber die Kirche S. Giovanni e Paolo auf dem Stiche ganz anders erscheint, als wir sie jetzt kennen, und auch die Fassade der Scuola di S. Marco (jetzt das genannte Hospital) sehr von der jetzigen verschieden ist; da ferner gerade Botticelli Gegenstände der Art mit Liebe behandelte, und endlich eines seiner Bilder, dem hier beschriebenen Stiche in der ganzen Darstellung ähnlich, noch jetzt in der florentinischen Gallerie der Uffizi befindlich ist; so dürfte anzunehmen seyn, daß der Stich wirklich nach dem Bilde Botticelli's ausgeführt, und keineswegs die angegebene venetianische Lokalität beabsichtigt ward. — Von derselben Darstellung ist noch ein anderes, wahrscheinlich später besorgtes Exemplar aufgezählt.

---

ten, und Dürer das Aetzen absprechen wollte — so wird man vollends an seiner Kennerschaft irre werden.

*) So beginnt er den B. Baldini: Si la gloire d'avoir le premier produit une épreuve sur papier d'après une planche gravée, est reconnue (?) désormais appartenir au Finiguerra etc.

Mit besonderer Weitläufigkeit, aber ohne neue Resultate, ist das Leben Andrea Mantegna's von unserm Verfasser behandelt worden. Es rührt dieß namentlich von einer vielen Italienern eigenen Leichtfertigkeit her, mit der sie nicht allein das, was Fremde in andern Sprachen, sondern auch was ihre eigenen Landsleute geschrieben haben, übersehen zu dürfen glauben. So wird hier mit großer Naivetät gesagt: L'Abbé L. Pungileoni s'occupa aussi du même sujet, mais nous ne savons pas si son travail ait jamais vù le jour. Man sollte meinen, daß wer eigens über das Leben Montegna's sich auslassen will, die Pflicht hat, sich vorher von dem existirenden Material die gehörige Kenntniß zu verschaffen. Das Buch ist nicht erschienen; einzelne hieher gehörige Briefe sind im Giornale Arcadico mitgetheilt worden. Ferner wird als etwas ganz Neues berichtet, daß der Cavaliere Lazara in Padua lange mit dem Leben Mantegna's beschäftigt gewesen, und für diesen Zweck viele Dokumente und Notizen zusammengebracht habe. Aber, heißt es weiter, er starb im Jahre 1835, »sans en avoir rien fait connaître.« Sollte er wirklich nicht wissen, daß alle diese Urkunden dem Monsignor Moschini überlassen, und von demselben schon vor eilf Jahren in dessen »Vicende etc. di Padova« publicirt wurden? Es war doch so leicht, von einem in Padua erschienenen Werke Kunde zu haben, zumal da es das einzige von Bedeutung, das in der letzten Zeit über Mantegna erschienen ist. Zanetti hätte durch dieses Buch nicht allein sich selber Zeit und Mühe ersparen, sondern auch seine Leser bey weitem gründlicher und leichter mit Montegna bekannt machen können.

Da Mantegna der erste historisch constatirte Kupferstecher der Lombardey ist, so galt es nun, seine Arbeiten so alt als möglich zu machen. Dies Streben blickt auch hier in einem Raisonnement sehr deutlich durch, das namentlich gegen Bartsch gerichtet ist. Es ist bekannt (so Zanetti), daß Mantegna seinen berühmten Triumph Cäsar's gegen 1470 in Mantua malte, und in Folge dessen von Papst Innocenz dem Achten (1484—90) nach Rom berufen wurde. Bartsch hat daraus gegen Lanzi gefolgert, daß die drey ersten Stiche dieses Zuges (nur diese rühren von Mantegna her) nicht in Padua, sondern in Rom nach 1484 ausgeführt seyn, weil es nicht glaublich sey, daß er dieses Werk, welches er später in Mantua malen sollte, schon vorher in Padua gestochen habe.« Dagegen nun wendet Zanetti ein: 1) Wurden die Bilder gleich nach seiner Ankunft in Mantua begonnen, so mußte er in Padua die Vorarbeiten, d. h. die Zeichnungen gemacht haben, nach denen dann schon natürlich gestochen werden konnte. 2) Wären die Stiche erst in Rom ausgeführt, so hätte er sich doch wohl genau an die Bilder gehalten, die so allgemein gefielen, und nicht an Zeichnungen, nach welchen die ersten Blätter ausgeführt zu seyn scheinen, welche von den Originalen in England etwas verschieden sind. Für Bartsch's Meinung läßt sich dawider anführen, daß nichts darauf hindeutet, daß er gleich nach seiner Ankunft in Mantua zu malen anfangen mußte. Es lag im Gegentheile ganz in der Art und Weise, wie im funfzehnten Jahrhundert solche Arbeiten betrieben wurden, daß man sich erst an Ort und Stelle gehörig umsah, mit den Bestellern sich über ihre Wünsche und Aufträge besprach, und dann sich an die Arbeit machte, ohne vorher schon in einer andern Stadt aufs Gerathewohl die Compositionen entworfen zu haben. Was den Montegna zu den Aenderungen vermocht habe, ist unbekannt; bey einem großen Unternehmen der Art sind auch zufällige Ursachen, namentlich die Theilnahme vieler oder mehrerer Künstler, in Anschlag

zu bringen. Wir wissen, daß dieß auch anderswo vorkam, und daß, um nur dieß anzuführen, in der Libreria zu Siena von zwey Zeichnungen Raffael's, und zwar keineswegs zum Vortheile des Ganzen, abgewichen wurde. Hätte Raffael nur die Absicht gehabt, diese Werke durch einen Stich zu verewigen, so wäre nichts natürlicher gewesen, als daß er sich an seine früher beschafften Zeichnungen gehalten hätte. Und wenn man auch zugeben wollte, daß die Aenderungen in Mantua gut ausgefallen; wer steht uns dafür, daß die Künstler des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts überhaupt, und dann wieder daß Mantegna bey Aenderungen der Art immer eine neue Zeichnung nöthig hatten? Immerhin mochten sie von fertigen Malern gleich an Ort und Stelle vorgenommen werden, ohne weitere Vorbereitung, als die auf Kalk gezeichneten Umrisse War dieß der Fall, so blieb Mantegna nichts anderes übrig, als in Rom den Zeichnungen zu folgen, die ihm gerade zur Hand waren. Dazu ist endlich in Anschlag zu bringen, daß Mantegna, wie alle Maler der Zeit, seine Werke stechen ließ, um sie bekannter zu machen, und um sich nebenbey etwas ordentliches zu verdienen. Daß dies Letzte offenbar leichter erreicht wurde, wenn die schon bekannten Bilder mit einigen Veränderungen von der Hand ihres Meisters erschienen, die ihnen gleichsam den Reiz der Neuheit verliehen, wird jedermann einleuchten. Um aber diese Sache ins Klare zu bringen, und um einige Unrichtigkeiten bey Bartsch und Anderen zu verbessern, will ich hier folgende, historisch beglaubigte Daten anreihen, die Zanetti's Raisonnement entbehrlich machen werden. Allerdings ward Mantegna durch Innocenz VIII. nach Rom berufen, und zwar im J. 1488, aber keineswegs weil er damals schon den Triumph Cäsar's gemalt hatte. In Rom blieb er nur zwey Jahre, von 1488—1490, und kehrte dann noch in diesem Jahre nach Mantua zurück. Von der Zeit an scheint er bis an sein Lebensende (1516) in dieser Stadt geblieben zu seyn; viele theils edirte, theils unedirte Documente, Verkauf von Häusern und Besitzungen, Tausch u. dgl. beweisen, daß er fortwährend hier anwesend war. Nach der Rückkehr aus Rom muß der Triumphzug gemalt seyn, denn in der Urkunde vom 4. Februar 1492 heißt es ausdrücklich: *modo* Julii Caesaris triumphum nobis *pingit.* — Nach diesen Details wird nun schwerlich jemand gegen Bartsch mit Lanzi und Zanetti behaupten wollen, daß das Werk in frühester Jugend, etwa dreyßig Jahre vor der eigentlichen Ausführung, in Padua gestochen sey. Bartsch's Hauptargument, daß das Werk aus späterer Zeit sey, steht damit fest; einzelne Unrichtigkeiten, die sich bey ihm aus Unkunde jener Daten eingeschlichen haben, corrigiren sich nun von selber.

Den Styl Mantegna's charakterisirt der Verfasser so: Mantegna's Verdienst als Kupferstecher ist oft über- und oft unterschätzt worden. Einige haben in ihm den Gipfel der Kunst, andere wieder gar keinen Fortschritt sehen wollen. Beydes ist von der Wahrheit gleich weit entfernt. Unerachtet einer gewissen Härte und eines Mangels an Geschmack in der Richtung der Schraffirungen, die, wie es Charakter der werdenden Kunst ist, fast immer parallel laufen, kann man die größte Schönheit der Zeichnung und die Reinheit der Umrisse nicht verkennen, die Marc-Anton erreicht, aber nie übertroffen hat. Dazu kömmt dann noch eine Naivetät und Anmuth, die nur ihm eigen ist. Seine Stiche werden immer mehr wegen ihrer außerordentlichen Correctheit in den Formen, als wegen des Mechanismus der Züge und des durch dieselben bewirkten Schattens zu schätzen seyn.

Im Ganzen sind ein und zwanzig Stiche verzeichnet. Nr. 1, die Geißelung (bey Bartsch 1); vortreffliche Probe von altem Druck, auf sehr dünnem Papier, vollkommen erhalten. 2) Grablegung Christi (Bartsch 3); alte Originalprobe, etwas schwach in der Farbe, ziemlich wohl erhalten. 3) Abnahme vom Kreuze (Bartsch 4); alte Probe, sehr frisch, vollkommen erhalten. 4) Limbus (Bartsch 5); wie oben. 5) Auferstehung Christi (Bartsch 6); wie oben. 6) Jungfrau mit dem Kinde (Bartsch 8); beyde mit dem Nimbus, also schwächer als die ersten Drucke, übrigens wohl erhalten, aber oben beschnitten. 7) Marsch der Senatoren (Bartsch 11); Originalprobe von altem Druck, auf dünnem Papier, etwas schwach in der Farbe, aber sehr gut erhalten. 8) Marsch der Elephanten (B 12), vermuthlich nach dem Tode des Mantegna von einem Schüler ausgeführt; Probe von altem Druck, Original, frisch, aber von etwas blasser Tinte. 9) Marsch von Soldaten (B. 13); wie oben, unten in der linken Ecke ein wenig beschädigt. 10) Derselbe Gegenstand (B. 14), doch fehlt die Säule auf der rechten Seite, welche Bartsch angibt; Originaldruck, von etwas röthlicher Tinte, an einer Stelle ein wenig zerrissen, aber geschickt hergestellt, auf doppeltem Papier. 11) Herkules und Antäus (B. 16); sehr frische Originalprobe, aber wohl von neuerem Druck, vollkommen erhalten. 12) Kampf zweyer Tritonen (B. 17); schöne Probe von altem Druck, auf feinem Papier, vollkommen erhalten. 13) Kampf von Meergöttern (B. 18), aber bloß die rechte Hälfte vom Rande bis zum Täfelchen der Invidia; 7 Zoll 10 L. breit, hoch 10 Z. 7 L.; gute Probe von altem Druck, auf dünnem Papier. 14—15) Zwey Copien der eben genannten Stücke, zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf Betrieb von Johann Maria Sasso gestochen; schöne Probe. 16) Bacchanal (B 20); Originalprobe von altem Druck, auf feinem Papier, sehr frisch, vollkommen erhalten. 17) Bacchanal mit dem Fasse (B. 19); vortreffliche Probe von glänzender Farbe, alter Druck auf dünnem Papier, ganz und gar unbeschädigt. 18) Wiederholung desselben Blattes; Probe von altem Druck, ein wenig blaß, auf dünnem Papier. 19) Limbus (Bartsch Addition 1); Copie nach dem Bilde in Genua (Pallast Durazzo) von einem neueren Meister); schöne, wohlerhaltene Probe. 20) Wiederholung von Nr. 18 (Bartsch Add. 2); wie oben. 21) Zwey Landleute; 4 Zoll breit, hoch 5 Zoll 6 Linien, folglich unbekannt. Die Figur rechts in Profil, nach der rechten Seite gerichtet, in Begriff, sich in Bewegung zu setzen, mit dem Stocke in der Rechten, Hut in der Linken; ohne Strümpfe, mit zerrissener Tunika. Die Figur links en face, aufrechtstehend, mit dem Hute auf dem Kopfe, Stab in der Rechten. Zanetti ist geneigt, diesen Stich für Originalarbeit Mantegna's zu halten, was vor der Hand noch sehr zweifelhaft bleiben muß. Probe von altem Druck, auf dünnem Papier, ganz vortrefflich erhalten. — Hier, wo es mehr darauf ankömmt, von dem wissenschaftlichen Verdienste des Werkes eine Vorstellung zu geben, und den Standpunkt im Allgemeinen zu bezeichnen, von welchem aus dieser Theil der Kunstgeschichte jetzt in Italien betrieben wird, als dem Verfasser in allen Einzelheiten zu folgen, wird es genügen, wenn ich im Marc-Anton nur das berühre, was mir neu und wichtig zu seyn scheint. Zum Voraus kann bemerkt werden, daß das Kabinett Cicognara an vortrefflich erhaltenen und sehr seltenen Marc-Anton's reich ist. Bedenkt man, daß sie im Allgemeinen auf 360 angeschlagen werden, daß die Sammlung Malaspina nur achtzig, das Seminar in Padua nur sechzig, andere Kabinette

in Italien noch weit weniger besitzen, so wird man diese in neuester Zeit zusammengebrachte Sammlung, der kein einziges Hauptwerk fehlt, außerordentlich nennen können. Sie zählt nicht weniger als hundert und siebzig Blätter.

Das Leben des Kupferstechers, wie es hier geboten wird, ist ohne neue Resultate, aber mit Geschick in eine lesbare Uebersicht gebracht. Natürlich muß jeder, der, ohne Quellenstudium gemacht zu haben, Biographien italienischer Künstler nach Vasari und Neuern schreibt, sich auf vielfache Berichtigung, oft auf gänzliche Umgestaltung seines Stoffs gefaßt machen. Zanetti trennt den Marc-Anton von Agostino Veneziano und Marco da Ravenna; folgt aber sonst in der Eintheilung dem Peintre Graveur, dessen großes Verdienst um Marc-Anton nur der hinlänglich und ganz würdigen kann, der in ähnlicher Lage je ähnliches versucht hat. Ausführlich verweilt der Verfasser bey dem berühmten Kindermord*), von dem ihm sowohl der au chicôt, als der sans chicôt, beyde in vortrefflichen Abdrücken vorlagen. Abgesehen von Monogramm und Inschrift, unterscheiden sie sich auch noch auf folgende Weise: 1) In dem au chicôt haben die beyden Henkersknechte am Rande das Haar mit einer Binde geschmückt, die in dem sans chicôt fast gar nicht sichtbar ist. 2) Das Ohr des mit einem Dolche bewaffneten Henkers ist zur Hälfte vom Haare bedeckt — das Ohr ist ganz bloß. 3) Die Frau rechter Hand, deren Kind bedroht ist, trägt ein mit Stickereyen befranztes Gewand, die im breiten Style ausgeführt sind — dieselben Stickereyen sehr meschin behandelt. 4) Die Augen der Frau, die sich in die Mitte stürzt, sind rechts gewandt, ihr Haar durch ein Band zusammengehalten — die Augen sind links gerichtet, das Band fehlt gänzlich. 5) Die Haare der im Vordergrunde knieenden Frau, die ein Soldat ergriffen hat, entfalten sich in sehr schönen Locken — die Haare nicht gelockt, bilden eine verwirrte Masse. 6) Jenseits der Brücke zwischen den Häusern sieht man die Spitzen mehrerer Bäume — die Bäume fehlen. 7) Das größte dieser Häuser links neben dem Piedestal hat ein ganz wenig zugespitztes Dach — die Spitze des Daches dringt sich sehr auf, und ragt vor dem Gebäude hervor, welches hinter dem Schlosse befindlich ist. 8) Dasselbe Haus hat eine Reihe von neun Fenstern — die Anzahl der Fenster beläuft sich nur auf acht. — Alle diese Kennzeichen fallen auf den ersten Blick auf; es sind aber noch andere da, Ausdruck der Köpfe, Strenge der Contouren, vollendete Behandlung der Extremitäten und geistreiche Führung des Grabstichels, welche den au chicôt vor dem andern auszeichnen, der wieder seinen Vorzug hat in dem sanfteren Schnitte, in der sorgfältigeren und regelmäßigeren Behandlung der Schraffirungen und in der größern Harmonie des Helldunkels. Die Richtung der Schraffirungen ist es namentlich, was beyde Stiche von einander unterscheidet — Bekanntlich ist viel darüber gestritten worden, welcher von diesen beyden der echte, welcher der früheste Stich sey. Ottley, Armano, Malaspina, Longhi und Ferrario halten beyde für Werke M. Anton's; Bartsch erklärt den au chicôt für das einzige

---

*) Die Composition erinnert Zanetti an eine Darstellung desselben Gegenstandes von Matteo aus Siena, von dem er nur den schlechten Stich bey della Valle Lettere Sanesi kannte. Mir waren wenigstens drey solcher Bilder von Matteo bekannt, als ich im Schorn'schen Kunstblatt die Vermuthung aufstellte, daß Raffael jenes ehemals wundervolle Werk des Domenico Ghirlandaio im Spital der Innocenti zu Florenz zu benützen verstand.

wahre Original, den andern für eine Wiederholung von Marco da Ravenna; ihm folgten Joubert und Cicognara. Der Abate Zani war gerade entgegengesetzter Meinung, und behauptete, weil man das dem M. Anton gewöhnliche Monogramm MAF auf dem sans chicot, und auf dem andern bloß MA fände, und weil die meisten Copien sans chicôt seyen, müsse dieser für das Original, der andere für eine Copie von M. Ravenna gehalten werden — Diese Ansichten faßt Zanetti folgendermaßen zusammen:

1) Die Aelteren kennen nur Einen Stich; der größte Theil der Neueren behauptet, beyde Stiche seyen von demselben Meister; wenige, aber bedeutende Stimmen entscheiden bloß für den au chicôt; ein Einziger behauptet das gerade Gegentheil. — 2) Nichts verbietet, der Versicherung des Vincenzo Carrari Glauben zu schenken, daß M. Ravenna eine Wiederholung des Gegenstandes gestochen, aber nichts beweist, daß dieß gerade der au chicôt seyn müsse. 3) Eben so wenig beweist das Zeichen MA, daß der au chicôt nicht von Mark Anton sey; man findet dasselbe auf andern Stichen, die niemand je bezweifelt hat. 4) Die zwey Copien von Agostino Veneziano und einem gleichzeitigen Unbekannten, beyde au chicôt, galten eben so viel, als die freylich größere Anzahl der Copien sans chicôt. 5) Das bloße Vorhandenseyn oder Fehlen des chicôt ist, unabhängig von andern Verschiedenheiten, kein triftiges Argument; dies Zeichen war an sich zu unbedeutend, als daß alle Copisten gehalten waren, es sorgfältig zu reproduziren. 6) Zani's Meinung, sonst auf weiter nichts gegründet, scheint unhaltbar. 7) Da es eine alte, seltene und sehr schöne Copie gibt, bezeichnet AMF. ROME AD. S. M., ist zu untersuchen, ob sie dem Marco Ravenna zukommen kann. In diesem Falle würde die Formel AD. S. M. (ad sanctum Marcum) eher Adresse des Kaufmanns, als der Ort seyn, wo das Original vorhanden war. AMF kann unter keiner Bedingung Andrea Mantegnà fece bedeuten; das Blatt würde schwerlich so selten seyn, wenn es, wie man behauptet hat, erst gegen 1630 gestochen ward. 8) Daß der sans chicôt von Marco Ravenna sey, scheint nicht hinlänglich begründet, obwohl es durchaus nicht als falsch nachgewiesen werden kann. 9) Malvasia's Erzählung scheint eine Fabel; zwischen M. Anton's Ankunft in Rom und seinem Tode verflossen noch zwanzig Jahre. 10) Mariette, ohne zu entscheiden, gibt deutlich dem au chicôt den Vorzug. 11) Wahrscheinlich war au chicôt mit directer Hülfe Raffael's gestochen (?). 12) Nichts ist natürlicher, als daß die große Menge von Abdrücken die Originalplatte in kurzer Zeit unbrauchbar machte. 13) Ist es auch nicht wahrscheinlich, daß M. Anton bey Raffael's Lebzeiten die Composition von Neuem stach, so kann er doch immer später eine Platte wiederholt haben, die so sehr gefiel. 14) Sind beyde von M. Anton, so ist der au chicôt ohne Zweifel um mehrere Jahre früher, und sans chicôt eine Wiederholung. 15) Harmonie und Regelmäßigkeit der Schraffirungen, die man in hohem Grade in sans chicôt wahrnimmt, stimmen sehr zu der letzten Manier des Meisters. 16) Diese Harmonie und Regelmäßigkeit, so gepriesen und gesucht von neuern Kupferstechern, übrigens weit weniger schwer zu erreichen, als Ausdruck und Vollkommenheit der Contouren, bestimmten Longhi, für sans chicôt zu entscheiden.

Die Niellos sind zum Schlusse des Werks von Zanetti verzeichnet worden; ich kann sie hier übergehen, da außer den von Cicognara in einer eigenen, früher angeführten Schrift beschriebenen Stücken nur

noch drey neue mitgetheilt werden, die überdieß von geringem Belange seyn dürften — Die deutsche, von Albrizzi behandelte Schule beginnt mit dem unbekannten Meister von 1466. Von den zwey Stichen ist der erste bey Bartsch Nr. 92; wohl erhaltenes und sehr frisches Blatt. Der zweyte ist bis dahin unbekannt. In der Mitte des Bildes sitzt der h. Johannes, mit dem rechten Knie auf dem Boden, dem offenen Buche in der Linken. Mit der Rechten taucht er eine Feder in ein Tintenfaß, das er ebenfalls in der Linken hält, erhebt den Kopf gegen Himmel, und erblickt oben in der Höhe über sich die Madonna mit dem Kinde. Vor ihm sein Adler; rechts auf der Erde ein anderes Buch. Auf dem zweyten Plane auf beyden Seiten Felsen, an und auf denen große Vögel angebracht sind. Die Ferne bietet die Aussicht auf eine vom Meere bespülte Stadt dar; breit 5 Zoll 2 L., hoch 7 Zoll 8 L.; ohne Chiffer. Die Stiche von M. Schongauer (Bartsch 55), vom Meister mit Monogramm 353, von Israel von Meden (Bartsch 231) sind mehr oder minder Copien dieses Blattes, das übrigens seiner Dimension wegen nicht das von Bartsch genannte (unter Schongauer Nr. 55) seyn kann. Unter den dreyzehn Stichen von Schongauer sind keine aufgeführt, die sich nicht bereits bey Bartsch fänden. Obwohl das Leben dieser zwey genannten Meister in großer Kürze und nach bekannten Werken behandelt ist, und obwohl neuere deutsche Werke außer Bartsch dem Verfasser gänzlich unbekannt waren, so ist doch namentlich in den Nachrichten, welche den Israel von Meden einleiten, seine Unbefangenheit zu loben. Er nimmt sich die Mühe, Bartsch's Argumente zu bekräftigen, und Zani's Meinung, daß zwey und nicht Ein Kupferstecher des Namens gelebt hätten, mit Glück zu bekämpfen, und als durchaus grundlos nachzuweisen. Dagegen aber bestreitet er, daß Wimpfeling, der in der bekannten, auch im Peintre Graveur citirten Stelle den Israel als Maler aufführt, den ältern im Sinne habe, weil darauf kein Gewicht gelegt werden könne, daß er vor M. Schongauer aufgezählt werde. Im Gegentheil, da Lomazza den Israel nicht allein einen Kupferstecher, sondern den Erfinder dieser Kunst, und überdieß auch Maler nennt, wird es wahrscheinlich, daß immer nur von dem jüngeren die Rede ist Funfzehn Stiche besitzt das Kabinett Cicognara, aber unter diesen nicht einen, den wir nicht schon bey Bartsch anträfen.

Bey Dürer hat der Verfasser sehr wohl gethan, statt einer ausführlichen Biographie, die doch nur ungenügend ausfallen konnte, lieber Bemerkungen über des Meisters künstlerische Verdienste mitzutheilen. Das Bild, welches er im Allgemeinen von Dürer entwirft, ist so treu und richtig, wie es bis dahin noch von keinem Italiener gegeben ward. Oui (heißt es unter anderm) Durer, sans contredit, c'est la gloire des beaux-arts en Allemagne; c'est encore une des plus belles gloires des beaux-arts en général, c'est enfin un de ces hommes privilégiés qui en naissant reçoivent de la nature le mandat de fixer une grande époque, mandat qu'ils accomplissent tant et si bien, qu'ils remplacent l'époque même. Er verschmäht die ewigen Stichwörter vom stilo largo e secco, womit die Italiener und andere, die ihre Kunstwörter adoptiren, den Unterschied der deutschen von der italienischen Schule, natürlich zum Nachtheile der erstern, bezeichnen. — Der Behauptung Bartsch's, daß Dürer nie in Holz geschnitten, ist er eben so entgegen, als der andern, daß alle Holzschnitte geradezu von ihm selbst beschafft seyen; unmöglich sey es aber, diejenigen zu bestimmen, welche denn eigentlich ihm zukommen Wenige Kupferstecher,

führt er fort, haben den Grabstichel mit solcher Feinheit, mit solcher Sanftheit zugleich und Schönheit gehandhabt. Sorgfältig war er namentlich in den Extremitäten, und wenn seine Schraffirungen sich im Allgemeinen ohne Ordnung und in jeder beliebigen Richtung durchkreuzen, so folgt er doch, wo es sich um Nacktes handelt, der Lage der Muskeln. Nie hat Dürer in jenen breiten und saftigen Zügen gearbeitet, durch welche Neuere die starken Massen glänzen lassen, und doch sind seine Blätter nicht weniger geistreich und kräftig. Ganz kann man ihn nicht von dem Vorwurfe reinigen, ein bloßer Naturalist gewesen zu seyn; doch muß man hier zwischen seinen Männern und seinen Frauen, seinem architektonischen Hintergrunde und seinen Landschaften einen Unterschied machen. Die Gebäude, welche er seinen Landschaften als Nebenwerke beyzugeben pflegt, sind häufig von großem Effekte und von ausgezeichnetem Geschmacke; seine Veduten aber sind so malerisch und so sorgfältig durchgeführt, daß man ihn ohne Uebertreibung den ersten Landschaftsmalern beygesellen darf. Unter seinen männlichen Figuren trifft man einige, die wahrhaft, ja klassisch schön sind; von seinen Frauen kann dieß weniger gelten, obwohl immer noch zu bemerken ist, daß die wenig reizenden, ja oft häßlichen Formen, welche in den Kupferstichen meist alle seine Frauen zeigen, in Holzschnitten fast nie vorkommen. Es fällt dieß namentlich auf, wenn man unter erstern seine Jungfrau, die große und die kleine Fortuna, Eva in dem berühmten Stücke Adam und Eva, die Melancholie, Folgen der Eifersucht und andere, mit den Jungfrauen am Triumphwagen des Maximilian und mit dem Kopfe der Madonna bey der Beschneidung zusammenhält. Dieß ist doppelt überraschend, weil Dürer gleichzeitig an beyden arbeitete, und die Kupferstiche weit sorgfältiger behandelte, als die Holzschnitte. — Kein Mensch hätte je, wie Zani, bezweifeln sollen, daß Dürer zuerst geätzt habe. Nur aus diesem Verfahren kann man z. B. den h. Hieronymus (Bartsch 59) und den betenden Christus (B. 19) verstehen, ohne daß man zu der unnöthigen Hypothese seine Zuflucht zu nehmen brauchte, daß der erste auf Eisen, der andere auf Stahl gearbeitet sey. Der Hieronymus, welcher dürre und magere Züge zeigt, war vermuthlich ein erster Versuch. Alle Stiche nun, welche hellsehende Augen für geätzt ausgeben, haben Züge, die in ihrer ganzen Länge und Breite sich gleich sind, während im Gegentheil die Kupferstiche dieses Meisters im Uebergange vom Schatten zu Licht auf das sorgfältigste behandelt sind. Will man also annehmen, daß auch die genannten Werke mit dem Grabstichel gearbeitet wurden, so bürdete man Dürer auf, daß er weit mehr Zeit und Mühe angewandt habe, um ein weit weniger glänzendes Resultat zu erhalten. Ferner: Die Schatten in diesen Blättern sind sehr frey und mehr malerisch behandelt, d. h. durch Züge, die sich in jedem Sinne kreuzen, und die statt hart zu seyn, immer in kleinen Curven sich brechen — ein Resultat, das sich ohne Mühe ergibt, wenn man mit der Feder zeichnet, oder mit der Spitze arbeitet; denn die Hand, weil sie wenig Kraft anzuwenden braucht, ist in ihren Bewegungen ungehemmt und frey; der Grabstichel macht diesen Erfolg um vieles schwieriger. Auch wäre es auffallend, daß Dürer diese Freyheit des Grabstichels bloß in einer geringen Anzahl von Blättern angewandt, und in andern verschmäht hätte, da sie doch namentlich bey Laubwerk von besonderer Wirkung seyn müßte. — Den sieben Stücken, die Bartsch als geätzt bezeichnet, wird man noch Nr. 21 und Nr. 99 beyfügen können; letzteres zeigt ganz das Verfahren von Nr. 19. — Von den Holzschnitten sind 103 Blätter

mit Zeichen und Datum, zwey mit Datum und ohne Zeichen, sechs und zwanzig mit Zeichen ohne Datum, drey ohne Zeichen und ohne Datum, neun als ungewiß aufgeführt; Kupferstiche mit Zeichen und Datum drey und neunzig, einer mit Datum ohne Zeichen, fünf und vierzig mit Zeichen ohne Datum, fünf ohne Datum und ohne Zeichen.

Dr. Gaye.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

XXIII. Die Ethik.

A. Allgemeine Sittenlehre (Achlak).

273.

مكارم الاخلاق

d. i. die Hulden der Sitten, von Ibn Hilal Charaiti; persisch; auf Anlaß Modschireddin Nasr Ben Ahmed Dehistani's demselben zugeeignet, in 40 Hauptstücken, nämlich: 1) Von der Vortrefflichkeit huldvoller Anlage. 2) Erklärung der natürlichen Anlage (Chulk) und der Wesenheit (Mahijet). 3) Von der Reinigung der Seele von niedrigen Sitten und Erwerbung löblicher. 4) Von der Freygebigkeit und der Sitte. 5) Von Ehre und Schimpf, von Kränkung und Vergeltung. 6) Von der Trägheit und Faulheit. 7) Von der Demuth und dem Hochmuthe. 8) Von dem Ausharren und der Festigkeit. 9) Vom Fleiße und ernsten Bestreben. 10) Von der Schamhaftigkeit. 11) Von der Vorsicht. 12) Vom Grolle und Neide. 13) Vom Nichthalten des Versprechens. 14) Von der Niedrigkeit und dem Gegensatze derselben. 15) Von dem Tadelswerthen der Verleumdung. 16) Von der Barmherzigkeit. 17) Von der Wahrhaftigkeit und der Lüge. 18) Vom Stillschweigen und dem Gegensatze desselben. 19) Von der Tapferkeit und der Feigheit. 20) Von der Geduld. 21) Vom Schaden der Halsstörrigkeit, dem Nutzen des friedfertigen Benehmens (Musalemet) und der Ausgleichung durch Vermittlung. 22) Von der Habsucht. 23) Von der Gerechtigkeit und dem Gegentheile derselben. 24) Vom Ausschelten. 25) Vom Dünkel und Wahn (Adscheb). 26) Von der Liebe. 27) Von der Verzeihung. 28) Von der Reinigkeit und Enthaltsamkeit. 29) Vom Zorne und der Sanftmuth. 30) Vom Nachdenken. 31) Von der Zartheit (Rifk) und dem Gegentheile derselben. 32) Von der Zufriedenheit und der Gier. 33) Von der Dankbarkeit und Undankbarkeit. 34) Von der Bewahrung des Geheimnisses. 35) Von Spielen und Scherzen. 36) Von der Berathung. 37) Von der Verschwärzung. 38) Von der Treue. 39) Von der göttlichen Leitung. 40) Von der gewissen Einsicht. Diese ungemein schöne und auf das beste erhaltene Handschrift gehörte dem Bücherschatze

Mohammed II., des Eroberers von Constantinopel, an, dessen Siegel dem ersten und letzten Blatte aufgedrückt ist; auf dem ersten befindet sich in kreisförmigem, lazurblauem Felde mit dem glänzendsten Golde eingeschrieben: Die Handschrift des Mekarimul-achlak, geschrieben um gelesen zu werden von Ihm, in dessen Hände die Zügel des Gesichtskreises, von Ihm, so der Sultan der beyden Menschengeschlechter (der weissen und schwarzen), der Chakan des Orients und Occidents, Sultan Mohammed, Sohn Sultan Murad (II.), der Einer der Zeit, der Einzige der Welt, der Eroberer Constantinopels; Gott dehne seinen Schatten über die Welten aus! — Ein kleines Quart von 108 Blättern. Unter dem Namen Mekarimul-Achlak führt Hadschi Chalfa nur zwey Werke auf, das arabische Ibn Ebid-dunja's und das persische Ibnol-Hilal Charaiti's; beyde sind nicht zu vermengen mit dem Lewamiol-eschrak fi Mekarimil-achlak, d. i. die Leuchtungen der Oriente in den Hulden der Sitte, von Dschelaleddin Ed-Dewani, welches insgemein unter dem Namen Achlaki Dschelalije bekannt ist, wie die Ethik Husein Kjaschifis, des Predigers von Herat, unter dem Titel des Achlaki Mohseni, und die Ethik des großen Astronomen Naßireddin von Tus unter dem Namen Achlaki Naßiri. Auch die vom Dichter Asmi, dem Vater des größeren Dichters Haleti, verfertigte und mit vielen Zusätzen vermehrte türkische Uebersetzung des Achlaki Naßiri führt den Titel Mekarimul-Achlak. Außer den obigen drey Ethiken (Mohseni, Naßiri, Dschelalije) besteht noch eine vierte, weit seltenere, nämlich die folgende Achlaki Manßuri:

274.

اخلاق منصوري

von Ghajas Manßur, welche schon mehr mystischen Inhalts, als die drey andern Achlak und als das Mekjarim. Dasselbe zerfällt in zwey, Glättungsorte überschriebene Theile, deren erster von der Wesenheit des Menschen und der Anleitung des Weges zur Glückseligkeit in beyden Welten, der andere von der Reinigung der Sitten und dem Betragen gegen die Menschen und den Schöpfer handelt. Der erste Theil zerfällt in die vier folgenden Unterabtheilungen: 1) Von der einfachen Seele und der Vernunft. 2) Von dem Tempel des Menschen. 3) Wink, daß der Mensch der Nachfolger Gottes auf Erden. 4) Anleitung zum Wege der Glückseligkeit. Die zweyte Abtheilung ist in die folgenden drey untergetheilt: 1) Von der Speculation (Nasar) und dem praktischen Leben (Amel). 2) Von der Geduld. 3) Von den löblichen Eigenschaften. 80 Blätter Grossfolio. Die Handschrift schönes Taalik, geschrieben zu Haleb im J. 961 (1553) von Mohammed Behram. Die Abschnitte dieser Eintheilung sind bald in der ersten Hälfte Tebaßßara und Tefakkure, d. i. Ansicht und Erwähnung, in der zweyten Hälfte Dschilwe (Glanzausstrahlung) überschrieben. Hadschi Chalfa kennt dieses Werk nicht, dessen Verfasser in jedem Falle ein späterer als Naßireddin von Tus, da das Achlaki Naßiri von ihm angeführt wird. Diese fünf Achlak (Mohseni, Naßiri, Dschelali, Manßuri und das Mekjarim) sind die Pentas der persischen und türkischen Ethik Achlak, welche wohl zu unterscheiden von der Lehre der Manieren oder guten Erziehung Adab, welcher die beyden folgenden Werke angehören.

275.

ابواب الجنان

d. i. die Pforten des Paradieses, ein großes ethisches Werk, welches Hadschi Chalfa nicht kennt, und dessen Anfang fehlt. Folio, 700 Seiten, geschrieben von Mewlana Mohammed Mohsin Rudbari, i. J. 1098 (1686). Da die Seitennummern mit der 48. Seite beginnen, so fehlen 24 Blätter. Der Verfasser lebte später, als die des Irschadol-kolub (die Leitung der Herzen), des Keschfol-ghamet (Enthüllung des Grames), Dschamiol-achbar (Sammler der Kunden) in Medschlis, d. i. Versammlungen, eingetheilt. Die zweyte beginnt S. 106: Von der Gier nach Besitz und Gut; die dritte S. 135: Von der Gier nach hohen Gebäuden. Wiewohl die Custoden auf einander passen, so fehlen doch drey Medschlis, da S. 149 sogleich die siebente Versammlung von dem Umgange mit Zarten und Gebildeten beginnt. S. 220 achte Versammlung: Tadel der niedrigen Eigenschaft des Hochmuths. S. 280 neunte Versammlung: Tadel der Gleißnerey, in Abschnitte untergetheilt, mit eingemischten Korans- und Ueberlieferungsstellen und Erzählungen. Zehnte Versammlung: Tadel des Neides. Eilfte Versammlung (S. 316): Tadel der Habsucht. Zwölfte Versammlung (S. 375): Tadel des Geizes. Dreyzehnte Versammlung (S. 514): Tadel der Grausamkeit, in zwölf Bindungsmitteln (Sabitha), über das Betragen der Könige und ihrer Wesire.

B. Erziehungs- oder Manierenlehre (Adob).

276.

تاج الادب

d. i. die Krone der Bildung, von Ali Ben Husein aus Amasia, gest. i. J. 857 (1453). Das in der Türkey berühmteste Werk dieser Art, welches der Inbegriff der guten Erziehung des Moslims, der türkische Knigge, so wie das folgende der osmanische Ramdohr. Die Abschnitte desselben sind die folgenden: 1) Von den Rechten der Väter und den Pflichten der Söhne gegen dieselben. 2) Von der Erziehung der Kinder. 3) Von den Rechten des Vaters auf sein Kind. 4) Von den Eigenschaften der Wissenschaft. 5) Von der Art und Weise des Unterrichts. 6) Von der Lesung des Korans und der Manier dieser Lesung. 7) Von den Manieren der Kinder in der Schule. 8) Von dem Erwerbe guter Manieren. 9) Vom Unterrichte im Schönschreiben. 10) Von der Vortrefflichkeit der Wissenschaft und den Manieren des Studierens. 11) Von der Sitte des Grüßens. 12) Von der Sitte des Wortes. 13) Von den Worten, welche den Stämpel des Unglaubens tragen. 14) Von den Manieren des Essens. 15) Von den Manieren des Wassertrinkens. 16) Von den Manieren des Gehens, 17) des Sitzens, 18) des bey Seite Gehens (auf den Abtritt), 19) des Waschens, 20) des Gebetausrufes, 21) des Eintrittes in die Moschee, und des Benehmens allda, 22) des Freytagsgebetes, 23) des Leichengebetes, 24) des Eintrittes in das Bad, und des Benehmens im selben. Alle Lehren sind theils mit Stellen des Korans und der Ueberlieferung begründet, theils mit arab. Sprüchen und türk. Versen commentirt. 69 Bl. Octav.

277.

خلاصة المحاسن الادب

d. i. Ausbund der schönsten Bildung, von Osmansade Taib, gest. i. J. 1136 (1723), enthält die Blüthe der besten Manieren in den folgenden 15 Abschnitten. 1) Von dem, was Herrschern ziemt. 2) Von dem Umgange derselben mit ihren Vertrauten. 3) Von den königlichen Erlustigungen und Vergnügungen. 4) Von dem Winke, sich aus der Gesellschaft der Könige wegzubegeben. 5) Erzählungen von Vertrauten, Günstlingen, Musikern, Sängern. 6) Von den löblichen Eigenschaften der Herrscher. 7) Von der Verhüllung der Gebrechen der Könige. 8) Von dem hohen Unternehmungsgeiste und Streben (Himmet) der Herrscher. 9) Von den Rücksichten des Padischah für Personen und Wesire. 10) Von der Bewahrung des Geheimnisses. 11) Vom Gehorsame. 12) Von der Auswahl der Wohlgerüche, Kleider und Ehrenkleider. 13) Von den den Persern eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten. 14) Von den Cavalkaden der Könige. 15) Von dem Rathe für Diener. Schon aus den Ueberschriften der Abschnitte erhellt, daß sich das vorhergehende Werk mit der guten Erziehung im Allgemeinen, dieses aber mit der Blüthe derselben am Hofe beschäftigt; beyde zusammen bilden einen vollständigen Cursus der bisher in Reisebeschreibungen zwar bis zum Ueberflusse beschriebenen, aber dennoch nicht gründlich genug gekannten Manieren, Höflichkeiten und feinen Sitten der Osmanen, sowohl in der Stadt, als bey Hofe. 50 Bl. Schmal-Quart.

C. Königsethik.

Die Herrscherethik, welche unter dem Titel Ilm adabalmoluk, d. i. die Wissenschaft der Sitten der Könige, einen besonderen Zweig der orientalischen Ethik bildet, ist ein weites und weit mehr bebautes Feld, als dieß mit den gewöhnlichen europäischen Vorstellungen vom Despotismus des Orients verträglich. Außer den Apologen, wie die der Brüder der Reinigkeit und der sogenannten Fabeln Bidpai's, welche hauptsächlich nur für Könige geschrieben sind, und in welchen der Rand des Bechers mit dem Honig der Poesie bestrichen, ist, um ihnen das Bittere der Sittenlehre genießbar zu machen, gibt es eine große Anzahl arabischer, persischer und türkischer Werke, welche alle sich schon durch ihren Titel als Fürstenspiegel ankünden. Das älteste derselben ist das angebliche des Aristoteles, welches er zur Belehrung Alexanders geschrieben haben soll, und mit dessen Authenticität es nicht besser stehen dürfte, als mit dem ebenfalls dem Stagyriten als Belehrung Alexanders in den Mund gelegten bekannten griechischen Werke von der Welt. Hadschi Chalfa führt es unter dem Artikel Kitab unter seinem vollständigen folgenden Titel auf:

a) Arabische Werke.

278.

كتاب السياسة في تدبير الرياسة

d. i. das Buch der Disciplin in der Leitung der Regierung, in sieben Reden (Makalet). 1) Von den verschiedenen Arten

der Könige. 2) Von dem Zustande des Königs, seiner Gestalt und seinen Eigenschaften. 3) Von der Gerechtigkeit im Allgemeinen und Besonderen 4) Von den Wesiren, Schreibern, Aufsehern, den Unterthanen und den Truppen. 5) Von den Gesandten und ihrem Aufzuge. 6) Von der Mannszucht der Truppen, ihrer Behandlung und Schonung. 7) Von den Naturwissenschaften, den Pflanzen, Steinen, Thieren; ein höchst merkwürdiges Buch, von weit größerem Umfange, als das bekannte de Mundo, welches nur dem siebenten Hauptstücke des vorliegenden entspricht. Es bleibt aber immer noch eine zweyfache Frage zu erörtern übrig, nämlich erstens: ob das griechische Werk de Mundo ungeachtet der wider die Aechtheit derselben beygebrachten Gründe wirklich dem Aristoteles gehöre; zweytens: ob dem arabischen Texte wirklich durchaus ein griechischer zum Grunde gelegen, weil in diesem Falle sechs Siebentel des Griechischen verloren wären. Die Handschrift ist zwar ungemein alt und wurmstichig, aber dennoch dürfte, ob des regelmäßigen Neschi, zu bezweifeln seyn, ob dieselbe wirklich, wie es am Ende, von einer andern Hand geschrieben, heißt, schon i. J. 432 (1040) geschrieben, und folglich achthundert Jahre alt sey. Auf dem ersten Blatte steht in kufischer Schrift der Titel: Es-siaset tedbirer-riaset; dann in Neschi: verfaßt vom Weltweisen Aristoteles für seinem Schüler Alexander, dem Sohne Philipps, dem Griechen (unten endlich in sehr großer, gelber Sulusschrift): dargebracht dem Bücherschatze des gnädigsten Herrn, des erhabenen, wissenschaftlichen Glaubenskämpen, dem Schah, Gott wolle demselben beständige Kultur und Dauer verleihen. Diese, in jedem Falle schon durch ihren Inhalt höchst schätzbare Handschrift machte mir mein seliger Freund, Freyherr von Merian, von Paris aus zum Geschenke.

279.

كتاب الفرائد والقلائد

d. i das Buch der einzigen Perlen und der Halsbänder, vom Emir Kabus Ben Weschmgir; ein Werk des durch das Kabusname (das Werk seines Enkels) und durch seine eigenen Thaten verherrlichten großen Fürsten der Beni Dilem, gest. i. J. 403 (1012); welches eine Sammlung von Sprüchen der Weisheit über Regierungskunst und Herrscherethik für Könige, nach den folgenden acht Hauptstücken geordnet: 1) Von der Vortrefflichkeit der Wissenschaft und Tugend. 2) Von dem Zuhülfenehmen der Einsamkeit und des Gottesdienstes für den, der mit seinem Unterhalte zufrieden, der Leute nicht bedarf. 3) Von der Erziehung der Zunge. 4) Von der Zucht (Zügelung) der Begier. 5) Von den löblichen Sitten. 6) Vom guten Benehmen und schönen Betragen. 7) Von der Mannszucht und Strenge in der Regierung. 8) Von den Hülfen der Beredsamkeit. 25 Blätter eng und voll geschriebenen Klein-Quarts; auf der ersten Seite des letzten Blattes ist das Datum der Vollendung der Handschrift angegeben, der 7. Moharrem des Jahres 856 (9. Februar 1452). Unmittelbar darauf folgt der Titel eines angehängten Werkes Ssaalebi's, welches dem Inhalte nach den Eklogen fertiger Antworten (Mohadherat) angehört, welches aber, da es durch den Einband durchaus nicht von dem vorigen getrennt werden konnte, am besten hier seinen Platz findet:

280.

كتاب اللطف واللطايف

d. i. das Buch der Anmuth und der anmuthsvollen Schätze, von Ebi Manßur Abdol-Melik Ibn Ismail Es-saalebi, gest. i. J. 530 (1135), in 16 Hauptstücken. 1) Erwähnung der Könige, Emire und ihrer Worte. 2) Reden und Antworten arabischer Volkshäupter. 3) Erwähnung der Philologen (Udeba) und der Grammatiker. 4) Erwähnung der Schreiber oder Sekretäre, 5) der Rechtsgelehrten (Fukaha), 6) der Ueberlieferer, ihrer Gedichte und Sprichwörter. 7) Erzählungen von seynwollenden Ssofi. 8) Erwähnung der Lehrer und Leser, 9) der Aerzte, 10) der Papierhändler, 11) der Dichter, 12) der Astronomen, ihrer Verse und Prosa, 13) der Kaufleute, der Genossen des Marktes, ihrer Reden und Künste, 14) der Pächter und ihrer Worte, 15) der Weintrinker, 16) verschiedener Kunstgenossen. Die Abschrift vollendet am 22. Moharrem 856 (19. Februar 1481), also schon zehn Tage nach Vollendung der Abschrift des vorigen Werks; auch ist die Schrift beyder ganz und gar dieselbe, so daß sie augenscheinlich nicht nur von derselben Hand, sondern auch mit derselben Feder in einem fort geschrieben worden.

281.

سراج الملوك

d. i. die Leuchte der Könige, von Ebubekr Mohammed el-Welid el-Karschi el-Tahri el-Maliki el-Tartusi, gest. i. J. 786 (1384), 181 Blätter Klein-Folio. Eine sehr alte Handschrift, deren Datum aber nur mit der Zahl 56 angegeben ist, so daß es ungewiß, ob dieselbe dem neunten oder achten Jahrhundert der Hidschret angehört. Eine sehr berühmte Herrscherethik in 64 Hauptstücken, deren Inhalt der folgende. 1) Ermahnungen an Könige. 2) Von den Sitzungen der Gesetzgelehrten und frommen Männer bey Sultanen und Wesiren. 3) Von der Statthaltung und dem Richteramte. 4) Von Salomon, dem Sohne Davids, und der Art, wie er Gott um die Herrschaft gebeten. 5) Von der Trefflichkeit der Statthalter und Richter, wenn dieselben gerecht. 6) Der Sultan gegenüber seinen Unterthanen ist ein Verlierender und kein Gewinnender. 7) Von der Weisheit der Einsetzung von Sultanen auf Erden. 8) Von dem Nutzen und Schaden des Sultans. 9) Von dem Standorte des Sultans gegenüber seinen Unterthanen. 10) Kenntniß der Eigenschaften, von denen die Ordnung der Reiche und Völker abhängt; 11) der Eigenschaften, welche die Regeln der Herrschaft; 12) von solchen, welche nach der falschen Meinung der Könige, ihr Reich verloren; 13) von solchen Eigenschaften, welche nach der irrigen Meinung der Philosophen der Fortdauer der Herrschaft verderblich. 14) Von den löblichen Eigenschaften der Sultane. 15) Vom Gehorsame. 16) Von den Geschäften des Sultans. 17) Von dem Guten und Bösen des Sultans. 18) Von dem, was im Koran über den Sultan geredet worden. 19) Von den umfassenden Eigenschaften des Sultans. 20) Von den Eigenschaften, welche die Stützen des Sultans. 21) Von dem Bedürfnisse des Sultans an Wissenschaft. 22) Von den letzten Ermahnungen des Emirol Muminin Ali. 23) Von Vernunft und List. 24) Von

den Wesiren und ihren Eigenschaften. 25) Von den Gesellschaftern der Könige und ihren Manieren. 26) Von den Eigenschaften, in welchen die Schönheit besteht, oder welche dieselbe erhöhen. 27) Von der Berathung. 28) Von der Sanftmuth. 29) Von dem, was den Zorn stillt. 30) Von der Freygebigkeit. 31) Vom Geize und der Schmutzigkeit. 32) Von der Geduld. 33) Von der Versteckung des Geheimnisses. 34) Von den Eigenschaften, welche andere verbürgen, und andere Wohlthaten Gottes herbeyziehen. 35) Von dem Lebenswandel (Siret), welcher der beste für den Befehlenden und für den, welchem befohlen wird. 36) Von der Kenntniß der Eigenschaften, welche die größte Vollkommenheit des Sultans, eine Erleichterung der Busen und Ruhe der Herzen. 37) Von der Eigenschaft, zu der die Könige in Widerwärtigkeiten flüchten. 38) Vom Schimpfe der Unterthanen auf den Sultan. 39) Vom gerechten Sultan und vom Dränger. 40) Von den Pflichten der Unterthanen gegen den König. 41) Von dem Worte: euch wird nach euren Thaten vergolten werden. 42) Von der Eigenschaft, welche den Wohlstand der Unterthanen verbürgt. 43) Von dem, was der Sultan von seinen Unterthanen besitzt. 44) Von der Huth vor dem Gespräche des Sultans. 45) Vom Gespräche mit dem Sultan. 46) Vom Benehmen des Sultans gegen die Truppen. 47) Vom Benehmen des Sultans in Urbarmachung der Gründe. 48) Vom Benehmen desselben mit dem Fiskus. 49) Von der Ueberraschung des Sultans mit demselben. 50) Von der Bildung der Diwane und Anstellung der Agenten. 51) Von den Geboten für die nicht moslimischen Unterthanen. 52) Von den an Statthaltern geschätzten Eigenschaften. 53) Von den Bedingnissen, welche den Agenten gesetzt werden 54) Von den Geschenken an Statthalter und den Bestechungen für Fürsprache. 55) Von der Kenntniß guten Naturels. 56) Von der Grausamkeit und den üblen Folgen derselben. 57) Von der Verschwärzung und Verleumdung. 58) Von der Wiedervergeltung. 59) Von der Freude nach Leiden. 60) Von der Tapferkeit und ihren Früchten. 61) Von den Schlachten und ihrer Anordnung. 62) Vom Loose und der Vorherbestimmung. 63) Antworten von persischen und arabischen Königen. 64) Zerstreute Weisheitssprüche über verschiedene Gegenstände.

b) Türkische Werke.

282.

نصيحة الملوك

d. i. der Rath für Könige, von Sari Abdallah, dem gelehrten, i. J. 1078 (1669) verstorbenen Reis Efendi, dem Verfasser des besten türkischen Commentars des Mesnewi und mehrerer anderer Werke. Erstes Hauptstück: Von der Nothwendigkeit des Daseyns eines Stellvertreters des Herrn der Herren auf Erden. 1) Abschnitt: Von der Herrschaft Adams, 2) des Moses, 3) Jusufs, 4) Davids, 5) Salomons. 6) Vom Chalifate Ebubekr's, 7) Omar's, 8) Osman's, 9) Ali's. 10) Von den Kunden Ali's und den zwölf Imamen. 11) Von Hasan, dem Sohne Ali's. 12) Von Husein, dem Sohne Ali's. 13) Von Ebu Mohammed Ali B. Husein. 14) Ebu Dschaafer Mohammed el-Bakir. 15) Ebu Abdallah Dschaafer Eß-ßadik B. Mohammed el-Bakir. 16) Ebu Ibrahim Musa Kiasim B. Dschaafer Eß-ßadik. 17) Ebu Hasan

Ali Er=Rifa Ben Imam Musa el=Kjasim. 18) Mohammed En=Naki B. Ali B. Musa el=Kjasim. 19) Ebul=Hasan Ali el=Hadi B. Mohammed En=Naki. 20) Ebu Mohammed Hasan es=Seki el=Askeri Ibn Ali el=Hadi. 21) Ebu Hanife Naaman B. Sabit, der erste der vier Imame der vier orthodoxen Ritus. 22) Ibn Malik, der zweyte der vier Imame Ritus=Stifter. 23) Mohammed Ibn Idris B. Abbas B. Osman B. Schafii, der dritte der Imame Ritus=Stifter. 24) Ebu Mohammed Ahmed B. Mohammed B. Hanbel, der vierte dieser Imame. 25) Von den Dogmen der Sunniten und der gläubigen Gemeine. 26) Von den Heiligen und ihren Classen (den Abdal, Nedschib, Weted, Nakib). 27) Von der Nothwendigkeit der Wesire, Gelehrten und Kundigen für den Sultan. 28) Von den Eigenschaften des Wesirs. 29) Von dem Gebieten des Gebotenen und dem Verbieten des Verbotenen. 30) Von dem Gehorsame gegen den Sultan und dem Verbote der Empörung. 31) Rechenschaft der Seele. 32) Persische Ermahnungen. 33) Von dem Schimpfe der Welt und ihrer List. 34) Von den entgegengesetzten, in Gott vereinten Eigenschaften; von den verschiedenen göttlichen Namen und den wunderbaren Fügungen des Looses und der Vorherbestimmung. 35) Von dem Embryo im Mutterleibe und der Ausbildung derselben zum Menschen. 36) Vom Aufgange der Sonne in Wüsten als Zeichen des jüngsten Tages, und von dem Erscheinen des Dedschal (Antichristen) Zweytes Hauptstück: Erklärung des Zustandes der andern Welt. 1) Erwähnung des Todes und seiner Wahrheit. a) Vom Nutzen der Erwähnung des Todes. b) Vom menschlichen Geiste, vom thierischen Leben, von der Seele und der Vernunft. c) Von dem allgemeinen Weltengeiste und der Weltenseele. d) Erwähnung Israil's des Todesengels, und der Art seiner Empfangnahme der Seelen, nebst einigen Bewährungen des größten Scheichs (Mohijeddin el=Arabi) über den Zustand des Todes. 2) Von der Auferstehung, dem Blasen der Trompete, der Versammlung der Leiber mit den Geistern, dem Zustande der Hölle, dem Paradiese, der Furcht vor jener, der Hoffnung auf dieses und der Weite der Erbarmung Gottes. a) Von den Bedingnissen der Stunde des Gerichts. b) Vom Blasen der Gerichtsposaune, dem Erdbeben und dem Untergange alles Lebenden. c) Von dem Orte, wo sich die Geister zwischen dem ersten und zweyten Posaunenstoße aufhalten werden, und von der Wiederbelebung der Todten mit ihren Leibern. d) Von dem Gerichte, der Wage, der Scheidebrücke und der Quelle Kewser. e) Alphabet der Vorfälle des jüngsten Gerichts, der Auferstehung und ihrer Schrecken, so daß jeder Buchstabe auf einen hierauf sich beziehenden Vers des Korans hinweist. f) Von der Anordnung der Zustände der Auferstehung im Kurzen. g) Vom Kewser (dem Quelle des Paradieses). h) Einige Ueberlieferungen über die Rechenschaft der Handlungen am Tage des Gerichts, von der Faste, dem Koran, der Kaaba, dem Islam. i) Von den Eigenschaften der Bewohner des Paradieses. k) Von ihrer ersten Speise, l) ihrer Kleidung, m) ihren Dienern. n) Von den Pferden des Paradieses. o) Vom Markte des Paradieses. p) Vom Reigen des Paradieses. q) Vom Baume des Paradieses. r) Von den Flüssen des Paradieses. s) Von den Paradiesen der Gott Erkennenden (Arifin, d. i. Gnostiker). t) Von der Zahl der Paradiese und ihren Klassen. u) Von dem Besuche der Bewohner des Paradieses, ihrem Gespräche über ihre weltlichen Zustände, von dem Besuche der Propheten und der

Inhaber der höchsten Stufen. y) Von der Enthüllung der Geheimnisse. w) Von den Besuchen der Bewohner des Paradieses. Ein Band in Groß-Octav von 321 Blättern, verfaßt i. J. 1060 (1650).

283.

نصیحتنامه

d. i das Buch des Rathes Hemdemis, nicht zu verwechseln mit dem älteren Naßihâname, einem statistischen Werke aus der Zeit S. Ibrahims; enthält Rathschläge und Anleitungen für Könige ohne alle Unterabtheilung in Hauptstücke. 80 Blätter Octav. Der Verfasser ist der unter diesem Namen bekannte Dichter, gest. i. J. 1068 (1657), als Prosaiker und Geschichtschreiber bekannt unter dem Namen Ssolakſade. Außer der Geschichte des osmanischen Reiches von Gründung desselben bis auf seine Zeit hinterließ er ein kurzes, gereimtes Namenregister der osmanischen Sultane, nach dem Muster des von Nisari begonnenen, und von Ssafaji, dem Biographen der Dichter fortgesetzten gereimten historischen A B C.

284.

آصفنامه

das Aßafname, d. i. das Buch Aßafs (des Wesirs Salomon's); ein Sittenspiegel für Wesire, vom Großwesir Lutfipascha, dem bereits unter Nr. 203 angeführten Werke unzertrennbar angeschrieben. 12 Bl. Octav.

285.

نهج السلوك في سياسة الملوك

d. i. der Pfad des Wandelns in der Regierungskunst der Könige, ist die türkische Uebersetzung der berühmten Abhandlung des i. J. 563 (1167) verstorbenen Scheichs Ebu Nedschib Sühr-werdi, des Freundes und Rathes Ssalaheddin's, welcher dieses Werk als die Richtschnur seiner Regierung stets zu Rathe zog. Der osmanische Geschichtschreiber Naima erzählt zu Ende seiner Reichsgeschichte darüber nach dem Berichte Jßmeti's, welcher eine Reichsgeschichte zu schreiben begonnen, aber nicht vollendet, die Kunde, daß ein Exemplar des arabischen Originals in die Hände des i. J. 922 (1516) abgesetzten Oberstlandrichters Rumili's, Moejjed Abder-rahman Efendi, gekommen, der dieselbe Selim I. überreichte, der dieses von der Hand Suhrwerdi's selbst geschriebene Exemplar vom Geschichtschreiber Idris abschreiben ließ. Naima war nie so glücklich, eine Abschrift davon zu sehen. Seine Vermuthung, daß sich dasselbe im kaiserl. Schatze befinden müsse, war richtig, unter Ahmed III. ward es aus dem Schatze in Vorschein gebracht, und vom gelehrten Nahifi Mohammed Suleiman Efendi (welcher i. J. 1123 (1711) die Burdet fünfzeilig glossirte, übersetzt. Die zwanzig Hauptstücke dieses von Ssalaheddin und Selim I. so hochgeschätzten Fürstenspiegels sind die folgenden. 1) Die Unterthanen bedürfen der Könige. 2) Die Beobachtung der Sitte gehört zur Würde der Könige. 3) Erläuterung der Regeln der Sitte.

4) Von den Regeln und Stützen des Reichs. 5) Von den lobenswerthen Eigenschaften der Könige. 6) Von den tadelnswerthen Eigenschaften der Könige. 7) Von den Gnaden, in welchen die Herren des Reichs vor den Königen stehen. 8) Von der Vortrefflichkeit des Rathes. 9) Von den Eigenschaften des Rathes. 10) Von dem zur Abhülfe von Beschwerden von großen Königen eingesetzten Diwane. 11) Von den Prinzipien der Regierungskunst (Siaset). 12) Von der Sitte des Gesprächs vor Königen. 13) Von den Listen und Ränken der Neider wider die Könige. 14) Von der Kriegszucht der Truppen. 15) Von den dem Heere im heiligen Kampfe gebührenden Rechten. 16) Von den Affecten des Kummers, des Zornes und dem Weinverbote. 17) Von der Bekämpfung der Abtrünnigen, Rebellen und Straßenräuber. 18) Von der Theilung der Beute 19) Von dem, was Königen bey der Rückkehr aus dem heiligen Kriege gebührt. 20) Von der Anhörung der Predigten und des Rathes frommer Männer und Einsiedler. Die Handschrift eine ganz neu geschriebene zu Constantinopel i. J. 1216 (1801). Die oben angeführte, dieses berühmte Werk betreffende Stelle Naima's befindet sich im Anhange der Preisfrage über die Länderverwaltung des Chalifats übersetzt (Berlin 1835), sammt Auszügen aus demselben S. 237—248.

Vor der Eröffnung der letzten Pforte dieses Handschriftenverzeichnisses, d. i. vor dem letzten Hauptstücke, welches bey den Arabern Thor oder Pforte heißt, seyen hier noch drey Werke eingeschaltet, welche früheren Rubriken angehören, und erst nach Vollendung derselben zu Handen gekommen, nämlich ein arabisches, persisches und türkisches, alle drey historischen Inhalts, und zwar:

286.

اعلام آلناس بما جري للبرامكة في بني العباس

d. i. die Zeichen der Menschen die wahren, von dem, was widerfahren den Bermegiden von den Abasiden, vom Scheich Mohammed Dijab el-Atledi. Eine ungemein schätzbare Geschichte des Hauses Bermeg, die vollständigste der bekannten. Arabisch. Deutliches, sauberes Neschi. Ein Quartband von 372 Bl.

287.

تاريخ بيضاوي

d. i. die Geschichte Beidhawi's. Ein höchst schätzbares Compendium der Universalgeschichte Beidhawi's, verfaßt i. J. 674 (1275), in vier Theilen: 1) Die Geschichte der Propheten von Adam bis Noe. 2) Die Geschichte der persischen Könige bis zum Umsturze des persischen Reichs durch Alexander, 72 Monarchen durch 4181 Jahre. 3) Die Chalifen und Imame, 55 Herrscher durch 350 Jahre. 4) Die Geschichte der den Chalifen gleichzeitigen Könige, nämlich: a) die Beni Ssoffar, b) die Beni Saman, c) die Sultane von Ghasna, d) die Herrscher von Dilem, e) die Seldschuken, f) die Assassinen, g) die Salghiren oder Atabege Persiens; 78 Herrscher durch 420 Jahre. Diesen sieben Eingangs erwähnten Dynastien sind vom Uebersetzer noch die der Chuaresm-

schahe und der Mongolen in Persien in bündigster Kürze angefügt, und das Werk vollendet i. J. 739 (1338). Sehr schöne Taalik, goldeingerahmt; auf den letzten zwey Seiten die Chronogramme der Todesjahre: 1) Hulagu's, 2) Abaka's, 3) Arghun's, 4) Ghasan's, 5) Oldschaitu's, 6) Ebu Saad's, 7) Sultan Owei's, 8) Schah Schudschaa's, 9) Schah Manßur's, 10) Sultan Berkuk's, 11) Jldum Bajesid's, 12) Timur's, 13) Dschelaleddin's von Balch, 14) Saadi's, 15) Avicena's, 16) Ghasali's, 17) Kutbeddin Schirasi's, 18) Hafis Schirasi's, 19) Hemam Tebrisi's, 20) Dschemal Kalander's, 21) Seid Bochari's, 22) Seid Nimatollah's, 23) Seid Minhadsch's. Persisch. Sehr schöne Neschi, mit goldener Einfassung. 30 Bl. Quart.

288.

رموز كنوز

d. i. die Geheimnisse der Schätze, von Jbn Jsa, den Schüler des Scheichs Medschdeddin aus Akhißar, dessen Inhalt im neunten Bande der osmanischen Geschichte S. 200 umständlich angegeben. Türkisch. Zehn Folioblätter im gedrängtesten alten Diwani.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und achtzigster Band.

1838.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXII.



Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1838.

Art. I. **Manners and customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures religion, and early history; derived from a comparison of the paintings, sculptures and monuments still existing, with the accounts of ancient authors, illustrated by drawings of those subjects by *J. G. Wilkinson*, F. R S. M. R. S. L. etc., author of »a general view of Egypt, and topography of Thebes« etc. London 1837.** Drey Bände. Großoctav. I. Bd. 406 S. und 73 Holzschnitte, II. Bd. 446 S. und 317 Holzschnitte, III. Bd. 404 S. und 419 Holzschnitte.

Ungeachtet alles dessen, was zur Kenntniß des alten Aegyptens durch das große Napoleon'sche Werk [1]), durch den Vorläufer desselben Denon, und dessen Vollender Jomard, durch Hamilton's Aegyptiaca, durch den Entzifferer der Hieroglyphen, Champollion, und den durch sein noch nicht vollendetes prächtiges Werk in die Fußstapfen desselben tretenden Professor Rosellini bisher Namhaftes und Großes geleistet worden, erhebt sich das vorliegende Werk, dessen Vorläufer, desselben Verfassers Topographie von Theben und allgemeine Uebersicht Aegyptens, noch jüngst in diesen Jahrbüchern [2]) angezeigt worden, als ein wahrer alexandrinischer Pharos, welcher nicht nur allen dem heiligen Lande zusteuernden Schiffern den sichern Eingang in den Hafen weiset, sondern auch in dem Sinne der morgenländischen Sage, welche den Leuchtthurm Alexanders in Alexanders weltzeigenden Spiegel verwandelt hat, die ganze Welt des alten Aegyptens in die gegenwärtige heraufbeschwörend, im klarsten und vollsten Lichte zeigt. Zwar verbreitet sich dieses Licht in dem vorliegenden Werke, das sich am Schlusse selbst nur als den Vorläufer eines noch größeren ankündet, noch nicht über den wichtigsten Gegenstand, nämlich über die Religion und die Mythologie der alten Aegypter, über ihre Begräbniß- und Tempelgebräuche; aber das ganze übrige Leben des alten Aegyptens, der ganze schöne Traum von der Wiege bis zum Sarge:

> Menschenleben ist Traum, der Tod das Erwachen vom Traume,
> Und der Mensch das Phantom, so zwischen der Wieg' und dem Sarg' irrt.

wird in allen seinen Zuständen und Schattirungen so hell und warm beleuchtet, daß, wer sich mit demselben innig befreundet,

---

[1]) Angezeigt im LVI. und LVII. Bande dieser Jahrbücher.

[2]) Im LXXX. und LXXXI. Bande.

weit entfernt, davon selbst zur Mumie zu werden, vielmehr die große Mumie des alten Aegyptens in sich selbst zum Leben erweckt. So wie nur der, der Pompeji gesehen, sagen kann, daß er mit den alten Römern gelebt, so kann der, welcher sich in dieses Werk mit Aufmerksamkeit nnd Liebe hineinliest, sagen, daß er durch dasselbe im alten Aegypten erst einheimisch geworden, daß er mit den Aegyptern gelebt und gewebt, gegessen und getrunken, geschlafen und gewacht, gefischt und gejagt, gefahren und geritten, gerungen und gestritten, erobert und triumphirt, getanzt und musicirt, gespielt und gastirt, gelernt und studiert, mit einem Worte, alle Zustände ihres äußeren Lebens (das innere, religiöse, symbolische und mythologische gehört einem künftigen größeren Werke an) bis in die kleinsten Details durchlebt und selbst mitgemacht hat. Durch den Text allein konnte solche Lebendigkeit der Anschauung nicht bewirkt werden, wohl aber durch die Zugabe von achthundert Holzstichen und lithographirten Blättern, welche theils aus den bekannten Werken, aus dem Napoleon'schen, Champollion'schen, dem Rosellini's, den von Young herausgegebenen Hieroglyphen der ägyptischen Gesellschaft *) und des Verfassers eigenen Materia hierographica, theils aus des Verfassers reichen Portfoglien genommen, den besprochenen Gegenstand im getreuesten und schärfsten Umrisse vor's Auge hinstellen. Die vom Verfasser befolgte Anordnung, welche eine andere hätte seyn müssen, wenn die Mythologie und Symbolik, die Tempel- und Todtenceremonien mit aufgenommen worden wären, und überhaupt systematischer hätte eingerichtet werden können, wird in der Einleitung nach den folgenden zehn Kapiteln und einem Anhange angegeben: I. Die Liste der ägyptischen Könige nach Manetho, Herodot, Diodor, und eine Vermuthung über die Hirtenkönige, welche der Verfasser nicht aus dem Süden, sondern aus dem Norden herholt, dieselben für keinen äthiopischen, sondern vielmehr für einen scythischen Stamm hält. II. Die Geschichte Aegyptens vom König Menes bis zu Alexanders Eroberung, in vergleichenden Tabellen, mit Zugabe der Texte aus Herodot und Diodor, welche mit den Quellen nicht in Einklang gebracht werden können. III. Von der Bevölkerung, den Erzeugnissen und Bewohnern des Landes, und der Eintheilung der letzten in Kasten, welche an die indischen erinnern; vom König und von den Priestern; vom Kriegerstande und dem Heere, von den Waffen und der Art Krieg zu führen; von den Feinden, mit denen sie fochten, und den Kriegsgefangenen. IV. Von

*) Hieroglyphics collected by the egyptian society arranged by Thomas Young, M. D. F. R. S. London 1823.

den Landbebauern und andern Gliedern der zweyten Kaste; von den Gesetzen und der Regierung Aegyptens in der ältesten Zeit und unter den Römern. V. Von den Häusern, Villen, Gärten, Weingärten, der Verfertigung des Weins und des Biers. VI. Von der Einrichtung der Zimmer, der Unterhaltung der Gäste, von ihren Musikinstrumenten und Tänzen. VII. Von ihrer Küche und Jagd, ihren Spielen und Leibesübungen zu Hause und außerhalb. VIII. Von der Jagd auf wilde Thiere, vom Vogelfang und Fischen. IX. Von ihren Künsten, ihren Glasfabriken, ihren Sculpturen, feinen Linnen- und Wollenzeug, ihren Papierfabriken und Töpfereyen, den Booten und Kriegsschiffen, dem Gebrauche von Zinn und anderem Metall. X. Vom Style der ägyptischen Kunst zu verschiedenen Zeiten; von dem frühern Gebrauche des Schwibbogens, ihren Fortschritten in der Mechanik, einigen frühesten Erfindungen derselben, ihren Kleidern, dem Studium der Arzneykunst und zahlreichen andern Gewohnheiten. Der Anhang enthält eine Liste der vorzüglichsten Gegenstände des Alterthums, welche in dem Nilthale besucht zu werden verdienen. Unmittelbar vor demselben ein topographischer Plan der Pyramiden und der umliegenden Gräber, auf deren zweyen der Verfasser i. J. 1826 die Namen zweyer äthiopischer Könige, deren einer (Ergamenes) von Diodor als Zeitgenosse des Ptolemäus Philadelphus erwähnt wird, entdeckte *).

Wir machen es uns zur Pflicht, von diesem vortrefflichen Werke, den historischen Theil abgerechnet, eine Anzeige zu erstatten, so gedrängt und ausführlich als möglich; aber selbst den historischen Theil können wir nicht ganz unberührt lassen, in so weit derselbe neue und wichtige Resultate enthält, oder durch den Vergleich mit den Kunden der morgenländischen Geschichtschreiber Stoff zu Bemerkungen beut. Gleich Eingangs des ersten Hauptstücks vindicirt der Verfasser so aus Gestalt als Sprache und Schädelbau den asiatischen Ursprung der Aegypter, welche so lange und von so vielen Reisebeschreibern für ein afrikanisches Volk ausgegeben worden, das von den Quellen des Nils heruntergestiegen, allmälich Nubien, Ober- und Unterägypten bevölkert und bebaut haben sollte. Mit dieser so lange gäng und gäben historischen Sage schlägt der Verfasser auch die schon von der ältesten Zeit her in stetem Umlauf erhaltene Meinung, daß das Delta bloß vom Nile angeschwemmtes Land sey, zu Boden, in-

*) Dieser topographische Plan bestätigt die Wahrheit der im LXXXI. Bande dieser Jahrbücher zu S 45 gehörigen, vor mehr als zwanzig Jahren dem Rec.'en mitgetheilten Vogelansicht der Ruinen kleinerer Pyramiden und Gräber auf der Nordost- und Westseite der großen Pyramide.

dem er den augenscheinlichen topographischen Beweis führt, daß seit Jahrtausenden das Land über die See nichts gewonnen, indem z. B. Tanis (heute San), das Zoan der Hebräer, noch heute eben so nahe an der Küste liegt, wie vor 3190 Jahren zur Zeit Remeses des Großen. Die so oft zu Gunsten der alten Meinung angeführte Stelle Homers von der Entfernung des Pharos vom Lande wird als mißverstanden entkräftet, indem der unbedeutende Ansatz von Schlamm, welcher sich jährlich im Hafen Alexandriens bildet, nie im Stande gewesen seyn würde, den Pharos mit dem Gestade zu vereinen, was nur durch den künstlichen Damm des Heptastadiums geschah, auf welchem der größte Theil der heutigen Stadt steht. Alexandrien, das sich auf der Stelle von Rakotis erhob, stand auf den Felsen der lybischen Wüste, die noch heute außer dem Bereiche der Ueberschwemmung, und die Entfernung der Küstenlinie vom Pharos ist noch ganz dieselbe, wie in den Tagen Homers. Der Irrthum der Entfernung einer Tagreise hatte seinen Grund in dem Mißverständnisse des Wortes *Αιγυπτος*, welches Homer sowohl für Aegypten als für den Nil gebraucht. Weiters erhellt aus der Vergleichung der senkrechten Höhe des angeschwemmten Erdreichs von den Katarakten angefangen bis zur Mündung des Nils, daß die Anschwemmung so stärker, je höher, und so minder, je weiter herab, so daß der Grund um Elephantine in siebzehnhundert Jahren um neun Schuh, zu Theben um sieben, und so immer weniger bis herunter zur Mündung erhöht ward. In einem Durchschnitte des angeschwemmten Erdreichs des Nils in seinem niedersten Wasserstande würde der Winkel der Neigung von der Gabel des Delta bis zum Meere ein weit minderer seyn, als von der Thebais bis zum Beginne des Delta. Es zeigt sich klar aus den Massen der Grunderhöhung zu Elephantine, Thebe und Heliopolis und dem Obelisk von Heliopolis, welcher von Osirtasen I. 1700 v. Chr. G. errichtet worden, daß das Erdreich binnen vierthalbtausend Jahren nur zu der Höhe von fünf Schuh zehn Zoll angeschwemmt ward, während, wenn derselbe zu Elephantine errichtet worden wäre, er nach der Höhe der dortigen Anschwemmung neunzehn Schuh tief im Erdreich stecken müßte. Auf diese Weise packt der Verfasser gleich Eingangs seines Werkes den Stier alter hergebrachter historischer, topographischer und ethnographischer Vorurtheile bey den Hörnern, und fährt durch das ganze Werk fort, dergleichen bisher auf unzulässige Autorität gegründete Meinungen und Sagen zu bekämpfen, und durch Thatsachen und durch den Augenschein der Denkmale zu widerlegen; so schließt sich gleich an die beyden erwähnten Fragen die vielfach besprochene an, ob die Priorität der Kultur von den

Aegyptern oder Aethiopern in Anspruch genommen werden könne. Dieselbe Frage wird von Hrn. W. zu Gunsten der Aegypter entschieden, und bemerkt, daß von alten griechischen und römischen Schriftstellern der Name Aethiopiens selbst öfters für den der Thebais gebraucht ward, welche letzte nach Herodot (II. 16) vormals Aegypten genannt ward. Die Frage, ob Aegypten ursprünglich eine Hierarchie oder Monarchie gewesen, wird unentschieden gelassen; der Umstand, daß Hieroglyphenovalen vorkommen, in welchen vor den eigenen Namen statt des Nennwortes der König, das Nennwort der Priester steht, möchte auf älteste Priesterherrschaft schließen lassen, und die Götterfolge Manetho's und anderer könnte vielleicht von Priestercollegien verstanden werden, wiewohl die angegebene Dauer ihrer Reiche aller Wahrheit und Wahrscheinlichkeit widerstreitet. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß Aegypten vor Menes wie Judäa vor Saul durch Priester beherrscht ward; die Aegypter zeigten dem Hekataios und Herodot eine Reihe von dreyhundert fünf und vierzig hohen Priestern, deren jeder ein Piromis, Sohn eines Piromis, d. i. Mann, Sohn eines Mannes, oder Mensch, Sohn eines Menschen. Es ist sonderbar, bemerkt Hr. W., daß Herodot das Wort Romi, Mann, oder mit dem Artikel Piromii: der Mann, nicht verstand, und es mit καλος και αγαθος übersetzte. Die Belehrung, die er empfing, war oft eine sehr unvollkommene, aus Leichtgläubigkeit oder Mangel an gehöriger Nachforschung, wie z. B. sein Bericht von den Quellen des Nils. Manetho ordnet die Könige in sechs und zwanzig Dynastien, ob aber vor der achtzehnten die Namen und Zahl derselben historischen Glauben verdienen, ist eine große Frage. Die größten Schwierigkeiten entstehen aus den Widersprüchen der Dauer der ägyptischen Monarchie. Die ältesten Denkmale Aegyptens und wahrscheinlich der Welt, die Pyramiden, scheinen von Suphis und seinem Bruder Sensuphis 2120 v. Chr. G. gebaut worden zu seyn; aber vor Osirtasen I., welcher wahrscheinlich ums J. 1740 v. Chr. G. lebte, und also ein Zeitgenosse Josephs war, haben wir keinen Leitfaden über die Denkmale Aegyptens; zur Zeit Josephs waren die Aegypter schon weit vorgerückt in allen Wissenschaften und Künsten, es war das August'sche Zeitalter der achtzehnten Dynastie. Manetho gibt auch kein hinlängliches Licht, ob die Hirtenkönige, welche in keinem Falle jüdischer Abkunft seyn konnten, Syrier, Phönizier oder Araber gewesen, und die Pyramiden und die sie umgebenden Denkmale, welche lange vor Osirtas I. einen langen Zeitraum von Ruhe und politischer Freyheit voraussetzen, stellen die siebzehnte Dynastie der Hirtenkönige in Zweifel. Die Abwesenheit von Denkmalen, die früher als Osirtasen I.,

scheint ihren Grund in ihrem hohen Alter und frühester Zerstörung zu haben, nicht in dem Einbruche der Hirtenkönige, deren Herrschaft nicht bis nach Theben reichte, wo auch keine frühern Denkmale; Hr. W. ist daher der Meinung, daß der Einbruch der Hirtenkönige lange vor Errichtung der jetzt in Aegypten bestehenden Denkmale, und lange ehe die siebzehnte Dynastie zur Regierung kam, Statt gefunden.

Die Widersprüche zwischen den Nachrichten Manetho's, Herodot's und Diodor's in der Liste der alten ägyptischen Könige von ein und dreyßig Dynastien sind so groß, daß selbst nach dem vom Verfasser angestellten Versuche, dieselben zu vereinigen, dieß unmöglich. Noch mindere Aufklärung ist darüber aus den Werken der Araber zu erwarten, deren Geschichte wirklich erst mit Mohammed beginnt, indem alles Frühere (die Nachrichten von ihren eigenen Schlachttagen abgerechnet) so dicht mit Fabeln verwebt ist, daß es fast unmöglich, den Faden der Wahrheit, der sich durch dieselben hinziehen mag, herauszuscheiden; indessen finden sich noch hie und da in diesem Nebel von Fabeln schwache Lichtpunkte, welche von dem Geschichtsforscher festgehalten zu werden verdienen; um die Aufmerksamkeit derselben darauf zu lenken, geben wir hier in gedrängter Kürze die Reihe der alten ägyptischen Könige nach der ausführlichsten (unter den uns bekannten) arabischen Geschichtsquellen, nämlich nach der unter der Regierung Sultan Ahmed's I. zu Konstantinopel aufgefundenen, und auf Befehl des Großwesirs Ibrahimpascha ins Türkische übersetzten Weltgeschichte A i n i's (deren Verfasser i. J. 855 (1451) gest.). Mit Beschneitelung des Blätterluxus der Fabeln halten wir uns vorzüglich nur an solche Angaben, welche doch vielleicht die Mittel an die Hand geben können, irgend einen dieser Herrscher, deren Namen so gänzlich unbekannt, mit einem der schon aus den Geschichten der Griechen oder aus der Bibel bekannten Könige für Eine und dieselbe Person zu erkennen. Dergleichen Lichtpunkte sind der Bau von Städten, Tempeln oder Pyramiden; geführte Kriege oder gegebene Gesetze. Je sparsamer solche Anhaltspunkte, desto mehr verdienen sie hervorgehoben zu werden. Die Reihe der alten ägyptischen Könige nach den Arabern ist also die folgende:

I. N i k r a u s *), der erste König, grub Kanäle, baute Städte, grub Denkmalen Hieroglyphen ein, und verfertigte Talismane (wider Diwe, für Regen u. s. w.), und die berühmtesten derselben in der von ihm erbauten Stadt E m s u s. Er

---

*) نقراوس

unternahm eine Reise zu den Quellen des Nils, welche unter dem Mondgebirge, wo er Denkmale aufstellte, und dann nach der Hauptstadt zurückkehrte. Er theilte Aegypten unter seine drey Söhne, gab den westlichen Theil dem ältesten, Nikras, den östlichen seinem zweyten Sohne, Schureb, und baute für seinen jüngsten, Mißram, die Stadt Juschan. Er regierte 180 Jahre.

II. Nikras [1]) hatte seinem Vater als Schreiber der Prophezeyungen und Talismane (Hierogrammateus) gedient, baute eine Stadt, und legte einen künstlichen Garten an mit talismanischen Statuen; richtete Granitpfeiler auf, deren hieroglyphische Inschriften die nützlichen und schädlichen Eigenschaften der Pflanzen und Gewürze lehrten; baute Oasen, drey Städte, in denen er seine Schätze niederlegte, und Tempel, den Planeten geweiht. Er ward wie sein Vater einbalsamirt, und sein Grab mit Talismanen wider schädliche Thiere und Zerstörer gefeyet.

III. Mißram [2]), ein großer Wahrsager und Zauberer, der mitten im Meere ein weißes Schloß erbaute, sich dann dreyßig Jahre in die Einsamkeit zurückzog, und die Geschäfte des Reichs durch seinen trauten Wesir Aikam leiten ließ, welcher ihm in der Regierung folgte.

IV. Aikam [3]), der Wahrsager, gleichzeitig mit Idris (Enoch), sah die Sündfluth voraus, und ließ, um vor derselben gesichert zu seyn, im Mondgebirge durch Dämonen einen ehernen Pallast erbauen, wo fünf und dreyßig eherne Statuen die Quellen des Nils ausspien. Ihm folgte sein Sohn

V. Uriak [4]), welcher seinem Vater als Hierogrammateus gedient, Verfertiger von talismanischen Bäumen, deren einer die Verbrecher erfaßte und festhielt, der andere die Thiere des Waldes an sich zog. Er raubte Weiber, die er in einen Dom einsperrte, von deren einer er vergiftet ward.

VI. Luhim [5]), der Sohn des vorigen, baute zu Emsus, der Hauptstadt des alten Aegyptens, Thürme mit Talismanen wider Raben und Krähen.

VII. Hadhilem [6]) errichtete der erste einen Nilometer, um das Steigen des Nils zu messen, und baute in Nubien einen großen Pallast am Nil.

VIII. Herßali [7]), ein gelehrter Wahrsager, Zeitgenosse von Noe, hatte zwanzig Söhne, und zog sich nach hundert sieben

---

1) نقراس 2) مصرام 3) عيقام 4) عرياق 5) لوحيم 6) حضيل
7) حرصالى

und zwanzigjähriger Regierung in das Heiligthum eines Tempels zurück. Ihm folgte sein Sohn

IX. Tedersan [1]), welcher seine Brüder in die westlichen Städte verwies, für seine Frau, die eine Zauberin, ein Köschk ober dem Nil erbaute, welches bey einem Sturme über ihn zusammenbrach, und ihn in den Fluthen begrub. Sein Bruder

X. Schemer [2]) ergriff die Zügel der Regierung, ein gerechter und milder Fürst, welchem aber sein Bruder Tumidun und dessen Mutter, eine Zauberin, den Thron streitig machten, und zuletzt entließen.

XI. Tumidun [3]); seine Mutter ließ einen großen Himmelsglobus aus Glas verfertigen, auf welchem alle Bewegungen der Gestirne abgebildet waren. Er selbst ward einbalsamirt, in einen gläsernen Sarg begraben, und befahl in seinem Testamente, daß sein Andenken alljährlich durch ein Fest gefeyert werde.

XII. Seriak [4]), der Sohn Tumidun's, und dessen Hierogrammatevs, ward mit seinen Schätzen begraben. Ihm folgte

XIII. Sehluk [5]), der Wahrsager, Verfertiger von Talismanen, deren merkwürdigster auf der Höhe eines Berges ein Baum, welcher nach Erforderniß die Winde nach allen Gegenden vertheilte.

Unter diesen bisher aufgeführten dreyzehn Königen ist auch nicht einer, den wir als einen der sechs und zwanzig der ersten drey Dynastien Manethos zu bezeichnen wagen möchten; aber so sicherer erkennen wir in dem folgenden vierzehnten Sorid den Soris, welcher der erste König der vierten Dynastie, vermuthlich einer und derselbe mit Suphis, indem Eusebius den Namen des Soris übergeht, und Suphis der Erbauer der großen Pyramiden, über deren Bau in der Regierungsgeschichte Sorid's so vieles erzählt wird.

Als Anlaß des Baues der großen Pyramiden wird ein Traum König Sorid's angeführt, welchen der älteste seiner Wahrsager, Philemon, erzählte, und dann den Bau der Pyramiden leitete. Die fabelhafte Erzählung dieses Baues füllt in Aini nicht weniger als zehn Blätter; hierauf die Erzählung ihrer Eröffnung unter Mamun, und einer angeblichen griechischen Inschrift, welche zur Zeit Ibn Tulun's auf einer Koralle in der Nähe der Pyramiden ausgegraben worden seyn soll. Hierauf mehrere berühmte, auf die Pyramiden gedichtete Verse, nämlich des Dichters Amaret aus Jemen, des Zeitgenossen Ibn Tulun's, dann

1) تدرسان 2) شمر 3) توميدون 4) سرياق 5) سهلوق

Abdulasis, des Andalusiers, Tahir, des Sohnes Abdallah's; diese letzten lauten:

Betracht' die Pyramiden, und erstaune
Vor dem Kolossen, welchen Sphinx man nennt,
Sie stehen durch des Architekten Laune,
Ein liebend Paar, das Nebenbuhler trennt,
Die Fluth des Nils ist ihrer Thränen Schleyer,
Im Windgebraus tönt ihrer Liebe Feyer.

Die folgenden Verse eines ungenannten Dichters erinnern an Napoleons Phrase von den Jahrhunderten, die, auf den Stufen der Pyramiden stehend, dem Kampfe der französischen Armee mit den Mamluken zuschauten:

Die Pyramiden schau und hör' von ihnen beyden,
Was sie erzählen von der längst verstaubten Zeit;
Schau, wie vorüberziehn der Nächte Freud' und Leiden,
Schau's mit dem Herzenaug und öffne selbes weit;
Sie gäben dir, wenn sie der Sprache mächtig wären,
Vom Herren, der die Zeit erschaffen, hohe Lehren.

Ein anderer Dichter sagte:

Verstand kann nicht die Höh' der Pyramid' erreichen,
Der Flug der Phantasie muß ihrer Höhe weichen,
Pallästegiebel sind vor ihnen Staub der Feile,
Vor ihnen sinkt zurück der höchste Flug der Pfeile;
Wenn sich Gedanke müht den Ursprung aufzufinden,
Kann er denselben durch Einbildung nicht ergründen,
Stehn sie als Gräber hier von Königen von fremden,
Sind's Talismane, die den Sand der Wüste hemmten?

In der einen der beyden großen Pyramiden soll Hermes, in der andern sein Schüler Agathodämon begraben seyn.

XV. Menkaus [1]) ist durch eine sehr leicht begreifliche Verwechslung zweyer in der Schrift sich ähnlicher arabischer Buchstaben so viel als Menkares, der Mencheres Manetho's. Ihm folgt sein Sohn

XVI. Lefrus [2]), der in der arabischen Wüste viele Städte erbaute, und seine darin niedergelegten Schätze durch künstliche Talismane bewachte Ihm folgte sein Sohn

XVII. Remalinus [3]), dessen Feldherr Feraan viele Völker unterjochte, dann aber in buhlerischem Einverständnisse mit einem der Weiber des Königs diesem durch Gift das Leben und den Thron entriß.

XVIII. Faraan [4]) war der Zeitgenosse Noe's; Phile-

---

1) منقاوس Schreibfehler für منقارس

2) لفروس 3) رماليوس 4) فرعان

mon, der Architekt der Pyramiden, ward in der Arche gerettet; seine Tochter vermählte sich mit Bißir, dem Sohne Ham's, dem Enkel Noe's. Dieser Bißir, welcher hier mit dem Mißraim der Schrift vermengt wird, scheint der Bicheres Manetho's zu seyn.

XIX. Bißir [1]), der Enkel Noe's aus Ham, erbaute mit dreyßig Gewaltigen die Stadt Menf, deren Name koptisch dreyßig bedeuten soll. Ihm folgte sein Sohn

XX. Mißraim [2]), welcher nach der Bibel der Enkel Ham's, während hier zwischen ihm und Ham Bißir als Vater eingeschaltet ist; Mißraim zeugte aus einer alten Jungfer den Sohn Faktim (Koftim); er baute eine eherne, vergoldete Stadt, und stellte einen talismanischen Spiegel auf, welcher das Nahen feindlicher Flotten anzeigte, und dieselben verbrannte, zugleich Fernglas und Brennglas war, wie der später von Alexander nach diesem Muster errichtete Pharos. Sein Sohn und Nachfolger

XXI. Faktim [3]) (Koftim) öffnete Minen, grub Kanäle und verfertigte Talismane; er theilte Aegypten unter seine vier Söhne, deren erster Faktujim (Koftuim) das Land von Aswan (Syene) bis Koft (Koptos) erhielt, der zweyte, Aschmun, von Koft bis Menf, der dritte, Ensib, das ganze Hauf, und der vierte, Ssai, das Gebiet von der Meeresküste bis nach Maghrib; der letzte war der Erbauer vieler Städte. Ihm folgte sein Sohn

XXII. Isuschir [4]), in dessen Namen ohne Schwierigkeit der des Sisires, des vierten Königs der fünften Dynastie Manetho's, zu erkennen ist; Verfertiger vieler Talismane, darunter einer wider die Raben.

XXIII. Kalimun [5]), der Sohn eines Wahrsagers, welcher sich dem Volke in vergrößerter Gestalt in den Wolken und in der Sonne zeigte.

XXIV. Xadim [6]), der Sohn Koftuim's, des Sohnes Koftim's, welcher zuerst henken ließ, und vier von Talismanen bewahrte Städte baute.

XXV. Schedad [7]), der Sohn Xadim's, Erbauer der Pyramiden von Dahschur.

XXVI. Menkausch [8]), der Sohn des vorigen, baute acht Farasangen von Menf einen Tempel, in denen er seine Schätze hinterlegte. Sein Sohn und Nachfolger

---

1) بيصير 2) مصريم 3) نقطيم 4) ايشوشير 5) قليمون 6) عديم 7) شداد 8) منقاوش

XXVII. Menausch [1]) vergrub viele Schätze, auf die er Zeichen setzte; er baute auf der westlichen Seite die Stadt Dimas; er soll der erste die Verehrung der Kuh eingeführt haben. Ihm folgte sein Sohn

XXVIII. Hermes [2]), welcher mit dem in der großen Pyramide begrabenen Hermes I. nicht zu vermengen.

XXIX. Aschmun Koftim [3]) residirte zu Aschmun, und baute auf der Ostseite des Nils die Stadt Ensene mit vielen Gymnasien und Spielhäusern; er liebte vorzüglich das Maillespiel (Tschewgjan), und baute auch die Stadt Tahwatis, endlich Heliopolis, welches heute Matarije heißt. Nach dieser Angabe wäre er einer und derselbe mit Osirtasen I., dem Erbauer des Tempels von Heliopolis. Ihm folgte sein Sohn

XXX. Menasinsch [4]), der Erbauer der Stadt Achmim, welcher mit allen seinen Schätzen in der östlichen Pyramide begraben ward. Er errichtete der erste ein Spital, und setzte ein Fest ein, welches das Fest des Königs hieß, und sieben Tage mit Essen und Trinken gefeyert ward. Zu seiner Zeit ward in den Oasen Senterije erbaut.

XXXI. Merkure [5]), der Sohn des vorigen, welcher der erste reißende Thiere gezähmt haben soll [6]).

XXXII. Melatis [7]), der Sohn des vorigen, erhob zuerst jährlichen Tribut, wiewohl die Zeit seiner Regierung eine sehr gesegnete. Ihm folgte

XXXIII. Ensib [8]), einer der vier oben erwähnten Söhne Koftim's, des Sohnes Mißraim's, der Erbauer der nach ihm genannten Stadt.

XXXIV. Tidrowe [9]) oder vielmehr Nidrowe, eine Zauberin, ist wohl keine andere, als Nitokris, die letzte Herrscherin der sechsten Dynastie Manetho's, welche, von zauberischer Schönheit, die dritte Pyramide erbaute.

XXXV. Felimun [10]) (Philemon), der Sohn Ensib's, nicht mit Philemon I. zu vermengen, dem Architekten der Pyramiden, welcher die Arche bestieg. In seine Regierung verlegen einige Ausleger des Korans die Sage von den beyden Para-

---

1) مناوش 2) هرسس 3) اشمون قفطيم 4) منافيوش 5) مرقوره

6) Dieß und der Name erinnert an Merkur:

Mercuri, facunde nepos Atlantis
Qui feros cultus hominum recentum
Voce formasti catus. (Horat. I. 9.)

7) ملاطس 8) انزيب 9) تدروه statt ندروه 10) فليمون

diesen, welche zwey Brüdern angehörten, und wovon in der Sure Kehef die Rede. Er baute die Stadt Tanis.

XXXVI. Karsun [1]), der Sohn des vorigen, schlug mit Hülfe einer Zauberin ein Heer der Homeiriten, welche ganz gewiß auch unter den verschiedenen Völkern, deren Namen auf den Hieroglyphen vorkommen, zu suchen sind. Diese Zauberin hieß

XXXVII. Nunijet [2]), und saß auf feurigem Throne, dessen Feuer, wenn sie zu Gericht saß und Prozesse entschied, immer den mit Recht Beklagten oder den falschen Ankläger fraß.

XXXVIII. Merkonis [3]), oder Markonos, oder auch Markus, schlug eine Art von Vexirmünze, welche in dem Schatze der Beni Omeije aufgefunden worden seyn soll; auch eine Art wunderbarer gläserner Flaschen, die Wasser in Wein verwandelten, und deren eine zur Zeit Chumaruje's, des Sohnes Ahmed Ibn Tulun's, aufgefunden worden seyn soll. Unter dieser Fabel liegt wahrscheinlich die historische Wahrheit der Glasmalerey verborgen, welche vorzüglich zur Zeit Chumaruje's in Aegypten blühte, so daß noch heute Glasfenster in Aegypten nach seinem Namen genannt werden [4]); andere Erzählungen von Talismanen aus blauem Glase scheinen die historische Wahrheit der Erfindung desselben oder irgend einer Verbesserung in der Glashüttenkunde zu verschleyern. Sein Sohn

XXXIX. Besar [5]) war ein dem Spiele und der Wollust ergebener Dränger, welcher vergiftet starb. Ihm folgte sein Sohn

XL. Ssa [6]), in dessen Namen der Saites, welcher dem saitischen Nomos seinen Namen gab (der erste Herrscher der funfzehnten Dynastie), unverkennbar. Nach den morgenländischen Quellen ist er der Erbauer von Sais und einer Stadt in den Oasen, wo er seine Schätze und Bücher vergrub; dieselben vor der Gefahr hoher Ueberschwemmung des Nils zu retten; dieß ist die Stadt, welche zur Zeit Beni Omeije ihr Statthalter in Afrika, Musa Ben Naßir, entdeckte, aber von talismanischen Gewalten dieselbe zu betreten abgehalten ward.

XLI. Tedrares [7]), der Sohn des vorigen, baute auf der Westseite von Menf einen Tempel der Venus, worin das Idol derselben von Gold mit diamantenen Arm- und Knöchelspangen verehrt ward. Er grub den Kanal Sacha, und scheuchte

---

1) قرسون 2) نونية 3) مرقونس 4) Lanne manners and costums I. 19. 5) بثار 6) صا 7) تدرارس

viele Völker durch seine zahlreichen Eroberungen auf. Ihm folgte sein Sohn

XLII. **Malik**[1]), ein Weiser und Wahrsager, wie sein Vater, der eine Zeit lang die Gestirne verehrte, dann aber durch einen Traum zu reinem Gottesdienste angeleitet ward. Eroberer vieler Städte, zog er aber im Kriege mit der Königin **Eschta** von Karmida das Kürzere, indem diese, eine Zauberin, nicht nur ihr Heer unsichtbar machte, sondern auch Aegypten mit Krokodilen, Schlangen und Fröschen überschwemmte. Er verordnete, daß nicht, nach dem Beyspiele seiner Vorgänger, auch seine Schätze mit ihm begraben werden sollen. Ihm folgte sein Sohn

XLIII. **Chorama**[2]), der Anfangs rein gläubig, dann aber von seiner Mutter, einer Zauberin, zum Götzendienste verführt ward. Er unternahm einen Feldzug nach Indien bis nach Ceylon, von wo er nach siebzehn Jahren nach Indien zurückkehrte. Auch siegte er mit den Negern und Syrern. Er ward wieder mit seinen Gold- und Silberschätzen begraben. Sein Sohn

XLIV. **Gülkin**[3]) war in die Chemie, über welche er zuerst Werke ans Licht förderte, tief eingeweiht. Er erfand die Kunst, das Quecksilber auf dem Glase zu fixiren, und auf diese Art Spiegel zu machen. Die Steuer Aegyptens betrug zu seiner Zeit siebzehn Millionen Dukaten. Nimrod und Abraham waren seine Zeitgenossen. Er kam mit dem ersten in Irak zusammen, und erschreckte ihn durch seine Macht und Zauberkraft. Ihm folgte sein Bruder

XLV. **Chartena**[4]), der Sohn Malik's, welchen nach kurzer Regierung sein Sohn

XLVI. **Tulis**[5]) oder **Tutis** erschlug, zu dessen Zeit Abraham mit seiner Gemahlin Sara nach Aegypten kam. Ihm folgte auf dem Throne seine Tochter

XLVII. **Hurija**[6]), welche Wahrsagerin und Zauberin, Tempel erbaute; eine Parthey, welche ihr nicht gehorchen wollte, zog sich nach Ensib zurück, und rief dort einen Mann, Namens

XLVIII. **Andechas**[7]), zum König aus. Seine Heere wurden von denen der Königin geschlagen; er entfloh nach Syrien, wo er Hülfe bey den Kananiten, einem Zweige der Amalekiten, suchte, welche nun mit einem Heere Aegypten überschwemmten (dieß sind wohl die Hirtenkönige); Andechas ward vergiftet; der Feldherr der Amalekiten trat in Unterhandlung

---

1) مالیق 2) خراما 3) كلكيس 4) خرتنا 5) طولس طوطس

6) حوريا 7) اندخاس

mit Hurija. Die Erzählung der Bedingnisse, welche Hurija setzte, worunter die Erbauung Alexandrias oder vielmehr Rakotis, und der Listen, womit sie demselben auswich, füllen vier volle Blätter. Nachdem er diesen Kriegslisten unterlegen, kehrte sie nach Memphis zurück, befestigte die Gränzen gegen Nubien, baute eine Brücke über den Nil, und hinterließ den Thron ihrer Tante

XLIX. Delika [1]), der Tochter Mamum's (wahrscheinlich Memophis), welcher der Neffe des Andechas Eimen, wie sein Oheim von den Amalekiten unterstützt, den Thron streitig machte. Zu El-Arisch, an der Gränze Syriens und Aegyptens, stießen die beyden Heere auf einander, das Delika's ward geschlagen, und floh nach Memphis, Delika zog sich nach Aschmunin in Oberägypten zurück. Die zweyte Schlacht hatte in der Landschaft Fajum Statt, die Schlacht ging abermal für Delika verloren, der Friede ward auf die Bedingniß einer Theilung Aegyptens zwischen ihr und Eimen geschlossen, bald aber von diesem gebrochen, worauf Delika Gift nahm.

L. Eimen [2]) (vermuthlich Amenophis) war nun der Herrscher Aegyptens, aber die Herrschaft ward ihm von seinem Verbündeten Welid Ben Dulaa dem Amalekiten streitig gemacht, welchen er während des Feldzugs in Oberägypten mit Truppen gegen die Hauptstadt gesandt, von der er sich in Besitz setzte, und dieselbe herauszugeben sich weigerte.

LI. In Welid Ben Dulaa [3]) ging die Herrschaft von den Aegyptern auf die Amalekiten (die Hirtenkönige) über. Er war der erste, welcher die Verehrung der Kuh einführte, und sich Pharao nannte. Er unternahm einen Zug von drey Jahren an die Quellen des Nils, um dieselben zu schauen, kam durch das Goldland, wo das Gold auf Bäumen wächst, zu dem Mondgebirge, an dessen Fuß der Nil aus den Morästen entspringt, bestieg das Mondgebirge, von wo er das schwarze Pechmeer sah, dessen Ausdünstungen vielen seiner Leute den Tod gaben. Aun, als er die nahe Rückkehr Welid's vernahm, baute im Westen eine Stadt, wohin er seine Schätze und seine Familie in Sicherheit brachte, und Aegypten dem Welid übergab; dieser soll, wie Einige erzählen, in einer der großen Pyramiden begraben seyn.

LII. Rijan [4]), der Sohn Welid's, welcher auch Nehraus genannt wird, ist der Pharao, unter welchem Joseph nach Aegyp-

---

1) دليقه بنت ماموم 2) ايمن 3) وليد بن دولع

4) ريّان بن وليد نهراوس

ten kam, und dessen Asis, d. i. Wesir, Putiphar. Die Einkünfte Aegyptens betrugen neunzehn Millionen Dukaten. Er kriegte mit den Griechen und mit einem wilden, unbehaarten Volke mit ledernen Flügeln. Joseph grub den Kanal zur Bewässerung Fajums. Unter seinem Nachfolger

LIII. Darum [1]) ward Joseph auf der Ostseite des Nils begraben. Ihm folgte

LIV. Maghdanusch [2]), der Sohn des Darum's, welcher die Israeliten, weil sie sein Bild verunehrt hatten, in einen entfernten Distrikt verbannte. Sein Sohn und Nachfolger

LV. Kjaschim [3]) der Amalekite ging mit der Idee um, die Pyramiden zu zerstören. Sein Bruder

LVI. Akas [4]) stellte im Tempel der Sonne Wagen des Gerichts, und im Leuchtthurme Alexandriens einen Spiegel auf, der alles, was von Griechenland kam, zeigte. Ihm folgte sein Sohn

LVII. Latos [5]), welchen die Kopten für den Pharao des Moses halten, während nach der allgemeinen Meinung dieß der folgende:

LVIII. Welid Ben Moßaab [6]), mit welchem die Herrschaft der Amalekiten in Aegypten erlosch. Wenn so, so wäre dieß der letzte Herrscher der siebzehnten Dynastie des Afrikanus gewesen, welche er phönizische Hirten nennt. Unter ihm betrugen Aegyptens Einkünfte hundert zehn Millionen Dukaten, die Kultur des Landes hatte den höchsten Grad erreicht. Nachdem ihn das rothe Meer verschlungen, beherrschte das Land die alte Zauberin

LIX. Deluke [7]), welche mit der obigen Delika nicht zu vermengen; sie legte die Gärten um Syene an, baute den Nilometer, und schlug ihre Feinde durch Zauberkünste. Die Mauer, womit sie Aegypten von Pelasium bis Helliopolis wahrte, und welche dem Sesostris zugeschrieben wird, heißt der Wall oder die Brücke des alten Weibes. Dschisrol Aadschus heißt the old womans dyke und nicht the old man's dyke (I. S. 105).

Von den fünf nächsten meldet Aini nichts als die Namen, nämlich: LX. Derkjun [8]), LXI. Noros [9]), LXII. Laasch [10]), LXIII. Mesina [11]), LXIV. Menakil [12]).

---

1) داروم 2) مغدانوش 3) كاشم 4) اقاس 5) لاطس
6) وليد بن مصعب 7) دلوكه 8) دركون 9) نورس 10) لعاش
11) مزنيا 12) مناكيل

LXV. Tute [1]) ist der Pharao, welcher Rehabeam, den Sohn Salomon's, mit Krieg überzog und Jerusalem verwüstete, während nach andern Quellen diese Verwüstung unter dem folgenden Pharao

LXVI. Schischak [2]) Statt hatte. Noweiri sagt, daß die Namen der Pharaonen zwischen Schischak und dem lahmen Pharao, unter welchem Nabuchodonosor Aegypten unterjochte, nicht bekannt seyen; nach der Geschichte Ibn Said's des Maghrebi beherrschte Nabuchodonosbr (Kambyses), als Eroberer Aegyptens und Syriens, diese beyden Länder, und verwaltete dieselben durch seine Statthalter, deren einer,

LXVII. Keserdschus [3]) (Xerxes), als der Erbauer des Kaßr esch Schemi, d. i. des Wachspallastes, gilt; zur Zeit seines Nachfolgers

LXVIII. Taharasp [4]), der Lange (Artaxerxes longimanus), dieß ist der obgedachte lahme Pharao, welcher Jerusalem wieder aufgebaut haben soll.

Auch von den folgenden fünf gibt Kiri nur die Namen: LXIX. Merinos [5]); LXX. Ferkure [6]); LXXI. Lakasi [7]), Bruder des vorigen; LXXII. Kumisi [8]), dessen Sohn; und endlich gar LXXIII. Jeremias [9]), als der letzte der persischen Statthalter, worauf sogleich die Eroberung Alexanders und die Reihe der Ptolemäer folgt.

Höchst sonderbar ist in dieser, von den arabischen Geschichtschreibern aufgeführten Reihe ägyptischer Herrscher nicht Einer, dessen Namen oder Thaten mit einiger historischer Wahrscheinlichkeit auf Sesostris bezogen werden könnten, dessen Eroberungen in der historischen Sage der Araber unter dem von Iskender Sulkarnein, d. i. Alexander dem Zweygehörnten, dem Ersten (der macedonische ist der Zweyte), verschleyert zu seyn scheinen. Sulkarnein I. gilt den arabischen Geschichtschreibern aber für einen der Könige Tobaa, Beherrscher Jemens. Daß die Benennung der Zweygehörnten ursprünglich aus Aegypten stammt, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Die Hörner befinden sich schon auf den ältesten hieroglyphischen Denkmalen als Zugabe des Kopfschmuckes der Götter oder Könige. Noch mit dem Ausgange des Mittelalters trugen die Emire der Mamluken zwey, vier und sechs Hörner auf dem Kopfe, wie der Rei-

---

1) توتة 2) شيشاق 3) كسرجوش 4) طهارسب 5) مرينوس
6) فرقوره 7) لقاسي 8) قومسي 9) ارميا

sende Pietro Martire bezeugt *), und noch heute tragen die syrischen Frauen als Kopfschmuck ein Horn, welches, so wie das pharaonische Denkmal am Lykos bey Beirut, ein Ueberbleibsel der ältesten Herrschaft Aegyptens über Syrien, die sich in unsern Zeiten wieder erneuert hat. Das Denkmal am Lykos ist eines der von Herodot erwähnten Siegesdenkmale, welche Sesostris oder Remeses II. in Syrien und Kleinasien zum Andenken seiner Eroberungen aufgestellt. Nächst demselben ist eines mit Keil-Inschrift, dessen Zeichnung Hrn. W. von Hrn. Bononi mitgetheilt war; und so (bemerkt Hr. W.) finden sich die Denkmale des ägyptischen Heeres, das triumphirend Asien durchzog, und des persischen, das Aegypten und Syrien eroberte, auf einer und derselben Stelle beysammen. Höchst merkwürdig sind die aus den Hieroglyphen entzifferten Namen der feindlichen, von den Aegyptern bekämpften Völker, von denen die Rot-n-no, deren Farbe, Kleidung und Landeserzeugnisse auf ein kälteres Klima als Aegypten hinweiset, wohl dieselben mit dem Hirtenvolke seyn dürften, welches die Araber als Amalekiten bezeichnen; so dürften die Scheiretani wohl nichts als Syrier seyn, denn diese beyden Völker, als die nächsten Nachbarn Aegyptens, waren seine natürlichen Feinde. Daß die Tocharen Scythen oder Tataren gewesen, unterliegt wohl keinem Zweifel, da die Tataren auch bey den Byzantinern als Tocharen erscheinen, deren Name sich auch in dem der heutigen persischen Landschaft Tocharistan erhalten hat. Auch unter Kufa ist vielleicht schon das Gebiet an der Mündung des Euphrats zu verstehen, wo im Beginne des Islams die gleichnamige Stadt erbaut ward, und die Reichthümer des Paunt sind wahrscheinlich die des Pontos. Die von Diodor gegebene Beschreibung des Grabmals des Osymandias scheint ganz nach dem Memnonium zu Theben gemacht zu seyn, dessen Plan im Holzschnitte mitgetheilt wird. In dem Grabmale des Osymandias befand sich die Abbildung des Oberrichters, welcher das Bild der Wahrheit mit geschlossenen Augen, als die Insignien seiner Würde, auf der Brust trug. Der Name dieser Gottheit heißt auf ägyptisch Tma, welches (wie Hakk im Arabischen) sowohl Wahrheit als Recht heißt. Die hieroglyphische Vorstellung desselben ist ein Doppelgesicht im Profile, eines hinter dem andern vorschauend, wodurch die Doppelbedeutung des Worts als Wahrheit und Recht von selbst in die Augen springt. Hr. W. zieht

*) Dal piano del Delopan (Dülbend) che si fica in capo escono sei corna lunghe, poco meno di sei palme come le corna della lumaca, Bl. 32.

daraus die sehr glückliche und eben so bey dem ersten Anblick als wahr in die Augen springende Folgerung, daß das Tumim der Hebräer, welches der hohe Priester auf der Brust trug, nichts als der Plural (oder vielmehr Dual) des ägyptischen Tma, die beyden höchsten Vollkommenheiten Wahrheit und Recht, deren arabischer Name (Hakk) auch zugleich der von Gott; das ägyptische Wort Tma aber und das hebräische Tumim findet sich wieder im arabischen Temam., die Vollkommenheit, und Temim, der Vollkommene oder Vollendete; der Gipfel aller sittlichen Vollendung und politischen Vollkommenheit bleibt für Könige und Völker Wahrheit und Recht.

Wir entreißen uns dem Kapitel der Geschichte, um zum dritten, welches von der Ausdehnung des Landes, von seinem Erträgnisse und Handel, von den Kasten seiner Einwohner u. s. w. handelt, überzugehen. Auch hier wird gleich Anfangs eine der bisher gäng und gäbsten Meinungen, daß nämlich der sich immer anhäufende Flugsand die Breite des Nilthales verengt habe, und dasselbe gar zu verschlingen drohe, widerlegt; namentlich de Luc's Behauptung *), daß die Oasen vormals ein Theil des fruchtbaren Landes, von demselben nur durch den Flugsand getrennt worden seyen. Die Thatsache ist, daß die Breite des bewässerten Nilthales heute weit größer als in vorigen Zeiten, und daß dieselbe zunehmen wird, trotz der wenigen localen Hindernisse, welche hie und da aus dem Flugsande entstehen mögen, wie z. B. zu Behnese (Oxyrinchus), woraus de Luc seine sonderbare Theorie abstrahirt hat. Erträgniß und Handel. Selbst unter dem fahrläßigsten ägyptischen Herrscher, unter Ptolemäos Auletes, betrugen die Einkünfte Aegyptens 12500 Talente, d. i. zwischen drey- bis vierhundert Millionen Pf. St., und beyläufig eben so hoch werden die des heutigen geschätzt. Ob Aegypten in der ältesten Zeit die indischen Waaren unmittelbar oder über Arabien aus Indien bezog, läßt sich nicht bestimmen. Die arabischen Hafenstädte Myos Hormos, Berenice, Arsinoe, Nechesia und Leucos Portus wurden später gebaut. Unter den Arabern trat Apollinopolis parva oder Kuß an die Stelle von Koptos als der Vereinigungspunkt der Karawanen des rothen Meeres, und machte später Platz für Kene, wie Myos Hormos (auch Aphrodite genannt) für Koßeir. Ein Hauptgegenstand des indischen Handels waren Gewürze und Edelsteine, wiewohl Aegypten selbst reich war durch seine Goldminen und Smaragdengruben. — Kasten. Nach Herodot und Megasthenes war Aegypten in sieben Kasten getheilt

*) Im Mercure de France, Sept. 1809.

(Priester, Krieger, Kuhhirten, Schweinhirten, Kaufleute, Dolmetsche und Schiffer); der Verfasser hält sich lieber an die Eintheilung Diodor's und Strabo's, welche nur drey Kasten annehmen, gibt aber selbst vier Kasten an, nämlich: 1) Priester; 2) Bauern, in die er die Krieger einschließt; 3) Städter; 4) das gemeine Volk; eine willkürliche Eintheilung, wogegen manches zu erinnern, besonders dawider, daß er die Krieger und Ackerbauern in eine und dieselbe Kaste stellt. Der ägyptische Adel bestand aus den Priestern und Kriegern, und aus einer dieser beyden Kasten mußte der König gewählt werden, welcher das höchste Oberhaupt des Staates und der Religion, der oberste Priester, und wie er sich betitelte: der Vorsitzer der Versammlungen. Der bewunderungswürdigste Theil der ägyptischen Institutionen, sagt Diodor, bestand nicht in den Vorschriften für die Gesundheit des Königs, sondern in denen, welche ihm die Macht, willkürlich zu strafen, benahmen. Die Trauer für den König dauerte zwey und siebzig Tage, die Tempel waren geschlossen, die Opfer unterbrochen, die Feste eingestellt, das Volk zerriß die Kleider, bestreute sich den Kopf mit Staub (wie die beygegebene hieroglyphische Darstellung zeigt). — Kaste der Priester. Dieselben zerfielen in gar vielerley Abtheilungen nach ihren Verrichtungen, als: 1) Oberpriester; 2) Propheten; 3) Hierophanten; 4) Hierogrammates, d. i. Sekretäre des Heiligthums; 5) Basilicogrammates, d. i. Sekretäre des Königs; 6) Sphragistä, d. i. die Siegler; 7) die Hierostoli, d. i. die Bewahrer der heiligen Kleider; 8) die Hierophori, d. i. die Träger der heiligen Insignien; 9) Pterophori, d. i. die Fächerträger bey den feyerlichen Aufzügen; 10) die Pastophori, d. i. die Träger der kleinen Kapellen oder Götterschenken; 11) die Hierolaotomi, d. i. die heiligen Maurer (an welche die Freymaurer ihren Ursprung historisch unverbürgt anknüpfen); 12) die heiligen Maler; 13) die heiligen Bildhauer, 14) die Weihwassersprenger; 15) die Apomyi, deren Hesychius erwähnt, welche die Fliegen mit Fliegenwedeln abwehren; 16) die Thorwärter (beadles) und mehrere andere untergeordnete Tempeldiener; auch 17) die Richter und 18) die Magistrate werden dazu gerechnet, die Hermeneuten hingegen, welche wohl eher mit den Priestern in Eine Kaste zu setzen, als die Krieger mit den Bauern, sind ausgelassen. Aus den Priestern wurden die geheimen Räthe und Minister des Königs gewählt. Eine Art Priesterinnen waren die Beyschläferinnen Ammuns (pellices Jovis), was aber entweder nur ein Titel der Königinnen gewesen zu seyn scheint, wie denn der Verfasser selbst in seiner Topographie Thebens die sogenannten Gräber der Beyschläferinnen des Zeus als die von Königinnen nachweiset,

oder es sind darunter Hierodulen zu verstehen, wie die Dewadaschi der indischen Tempel. Daß die Königinnen besondere Priesterinnen hatten, erhellt aus den Inschriften des Rosettesteines und der Pariser Papyrus. Eine der vorzüglichsten Priesterklassen waren die Propheten, die eigentlichen Gesetzgelehrten, welche zugleich die Verwalter der Tempeleinkünfte, in den heiligen Aufzügen die Hydria, d. i das heilige Wassergefäß, trugen. Die Priester allein wurden in die großen Geheimnisse eingeweiht; ihre Diät war auf das strengste geregelt, sie durften weder Schweinfleisch noch Fische essen, nicht einmal am 9. Thoth (zur Zeit der römischen Eroberung der 29. August), an welchem alles Volk vor den Hausthüren gebratene Fische aß. Linsen, Erbsen, Knoblauch, Zwiebel, Schalloten waren ihnen verboten, doch finden sich Linsen und Zwiebeln unter den Opfergaben der Götter, welche aus Kuchen, Flaschenkürbissen, Gänsen und wildem Geflügel, Tauben, Feigen, Wein und dem Kopfe eines Schlachtthieres bestanden, und welche manchmal kreisförmig aufgeschichtet, mit einem Ueberzuge bedeckt waren. Die Darbringung der Opfer scheint ausschließlich den Priestern vorbehalten gewesen zu seyn, welche mit einem Pardelfelle bekleidet erscheinen; sie badeten sich zweymal bey Tag und zweymal bey der Nacht; ihre Fasten dauerten von einer Woche bis sechs; ihre Kleidung war einfach, aber die Ceremonienkleidung höchst stattlich und Ehrfurcht einflößend; ihre gewöhnlichen Kleider waren von Linnen, sie trugen wollene Mäntel, durften aber nicht in wollenen Kleidern begraben werden; ihre Schuhe waren von Papyrus und Palmblättern; sie schliefen auf Häuten oder auf einem Geflechte von Palmzweigen, mit einem hölzernen oder steinernen Untersatze, um den Kopf darauf zu legen; ein Paar solcher halbmondförmiger Untersätze aus Alabaster sind zu Ende des zweyten Hauptstücks (S. 214) als Schlußvignette beygegeben. In einem Theile Oberägyptens und in Abyssinien ist diese Art, den Kopf zu stützen, noch üblich; dieß gilt auch, wie aus früheren Reisebeschreibungen bekannt, von den hölzernen Rückenstützen, dergleichen auf hieroglyphischen Vorstellungen dem Horus oder Chem (Priapus) häufig den Rücken stützen. — Die Kaste der Krieger besaß ein Drittel des Landes, indem jedem Krieger zwölf Arurä Grundes angewiesen war; dieß ist, wie Hr. W. mit Recht bemerkt, das uralte orientalische System militärischer Lehen; dasselbe kömmt im Staatsrechte des Islams unter dem Titel Aktaa vor, und die Einrichtung derselben datirt von Omar, welcher hierin nur die Perser und Aegypter nachahmte. Das ägyptische Heer, 400000 Mann stark, zerfiel in die Kalasiren und Hermotybien; die Zahl der ersten dritthalbhun-

derttausend, der zweyten anderthalbhunderttausend Mann. Die Stärke des ägyptischen Heeres bestand in den Bogenschützen zu Fuß; daß sie auch Reiterey hatten, kann laut den Angaben der Geschichten nicht bezweifelt werden, wiewohl auf den Sculpturen keine abgebildet sind. Die mitgetheilten Holzschnitte stellen die Einförmigkeit disciplinirter, mit Bogen und Lanzen, mit Schwert und Beil bewaffneter Truppen auf das augenscheinlichste dar, und auch den ägyptischen Phalanx. Die Fahnen und Standarten, deren nicht weniger als zwanzig hier abgebildet sind, bestanden aus den Bildern heiliger Thiere, Böte, Fächer [1]) u. s. w., und erinnern an die verschiedenen Zeichen der Janitscharenregimenter und der mongolischen Stämme. Die Träger der königlichen Standarten und Fächer waren die Prinzen königlichen Geblüts. — Waffen. Bogen, Speer, zwey Arten von Wurfspießen, ein kurzes und gerades Schwert, Pistolen, Messer, Säbel (ensis falcatus), drey Arten von Schlachtbeilen [2]), die Keule und ein Krummstab, dergleichen noch heute die Ababde und Aethiopier gebrauchen, und welcher auf arabisch Lisan, d. i. die Zunge, heißt. Ihre Vertheidigungswaffen bestanden in einem metallenen Helm oder einer abgenähten Pickelhaube, einem metallenen Küraß oder abgenähten Wamms und einem großen Schilde; Arm- und Beinschienen hatten sie nicht. Die ägyptischen Schilde hatten dieselbe Form, wie ihre Gräbertafeln, viereckig, oben abgerundet, meistens mit Ochsenhäuten bedeckt, deren haarige Seite nach außen gekehrt; sie waren theils hohl, theils flach, oben mit einem runden Loch (vermuthlich zum Durchsehen), von innen mit einem ledernen Handgriff zum Halten, öfters mit metallenen Spangen und Nägeln verziert. Die Bögen waren einfach elliptisch oder in mehreren elliptischen Linien geschweifte; sie wurden in stehender Richtung gespannt, so daß das untere Ende an dem Boden aufstand. Sie schossen wie die alten englischen Bogenschützen, indem sie die Sehne gegen das Ohr zogen, so daß der Schaft des Pfeils fast in einer Linie mit dem Auge, während im Gegentheil die Griechen den Bogen gerade vor sich hin hielten, und die Sehne gegen den Leib anzogen. Die Pfeile waren 22 bis 23 Zoll lang, einige von Holz, andere von Rohr, oft mit metallener Spitze versehen, und mit drey Federn beschwänzt;

[1]) Diodor sagt, daß die Thiergestalten, auf Wurfspieße gesteckt, von den Heerführern getragen wurden: ἐπὶ σαυνίων φορεῖν τοὺς ἡγεμόνας; wozu wir nur bemerken wollen, daß das griechische σαυνιον das persische سنان, Sinan, sey.

[2]) Axe or hatchet, battle-axe, pole-axe. I. 298.

die metallenen Pfeilköpfe ganz so gebildet, wie die persischen, auf dem Schlachtfelde von Marathon gefundenen. Jeder Schütze hatte einen geräumigen Köcher und ein Bogenfutteral, das, dem Kriegswagen angebunden, sich mit einem andern Futterale kreuzte, worin zwey Speere und ein Bündel von Pfeilen; der Speer war von Holz, 5 oder 6 Fuß lang, mit einem metallenen Kopfe, welcher dem Schafte angesteckt, mit Nägeln daran befestigt war. Der Speer scheint am Fuße mit keiner metallenen Spitze versehen gewesen zu seyn, welcher bey Homer σαυρωτηρ heißt, und dazu diente, den Speer in die Erde zu pflanzen. Der Wurfspieß, leichter und kürzer als der Speer, war auch von Holz, mit scharfem, zweyschneidigem Kopfe, unten mit einer metallenen Kugel versehen, an welcher Quasten hingen (diese metallene Kugel, welche auf den Speeren der persepolitanischen Sculpturen ober dem Ende angebracht ist, hieß bey den Griechen μηλον, d. i. der Apfel, daher diese Speerträger Melophoren oder Apfelträger genannt worden *) Die Schleuder war bey den Griechen nicht so geachtet, wie bey den Persern; diese schleuderten außer den Steinen auch bleyerne Rauten, worauf die Inschrift: δεξαι, d. i. nimm dieß. Das Schwert war kurz und gerade, bey dem vom König getragenen der Griff oft ein Habichtskopf, das Symbol der Sonne (Phrah). Der Dolch war kürzer, mit verziertem Handgriff in lederner Scheide; das Messer noch kürzer und einschneidig. Der kurze, krumme Säbel (ensis falcatus) hieß Chopsch, woraus wahrscheinlich das griechische κοπις entstanden. Das Beil war einfach, und ein Doppelbeil, wie die römischen, findet sich nicht. In der Note (S. 322) wird bemerkt, daß das koptische Wort für Beil, nämlich Kelebin, an das sächsische cleofan (klieben) erinnere; ähnliche Verwandtschaft kann auch vom türkischen Namen des Beils (Balta) bemerkt werden. Die Streitaxt war aus Metall, ein Halbkreis oder Zirkelsegment, wie noch heute der Czakan. Der Verfasser meint, dieß sey die πελεκυς, und die Axt (pole-axe) sey die αξινη der Griechen; von dem letzten stammt das Wort Axt; die Keule von Holz, mit Metall eingefaßt, scheint, sagt Hr. W., der κορυνη der Griechen zu entsprechen (der Name dieser ist zunächst verwandt mit dem persischen Namen der Keule (Gürs). Der Krummstab wurde sowohl von schweren als leichten Waffentruppen gebraucht, vom harten Holze der dornichten Mimosen Sellem und Sumr. Die Helme, in einer stumpfen Spitze endend, waren grün, schwarz oder roth, mit Quasten verziert. Merkwürdig aber sind die Helme der Scheiretani, der Feinde der Aegyp-

*) αιχμιοφοροι αριςοι καὶ γενναιοτατοι μηλοφοροι. Herodot VII. 41.

ter, welche mit Hörnern verziert sind (dieß ist ein Grund mehr für des Recensenten Meinung, daß die Scheiretana die Syrer seyen, bey denen sich das Horn noch bis heute im Kopfputz der Frauen erhalten hat). Uebrigens trugen auch die persischen Könige Hörner als Kopfschmuck [1]). Die ägyptischen Helme haben keinen Helmschmuck, und Recensenten nimmt es Wunder, daß der Verfasser nicht hiebey bemerkt, daß dieß im Widerspruche zu seyn scheint mit einer Angabe der Griechen von dem aus allerhand Thieren bestehenden Helmschmucke der Begleiter des Osiris, um dadurch den Kriegern so fürchterlicheres Ansehen zu geben, wiewohl Herodot die Erfindung des Helmschmucks und der Wappen den Cariern zuschreibt [2]), und jene Stellen daraus, die eine von Amadis und Meledon, nicht von den Helmen, sondern von den Thierfellen, welche als Kleider dienten, und die andere von dem Malen der Körper zu verstehen ist [3]). Die verschiedenen Farben der Kürasse und Waffenröcke sind in lithographirter Tafel gegeben, und eine andere stellt die verschiedenen Waffen schwer und leicht bewaffneter Truppen vor Augen. Die Heereswagen faßten jeder, wie der griechische διφρος, zwey Personen und manchmal drey, den Kutscher mit eingerechnet, was aber nur der Fall in feyerlichen Aufzügen, wo der Prinz Fächerträger hinter dem Könige nicht selbst den Wagen leiten konnte. Bey feyerlichen Aufzügen oder Spazierfahrten rannten Diener zu Fuß vor und hinter dem Wagen, wie noch heute in Aegypten die Seiße, d. i. Stallknechte, vor dem galloppirenden Reiter herlaufen. In Schlachtscenen ist der König gewöhnlich allein in seinem Wagen vorgestellt, mit dem Zügel um den Leib gebunden, den Bogen wider den Feind spannend; billig bezweifelt Hr. W., ob dieß in der Wirklichkeit der Fall gewesen, indem der Künstler den Wagenlenker weggelassen zu haben scheint, um der Hauptfigur nicht zu schaden. Die Aegypter bedienten sich einer kurzen, bald einfachen, bald doppelten Geißel, welche während des Bogenspannens mittelst einer Schleife am Handgelenke aufgehängt ward. Die Wägen waren von Holz, sehr leicht, mit metallenen Schließen oder Lederstreifen verziert und zusammengehalten. Unter den verschiedenen Wagenabbildungen ist die des Schlachtwa-

[1]) Aureum capitis arietini figmentum interstructum lapillis pro diademate gestans. Comm Marc. I. 106 Cap.

[2]) I. 171

[3]) Aegyptii enim principibus leonum, taurorum et draconum facies ut regiae potestatis insignia capiti circumdare; daher die Hörner, ein Diadem, welches, nach einer andern Sage, Dionysios erfunden haben soll, um die Hörner zu verstecken.

gens mit dem kreuzweise an der Seite angehefteten Köcher- und Bogenfutteral die stattlichste. Gemälde stellen die verschiedenen Verrichtungen des Wagners und Sattlers im Wagenbau vor. Es kommen nur zweyräderige Wagen, und keine mit Sicheln bewaffnete (currus falcati) vor; auch keine Wettrennen und Rennplätze, so daß das Wettrennen nicht üblich gewesen zu seyn scheint. Eine besondere Verzierung ägyptischen Pferdegeschirres, welche aber auch auf altpersischen Pferdegeschirren vorkömmt, war eine unmittelbar ober dem Joche auf einem Stiele stehende Kugel, durch welche die Leitseile liefen, entweder um das Zusammenhalten derselben zu erleichtern, oder bloß als Zierath; sie hatten keine äußeren Bespannungsstricke, indem das Joch vollkommen hinreichte, die Pferde in Ordnung zu erhalten. Bey feyerlichen Gelegenheiten waren die Pferde, besonders des Königswagens, mit gewürfelten Pferdedecken mit breitem Saume und Quasten geschmückt; Blenden scheinen sie nicht gekannt zu haben, und das Gebiß sehr scharf gewesen zu seyn. Es kommen weder vierspännige, noch einspännige Wagen vor. Die Truppe der ägyptischen Heerwagner scheint ebenfalls, wie das Heer, in schwere und leichte getheilt gewesen zu seyn. Die Belagerungen und die dabey gebräuchlichen Maschinen werden ebenfalls aus Sculpturen und Gemälden lithographisch versinnlicht; hier findet sich schon die testudo und vinea, bewegliche Thürme und Bollwerke. Höchst interessant und belehrend ist die Zusammenstellung der verschiedenen Feinde, mit denen die Aegypter kämpften; die Scheiretani (Syrer) mit runden Schilden, langen Speeren, spitzen Schwertern von lichterer Farbe, als der Aegypter, bald unter den Feinden, bald unter den Verbündeten derselben (was der Geschichte gemäß). Die Tocharen (Tataren oder Scythen) hatten Helme, welche ganz und gar die auf den Sculpturen von Persepolis vorgestellten; ihre Wagen mit Scheibenrädern sind ganz und gar die plaustra Scythica *), die tatarischen Wägen, wie sie in den Reisebeschreibungen des Mittelalters beschrieben sind. Der Umstand, daß ihre Wagen während des Gefechtes im Rücken des Heeres, und daß bey Niederlagen die Weiber darin die Kinder fortführten, bezeichnet, wie Hr. W. ganz richtig sagt, die Tocharen als ein Nomadenvolk, was die Scythen und Tataren von jeher waren. Ein anderes Volk, dessen verloren gegangener Name mit Scha begann, hatte hohe Pelzkappen, wie die heutigen Perser, eng anliegende gegürtete Kleider mit einer Art von Amuletten, die ihnen um den Hals hingen. H. W.

*) Campestres melius Scythae
Quorum plaustra vagas rite trahunt domos. (Horat.)

bemerkt, daß diese Amulette denen der assyrischen Gefangenen ähnlich, welche auf den Mauern von Medinet-Habu abgebildet sind, und Rec. glaubt um so mehr, daß es Assyrer seyen, als auch auf den Sculpturen von Persepolis die Einführer der verschiedenen Gesandtschaften mit hohen Mützen eine Art von Amulette am Halse hangen haben. Einer der fürchterlichsten Feinde der Aegypter waren die Rebo, deren bunte Kleidung, so wie ihre hellere Gesichtsfarbe, augenscheinlich ein asiatisches Volk bezeichnet. Der Verfasser hält dieselben oder Rot-n-no für Perser oder Parther. Was die Rot-n-no betrifft, hat Rec. schon oben aus der Zusammenstellung mit den Angaben der arabischen Geschichtschreiber seine Meinung geäußert, daß die Rot-n-no die Amalekiten oder das Hirtenvolk seyen, welche Aegypten so lange unterjocht hielten; aber auch die Rebo kann er nicht für Perser halten, erstens aus dem Grunde, daß vor der persischen Unterjochung Aegyptens von Griechen und Persern keine Rede, und während ihrer denkmalzerstörenden Herrschaft und nach derselben sie schwerlich auf den Sculpturen vorkommen konnten; zweytens der Straußfeder willen, die sie auf dem Kopfe tragen, und die kein persischer Kopfputz, sondern ein arabischer war; die gestreiften und bunten Kleider ihrer Anführer sind ganz das arabische Aba, und für Araber hält sie der Rec., und zwar für den mächtigsten Stamm derselben, für die Beni Rebii, deren Könige die mächtigsten und deren Kriege und Schlachttage die berühmtesten der altarabischen Geschichte, aus welcher sie noch jüngst von Fresnel ans kritische Sonnenlicht gezogen worden sind. Die Scharen hält Hr. W. für ein anderes östliches oder nördliches Volk, und nicht für Bischaren, wie Champollion, welcher auch die Rot-n-no für Lydier hielt. Die Toarscha, ein Küstenvolk, dürften wohl die Bewohner von Tyrus seyn. Die Kopfbedeckung der Maschrasch ähnelt der assyrischen von Tirhaka's Gefangenen. Daß die Scheta oder Cheta dieselben mit den Dschete der Morgenländer (die noch in den Kriegen von Timur vorkommen) und mit den Geten, wie Hr. W. bemerkt, scheint wohl keinem Zweifel zu unterliegen; sie bestanden aus zwey verschiedenen Stämmen, deren Kleider verschieden. In den Namen anderer Feinde der Aegypter sind ihre Wohnplätze bezeichnet, wie Kanana (Kanaan), Lemanon (Libanon), Askalon u. s. w.; die Aethiopier (Kusch) und die Neger sind unverkennbar. Recensenten befremdet es nur, daß in dieser Aufzählung von Völkerschaften, welche auf ägyptischen Sculpturen und Gemälden vorkommen, die Juden ganz und gar leer ausgehen, während die als Scharen aufgeführten Figuren (62. a. b. c.) unverkennbar jüdische Gesichter haben.

Der zweyte Band beginnt mit den übrigen, vom Verfasser zur ersten Kaste gerechneten Ständen, den Bauern, Gärtnern, Jägern, Fischern, wobey von der Verpachtung und Bewässerung des Landes die Rede; die letzte geschieht insgemein mittels des einfachen Schöpfbrunnens, welcher aus dem auf einer Baumgabel aufliegenden Schöpfbrunnen mit dem zu Ende desselben befestigten Palmenstricke und dem am Ende des Strickes hängenden Eimer besteht. Diese einfachste Vorrichtung, welche auf den ältesten Gemälden und Sculpturen vorkömmt, heißt Schaduf, und wird selbst nach der heutigen Volkssage schon den Pharaonen zugeschrieben Die Wasserräder (Naauret) finden sich auf den alten Sculpturen und Gemälden nicht. Die dritte Kaste bestand aus Handwerkern, als Schmieden, Webern, Kaufleuten, Musikern, Maurern, Tischlern, Töpfern, öffentlichen Wägern und einer untergeordneten Klasse von Schreibern. Die Kunst, das Leder zu pressen, war zu einer großen Vollkommenheit gelangt. Das Amt der öffentlichen Geldwäger hat sich bis in unsere Zeiten erhalten, und es finden sich Verordnungen, welche hierüber General Menou während seiner Oberfeldherrnschaft in Aegypten erlassen. Die Münze der alten Aegypter (wofür einige bloß Muscheln, andere die gebrannten Scarabäen gehalten haben), bestand aus goldenen und silbernen Ringen, und diese sind noch heute das in Sennaar und den umliegenden Ländern cursirende Geld. Zur vierten Kaste rechnet Hr. W. die Ochsen-, Schaf-, Ziegen-, Schweinhirten und andere. Alle Hirten waren den Aegyptern verhaßt wegen der Herrschaft der Hirtenkönige. Ihre Geflügelverkäufer zerfielen in zwey Klassen, in die Züchter, mittelst der Ausbrütung in Oefen, und die Verkäufer. Die Fischer bedienten sich länglicher Netze. Hier geht der Verfasser ohne besondern Abschnitt zu der Betrachtung der Regierung und der Gesetze der alten Aegypter über, deren Weisheit sprichwörtlich geworden. In der Note (S. 24) ist Chattischerif irrig als die Schrift des Scherifs übersetzt, es heißt: die edle Handschrift; Scherife heißen nur die Abkömmlinge des Propheten, was die Sultane Konstantinopels nicht sind, und als Herrschertitel führen diesen Titel nur die Herrscher von Mekka und Marokko. Die alte ägyptische Gesetzsammlung bestand aus acht Bänden, nach welchen der Richter, dem das Bild der Wahrheit und Gerechtigkeit (das hebräische Urim Tumim) an der Brust hing, Recht sprach. Wahrheit und Gerechtigkeit war die Grundtugend der alten Aegypter, wie die der alten Perser (die heutigen Perser und Aegypter sind die Antipoden derselben). Ihre Strafen waren Prügel für beyde Geschlechter, welche häufig genug vorgestellt sind; Verbrecher wurden gehängt, aber wie es scheint,

nicht an Galgen, dergleichen nicht vorkommen. Ihre gerichtlichen Urkunden waren mit großer Genauigkeit ausgestellt, von zahlreichen Zeugen unterschrieben, wie die aus einem Pariser Papyrus mitgetheilte hinlänglich beweist. Spinnen und Weben, als weibliche Verrichtungen, kommen häufig vor. Der Verfasser stellt zusammen, was die Quellen über das Verhältniß der Weiber, Aeltern, Kinder, Könige, Statthalterschaften, Gesetze und Zölle melden, wozu Sculpturen und Gemälde natürlich keinen Commentar geben können; desto reichern aber zu dem fünften Hauptstücke, welches von den Häusern (ihrem Bau und ihrer Einrichtung), von den Villen, Kornmagazinen, Obst- und Weingärten, ihrem Wein und Bier handelt. Wiewohl die alten Aegypter, wie Diodor sagt, größere Sorge auf ihre Gräber, als auf ihre Häuser verwandten, so zeugen doch die Denkmale hinlänglich für den Luxus der letzten. Die Ziegel waren ungebrannte, mit dem Stämpel des Königs oder einer andern Obrigkeit versehen. Das Ziegelschlagen findet sich häufig vorgestellt; es ist aber, wie Hr. W. sagt, nicht nöthig, anzunehmen, daß alle Ziegelschläger Juden gewesen seyen. Ihre Häuser hatten selten mehr als zwey Stöcke, und viele bestanden nur aus einem Erdgeschosse. Der Hof war größer als das römische Impluvium; in demselben waren einige Bäume mit einem kleinen Wasserbecken oder einer Quelle in der Mitte; der Eingang war durch eine von zwey Säulen getragene Vorhalle gebildet, von deren Kapitälern Flaggen oder Bänder herunterhingen; manchmal war der Eingang durch eine Säulenhalle gebildet, zwischen deren Säulen kolossale Bilder des Königs standen. Im Hofe war ein Empfangssaal für Fremde, wie noch in den heutigen ägyptischen Häusern, in welchen derselbe heute Mandara, d. i. Seheplatz, heißt. Gegenüber dem Eingange von der Straße führte eine Thüre, woraus der Hausherr den Fremden in den Empfangssaal entgegenging, in den zweyten Hof, wo die innern Gemächer des Hauses. Ein offener Säulengang, von welchem man in die Zimmer ging, lief auf vier oder drey Seiten herum, wie noch bey den heutigen morgenländischen Gebäuden (namentlich bey den Medreseen, welche der alten Bauform am treuesten geblieben). Hr. W. theilt den Plan einer alten Stadt zunächst von Tel-el-Amarna mit, welche er für das alte Alabastron hält. Das Modell eines kleinen altägyptischen Hauses, welches sich aus Salt's Sammlung jetzt im brittischen Museum befindet, besteht aus einem Hofe, drey kleinen Vorrathskammern und einer Stiege, welche zu einer schmalen Terrasse führte, an deren Ende ein Gemach für den Aufseher der Vorrathskammern (gleich einem halbgedeckten Wagen); da unten ein Weib Brot backt, und oben der

Aufseher in seiner steinernen Kalesche sitzt, so erinnert dieß den Verfasser an die Stelle der Sprüche Salomon's: Es ist besser wohnen im Winkel auf dem Dach, denn bey einem zänkischen Weibe in einem Hause beysammen (XXI. 9). Die Gemächer waren von innen und außen stukadirt und bemalt, oft auch die Thüren, um die Farben fremden Holzes nachzuahmen. Diese hatten bald einen, bald zwey Flügel, und hingen in metallenen Angeln, dergleichen sich in Sammlungen erhalten haben. Die Schlüssel der ägyptischen Tempel hatten die Gestalt eines Löwen, von dem Ketten mit einem Herzen niederhingen; auch die Wasserrinnen waren Löwenköpfe. Hr. W. hält dieß nicht für symbolisch, sondern für zufällige Künstlerphantasie, Rec. ist aber der vom Verf. bestrittenen Meinung, daß bey einem so streng hierarchisch und symbolisch geregelten Volke, wie die alten Aegypter, keine der üblichen Formen zufällig, sondern alle vorgeschrieben und bedeutungsvoll waren; wie denn der Löwe, der sich von den alten Aegyptern bis auf den Löwenbrunnen Al-Hamra's, und von jener Zeit bis auf die heutige als Fontainenschmuck im Orient erhalten hat, unmittelbar auf den Löwen des Thierkreises zu beziehen ist, weil, wenn die Sonne im selben stand, die Ueberschwemmung des Nils Statt hatte. Die Hausthore und Thüren, welche mannigfaltig verziert, öffneten sich einwärts, was ganz entgegengesetzt den Griechen, deren Thüren sich auswärts öffneten, und welche jedesmal, ehe sie öffneten, von innen klopfen mußten, um die von außen Vorübergehenden vor einem Stoße zu warnen. Der Estrich war Stein oder Thon, die Decke der Zimmer eng an einander geschlossene Balken und Dielen aus Palmen. Viele Gemächer waren gewölbt, und zu Sakkara besteht ein Gewölbe im Halbkreise aus der Zeit des zweyten Psametichus, d. i. sechshundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Wahrscheinlich führte der Mangel an Holz zur Erfindung der Steingewölbe, welche sich in den Gräbern der achtzehnten Dynastie, d. i. 1540 Jahre vor Chr. G., finden, und nach den Gemälden zu Beni Hasan zu urtheilen, schon zur Zeit Osirtasen's I., welchen Hr. W. gleichzeitig mit Joseph hält, gebräuchlich waren. Auf dem Gipfel des Hauses war eine Terrasse mit einem von Säulen getragenen Dache; manche Häuser hatten statt der Terrasse bloß hölzerne Windfänge, ganz wie die heutigen Malkaf, d. i. Windbrunnen, deren auch in Lane *) Erwähnung geschieht, und deren mehrere in einer Ansicht Kairo's auf der Titelvignette dieses Hauptstücks nächst den Minaretten abgebildet sind. Die Malkaf oder Windbrunnen vertreten die

---

*) I. 20.

Stelle der Windfänge zu Bagdad, welche dort wörtlich so, nämlich Badgir *), heißen, und die Stelle der Windsegel (windsail) auf englischen Schiffen vertreten. Die ägyptischen Zinnen, welche die Mauern der Häuser oder Stadtwälle krönten, waren eine Nachahmung der Schilde, welche vermuthlich die erste Idee zur Vertheidigung der Mauern gaben. Diese Vermuthung leuchtet dem Rec.'en besser ein, als die darauf folgende, daß diese Zinnenverzierung, welche so häufig auf römischen Gräbern vorkömmt, von der Gestalt des im Sarge liegenden Körpers hergenommen seyn könnte, wie auf den Deckeln ägyptischer Särge die darin liegende Mumie abgebildet ist. Manchmal schrieben sie ober der Thüre, außer dem Namen des Eigenthümers, ein segnendes Wort als gute Vorbedeutung, wie ☥, was gute Wohnung hieß, das Mensil mobarek, d. i. gesegnete Station, der heutigen Araber. Ober den Gesimsen der Thüren war häufig der Name der Könige oder Schutzgottheiten, welcher vermuthlich bey der Einweihung des Hauses aufgesetzt wurde. Diese Hausweihe ging von den Aegyptern zu den Juden über, denn im fünften Buche Moises (XX. 5) heißt es: »Wer ein neues Haus gebaut hat, und hat es noch nicht eingeweiht, der gehe hin, und bleibe in seinem Hause, auf daß er nicht sterbe im Kriege, und ein anderer weihe es ein.« Die Mauer- und Zimmerdecken waren reich und mit den lebhaftesten Farben bemalt, die sich aber nur noch in den Gräbern unversehrt erhalten haben; die beygefügte Tafel ist illuminirt, und gibt daher die genügendste Anschauung. Die Verzierungen waren von der mannigfaltigsten Art: die beliebtesten waren der Lotos, der Diamant, der Kreis, die Schnecke, das Zickzack, der Mäander, das Labyrinth, die sogenannte toskanische Einfassung, welche die Tusker, wie die Griechen ihre mäandrischen, von den Aegyptern entlehnt. Mehrere ähnliche Zeichnungen finden sich in den Bädern des Titus, woher Raphael seine berühmten neuen Arabesken entlehnte, welche nur alte Aegyptesken. An Reichthum und Schönheit wurden die ägyptischen Zimmerdecken jedoch von den laqueatis tectis der Römer übertroffen, welche in vielfache Vierecke untergetheilt, zum Theil vergoldet, und selbst mit Elfenbein eingelegt waren. Die Buden der alten Aegypter waren ganz denen der morgenländischen Basare ähnlich, nämlich gegen die Straße ganz offen. Ihre Villen und Gärten waren mit Obelisken, Thürmen, Kanälen und Wasserbecken verziert, wie aus der beygegebenen Zeich-

*) Bad, Wind, das deutsche Waht (weht), und gir, fangend, greifend, das deutsche Gier.

nung und dem Plane einer solchen Villa erhellt, welche ein schönes Seitenstück zu den, von der Gesellschaft der englischen Alterthumsforscher in ihren Verhandlungen kund gemachten Plänen römischer Villen. Die Stallungen für die Pferde und die Wagenschupfen waren in dem Mittelpunkte oder innern Theile des Hauses, aber die Meierhöfe in einiger Entfernung vom Hause, wie die rustica der Römer. Die Kornspeicher waren also vom Hause getrennt, mit einer besondern Mauer eingeschlossen, wie die fructuaria der Römer. Die Gärten waren wohl bewässert mittelst des Wassertopfs (Schaduf), deren zwey an einem über dem Halse getragenen, jochartig gebogenen Holze hingen; sie bedienten sich auch der Wasserschläuche. Die Bäume waren in Alleen gepflanzt; Palmen und Akazien sind leicht von einander zu kennen, aber nicht so leicht ist es, zu bestimmen ob die Bäume durch die Unkunde des Künstlers so unnatürlich gebildet sind, oder ob sie, wie bey den Römern, durch topiarii verschnitten waren. Weingarten und Obstgarten liefen in einander; die Reben wurden gewöhnlich in Lauben gezogen; die Vögel wurden von den reifenden Weinbeeren durch schleuderbewaffnete Knaben abgeschreckt; es scheint, daß zum Pflücken der Früchte auch Affen abgerichtet waren; auf dem im Holzschnitte beygegebenen Baume sind zwey Affen mit Pflücken, der dritte aber mit Fressen auf eigene Rechnung beschäftigt. In einem Theile Abyssiniens sind die Affen noch heute die Fackelträger bey Nachtmalen, welche zwar manchmal ihres Amtes als Lichtträger vergessen, aber bald wieder durch den Stock zur Ordnung zurückgeführt werden. Der Wein reift in Aegypten im Monat Epiphi, welcher am 25. Junius beginnt. Die Weinpressen waren von verschiedener Art (auf dem nächsten Blatte in Farben vorgestellt), Handpressen und Fußpressen. Der Wein wurde in irdenen Gefäßen aufbewahrt, wie bey den Römern in cadis und amphoris. In den ägyptischen Weinkrügen wird immer am Grund eine harzige Substanz gefunden, die zur besseren Erhaltung und Durchdüftung des Weines beygemischt ward. Der beste ägyptische Wein war der mareotische, dann der von Arsinoe, Tenia und Sebennytos, der von Alexandrien und Koptos. Der ecbolas des Plinius war ein gewürzter Wein, der neuvermählten jungen Frauen verboten war, wiewohl den Weibern sonst der Wein erlaubt. Das Bier ward aus Gerste gebraut, mit Zusatz von Wolfsbohnen oder bittern Wurzeln statt des Hopfens. Sie hatten auch künstliche Weine aus Obst, und dieselben waren vermuthlich durch besondere Namen unterschieden, wie in England perry, cider, porter, ale, brownstout und sprucebeer.

Unter den Fruchtbäumen stand, wie natürlich, die Palme oben an; sie trockneten die Datteln ganz einfach oder sie machten daraus eine Art von Kuchen, wie das heutige Adschwe; dergleichen Kuchen werden in den Gräbern von Theben gefunden. Die allgemeine Brauchbarkeit der Palme, von der nicht nur Frucht und Laub, sondern selbst Kern und Faser dem Menschen Nutzen gewährt, ist bekannt; deßhalb hieß sie Mohammed die Tante des Menschen. Das harte Holz der thebanischen Palme (Cucifera Thebaica) diente zur Verfertigung von allerhand Werkzeugen. Die Nüsse der Akazie Dum bildeten die Korallen von Rosenkränzen, die schon im alten Aegypten üblich. Aus dem Laube dieses Baumes wurden Körbe, Säcke, Matten, Fächer, Fliegenwedel, Bürsten und manchmal Sandalen geflochten. Nach der Palme und Akazie waren die berühmtesten und nützlichsten Bäume der Sycomorus, der Nebk oder Sidr (Rhamnus nabeca), d. i. die Persea, der Mochaijit (cerdia myxa), der Sont oder Acanthus (acacia nilotica), der Charubenbaum (engl. locust tree, österreichisch Bockshörnlein), die Tamariske (gallica und orientalis, die letzte heißt auf arabisch Athul), das Senne, die palma Christi, Myrten und mehrere Arten von Akazien und Mimosen *). Da die Aegypter außerordentliche Freunde von Bäumen und Blumen, von Frucht- und Ziergärten, von Pflanzung und Wachsthum, so stand der Gartengott Chem (welcher der griechische Pan, und später der römische Priapus) im höchsten Ansehen. Hinter demselben wird gewöhnlich ein Gartengeschirr mit Bäumen getragen, oder es steht hinter ihm ein Aufsatz mit Blumen und Bäumen; er selbst im vollsten Sinne stehend, den Kopf rückwärts auf einen Krummstab gestützt. Hierüber bemerkt der Verfasser nichts, dem Referenten aber will es scheinen, daß den alten Aegyptern schon die bey uns erst seit Gall's Kephaloskopie viel besprochene Verbindung der Zeugungskraft mit dem Gehirne im Hinterkopfe schon den Aegyptern bekannt gewesen sey, weil, wiewohl dergleichen Rücken- und Kopfstützen noch heute in Nubien üblich, dennoch dieselbe auf den alten Sculpturen und Gemälden bey keinem andern Gotte, als beym Gartengott in priapeischer aufrechter Stellung vorkömmt, wie der Holzschnitt zeigt. Demselben war die Stadt Panopolis geweiht, deren alter Name Chemmis sich im heutigen Achmim erhalten hat. Außer dem Chem standen die Gärten unter besonderem Schutze der Göttin

*) Sejal (acacia seyal), Fitne (acacia farnesiana), Tulh (acacia gummifera), Lebbeh (acacia oder mimosa lebbeck Linnei).

Ranno [1]), welche eine menschliche Gestalt mit dem Kopfe der Giftschlange Uraeus, welche das Attribut der Götter und Könige, als Symbol der Macht, zu tödten und Leben zu gewähren, indem der Schlange langwieriges Leben ein wohlgewähltes Bild für belebende Kraft, so wie ihr Gift für die tödtende. Der Verfasser bemerkt, nach Champollion, die Verwandtschaft des Namens Uräus mit dem koptischen Worte Uro, welches König bedeutet, und die sich auch im griechischen Namen des Basilisken mit königlich (βασιλικος) findet; und Rec. bemerkt weiter hinzu, daß im Arabischen dasselbe Wort (Haij) Schlange und Leben bedeutet, und daß die zwey Eigenschaftswörter der Götter und Könige, welche dieselbe symbolisch aussprach, nämlich der Belebende [2]) und der Tödtende [3]), sich noch heute unter den 99 Eigenschaftswörtern Gottes der Moslimen befinden, welche vermuthlich schon von den alten Aegyptern als Rosenkranz hergesagt wurden, wie heute von den Moslimen.

Eines der anziehendsten Hauptstücke des Werkes, durch die große Zahl der beygegebenen, zum Theil illuminirten Kupferstiche, ist das sechste, welches von der innern Zimmereinrichtung der alten Aegypter, ihren Sesseln, Stühlen, Sofa, Matten, Tapeten, Betten, Bettstätten, Tischen, Tafeln, Sänften, Wasch- und Putztischen und musikalischen Instrumenten handelt. Man ist höchst erstaunt, hier den größten Luxus unserer Zeit bis auf die Formen derselben wieder zu finden, wobey freylich zu bemerken, daß manche dieser Formen erst ganz jüngst von altägyptischen Sculpturen und Gemälden in die Gesellschaftssäle von Paris und London, und von diesen in die von Wien und anderer Hauptstädte übergegangen ist. So sind z. B. die sogenannten Kankaruh-Lehnsessel, deren Sitz sich einwärts gegen die Lehne einbeugt, und gegen den Fuß ausbeugt, welche erst jüngst durch die geschmackvolle Möblirung, im letzten Pariser Geschmacke, des eleganten Salons der Freyin Katharina v. Pereira zu Wien bekannt geworden, schon hier genau so aus den Gemälden der Königsgräber von Theben abgebildet. Die Polsterung der Armsessel wetteifert an Reichheit und Weichheit des Stoffs, und das Gestelle derselben an Zartheit und Zierlichkeit der Formen mit dem Vollendetsten, was hierin französische und englische Tapezierer und Schreiner zu leisten vermögen. Auch Feldbetten

---

1) Der Name scheint verwandt mit dem persischen Raana رعنا die Schlanke, Zarte, das Deutsche Rahne.

2) المحيي 3) المميت

und Feldsessel, die zum Zusammenlegen, waren ihnen nicht unbekannt; die Sofas oder Ottomanen hatten weder Lehnen, noch Geländer; die Polsterung war Leder oder Wollenstoff, in den reichsten Farben, wie die der Lehnsessel; das Gestelle war reich geschmückt mit Figuren von Gefangenen, die auf diese Weise unter die Füße der Sitzenden zu liegen kamen; in derselben Absicht, den Triumph über besiegte Feinde darzustellen, finden sich auch auf den Füßen der Mumiensärge die Figuren gefangener Feinde, den Sohlen angemalt. Diese uralte Hyperbel orientalischer Tyranney und Sclaverey hat sich nicht nur auf altägyptischen Denkmalen erhalten, sondern auch durch das ganze Morgenland im Leben fortgepflanzt. Ein höchst merkwürdiges Belege davon gibt die Geschichte der mongolischen Herrscher in Persien zur Zeit Hulagu's; als dieser zwischen zwey Brüdern, Sultanen der Seldschuken, die sich um den Thron Kleinasiens stritten, als Schiedsrichter entschieden, stellte sich der Verungnadete vor den Thron mit einem Geschenke von Pantoffeln, deren Sohlen sein Porträt eingestickt war; er bat um die allerhöchste Gnade, Se. Majestät der Ilchan möge geruhen, seinem staubgebornen Sclaven die allermildeste Huld zu gewähren, ihn durch Anziehung der Pantoffel unter die Füße in den Staub zu treten; dieß ist asiatischer Curialstyl. Die ägyptischen Ruhebetten hatten die Form unserer chaises longues. Die Aegypter hatten runde Tische mit einem Fuße, wie die M o n o p o d i a der Römer; der Fuß stellte gewöhnlich die Figur eines Gefangenen vor, welcher die Karyatide des Tisches. Große Tische hatten vier oder mehrere Füße, und die Platte war mit allerhand Figuren entweder bemalt oder vielleicht musivisch eingelegt. Ihre Hauptkissen waren von Holz, wie noch heute die lackirten der Chinesen, dergleichen in der reichen Sammlung Hrn. Lamare Piquot's zu sehen, oder sie legten den Kopf auf den schon oben erwähnten halbmondförmigen Untersatz aus Holz oder Alabaster. Porphyrius erwähnt einer geflochtenen Bettstatt aus Palmenzweigen, welche B a i s heißen (B a i ist das koptische Wort für Palmenzweig); solche Geflechte von Palmenzweigen sind noch heute in Aegypten üblich als Gestelle für Betten oder Sofa. Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele der an die Wände gemalten Hieroglyphen nichts anders, als Sittensprüche oder lobpreisende Inschriften zum Lobe des Hauses und zum Preise seiner Bewohner, wie deren noch heute häufig in allen Ländern des Morgenlandes angetroffen werden. Dergleichen Inschriften kommen mehrere in den Anthologien und Werken, welche den Titel M o h a d h e r a t, d. i. schlagfertige Gegenreden, führen, und auch einige in der Tausend und Einen Nacht vor. Eine der schönsten und vollständigsten, in welcher

sich der Zweck des Lobpreises am klarsten ausspricht, ist die folgende, vom großen und gelehrten Wesir der Könige Granada's, Lisaneddin Ibnol Chatib, in seinem, das Strumpfband [1]) betitelten Werke, woraus dieselbe sein Biographe, der Scheich Schihabeddin Ahmed, in der Lebensbeschreibung desselben genommen. Diese Lebensbeschreibung, ein Foliant von dreyhundert Blättern, welche den Titel des guten Hauches im frischen Andalus [2]) führt, ist ein Orientalisten noch ganz unbekanntes Werk, das sich bisher auf keiner europäischen Bibliothek befindet; der Rec. besitzt davon ein Exemplar, welches drey Viertel des Ganzen enthält [3]), und aus diesem ist die folgende Inschrift genommen, welche Lisaneddin in einem Hause zu Mekines, wo er abgestiegen, gefunden, und seinem obgenannten Werke einverleibt hat. Lisaneddin, der Schlußstein der literarischen Größe von Granada und Andalus, gest i. J. 776 (1374), ist der Verfasser eines halben Hunderts von Werken, deren berühmtestes die Geschichte Granada's [4]):

Betrachte aufmerksam des Hauses Glanzrevier,
Und alles, was darin, wird wohlgefallen dir.
Des Hauses Höhe gibt von Höh' des Herrn dir Kunde,
Des Bauherrn zarten Sinn spricht alles in die Runde:
Zu unterst, was gestickt in des Fußteppichs Rand,
Entspricht dem, was gemalt du siehst auf höchster Wand;
Ein Garten scheint das Haus, den Regen reich getränket,
Und welchem er den Schatz der Blumenflur gespendet,
Den Augen stellt es sich in vollem Pompe dar,
Und durch den Anblick wird Verklärung offenbar;
Von allen Seiten lacht dir Fröhlichkeit entgegen,
Und Glanz der Schönheit trifft dich hier auf allen Wegen;
Durch der Bewohner Huld spricht sich vernehmlich aus:
Das Paradies der Huld [5]) sey dieses hohe Haus.

Der Sinn dieser Inschrift paßt so ganz auf den Glanz und die Pracht eines ägyptischen Pallastes und die Pracht seiner Einrichtung in den lebendigsten und frischesten Farben, daß diese Abschweifung aus dem ältesten Morgenlande ins mittelalterliche und heutige verziehen werden mag. Wir kehren nun zu den Scenen des ägyptischen Lebens im Inneren des Hauses zurück. Die Sitten und Gebräuche der Feste und Gastereyen werden ebenfalls durch erklärte Holzschnitte anschaulich gemacht. Die Becken

---

1) Efnadhotol - dschorab.

2) Nefh et-tajeb fil - Andalus er - rathib.

3) Anzeigeblatt des LXX. Bandes dieser Jahrbücher S. 90.

4) El - ihata fi tarichi Grenata.

5) Dschennetol - chuld.

und Gießkannen, womit den Gästen Hände und Füße gewaschen worden, haben zum Theil die Form der noch heute in Aegypten üblichen. Eine der vorzüglichsten Bewillkommungs-Ceremonien war das Salben des Kopfes mit wohlriechenden Essenzen. Beym Eintritte in den Saal wurde jedem Gaste eine Lotosblume dargereicht, die er während des Festes in den Händen hielt, so daß die Sitte, auf Bällen den Damen Bouquette beym Eintritte zu überreichen, eine uralte ägyptische. Die Aufsätze für die Blumengeschirre und die, an welchen die Blumenkränze aufgehangen worden, waren denen ähnlich, auf welchen die Amphoren und Weinkrüge standen, dergleichen mehrere in Gräbern von Theben gefunden worden; ähnliche Gestelle fanden sich auch in Toilettenkabinetten oder Bädern, um die Kleider darauf aufzuhängen. Es scheint nicht, daß bey den alten Aegyptern jeder Gast seinen eigenen Becher oder Trinkschale hatte, wie bey den alten Griechen; die Becher und Trinkschalen waren nicht, wie Herodot und Hellanikos versichern, bloß eherne, indem Joseph einen silbernen Becher hatte, und sich auf den Sculpturen auch gläserne und porzellanene vorfinden Während des Speisens wurden die Gäste mit Musik unterhalten, über deren Charakter und Styl es heute freylich unmöglich, etwas mit Gewißheit zu sagen; aber aus den Gemälden und Sculpturen erhellt nicht nur die Menge, sondern auch die Vollkommenheit ihrer musikalischen Instrumente. Die verschiedenen Arten von Harfen, die Guitarren, Flöten (die einfache und doppelte), dann die Halbtrommel, welche heute in Aegypten Darabuka heißt, deren Form aber nicht die kreisförmige, sondern viereckig war; auch die Castagnetten kommen nur in anderer Form vor. Der Verfasser glaubt, daß der europäische Name von der Kastanie abzuleiten sey, allein außerdem, daß Castagnetten mit Kastanien keine Aehnlichkeit der Form und keinen Bezug des Schalles haben, so spricht der morgenländische Ursprung dafür, daß das Wort Castagnette, welches sich in allen europäischen Sprachen befindet, nur eine Verstümmlung des morgenländischen Namens Tschaghane, so wie die Guitarre nur eine Verstümmlung des persischen Sitar, d. i. die dreysaitige. Sie hatten auch Cymbeln oder sogenannte Tschinellen und cylindrische Keulen, welche gegen einander geschlagen wurden, und nach deren Takt sie tanzten. Die Instrumente der Heermusik waren Trompete und die Trommel; die letzte länglich (in der Gestalt eines Fischreises), ähnlich dem indischen Tomtom, welches eine Art von Trommel, und womit man irrig in Europa öfters das indische und chinesische Gong bezeichnet; ein solches Gong, d. i. eine metallene Scheibe mit einem Loche in der Mitte, findet sich unter den Cymbeln abgebil-

det. Auf dem Marsche wurde die Trommel wie ein Tornister auf dem Rücken getragen. Lange bevor die Lyra in Griechenland bekannt, hatten die ägyptischen Saiteninstrumente schon den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Der Verfasser sucht so viel als möglich Licht auf die verschiedenen, von Athenäus und der Bibel erwähnten musikalischen Instrumente zu werfen, gesteht aber, daß es schwer, den Unterschied zwischen der Cither, Aschur, Sambuk, Nabl, Kinnur, und den anderen Blas- und Schlaginstrumenten der Hebräer auszumitteln. Die verschiedenartigsten Saiteninstrumente sind in Holzschnitten beygegeben; dann werden in besonderen Abschnitten behandelt die Lyra, die Guitarre, die Flöte (die einfache und doppelte) und die Halbtrommel. Die sechs- oder neunsaitige Lyra ist vermuthlich das hebräische Kinnur, besonders wenn sich in der Folge die Vermuthung bestätigen sollte, daß unter den auf den Hieroglyphen von Beni Hasan aufgeführten Fremden die Familie Jakobs zu verstehen sey, wiewohl die darüber geschriebene Zahl sieben und dreyßig dieser Vermuthung zu widersprechen scheint. Die ägyptische Guitarre ist dreysaitig, wie die persische; ihr europäischer Name ist wenigstens nicht aus dem Aegyptischen, sondern aus dem Persischen genommen, wovon auch das griechische Κιθάρα nur eine Verstümmlung. Die Namen der griechischen Flöten waren alle aus Kleinasien entlehnt, als die lydische, phrygische, mysische, karische. Schon in einem der ältesten Gräber, dem drey- oder viertausend Jahre alten hinter der großen Pyramide, befindet sich mit zwey Harfen eine einfache Flöte; zur doppelten tanzten die Weiber; die heutigen Aegypter haben dieselbe in ihrer Semara nachgeahmt (richtiger Semr oder Mismar) [1]), welche aber, unharmonisch und roh, bloß Bauern und Kameeltreibern zur Unterhaltung dient. Die vielröhrige Panspfeife, welche die Hebräer unter dem Namen Argab kannten [2]), und welche insgemein mit Orgel übersetzt wird, kömmt auf den hieroglyphischen Sculpturen nicht vor. Die Halbtrommel, deren heutiger Name Deff schon im Hebräischen als Taph vorkömmt, war manchmal kreisförmig, meistens aber ein längliches Viereck, bestand manchmal aber auch aus zwey durch eine Leiste getrennten Vierecken. Die heutigen Alime (die Kundigen), d. i. die Sängerinnen, und Ghawasi (die Kämpfinnen), d. i. die Tänzerinnen, finden sich schon auf den alten ägyptischen Gemälden, auf denen sich auch Pi-

[1]) مزمار زمر, was insgemein als Psalterion übersetzt wird

[2]) Job XXI. 12. Genes. IV. 21.

ronetten und andere Schritte unserer Balletttänzer abgebildet befinden; sie hatten auch heilige Tänze, die in den Tempeln vorgestellt sind.

Das siebente Hauptstück (das letzte des zweyten Bandes) handelt von den verschiedenen Geschirren, Vasen, Krügen, Flaschen, Schalen, Büchsen, Dosen u. dgl., welche unendlich mannigfaltig; einige derselben höchst geschmackvoll, die meisten höchst phantastisch verziert. Bey Gelegenheit der bey den Gastmahlen üblichen Sitte wird bemerkt, daß die Aegypter ein vorzügliches Talent zur Satyre hatten und zur Carricatur. Die Küche stand in sehr großem Ansehen, wie die vielfältigen, auf den Denkmalen vorkommenden Vorstellungen culinarischer Verrichtungen beweisen. Eine besondere Art, das Fleisch am Schenkelbeine des Bratens so vorzuschneiden, daß es einen kugelförmigen Klumpen bildet, an dessen beyden Enden die Endknöpfe des Beines vorstehen, hat sich noch heute in Aegypten erhalten. Ihr Lieblingsfleisch waren Rind und Gänse, doch aßen sie auch den Iber, Oryx und die Gasele; Lämmernes und Hammelfleisch scheint von ihren Tafeln ausgeschlossen gewesen zu seyn. In Unterägypten wurden Vögel und Fische verschiedener Gattung getrocknet und eingesalzen. Alle Küchenverrichtungen, vom Schlachten des Rindes an bis zu der Zubereitung der Confecte, sind auf Gemälden im Grabe des Königs Rameses III., der, hiernach zu urtheilen, wahrscheinlich ein großer Bonvivant war, höchst anschaulich vorgestellt. Sie speisten um Mittag, wahrscheinlich aber auch Abends, und saßen zu Tisch auf Stühlen oder bloß auf der Erde. Der Tisch war fast in der Form des heutigen, ohne Tischtuch vermuthlich, wie bey den Griechen, mittelst eines Schwammes gereinigt. Herodot's Angabe, daß die Aegypter Weizen und Gerste verabscheuten, und ihr Brot nur aus Olyra und Zea buken; das erste vermuthlich die Dura (holcus sorgum), das zweyte, wie Hr. W. in einer Note warnt, nicht mit dem Mais zu vermengen, wird widersprochen. Dieses letzte Brot war, so wie noch heute, nur das der ärmsten Klasse, welche sich auch nur eherner Trinkgeschirre bediente; da Herodot jenes schlechtere Brot und diese schlechtere Art von Trinkgeschirren als die einzigen der Aegypter angibt, während sie auch Weizen- und Gerstenbrot aßen, und aus Bechern von Gold, Silber, Glas, Porzellän und Thon tranken; so schließt Hr. W. daraus, daß Herodot während seines Aufenthaltes in Aegypten nicht in der besten Gesellschaft gelebt haben müsse. Rec. bemerkt hierüber nur, daß zur ersten Klasse ägyptischer Gesellschaft doch die Priester gehörten, mit denen Herodot umging, und aus deren Munde er seine ägyptische Geschichte niederschrieb. Feigen und Trauben

waren die Lieblingsgerichte der alten Aegypter, aber auch die Feigen des Sycomoros mußten sehr geschätzt seyn, weil dieselben die Frucht sind, welche von der Göttin Netpe denen dargereicht wurden, welche des Eintritts in die Regionen der Seligkeit für würdig gehalten wurden. Die Gäste aßen, da sie weder Messer, noch Gabel, noch die Stäbchen der Chinesen hatten, mit den Fingern; die Suppe wurde mit Löffeln gegessen, die von der mannigfaltigsten Gestalt und den verschiedensten Stoffen. Nach dem Essen wurde gesungen, gesprungen, gerungen, Musik gemacht und gespielt; Mora, Damenziehen und das Würfelspiel, das noch heute in der Türkey unter dem Namen Mangala üblich. Die Figuren des Damenbrettes sind fast ganz die des heutigen morgenländischen Schahbrettes, man vergleiche nur die S. 418 aus den Sculpturen des Grabes Rameses III. gegebenen, mit den Umrissen, welche sich S. 232 des zu Konstantinopel gedruckten Ghalatat (confusions of purly) abgebildet befinden. Rameses III. scheint das Damenspiel nicht minder geliebt zu haben, als die gute Küche. Ein Spiel, wo zwey in ihren Händen eine Zahl Muscheln und Steinchen halten, welche ein dritter, zwischen ihnen auf der Erde Hockender, errathen muß, wird vom Verfasser für den Kollabismos der Griechen gehalten, und erinnert in jedem Falle an unser Stockschlagen. Würfel, Puppen und Spielereyen der Kinder sind nach wirklich erhaltenen Exemplaren abgebildet, nach den Sculpturen aber die Künste der Taschenspieler, Ballspieler und andere Volksbelustigungen, wie z. B. das Herumdrehen Zweyer im Kreise, die sich bey den Armen halten, oder die ein Dritter hält, und welche die Fersen gegen einander stemmen, oder das zugleiche Aufstehen Zweyer, die auf der Erde mit verschränkten Armen sitzen. Verschiedene Kunststücke von Fechtern, Ringern und Stockfechtern, so wie Stiergefechte machen den Beschluß dieses Hauptstücks und des zweyten Bandes.

Das achte Kapitel handelt von der Jagd, dem Vogel- und Fischfang, welche Lieblingsbeschäftigungen der alten Aegypter waren, so daß Plato die Jäger als eine besondere Kaste des alten Aegyptens aufführt. Das Wild wurde in Parken, die Fische wurden in Weihern, die Gänse und anderes Geflügel in eingefriedigten Hürden gehegt, wie dieß aus den Gemälden ersichtlich. Gaselen und wilde Stiere wurden mit Schlingen gefangen, und, wie in Indien mit dem Tschita oder Leoparden gejagt wird, so jagten sie mit zur Jagd abgerichteten Löwen. Ihr Wild waren die Ghaselle, die wilde Ziege, der Jbex, der Oryx, der wilde Ochs, das wilde Schaf, Hasen, Ziegen, Rehe, Stachelschweine, Wölfe, Füchse, Hyänen und Leoparden; diese

Thiere, sammt Katzen, Ratzen und Ichneumon, sind im Holzstiche von den zu Theben und zu Beni Hasan befindlichen Gemälden abgebildet. Die ägyptische Sphinx hält Hr. W. für das Symbol des Königs als Verein von intellectueller und physischer Kraft. Rec. theilt diese Meinung nicht; er kann die Sphinx für nichts anderes, als für ein Symbol göttlicher Weisheit halten, wie den hebräischen Cherub, welcher dem persischen (die sogenannten Thiere von Persepolis) nachgebildet ist, und welcher dem Borrak der Moslimen zum Muster gedient hat. Der persische Cherub war der Träger Ormusd's, wie der hebräische der Wagen Jehova's und der Borrak das Reitpferd des Propheten in der nächtlichen Himmelfahrt. Der Begriff der Weisheit hat sich auch in der Räthsellösung der griechischen Sphinx erhalten. Der Unterschied des Kopfes eines Menschen, eines Widders, eines Habichts (Androsphinx, Kriosphinx, Hierakosphinx) bezeichneten vermuthlich uns unbekannte Beziehungen und Aeußerungen als Attribute göttlicher Weisheit. Der Oryx ist in Aethiopien zu Hause, wie die fleckige Hyäne (Marafin). Die Beisa ist eine Art von Antilope, wie der Oryx. Der Addax unterscheidet sich vom Oryx in der gewundenen Form der Hörner. Der Ibex, welcher ganz dem Steinbock der Alpen gleicht, heißt auf arabisch das Männlein ausschließlich Beddan, in beyden Geschlechtern aber Taital. Das wilde Schaf Kebsch wird in der östlichen Wüste gefunden. Das Stachelschwein und der Bär sind keine Eingeborne Aegyptens, und wo sie in den Gräbern von Theben vorkommen, werden sie von Fremden gebracht. Herodot wird also des Irrthums geziehen, daß er den Bär als ein einheimisches Thier Aegyptens aufführt, so wie Sonnini, wenn er nichts von Wölfen in Aegypten wissen will, Hr. W. hat zu Lykopolis selbst mehrere Wolfsmumien untersucht. Der Webr (bey Hrn. W. wabbeer), d. i. der hyrax, kömmt auf den Sculpturen nicht vor, was Hr. W. seiner, in den Thälern niedriger Berge zurückgezogenen Lebensart zuschreibt; er hält denselben mit Bruce für den Safan der Schrift. Der Löwe und der Leopard finden sich nicht nördlicher als Aethiopien, wo auch zwey andere reißende Thiere, der Abu Mungar und der Schib, über welche Hr. W. nichts Näheres in Erfahrung bringen konnte; das letzte ist wohl nichts anderes, als der Scheib, welcher in Demiri als alter Stier vorkömmt*), und Abu Mungar ist vielleicht dasselbe mit Abu Munschar (squalus pristis in Forskal's Beschreibung der Thiere, p. X). Wie weit die bekannte Sage vom Kampfe des Ichneumon mit

*) Diese Jahrb. LXVI. Bd. Anzeigebl. S. 40, Nr. 399.

dem Krokodil wirklich in der Wahrheit gegründet, konnte Hr. W. nicht erhärten. Von Hunden werden allein siebenerley Arten auf den Gemälden abgebildet; auf denselben kommen Pferde und Esel in Menge, auch Schweine und Wildschweine vor, aber nirgends, was merkwürdig genug, das Kameel und die Taube; andere Vögel zur Genüge, mit allen Vorrichtungen des Vögelfangs und der Fischerey. Ein halbes Hundert von Vögeln sind in den Holzschnitten gegeben, und zur Vergleichung mit denselben eine Liste der in der Schrift vorkommenden Vögel. Hierauf die Liste der ägyptischen Fische und die Vorstellung der Hippopotamusjagd, welche eine Lieblingsjagd der alten Aegypter war. Aus der Haut desselben wurden Schilde, Helme und Geißeln geschnitten; der ägyptische Name der letzten, Korbadsch, ist als Karbatsch ins Deutsche und als cravache ins Französische übergegangen. Der Hippopotamus findet sich heute nur noch in Oberäthiopien, und das Krokodil nicht unter Manfalut. Gegenüber dieser Stadt finden sich zu Maabde weitschichtige Grotten, wo zahlreiche Mumien von Krokodilen gefunden werden. Zu Ombos und Arsinoe ward es göttlich verehrt, zu Apollinopolis, Tentyris und Herakleopolis in Abscheu gehalten, woraus blutige Religionskriege entstanden, wie aus Juvenal bekannt.

Das neunte Kapitel umfaßt das weite Gebiet der altägyptischen Industrie, ihre Künste und Manufakturen, Leinwand, Baumwolle, Glas, Töpferwaaren, Papyrus, Leder, Tischler, Schreiner, Wagner, Riemer, Binder, Schiffsbauer, Goldschmiede, Vergolder u. s. w. Zur Zeit des persischen Einfalls stand ägyptische Wissenschaft auf dem höchsten Gipfel; aber die Künste waren von dem Standpunkte des augustischen Zeitalters der achtzehnten Dynastie schon herabgesunken. Die Mechanik war schon früh zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit gediehen, wie aus der Ueberführung und Aufstellung der ältesten Obelisken schon zur Zeit Josephs erhellt. Eben so alt, das ist wenigstens vierthalbtausend Jahre, ist die Erfindung des Glases, welche bisher den Phöniziern zugeschrieben worden. Sie besaßen auch die erst in unseren Tagen zu Paris wieder mit gleicher Vollkommenheit in Vorschein gekommene Kunst, Edelsteine auf das Täuschendste nachzuahmen. So ahmten sie auch alle Arten anderer Steine durch Firniß ihrer Töpferwaaren nach, und der Arme, der sich kein Scarabäen-Amulett aus Serpentin oder Basalt, Marmor oder Syenit anschaffen konnte, fand das Facsimile derselben zu den wohlfeilsten Preisen. Glas war in dem häufigsten Gebrauche, indem sie es nicht nur zu Geschirren und Korallen verwandten, sondern auch oft zu Ueberzügen ihrer Särge

und zu musivischen Arbeiten, in welchen die Lebendigkeit der Farben wirklich bewundernswerth. Die Glasschneidekunst kannten sie schon sehr frühe, indem schon Geschirren und Korallen aus der Zeit der achtzehnten Dynastie Hieroglyphen eingeschnitten sind; es scheint, daß sie sich hiezu des Diamants bedienten, wiewohl ihnen die Kunst, den Diamant durch seinen eigenen Staub zu schleifen, unbekannt war. Einige Flaschen waren von einem Rohr- oder Holzgeflechte umschlossen, wie die heutigen ägyptischen Damdschan, deren arabischer Name durch Reisende in das Wörterbuch der Akademie als Frau Johanna (Damejeanne) übergegangen ist. Unter den in ägyptischen Gräbern gefundenen Flaschen haben mit Recht die chinesischen die größte Aufmerksamkeit erregt, weil dieselben den Handelsverkehr China's und Aegyptens auf das klarste beweisen; sie scheinen Neujahrs- oder Frühlingsgeschenke gewesen zu seyn, denn auf dreyen von acht derselben befindet sich dieselbe Inschrift: »Die Blume erschließt sich, und siehe da, ein anderes Jahr!« Die Töpferarbeit dieser chinesischen Gefäße datirt aus einer Zeit, wo das chinesische Porzellán noch nicht auf dem Gipfel der Vollkommenheit und weit unter dem ägyptischen stand. Daraus schließt der Verfasser, daß diese Gefäße nicht als Porzellán, sondern nur ihres Inhalts willen (vermuthlich Wohlgerüche), Gegenstand des Handels gewesen seyn können. Die murrhinischen Gefäße, welche allem Anscheine nach Flußspat, wurden in Aegypten nachgeahmt, und dieß sind wahrscheinlich die falschen Murrhinen der Alten. Rec. wiederholt bey dieser Gelegenheit seine schon anderswo gemachte Bemerkung, daß der Name der Murrhinen sich in dem Namen des morgenländischen Porzelláns Martabani erhalten zu haben scheint. Nach demselben wurde, wie der Reisebeschreiber Ewlia bezeugt, das Dorf Martaban in der Nähe von Haleb benannt, dessen Porzellánarbeiter von Timur weggeschleppt wurden. Durch die Reisenden des vorigen Jahrhunderts hatte Martaban durch die Gastfreyheit, womit die Einwohner den Fremden ihre Weiber und Töchter aufdrangen, eine Berühmtheit erhalten, zu der heute weiter wenig Grund vorhanden zu seyn scheint. Aegypten war vorzüglich seines Linnens willen berühmt; die Frage, welche so lange zwischen den Alterthumsforschern unentschieden schwebte, ob die Stoffe, worin die Leichname der Aegypter eingewickelt waren, Linnen oder Baumwolle, ist durch mikroskopische Versuche unwiderleglich entschieden, indem alles Linnen unter dem Mikroskope in cylindrischer, aller Baumwollenstoff in bandförmiger Gestalt erscheint. Alles aus den Gräbern geholte Zeug erscheint unter dem Mikroskop als Linnen; auch Byssus scheint daher dem Linnen

anzugehören, da Herodot von byssinischer Leinwand (Sindon) spricht, wiewohl das hebräische dafür gebrauchte Wort Schasch heute Musselin bedeutet, welcher immer aus Baumwolle. Baumwollene Kleider wurden (die Beschränkung der Priester ausgenommen) in Aegypten allgemein getragen. Hr. W. gibt einen Auszug aus einer Schrift Hrn. Thomson's über Qualität und Quantität des zum Einwickeln der Stoffe verwendeten Linnens. Nach Plinius war das berühmteste Linnen in Aegypten das von Tanis, Pelusium, das butinische und tentyritische. Silbergespunst war in Aegypten schon zur Zeit der achtzehnten Dynastie bekannt. Die farbigen Kleider, welche auf den Gemälden die Frauen ersten Ranges tragen, ähneln sehr unserem Zitz (dessen Name rein persisch Tschit). Es scheint, daß sie wenigstens einige Kenntniß von den chemischen Wirkungen der Säuren in der Färberey hatten. Das Spinnen war die Hauptbeschäftigung der Weiber, so wie das Weben das der Männer. Die Abbildungen ägyptischer Spindeln und Webstühle sind beygegeben. Die Sculpturen sowohl, als die aufgefundenen Kleider bestätigen Herodot's Angabe, daß ihre Leinwandstücke in Fransen endeten, welche, wenn das Kleid gemacht, die Füße umhingen; solche Kleider hießen Kalasiris. Das Mangen (Glätten) geschah mittels hölzerner Rollen, und statt des Bügeleisens bedienten sich die ägyptischen Wäscherinnen eines Glättholzes aus Asel (so ist Athul auszusprechen), d. i. Tamariskenholz. Der Papyrus wuchs, nach Plinius, vorzüglich im sebennytischen Nomos. Auf den Hieroglyphen wird als der Ort, woher der Papyrus kam, Menofre, d. i. Memphis, genannt. Hr. W. bemerkt, daß Weraka im Arabischen sowohl ein Blatt Papier, als das eines Baumes bedeute; das ist aber nicht nur im Arabischen, sondern auch im Deutschen und Französischen und anderen Sprachen der Fall, und nur der Engländer sagt vom Baume a leaf und vom Papiere a sheet. Die Erfindung des Papiers aus Linnen scheint den Chinesen anzugehören, da nach dem bey Casirius erhaltenen und von Gibbon aufgenommenen Zeugnisse das Papier i. J. 652 unserer Zeitrechnung von China nach Samarkand eingeführt ward. Die Handwerke der Lederer, Gärber, Seiler, Walker, Töpfer, Schreiner, Zimmerleute, Schuster sind auf den Sculpturen vorgestellt. Aus Tamariskenholz machten sie gewöhnlich die Griffe ihrer Werkzeuge; ihr hartes Holz waren der Sont (Acacia Mimosa) und andere Arten von Akazien, wie Sellem, Semr, Talh, Fitne, Lebak, und manchmal das Holz von Eklik (balanites *) aegyptiaca). Die

*) Balan ist der türkische Name der Eichel, daher vallonée.

Art, wie sie ihre Hölzer in einander fügten (dovetailing), war vollkommener und vorsichtiger, als die unserer Schreiner. Die Form ihrer Schwerter und Büchsen war eben so mannigfaltig als zierlich, und die Art, wie der Deckel glitt und schloß, sehr ingeniös. Das ägyptische Plaustrum, d. i. der gewöhnliche Wagen, war den Kriegswagen sehr ähnlich, und wie dieser von Holz. Die Verrichtungen der Einbalsamirung sind nach den Gemälden im Holzschnitte abgebildet. Die Schiffsbaukunde war in Aegypten sehr alt, was natürlich, indem nicht nur das Meer, sondern auch der Nil, welchen der Araber das süße Meer heißt, hiezu den Erfindungsgeist der Bewohner aufforderte. Hr. W. spricht sich bey dieser Gelegenheit sehr unparteyisch über Champollion's Verdienst um die Lesung hieroglyphischer Inschriften aus; den Schlüssel dazu hatte wohl Dr. Young gefunden, aber er wußte denselben nicht zu gebrauchen, und erst Champollion öffnete damit die bis auf ihn verschlossenen Schätze. Die Lotos waren eine Lieblingsverzierung der alten Aegypter, dieselbe findet sich, sammt dem Auge, auf ihren Booten häufig als Verzierung des Vorder- und Hintertheils, und noch heute führen indische, ägyptische und maltesische Kähne das Auge als Verzierung. Hr. W. sagt, Herodot müsse übel berichtet gewesen seyn, wenn er sagt, daß der Mast der Schiffe von A k a n t h u s (acacia mimosa) gemacht gewesen, indem der Stamm dieses Baumes hiezu weder lang, noch gerade genug, wahrscheinlich seyen es Föhren gewesen, die Rippen und der Kiel waren Akazien. Ob sie sich zum Aufziehen und Niederlassen der Segel der Rollen bedienten, ist nicht klar. Ihre Segel waren auf das Mannigfaltigste bemalt und gestickt *), mit phantastischen Verzierungen, wie der Phönix, Blumen und verschiedene andere Sinnbilder. Der Phönix war das schönste Sinnbild der Rückkehr. Einige Segel waren gestreift, andere wie ein Schachbrett in Felder gewürfelt. Das Schiff, in welchem Kleopatra und Antonius der Schlacht von Aktium beywohnten, hatte purpurne Segel. Die Aegypter unternahmen die ersten bekannten Schiffreisen; ein und zwanzig Jahrhunderte vor Bartholomäus Diaz und Vasco de Gama hatten sie das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft; nach dem Falle von Tyrus war Alexandrien die Stapelstadt, welche den Osten und Westen verband. Die Phönizier hatten vierhundert oder fünfthalbhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung in den brittischen Eilanden Zinn geholt, dessen griechischer Name κασσιτερος derselbe mit dem arabischen K a ß d i r. Wenn, wie Hr. W. sagt, die Stelle in Ezechiel wirklich bezeugte,

*) Dein Segel war von gestickter Seide aus Aegypten Ezech XXXII. 7.

daß die Tyrer auch Zinn von Tarschisch holten, so dürfte dieser Hafen eben so wenig an der arabischen oder indischen Küste, als in Tartessos und Tarsus (wofür die Etymologie spricht) zu suchen seyn; aber selbst nach der in der Note gegebenen Uebersetzung des Textes steht bloß, daß Tarschisch mit Silber, Eisen, Zinn und Bley auf den Märkten von Tarschisch handelte, so daß dadurch keineswegs bestimmt ist, ob diese Metalle zu Tarschisch unter die Artikel der Einfuhr oder Ausfuhr gehörten. Die Kenntnisse der Aegypter in der Mythologie liegen schon durch das goldene Kalb am Tage, so wie durch die goldenen Ohrringe, wovon im selben Kapitel *) die Rede, und durch die goldene Kette (die älteste bekannte Collane), womit Joseph geschmückt war. Die Hieroglyphe des Goldes entdeckte Champollion in dem Waschgefäße, in dem Tuche, wodurch es geseiht ward, und dem abtropfenden Wasser. Ob dieß richtig, läßt sich wohl noch bezweifeln, weil durch diese Vorstellungsart Waschgold als das älteste angegeben wäre, wovon in Aegypten nichts bekannt. Das Waschen des Goldes, das auf den Denkmalen zu Beni Hasan vorgestellt ist, ist nicht die Goldwäscherey aus dem Flusse, sondern die gewöhnliche der Hüttenkunde. Abulfeda setzt die Goldminen nach Allaga, Hr. W. theilt die von Hrn. Bonomi erhaltene Beschreibung derselben mit, und gibt Auszüge aus dem Werke desselben. Der folgende Abschnitt gibt als eine der Ursachen, warum Kupfer früher im Gebrauche als Eisen, die Schwierigkeit an, das Eisenerz zu schmelzen und in hammerbaren Zustand zu versetzen. Die Geräthe des Ackerbaues der alten Aegypter, wie Haue und Gabel, waren häufig von Holz; eine solche im brittischen Museum befindliche Haue stellt der Holzstich vor. Die Sculpturen und die Glättung des Granits lassen vermuthen, daß ihnen der Gebrauch von Schmerl nicht unbekannt war. Ihre Kunde in der Zusammensetzung der Metalle leuchtet aus den metallenen Gefäßen, Spiegeln und Waffen aus Erz von dem mannigfaltigsten Guße und Flusse hervor. Die Gemälde von Beni Hasan und der Gräber zu Theben geben keinen Aufschluß über die Epoche, wann die Aegypter Statuen zu gießen begonnen, oder ob geschlagenes Erz lange vor dem gegossenen üblich gewesen. Da sie sich so trefflich auf eingelegte Arbeiten aus Erz verstanden, so ist es wahrscheinlich, sagt Hr. W., daß ihnen auch das Damasceniren oder Einlegen des Eisens mit Gold bekannt war; dieß ist aber ein uneigentlicher Ausdruck des Damascenirens, indem eigentliche damascenirte Klingen nicht solche, in denen das Gold dem Eisen eingelegt, sondern mit demselben wie aus Einem Guße

*) Exodus XXXII 2.

verschmolzen und verschweißt ist. Bey Gelegenheit der Waffen macht Hr. W. über den Zustand der Civilisation und Kultur des alten Aegyptens überhaupt die folgende interessante Bemerkung:

»Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß der erste Anblick, den wir von der Geschichte und den Gebräuchen der Aegypter erhalten, uns dieselben schon als ein in allen Künsten civilisirten Lebens weit vorgerücktes Volk zeigt, und daß dieselben Gewohnheiten und Erfindungen, welche in dem augustischen Zeitalter unter der Regierung der achtzehnten Dynastie im Schwunge, schon in der entferntesten Zeit von Osirtasen, dem Zeitgenossen Josephs, gefunden werden. Ich habe schon bemerkt, daß die Thatsache, daß Privatpersonen unbewaffnet gingen, und daß der Soldat sein Schwert und andere Waffen, wenn er nicht im Dienste war, bey Seite legte, als ein starker Beweis von Sittenverfeinerung und von Fortschritten in den Einrichtungen gesellschaftlichen Lebens angesehen werden könne Diese Gewohnheit war bereits in jener ältesten Zeit gäng und gäbe, und mannigfaltige Umstände treffen zusammen, welche Aegyptens Kultur bis ins achtzehnte Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufrücken Wie weit wird hiedurch die Kindheit der Welt hinausgeschoben, wenigstens der durch die Nachkommen Noe's bevölkerten Welt; und wenn wir bedenken, daß die Pyramiden von Memphis inner den ersten nach der Sündfluth verflossenen drey Jahrhunderten erbaut, daß die Gräber von Beni Hasan beyläufig sechshundert Jahre nach dieser Begebenheit ausgehauen, und mit Gegenständen, welche von den Künsten und Sitten eines höchst civilisirten Volkes zeugen, bemalt wurden, so mag es wohl seyn, daß die Entfernung zwischen der Sündfluth und dem Baue dieser Pyramiden und Gräber nicht größer, als die von dem heutigen Tage bis zur Regierung unserer Elisabeth und Heinrich's III«

Das zehnte und letzte Kapitel des Werkes handelt von dem Style altägyptischer Baukunst und Sculptur, von den Farben, Basreliefs, Ziegeln, Steinblöcken, Blasbälgen, Wasserhebern, von der Kleidung der Männer und Weiber, Perücken, Schuhen, dem Schminken der Augen, dem Bade, ihren Aerzten und Votiven. Das unabweichliche Beharren auf vorgeschriebenen Formen fesselte den Genius ägyptischer Künstler, und hinderte seine Entwicklung. Mangelhaft in der Erfindung und besonders in der Gruppirung, verstanden sie sich nicht auf Perspective und Ausdruck. In ägyptischen Sculpturen wurde die Dreyeinigkeit der Haupthandlung Eines Hauptaugenblicks und Eines einzigen Gesichtspunktes gar nicht beachtet, alles ward der Hauptfigur geopfert, die, in colossalen Massen hervortretend, alles Uebrige vernichtet. Größere Freyheit war in den Gemälden gestattet, welche Gegenstände und Gebräuche des täglichen Lebens vorstellten. Der Charakter und die Gestalt der Thiere waren wundervoll porträtirt. Basrelief, das aus der Malerey hervorging, kann als der älteste Styl der Sculptur betrachtet werden, welche

viel älter als die Baukunst. Wenige Gemälde und Sculpturen datiren höher hinauf als Osirtasen I., welcher, nach Hrn. W.'s Berechnung, den Thron i. J. 1740 vor Christi Geburt bestieg. Die Gräber in der Nähe der Pyramiden und welche Hr. W. in den Felsen bey Kaßres-ßejad (das alte Chenoboskion) entdeckte, sind älter, als die Grotten von Beni Hasan, und die dort gefundenen Namen der Könige sind die aus der Zeit des Suphis und seiner unmittelbaren Nachfolger, 2090 und 2050 Jahre vor Chr. G., und also, nach Hrn. W.'s Berechnung, ein Jahrhundert vor der Ankunft Abrahams in Aegypten. Hr. W. bemerkt, daß die steinernen Gräber, welche auf dem Felde vor und hinter der großen Pyramide gebaut sind, zugleich mit derselben oder erst nach ihrer Vollendung erbaut worden, da deren Stellung und Richtung genau der der großen Pyramide entspricht, und daß auch die dortigen Felsengräber nicht älter, wie aus dem Style und den Namen derselben Könige erhellt; unter diesen befindet sich der des Schofo oder Chof, welcher von den Griechen leicht in Suphis und Cheops, wie Herodot den Erbauer der großen Pyramide nennt, verwandelt werden konnte. In einer hieroglyphischen Zeile wird dieser Name sammt dem von Memphis gegeben, welches als das Land der Pyramiden oder auch Phtah-ei, d. i. als Aufenthalt von Phtah bezeichnet wird. Der koptische Name Memphis, auf den Hieroglyphen Menofri, sey wahrscheinlich aus Man-nofri, d. i. der Aufenthalt der Guten, oder, wie Plutarch sagt, der Hafen der Guten, verstümmelt. Weiter wiederholt Hr. W. die von ihm schon in einem anderen, wegen der kleinen Zahl seiner Auflage auf dem Continente gar nicht bekannt gewordenen Werke (Materia hieroglyphica) von ihm zuerst gemachte Bemerkung, daß die den panierförmigen Vierecken eingeschriebenen Titel immer die der Könige, so wie die den Ovalen eingeschriebenen die der Götter. Durch diese Entdeckung wurde er auf den Umstand geführt, daß auf Denkmalen, wo spätere Könige den Namen früherer auslöschten, dieß immer mit dem in panierförmigem Viereck befindlichen der Fall, während der in der Ovale befindliche der Gottheit, welcher das Denkmal oder der Tempel geweiht, unverändert geblieben. Nach den Namen der Pyramidengräber sind die interessantesten die der Felsengrotten von Chenoboskion, unter welchen Remai und Papi vorkommen, jeder mit einer einzigen Ovale, woraus Hr. W. die Schlußfolge zieht, daß in der ältesten Zeit die Könige keine phonetischen Vornamen hatten, und da Papi derselbe mit dem Apophis oder Apappus des Manetho und Eratosthenes, welcher ein Jahrhundert nach Suphis lebte, daraus den Sculpturstyl der Epoche, wo Ab-

raham nach Aegypten kam, bestimmt. Nach Rameses II. war der Zustand der Kunst eine Zeit lang ein stillstehender, und mit seinen Denkmalen wetteifern die Rameses III. zu Medinet-Habu, welche dessen asiatische Triumphe vorstellen, und wo er bald dem Phtah Sokari und Kneph, und bald der thebanischen Göttertrias (Amunre, Maut, Chonso) opfert. In dem, was Hr. W. über die Farben der alten Aegypter sagt, ist das heilige Tricolorit, welches den Aegyptern, Persern und Hebräern gemein war, nämlich: gelb, blau und roth, nicht hervorgehoben. Rec. hat sich hierüber schon bey Gelegenheit der Anzeige des großen ägyptischen Werks in diesen Jahrbüchern *) ausgesprochen, und gezeigt, daß auch die hebräischen Tempelfarben keine anderen, als gelb, blau und roth waren. Das Grün war vorzüglich die Farbe der Götter, und hat sich auch als solche in den Ueberlieferungen der Moslimen vom Paradiese erhalten, wo die Seligen auf grünen Polstern ruhen, oder als grüne Vögel herumfliegen, und die Engel grün beschwingt sind. In dem Abschnitte der Architectur wird bemerkt, daß die beliebtesten Kapitäler der altägyptischen Säulen eine voll aufgeblühte Wasserpflanze, von einigen für Lotos, von anderen für Papyrus gehalten, woraus nach allem Anschein die dorische Säulenordnung entstand. Durch die Entdeckung eines neuen Grabes aus der Zeit Thothmes III. wird die schon oben angeführte Angabe Hrn. W.'s über das Alter der Gewölbe bestätigt. Die Vorrichtungen des Transports von Kolossen sind auf Sculpturen vorgestellt. Merkwürdig ist, daß der erste König, welcher einen Obelisken versteinter Sonnenstrahlen zu Heliopolis aufrichtete, nämlich Mitres, den persischen Namen der Sonne (Mithras Mihr) führt. Auch die Beschäftigungen des Maurers, Steinmetzes, Malers und Bildhauers sind auf den Sculpturen, und nach diesen hier im Holzschnitte vorgestellt; Blasbälge, Wasserheber und die verschiedenen Kleidungsstücke und Kopfbedeckungen, worunter auch Perücken, Schuhe und Sandalen, deren Sohlen Sclaven angemalt, Ringe, Ohrringe, Hals- und Armbänder, sammt anderen Kleinodien des weiblichen Schmuckes, welchen der Grieche und Römer die Frauenwelt nannte, finden sich hier in der größten Mannigfaltigkeit mitgetheilt. Hr. W. sieht in der Königskrone, dem Pschent, bloß das Bild Ober- und Unterägyptens, aber augenscheinlich ist der untere Theil ein Scheffel und der obere eine Flasche, über deren Inhalt (ob Wein? ob Oel?) die noch oft beygegebene Weinranke keinen Zweifel übrig läßt. Der König war mit den Gaben des Bacchus und der Ceres

*) LVI. Bd. S. 27.

(Osiris und Isis) gekrönt. In dem Abschnitte der Toilette sind die Abbildungen von Kämmen, Schmuckkästchen, Stecknadeln, Schminknadeln (um das Alkohol, d. i. die schwarze Augenschminke, unter das obere Augenlied zu streichen) und Spiegel in der größten Mannigfaltigkeit abgebildet. Die Spiegel waren metallene. Spazierstöcke aus Kirschenholz, mit einem Knopfe, welcher eine Blume vorstellt, wurden zu Theben gefunden. Ein in Holzschnitt beygegebenes Gemälde stellt eine Frau im Bade, von vier Sclavinnen bedient, vor, deren eine sie reibt, die andere ihr Wasser aufgießt, die dritte ihr eine Blume vorhält, die vierte ihre Kleider und ihren Schmuck aufhängt. Da der Tod die letzte Linie der Dinge, so endet das Werk des Hrn. W. zwar nicht mit den Gräbern, aber mit den Doctoren. Wiewohl der ägyptischen Aerzte in den griechischen Schriftstellern so häufig Erwähnung geschieht, so hat man bisher doch nur (auf den Gemälden von Beni Hasan) zwey einzige (hier mitgetheilte) Abbildungen gefunden, auf denen ein Doctor mit seinem Patienten vorgestellt wird. Hände, Ohren, Augen, welche als Votivgaben dargebracht worden, finden sich häufig. Die Aegypter machten, wie Plinius sagt, Anspruch auf die Ehre, die Erfinder der Heilkunde zu seyn; Hermes soll sechs Bücher über die Arzneykunde geschrieben haben, deren erstes von der Anatomie handelte, und die erprobten Rezepte wurden im Tempel des Phtah zu Memphis niedergelegt. Zu den Aerzten gehörten vermuthlich auch die Einbalsamirer, denn in der Bibel steht ausdrücklich, daß Jakob von den Aerzten einbalsamirt ward *). Ueber dieselben, so wie über die Gräber und Leichenceremonien, über die Mythologie und den Gottesdienst der alten Aegypter, behält sich Hr. W. am Schlusse seines Werkes vor, in einem künftigen, nach größerem Maßstabe unternommenen, ausführlicher zu sprechen; bis dahin dürfte auch Rosellini's schätzbares, theures Werk vollendet, und den Alterthumsforschern über die Geschichte und Sittenbeschreibung des alten Aegyptens nichts mehr, als auch die Vollendung der von Young und Champollion begonnene Hieroglyphen-Entzifferung zu wünschen übrig seyn.

Hammer-Purgstall.

---

*) Genesis, L. K. 2. V., nicht I. 2, wie in der Note auf der letzten Seite durch Druckfehler steht.

Art. II. 1) D'Alembert und Friedrich der Große über das Verhältniß der Wissenschaft zum Staate, akademische Einleitungsrede von August Böckh; vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königl. preuß Akademie der Wissenschaften zur Feyer des Jahrestages Friedrichs des Großen, am 25. Januar 1838. Berlin 1838.

2) Rede bey Gelegenheit der feyerlichen Eröffnung des Stiftungstages der Gesellschaft der Aerzte in Wien, gehalten von dem Präsidenten derselben im Consistorialsaale der k. k. Universität den 24. März 1838. Wien. 11 S. Quart.

In dem kurzen Zwischenraume von zwey Monaten hat der Saal der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der des Consistoriums der Universität zu Wien von den zwey hier nicht ihres Umfanges, aber ihrer Wichtigkeit und Zeitgemäßheit willen besonders anzuzeigenden Reden widerhallt; die erste vor der glänzenden Versammlung, wodurch gewöhnlich die Jahresfeyer Friedrichs des Großen in der öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie ausgezeichnet wird; die zweyte vor einer noch glänzenderen Versammlung dreyer Erzherzoge und der höchsten Staatsbeamten, Staatsminister und Präsidenten aller Zweige der Staatsverwaltung. Die Versammlung war zwar noch nicht die einer Akademie der Wissenschaften, deren Vorbild schon Maximilian vor dreyhundert Jahren in der gelehrten Donaugesellschaft ins Leben gerufen, und deren durch die Erfordernisse der Wissenschaft und des Zeitgeistes angezeigte neue wirkliche Gründung seit einem Jahrhundert mehr als einmal zur Sprache gebracht und versucht, an den Hindernissen, welche Oesterreichs mit anderen Staaten gleichschrittigen Gang in dem Flore der Wissenschaften aufgehalten haben, mehrmalen gescheitert hat. Die Versammlung war zwar noch nicht die von der Weisheit der Regierung zunächst gehoffte einer Akademie der Wissenschaften, deren Oesterreichs Kaiserstadt die einzige von allen Hauptstädten Europas bisher entbehret, aber doch die eines wissenschaftlichen Vereines, eines Privatvereines von Aerzten, dessen Gründung durch die von seinem ersten Präsidenten gehaltene obige feyerliche Rede eröffnet worden ist. In der verflossenen Tag- und Nachtgleiche des Herbstes hat die Göttinger Akademie ihr Jubelfest gefeyert, und in der darauf folgenden Frühlings-Tag- und Nachtgleiche hat sich zu Wien ein wissenschaftlicher Verein von Aerzten gebildet, dessen Bestrebungen, wenn gleich nur auf die Heilkunde gerichtet, doch das Bedürfniß gelehrten Vereins laut aussprechen, und dessen isolirte Arbeiten die Nothwendigkeit der Schöpfung eines vom Staate ausgehenden Centralvereines akademischer Wissenschaften nur um so fühlbarer machen werden. Wir sagen akademischer Wissenschaften, weil, nach unserer An-

sicht, nicht alle Wissenschaften zum Gegenstande akademischer Arbeiten geeignet, viele derselben durch die schon bestehenden wissenschaftlichen Anstalten überflüssig gemacht sind, andere durch den wenigen Erfolg, den sie anderswo durch die ihnen gewidmeten besonderen Klassen gewähren, sich augenscheinlich als überflüssig erweisen. Unter die ersten gehören die eigentlichen Facultätswissenschaften, die Medizin, die Rechtsgelehrsamkeit, die Theologie und die Philosophie; die drey ersten sind zugleich Brotwissenschaften, was von der Philosophie durchaus nicht gesagt werden kann; diese bedarf aber keiner besonderen Klasse, weil sie überall, wo das Höchste der Wissenschaft erreicht werden soll, den Vorsitz führen muß, und weil die Erfahrung gezeigt, daß durch die Arbeiten der ihr ausschließlich gewidmeten Klassen dem gehofften Zwecke keineswegs entsprochen worden ist. Was hat z. B. die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris, welche schon Napoleon eingehen ließ, seit ihrer ersten Stiftung und zweyten Wiederbelebung Namhaftes und Nützliches zu Tage gefördert? Selbst die französischen Zeitschriften, die sich in der Bekanntmachung akademischer Arbeiten einander um die Wette vordrängen, und wirklich fast mit jedem Blatte von den Arbeiten der physischen und mathematischen Klassen höchst schätzbare, die Wissenschaft fördernde und ins praktische Leben verkörpernde Resultate liefern, selbst die gackerndsten der Zeitungen haben von der moralisch-politischen Akademie bisher nur Windeyer ausgegackert. Man hätte die Akademie außer Paris und vielleicht zu Paris selbst schon halb vergessen, wenn nicht ihr Daseyn jüngst durch den akademischen Schwanengesang des Fürsten von Tayllerand widergetönt hätte. Fürst Tayllerand ist in derselben als ein Revenant von der Zeit ihrer ersten Gründung her aufgetreten, und scheint bey seiner Rede wirklich keinen anderen Zweck gehabt zu haben, als den rein subjectiven, sich noch vor seinem Ende durch seine Rede über die Welt, über die Akademie und über die bonne foi der Diplomatie lustig zu machen. Eine solche diplomatische Leichenrede (vom Redner mehr für sich selbst, als für den angeblichen Freund gehalten) ist als ein Schauprodukt der Kunstausstellung der moralisch-politischen Klasse der Akademie wenig geeignet, große Bewunderung oder Lust an den Arbeiten einer moralisch-politischen Klasse zu erwecken. Die politischen Wissenschaften werden übrigens auf den Universitäten gelehrt, und bedürfen in einer Akademie eben so wenig einer besonderen Klasse, als die Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Medizin. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Einkörperung der Fakultätswissenschaften als solcher in Akademien nicht taugt, und diese haben sich in ihren Fortschritten jener ent-

äußert, wie z. B. noch im verflossenen Jahre der medizinische Verein von der Petersburger Akademie, welcher er vormals angehörte, durch eine besondere Ukase getrennt worden ist*). Große und gelehrte Aerzte gehören als Physiologen, Anatomiker u. s. w., aber nicht als bloße praktische Aerzte in die physikalische oder naturhistorische Klasse einer Akademie der Wissenschaften, welche einen ganzen Verein praktischer Aerzte, ohne ihren Zweck zu verfehlen, in sich nicht aufnehmen kann. Der Zweck einer Akademie der Wissenschaften ist (wie dieses schon in einem trefflichen Aufsatze des letzten Quartalheftes dieser Jahrbücher von Hrn. v. Littrow zur Genüge entwickelt worden) weder der eines kaufmännischen, auf Geldgewinn berechneten Vereins, noch der einer gewöhnlichen Unterrichtsanstalt, sondern der Verein der Meister der Wissenschaft zu dem erhabenen, in der Stiftungsurkunde der Petersburger Akademie so wahr und klar bezeichneten Zwecke der Erweiterung der Wissenschaft, der Verbreitung des Lichtes und der Anwendung der Theorie auf das praktische Leben.

Eben so wenig, als die Fakultätswissenschaften und die Politik, gehören die schönen und bildenden Künste in das eigentliche Gebiet einer Akademie der Wissenschaften; für die letzten haben sich daher besondere Akademien gestaltet, wie z. B. die der Sprachen und der schönen Wissenschaften zu Paris, und Akademien der bildenden Künste, selbst in Hauptstädten, wo noch keine Akademie der Wissenschaften besteht. Das französische Institut vereinte zwar in sich die Akademien der physischen und mathematischen, der historischen und philologischen, der moralischen und politischen Wissenschaften, der schönen und bildenden Künste unter dem gemeinsamen Titel der wissenschaftlichen Anstalt; aber in der Wirklichkeit blieben diese Klassen doch als eben so viele Akademien von einander geschieden, und trennten sich als solche wieder, nachdem das Kaiserreich aufgehört. Die Wissenschaft und die Kunst stehen sich zwar nicht feindlich einander gegenüber, verfolgen aber in paralleler Richtung jede ihren eigenen Weg, und wo die Kunst vor einer Akademie der Wissenschaft den Vortritt erhalten, darf diese deßhalb nicht hinten bleiben. Die Künste bilden und veredlen den Geschmack und die Gesittung, aber die Wissenschaften erleuchten und erweitern den Geist; der Kreis, in welchem jene sich bewegen, ist ein beschränkter im Vergleiche mit dem weiten Gesichtskreise der Wissenschaften, welcher weit hinausreicht über die Erde bis an die äußersten Sterne und ins Unendliche. Die Kunst darf sich glücklich schätzen, wenn

*) Oesterr. Beobachter, 18. März 1837.

sie in ihrem höchsten heutigen Flore das Ideal der griechischen zu erfliegen im Stande; wie weit aber hat nicht die Wissenschaft in allen ihren Leistungen den Standpunkt, auf welchem sie im höchsten Flore der alten Welt zuerst bey den Aegyptern und dann bey den Griechen stand, überflügelt! Das größere Verdienst also um die Bildung und Sittigung der Menschheit gebührt der Wissenschaft und nicht der Kunst, und die Geschichte lehrt am besten, wie Völker und Regierungen, welche, sey es aus Neigung, sey es aus Politik, der Kunst vor der Wissenschaft gehuldigt, weit an Macht und Ansehen denen, welche sich vorzugsweise der Wissenschaft zugewandt, nachstehen gemußt. Wenn Wissenschaft und Kunst jede für sich auf einen vom Staate nothwendig zu unterstützenden Verein ihrer Meister zu einem Hochgebirge, in welchem alle Notabilitäten gipfeln, gerechten Anspruch machen, so gebührt doch ganz gewiß der Wissenschaft (nach der Religion), als der größeren Bildnerin und Sittigerin der Menschheit, der Vortritt und Ehrenplatz vor der Kunst. Die Akademien der Wissenschaften und Künste stehen sich gegenüber, wie zwey im Morgenstrahle der Sonne tönende Memnonsbilder, welche sich die zurückgeworfenen Strahlen und Töne gegenseitig zusenden; aber die Kunst ist der jüngere Memnon, welchem erst der ältere das Daseyn gab. Eben so wenig, als Wissenschaft und Kunst in einer einzigen Akademie beyde zugleich ihr Gedeihen finden können, gehören die bildenden und schönen Redekünste in eine und dieselbe Akademie; die letzten, die eigentlichen Vermittlerinnen zwischen der Kunst und der Wissenschaft, haben sich entweder in selbstständigen Akademien behauptet, wie die der belles lettres zu Paris, oder sind von den Akademien der Wissenschaften ausgeschlossen, gar nicht berücksichtigt, oder unter einer besonderen Klasse der schönen und ästhetischen Wissenschaften begriffen worden. So wünschenswerth die Ausführung der von Enk in seinem Aufsatze über deutsche Zeitmessung in diesen Jahrbüchern *) angeregte Idee einer Akademie der deutschen Sprache nach dem Vorbilde der Académie française und nach dem der Crusca wäre, so kann dieselbe eben so schwer zu Berlin, als zu Wien oder in irgend einer anderen Hauptstadt Deutschlands zu Stande kommen, so lange nicht irgend eine derselben von allen deutschen Regierungen zum Sitze eines solchen Bundestages der Sprache bestimmt würde; und könnte sie auch vereinzelt ins Leben treten, so wäre dieselbe doch nur die Akademie einer einzelnen Wissenschaft, nämlich die der Sprache, welche in den schon bestehenden großen Akademien ins Gebiet der philologischen Klasse gehört.

*) LXXI. Bd. S. 104.

Die bestehenden Akademien begreifen unter der Philologie meistens nur das Studium der klassischen Sprachen und der Alterthumskunde, während in einem weiteren und großartigeren Sinne wohl auch die schönen Redekünste ins Gebiet der Philologie gehören. Ich höre den Ausruf: Folglich auch die Poeten! der mir nicht nur von den Bänken der Schule, sondern auch von denen aller Akademien, welche keine besondere Klasse für die schönen Wissenschaften haben, mit vornehmer gelehrter Geringschätzung der Dichter entgegen tönt. Ich erkläre mich, meine gelehrten Herren: nicht der Poet im höchsten Sinne des Wortes, in welchem er hoch über allem Irdischen steht, gehört als solcher in eine Akademie der Wissenschaften, über die er weit hinaus den Sphären zuschwebt:

> Mein Auge hing an deinem Angesichte,
> An deines Himmels Harmonie mein Ohr.
> Verzeih dem Geiste, der von deinem Lichte
> Berauscht, das Irdische verlor!

Der Poet in diesem Sinne ist kein Mitglied einer Akademie der Wissenschaften; wohl aber gehört der große Dichter, wie jeder andere große Mann der Wissenschaft, und zwar als Redekünstler, als Meister der Sprache der philologischen Klasse an. Ist Poesie, abgesehen von dem Innersten ihres Heiligthums, wodurch sie der Religion so innig verwandt, nicht zugleich die Blüthe der Sprache und der eigentliche Triumphsaal der Philologie in ihrem großartigsten Sinne? Würde Newton wohl Shakespeare'n von einer Akademie der Wissenschaften ausgeschlossen, und sich nicht vielmehr gefreut haben, demselben gegenüber zu sitzen? Sind nicht die Dichter und Redner, als Meister der Sprache, die eigentlichen Vermittler zwischen den Eingeweihten der Wissenschaft und den Profanen, welche in den Vorhallen des Tempels? Rächt sich die Vernachläßigung der Sprache nicht auf das empfindlichste an den Männern der Wissenschaft, die sich solche zu Schulden kommen lassen, durch Mangel an Klarheit und Durchsichtigkeit des Vortrags? Warum sollten also große Dichter (es gibt ja deren so wenige, welche diesen Namen verdienen!) von der Ehre ausgeschlossen seyn, Mitglieder einer Akademie der Wissenschaften zu heißen? Die Ungebundenheit des sich über allen Zwang der Regeln erhebenden Genies gehört freylich in keine Akademie der Wissenschaften, und in diesem Sinne sagt der Akademiker, Hr. v. Baer, in seiner, bey der Jubelfeyer der Petersburger Akademie gehaltenen Rede über die Entwicklung der Wissenschaft mit vollem Rechte: »Das Genie, wenn es die Ungebundenheit bedeutet, hat längst sein Ansehen in der Wissenschaft verloren. Man kann ihm nur rathen, in der Welt der Poesie

»sein Glück zu versuchen. In der Wissenschaft gelten nur das »Talent, gepaart mit dem Fleiße, und die Fähigkeit, sich selbst »zu beherrschen.«

Nach diesem einleitenden Vorworte wenden wir uns zum Inhalte und zum Gange der beyden vorliegenden Reden, von denen die zu Berlin gehaltene den Jahrestag Friedrichs des Großen, welcher am 27. Jänner 1772 in der Akademie die von ihm selbst über die Nützlichkeit der Wissenschaften und Künste in einem Staate verfaßte Denkschrift vortragen ließ, würdig feyert, während durch die zu Wien gesprochene die Gründung eines wissenschaftlichen Privatvereines von Aerzten einer nicht minder erlauchten als erleuchteten Versammlung auf das würdigste verkündet worden. Die Berliner Rede hebt zum Schlusse des großen Königs Liebe zu den Wissenschaften und eigene schriftstellerische Thätigkeit hervor, welche im Gegensatze mit einer Eingangs angeführten Aeußerung d'Alemberts um so stechender in die Augen springt. D'Alembert sagte: »daß der Betrieb der »Gelehrsamkeit eines der unfehlbarsten Mittel sey, die Ruhe der »Monarchien zu versichern, aus einer Ursache, die umgekehrt »eben denselben den Freystaaten schädlich machen könne, wenn »derselbe zu hoch gesteigert werde, nämlich deßhalb, weil der mit »den Wissenschaften verbundene Reiz die Menschen so zu sagen »von der Gesellschaft absondere, und für jeden anderen Gegen»stand kalt und unempfindlich mache.« Der Redner, welcher die Wahrheit dieses Grundsatzes weder bekämpfen, noch ganz vertheidigen möchte, sagt, »daß durch die Anwendung desselben »auf gebildete Völker, welche nicht erst entwildert werden sollen, »Künste und Wissenschaften als ein Mittel erscheinen, dem Volks»geiste die Schwingen zu lähmen, indem sie für alle wichtigen »gemeinsamen Angelegenheiten gleichgültig machen sollen: woraus »nothwendig eine Entnervung der Edelsten des Volkes hervor»gehen müßte: sie sind die Weiberkleider, der Jungfrauenschmuck, »die Bäder und Salben, deren jener kleine italisch-griechische »Tyrann die Jünglinge statt der männlichen Tracht, männlicher »Leibesübungen und männlicher Lebensweise sich zu bedienen nö»thigte, damit er leichter herrsche; Erkenntniß und Wissenschaft, »das Edelste, was der Mensch erstreben mag, werden als Schlaf»trunk eingegeben, als Wiegenlied zum Einlullen vorgesungen. »Wird aber dieser Zweck gründlich erreicht, so werden die Folgen »nicht lange zögern: haben sich erst die Besten aus Liebe zur »wissenschaftlichen Muße von den gemeinsamen Angelegenheiten »zurückgezogen, oder sind durch die Gelehrsamkeit entmannt und »eingeschläfert, so wird das Vaterland in die Hände der Unwis»senden und Schlechten gerathen, deren Leitung den Herrscher

»wie die Beherrschten unvermeidlich zum Untergange führt. Denn »wer mögen doch jene Männer seyn, welche durch die Wissenschaft »und Gelehrsamkeit von der Gesellschaft abgesondert, und für »alle anderen Gegenstände gleichgültig gemacht werden sollen, »damit die Monarchie sicherer bestehe? Natürlich diejenigen, »welche, wären sie nicht gleichgültig, ihr gefährlich werden könn»ten; aber eben dieselben, welche als Gegner Gefahr bringen, »sind als Freunde die wirksamen Helfer. Wer also durch die »Wissenschaften die Gefährlichen unschädlich machen wollte, in»dem er durch ihre Neigung und Theilnahme für das gemeine »Wesen sie schwächte, müßte nothwendig diejenigen dem Staats»leben entfremden, deren Wirksamkeit in demselben am ersprieß»lichsten ist.«

Ohne uns mit Hrn. Böckh über die so weit vorausgesehenen Folgen des hypothetischen Mißbrauchs von d'Alembert's Grundsatz zu ereifern, wollen wir das Wahre, das in d'Alembert's Satze liegt, durch die Anwendung desselben nicht auf ein im wahren Sinne des Wortes gebildetes Volk, sondern durch die Anwendung auf ein Volk hervorheben, welches durch Revolutionen verwildert, durch mordbrennerische politische Blätter und irreligiöse Romane verbildet, bey noch nicht genug befestigter Staatsverfassung hin- und herschwankt; bey einem solchen Volke, wo fast alle geistigen Kräfte auf staatsverderbliche Weise nur revolutionären Richtungen zugewandt sind, und der Ueberreiz politischer Thätigkeit der Ruhe der Gesellschaft gefährlich, wird sich die Anwendung des d'Alembert'schen Grundsatzes: »daß der Betrieb der Gelehrsamkeit eines der unfehlbarsten Mittel sey, die Ruhe der Monarchie zu versichern,« als heilsam bewähren. Ein Beyspiel liegt sehr nahe in Frankreich vor Augen, wo die Weisheit der sich immer mehr und mehr befestigenden Regierung es für ersprießlich gehalten, außer den höchst beträchtlichen Summen, welche auf die Anstalten des öffentlichen Unterrichts, die Schulen, die Akademien (diese allein kosten jährlich 810000 Fr.), die Bibliotheken, die Museen und die schon seit langem auf Unkosten des Staates organisirte Herausgabe der mémoires de l'académie, des journal des savants und der geschichtlichen Sammlungen, wie le recueil des historiens de France, le recueil des ordonnances, la table des diplômes, le recueil des historiens des croisades, les notices et extraits de manuscrits de la Bibliothèque royale verwendet werden, noch vor zwey Jahren mehr als hunderttausend Gulden (438000 Fr.) neuerdings und ausschließlich auf die drey Gegenstände: 1) Subscriptionen auf erscheinende Werke (134000 Fr.), 2) Ermunterungen und Entschädigungen für Gelehrte und Literatoren

154000 Fr.), und 3) auf die Herausgabe der noch unbekannten Dokumente französischer Geschichte (150000 Fr.) jährlich zu verausgaben für gut befunden; die letzte Arbeit allein beschäftigt mehr als hundert junge Leute (zwölf an der königl. Bibliothek, um Auszüge zu machen, und neun und achtzig Correspondenten in den Departements) *). So viele Geister, welche sich sonst mit leeren politischen Träumen beschäftigt haben würden, werden hiedurch historischen Studien, und durch diese dem praktischen Leben zugeführt; so viele Federn, die sonst nur schlechte Romane geschrieben, oder ihre literarischen Kräfte in Zeitschriften versplittert hätten, erhalten durch die Subscriptionen und Ermunterungen nützlichere Richtungspunkte ihrer Thätigkeit. Auf diese Weise ist der Betrieb der Gelehrsamkeit ganz gewiß ein Mittel, die Ruhe der Monarchien zu sichern, und der Antrieb hiezu, so wie die nöthige Unterstützung kann nur von der Regierung ausgehen, weil die Erfahrung bewiesen (und auch hievon liegt ein Beyspiel nahe genug vor Augen), daß wissenschaftliche, sey es auch mit den größten Geldmitteln begabte, aber nicht weise auf ersprießlichen Zweck hingeleitete wissenschaftliche Gesellschaften nichts Großes und Tüchtiges hervorbringen, und ihre Kräfte nutzlos für sich und das Ausland in sich selbst verzehren. Wenn einerseits die sogar von Richelieu, wie d'Alembert bemerkt, in der Verfassung der französischen Akademie anerkannte Wahrheit, daß die Freyheit der Lebensgeist der Wissenschaften auf ihrem eigenen Gebiete, unumstößlich, so ist es andrerseits eben so wahr, daß der erste Hebel wissenschaftlichen Flors in der Regierung selbst liegt, und von Oben ausgehen muß. Die Saat der Wissenschaft reift in freyer Luft und unter dem wohlthätigen Einflusse von Wärme und Licht zum goldenen Aehrenfelde heran; aber das Feld muß gepflügt, der Same ausgeworfen und eingeeggt seyn, wenn er zur erwünschten Frucht heranwachsen, und diese zur erfreulichen Reife gedeihen soll. Da der Redner, wie der Titel besagt, nur den Gesichtspunkt des Verhältnisses der Wissenschaft zum Staate, und nicht den der Pflichten des Staates gegen die Wissenschaft aufgefaßt hat, so wird die von diesem jener zu gewährenden nöthigen Unterstützung, deren sich die Wissenschaften in Preußen, wie bekannt, vorzüglich zu erfreuen haben, als vorausgesetzt, mit Stillschweigen übergangen, wiewohl ein Wort des Dankes dafür an die Regierung hier eben so an seinem Platze gewesen wäre, als das von Ottfried Müller im Programme der Göttinger Säcularfeyer gesprochene folgende wahre:

*) Supplément au Nr. 140 du moniteur du 19 Mai 1836, p. 12.

»Wir müssen es uns gestehen, daß wir in soferne noch immer Barbaren sind, als unsere geistige Bildung sich nicht wie die Blüthe eines gesunden Organismus aus den sich selbst überlassenen Trieben und Neigungen der gesammten Bevölkerungen entwickelt, sondern einer beständigen Fürsorge von den Leitern des öffentlichen Wesens bedarf. Fragen wir uns selbst unbefangen, welche Stelle wohl den Pflegern ernster Wissenschaft und eines höheren geistigen Lebens selbst in unserer, auf ihre Kultur so stolzen Zeit zwischen dem ausschließlichen Verlangen nach materiellem Wohlseyn bey der großen Masse, und dem unstäten und verworrenen Andrange solcher geistiger Richtungen, die sich des großen Publikums gerade am meisten bemächtigen, beschieden seyn würde, wenn nicht der Staat den Boden der höheren Bildung durch seine Anstalten sicherte; so kann die Antwort auf diese Frage, so traurig sie ist, wohl nicht zweifelhaft seyn. — Nachdem die Kirche, als Haupterbin der antiken Geisteskultur, den Schulunterricht, wie er sich im späteren römischen Reiche gestaltet hatte, viele Jahrhunderte hindurch geleitet, und der Corporationsgeist des Mittelalters theils mit, theils auch ohne Hülfe der Kirche die höheren Lehranstalten, aus denen unsere Universitäten hervorgegangen sind, nicht ohne Einwirkungen der Ueberlieferungen aus dem späteren Alterthume geschaffen hatte, haben die Fürsten und obersten Behörden der Staaten die Sorge zuerst für diese höheren Lehranstalten, dann auch für die mittleren und anderen Schulen übernommen, und wie gut sich dabey die Wissenschaften und die Volksbildung überhaupt gestanden haben, zeigt hinlänglich der Zustand unseres Vaterlandes, wenn man ihn mit anderen Ländern Europas, in welchen die Regierungen diese Angelegenheit bis jetzt weniger zu den ihrigen gemacht haben, vergleicht. Gewiß werden auf der einen Seite die Interessen des Staates, auf der anderen die der freyen menschlichen Bildung am besten befriedigt und alle billigen Wünsche erfüllt werden, so lange sich mit dem Sinne jener römischen Kaiser, welche zuerst diesen Anstalten eine feste, durch Staatszwecke vorgeschriebene Form gegeben haben, ein bedeutendes Element des griechischen Geistes verbindet, welchem Bildung an sich das Wünschenswertheste, und ein freyer Verkehr der geprüften Meister und wißbegierigen Jünger, in welche durch keine niederdrückenden und beengenden Vorsichtsmaßregeln ohne Noth eingegriffen wird, der natürliche Weg zu diesem Ziele zu seyn schien.«

In der That sind alle großen wissenschaftlichen Anstalten in den Ländern, wo sie geblüht haben oder noch blühen, nur durch die Vorsorge des Staates zu Stande gekommen, welchem zur Beförderung der Sittigung und Bildung und zur Entwicklung geistiger Kräfte und Thätigkeit in ihrem schönsten Flore die Stiftung und Erhaltung von Bibliotheken und Museen, von Normalschulen und Lyceen, von Universitäten und Akademien nicht minder als heilige Pflicht obliegt, als zu seiner Vertheidigung und Sicherheit die Erhaltung von Heeren und Flotten, von Arsenälen und Schiffswerften, von Stückgießereyen und Kornmagazinen; ohne Einwirkung des Staates würden diese Anstalten der Vertheidigung und Erhaltung eben so wenig, als jene des Unterrichts und der Bildung von sich selbst zu Stande gekommen, oder wenn

auch von Privaten gegründet, nie zur erwünschten Größe und Reife gediehen seyn, die nur durch die Unterstützung der Regierung möglich. Die Gründung und Erhaltung solcher Anstalten ist nicht das Werk von Privaten, wie groß und mächtig auch diese seyen; diese können nur die Anreger einer fruchtbringenden gemeinnützigen Idee seyn, welche aber erst durch die Hülfe und Unterstützung des Staates in ihre volle Wirksamkeit treten kann. Ein sprechendes Beyspiel hievon ist die Ingenieur-Akademie zu Wien, welche zuerst i. J. 1737 durch ein Vermächtniß des Edlen von Griener mit einem Kapitale von 20000 fl. gegründet, dann aber erst durch die wohlthätige Vorsorge und mächtige Unterstützung der großen Maria Theresia i. J. 1754 durch den Ankauf des heutigen Gebäudes um 150000 fl. zu segensreichem Flore heranwuchs. Ein anderer sprechender Beweis, daß gelehrte Gesellschaften, von Privaten gegründet, in Oesterreich nicht gedeihen, ist der spurlose Untergang der österreichischen gelehrten Gesellschaft, welche in der Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bestanden, und von welcher heute nichts mehr bekannt *). Weit seltener sind die Erblasser, welche, wie Hr. v. Griener, reich und muthig genug, um neue Anstalten zu erschaffen, als solche, welche edel und hoch, wohlthätig und vaterländisch gesinnt, ihr ganzes Vermögen oder einen Theil desselben schon bestehenden, als gemeinnützig erprobten Anstalten zuzuwenden geneigt. So sind dem von Napoleon so reich gestifteten wissenschaftlichen lombardischen Institute bedeutende Erbschaften zugeflossen, welche, wenn es gar nicht vorhanden gewesen wäre, unmöglich zur Erreichung desselben wohlthätigen Zweckes bestimmt werden konnten. Die Vermögenskräfte von Privaten verlieren sich, wenn ihr Rinnsal sie keinem Flusse zuführt, in Sand oder Sumpf, bilden aber, wenn vereint, den durch Schiffahrt Länder verbindenden Fluß. Die Idee, daß einzelne Kräfte nie das zu wirken im Stande, was vereinte vermögen, hat die Eröffnungsrede des Vereins der Wiener Aerzte besonders ausführlich entwickelt:

*) Mitglied dieser gelehrten Gesellschaft war der Landschaftssekretär Franz Christoph von Scheyb, welcher in einer Versammlung der österreichischen gelehrten Gesellschaft die Lobrede auf den verstorbenen Grafen Friedrich von Harrach zu Rohrau ablas; der Titel dieser selten gewordenen Druckschrift lautet: »Lobrede auf weiland Se. Exc. Herrn Friedrich Grafen von Harrach zu Rohrau ꝛc., zu Wien 1749 in der Versammlung einiger Mitglieder der österreichischen gelehrten Gesellschaft abgelesen von Herrn Franz Christoph von Scheyb in Glaubikolheim, der niederösterreichischen Landschaft Sekretär und Mitglied der gelehrten Gesellschaft in Oesterreich, zu Cortona und der Arkadier. Leipzig, druckts Joh. Gabr. Büschel, 1750.«

»Ein unangenehmes Loos zwingt den Menschen, bey seinem Lernen und Erfahren den einzig zulässigen Weg der Analyse zu betreten. — Die Analyse kennt aber nur Theilung, Trennung, Zergliederung und Aufhebung des Ganzen, — und dieses ist in der That nichts anderes, als Entleibung und Entseelung des Lebens der Wissenschaft. — Das todte Wissen findet seine höhere Wiedergeburt nur in einem Lebensprozesse, und dieser wiederholt sich sonderbar in der leiblichen und geistigen Sphäre des Menschen als Assimilations- und Reproductionsprozeß. — Der leibliche kann Elemente und Alimente nur nach ihrer größten Scheidung, Umwandlung und Tödtung assimiliren, und durch seine Reproductionskraft zur höchsten Potenz der organischen Materie erheben. Eben so würde der geistige Lebensprozeß in seinem eigenen Leben verkümmern, wenn er nicht die Macht hätte, die ihm aus der Analyse zukommenden wissenschaftlichen Fragmente nicht nur sich anzueignen, sondern auch durch die Kraft seiner Reflexion ins Leben zu reproduziren.«

»Nun aber, was ist die Reproduction des Gelernten und Erfahrenen im Leben anderes, als die Umwandlung der Analyse in die Synthese? Und so wie die Analyse aus der Schule hervorging, so schließt sich die höchste Synthese der größten Centralisation — der Gesellschaft an. — Sache der Synthese bleibt es, die durch die Analyse aufgehobenen Potenzen und getrennten Substanzen wieder in den dynamischen Kreislauf und organischen Gliederbau des allgemeinen Lebens der Wissenschaft aufzunehmen. — Dahin strebt auch jedes individuelle Geistesvermögen; aber als individuell ist dieses immer relativ und beschränkt; das Relative sucht das Absolute, so wie das Beschränkte das Unbegränzte. — Wo kann man aber dieses besser finden, als in der höchsten Synthese der Gesellschaft.«

»Hier ist der Ort, wo am Altare der Wissenschaft eine Vermählung der individuellen Geister geschlossen wird, wo jedes Mitglied mit Aufopferung seiner Persönlichkeit in ihrem großen Körper sich auflöset.«

Hierüber ist nur zu bemerken, daß Analyse und Synthese, beyde zur Hervorbringung jedes wissenschaftlichen Werkes unumgänglich erforderlich, auch in jedem wissenschaftlichen Kopfe vereint seyn müssen, wenn auch in einem diese, in einem anderen jene vorherrscht; weiters daß trotz aller Synthese das Zusammengesetzte nur eine todte Maschine bleiben wird, so lange dasselbe nicht der lebendige Geist belebt. In diesem Sinne heißt es in der Berliner Rede: »Endlich wird ein handwerksmäßiger und »pedantischer Betrieb jeder Wissenschaft, der in dem Kleben am »Einzelnen und in der Erfahrung Gegebenen, ohne Begeiste»rung und Kraft Gedanken zu erzeugen, und in der bloßen Ueber»lieferung des Hergebrachten für das Gedächtniß besteht, mit »Einem Worte, die todte Wissenschaft kein Leben erwecken, also »die Geister eher niederdrücken als anregen, und in dem Grade »als ein Herrscher, eine Regierung, Gesellschaft oder Anstalt »das gelehrte Handwerk, welches zuweilen unter dem Namen »gründlicher Gelehrsamkeit empfohlen wird, an die Stelle des »lebendigen Wissens setzt, erstirbt die geistige Regsamkeit in dem

»Volke, welches den Einflüssen einer solchen Bildung nachgibt. »Nur wo alles Einzelne in sein Allgemeines aufgenommen ist, »der Stoff in Gedanken verwandelt, der Gedanke mit Begeiste»rung ergriffen wird, wohnt der Wissenschaft Leben ein, und sie »gelangt alsdann durch schöpferische Kraft und Reflexion zu wei»terem Fortschritt.«

Von diesem lebendigen Geiste wird das organische Ganze eines wissenschaftlichen Vereines, sey es von Aerzten, sey es von Gelehrten was immer für eines Faches, nur dann beseelt, wenn jeder Einzelne von dem höheren Standpunkte des Makrokosmus und Mikrokosmus, auf welchen der Redner den philosophischen Arzt gestellt, ausgeht, wenn jede Persönlichkeit in dem Vereine gemeinsamer Kräfte verschwindet, und nur das eine Große, nämlich die Wissenschaft, ihrer selbst willen bezweckt wird; wenn die Wissenschaft ins Leben eingreift, und die geistige Vervollkommnung mit der sittlichen gleichen Schritt hält, oder wie es der Redner bündig ausgesprochen, das Wissen mit dem Gewissen auf derselben Stufe steht. Wenn irgend an der Vervollkommnung des Menschengeschlechts im Verlaufe von Jahrtausenden im Sinne Condorcet's etwas Wahres ist, so muß ganz gewiß der Zeitpunkt kommen, wo das gebildetste Volk auch das sittlichste, das goldene Zeitalter der Wissenschaften und Künste auch das goldene der Sitte und Tugend seyn, und in dem Sinne des Redners Wissen und Gewissen auf derselben Stufe der Leiter der Vollkommenheit stehen muß; bisher hat sich aber dieser Einklang geistiger und sittlicher Bildung in den sogenannten goldenen Zeitaltern der Künste und Wissenschaften in den Jahrhunderten August's, der Mediceer, Ludwig's XIV. u. s. w. entweder gar nicht, oder nur höchst theilweise und unvollkommen bewährt, und dieser Einklang wird erst vielleicht dann voll über die ganze Erde austönen, wann der bisherige Zwiespalt des Wissens und Gewissens durch die Religion vermittelt, wann, nach den Worten der Schrift, nur Eine Herde und Ein Hirte seyn wird; bis dahin kann alles Wirken nur ein zu diesem Ziele annäherndes seyn, und die Mittel, welche der Zeitgeist beut, dürfen weder von den Einzelnen, noch von den Regierungen als unbenützte Bausteine am Wege liegen gelassen werden. Einer der größten und mächtigsten dieser geistigen und sittlichen Hebel, welche die Zeit, in der wir leben, aufgegriffen, ist der zuerst in Holland *) und

*) »Keine Nation in der Welt ist geneigter, als der Holländer, »Verbindungen (Maatschapijen) einzugehen, um bedeu»tende Zwecke, besonders zum Wohl und zur Ehre des Vaterlan»des einzureihen. — Eine solche Maatschappij von vierzig Personen

England rege gewordene Geist der Vereinigung einzelner Kräfte, die sich sonst zersplittern würden, zu löblichen gemeinnützigen Zwecken, und das Bedürfniß schneller und unmittelbarer Mittheilung von Ideen und Erfindungen unter allen gebildeten Völkern der Erde. Wenn der Dampf mit den Flügeln des Windes die Meere durchfurcht, und die Wagenzüge der Eisenbahnen beschwingend, von Land zu Land fliegt, so ist das höhere Ziel dieser beschleunigten Verbindung zwischen allen gebildeten Völkern, welche heute in Unternehmungen dieser Art wetteifern, doch nicht der Geldgewinn der Compagnien, die sich dazu vereinen, sondern der schnellere Handelsverkehr und Austausch von Ideen. Derselbe höhere Geist ruft wissenschaftliche Vereine ins Leben, und befruchtet die Keime akademischer Anstalten selbst dort, wo sie längst in fruchtbares Erdreich gesenkt, aber durch die Stürme der Zeit ihre Entwicklung bisher verhindert worden. »Friedrich,« sagt Böckh in der Berliner Rede, »stellte sich, wie jeder große Mann, sein Zeitalter erkennend, an die Spitze der geistigen Bewegung, und leitete und förderte sie, statt sie erfolglos zu bekämpfen.« Das hier von Friedrich II. Gesagte gilt, in Bezug auf die Förderung der Wissenschaften mittels Akademien, auch von Peter dem Großen und Ludwig XIV.; von dem letzten, welcher unverdienter Weise den Namen des Großen trägt, jedoch weniger, als von den großen Staatsmännern, welche unter ihm und seinem Vorfahrer Frankreich von außen und innen groß und mächtig gemacht, wie Richelieu und Colbert, jener der Stifter der französischen Akademie der Sprache, und dieser der Wissenschaften, welche, das Bedürfniß der Zeit erkennend und demselben abhelfend, für immer ihren Namen in der Geschichte verherrlicht haben. Heil den erlauchten und den erleuchteten Staatsmännern, welche in unseren Tagen in die Fußstapfen jener Großen treten! Heil dem Monarchen, unter dessen milder Regierung die schon von seinen größten Ahnen nicht nur angeregte, sondern auch zum Theil schon ausgeführte Idee einer Akademie der Wissenschaften ins wirkliche volle Leben treten wird. Kaiser Maximilian nahm an den Arbeiten der von ihm gegründeten gelehrten Donaugesellschaft persönlichen Antheil, wie Friedrich II. an denen der Berliner Akademie. Maria Theresia ließ sich nicht nun den Entwurf einer Akademie der Wissenschaften für Wien vorlegen, sondern stiftete wirklich, wiewohl nur im ver-

---

»stiftete im Jahre 1777 das Institut, welches unter dem Namen »»Felix meritis«« eine europäische Berühmtheit erworben hat.« Strombeck: Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland.

jüngten Maßstabe, zwey provinzielle Akademien, nämlich die von Prag und Brüssel, welche aber, mit zu geringen Mitteln ausgerüstet, unmöglich etwas Großes und Tüchtiges zu Tage fördern konnten, und von deren Arbeiten daher in der gelehrten Welt eben so wenig die Rede gewesen, als von denen der mit großen Mitteln neu gegründeten ungrischen Gesellschaft die Rede seyn kann, so lange diese ihre Verhandlungen in das Ungrische einpferchet, und dieselben entweder nicht nach dem Beyspiele der Petersburger Akademie in einer der durch ganz Europa gäng und gäben Sprachen (lateinisch, deutsch, französisch) herausgibt, oder wenigstens nicht zugleich eine Uebersetzung in einer dieser drey Sprachen kund macht. Böhmen, Ungern und die Lombardey sind also wirklich bereits mit Akademien der Wissenschaften und der Sprache ausgestattet, deren die deutschen Erbstaaten: Oesterreich, Mähren und Tyrol, entbehren. Der, Fremden wie Einheimischen, empfindliche Mangel einer Akademie der Wissenschaften in der Residenzstadt wird selbst von der im Lobe aller Einrichtungen der Kaiserstadt überströmenden Mrs. Trollope in ihrem jüngsten Werke über Wien mit den folgenden Worten herausgehoben. J'ai souvent entendu se plaindre de n'avoir pas ici une Société royale, fondée sur les mêmes bases que la nôtre et destinée à la même mission. Ces plaintes répétées prouvent que cette institution seroit dignement appréciée, et par conséquent d'une influence très salutaire, et, pleine de confiance dans la sagesse du Gouvernement d'Autriche, je me persuade que cette lacune sera bientôt comblée (I. 150). Die Abwesenheit einer Akademie der Wissenschaften zu Wien, gegenüber den bestehenden zu Prag, Pest und Mailand, springt nur um so mehr in die Augen, wie bey dem Leichenbegängnisse der Junia die unter den übrigen Ahnenbildern nicht vorgetragenen des Cassius und Brutus; Sed praefulgebant Cassius atque Brutus, eo ipso, quod effigies eorum non visebantur. Wie sollten die deutschen Erbstaaten hierin den anderen nachstehen, und Wien, der Vereinigungspunkt so vieler wissenschaftlicher Anstalten und herrlicher Sammlungen in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst, zur besten Benützung derselben des Brennpunktes aller Strahlen wissenschaftlicher Kultur noch länger entbehren! Würde die Akademie der Wissenschaften zu Wien ihren Schwestern von Prag und Mailand nicht mit rühmlichem Wetteifer vorleuchten, die Thätigkeit derselben zu neuen Arbeiten anspornen, und würde das Resultat dieser wetteifernden Bemühungen nicht reiner Gewinn für die Wissenschaft und den Staat seyn? Der Geist von Leibnitz, welcher vor einem Jahrhunderte die Gründung der Akademien von Petersburg und

von Berlin veranlaßt, zu Wien aber, troß des versprochenen Beystandes Eugens, keinen Eingang gefunden; der Geist des großen Leibniß, welcher bey der Jubelfeyer der von ihm veranlaßten Stiftungen über dem Altare derselben geschwebt, wie auf den Sculpturen von Persepolis der Genius des opfernden Königs und Priesters über dem heiligen Feuer, ist in der Jubelfeyer der Akademien von Petersburg, Berlin und Göttingen durch Rußland und Deutschland umgegangen, und wird erst vollkommen befriedigt seyn, wenn auch die von ihm zu Wien angeregte Idee ausgeführt, und die Anzahl von Briefen, welche täglich von allen Seiten des gebildeten Europa an die Akademie der Wissenschaften in Wien eingehen, wirklich an ihre Adresse bestellt werden wird; dann wird auch der Verband wissenschaftlichen Vereins Oesterreichs mit anderen Hauptstädten der gebildeten Welt, von denen es eben aus Mangel dieses Verbandes bisher so oft ungerecht beurtheilt worden, hergestellt seyn, und der Akademie von Wien von ihren älteren Schwestern ein lautes Willkommen entgegentönen.

Art. III. Précis du système, des progrès et de l'état de l'instruction publique en Russie, rédigé d'après des documens officiels, par *Alexandre de Krusenstern. Varsovie*, de l'imprimerie de la banque de Pologne, 1837.

Der Verf. wurde zu seiner Unternehmung durch die vielen falschen Urtheile bestimmt, die im Auslande über das gesammte Unterrichtswesen Rußlands im Umlauf seyn sollen. Er versichert, keine Mühe gespart zu haben, seine Mittheilungen so genau und vollständig als möglich zu machen. Weit entfernt, die von ihm gesammelten Nachrichten in irgend ein System bringen zu wollen, suchte er vielmehr nur die erhaltenen Einrichtungen mit den Resultaten, welche sie bisher gehabt haben, zu berichten, woraus, nach seiner Ansicht, die riesenmäßigen Fortschritte, die sein Vaterland in jeder Art der geistigen Kultur seit den letzten Decennien gemacht hat, von selbst hervorgehen werden, Fortschritte, die, nach seinem Ausdrucke, Rußland in kurzer Zeit den höchstgebildeten Völkern der Erde gleichsetzen werden.

Dem Ganzen geht eine kurzgefaßte Kulturgeschichte Rußlands von Peter I. bis zu Ende der Regierung Alexanders I. voraus, die sich, wie schon die im Texte angeführten häufigen Citaten zeigen, so wie auch die ganze übrige Schrift, auf das Studium der Quellen und besonders der öffentlichen Verordnungen beziehen. — Das Werk selbst ist in vier Kapitel abgetheilt. Das erste handelt von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts,

von der k. Akademie in Petersburg, von den Universitäten, Gymnasien, Districts- und Pfarrschulen, den Bibliotheken, Zeitschriften und von der Censur Rußlands. Das zweyte Kapitel betrachtet die Militär- und Marineschulen, das dritte die geistlichen Unterrichtsanstalten, und das vierte endlich die Bergbau-, Agrikultur- und Waisenschulen, so wie die Unterrichts-Institute der in dem Lande wohnenden Deutschen, Tataren und Israeliten.

Indem wir nun den Inhalt dieser in mannigfaltiger Rücksicht merkwürdigen Schrift näher zu betrachten uns anschicken, bemerken wir zuerst, daß der Verf. von dem allgemeinen Satze, der von ihm als ein von der Geschichte bewährtes Factum dargestellt wird, ausgeht, daß die gesammte Kulturgeschichte Rußlands einen von dem aller andern europäischen Länder ganz verschiedenen Gang genommen hat. Zwey Principien, ein böses und ein gutes, hätten auf den Gang der Kultur seines Vaterlandes immerwährend eingewirkt. Jenes findet er in den politischen Erschütterungen, die dasselbe durch viele Jahrhunderte erfahren hat, und die, weit entfernt, die Kultur wenigstens indirect zu befördern, wie dieß in dem westlichern Europa der Fall wäre, ihr vielmehr stets feindlich entgegenwirkten, so daß das zweyte, gute Princip, beynahe nichts anders zu thun hatte, als immerfort wieder aufzubauen, was durch das erste niedergerissen wurde. Demnach war die Civilisation Rußlands, sagt er, das reine Werk der Regierung, während sie bey dem gesammten westlichen Auslande eine bloße Folge der auf dasselbe eindringenden Ereignisse gewesen ist. Bey dem letztern kam Licht und Bildung von den Massen, die aufwärts wirkten; dort aber kam es von oben, und konnte oft nur mit Widerstreben und zwar nur langsam in die Massen abwärts dringen, so oft man oben gehindert war, aber dafür auch desto schneller, wenn für diesen obern Theil günstige Verhältnisse eintraten.

Wir wollen diese Behauptung auf sich beruhen lassen, so wie auch die, daß die Russen schon im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine bedeutende Höhe der Kultur erreicht haben sollen, wie der Verf. aus einem Memoir Fråhn's in den Acten der Petersburger Akademie schließen zu müssen sich berechtigt hält, während der Verfasser dieses Memoirs selbst sich nur begnügt, einige Spuren von Schriftsprache aus jener Zeit aufgefunden zu haben.

Jaroslaw soll (um das J. 1050) der erste Fürst gewesen seyn, der wissenschaftliche Kultur zu befördern suchte. Er übersetzte nämlich mit eigener Hand einige Bücher der h. Schrift, und gründete eine Schule in Nowgorod, in Kieff und in Smolensk.

Was war, ruft der Verf. bey dieser Gelegenheit aus, was war zu dieser Zeit das ganze übrige Europa! Es lag in tiefer Finsterniß, während ganz Rußland schon drey Schulen hatte. — Aber auch Rußland stürzte wieder in diese Finsterniß zurück, als die Mongolen kamen, deren eisernes Joch zwey Jahrhunderte auf ihm lastete. Nachdem es sich endlich von diesen Barbaren befreyt hatte, fand es sich sehr weit zurück von der indeß immer weiter fortgeschrittenen Kultur des übrigen Europa. Die Zaren Johann III., so wie Theodor, und besonders Boris Godunoff, suchten dem Unheil abzuhelfen. Aber fremde Einfälle und innere Zwietracht führten noch einmal die alte Barbarey zurück, bis endlich, mit der Thronbesteigung des Hauses Romanoff, dem Reiche die bessere Sonne aufging. Dieses Haus gründete i. J. 1672 die erste geistliche Akademie zu Moskau, die unter andern die Pflicht hatte, alle Fremden, die in Rußland Unterricht geben wollten, einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Der Verf. schließt daraus, daß, wenn Rußland auch damals noch keine öffentlichen Schulen gehabt haben sollte, der häusliche Unterricht doch schon sehr verbreitet gewesen seyn müsse.

Peter der Große war auch hier, wie in allen andern Theilen seines weiten Reichs, der Stifter einer neuen Epoche. Was er insbesondere für die Unterrichtsanstalten seines Landes that, wird S. 8 u. f. kurz und bündig aufgezählt. Wir bemerken hier bloß, daß die Lehrer der vielen von ihm gestifteten Landschulen täglich zehn Kopejken von der Regierung erhielten, wogegen sie von ihren Schülern nichts annehmen durften, als am Ende ihrer Erziehung von jedem einen Rubel. Er befahl überdieß, daß der zwanzigste Theil der Einkünfte der Klöster und der dreyßigste von denen der Kirchen zum Unterhalte der Schulen verwendet werde, welchen die Bischöfe und Erzbischöfe in ihren Häusern einen Platz einräumen mußten. Im letzten Jahre seines Lebens gründete er auch die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, die nur aus zwölf Mitgliedern bestand, deren Aufträge anfangs noch sehr beschränkt waren. Peter hatte diese Idee gefaßt, als er bey seinem Aufenthalte zu Paris die französische Akademie näher kennen gelernt hatte. Er ersuchte dieses Institut um einen Plan für eine ähnliche, Rußland angemessene Anstalt. Die Pariser Akademiker schlugen ihm dazu Leibnitz als den Mann vor, der seines ganzen Vertrauens im höchsten Grade würdig sey. Der Zar beschäftigte sich lange Zeit mit Leibnitz zur Abfassung dieses Planes, und am 28. Januar 1724 unterzeichnete er endlich die Statuten seiner neuen Akademie. Es ist bekannt, daß Leibnitz auch der Urheber der Berliner Akademie ist, und daß er sich, obschon von dem großen Eugen un-

terstützt, lange vergebens abmühte, ein ähnliches Institut auch in Wien zu errichten. Die beyden großen Männer erkannten die Wichtigkeit dieser Anstalten, aber sie und ihre Vorschläge wurden von den andern nicht gewürdigt. Die neue Petersburger Akademie bestand anfangs nur aus wenigen Mitgliedern, und der erste Auftrag, den sie zu erfüllen hatten, war die Abfassung eines Lehrbuchs für jede Wissenschaft, um dasselbe in den Schulen des Reichs zu gebrauchen. Die Absichten des Kaisers wurden vorzüglich durch einen Privatmann gefördert, durch Ernst Gluck aus Magdeburg, der in Moskau als Gefangener lebte. Er hatte in kurzer Zeit die alt- und neurussische Sprache sich zu eigen gemacht, übersetzte mehrere nützliche Schriften des Auslandes ins Russische, und gab in dem Hause der Narischkin mehreren jungen Leuten von Adel Unterricht. Als Peter davon hörte, gab er ihm nebst seiner Freyheit einen ansehnlichen Gehalt mit dem Auftrage, in Moskau eine Schule in größerem Style zu errichten, und dem Gelehrtenvereine vorzustehen, der in derselben Stadt für die Uebersetzung der Werke von Vauban, Blondel, Arend, Comenius, von Hübner's Geographie, Puffendorf's Geschichte u. s. niedergesetzt wurde. — Peter mußte indeß auch bey diesen Neuerungen manchen harten Kampf bestehen, und selbst strenge Mittel anwenden, um die Aeltern zu bewegen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Durch ein eigenes Gesetz verlor der Adel das Recht, seine liegenden Güter auf seine Kinder zu vererben, wenn die letzten nicht schreiben und lesen gelernt hatten, und die Geistlichen erhielten keine Pfründe, wenn sie nicht die vorgeschriebenen Prüfungen gut bestanden hatten; die übrigen Städtebewohner endlich mußten Geldbuße erlegen, wenn ihre Kinder nicht zur Schule geschickt wurden.

Der von dem großen Monarchen eingeschlagene Ton hallte noch lange unter seinen Thronfolgern nach. Unter der Kaiserin Anna konnte kein Soldat und kein Unteroffizier in seinem Range vorrücken, wenn er nicht zu schreiben verstand. Die Kinder der Geistlichen, die sonst militärpflichtig waren, wurden von diesem Stande befreyt, wenn sie die Schulen besuchten. Die Kaiserin Elisabeth belegte alle Aeltern mit Geldstrafen, die ihren Kindern keine angemessene Erziehung gegeben hatten. Sie war auch die Gründerin der Universität von Moskau (i. J. 1755) und die der Akademie der schönen Künste in Petersburg (i. J. 1757). Sie wurde in diesen und andern wissenschaftlichen Unternehmungen vorzüglich von ihrem General Jvan Schuwaloff unterstützt, dem die Kultur Rußlands großen Dank schuldig ist. Er war es, der durch Errichtung von Gymnasien und andern Schulen auf die Bildung der künftigen Civilbeamten vortheilhaft einwirkte,

die bisher beynahe gänzlich vernachläßigt war, da alle höhern Stände nur dem Militär zueilten, wo man keine besondern Kenntnisse forderte.

Die Kaiserin Katharina fuhr auf dem betretenen Wege fort, und durch ihren General Betzky unterstützt, ging sie noch tiefer in die eigentlich moralische Erziehung der Nation ein. Sie errichtete zu Moskau i. J 1763 ein großes Findelhaus, und in den meisten bedeutenden Städten der Monarchie sogenannte Pensionsschulen für Knaben und Mädchen aus den bemittelten Ständen. In diese Schulen traten die Kinder mit ihrem fünften Jahre ein, und blieben bis zu ihrem zwanzigsten. Im J. 1775 wurden Elementarschulen in allen Städten und für alle Klassen errichtet. Auch sie fand wieder Leute, die in ihre großen Absichten eingingen, und dieselben thätig förderten, unter andern vorzüglich Zavadowsky, Epinus und Jankowitz, von welchen der letzte, ein Oesterreicher, der Kaiserin auf ihre Bitte von Joseph II. geschickt wurde.

Was Alexander während seiner fünf und zwanzigjährigen Regierung für die Bildung der Nation gethan, ist allgemein bekannt. Er gründete das Ministerium des öffentlichen Unterrichts und die Oberdirection aller Schulen (i. J. 1802), die beyde ihren Sitz in Petersburg haben. Unter ihm wurden sämmtliche Unterrichtsanstalten des Reichs in vier Klassen getheilt: 1) Die Pfarrschulen, 2) die Districtsschulen, 3) die Gymnasien und 4) die Universitäten. Die Zahl der letzten wurde vorläufig auf sechs festgesetzt, in Petersburg, Moskau, Dorpat, Wilna, Kasan und Charkow. Drey andere Universitäten sollten noch in Kieff, Tobolsk und in Ustjug Weliki errichtet werden, kamen jedoch nicht zu Stande. Jede dieser sechs Universitäten war zugleich die oberste gerichtliche Behörde in ihrem gelehrten Sprengel. Dieser Sprengel ging z. B. für die Universität von Kasan bis nach Kamtschatka, und selbst bis nach Nordamerika, wenn daselbst Schulen errichtet werden sollten. — Die Universität von Dorpat wurde im J. 1802 decretirt. Im folgenden Jahre erhielt die Universität Wilna, die schon 1599 von dem Bischof Valerian Protasiewicz gegründet war, eine neue Organisation. Am 5. Nov. 1804 endlich traten auch die Universitäten von Kasan und Charkof ins Leben. Ferner erhielt jeder Hauptort eines Gouvernements ein Gymnasium mit acht Lehrern: 1) für Mathematik und Physik, 2) Geographie und Geschichte, 3) Philosophie und politische Oekonomie, 4) Naturgeschichte und Technologie, 5) für die lateinische Sprache, 6) für die deutsche, 7) für die französische Sprache und 8) für den Zeichnungsunterricht.

Zu dieser Vermehrung der Schulen aller Art kam auch die bessere Besoldung der Lehrer. Im J. 1786 kostete der Unterhalt von 50 höheren und 540 niederen Schulen des Landes 342700 Rubel; im J. 1804 betrugen die Ausgaben für die Universitäten, für 42 Gymnasien und 405 Districtschulen volle 1319450 Rubel. Zugleich wurde der gesammte Lehrkörper, gleich allen übrigen Bewohnern des Reichs, in Klassen (Tschin) getheilt. Der Rector einer Universität hatte den Rang der fünften Klasse; der Professor ordinarius gehörte zur siebenten, die Doctoren zur achten, Sprach- und Musiklehrer zur neunten, die Candidaten zur zwölften und die absolvirten Studenten zur vierzehnten Klasse. Die früher gewöhnliche Vorrückung der Beamten in höhere Rangsklassen nach ihrer Dienstzeit wurde aufgehoben, und nun konnte keiner mehr Collegienrath (sechste Klasse) oder Staatsrath (fünfte Klasse) werden, mochte er auch ein geborner Fürst oder Gouverneur seyn, wenn er nicht zuerst ein Examen bey der Universität bestanden hatte. — Besondere Sorgfalt widmete der Kaiser den Militärschulen des Landes, die unter seiner Regierung sehr vermehrt und besser organisirt wurden. Auch fand Alexander bey seinen an Dinge dieser Art schon mehr gewohnten Russen nicht mehr den widerstrebenden Geist, mit dem Peter zu kämpfen hatte. Man sieht dieß am besten aus der Bereitwilligkeit, mit welcher sich nun ganze Communitäten freywillig anboten, Unterrichtsanstalten auf ihre Kosten zu gründen, wenn auch nur, um dadurch den Beyfall ihres Monarchen zu erhalten. So errichteten die Kaufleute zu Moskau eine eigene Handelsschule in dieser Hauptstadt; der Adel der Gouvernements Kieff, Wolhinien und Podolien gründete das schöne Lyceum zu Krzemeniec; der Adel der slobodischen Ukraine legte zu einem ähnlichen Zwecke 400000 Rubel zusammen, indem aus dieser Summe die Universität von Charkow erhalten wurde u. s. Selbst wohlhabende Einzelne wetteiferten mit ganzen Städten und Corporationen um die Ehre, die Stifter von großen Unterrichtsanstalten zu seyn. Der Staatsrath Paul Demidoff gab der Universität von Moskau 500000 Rubel, und legte nahe eine Million R. als Kapital für die Gründung und Erhaltung einer höhern Unterrichtsanstalt zu Jaroslaw in den öffentlichen Schatz u. s. w.

Nachdem wir auf diese Weise die Entstehung und allmäliche Ausbildung des Unterrichtswesens dieses großen Landes kennen gelernt haben, führt uns der Verf. zu der Darstellung des jetzigen Zustandes desselben, und zwar, wie gesagt, im ersten Kapitel seines Werks zu der nähern Kenntniß des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts.

Dieses Ministerium besteht: 1) Aus der ministeriellen Kanz-

ley, 2) aus dem Departement des öffentlichen Unterrichts, und 3) aus der Oberdirection der Schulen.

Die ministerielle Kanzley, welcher unmittelbar der Minister vorsteht, hat einen eigenen Director mit drey Sekretären und zwey Gehülfen. Ihr Geschäft ist es, alle in das Ministerium gelangten Adressen, Rapporte, Memoiren ꝛc. zu prüfen und dem Minister vorzulegen, um dessen Befehle darüber empfangen und ausführen zu lassen. Die zweyte Abtheilung, oder das Departement des öffentlichen Unterrichts, hat die unmittelbare Leitung der sämmtlichen Schulen des Landes, die Anstellung der Lehrer, die Art des Unterrichts, die Privatschulen, die Redaction des ministeriellen Journals u. s. Die dritte Abtheilung endlich, oder die Oberdirection, bildet das eigentliche Conseil des Ministers, und sie besteht aus den ministeriellen Adjuncten, aus dem Curator des Petersburg'schen Bezirks und aus den Curatoren der andern Universitäten, wenn sie in der Hauptstadt sich aufhalten, und aus einigen andern, von Sr. M. unmittelbar zu ernennenden Mitgliedern. Den Gegenstand ihrer Sitzungen bilden die vorzunehmenden Aenderungen in der Organisation der Schulen, die Errichtung neuer Unterrichtsanstalten, die Geldangelegenheiten derselben, die Beurtheilung der von den reisenden Inspectoren eingesendeten Berichte über den Zustand der Schulen, die Auswahl der Lehrbücher u. s.

Es wurde bereits oben gesagt, daß jede Universität ihren gelehrten Sprengel hatte, über dessen Schulen sie die höchste Aufsicht führte. Da diese Sprengel oft sehr ausgedehnt waren, so wurde den Professoren der Universitäten, welche alle Schulen ihres Bezirks zu bereisen hatten, viele Zeit genommen, die sie für ihre eigenen Pflichten und für die Wissenschaft verloren. Seit dem Jahre 1835 ist ihnen dieses Geschäft abgenommen, und die eigentliche Aufsicht über die Schulen des Sprengels bloß dem Curator (dem ersten Vorsteher der Universität) überlassen. Wie dieser allein zu einem Geschäfte Zeit hat, die so viele andere zusammengenommen nicht finden konnten, wird nicht gesagt. Diese Visitation der Schulen ist jetzt einem sogenannten Schul-Inspector übertragen, einem Gehülfen des Curators, welche beyde mit dem Rector der Universität und dem Director des Gymnasiums gleichsam den höchsten Gerichtshof der Universität bilden.

Der Abschnitt von den öffentlichen Schulen beginnt S. 47 mit einer Periode, die später mehr als einmal nachklingt, und von der man nicht recht einsieht, ob sie ein heimliches Lob oder einen öffentlichen Tadel involviren soll. Da aber der, den es trifft oder treffen soll, nicht mehr unter uns ist, so theilt er eben

das Schicksal aller Hingeschiedenen, die sich nicht mehr vertheidigen können, und der Geschichte anheimfallen. Es wird die Sache der letztern seyn, zuzusehen, daß sie die Unparteylichkeit bewahre, wegen der sie sich sonst so gern preisen läßt. Hier mag es genügen, zu hören, daß das Reglement des gesammten Unterrichtswesens, welches im J. 1804 erlassen wurde, im J. 1828 durch ein ganz anderes ersetzt worden ist. Jenes war nämlich parfaitement en harmonie avec l'état des lumières en 1804, mais il ne répondait plus en 1828 aux besoins du tems et demandoit une révision, si non une réforme totale.

Die Pfarrschulen, die niedrigsten unter den Lehranstalten, können ohne Anstand überall errichtet werden, wo das Bedürfniß, solche Schulen zu besitzen, gefühlt wird. Dieselben stehen unmittelbar unter dem Pfarrer des Orts. Knaben können erst im achten, Mädchen aber nur im eilften Jahre in dieselben treten. Zahlungen irgend einer Art werden von ihnen nicht gefordert.

In diesen Schulen wird der Katechismus gelehrt, Lesen und Schreiben, und die sogenannten vier Rechnungsarten. Die Lancaster'sche Methode ist überall nicht nur erlaubt, sondern selbst vorgeschrieben. Uebrigens sind diese Schulen auf den Dörfern nur im Winter offen, in den Städten aber durch das ganze Jahr. In beyden dauert die tägliche Unterrichtszeit vier Stunden. In jeder derselben findet man übrigens noch eine kleine Bücher-, Karten- und Instrumentensammlung, und unter jenen Büchern sind nicht bloß Lehr- und Lesebücher für die Jugend, sondern auch für die Erwachsenen begriffen, die sich damit belehren und vergnügen sollen.

Die Districtsschulen sind vorzüglich für die Kinder der Kaufleute, Künstler, Manufacturisten u. s. bestimmt, und jede größere Stadt muß eine solche Schule haben, Gouvernementsstädte selbst mehrere, je nach ihrer Bevölkerung. Der Inspector derselben wird aus den vorzüglichsten Künstlern der Stadt gewählt. Die Lehrer dieser Schulen müssen freye Leute, und vor dem Antritte ihres Amtes in einem Gymnasium geprüft seyn. Der Lehrkurs dauert drey Jahre. Gegenstände des Unterrichts sind der Katechismus und die heilige Geschichte, die russische Sprache, Arithmetik und Geometrie, Geographie und eine kurze Geschichte, endlich Kalligraphie und Zeichnen. Mehr als vierzig Schüler sollen nicht in einer Klasse seyn. Wächst die Anzahl, so werden mehrere Klassen gebildet. Auch hier wird aller Unterricht gratis ertheilt, und er währt täglich sechs Stunden. Die vorgeschriebene Ordnung wird von dem Inspector gehandhabt, der wieder unter dem Schuldirector der ganzen Provinz steht.

Die Gymnasien haben den doppelten Zweck, die jungen Zuhörer für die Universität auszubilden, oder ihnen, auch wenn sie die Universität nicht besuchen wollen, die für ihre künftige Bestimmung nöthigen Kenntnisse zu ertheilen. Die Hauptstadt jedes Gouvernements muß ein, nach den Umständen auch mehrere Gymnasien enthalten. Der Director desselben ist zugleich der Oberaufseher aller Schulen des Gouvernements. Da das Gymnasium vorzüglich zur Erziehung des Adels bestimmt ist, so erwählen die Adelichen des Gouvernements alle drey Jahre aus ihrer Mitte einen Ehren-Curator, der mit jenem Director die Aufsicht der Schulen theilt. Jeder Director muß übrigens, vor seinem Antritt, einen akademischen Grad besitzen. Der Curs besteht aus sieben Klassen, jede von einem Jahre. Gelehrt wird die Religion und die heilige Geschichte, die russische, lateinische, deutsche und französische Sprache, die Logik, Mathematik und Physik, Geschichte, Statistik und die Zeichenkunst. Die Schüler können unmittelbar in die höhern Klassen eintreten, wenn sie durch eine Prüfung bewiesen haben, daß sie die Kenntnisse der vorhergehenden niederen Klassen schon besitzen. Der eigentliche Unterricht in diesen Klassen soll aber keineswegs die Hauptsache seyn, sondern nur gleichsam als die Vorbereitung zu denjenigen Arbeiten betrachtet werden, welche die Zöglinge selbst auszuführen haben. Diese Zöglinge an Nachdenken und Selbsterzeugen, an eigene Geistesthätigkeit zu gewöhnen, dieß ist der Hauptzweck, und keineswegs bloß das Zuhören und Memoriren des Gehörten, wodurch nur die unterste Fakultät des Geistes, das Gedächtniß, geübt wird, und alle übrigen unbebaut und unbenützt bleiben. Besonders soll in den höhern Klassen auf diese Selbstthätigkeit des Geistes mit aller Strenge gesehen werden. Alles Dictiren von Vorlesungen jeder Art ist untersagt, da es nur Zeit raubt, und da diese Schriften der Schüler gewöhnlich unvollständig und selbst fehlerhaft sind. — Die wichtigern Geschäfte des Gymnasiums und der damit verbundenen Schulen unterstehen einem Conseil, das aus dem Director, dem Inspector und mehreren Lehrern zusammengesetzt ist. Der Inspector hat übrigens jährlich einmal alle Schulen seines Bezirks zu bereisen, und streng zu untersuchen, ob alles in der geforderten Ordnung vor sich geht. — Diejenigen Schüler des Gymnasiums, die sich durch ihren Fortgang auszeichnen, werden als Concurrenten für die Universitäten aufgenommen, in welchen letzten sie ganz auf Kosten des Staats erhalten werden, aber dafür auch die sechs ersten Jahre, nach Vollendung ihrer Studien, in dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts, gegen Honorar, Dienste zu nehmen haben. Wer immer seinen Gymnasiums-Curs gut vol-

lendet hat, und mit genügenden Zeugnissen versehen ist, wird bey allen Anstellungen im Staate jedem Andern, der das Gymnasium nicht besucht hat, vorgezogen. Die bessern Zöglinge werden durch goldene und silberne Denkmünzen ausgezeichnet.

Obschon die Gymnasien, wie gesagt, vorzüglich für den jungen Adel bestimmt sind, so zeigte doch derselbe von jeher wenig Neigung, sie zu besuchen. Die Hauptursache davon war die Schwierigkeit, die Kinder, in größern Entfernungen von dem väterlichen Hause, gehörig zu beaufsichtigen und zu versorgen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde neben jedem Gymnasium ein sogenanntes adeliges Pensionat errichtet, wo die Kinder unter beständiger Aufsicht wohnen, und mit wenig Kosten unterhalten werden können Die Zöglinge besuchen die öffentlichen Schulen des Gymnasiums, und kehren nach den bestimmten Stunden wieder in ihr Pensionat zurück, wo die für sie bestimmten Lehrer und Aufseher sie erwarten. Bey ihrem Hin- und Hergange werden sie von einem dieser Aufseher begleitet, und diese dürfen selbst zur Schlafenszeit nicht von ihrer Seite gehen.

Da sich häufig auch Kinder der niederern Klassen in die Gymnasien drängten, die nicht die nöthigen Vorbereitungen hatten, die gemeine und selbst schlechte Gewohnheiten mitbrachten, wodurch sie die Kinder der höhern Klassen verdarben, und da überdieß solche Kinder, wenn sie später wieder zu den Verhältnissen und Geschäften ihrer Väter zurückkehren mußten, sich zurückgesetzt und unglücklich fühlten, so wurde im J. 1827 befohlen, daß nur die Kinder freyer Aeltern in die Gymnasien zugelassen werden sollen, während für die andern, Sclaven, Bauern und Landleute, die niedern Schulen bestimmt sind. Diese letzten dürfen übrigens auch in die Ackerbau-, Gartenbau- und Industrieschulen eintreten. — Bemerken wir noch, daß unter der gegenwärtigen Regierung die Besoldungen der Lehrer aller bisher erwähnten Schulen nahe verdreyfacht wurden.

Die Universitäten, die höchsten Unterrichtsanstalten des Reichs, erhielten ihre letzte Generalreform i. J. 1835. Jede Universität besteht aus drey Facultäten, der philosophischen, juridischen und medizinischen. Die Lehrer an denselben sind ebenfalls in drey Klassen getheilt, Professoren, Adjuncten und Lectoren. Jede Facultät hat ihren Decan, die philosophische aber, die aus zwey Sectionen besteht, hat auch zwey Decane. Der Rector ist das Haupt des Ganzen. Das Conseil der Universität besteht aus den sämmtlichen ordentlichen und außerordentlichen Professoren unter dem Vorsitze des Rectors. Die Administration der Geschäfte besorgt der Rector in Gemeinschaft mit den Deca-

nen und dem Syndicus der Universität. Jede Universität hat endlich ihren eigenen Curator als höchsten Vorsteher derselben.

Von den erwähnten zwey Sectionen der philosophischen Facultät enthält die erste die eigentliche Philosophie, die alte und neue Literatur und Linguistik, die Geschichte, Statistik u. s., endlich auch die Kultur mehrerer morgenländischen Sprachen, wie des Arabischen, Türkischen, Persischen, Mongolischen, Tatarischen u. s. Die zweyte Section begreift die sämmtlichen mathematischen und physischen Wissenschaften, die Astronomie, Chemie, Mineralogie, Botanik, Naturgeschichte, Forst- und Bauwissenschaft u. s.

An jeder Universität sind eigene Lehrer für die deutsche, französische, englische und italienische Sprache angestellt, so wie auch eigene Zeichen-, Tanz-, Fecht- und Reitmeister. — Alle ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Facultät bilden, unter dem Vorsitze ihres Decans, das Conseil der Facultät, für welches einer ihrer Adjuncte die Geschäfte des Secretärs übernimmt.

Das Conseil der Universität mit dem Rector erwählt die correspondirenden und die Ehrenmitglieder der Universität, so wie die an die Anstalt zu berufenden Professoren und Lehrer; ihm ist die gerichtliche Untersuchung der Vergehen der Lehrer in ihren Amtsgeschäften zugewiesen, die Vorschläge zur Verbesserung des Unterrichts u. s.

Die Administration der Universität wird in die ökonomische und polizeyliche getheilt. In beyden sucht der Rector, als Oberhaupt der Administration, Ordnung und Ruhe zu erhalten, Dissensionen zwischen den Mitgliedern, wenn möglich, friedlich beyzulegen, und im entgegengesetzten Falle die ihm erlaubten strengern Mittel zu gebrauchen, und endlich, wenn er seine Kräfte unzureichend findet, an den Curator zu recurriren. Schwerere Vergehen unter den Mitgliedern werden zuerst von dem Conseil der Universität geprüft, und dann erst den competenten Behörden zugewiesen.

Der Curator jeder Universität wird, sammt seinem Adjuncten, unmittelbar von dem Monarchen ernannt. Der Rector wird durch Majorität der Stimmen des Conseils erwählt, und zwar aus der Zahl der emeritirten Professoren und für vier Jahre. Die Wahl muß von Sr. Majestät bestätigt werden, ehe sie in Kraft tritt. Die Decane werden von den Professoren erwählt, und von dem Minister bestätigt. Der Inspector wird von dem Curator erwählt, und ebenfalls von dem Minister anerkannt.

Jeder Professor wird nach 25 Jahren Dienstzeit als emeritus, und seine Kanzel sonach als erledigt betrachtet. Doch kann

er auf fünf weitere Jahre wieder als Professor gewählt werden, wenn diese Wahl von dem Minister bestätigt wird.

Die jungen Leute, die als Zöglinge der Universität aufgenommen werden wollen, müssen sich den dafür bestimmten Examen unterwerfen. Alle jährlichen Curse sind in zwey Semester abgetheilt. Die ganze Studienzeit dauert für die Philosophie, so wie für die Jurisprudenz vier, und für die Medicin fünf Jahre.

Unter den Vorrechten der Universitäten werden folgende besonders herausgehoben. — Die Universitäten haben ihre eigene Censur; die aus dem Auslande für die Professoren eingehenden Bücher, Journale und Zeitungen sind der gewöhnlichen Fremden-Censur nicht unterworfen; die Universität hat ihre eigene Buchdruckerey. Der Rector steht, als solcher, in der fünften Rangklasse (wirkl. Staatsrath): die ordentlichen Professoren und der Inspector sind in der siebenten (Hofräthe); die außerordentlichen Professoren, Adjuncten, Prosectoren und der Syndicus gehören in die achte Klasse; die Lectoren und Zeichenlehrer in die zehnte. Der an der Universität zum Doctor Erwählte steht in der achten, der Licentiat in der neunten, der Candidat in der zehnten, und jeder Student, der seinen Cursus mit guten Zeugnissen geendet hat, in der zwölften Klasse. — Diese Candidaten und alle mit guten Zeugnissen absolvirten Studenten werden sofort als Offiziere in der Armee aufgenommen, nachdem sie zuerst als Unteroffiziere sechs Monate eingetreten sind, um den Dienst zu erlernen. Diese Aufnahme als Armeeoffiziere hat auch dann ohne Hinderung Statt, wenn das Regiment, in welches sie eintreten, eben keine vacanten Stellen haben sollte. — Wenn ein Professor oder Lehrer, ein bey der Universität Angestellter oder ein von ihr Graduirter, oder endlich wenn ein Student der Universität von dem Militär oder der Polizey arretirt oder festgenommen wird, so muß derselbe unmittelbar vor den Rector, als vor seine Behörde, geführt, und diesem die Sache vorgetragen werden; bloß Kapitalverbrechen ausgenommen, die jedoch der Universität zuerst angezeigt werden müssen, damit diese sofort ihren eigenen Abgeordneten zur Untersuchung des Vergehens sende. Die Professoren erhalten nach 25 Amtsjahren den Titel Emeritus, und ihren ganzen Gehalt als lebenslängliche Pension. Die nach zehn Jahren seit dem Antritte ihres Amtes in eine Krankheit verfallen, welche sie an der Fortsetzung ihrer Geschäfte hindert, erhalten die Hälfte ihres Gehalts als lebenslängliche Pension; für funfzehnjährige Dienste aber drey Viertheile ihres Gehalts, und alle diese Pensionen können, nach Gefallen des Beziehenden, im In- oder Auslande, genossen werden.

Jeder Universität sind überdieß noch drey spezielle Etablisse-

ments beygegeben: I. Das pädagogische Institut, II. das medicinische Institut, und III. die gelehrte Gesellschaft (Société savante).

Das pädagogische Institut hat zum Zwecke, Lehrer für die Gymnasien und niedern Schulen zu bilden. Die hier aufgenommenen Studenten, wenigstens zwanzig an der Zahl, werden auf Kosten des Staats erzogen.

Eben so werden in dem medicinischen Institute jährlich mehrere Zöglinge auf öffentliche Kosten unterhalten, die dafür, nach Vollendung ihrer Studien, sechs Jahre im Civil oder Militär ihre Dienste dem Staate zu widmen haben. Die Universität von Moskau hat deren 100, Kasan und Charkow jede 40 Zöglinge dieser Art.

Die sogenannte gelehrten Gesellschaften endlich sind eigentliche Akademien der Wissenschaften im kleinern Style, die von der Elite der Professoren an jeder Universität gebildet werden, und die ebenfalls ihre correspondirenden und Ehrenmitglieder, so wie auch ihre Correspondenten im Auslande ernennen.

Die Besoldungen und jährlichen Ausgaben betragen:

Für die Universität zu Petersburg	272250	Rubel,
» » » » Moskau	454200	»
» » » » Kasan	370000	»
» » » » Charkow	370000	»
Zusammen	1466450	Rubel.

Die Besoldung der ordentlichen Professoren sammt ihrem Quartiergelde beträgt jährlich für jeden 5500 R. in Petersburg und Moskau, und 4500 R. in Kasan und Charkow.

Nach dieser allgemeinen Darstellung der Lehranstalten Rußlands geht der Verf. zur nähern Beschreibung der einzelnen dieser Institute über, die natürlich für den verschiedenen Kulturzustand der Provinzen dieses großen Reichs auch sehr verschieden seyn müssen. Ohne ihm in dieses Detail zu folgen, begnügen wir uns mit der Anzeige der wichtigsten Gegenstände, die uns bey der Lectüre dieses Abschnitts, als der Kenntniß des Auslandes vorzüglich wichtig, aufgefallen sind.

Die Universität zu Petersburg entstand erst i. J. 1819, und sie ging, auf des Ministers Uwarow's Vorschlag, eigentlich aus dem Gymnasium hervor, das schon Katharina II. in dieser Stadt errichtet hatte. Der gelehrte Sprengel Petersburgs erstreckt sich über sechs Gouvernements, und enthält 8 Gymnasien, 3 adelige Pensionate und 145 andere Schulen. Petersburg allein hat vier Gymnasien, deren eines von dem Kaufmanne Laryne gestiftet und erhalten wird, daher es auch den Namen des Larynischen

Gymnasiums trägt. — An der Universität dieser Stadt zählte man im Jahre 1824 schon 38 Professoren und Lehrer, aber nur 51 Studenten. Im Jahre 1835 aber waren daselbst bereits 64 Lehrer und 285 Studenten.

Moskau hat drey Gymnasien. Der Adel des moskanischen Bezirks hat sich für die Errichtung von Lehranstalten, besonders von adeligen Pensionaten, sehr freygebig gezeigt. So gab bloß der Adel der Stadt Räsan 330000 R. als Kapital, und der von Wladimir 60000 R. als Kapital und einen immerwährenden jährlichen Zuschuß von 20000 R. für die Errichtung solcher Anstalten. Die Universität von Moskau hatte i J. 1808 schon 49 Lehrer, aber nur 135 Schüler; i. J. 1835 aber 120 Lehrer und 419 Schüler. In dem Bezirke (Sprengel) dieser Stadt zählte man:

i. J. 1804	110 Schulen	mit	8387	Schülern,
i. J. 1835	925	»	» 16260	»

Dieser Bezirk hat überdieß nebst der Universität noch ein Lyceum, 10 Gymnasien, 5 adelige Pensionate, 78 Districts- und 168 Pfarrschulen.

Der Bezirk von Charkow umschließt acht Gouvernements, in welchen 1 Universität, 7 Gymnasien, zwey adelige Pensionate, 82 Districts- und 102 Pfarrschulen gefunden werden.

	Universität.		Bezirk von Charkow.	
i. J. 1808	27 Lehrer,	82 Schüler.	47 Schulen,	3659 Schüler.
i. J. 1835	56 »	342 »	217 »	11446 »

In Kasan wurde erst in den neuern Zeiten die Kultur der morgenländischen Sprachen gehörig betrieben, um besonders mit den südlich und östlich von dieser Stadt gelegenen Ländern einen commerziellen und politischen Verkehr einleiten und befestigen zu können. Demgemäß wird an der Universität zu Kasan durch eigene Lehrer die arabische, persische, türkische, tatarische und mongolische Sprache vorgetragen, und diesen Vorträgen widmen sich eigene, von der Krone erhaltene Schüler, die dafür von mehreren andern Vorlesungen, der lateinischen und griechischen Sprache, der Mathematik und Physik u f., dispensirt werden. Besondere Schwierigkeiten bot die mongolische Sprache, die doch in den östlichen Gegenden so nothwendig ist, da sie bisher weder Grammatik noch Wörterbücher hatte. Auch hier hat der verdienstvolle Uwarow wieder die Bahn gebrochen, und der Akademiker Schmidt hat diesen beyden Mängeln glücklich abgeholfen. Kowalewski und Popow, zwey Adjuncten der kasanischen Universität, haben ebenfalls zu diesem Zwecke mehrere

Jahre in Jakutzk und den Steppen Sibiriens zugebracht, um daselbst die mongolische Sprache zu erlernen, über welche sie auch bereits eine sehr nützliche Chrestomathie herausgegeben haben. Auch hat bereits ein weit verbreiteter Stamm der Mongolo-Burieten fünf junge Männer aus ihrer Mitte an das kasanische Gymnasium geschickt, um daselbst die russische Sprache zu erlernen, und diese dann unter ihren Landsleuten zu verbreiten. Einer dieser Jünglinge ist ein Lama (der Sohn eines Priesters dieses Volks). Es ist schwer abzusehen, welche Früchte diese Unternehmung vielleicht schon in wenig Jahren tragen wird. Die Bildung der noch halbwilden mongolischen Steppenbewohner, die nähere Bekanntschaft der Russen mit den uralten Literaturschätzen von Tibet, geschichtliche Aufschlüsse über eine Zeit, in welcher ganz Europa noch in tiefer Finsterniß begraben lag, und mehrere andere Entdeckungen, von denen wir jetzt noch keine Ahnung haben, berechtigen zu den schönsten und interessantesten Hoffnungen. Besonders wird die Erlernung der tatarischen und persischen Sprache sehr lebhaft in Astrachan betrieben, da die Nachbarschaft Persiens und die Umgebung der Tataren hier dazu gleichsam auffordert. Auch für die armenische Sprache ist daselbst schon seit dem Jahre 1810 von einem reichen Kaufmanne Agababow eine wohleingerichtete Lehranstalt gestiftet worden.

Der kasanische Bezirk, der neun Gouvernements umfaßt, und bis nach Kamtschatka geht, enthält 1 Universität, 10 Gymnasien, 3 adelige Pensionate, 159 Districts- und noch mehr Pfarrschulen. Man fand daselbst

	an der Universität zu Kasan:		in dem Bezirk von Kasan:	
i. J. 1808	15 Profess. u.	40 Schüler.	59 Schulen u.	3254 Schül.
1830	56 »	» 113 »	107 »	» 6663 »
1835	89 »	» 252 »	198 »	» 8459 »

Die erste Gründung der Universität zu Dorpat fällt in die Regierung des Königs Gustav Adolph von Schweden, der daselbst im J. 1630 ein Gymnasium errichtete, und der schon zwey Jahre darauf diese Anstalt zu dem Range einer Universität erhob. Im J. 1699 wurde diese Universität in Folge der kriegerischen Unruhen jener Gegenden nach Pernau übersetzt, und erst Paul führte sie wieder nach Dorpat zurück, und gab ihr große Vorrechte, deren sie sich noch jetzt erfreut (S. 85 u. f.). Seit dem J. 1829 ist mit der Universität auch die k. Marineschule in enger Verbindung, welche ihre Zöglinge dahin schickt, um sie in der nautischen Astronomie ausbilden zu lassen. Ihr Bezirk dehnt sich über die sämmtlichen baltischen Provinzen aus, und man zählte daselbst

	an der Universität:		in dem ganzen Bezirk:	
i. J. 1808	37 Lehrer u.	193 Schüler.	168 Schulen u.	4615 Schül.
1835	68 »	» 567 »	253 »	» 8826 »

Aehnliche schätzbare Notizen findet man auf S. 92 u f. über die Lehranstalten zu Kiew, über die aufgelöste Universität zu Wilna, und über die Schulen des Bezirks von Odessa.

In den transcaucasischen Provinzen findet man nur wenig Unterrichtsanstalten, wie die zu Tiflis in Georgien, die aber nur dem Adel offen steht. — Sibirien stand bis zum Jahre 1828 unter der Oberleitung der Universität von Kasan. Da aber diese Entfernung zu groß und das ganze Land selbst zu ausgedehnt ist, so wurden in dem erwähnten Jahre alle Schulen Sibiriens unmittelbar unter den Civilgouverneur dieses Landes gestellt.

Ueber Privaterziehungsanstalten in Rußland liest man S. 109 u. f. die vielen und kräftigen Maßregeln, welche die Regierung besonders seit dem Jahre 1828 zu ihrer Sicherheit treffen zu müssen glaubte. Nicht weniger strenge verfuhr man seit dem Jahre 1834 auch gegen die einzelnen Hauslehrer, die meistens aus dem Auslande kamen, und zu denen man nicht Vertrauen genug hegte, S. 115. Wer einen solchen, von der Regierung nicht ausdrücklich befugten Hauslehrer für seine Kinder aufnimmt, muß das erste Mal, so wie auch dieser Lehrer selbst, eine Geldbuße zahlen. Bey Wiederholung des Vergehens wird der Lehrer sofort des Landes verwiesen, und die Aeltern werden gerichtlich verfolgt, ein Verfahren, welches p. 118 umständlich auseinander gesetzt wird.

Wir gelangen nun S. 123 zur Akademie der Wissenschaften und den andern ähnlichen Anstalten Rußlands. Die Gründung dieser Akademie durch Peter den Großen im J. 1725 wurde schon oben besprochen. Die ersten Mitglieder derselben waren Bayer, de l'Isle, Bulfinger, Nicolaus und Daniel Bernoulli; ihr erster Präsident aber war Blumentrost. Im J. 1747 erhielt diese Akademie neue Statuten. Unter Katharina II., welche die Einkünfte derselben sehr vermehrte, zählte sie bereits achtzehn Mitglieder, unter ihnen die berühmten Leonh. Euler, Lomonossof, Gmelin, Pallas, Guldenstädt, Georgi, Schubert, Schlözer, Aepinus, Fuß, Schubert, Hermann rc. Seit dem Jahre 1830 besteht diese Akademie aus 21 wirklichen Mitgliedern, 3 für die Mathematik, 2 für Astronomie, 2 für Chemie, 2 für Zoologie, 1 für Botanik, 1 für Mineralogie u. f. In demselben Jahre wurden die Ausgaben der Akademie auf 239400 Rubel jährlich festgesetzt. Uebrigens werden wir weiter

unten, in der besondern Anzeige der neuesten Organisation dieser Akademie, auf denselben Gegenstand wieder zurückkommen, daher wir uns hier nicht länger dabey aufhalten.

Die kais. russische Akademie hat die Kultur der russischen Sprache zum Zwecke. Sie wurde 1783 unter dem Präsidium der berühmten und gelehrten Fürstin Daschkow eröffnet. Noch unter ihr lieferte dieses Institut eine treffliche Grammatik und ein Wörterbuch der russischen Sprache in sechs Bänden. Unter ihrem Nachfolger Nartow gab die Akademie ein periodisches Werk: »Schriften und Uebersetzungen« nebst vielen andern Originalwerken heraus. Die jährlichen Ausgaben derselben betragen 60000 Rubel.

Außer diesen beyden öffentlichen Instituten gibt es noch mehrere gelehrte Gesellschaften, zu welchen sich Privatleute mit Erlaubniß, unter dem Schutze und oft auch unter Beyhülfe der Regierung vereinigten So hat man in Petersburg eine pharmaceutische und eine mineralogische Gesellschaft, die eine jährliche Unterstützung von 10000 R. vom Staate genießt; in Moskau eine naturhistorische und historisch-antiquarische Gesellschaft; in Riga eine ähnliche Gesellschaft für Literatur, für Geschichte und für Alterthümer u. s.

Ferner werden S. 161 die Bibliotheken, 167 die Journale und 171 die Censuranstalten Rußlands beleuchtet, welche letzten unter dem Ministerium der Volksaufklärung stehen. Zugleich mit dem neuen Censuredicte des Jahres 1828 erschien auch die Ukase über die Rechte der Schriftsteller. Nach diesem Gesetze genießt jeder Verfasser oder Uebersetzer eines Werks das ausschließende Eigenthumsrecht über dasselbe, so lange er selbst lebt. Die Erben des Verfassers haben noch 25 Jahre nach dem Tode des letztern das ausschließende Recht, seine Schriften herauszugeben und zu verkaufen, und erst nach dieser Zeit werden sie als Gemeingut betrachtet, wo dann Jedermann sie drucken und verkaufen kann. Als Contrefacteurs werden nicht nur die gewöhnlichen Nachdrucker und Consorten, sondern auch alle jene Journalisten behandelt, die unter dem Schein von Kritik u. dgl. ganze Stellen aus andern Journalen oder Büchern abschreiben, selbst wenn diese Stellen nicht einmal ein ganzes Blatt betragen. Wie viele der nicht russischen Zeitschriften würden sich wohl willig dieser Bedingung unterwerfen? — Jeder Nachdruck wird mit einer Geldbuße bestraft, die den Druckkosten von 2400 Exemplaren des nachgedruckten Werks gleich kömmt, und alle nachgedruckten Exemplare werden überdieß confiscirt zum Vortheile des legalen Herausgebers.

In der Ueberſicht, die der Verf. S. 180 u. f. von dem ganzen Unterrichtsweſen gibt, bemerkt er, daß in allen Theilen des Landes ſeit dem Anfange des Jahrhunderts die Anzahl der Schulen, der Lehrer und der Schüler ſehr raſch zugenommen hat, wie wir auch ſelbſt ſchon oben bey den einzelnen Univerſitäten des Reichs geſehen haben, und wie man noch vollſtändiger aus den Tabellen überſieht, die er S. 186 u f. aufſtellt. Wenn man die Zahlen dieſer Tafeln zuſammen nimmt, ſo findet man für die Anzahl der Schüler bloß in den letzten zehn Jahren von 1824 bis 1835 folgende Reſultate.

	1824.	1835.	Zuwachs.
Bezirk von Petersburg	7932	11911	3979
Moskau	10164	16174	6010
Dorpat	7180	8826	1646
Kaſan	4617	8459	3842
Charkow	8405	12731	4326
Summa	38298	58101	19803

ſo daß demnach bloß in den bezeichneten fünf Bezirken ſeit dem Jahre 1824 bis 1835 die Anzahl der Schüler nahe um 20000 gewachſen iſt, eine Erſcheinung, die nicht anders als ſehr wohlthätig und vortheilhaft auf das ganze Land einwirken muß. Bemerken wir noch, daß man dabey noch nicht auf die Idee gekommen iſt, dieſe Anſtalten ſelbſt zu einer Art von Erwerbsquelle durch Schulgelder, durch Monopol der Lehrbücher u. dgl. zu machen, ſondern daß die ruſſiſche Regierung beynahe alles aus ihrem eigenen Schatze beſtreitet, und dabey, keine Koſten ſcheuend, im großen, wahrhaft kaiſerlichen Style vorzugehen pflegt. Unſer Verf. zeigt aus durchaus offiziellen Quellen, daß von den 85700 Eleven, die ſich jetzt in den Reichsſchulen finden, 25000, alſo nahe drey Zehntel, nicht etwa vom Unterrichtsgelde befreyt oder mit mageren Stipendien, von welchen ſie kaum einen Monat im Jahre leben können, ſondern daß dieſe 25000 Jünglinge jährlich ganz auf Koſten des Staats unterhalten werden. Daß übrigens mit der Anzahl der Schüler auch die der Schulen in gleichem Verhältniſſe zugenommen habe, läßt ſich vorausſehen. Der Verfaſſer zählt im ganzen Reiche

für das Jahr 1804 494 Schulen,
1825 1411
1830 1610 u. f.

Man wird, däucht uns, wohl nicht leicht ähnliche Progreſſionen in andern Ländern aufführen können. In dem Zeitraume von 1786 bis 1790 wurden 155, und von 1804 bis 1808 wur-

den 140 neue Schulen in Rußland errichtet. In der Zeit von 1826 bis 1836 betrug diese Zahl sogar 440, und doch wächst das Bedürfniß nach neuen Schulen noch mit jedem Tage, da mehrere derselben schon über 150 Schüler, also weit mehr enthalten, als durch das Gesetz vorgeschrieben ist, welches mit Recht allen übervölkerten Schulen mit Energie entgegen arbeitet.

Und welches ist unter diesen Verhältnissen die Summe, über welche das Ministerium des Volksunterrichts zu disponiren hat? — Sie beträgt 7½ Millionen Rubel jährlich! — Bedarf es hier noch lobpreisender Bemerkungen, wo die Sache selbst so deutlich für sich spricht?

* * *

Indem wir nun die Civilschulen verlassen, wenden wir uns, im zweyten Kapitel, zu den militärischen Unterrichtsanstalten.

Der Verf. theilt dieselben in drey Klassen. In der ersten Klasse stehen diejenigen Militärschulen, deren Oberaufsicht unmittelbar der k. Prinz Michael führt. Der Marschall Graf Münich hatte der erste diese Schulen im Jahre 1731 vorgeschlagen, und ihm verdankt das Land seine besten Generale, wie Rumanzow, Kutusow, Paskewitsch u. a. Diese seine adelige Cadettenschule, wie sie genannt wurde, hatte anfangs 200 Cadetten, und kostete der Krone jährlich 34000 Rubel. Unter den nachfolgenden Regierungen wurde diese Anstalt immer mehr erweitert, und mehrere andere traten hinzu, die in verschiedenen Städten des Reichs errichtet wurden. Besonders wurden sie in den Provinzen von dem Adel, dem sie sehr willkommen waren, auf das bereitwilligste unterstützt Schon gleich in dem ersten Jahre der Errichtung dieser Cadettenschulen steuerte derselbe 2½ Million Rubel dazu bey. Der Obrist Bachtin allein schenkte zu demselben Zwecke 1½ Million R. und 2700 Bauern für die Schule zu Orel. Erst in den letzten Jahren gab ein anderer Offizier, Tschertkow, ebenfalls 1½ Million Rubel und einen Theil seiner liegenden Gründe mit 1000 Bauern für die Schule in Woronesch, und dergleichen Beyspiele im großen Style gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Die Organisation und innere Einrichtung dieser Schulen gibt der Verf. S. 206 u. f. Wie sehr man daselbst auf das Ehrgefühl dieser jungen Leute zu wirken sucht, wird S. 233 angeführt. Die gewöhnlichen Belohnungen derjenigen, die sich ausgezeichnet haben, bestehen in Büchern, mathematischen Instrumenten und in Beförderungen zu Unteroffizierstellen und Commandanten kleiner Abtheilungen ihrer Kameraden, und diese Belohnungen werden alle mit großer Solen-

nität ausgetheilt. Denjenigen in jeder Klasse, der sich am Ende seiner Studienzeit vor allen seinen Mitschülern ausgezeichnet hat, erwartet eine höhere Ehre. Sein Name wird mit goldenen Buchstaben in eine große Marmortafel eingetragen, die an der Wand des Versammlungssaales eingemauert ist. In ihrer Kirche werden die Wände ebenfalls von solchen Tafeln, aber von schwarzem Marmor, geschmückt, und hier liest man die Namen derjenigen Schüler, welche die Schule schon lange verlassen, und im Felde einen ehrenvollen, ausgezeichneten Tod gefunden haben. — Die Lehrer in diesen Anstalten gehören zur sechsten bis vierzehnten Rangklasse. Nach einer 25jährigen Lehrzeit erhalten sie ihren Gehalt als lebenslängliche Pension. Mehr als funfzehn Stunden der Woche, trägt keiner vor, viele nur sechs Stunden. Der Gehalt der Lehrer ist verschieden, von 2500 bis 1800 Rubel für die wichtigern, und von 1200 bis 700 R. für die andern. Endlich bemerken wir noch, daß die Anzahl aller Eleven in diesen Militärschulen der ersten Klasse jährlich 8733 ist, und daß das jährliche Budget derselben 6255000 Rubel beträgt.

Die zweyte Klasse begreift die Militärschulen des Generalstabs und der k. Marine. Diese Schulen haben jetzt jährlich 2224 Eleven mit einem Budget von 632200 Rubel.

Die dritte Klasse endlich ist ausschließend für Soldatenkinder, die während der Dienstzeit ihrer Väter geboren werden. Sie sind über das ganze Land zerstreut, und i. J. 1831 betrug die Anzahl aller Eleven dieser Schulen 160000 mit einem Budget von 1250200 R.

Nimmt man alle drey Klassen dieser Militärschulen zusammen, so findet man in ihnen 179980 Eleven, und das für sie bestimmte jährliche Budget zu 8687190 R. Von dieser großen Anzahl Zöglinge gibt es etwa nur 400, deren Aeltern eine meistens sehr geringe Zahlung für die Erziehung ihrer Kinder leisten, alle übrigen, nahe 179500, werden gänzlich auf Kosten der Regierung ernährt, gekleidet und gebildet.

Betrachten wir noch im Kurzen die geistlichen Schulen des Reichs, die den Gegenstand des dritten Kapitels machen, und zwar unter diesen zuerst die der herrschenden Kirche. Wir haben bereits oben gesehen, daß bey den russischen Universitäten die theologische Facultät nicht gefunden wird. Eben so wenig trifft man in diesem Lande die Geistlichen als Lehrer der andern Facultäten, wie man sie wohl, besonders in den katholischen Ländern, vorzüglich in der philosophischen Facultät und in allen Gymnasien und Lyceen, vorherrschen sieht. Der Clerus ist in Rußland auch in dieser Beziehung eben so streng von dem bürgerlichen, wie dieser von dem militärischen Stande geschieden.

Aus dieser Ursache wird die Theologie nicht nur, sondern überhaupt die ganze Bildung des Clerus in eigenen Schulen gelehrt, welchen ausschließend die Geistlichen vorstehen, so wie man in den militärischen Schulen nur Offiziere als Lehrer und Vorsteher trifft. Eine andere wesentliche Einrichtung ist die, daß jede dieser Schulen, die Civil-, die Militär- und die geistlichen Schulen, ihre eigenen, nur aus Leuten ihrer Art bestehenden und aus ihrer Mitte genommenen Conseils haben, die ihre Angelegenheiten innerhalb der ihnen von dem Gesetze bezeichneten Bahn selbst ordnen, und sich in dieser Bahn frey bewegen können, und daß endlich auch die ihnen vorgesetzten Büreau's wieder nur aus Männern ihres Faches bestehen. Diese der Natur der Sache offenbar sehr gemäße Anordnung findet man daher auch in andern Ländern bey allen denjenigen Gegenständen, wo sich diese Einrichtung gleichsam von selbst aufgedrungen und nothwendig gemacht hat, wie bey dem Militär, dem geistlichen Stande, bey den medicinischen Schulen u. s., da es jedermann gleich auf den ersten Blick ganz unpractisch, ja lächerlich erscheinen muß, die Soldaten etwa durch Geistliche oder die Mediziner durch Juristen, oder umgekehrt, leiten und anführen zu lassen. Nicht eben so hat man es mit allen denjenigen Wissenschaften zu halten für nöthig geachtet, die man gewöhnlich zur philosophischen Facultät zu zählen pflegt. Die Mathematik, Philosophie, Physik, Astronomie, die Naturgeschichte, Chemie, Technologie u. s. sieht man noch an so vielen Orten Deutschlands unter Vorstehern seufzen, die von allen diesen Wissenschaften nichts verstehen, ja die oft nicht einmal überhaupt zu der Klasse der wissenschaftlich gebildeten Menschen gehören. Es wäre interessant, und könnte den würdigen Gegenstand einer Preisfrage geben, die Ursachen dieser stiefmütterlichen und zugleich sehr zweckwidrigen Behandlung zu erforschen, die nicht anders als sehr nachtheilig auf die Kultur dieser Wissenschaften, ja auf die Kultur des gesammten gebildeten Theils des Volks einwirken kann, da eben die erwähnten Wissenschaften die Grundlage aller übrigen sind, und gleichsam die Propädeutik für alle andern Facultäten bilden.

Alle geistlichen Schulen Rußlands sind in drey Bezirke getheilt, in den Bezirk von Petersburg, von Moskau und von Kiew. Jeder dieser Bezirke hat drey Gattungen dieser Schulen. I. Höhere Schulen oder Akademien, von welchen in jeder der drey genannten Städte eine ist. II. Mittlere Schulen in den verschiedenen Gouvernementsstädten des Reichs; und III. untere Schulen in den kleinen Orten. — Alle Schulen eines jeden der drey Bezirke stehen unter dem Erzbischofe des Bezirks, der ihr oberster Vorsteher ist. Die Pfarrschulen stehen, wie schon oben

gesagt, unmittelbar unter den Pfarren des Orts, alle andern höhern Civilschulen aber haben mit dem Clerus weiter keinen Berührungspunct. — In den mittlern Schulen oder Seminarien werden die künftigen Pfarrer und Lehrer der Pfarrschulen gebildet. Man lernt hier während eines Kurses von sechs Jahren, außer den theologischen Wissenschaften, die Philosophie, Rhetorik, Geschichte, Latein, Deutsch und Französisch. — Die Akademien haben zum Zweck, die künftigen höhern Geistlichen zu bilden. Hier wird außer den theologischen Wissenschaften gelehrt Philosophie, Literatur, Geschichte, Physik, Elementar- und höhere Mathematik, Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch und Deutsch. Durch wiederholte Gesetze ist auf diesen Instituten eingeschärft, vor allem die geistigen Fähigkeiten der Eleven zu wecken, von bloßen Gedächtnißübungen sich so viel als möglich fern zu halten, durchaus keine Vorlesungen zu dictiren, alle zu weitläufigen Auseinandersetzungen zu vermeiden, und die Zöglinge an Selbstthätigkeit zu gewöhnen. Auch diese Akademien haben ihre eigene Censur, wozu die Mitglieder aus ihrer Mitte gewählt werden.

Bis zu dem Jahre 1764 wurden alle diese geistlichen Schulen auf Kosten der Kirchen- und Klöstereinkünfte erhalten. In diesem Jahre wurde ihre Erhaltung der Staatskasse übertragen. Damals gab es nur 28 solche Schulen mit nahe 6000 Zöglingen. Im J. 1784 aber wuchs die Zahl der letzten schon auf das Doppelte an. Folgende kleine Tafel gibt eine kurze Uebersicht dieses Gegenstandes.

	Zahl der Schulen,	der Lehrer,	der Zöglinge.
Im Jahre 1808	83	444	30170
1824	344	1022	45850
1836	384	1100	58586

Die Kosten endlich, welche diese Schulen jetzt dem Staate verursachen, steigen nahe auf 2500000 Rubel.

Außer den bisher genannten Unterrichtsanstalten gibt es noch eine große Zahl anderer, die mehr speziellen Zwecken gewidmet sind, und deren nähere Beschreibung den Gegenstand des vierten und letzten Kapitels dieses Werks bilden. Wir wollen die vorzüglichsten derselben kurz anzeigen.

Bergwerksschulen sind in allen angemessenen Gegenden des Landes zerstreut. Sie enthalten jetzt 4613 Zöglinge, für deren Unterhalt und Bildung die Staatskasse jährlich 647900 Rubel bewilligt hat.

Das technologische Institut in Petersburg für die Bildung künftiger Manufakturisten und Fabrikanten zählt 132 Eleven und ein Budget von 121780 Rubel.

Die kaufmännische Marineschule, für Piloten und Schiffsoffiziere der Privathandelsschiffe, mit einem Budget von 50000 R.

Das Forstinstitut zu Petersburg, die Feldmesserschule, die Zeichnungsschule zu Tschernigoff, die Handelsschule zu Moskau, die Agrikulturschule zu Gorygoretzk, und viele andere ähnliche Institute, deren Aufzählung hier der Raum nicht gestattet, und die beynahe alle aus dem Staatsschatz erhalten werden. Eine Rußland eigenthümliche Anstalt bilden die sogenannten Curatelschulen, die zur Erhaltung und Ausbildung der Waisen und überhaupt der ganz verarmten Kinder bestimmt sind. Im J. 1775 wurde zuerst in jedem Gouvernement eine solche Curatel errichtet, deren jede 15000 R. Dotation, zusammen also 675000 R. erhielt. Es ist wahrhaft bewunderungswürdig, wie schnell das Vermögen dieser Anstalten in den letzten Jahren gestiegen ist. Man hatte

i. J. 1808	als	Gesammtkapital	8878000 Rubel,
1810	»	»	18020000
1820	»	»	36416200
1830	»	»	89938933
1833	»	»	104000000
1834	»	»	108978531
1835	»	»	122851390

Die erste Folge dieser vortrefflichen Einrichtung ist, daß man, wie bekannt, in Rußland weit weniger Bettler sieht, als in sonst einem andern Lande. Welchen Einfluß aber dieselbe auf die Moralität der Bewohner, auf die Bevölkerung und den Wohlstand des Landes äußern müsse, ist für sich klar.

Auch findet man in Rußland eigene Unterrichtsanstalten für die Kinder der kleinen, unbemittelten Beamten, die so oft außer Stande sind, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben. Die funfzehn Schulen dieser Art, die jetzt im Reiche bestehen, kosten dem Staatsschatz jährlich 192760 R.

Weiter betragen die jährlichen Ausgaben der k. Akademie der schönen Künste 146000 R.; die der Theaterschule, wo junge Schauspieler gebildet werden, 130000 R.; die Straßen- und Brückenbauschule mit der Ecole des Conducteurs 381540 R.; die Feldmesserschule 117000 R.; des großen Findelhauses in Petersburg 2268200 R.; des Taubstummen-Instituts daselbst 75000 R.; die große adelige Mädchenschule in Petersburg 2500000 R. und die beyden Mädchenschulen in Moskau 423600 R., nebst so vielen andern, die nicht einmal ihren Namen nach alle hier aufgeführt werden können. Der Verfasser gibt am Ende

seines Werks p. 406 u. f. einen Gesammtüberblick dieser über das ganze Land zerstreuten Schulen, die den Inhalt seines vierten Kapitels bilden, woraus hervorgeht, daß die Anzahl dieser Schulen 1622, die ihrer Zöglinge 127864 sind, und daß die Kosten, die sie der Staatskasse jährlich verursachen, 9596950 R. betragen.

Um das Vorhergehende bequemer zu übersehen, und besonders den schnellen Wachsthum der Unterrichtsanstalten jeder Art in Rußland bemerkbar zu machen, wollen wir das Ganze in folgender Tafel zusammenstellen.

	Zahl der Schulen.	Zahl der Zöglinge.
Im Jahre 1804	627	109256
1824	2118	263223
1836	2851	460576

Alle diese Schulen werden von der Regierung und unmittelbar aus der Staatskasse unterhalten. Der gegenwärtige jährliche Betrag derselben ist:

Für die Akademie der Wissenschaften, der Universitäten, Gymnasien und Volksschulen	7450000 R.
Für die Militärschulen	8687194
Für die geistlichen Schulen	3000000
Für die übrigen Specialschulen	9596947
Summe des jährlichen Budgets	28734141 R.

Vergleicht man die gegenwärtige Anzahl 460576 der Zöglinge mit der 109256 des Jahres 1804, so beträgt die Differenz 351320, das heißt, die Zahl aller die Schulen besuchenden Kinder in Rußland ist jetzt viermal größer, als vor dreyßig Jahren.

Zählt man von diesen Zöglingen diejenigen zusammen, die sich an den Universitäten und Gymnasien, so wie in den militärischen und geistlichen Schulen der höhern Ausbildung widmen, so findet man derselben 44090, so daß demnach die übrigen 416486 den mittlern und niedern Schulen zufallen.

Der Verf. sucht nun, zum Schlusse seines Werkes, die Ursachen auf, die zu diesen raschen Fortschritten des Erziehungswesens in Rußland beygetragen haben. Er findet diese I. in den höchst bestimmten und bis in das kleinste Detail gehenden Vorschriften, die über diesen Gegenstand erlassen wurden, und zugleich in der Sorgfalt, mit welcher man über die Befolgung derselben wacht. Diese Vorschriften sind aus Einem Kopfe ausgegangen, und sie tragen das Gepräge der theoretischen Kenntniß des Gegenstandes und desjenigen practischen Geistes, der zur Ausfüh-

rung aller Theorie erfordert wird. Das Gänze steht, wie aus Einem Gusse gestaltet, sicher und fest vor uns da: aber diese Festigkeit hindert keineswegs, wie dieß so oft geschieht, seine leichte Beweglichkeit, da in der ganzen Anlage des Planes schon alle die Modifikationen mit beachtet worden sind, welche in einem so großen Lande die Lokalität, das Klima, der Kulturstand der Bewohner u. s. nöthig machen. II. In der Leitung des Geschäftes durch die Vorgesetzten. Die nächsten Vorgesetzten einer jeden Erziehungsanstalt, z. B. einer Universität, werden immer aus den Mitgliedern dieser Anstalt selbst genommen, wie der Rector und die Decane, die aber keine leeren Schattenbilder von dem, was sie weiland waren, sondern die thätig eingreifende Mitglieder der Verwaltung sind, denen daher auch ein bedeutender Einfluß und ein weiter Wirkungskreis angewiesen ist. Die Concentrirung der Universität in ihrem Haupte, dem Curator, und die Concentrirung aller dieser Curatoren in dem Minister des Unterrichts trägt wesentlich zur Förderung der Geschäfte und zum Gedeihen der Anstalt selbst bey. Wo der Curator fehlt, da hat die Universität von Unten nach Oben keinen Haltpunkt mehr; und wo der für diesen Gegenstand bestimmte Minister fehlt, oder was nahe dasselbe ist, wo er mit andern Geschäften so überhäuft wird, daß er, mit dem besten Willen, für diese keine Zeit mehr übrig hat, da ist alle Wirksamkeit von Oben nach Unten gelähmt, da fehlt das alles verbindende Haupt, und die so nothwendige Einheit des vielgliedrigen Ganzen wird so gut als unmöglich gemacht. Diesen Mängeln dadurch abhelfen wollen, daß man die Universität, um ihre gestörte Verbindung mit den obern Behörden wieder herzustellen, anderen, völlig heterogenen, diesem Gegenstande fremden, und vielleicht noch unwissenschaftlichen Männern unterordnet, heißt nur, die ganze Angelegenheit verkennen, und die Erreichung jeder guten Absicht und jedes größern Zweckes im Vorhinein unmöglich machen. III. Eine weitere Ursache endlich jenes erfreulichen Fortganges der gesammten Unterrichtsanstalten findet der Verf. in der bessern und edlern Behandlung des Lehrstandes.

Es wurde nämlich bereits oben gesagt, daß die Versammlung der Professoren unter dem Vorsitze ihres Rectors das Conseil der Universität bildet, welches nicht bloß die wissenschaftlichen, sondern auch die ökonomischen und gerichtlichen Geschäfte der Universität, ohne weiteres Einmischen anderer Behörden, zu besorgen hat. In Beziehung auf die wissenschaftlichen Geschäfte kann sich das Conseil innerhalb der ihm ertheilten, für alle Universitäten des Reichs gleichlautenden organischen Gesetze frey bewegen, und selbst alles anordnen, was dasselbe zum Fortgange des ihm anvertrauten wichtigen Gegenstandes

der wissenschaftlichen Bildung nach ihrer Einsicht für zuträglich hält. Ob und wie dieß geschehen ist, wird in den umständlichen jährlichen Berichten des Curators, nicht irgend einem andern administrativen oder politischen, den Wissenschaften im Allgemeinen fremden Körper, sondern nur dem Minister des Volksunterrichts vorgelegt, an den die Universität, als höchste Erziehungsanstalt des Landes, unmittelbar gewiesen ist.— Der Rector, so wie die Decane, werden von den Professoren, und aus ihrer eigenen Mitte, gewählt, wo sie dann, nach erhaltener Bestätigung des Ministers, sogleich ihr Amt antreten. Demselben Conseil der Universität ist auch die Wahl ihrer eigenen Mitglieder, der zu ernennenden Professoren aus dem In- oder Auslande überlassen, die nach der Bestätigung des Ministers sogleich ihre Vocation erhalten. Zu diesem Zwecke hat die Universität den Auftrag, diejenigen Männer in der Nähe oder in der Ferne aufzusuchen, die sich, nicht etwa durch die Beantwortung einiger elementaren Fragen, die nichts entscheiden, sondern die sich durch ihre Werke und durch ihre bisherigen Leistungen als Männer von Geist und Kenntniß bewährt haben, und von denen man daher mit Recht erwarten kann, daß sie als Lehrer derjenigen Wissenschaft, in welcher sie sich bereits ausgezeichnet haben, den Nutzen des Staats und den Glanz der Universität, die sie in ihre Mitte aufgenommen hat, vermehren werden.

In Beziehung zweytens auf die ökonomischen Geschäfte, die ebenfalls dem Conseil der Professoren unter dem Vorsitze des Rectors übergeben sind, besorgt die Universität alle ihr nöthig scheinenden Ausgaben aus dem ihr zugewiesenen Bugdet, und berichtet über ihre Verwendung am Ende des Jahres durch ihren Curator an den Minister.

In Beziehung endlich auf die gerichtlichen Geschäfte ist es die Sache des Rectors, als des Hauptes der Universität, an seiner Anstalt Ordnung und Friede aufrecht zu halten, die Dissensionen der Mitglieder durch freundliche Vermittlung, und wenn es noth thut, durch ernstes, in seinem Bereiche stehendes Verfahren beyzulegen. So sehr suchte der Monarch die Stellung seiner höchsten Bildungsanstalten auszuzeichnen, und den Mitgliedern derselben ihren Stand ehrenvoll zu machen, daß er sie, so viel nur möglich, außer aller Berührung mit andern, nicht unmittelbar wissenschaftlichen Behörden setzte. Schulden und andere ähnliche Mißhelligkeiten, die zwischen diesen Mitgliedern und den übrigen Bewohnern der Stadt oder des Landes entstehen, können von den letztern nicht vor den gewöhnlichen, hiezu bestimmten äußeren Gerichten eingeklagt, sondern sie müssen unmittelbar vor die Gerichtsbarkeit des Rectors und des Conseils

der Universität gebracht werden, und von der Entscheidung des letztern kann Appellation nur an den Minister, oder, nach Bestand der Sache, an den dirigirenden Senat in der Residenz Statt haben. Même lorsque, um die Worte des Verf.'s S. 72 selbst anzuführen, lorsqu'un membre enseignant, un employé ou un étudiant de l'Université est arrêté par l'autorité militaire ou la police, il est immédiatement conduit par devant le recteur, auquel il est donné connaissance du délit; à moins que l'arrestation n'ait été motivée par la prévention de participation à un crime capital, auquel cas il est donné avis à l'Université, qu'elle ait à désigner un délégué pour suivre l'enquête. Hieher gehört auch, nebst mehreren andern die Universitäten ehrenden Vorrechten, daß die Schriften ihrer Mitglieder von der öffentlichen Censur befreyt sind, indem den Universitäten, mit Vertrauen in ihre Einsicht und Rechtlichkeit, die Beurtheilung der aus ihrer Mitte hervorgehenden Schriften selbst überlassen ist, so wie auch jede derselben ihre eigene Buchdruckerey hat, und alle aus dem Auslande für die Professoren ankommenden Bücher, Journale und Zeitungen, ohne alle Belästigung der gewöhnlichen Fremden-Censur, auf der Gränze an sie verabfolgt werden.

Durch diese und mehrere andere ähnliche Einrichtungen erscheint eine Universität in Rußland als ein selbstständiger, von dem höchsten Vertrauen des Monarchen ausgezeichneter, und dadurch von dem Staate selbst und allen Bewohnern desselben geehrter Körper, dem anzugehören eine hohe Auszeichnung, und mit dem, auch nur als auswärtiges Ehrenmitglied, in Verbindung zu stehen, der Wunsch und der Stolz der Edlen des Landes ist.

Aber nicht bloß das Ganze, sondern auch die einzelnen Glieder desselben erfreuen sich des edlen und wohlthätigen Geistes, aus welchem diese Einrichtungen hervorgegangen sind, wie denn, hier und überall, die Wohlfahrt des Ganzen nur in der seiner einzelnen Theile bestehen kann.

Man ging in dieser Beziehung von dem bekannten Erfahrungssatze aus, daß ein Lehrer, besonders der höheren Wissenschaften, durch die langen und mühsamen Vorbereitungen, um sich die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse zu erwerben, und noch mehr durch die Art, mit der er diese erworbenen Kenntnisse Andern mittheilen soll, sich im Allgemeinen nicht zu denjenigen zählen darf, denen das Glück ein eben sehr beneidenswerthes Loos oder ein auf Bequemlichkeit und Genuß eingerichtetes Leben gegönnt hat. Ihm dieses Loos durch neue Gewichte noch schwerer zu machen, würde daher unbillig, und würde zugleich sehr unklug erscheinen, wenn man bedenkt, daß von dieser Klasse der mensch-

lichen Gesellschaft ein großer, wo nicht der größte Theil der Wohlfahrt dieser Gesellschaft selbst abhängt.

Ist ein Mann dieser Art so gestellt, daß er mit den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens im steten Kampfe liegen; daß er, um sich in der Gesellschaft außer dem gemeinsten Fahrwasser zu halten, sich alle Tage lahm lehren, und die Nächte hindurch um sein Brot müde schreiben muß; daß er, mit allem seinem mühseligen Drängen und Treiben, doch weder sich selbst einen erlaubten Genuß, noch seinen Kindern eine angemessene Erziehung verschaffen, und diesen wenigstens ein besseres Loos bereiten kann — was darf man, unter so niedrigen Verhältnissen, selbst von dem höchsten Talente erwarten? Und wenn nun, wie nur zu gewöhnlich, zur Dürftigkeit noch Mißachtung, nicht bloß des Einzelnen, sondern des ganzen Standes hinzukömmt; wenn er allein, zum ewigen Stillstande verwiesen, auf jede Verbesserung seiner Lage, auf alles Vorrücken, selbst auf leere Auszeichnungen jeder Art immerdar Verzicht leisten muß, während in allen andern Ständen der Gesellschaft, wo nur einige geistige Kraft erfordert wird, Talent, Glück und Eifer nicht nur von den Mitgenossen willig anerkannt, sondern auch von den Hochgestellten, um im behaglichen Genusse der Gegenwart die Blumen des Lebens doch nicht ganz allein zu pflücken, gern getragen und auf alle Weise gefördert wird, und wenn man endlich, dem allen ungeachtet, doch nicht aufhört, von den Aufmunterungen zu sprechen, deren sich Kunst und Wissenschaft an allen Orten und zu allen Zeiten zu erfreuen hätten — dann allerdings wird es wohl begreiflich, wie ein Boden, dessen Pflege man so wenig geachtet hat, und der ehevor so reiche Früchte trug, nun so öde und verlassen darnieder liegen kann, da er, den sonst die Edelsten des Landes zu bebauen für hohe Ehre hielten, jetzt nur noch von denjenigen, mühselig genug, bearbeitet werden mag, die von der Noth dazu gezwungen sind, die alle übrigen bequemeren und ehrenhafteren Wege durch das Leben vor sich verschlossen finden, und die endlich, aller eigentlichen Selbstbildung bloß und bar, zur Nationalbildung berufen werden, nicht weil sie es am besten, sondern nur weil sie es am wohlfeilsten machen.

In Rußland sind die Besoldungen derjenigen Klasse, von welcher wir sprechen, beynahe durchaus um das Doppelte, und selbst um das Dreyfache größer, als sie im Anfange dieses Jahrhunderts waren, obschon die Preise der Lebensmittel und der übrigen Bedürfnisse lange nicht in demselben Verhältnisse gestiegen sind. Nach dem vollendeten fünf und zwanzigsten Jahre seines Lehramtes erhält jeder Professor seinen ganzen Gehalt als Pension, die er, nach seinem Wunsche, im In- oder Auslande

genießen kann. Am Ende des funfzehnten Jahres kann derselbe schon drey Viertheile, und am Ende des zehnten Jahres seiner Dienstzeit die Hälfte seines Gehaltes als lebenslängliche Pension ansprechen. — Der Rector der Universität ist, als solcher, in der Klasse der wirklichen Staatsräthe aufgenommen. Jeder ordentliche Professor ist zugleich kais. Hofrath, und steht sonach in der siebenten Rangklasse; die außerordentlichen Professoren, die Adjuncten und die Doctoren stehen in der achten; die Licentiaten und Magister in der neunten; die Lectoren, Sprach- und Zeichenlehrer, so wie die Candidaten in der zehnten, und jeder Student endlich, wenn er seinen Cours mit gutem Fortgange geendet hat, in der zwölften Rangklasse. Ueberdieß rücken alle diese Mitglieder der Universität nach einer bestimmten Anzahl gut angewendeter Dienstjahre, so wie dieß auch bey allen andern Stellen im Reiche der Fall ist, in ihrem Range vor. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, an den russischen Universitäten die durch Verdienste ausgezeichnete Männer als Staatsräthe, und mehrere Professoren derselben nicht bloß mit jenen Ehrenzeichen, die den niedern Beamten vorbehalten sind, sondern mit denjenigen geschmückt zu sehen, mit welchen die ersten Beamten des Staats beehrt zu werden pflegen.

Das Vorhergehende enthält nur einige Hauptzüge des großen Gemäldes, das unser Verf. von dem wichtigen Gegenstande, um den es sich hier handelt, entworfen hat. Aber sie werden hinreichen, die hohe Aufmerksamkeit und die Huld zu bezeichnen, die der Monarch jenes großen Landes den Wissenschaften und denjenigen Männern angedeihen läßt, denen er die Bildung seines Volkes und die Hoffnung der künftigen Generationen anvertraut hat. Diese von ihm begünstigten Männer haben nicht bloß von den Mühen, sondern auch von den Freuden und Genüssen des Lebens ihren Antheil erhalten, und geachtet durch ihre Kenntnisse und nützliche Wirksamkeit, geehrt durch ihre Stellung in der Gesellschaft, und durch ihr eigenes Verdienst sowohl, als durch die äußere Anerkennung desselben gehoben, wird nicht bloß ihre Freundschaft und ihr geistreicher Umgang, sondern selbst ihre nähere Verbindung mit den wohlhabendsten und gebildetsten Familien des Landes als eine sehr wünschenswerthe allgemein gesucht und anerkannt.

Noch müssen wir einer Eigenthümlichkeit erwähnen, welche den in unserm Werke besprochenen Entwurf einer allgemeinen Unterrichtsanstalt vor vielen andern auszeichnet, und auf welche der Verfasser selbst, in dem letzten Blatte seiner trefflichen und alles Lobes werthen Schrift, mit Recht ein so großes Gewicht legt, daß er ihr vorzüglich das Gedeihen zuschreibt, dessen sich,

wie wir gesehen haben, das gesammte Unterrichtswesen in Rußland erfreut. Es ist dieß die sorgfältige Entfernung der zwey Hauptfehler, an welchen, wie an mehr als einer Stelle des Werkes gesagt wird, der früher in Rußland aufgestellte Studienplan gelitten hat: daß erstens in allen Schulen beynahe nichts, als auswendig gelernt wurde, indem nämlich nur das Gedächtniß geübt, alle andern höhern Fakultäten aber, alles eigene Denken und geistiges Selbsterzeugen vollkommen vernachläßigt wurde; und daß zweytens in allen Schulen viel zu viel gelehrt, und der jugendliche Geist unter der Masse des zu Erlernenden so recht eigentlich erstickt worden ist. Diesen beyden Uebeln, jenem zwecklosen Memoriren und dieser unvernünftigen Ueberladung, dieser lächerlichen encyklopädischen Vielwisserey ist durch alle nur mögliche Mittel für die Zukunft auf das Strengste vorgebeugt worden. Diese Ideen sind in dem kais. Manifeste vom 13. July 1826, welches dem neuen Studienplan für das ganze Land voraus ging, auf das Bestimmteste ausgesprochen, und zur künftigen Richtschnur aufgestellt worden. Ce n'est, so schließt dieser merkwürdige Abschnitt des Manifests, ce n'est certes point aux progrès de la civilisation, mais à la vanité (procréée par cette méthode encyclopédique), qui ne produit que le desoeuvrement et le vide d'esprit, mais au *défaut d'une instruction réelle*, qu'il faut attribuer cette licence de la pensée, cette fougue des passions, ces *demi-connaissances si confuses et si funestes*, ce penchant aux théories extrèmes et aux visions politiques, qui commencent par démoraliser et finissent par perdre. Und in demselben Geiste, erfüllt von der Wahrheit und dem tiefen Sinn des kaiserlichen Wortes, beschließt auch unser Verf. sein so schön begonnenes und so preiswürdig durchgeführtes Werk. Denn nichts, oder um ihn in seinen letzten Worten selbst reden zu lassen, car rien ne forme autant l'esprit, et par conséquent rien ne développe mieux chez l'homme l'intelligence de ses intérêts réels, que des *connaissances solides*, et celles-ci ne peuvent s'acquérir que lorsque l'attention est concentrée sur un *petit nombre d'objets.* A ce résultat on ne pouvait parvenir, qu'en restreignant cette *direction trop encyclopédique et par-là même superficielle*, qu'avoit prise l'instruction, et c'est *vers se but qu'ont été dirigés tous les efforts du Gouvernement.* — Ce caractère imprimé aux études est d'une haute sagesse dans un État comme la Russie, où les diverses classes de la nation ne sont point confondues. Une instruction appropriée aux besoins de chacune d'elles, nous semble offrir la garantie la plus sûre du maintien des idées d'ordre et de stabilité et

peut seule opposer un frein à ce besoin de mouvement et d'élévation, qui est presque toujours le fruit d'une instruction superficielle. Un système d'enseignement assis sur ce principe, constitue, selon nous, la base la plus solide d'un bien-être réel; il trace en quelque sorte à chaque citoyen la sphère, dans laquelle il doit s'efforcer de se distinguer, mais qu'il ne doit pas vouloir dépasser pour se livrer aux chances d'un avenir chimérique et d'un bonheur presque toujours illusoire.

Wenn ein Land, das den Weg zur Entwicklung seiner geistigen Kraft mit so viel Sicherheit und Kenntniß einschlägt, und mit solchem Eifer verfolgt, voll von Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft blicken darf, so werden auch die übrigen Nationen Europas, deren Kulturgeschichte, gleich derjenigen unseres eigenen theuern Vaterlandes, bereits viele Jahrhunderte zählt, wenn sie denselben Weg schon längst betreten haben, weit entfernt, ihre jüngeren Brüder mit mißgünstigen Augen zu betrachten, sich vielmehr selbst nur Glück zu wünschen haben, daß sie früher schon die Bahn betreten haben, auf der allein ein Volk dem wahren Ruhm und der Unsterblichkeit in der Menschengeschichte entgegen gehen kann, während Unwissenheit und Barbarey und bloße rohe physische Kraft, auch die eines Attila mit seinen Millionen Wilden hinter sich, durch ihr eigenes unberechnetes Gewicht, schnell in sich selbst zerfällt, und, gleich einem verderbenden Meteor, einen Augenblick blendet, und vorübereilt, und vergessen wird.

Littrow.

Art. IV. Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1836. Petersburg, bey der k. Akad. der Wiss. 1837.

Diese Berichte, die jährlich Sr. Majestät vorgelegt, und öffentlich bekannt gemacht werden, sind für alle, welche das Unterrichtswesen jenes großen Landes näher kennen lernen wollen, von dem höchsten Interesse. Der gegenwärtige zerfällt in vier Theile, die wir hier kurz anzeigen wollen.

Der erste Theil enthält die allgemeinen Verfügungen, welche von dem Ministerium in dem Jahre 1836 erlassen wurden. Hieher gehört zuerst die Ausführung der Organisation, die am 26. July 1835 für die vier Universitäten zu Petersburg, Moskau, Kasan und Charkow erlassen wurde. Ferner die Befreyung der Gymnasien und anderer Lehranstalten von der Aufsicht der Universitäten, die nun durch eigene Inspectoren versehen werden soll, um die Professoren der Universitäten mit heterogenen und zeitraubenden Geschäften nicht zu überladen. Dann die Errichtung

mehrerer technologischer und agronomischer Lehrstühle an den Universitäten, deren Nothwendigkeit der Finanzminister gezeigt hat, um den Ackerbau und die Gewerbe des Landes zu heben. Eine tabellarische Uebersicht der Anzahl aller Unterricht genießenden durch ganz Rußland, die dem Minister aufgetragen wurde, wird vorbereitet, um im künftigen Jahre vorgelegt zu werden. Weiter wurde die Abfassung eines Lehrbuchs der russischen Geschichte für die Gymnasien und andere mittlere Schulen angeordnet, unter Zusage von 10000 Rubel für den, der ein entsprechendes Werk dieser Art liefert.

Ein wichtiger und wohlthätiger Beschluß wurde von Sr. Majestät am 18. Nov. 1836 erlassen, durch welchen die Beförderung zu den höheren Rangklassen bey allen Professoren und Lehrern geregelt und gleichförmig gemacht werden. Durch diese Einrichtung werden die Lehrer viel längere Zeit, als vordem der Fall war, bey dem Lehrfache erhalten. An demselben Tage wurden auch die Pensionen dieser Personen in bessere Ordnung gebracht. Sie sind jetzt nicht nur an allen Lehranstalten vollkommen gleichlautend, die Witwen und Waisen der Verstorbenen sind besser bedacht als früher, und zwar nicht bloß die Witwen und Waisen der im Dienste verstorbenen Lehrer, sondern auch derjenigen, die nach ihrer Jubilirung mit einer Pension von der Anstalt abgegangen sind, ein Umstand, der in den bisherigen Vorschriften über Pensionsgegenstände noch nicht bedacht war.

Die zweyte Abtheilung enthält die Verfügungen des Ministeriums in Beziehung auf einzelne Bezirke. So heißt es z. B. von dem Petersburgischen Lehrbezirke, der sechs Gouvernements umfaßt, daß er, nebst der Universität mit 63 Lehrern und Beamten und 299 Studenten, noch 9 Gymnasien, 49 Kreis- und 99 Pfarrschulen enthalte; daß die Zahl aller daselbst angestellten Lehrer und Beamten 874, und die der Unterrichtgenießenden in allem 11884 sind u. s. Daß ferner die Bibliothek der Universität 23182 Bände, das physikalische Kabinet 188 Instrumente, das botanische Museum 6000 Pflanzengattungen und 13000 Exemplare, das zoologische Kabinet 9063 Gegenstände habe u. s. Ferner die Todesfälle, Pensionirungen und neue Anstellungen der Lehrer; Versendungen der russischen Kandidaten für künftige Lehrämter ins Ausland. — Nachrichten über die Fortsetzung der Aufführung der Universitätsgebäude; Eröffnung neuer Gymnasien; Versuche mit einer neuen Lehrmethode der Geschichte; öffentliche Vorlesungen von Privatpersonen über Physik, Botanik u. s. Nachrichten des Curators von den verschiedenen Schulanstalten, die er in diesem Jahre besuchte. — Auf gleiche Weise wird auch der Bezirk von Moskau, Charkow,

Kasan, Dorpat, Kiew, von Weißrußland, Odessa, die transkaukasischen und sibirischen Schulen, und die häusliche Erziehung behandelt. — Wir heben nur einige, die Einrichtung dieses Gegenstandes in Rußland bezeichnende Bemerkungen besonders heraus.

Man hatte gefunden, daß die in den moskauischen Kreisschulen angestellten Zeichnungslehrer sämmtlich nicht erfahren genug in ihrem Fache seyen. Der Minister befahl demnach dem Curator, diese Lehrer nicht etwa fortzuschicken und durch andere zu ersetzen, sondern sie alle in die große und wohl eingerichtete Zeichnungsschule zu Moskau auf ein Jahr zu senden, damit sie sich daselbst besser ausbilden können, und dieß zwar unter der Bedingung, daß ihnen dieses Jahr als im Staatsdienste zugebracht angerechnet werde, und daß jeder von ihnen für diese Zeit, nebst ihrem bisherigen Gehalte, noch 3·o R. erhalten sollen. — Auf dem Gymnasium zu Kostroma wurde seit dem Jahre 1834 der Bauernknabe Johann Ragosinsky, der ein ungewöhnliches Talent zur Lösung arithmetischer Aufgaben gezeigt hatte, auf höchsten Befehl unter die unmittelbare Aufsicht des Directors gestellt, und hier wird über den Fortgang des Knaben berichtet. — Meteorologische Beobachtungen werden nach einer gleichförmigen Methode an mehreren Universitäten und Gymnasien des Reichs angestellt. — Kapitän Rumin gab zum Ankauf von Schulgebäuden 25000, Kammerjunker Naryschkin zu ähnlichem Zwecke 20000 Rubel; der Kaufmann Charitschkow in Charkow gab 60000 Rubel zum Ankauf von Büchern, die der Universitätsbibliothek noch fehlen; Leo Woltschanik kaufte der Schule zu Woltschanik ein Haus für 52000 R.; der Kaufmann Rewin zu Moskau gab für die Schulen seiner Gegend 31280 R.; Stabskapitän Tjumenen 12500 R.; der Rittmeister Chorwat und der Kaufmann Charitsch jeder 15000 Rubel; der Adel von Pensa 309340 R.; der Kaufmann Sergejew 10000 R.; Stephan Vilbois 10000 R.; der Inspector Alexejew 20000 R.; der Kaufmann Kramarew 10000 R. u. s. w.

Die kasanische Universität hatte i. J. 1836 bereits 95 Lehrer und 192 Studierende. Ihr Lehrbezirk besteht aus neun Gouvernements, worin 10 Gymnasien, 3 Pensionsanstalten, 67 Kreis- und 97 Pfarrschulen gefunden werden. An allen diesen Schulen sind 667 Lehrer und Beamte angestellt, und 9060 Zöglinge. Die Universitätsbibliothek zählt 31882 Bände, das physikalische Kabinet 179 Instrumente, das Mineralienkabinet 14180 Mineralien, das zoologische 4451 Gegenstände; die Sternwarte hat 31 und das magnetische Observatorium 4 Instrumente ꝛc. Zur Vervollständigung des physikalischen Kabinets wurden 24245 R.

bewilligt. Diese Universität gibt »gelehrte Anzeigen« heraus, von welchen jährlich vier Bände erscheinen. Die Errichtung des neuen Universitätsgebäudes schritt in diesem Jahre eifrig fort. Für den Bau des ersten Gymnasiums zu Kasan wurden überdieß 125480 R. bewilligt u. s. w. Kasan bildet übrigens die östlichste aller europäischen Universitäten, wenn diese Stadt überhaupt noch zu Europa gezählt werden soll. — Nach Ukas vom 16. Dez. 1836 hat der Minister den Auftrag, auf den Gymnasien und Schulen des Dorpater Lehrbezirks den Unterricht in russischer Sprache mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verstärken, und als strenge Regel festzustellen, daß nach Verlauf von drey Jahren keiner der Eingebornen in den Ostseeprovinzen als Lehrer in einem Gymnasium oder in einer andern Schule angestellt werde, der nicht im Stande ist, seinen Unterricht in russischer Sprache zu geben. Eben so wird auch in allen Schulen Weißrußlands schon jetzt der Unterricht nur in russischer Sprache und nach den hiezu vorgeschriebenen russischen Lehrbüchern ertheilt.

Den genannten Unterrichtsanstalten folgen dann die Nachrichten über die k. Akademie der Wissenschaften und über die k. russische Akademie. Die letzte hat 55 wirkliche und 17 Ehrenmitglieder, die jährlich ihre Memoiren herausgeben, und gesellschaftlich an der Verfassung eines neuen russischen Wörterbuchs arbeiten.

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek enthält 423151 gedruckte Bücher und 17234 Handschriften, und an ihr sind 28 Beamte angestellt. Im Jahre 1836 wurden für sie 27000 neue Bücher angeschafft, und 262 merkwürdige Manuscripte angekauft. Es wurden 929 Billete zum Besuche derselben ausgegeben, und 6826 Bände aller Art zur Einsicht erbeten, vorzüglich russische und geschichtliche Werke. — Auf ähnliche Art wird auch über die andern Bibliotheken der Hauptstadt und der Provinzen referirt.

Diesem folgen die Berichte über die verschiedenen gelehrten Privatvereine Rußlands, wie über die pharmaceutische Gesellschaft, die mineralogische, geschichtliche, antiquarische Societät u. s. Von diesen gibt z. B. die Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau ihre jährlichen Memoiren und Berichte, die schon 13 Bände füllen; der practische Bürgerverein zu Riga erhält aus seinen Mitteln zwey öffentliche Schulen u. s.

Von Seite der Censurverwaltung wird berichtet, daß während dem Jahre 1836 über 350000 Bände von Schriften in fremden Sprachen im Gebiete des Reiches eingeführt worden sind, mehr, als in irgend einem der vorhergehenden Jahre. Nahe die Hälfte dieser Bücherzahl gehört den Buchhändlern und Privatleuten zu Petersburg. Russische Originalwerke erschienen

i. J. 1836 nur 674, die 8340 Druckbogen in sich fassen, und 138 Uebersetzungen von 2666 Druckbogen. An Zeitschriften im Bereich der Censurverwaltung erschienen 46, die zusammen 4024 Druckbogen ausmachen. Bemerkenswerth ist noch die in diesem Jahre sehr gestiegene Anzahl der Bücher in hebräischer Sprache. Ihrer waren 52 im Jahre 1831, und 47 i. J. 1835, und endlich 98 i. J. 1836. Die Ursache davon soll der Verbot seyn, der an die Juden ergangen war, keine heimlichen Druckereyen mehr zu halten, so daß sie nun gezwungen sind, ihre Druckwerke öffentlich anzuzeigen. — Die leichten Unterhaltungsschriften sind weniger zahlreich, als im Jahre 1835, aber die Zahl der dramatischen Schriften nahm bedeutend zu, so wie besonders die Werke gelehrten Inhalts und die Lehrbücher der Geschichte, vorzüglich der vaterländischen. — Von dem Departement des öffentlichen Unterrichts wurden in diesem Jahre 78700 Exemplare von Lehrbüchern herausgegeben, und 40300 andere zum Drucke vorbereitet. Andere 11813 Exemplare wurden den Herausgebern derselben zur Versendung an die Schulen des Reichs abgekauft. Die Preise aller Lehrbücher wurden durchgängig sehr bedeutend herabgesetzt, damit auch die Schüler von den dürftigsten Vermögensumständen sich dieselben anschaffen können.

Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts gibt jährlich ein eigenes Journal heraus, in welchem, nebst den Verordnungen und Einrichtungen des letztvergangenen Jahres, auch Originalaufsätze über Erziehung, Unterricht und Literatur überhaupt aufgenommen werden, welche letzten meistens von den Mitgliedern der k. Akademie und selbst von mehreren namhaften Gelehrten des Auslandes geliefert werden. Dieses Journal wird nebst den, dem Ministerium untergebenen Anstalten von allen wichtigeren geistlichen und Militärbehörden verschrieben.

Zur Herausgabe einer vollständigen Sammlung von Zeichnungen russischer Münzen und Medaillen, welche auf Befehl des Ministeriums herausgegeben werden soll, wurden geschickte Zeichner nach London geschickt, um sich dort in der Kupferstecherkunst nach der neuen Methode von Collas und Beth zu vervollkommnen, zu welchem Zwecke auch die erforderlichen Maschinen von London nach Petersburg gebracht werden.

Die k. archäologische Commission ist beträchtlich erweitert worden, da ihr jetzt sehr große und umfassende Arbeiten bevorstehen, nämlich die Herausgabe einer systematischen und vollständigen Sammlung der Quellen der vaterländischen Geschichte, der sämmtlichen Chroniken des Reichs, des alten Rechtsbuchs (Stapennaja Kniga) und der Geschlechtsbücher, der Chronographien, der Zeitordnungen (Rasrjady) u. s.

Zum Schlusse des Ganzen wird eine umständliche Tabelle gegeben, aus welcher man das Verhalten der hier in Rede stehenden Gegenstände in den beyden Jahren 1835 und 1836 mit einem Blicke übersieht. Wir geben daraus nur die vorzüglichsten Momente.

		1835.	1836.
Lehranstalten des Reichs		1673	1744
Adelige Pensionen		50	53
Zahl der Lernenden		83372	91800
Universitäten		6	6
Lyceen		3	3
Gymnasien		67	69
Kreisschulen		418	422
Volks- und Pfarrschulen		748	816
Privatpensionen, Convicte ꝛc.		430	427
Zahl der Lehrer an der Universität zu	Petersburg	64	63
	Moskau	209	214
	Dorpat	71	74
	Charkow	175	167
	Kasan	89	95
	Kiew	80	88
Zahl der Lernenden an der Univers. zu	Petersburg	285	299
	Moskau	419	441
	Dorpat	567	536
	Charkow	342	332
	Kasan	252	192
	Kiew	120	203
Zahl der Schulen in dem Bezirke von	Petersburg	235	248
	Moskau	296	304
	Dorpat	252	250
	Kasan	175	178
	Charkow	216	238
	Weißrußland	260	272
	Kiew	95	102
	Odessa	77	82
Zahl der Lehrer und Beamten in den Schulen des Bezirks von	Petersburg	790	874
	Moskau	1048	1160
	Dorpat	243	245
	Kasan	571	667
	Charkow	612	833
	Weißrußland	503	524
	Kiew	370	481
	Odessa	223	227

	1835.	1836.
Zahl der Schüler in den Schulen des Bezirks		
von Petersburg .	10792	11884
Moskau . .	16168	17785
Dorpat . .	8373	8471
Kasan . .	8459	9060
Charkow . .	11446	13374
Weißrußland	11530	11951
Kiew . . .	6790	7869
Odessa . .	3320	4720
Beförderungen zu gelehrten Graden an den Univers.		
zu Petersburg	52	68
Moskau .	180	140
Dorpat .	138	150
Kasan . .	52	43
Charkow .	98	128
Kiew . .	—	2

Das Ganze dieser Darlegung ist, wie der Minister am Schlusse seines Berichtes sagt, ein neuer Beweis der bedeutenden Fortschritte Rußlands auf der Bahn der Volksbildung. In dem ganzen großen Lande sind neue Organisationsstatuten ins Leben getreten, ist Ordnung in der Verwaltung und Methode im Unterrichte festgesetzt, und zugleich für die ehrenhafte Erhaltung und Unterstützung der zur Bildung der Nation berufenen Männer gesorgt worden. Ueberall nimmt die Anzahl der Schulen, die der Schüler und Lehrer zu, und das Ganze zeugt von einem erfreulichen Fortschreiten, das für eine nahe und selbst für die ferne Zukunft nur heitere Hoffnungen erregt. Littrow.

Art. V. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von W. Beer und Dr J. H. Mädler. Berlin, bey Schropp und Comp., 1837. 432 S. in Großquart. Preis 7 Rchsthlr. pr. Courant.

Wir haben bereits in einem der vorhergehenden Bände dieser Jahrbücher die vortreffliche Mondkarte angezeigt, mit welcher die Herausgeber das Publikum, und unter demselben vorzüglich die Astronomen, erfreut haben. Dieser Karte folgt nun in dem gegenwärtigen Werke eine nähere Beschreibung derselben, die alles umfaßt, was bisher über diesen merkwürdigen Himmelskörper zu unserer Kenntniß gekommen ist. Sie besteht aus zwey we-

sentlich von einander verschiedenen Theilen. Der erste Theil enthält in seinem ersten Abschnitte eine allgemeine Selenographie oder die Darstellung der Bahn des Mondes mit ihren vorzüglichsten Ungleichheiten, seine Kugelgestalt, Masse und Dichtigkeit, seine Rotation und Libration, die Erscheinungen der Erde auf dem Monde, die Finsternisse u. s. Der zweyte Abschnitt gibt uns die spezielle Selenographie oder die Nomenclatur seiner Flecken, und die von den Verfassern und ihren Vorgängern gebrauchten Instrumente und Methoden, den Ort dieser Flecken auf der Oberfläche des Mondes zu bestimmen, nebst der Eintheilung dieser Flecken in Meere, Krater, Wallebenen, Ringgebirge, Strahlensysteme u. s. Ferner physische Bemerkungen über Mond- und Sonnenfinsternisse, nämlich über die Farben des Mondes und das Erscheinen der Flecken bey Mondesfinsternissen, über die Dämmerung und den Lichtring bey Sonnenfinsternissen, über das sogenannte aschgraue Licht (lumière cendrée) des Neumondes, über die Atmosphäre des Mondes und über seinen Einfluß auf unsere Witterung. Endlich noch eine historische Uebersicht der Mondkunde bey unseren Vorgängern bis zu Schröter's und Lohrmann's Darstellungen der Oberfläche und den Arbeiten Laplace's über die Theorie des Mondes.

Der zweyte Theil des Werkes enthält die eigentliche Topographie der Mondoberfläche, wie sie unmittelbar aus den Beobachtungen der Verfasser hervorgegangen ist, mit steter Hinweisung auf die oben erwähnte Karte derselben, welche letzte dadurch erst vollständig erläutert wird, daher auch beyde, die Zeichnung und die Erklärung derselben, nach den vier Quadranten der uns sichtbaren Mondfläche geordnet ist.

Durch beyde ist nun dieser Gegenstand wahrscheinlich auf längere Zeit als abgeschlossen zu betrachten, da wohl sobald keine andere Arbeit über diesen Gegenstand erscheinen wird, welche die gegenwärtige hinter sich zurücklassen, oder auch nur ihr gleichkommen möchte. In der That scheint sich in den Verfassern dieser Selenographie und der dazu gehörenden Mondkarte praktische Dexterität mit theoretischer Kraft, und, was bey einer Unternehmung dieser Art unerläßlich ist, mit Eifer und Ausdauer in einem seltenen Grade vereinigt zu haben, um dadurch ein, in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft, vollendetes Werk zu erzeugen, ein Werk, das alle früheren weit hinter sich zurückläßt, das in unserer Kenntniß dieses Himmelskörpers eine neue Epoche begründet, und das endlich vielleicht auf mehrere Jahrhunderte hinaus die Basis für alle künftige Mondbeobachtungen seyn wird.

Die Verf. wollten anfangs nur für eigentliche Astronomen schreiben, aber, aufgefordert von mehreren Seiten, ihr Werk gemeinnützig zu machen, suchten sie es auch für einen größeren Kreis von Lesern brauchbar einzurichten. Dadurch ist der oben erwähnte erste Abschnitt des ersten Theils, über die allgemeine Selenographie, nebst manchen speziellen Abhandlungen der anderen Abschnitte, entstanden, die eben so allgemein verständlich und wahrhaft populär, als auch zugleich gründlich und der erhabenen Wissenschaft würdig vorgetragen sind. Ja selbst in den rein technischen Theilen, welche die Art der Beobachtungen und der Berechnungen derselben betreffen, suchten die Verf. sich der Gemeinverständlichkeit so sehr zu nähern, als es bey Gegenständen dieser Art möglich ist, indem sie die einfacheren, wenn auch weitläufigeren Verfahren, den kurzen, aber zugleich complicirten vorzogen, und ihre Rechnungen überall durch numerische Beyspiele erläuterten. Endlich ist die ganze letzte Hälfte des Werks, oder die eigentliche Topographie des Mondes, ihrer Natur nach, der Art, daß sie ganz und gar keine mathematischen Kenntnisse voraussetzt, und daher allen Klassen von Lesern, die an solchen Gegenständen Interesse finden, vollkommen genießbar, und, wie wir hoffen, zugleich unterhaltend, dieses Wort in seiner edelsten Bedeutung genommen, erscheinen muß. Dabey haben sie sich absichtlich von allen Phantasien und Hypothesen über die Bewohner des Mondes, über die von ihnen aufgeführten Bauwerke u. gl. als von Dingen fern gehalten, die mehr dem Reiche der Poesie, als der strengen Wissenschaft angehören. Um einen Menschen mit freyen, unbewaffneten Augen noch zu sehen, sagen sie, darf derselbe wohl nicht über eine deutsche Meile von uns entfernt seyn. Um aber den Mond, der nahe 51000 Meilen von uns entfernt ist, scheinbar bis auf eine Meile zu uns heranzuziehen, würde eine Vergrößerung des Fernrohrs von 51000 erforderlich seyn. Allein bis jetzt hat man bloß eine 300 malige Vergrößerung mit Erfolg auf diesen Himmelskörper anwenden können. Wer daher Geschöpfe unserer Art oder Größe in dem Monde sehen will, der müßte eine Vervollkommnung unserer Fernröhre voraussetzen, welche die gegenwärtigen $\frac{51000}{300}$ oder nahe 170mal übertrifft. Unsere größeren Gebäude, die noch in der Entfernung von fünf Meilen gut erkennbar sind, würden daher, wenn sie im Monde wären, eine Vergrößerung von 10200, das heißt also, eine nahe 34mal stärkere Vergrößerung fordern, als diejenige ist, die wir bisher mit unseren guten Fernröhren noch vortheilhaft anwenden können. Zu solchen Telescopen ist aber vor der Hand noch wenig Aussicht, und wenn auch endlich einmal dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte, so würde auch

zugleich eine 34mal reinere Erdatmosphäre und ein Mittel nöthig seyn, die 34mal schnellere Geschwindigkeit des Mondes im Felde des Fernrohrs wieder unschädlich zu machen.

Mit Recht haben sich die Verf. von dem fragmentarischen Verfahren ihres sonst so trefflichen Vorgängers, Schröter, zu entfernen gesucht, da einer gegründeten Kenntniß der einzelnen Theile des Mondes eine Uebersicht des Ganzen vorausgehen, und das Verhalten des Theiles zum Ganzen beachtet werden muß, der genauen Ortsbestimmung dieser Theile nicht zu gedenken, die Schröter beynahe ganz vernachläßigt hat. Auch ist mit Dank anzuerkennen, daß in der Topographie des Mondes, oder in dem zweyten Theile dieses Werkes, besondere Sorgfalt auf die Lichtstärke der einzelnen kleineren Theile verwendet wurde, da dieß in der Karte, wo die Terraindarstellung Hauptsache seyn mußte, nicht wohl geschehen konnte, und da die Flecken zur Zeit des Vollmonds nur eben durch diese Lichtabstufungen erkannt werden können.

Am interessantesten werden diejenigen Leser, die ohne mathematische Vorkenntnisse mit dem Monde näher vertraut zu werden wünschen, den ersten Abschnitt oder die allgemeine Beschreibung des Mondes finden. Da das Uebrige seiner Natur nach keines Auszuges fähig ist, und mehr den eigentlichen Astronomen angeht, so wird eine kurze Anzeige jenes Abschnittes, wie wir hoffen, vielen nicht unangemessen erscheinen, um so mehr, da auch der sogenannte Mann vom Fache daraus mit Vergnügen bemerken mag, daß die Verfasser auch dem populären Theile ihres Werkes gar manche interessante und wenigstens durch ihre Darstellung neue Seite abgewonnen haben.

In dem ersten Kapitel, von der Bahn des Mondes, wird von der elliptischen Gestalt dieser Bahn, von dem Verhalten ihrer Knoten und Neigung, und von den Störungen gesprochen, welche der Mond vorzüglich durch die Einwirkung der Sonne erleidet. Diesem folgt die Erklärung der Libration und ihrer Folgen, des Mondäquators und des ersten Meridians auf demselben; die Rotation und Tageslänge, nebst den Ungleichheiten derselben; die Mondesnächte der beyden Halbkugeln; die Phänomene der Finsternisse und die Erscheinungen des Himmels auf dem Monde.

Wir wollen aus dem Vortrage der Verfasser über diese Gegenstände nur einige fragmentarische Bemerkungen, meistens mit ihren Worten, ausheben, um die Leser mit der Darstellungsweise derselben etwas näher bekannt zu machen.

Mit Unrecht pflegt man zu sagen, daß der Mond sich um den Mittelpunct der Erde, und daß die Erde sich um den Mittel-

punct der Sonne bewege. Genauer ausgedrückt, muß man sagen, daß der gemeinschaftliche Schwerpunct der Erde und des Mondes seinen jährlichen Umlauf, nicht um den Mittelpunct der Sonne, sondern um den gemeinschaftlichen Schwerpunct des Sonnensystems vollführt, und daß Erde und Mond selbst, um jenen ersten Schwerpunct, wie zwey Satelliten desselben sich bewegen. Erde und Mond sind nämlich gleichsam an einem doppelarmigen Hebel angebracht, und zwar so, daß die Entfernung der Erde von dem Ruhepuncte (Hypomochlion) dieses Hebels nahe 88mal kleiner ist, als die Distanz des Mondes von demselben Puncte, weil die Erde eine nahe 88mal größere Masse hat, als der Mond. Da die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde nahe 51800 deutsche geogr. Meilen, der Halbmesser der Erde aber 859 Meilen beträgt, so liegt jener Schwerpunct 589 M. von dem Mittelpuncte der Erde, oder noch 270 Meilen unter der Oberfläche, also tief im Innern der Erde. Demnach ist unser Wohnort als ein den Doppelsternen analoger Doppelplanet zu betrachten.

Unter den verschiedenen Umläufen des Mondes ist die sogenannte synodische (in Beziehung auf die Sonne) bey weitem die am meisten veränderliche. Zur Zeit der Sonnennähe unserer Erde, die in diesem Jahrhundert gegen den Anfang unsers Jahres fällt, kann die Dauer dieses Umlaufs 29 Tage 18 Stunden betragen, während sie für die Sonnenferne (in unserm Julius) nur auf 29 T. 6½ St. steigt.

Die Neigung der Mondbahn gegen die Ecliptik ist immer zwischen den Grenzen von 5 und 5³/₁₀ Graden enthalten. Die Knoten der Mondbahn aber vollenden in 18 Jahren 218 Tagen und 21 Stunden ihre Bahn um den ganzen Himmel, und zwar in der Richtung von Ost gegen West, während der Mond selbst von West gegen Ost geht. Die Folge dieser Anordnung ist, daß die Neigung der Mondbahn gegen den irdischen Aequator sehr veränderlich ist, und zwar zwischen dem Ganzen von 18° 10′ und 28° 46′. Wenn nämlich der aufsteigende Knoten der Mondbahn mit der Frühlingsnachtgleiche zusammenfällt, so ist die Neigung der Mondbahn gegen den Aequator gleich der Summe, und wenn, neun Jahre später, der aufsteigende Knoten der Mondbahn mit dem Herbstäquinoctium coincidirt, so ist jene Neigung gleich der Differenz der beyden Zahlen 5° 18′ und 23° 28′, welche letzte bekanntlich gleich der Schiefe der Ecliptik oder gleich der Neigung der Erdbahn gegen den Aequator ist. Dort erreicht der Mond seinen nördlichsten Punct eben da, wo die Ecliptik selbst am weitesten von dem Aequator gegen Norden absteht; hier aber erreicht der Mond seine größte nördliche Breite da, wo die

Ecliptik am weitesten gegen Süden abweicht, und umgekehrt. Für jede andere Lage der Knoten enthält man vier, nicht sechs, wie es S. 4 heißt, Durchschnittspuncte der drey genannten Ebenen, und die Neigung der Mondbahn gegen den Aequator erfordert die Auflösung eines sphärischen Dreyecks.

Die Störungen, welche der Mond von der Sonne erleidet, sind viel größer, als der anderen Satelliten, und es scheint, daß der Mond schon an der äußersten Gränze stehe, außer welcher es einem Planeten nicht mehr möglich ist, einen Satelliten in einer geregelten Bahn zu erhalten. Ein Mond, dessen Umlaufszeit gleich oder kleiner, als die Rotationszeit seines Planeten ist, hätte sich gar nicht erst bilden können. Der Erdenmond kömmt dieser Gränze näher, als irgend ein anderer Mond unsers Sonnensystems Wenn aber seine Umlaufszeit gleich oder größer, als die Umlaufszeit seines Planeten ist, so wäre er nicht mehr ein Mond geblieben, sondern ein selbstständiger, für sich selbst die Sonne umkreisender Planet geworden. Die übrigen Monde vollenden mehrere hundert (der innerste Saturnsmond sogar 11000) Umlaufe um ihren Planeten in der Zeit, in welcher der Planet nur einen einzigen Umlauf um die Sonne zurücklegt; unser Mond aber hat nur dreyzehn Umläufe während eines Jahres. Für die Bewohner jener andern Monde zeigt sich der Hauptplanet unter einem 400- bis 800mal größeren Durchmesser, als die Sonne, während den Bewohnern unsers Mondes die Erde nur $3^1/_2$mal größer, als die Sonne, erscheint. Die Bahnen der anderen Monde sind sehr wenig gegen die Ebene des Aequators ihres Hauptplaneten, und sehr stark gegen seine Bahn geneigt, während bey unserm Trabanten das Gegentheil Statt hat. Die große Achse der Bahn des Huygenischen Saturnmondes vollendet ihren Umlauf um den Himmel in 710 Jahren, und sein Knoten in 36500 Jahren, während bey unserm Monde diese zwey Perioden nur $8^8/_{10}$ und $18^6/_{10}$ betragen. Jupiter sieht im Laufe eines seiner Jahre (in $11^8/_{10}$ unserer Jahre) nahe 4500 Mondfinsternisse und nahe eben so viel Sonnenfinsternisse, während unser Mond deren nur zwey oder drey im Jahre gibt. So groß sind demnach die Verschiedenheiten der kosmischen Verhältnisse selbst bey diesen untergeordneten Körpern unsers Sonnensystems.

Newton's Theorie des Mondes entfernte sich noch 8 bis 10 Minuten von den Beobachtungen Flamstead's, auf welche sie gebaut waren. T. Mayer's Mondtafeln gaben die Beobachtungen schon nahe bis auf eine Bogenminute genau. Die neuesten Tafeln von Bürg, Burckhardt und Damoiseau haben nur mehr einen mittleren Fehler von nahe zehn Secunden in Bogen.

Die Geschwindigkeit des Mondes nimmt bekanntlich seit undenklichen Zeiten zu, oder seine Umlaufszeit wird immer kürzer. Durch diese sogenannte säculäre Acceleration wird der Mond der Erde immer näher gebracht. Aber diese Annäherung ist so gering, daß sie in einem Jahrhundert nur neun Par. Fuß beträgt. Bekanntlich wird, nach mehreren Jahrtausenden, diese Annäherung des Mondes wieder in eine Entfernung übergehen.

Die Ursache und die nähere Erklärung der Störungen, welche der Mond von der Erde erleidet, haben die Verf., in §. 8—13, zu geben gesucht, und in ihren Hauptmomenten so gut, als es wohl ohne Rechnung möglich ist, dargestellt. Wir haben indeß bey der Lectüre dieses Abschnittes den Wunsch nicht unterdrücken können, den interessanten Gegenstand umständlicher und mehr in der Art behandelt zu sehen, wie vor Kurzem Airy in seiner Schrift: Gravitation, an elementary explanation of the principal perturbations, London 1834, auf eine, wie uns scheint, vortreffliche Weise gethan hat.

Die Körper fallen bekanntlich auf der Oberfläche der Erde in der ersten Secunde durch 15.11 Par. Fuß, auf dem Monde aber nur durch 2.314 Fuß. Die Fallhöhen auf der Erde sind wegen der Abplattung und wegen des Rotationsschwungs für verschiedene Orte der Erde etwas verschieden, nicht so bey dem Monde, wo die Abplattung ganz unmerklich und die Rotation sehr langsam ist. Eine kleine Verschiedenheit wird für die dieß- und jenseitige Halbkugel des Mondes durch die Anziehung der Erde bewirkt, die aber nur $^1/_{5000}$ des Ganzen beträgt. Auch für die Erde findet durch die Sonnenanziehung ein solcher Unterschied Statt, so daß die Körper in der Nacht etwas schwerer sind, als bey Tage, allein dieser Unterschied beträgt kaum ein Milliontheilchen der ganzen Schwere.

Nach Dom. Cassini's schöner Entdeckung ist die Neigung des Mondäquators gegen die Ecliptik immer constant und gleich 1° 30′, und der aufsteigende Knoten des Mondäquators in der Ecliptik fällt immer zusammen mit dem absteigenden Knoten der Mondbahn in der Ecliptik. Die Ecliptik liegt zwischen dem Mondäquator und der Mondbahn, und ist gegen den Mondäquator um 1° 30′, gegen die Mondbahn aber in Mittel um 5° 8′ geneigt. — Die Libration der Länge beträgt im Maximum 7° 55′, die der Breite 6° 47′, und die der Parallachse endlich 1° 1′. Die Vortheile der Libration, daß man zuweilen auch Theile der hinteren Fläche sieht, oder daß man die undeutlich erscheinenden Randflecken näher zu den Mittelpuncte hingerückt erblickt, sind sehr gering gegen den Nachtheil, daß wegen dieser Librationen ein für alle Zeiten entsprechendes Bild des Mondes eigentlich

unmöglich wird. Es bleibt nichts übrig, als jede Messung und jede Zeichnung durch Rechnung auf diejenige Zeit zu bringen, wo keine dieser Librationen, oder wo die sogenannte mittlere Libration Statt hat. Da Schröter diese Reduction bey seinen Zeichnungen vernachläßigte, so sind sie dadurch von sehr beschränktem Werthe geworden.

Wenn man die Bahn des Mondes, nicht auf die Erde, sondern auf die Sonne bezieht, so fällt diese Bahn mit der Ecliptik zusammen, gegen welche letzte Ebene der Mondäquator, wie gesagt, nur um den kleinen Winkel von 1° 30′ geneigt ist. Da die sämmtlichen Breitegrade des Mondes, so wie auch am Aequator der Längegrad 4.088 d. Meilen beträgt, so beträgt die Zone, welche unserer sogenannten heißen entspricht, auf dem Monde nur 3 Grade oder 11.26 Meilen in ihrer Breite, und eben so groß ist auch der Durchmesser der zwey kalten Zonen des Mondes, wogegen von den zwischen jenen liegenden gemäßigten Zonen jede 87 Grade Breite haben. Eine so geringe Schiefe der Ecliptik von nur 1½ Grad kann nur ganz unmerkliche Aenderungen der Tageslängen, der Sonnenhöhen, der Stärke der Erleuchtung und Erwärmung durch die Sonne auf dem Monde zur Folge haben. So ändert sich z. B. die Meridianhöhe der Sonne für einen gegebenen Mondort im Laufe eines Jahres nur um 3 Grade, d. h. eben so viel, als sie sich für die Erde zur Zeit der Nachtgleichen schon in acht Tagen ändert.

Wenn man aber die Bahn des Mondes, nicht auf die Sonne, sondern auf die Erde oder vielmehr auf den Mondäquator bezieht, so beträgt die Neigung dieser zwey Ebenen nach dem Vorhergehenden 6° 38′, und in dieser Beziehung wird also die Breite der unserer heißen entsprechenden Zone gleich 13° 16′ oder 54¼ Meilen seyn.

Die Länge der Tage auf dem Monde sind, die den beyden Polen sehr nahen Gegenden ausgenommen, so wenig unter einander durch das ganze Jahr verschieden, daß man diesen Unterschied ohne genaue Uhren kaum bemerken wird. Die mittlere Dauer eines Mondtages beträgt nämlich den halben synodischen Umlauf oder 14 unserer Tage, 18 St., 22 Min. Der Durchgang der ganzen Sonnenscheibe durch den Meridian eines dem Mondäquator nahen Ortes beträgt 1 St. $7^7/_{10}$ Min., und dieß ist auch zugleich die kürzeste Dauer eines Sonnenauf- oder Untergangs. Die Gegenden, wo die Sonne, wie für unsere Polarkreise, den ganzen Umkreis beschreiben kann, ohne auf- oder unterzugehen, liegen auf dem Monde nur 1½ Grad (bey uns 23½ Gr.) von den beyden Polen entfernt. Die beyden Pole selbst würden, wenn das Zurückweichen der Mondknoten nicht wäre, ein halbes

Erdjahr, wie bey uns, Tag und eben so lange Nacht haben, aber durch diese Bewegung der Knoten wird diese Tageslänge von 187 Tagen um 8 Tage verkürzt, oder auf 179 Tage herabgebracht. Uebrigens würde man der langen Nacht der Pole schon durch einen 300 Toisen hohen Berg auf dem Monde gänzlich entgehen können. Da es nun an diesen zwey Polen so manche, noch viel höhere Berge auf dem Monde gibt, so fällt für diese Gegenden die lange Nacht völlig weg, und die meisten jener Berggipfel haben, mit Ausnahme der durch die Erde verursachten Finsternisse, ewigen Sonnenschein. Dieses merkwürdige Resultat läßt für die Mondpole ganz andere physische Verhältnisse erwarten, als für die Erdpole. Bey uns nämlich zeigen sich in den arctischen Regionen die größten Temperaturdifferenzen im Sommer und Winter, und am Aequator die geringsten, während es auf dem Monde gerade umgekehrt zu seyn scheint.

Auf dem Gipfel unseres Chimboraço geht die Sonne 5 Min. früher auf und eben so viel später unter, als an dem Fuße dieses Berges; der Tag des Gipfels ist also 10 Minuten länger, als der des Fußes. Auf dem Gipfel des Berges Huygens im Monde aber beträgt diese Verlängerung des Tages volle 18 Stunden. Dagegen wird für das Innere der Ringgebirge der Tag wieder sehr verkürzt, und es gibt viele, große Aushöhlungen im Monde, welche weder Erde, noch Sonne jemals sehen, sondern nur ihres Wiederscheins genießen können.

Die beyden Hemisphären des Mondes, von denen die eine uns immer zugekehrt und die andere von uns abgewendet oder unsichtbar ist, sind auch in Beziehung auf ihre Nächte wesentlich verschieden. Die Nächte der abgewendeten Seite sind in der That völlig dunkel; auf der uns zugekehrten Seite aber erleuchtet die Erde alle ihre Nächte, und zwar ihrer ganzen Dauer nach, nicht bloß, wie bey uns der Mond, außer dem Volllichte, bloß einige Stunden vor oder nach Mitternacht die Erde beleuchtet.

Die Erde bietet bekanntlich dem Monde eben solche Lichtabwechslungen (Phasen) dar, wie uns der Mond zeigt, oder die Erde ist für den Mond bald ganz, bald zur Hälfte, bald gar nicht beleuchtet. Wenn wir erstes Mondviertel sehen, so sieht der Mond das letzte Erdviertel, und wenn wir Neumond haben, hat der Mond Vollerde, und umgekehrt. Dieser Phasenwechsel der Erde wird den Bewohnern des Mondes, wenn es deren gibt, als Zeitmesser dienen können, als ein unvollkommener wenigstens, da die Erdphasen ihre ganze Periode erst in einem Monat durchlaufen. Aber diese Langsamkeit wird wieder durch die Rotation der Erde ersetzt. Durch diese Rotation geht ein Punct des Erdäquators für die Mitte des Mondes in vier Zeitminuten schon

durch eine selenocentrische Bogenminute, so daß also z. B. die Insel Hayti in einer halben Stunde schon durch ihre ganze Länge fortgerückt ist, und solche Flächen, wie diese Insel, und solche Geschwindigkeiten würden wir mit unseren Augen im Monde auch ohne Fernröhre schon recht gut bemerken können.

Sehr richtig wird S. 18 bemerkt, daß die Benennung »Sonnenfinsterniß« sehr unpassend ist, und dafür »Sonnenbedeckung« analog mit dem gebräuchlichen »Sternbedeckung« gesagt werden sollte. Dem ungeachtet brauchen die Verf. gleich in der folgenden Zeile wieder das alte Wort »Sonnenfinsterniß,« wie ebenfalls ganz recht, da dasselbe nun einmal angenommen ist, und schon seit Jahrhunderten das Bürgerrecht erhalten hat. — Der möglich kleinste und größte Vollschattenkegel der Erde hat die Länge von 182410 und 188640 Meilen, während die kleinste und größte Länge des Vollschattenkegels des Mondes nur 49400 und 51110 M. beträgt. Da aber die mittlere Entfernuug des Mondes von der Erde 51800 Meilen beträgt, so sieht man, daß die Mondesfinsternisse, selbst die totalen, mehrere Stunden, für einzelne Puncte des Mondes, dauern können, und daß im Gegentheile der Mondschatten bey Sonnenfinsternissen nur bey der geringsten Entfernung des Mondes die Oberfläche der Erde, und auch diese nur in einen sehr kleinen Theil, treffen kann. Die Erde kann demnach durch den Mond nie eine allgemeine Sonnenfinsterniß erleiden, oder sie kann nie ganz von dem Schatten des Mondes bedeckt werden, und auch für einzelne Puncte der Erdoberfläche werden die totalen Sonnenfinsternisse nur selten seyn können. Auch geben die Verf. S. 20 die Bedingungen der Möglichkeit dieser Erscheinungen genauer an.

Wegen der geringen Entfernung des Mondes von der Erde, in Beziehung z. B. auf die Sonne, bietet der Fixsternhimmel dem Monde ganz dieselben Erscheinungen dar, wie unsere Erde, so daß unsere Sternkarten auch dort unverändert gelten könnten. Selbst die Planeten sieht man vom Monde nahe an derselben Stelle des Himmels, wie von der Erde. Bey Venus und Mars, wo der Unterschied noch am größten ist, beträgt derselbe kaum 30 und 24 Minuten in Länge, und kaum 2 oder 3 Min. in Breite. Für die von uns entfernten Planeten ist diese Differenz natürlich noch viel geringer. Die Verschiedenheit z. B. in der Stellung der Jupitersmonde, wie sie der Erde und dem Monde erscheinen, würde auch unseren feinsten Beobachtungen ganz unmerklich bleiben. — Während eines siderischen Umlaufs des Mondes (von 27 T. 7 St. 43 M. 2 S) rücken für diesen Satelliten alle Fixsterne von Ost nach West einmal um den ganzen Himmel herum, die Sonne aber erst während eines synodischen Umlaufs (von

29 T. 12 St. 44 M.). Die Erde jedoch macht davon eine merkwürdige Ausnahme. Der Mittelpunct der uns sichtbaren Mondscheibe sieht die Erde in seinem Zenith, die Randpuncte aber sehen die Erde in ihrem Horizonte, und da jener Mittelpunct durch die Librationen u. s. sich nur wenig, höchstens auf 13 Grade ändert, so behält auch die Erde die erwähnten Stellungen nahe bey, oder für jenen Mittelpunct ist die Erde immer nahe bey dem Zenith, für die Randpuncte immer nahe an dem Horizonte, und die sämmtlichen Gestirne des Himmels schieben sich also während eines Monats von Ost nach West hinter der Erde vorbey, während die letzte am Himmel nahe fest zu stehen scheint. Dabey erscheint den Seleniten diese Erde im Durchmesser nahe 3.67mal, und ihre Oberfläche nahe 13.45mal größer, als uns der Mond, oder der scheinbare Halbmesser der Erde, wie er von dem Monde gesehen wird, das heißt, die sogenannte Horizontalparallachse des Mondes beträgt 0° 57′ 0″. — Da der Aequator des Mondes gegen unsere Ecliptik nur um den sehr kleinen Winkel von 1° 30′ geneigt ist, und da, nach dem oben erwähnten Cassinischen Gesetze, dieser Mondäquator mit den Knoten der Mondbahn in der Ecliptik in 18²/₃ Jahren ihren Umkreis um die Erde vollenden, so ist auch die Achse, um welche sich der Mond in jedem Monat bewegt, sehr veränderlich. Die mittlere Lage dieser Achse fällt mit der Achse der Ecliptik zusammen, oder der mittlere Mondnordpol ist zugleich der Pol unserer Ecliptik, und um diesen mittleren Pol beschreibt der wahre Pol des Mondäquators in 18²/₃ Jahren einen Kreis von 1° 30′ im Halbmesser. Der Mond hat daher keinen so großen oder glänzenden Polarstern, wie wir jetzt haben, weil auch der Pol unserer Ecliptik durch keinen solchen Stern ausgezeichnet ist. Da endlich die Pole der Mondbahn ebenfalls Kreise um die Pole der Ecliptik beschreiben, und da die entgegengesetzten Knoten (der Mondbahn und des Mondäquators) immer zusammenfallen, so liegen die drey Pole, der Ecliptik, der Mondbahn und des Mondäquators, auch immer in einem und demselben größten Kreise, und die beyden letzten bewegen sich um den ersten gleich zwey Doppelsternen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunct.

S. 22 wird die interessante Frage erörtert, welche Vortheile oder Nachtheile ein Beobachter des Himmels im Monde vor dem auf der Erde haben würde, wenn er mit denselben Sinnen und mit denselben Fernröhren, wie wir, versehen wäre? — Zuvörderst muß hier die vordere (uns sichtbare) und die von uns stets abgewendete oder unsichtbare Hälfte des Mondes unterschieden werden. Die vordere Scheibe hat eigentlich keine Nacht, sondern nur Abwechslung von Sonnen- und Erdschein, welcher letzte unseren Mond-

schein im Allgemeinen 13½mal übertrifft. Auf dieser Hälfte wird man also bloß zur Zeit des Erdscheins, jede Hälfte eines Monats, die Gestirne des Himmels, und zwar nur die größten, sehen können. Dafür wird man hier alle Zeit- und Längenbestimmungen am directesten erhalten. Die Fixirung eines ersten Meridians, der auf der Erde ganz der Convenienz überlassen ist, wird dort von der Natur selbst gegeben, und kann nur von dieser Vorderseite des Mondes ausgehen. Nur während einer totalen Mondesfinsterniß, die für einen einzelnen Mondort bis drey Stunden dauern kann, ist den Bewohnern dieser Seite ein ungehinderter Blick in das Universum gestattet, und sie sehen dann Gegenstände am Himmel, die sie Monate lang nicht gesehen haben.

Die jenseitige Hemisphäre des Mondes im Gegentheil sieht die Erde nie; ihre Nächte werden also auch nicht durch den Erdschein erhellt; ihre Nächte sind ganz finster, dauern überdieß gegen 350 unserer Stunden, und geben daher den Bewohnern dieser Seite Gelegenheit genug, die feinsten Beobachtungen ungehindert anzustellen, die bey uns von den hellen Nächten des Sommers, von dem Mondschein, von der Dämmerung und noch mehr von Nebel und Wolken so oft gestört, ja zuweilen ganz unmöglich gemacht werden. Da überdieß die Atmosphäre des Mondes, wenn sie überhaupt existirt, viel reiner und dünner ist, als die der Erde, so werden dadurch auch ihre Beobachtungen des Himmels ungemein erleichtert.

Beyde Halbkugeln genießen überdieß den Vortheil, daß alle Gestirne des Himmels sich 27mal langsamer bewegen, daß sie also viel länger im Felde des Fernrohrs zu erhalten und genauer zu beobachten sind, als bey uns. Die Erde besonders wird oft mehrere Stunden wie angeheftet in ihrem Fernrohre verweilen.

Da sich nun in wissenschaftlicher Beziehung die astronomischen Vortheile jeder einzelnen Mondhälfte als für den ganzen Mond bestehend ansehen lassen, so sieht man aus dem Vorhergehenden, daß der Mond zu astronomischen Beobachtungen viel besser gestellt ist, als die Erde; nicht eben so aber für die Berechnungen dieser Beobachtungen, da die Bewegungen des Mondes alle Erscheinungen des Himmels noch viel mehr verwickeln, als dieß schon für uns durch die Bewegung der Erde geschieht. Wir haben überdieß, wie die Jahrtausende lange Kindheit der Astronomie bezeugt, vollkommen genug an den Schwierigkeiten, die allein von unserer Erde kommen, und wir sehnen uns keineswegs nach den noch viel größeren Verwicklungen, mit welchen die Seleniten zu kämpfen haben. Ohne eine genaue und vollständige Entwicklung aller Ungleichheiten des

Mondlaufes ist, auf dem Monde, an gar keine Berechnung der übrigen Gestirne des Himmels zu denken.

Die Bestimmungen des Zeniths, also auch der Polhöhe, sind auf dem Monde mißlicher, als bey uns, weil dort die Ablenkungen von der Lothlinie viel größer sind. Ein Berg von gleicher Form, Masse und Größe, als ein anderer auf der Erde, bringt dort eine 6.7mal größere Abweichung des Bleyloths hervor, als bey uns. Die Rectascensionen können dort viel genauer beobachtet werden, als bey uns, weil dort die Fehler der Zeitschätzung von 27mal geringerem Einfluß sind. Dasselbe gilt von den Zeit- und Längenbestimmungen der einzelnen Orte der Mondesoberfläche. — Die Entfernung der Erde von dem Monde hat dort mehr Schwierigkeiten, als die des Mondes für uns, da dort die Parallaxe viel kleiner ist. Dagegen erhält man dort die Distanz der Sonne viel genauer, da ihr eine 60mal größere Basis zum Grunde liegt. Venus- oder Merkurdurchgänge aber würden die dort Statt findende Sonnenparallaxe sehr ungenau geben. — Die Rotationsperiode der Erde mit sehr großer Schärfe zu bestimmen, ist dort eine sehr leichte Aufgabe. Der Lauf des Mondes um die Erde gibt die Dauer des Monats, da dieser frey von den Ungleichheiten der Bahn ist. Das Sonnenjahr gibt den Seleniten ein größeres, mit der Erde gemeinschaftliches Zeitmaß, und ein noch umfassenderes finden sie in der Periode ihrer Knoten, so daß daher auf dem Monde für chronologische Zeitbestimmung hinreichend gesorgt ist. Endlich werden die Bewohner des Mondes unsere Erde ihrer ganzen Oberfläche nach ohne Mühe getreu abbilden können, da die Erde in 24 St. 50 M. alle ihre Meridiane dem Monde zuwendet, und da auch die Erdpole zuweilen bis 28 Grade vom Rande nach der Mitte der Scheibe zu rücken, während wir im Gegentheil von der gesammten Kugelfläche des Mondes nur etwa den vierten Theil gut (d. h. höchstens um die Hälfte verkürzt), einen anderen vierten Theil in sehr starken Verkürzungen, und endlich die übrige Hälfte gar nicht sehen. Vom Monde aus aber erblickt man die landschaftlichen Prospecte unserer ganzen Erde fast unter allen Azimutal- und Höhenwinkeln, und unter den verschiedensten Beleuchtungen, und kann so zu einer sehr vollständigen Geographie gelangen, aus der gewiß viele Data höchst willkommene Bereicherungen unserer Erdkunde seyn würden. Wenn wir diese Mittheilungen von dort erhalten könnten, so würden aus unseren Karten wohl sehr schnell die terrae incognitae, die vielen unbestimmten Küsten, die noch so häufigen Phantasiebilder von Gebirgs- und Wasserzügen verschwinden, und dafür neue Inseln auftauchen, und die Zweifel über die Polarländer und eine nordwestliche Durchfahrt, die uns

vielleicht noch lange beschäftigen werden, würden schnell und ohne Mühe entschieden seyn.

Das Vorhergehende, über die allgemeine Selenographie, ist bloß aus der eigentlichen Einleitung des Werkes genommen, und so bescheiden dringend sich auch die Verf. S. 25 dagegen verwahren, diese Bemerkungen nicht sowohl als ihr Eigenthum, sondern nur als von ihren Vorgängern erhaltene Ueberlieferungen den Lesern anzubieten, so würde man doch, und zwar nicht bloß in Beziehung auf Ausdruck und Zusammenstellung, gar manche Bemerkung auszeichnen können, die sich, wenigstens in dieser Art und mit dieser Präcision gegeben, bey keinem ihrer Vorgänger findet.

Nach diesen Vorbereitungen wird S. 26 kurz zusammengestellt, was frühere Astronomen für die eigentlich mathematische Selenographie geleistet haben, d. h. für die genaue Bestimmung der Länge und Breite der einzelnen Mondesorte, die den Hauptzweck der Arbeiten unserer Verf. bildet. Wenn bey dieser Darstellung die meisten ihrer Vorgänger nicht eben sehr gut wegkommen, so haben sie es ohne Zweifel sich selbst zuzuschreiben. Vor Lambert und Tobias Mayer hat eigentlich keiner auch nur an eine solche Darstellung des Mondes gehörig gedacht, und selbst Herschel und Schröter sind, in dieser Beziehung, weit hinter allen gerechten Erwartungen zurückgeblieben. Nur Lohrmann in Dresden macht davon eine rühmliche Ausnahme, und seine Arbeit, die erste dieser Art, würde allen Wünschen entsprochen haben, wenn sie vollendet worden wäre. Was endlich den anderen Theil der hieher gehörenden Messungen betrifft, die Durchmesser der Ringgebirge und Krater, die Höhen und Tiefen einzelner Puncte der Mondfläche, so hat darin unter allen Vorgängern Schröter bey weitem am meisten geleistet.

S. 28 werden die älteren und neueren Bezeichnungen und Nomenclaturen der einzelnen Mondorte angeführt, und bey dieser Gelegenheit erhalten wir eine nähere Erläuterung über die Einrichtung der großen und schönen Karte, mit welcher die Verf. das Publikum und besonders die Astronomen so angenehm beschenkt haben. Wir theilen sie hier, zum Gebrauche der Besitzer jener Karte, in Kürze mit. — Die Verf. haben sehr viele, früher unbekannte oder doch unbenannte Puncte, mit neuen Namen belegt. Um aber die Karte nicht mit solchen Wörtern zu überladen, haben sie die kleineren Gegenstände bloß durch einzelne Buchstaben bezeichnet, und zwar so, daß sie immer auf den ihnen zunächst liegenden benannten Gegenstand bezogen werden, und daß von diesen unbenannten die Vertiefungen mit lateinischen, die Berghöhen aber mit griechischen Buchstaben bezeichnet

wurden, so daß man also jetzt z. B. von den Bergen α, β, γ.. des Plato, von den Kraterhöhlen oder von den Ringgebirgvertiefungen a, b, c.. des Posidonius, des Aristarch u. s. sprechen kann, um eine für jeden Besitzer der Karte verständliche Sprache zu reden. Ferner wurden die Hauptpuncte des über den ganzen Mond sich erstreckenden Dreyecknetzes mit besonderer Sorgfalt gemessen und berechnet, und diese Hauptpuncte sind auf der Karte durchaus mit großen, alle anderen Puncte aber mit kleinen Buchstaben bezeichnet. Die alphabetische Folge der gewählten Buchstaben ist von der Augenfälligkeit der Gegenstände zu der Zeit hergenommen, wo sie am besten beobachtet werden können. Endlich wurden diese einzelnen Buchstaben, wo es möglich war, immer nach der Seite des Namens hingestellt, auf den er sich bezieht. Durch diese einfachen und zweckgemäßen Anordnungen ist die Verständlichkeit und Brauchbarkeit der Karte ungemein befördert worden.

Diesem folgt S. 29 ein umständliches und für ältere Beobachtungen sehr nützliches Verzeichniß derjenigen Namen, welche Hevel, Riccioli, Mayer, Schröter, Lohrmann u. s. den verschiedenen Mondflecken gegeben haben. Nicht minder schätzbar ist das S. 37 folgende alphabetische Verzeichniß aller der Namen, die von den Verfassern beybehalten worden sind, mit dem Beysatze ihrer selenographischen Länge und Breite, bloß in einzelnen Graden zur leichteren Auffindung derselben ausgedruckt.

Das bey den Messungen und Berechnungen derselben beobachtete Verfahren wird S. 40 u. f. genau auseinander gesetzt. Zu diesen Berechnungen haben die Verf. die von Encke vorgeschlagene und auch von Lohrmann in seinem Werke befolgte Methode gewählt, aber den Gebrauch derselben durch specielle Tafeln ungemein erleichtert, und überdieß durch Rechnungsbeyspiele erläutert. Die Messungen selbst werden S. 52 u. f. für die Hauptpuncte umständlich mitgetheilt. Die aus diesem Calcul folgenden Hauptdreyecke, an der Zahl 176, mit ihren Winkeln und Seiten findet man S. 78. In einem ähnlichen Detail werden auch S. 88 die Messungen und Berechnungen der Krater und Ringgebirge, ihrer Tiefen und Höhen, durchgeführt. Das sehr umständliche Verzeichniß der 1095 Berghöhen findet man S. 99—123.

S. 124 beginnt die allgemeine physische Selenographie, aus welcher wir hier wieder einige der interessantesten Bemerkungen mittheilen. — Die sogenannten Meere (Maria) sind gewiß nicht ebene, unseren Seen oder Meeren ähnliche Flächen, da sich Unebenheiten der verschiedensten Art durch sie hinziehen, da ihre Farbe nichts weniger als monoton ist, und da man in ihnen leer-

stehende Tiefen deutlich bemerkt. Diese Maria sind also wohl nichts anderes, als große, graue, gegen ihre hellere Umgebung vertiefte und verhältnißmäßig ebene Flächen. Völlig isolirt und rings umschlossen ist nur das Mare crisium und humorum, die anderen communiciren unter einander, und ihre Umrißlinie fehlt ihnen oft gänzlich. Daß die jenseitige Halbkugel auch solche Maren enthalte, sieht man daraus, daß sie durch die Libration zuweilen wirklich auf die Vorderseite treten, und daß einige, wie das Mare Humboldtianum, auf der Vorderseite erst anfangen, da man auch bey den günstigsten Librationen nichts von ihrer jenseitigen Gränze sehen kann.

Die Berge des Mondes sind sehr zahlreich, und viele derselben übertreffen die höchsten Berge der Erde, zwar nicht an absoluter Höhe, aber doch an Steile. Seltener, als bey uns, sieht man längere Reihen von an einander hängenden Bergen oder sogenannte Bergketten; dafür bemerkt man desto mehr neben einander gelagerte Bergmassen mit einschneidenden oder ganz hindurchgehenden Querthälern, die jedoch nicht das Ansehen von einem Durchbruch des Wassers geben. Häufig sieht man auch große Theile der Fläche sich erheben, und ein eigentliches Hochland bilden, das dann auf seinem Plateau die mannigfaltigsten Gebirgsformen trägt, und gewöhnlich auf einer Seite desselben mit einem sehr hohen Gebirge endigt, das mit gewaltsamen Absturz plötzlich in die benachbarte Ebene herabfällt.

Die merkwürdigsten Berge des Mondes sind die kraterförmigen. Sie werden hier zum besseren Unterschiede in drey Klassen eingetheilt: I. in Wallebenen, II. Ringgebirge und III. in eigentliche Krater oder Gruben.

I. Die Wallebenen sind sphärische Vertiefungen von 10 bis 30 Meilen Durchmesser, von einem Walle umgeben, der aus einem oft sehr verwickelten Systeme von Gebirgen besteht. Von diesen Gebirgswällen zeigen sich oft Ausläufe, meist nach außen, Bergzüge, die an Höhe zuweilen selbst den Wall übertreffen. Die innere Fläche ist oft eben und gleichförmig (wie in Plato und Archimed), öfter aber auch durch Berge und Krater unterbrochen (wie Hipparch). Die meisten weichen von der genauen Kreisform mehr oder weniger ab.

II. Die Ringgebirge sind ähnliche Vertiefungen, aber nur von zwey bis zehn Meilen im Durchmesser, und beynahe immer genau kreisförmig, wenigstens auf ihrer inneren Seite (wie Capella, Mayer, Vitellio, Eratosthenes, Clavius u. a.). In ihrem Inneren sieht man häufig isolirte Centralberge, die mit dem das Ganze umgebenden Walle nicht zusammenhängen. Je größer und höher der Wall, desto tiefer ist gewöhnlich die in-

nere Einsenkung. Schröter wollte aus seinen, auf Modellirung gegründeten Messungen den Schluß ziehen, daß diese Wälle, wenn sie in die Einsenkung geworfen würden, die letzte genau ausfüllen. Allein dieser Schluß wird hier als voreilig und nicht bewährt dargestellt. Die kleinsten, im Durchmesser geringsten Ringgebirge haben in der Regel die größte Tiefe.

III. Die Krater und Gruben sind kleinere Vertiefungen mit und auch ohne Wall, mit dem Durchmesser von zwey bis herab zu $^1/_{15}$ Meile oder bis 1500 Fuß, da man geringere Durchmesser nicht mehr gut von der Erde aus sehen kann. Die kleinsten unter ihnen werden hier Gruben genannt.

Auch diese haben noch zuweilen jene Centralberge in ihrem Inneren, und ihr Wall ist beynahe immer streng kreisförmig. Oft hängen zwey solche Krater enge zusammen. Ihre Menge auf dem Monde ist in der That unzählig zu nennen.

Ueber die erwähnten Centralberge findet man S. 130 das Vorzüglichste gesammelt, was den Verfassern ihre Beobachtungen darüber an die Hand gegeben haben. Was Andere bisher über physische Veränderungen gesagt haben, die auf der Oberfläche des Mondes vorgehen sollen, wird hier als gänzlich unverläßig und zweifelhaft verworfen, und auf spätere, genauere Beobachtungen und Vergleichungen verwiesen. So viel gehe aber aus dem Ganzen hervor, daß die Oberfläche des Mondes mit der unserer Erde nur wenig Aehnlichkeit habe. Die dort so häufigen Krater besonders fehlen uns gänzlich. Die größten Krater unserer Vulkane sind, in ihren Oeffnungen und Vertiefungen, kaum den kleinsten Gruben im Monde vergleichbar. Die Mondkrater lassen ferner alle deutlich einen flachen Boden sehen, während die unseren wahre Schlünde sind. Ein Mondbewohner, mit unseren Fernröhren versehen, würde sich vergebens bemühen, auf der Erde etwas aufzufinden, das seinem Tycho, Copernicus, Bulliald auch nur von weitem zu vergleichen wäre. Selbst unsere Gebirge würden ihm nur wenig verständlich seyn, da sich die gewaltigen Längenthäler unserer Anden, Alpen und Himalayaketten auf dem Monde nicht wieder finden, und da fast alle unsere Bergformen durch Wasserspülung und durch den Einfluß der Witterung, das heißt, durch Dinge entstanden sind, von welchen die Mondbewohner wahrscheinlich keine Begriffe haben. Was werden sie erst von unseren Meeren denken und von den lichten Puncten (den Inseln) in diesen Meeren, die aus der übrigen dunkleren Fläche so deutlich hervortreten, und doch keinen Schatten werfen? Und was endlich von unseren Flußsystemen, von jenen langen, dunklen, gekrümmten Streifen mit unzähligen Nebenarmen, die aus jenen dunklen Oberflächen (dem

8*

Meere) zu entspringen, und sich immer schmaler in die helleren Gegenden (in das Festland) hinein zu ziehen scheinen?

Ganz eben so wenig wissen aber auch wir, was wir von den sogenannten Rillen des Mondes denken sollen. Diese erscheinen uns als schmale, lange Vertiefungen, gleich unseren Gräben. Sie gehen öfter durch kleine Krater, oder doch dicht neben ihnen vorbey, enden auch wohl mit einem solchen, und sind eben so oft wieder ganz ohne diese Krater. Sind dieß Mondflüsse? — Sie gehen allerdings nie über Berge, aber doch durch Tiefen. Sie glänzen zuweilen sehr hell, aber wohl nur wegen ihrer steilen Innerwand, nicht wegen der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit. Unser Wasser würde auf dem Monde dunkler, nicht heller, als das Festland erscheinen. Sind es vielleicht Landstraßen? — Die kleinsten von ihnen haben eine Breite von 200 bis 300 Toisen, und wenn sie mit Absicht angelegt sind, wie kömmt es, daß man, wie bey dem Flecken Guttenberg, drey lange parallele Rillen neben einander sieht. Auch treffen sie gewöhnlich nicht auf ausgezeichnete Puncte, sondern enden oft plötzlich in freyen Ebenen.

Ueberhaupt meinen die Verfasser, daß die bisher von Anderen aufgestellten Hypothesen über Architectur und Industrie der Mondbewohner wenig oder gar keinen Grund haben. Die menschliche Industrie ist größtentheils durch unsere irdischen Verhältnisse erzeugt worden. Wir bauten uns Hütten und Häuser, weil uns die von der Natur dargebotenen Höhlen und Klüfte gegen die Unbilden der Witterung sehr früh schon ungenügend erscheinen mußten. Die Noth war unser Lehr- und Baumeister geworden. Allein auf dem Monde fällt, bey dem Mangel der Atmosphäre, diese Ursache, und mit derselben auch ihre Wirkung weg. Wir ebneten uns Wege und Straßen, weil bey unserer Gravitation die Fortbewegung unseres Körpers, und noch mehr die unserer Lasten, ohne künstliche Mittel zu beschwerlich war. Auch dieß fällt bey dem Monde großentheils weg, wo die Gravitation so viel kleiner ist, als bey uns. Wir haben künstliche Festungen erbaut, weil wir nun einmal nicht unter einander in Ruhe leben können; die Mondbewohner sind vielleicht friedlicher gesinnt, und können daher die Festungen, die man so oft schon auf dem Monde gesehen haben will, gänzlich entbehren. Eine Menge unserer Einrichtungen und Erfindungen beziehen sich auf den Wechsel unserer Jahreszeiten; die Seleniten kennen diesen Wechsel, also auch wahrscheinlich diese Vorkehrungen dagegen nicht. Mit welchem Rechte sucht man nun auf dem Monde Dinge, zu denen die guten Leute dort oben gar keine Veranlassung, für die sie gar kein Bedürfniß haben? — Größere Fernröhre, so hofft man, werden uns

diese Räthsel schon noch einmal auflösen. Neue Räthsel aufgeben werden sie gewiß, und nie wird ihre Lösung gewinnen, wenn man sich bloß mit Conjecturen und Hypothesen abgeben, und den einzig wahren Weg der Beobachtung zur Seite liegen lassen will.

Daß die großen, grauen Flecken, wie das **Mare Crisium**, das **Mare serenitatis**, **tranquillitatis**, **imbrium** u. s. w., nichts unseren Meeren Aehnliches sind, folgt schon daraus, daß man in ihnen, außer den hellen, glänzenden Puncten, die man etwa für Inseln halten könnte, noch eine Menge flacher, breiter Rücken sieht, die sie nach allen Richtungen durchziehen, und die sich gleichwohl von den tieferen Gegenden an Farbe durchaus nicht unterscheiden, was doch seyn müßte, wenn sie Landstriche, die über dem Wasser liegen, seyn sollten. So wie wir aber auf dem Monde nichts unserem Wasser Aehnliches gefunden haben, so finden wir auch daselbst keine Spur von einer Atmosphäre. Schröter wollte diese Atmosphäre in der Nachtseite des Mondes kurz vor und nach dem Neulichte gesehen haben: Melanderhjelm suchte aus theoretischen Gründen ihre Existenz zu beweisen; Andere nahmen den Weltäther zu Hülfe, der schon so oft als Nothschuß dienen mußte. Allein Bessel hat (Astron. Nachrichten Nr. 263) gezeigt, daß selbst bey den günstigsten Annahmen, die man über eine Mondatmosphäre aufstellen kann, die Dichte derselben an der Oberfläche des Mondes nur etwa $1/_{900}$ der Dichte unserer Luft betragen könne. Nimmt man noch dazu den Umstand, daß die an den dunklen Mondrand eintretenden Sterne stets plötzlich und in ungeschwächtem Glanze verschwinden, so bleibt, nach unseren Verfassern, nichts übrig, als dem Monde jede Atmosphäre abzusprechen, die mit der unsrigen auf irgend eine Art noch verglichen werden könnte.

Mit der Mondluft aber stehen und fallen auch alle anderen Hypothesen über wolken- und rauchähnliche Verdichtungen, über Nebelschichten, Niederschläge u. f., mithin auch jeder Kreislauf des Wassers, und das Wasser selbst. Kurz die totale Verschiedenheit der Erde und des Mondes ist unabweisbar. Der Mond ist keine Kopie der Erde, und noch weniger eine Kolonie derselben. Irdische und lunare Thätigkeit der Natur und ihrer lebenden Producte können wahrscheinlich gar nicht weiter verglichen werden, und wenn dieß so ist, so wird auch wohl jede weitere Discussion über die Frage, ob der Mond von Geschöpfen der Art, die wir auf der Erde erblicken, bewohnt sey, als überflüssig erscheinen.

Mit diesem Mangel an Atmosphäre, an Meeren und Strö-

men, stehen auch die Gebirgsformen des Mondes in genauem Zusammenhange. Die Mondberge sind durchaus viel steiler, als die Berge der Erde, und Böschungen von 45 und mehr Graden gehören dort zu den gewöhnlichen. — Sollen diese Mondberge durchaus nur starre Felsenmassen seyn? — Auch diese würden mit der Zeit durch atmosphärische und andere Gewässer, wenn sie dort existirten, ihre schroffe Steile verloren haben. Die großen, äußerst regelmäßigen Ringgebirge des Mondes würden sich, wenn sie auf der Erde gewesen wären, durch Wasserfluthen schon längst in sehr unregelmäßige Formen umgeändert haben. Sie müssen also dort von den Einwirkungen solcher Fluthen ganz frey gewesen seyn. Auch die gänzliche Abwesenheit unserer Längenthäler zeigt, daß dort nie Ströme geflossen sind. Und eben so fehlt auch das Stufenland auf dem Monde, da beynahe alle Hochgebirge nicht allmälich sich in das Thal herabsenken, sondern unmittelbar, gleich einer Mauer, in die Niederung fallen. Vielleicht war es ursprünglich auf unserer Erde eben so, aber Winde, Regen und Wasserfluthen haben diese anfängliche Bildung, die dort noch herrscht, bey uns gänzlich umgeändert.

Unter den vielen glänzenden Lichtpuncten des Mondes ist Aristarch, im N. O. Quadranten, bey weitem der hellste, und nächst ihm eine Stelle im Werner, im S. O. Quadranten. Bey Aristarch glänzt das Ringgebirge sowohl, als auch die ganze innere Fläche desselben in blendend weißem Lichte. Diesen beyden steht Proclus im N. W. an der Ostseite des Mare Crisium an Lichtstärke zunächst. So zahlreich übrigens diese hellglänzenden Krater sind, so gibt es doch nahe eben so viele, die äußerst wenig Glanz haben, und im Vollmonde sogar gänzlich verschwinden, und oft liegen beyde Arten von Krater hart an einander.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Mondes sind aber die Strahlensysteme. Die Ringgebirge Tycho, Copernicus, Kepler, Byrg, Aristarch u. a. sind nämlich von radienartig fortlaufenden Lichtstreifen weit hin umgeben, und diese Streifen fangen gewöhnlich erst in einiger Entfernung von dem Walle des Ringgebirges an, so daß der erste Fuß derselben oft noch ganz dunkel erscheint, während sie später immer heller werden, und auf 30, 50, ja 100 d. Meilen fortziehen, und zwar ohne Unterschied über Ebenen, Berge, Bergketten, Krater, Rillen u. s., ohne durch diese Gegenstände im geringsten verändert zu werden. In der Nähe des Ringgebirges stehen sie oft so dicht, daß sie in einander fließen; weiterhin treten sie aus einander, verzweigen sich, sind durch Querstreifen verbunden oder durch mattere Stellen schwach unterbrochen. Zuweilen sind sie in ihrer

Mitte durch lange, dunkle Linien bezeichnet; öfter sieht man sie eine große Strecke unter sich parallel laufen u. s. Das ausgedehnteste dieser Systeme ist Tycho, der mehr als hundert, meistens einige Meilen breite Lichtstreifen hat, die sich über den ganzen Quadranten des Mondes verbreiten, von welchen der eine von 150 Meilen Länge nach dem **Mare nubium** und dem **Oceanus procellarum**, und der andere durch **Menelaus** und das **Mare serenitatis** beynahe über die ganze sichtbare Mondfläche sich hinzieht, und eine Länge von nahe 400 Meilen hat.

Diese Lichtstreifen gehören zu den unerklärlichsten Erscheinungen unseres Satelliten. Erhöhungen sind sie gewiß nicht, wie S. 136 bewiesen wird, und eben so wenig Lavaströme, wie Schröter wollte, was S. 138 hinlänglich widerlegt wird. Wir bemerken hier nur noch, daß man in den sogenannten Mondmeeren auch häufig solche blasse Lichtstreifen findet, die keinen gemeinschaftlichen Ausgangspunct haben, und sich oft ohne scheinbaren Zusammenhang gegenseitig durchkreuzen.

Was die verschiedene Färbung der einzelnen Mondesgegenden betrifft, so ist z. B. das ganze **Mare serenitatis** schön grün; das **Mare crisium** grün mit dunkelgrau gemischt; das **Mare frigoris** ist schmutzig gelbgrün; der **Palus somnii** gelb mit röthlichem Schimmer; die Flächen Billy, Crüger, Firmicus sind stahlgrau u. s. w. Auch von diesen Erscheinungen wird man wohl die Ursachen so bald noch nicht angeben können, und was die Verf. S. 138 darüber sagen, erklären sie selbst nur als Vermuthungen.

Diesen Betrachtungen folgen nun als Anhang S. 139 mehrere interessante Bemerkungen über die Mond- und Sonnenfinsternisse. Bey den ersten sah man nämlich den vollen Schatten der Erde auf dem Monde oft rein und scharf begränzt, oft wieder sehr höckerig, undeutlich und verwaschen. Auch den Halbschatten bemerkte man bey einigen Mondfinsternissen nur 2 — 3 Minuten, andere 10 bis 15 Minuten vor dem Eintritte des vollen Schattens. Ferner erscheint der Mond, so lange er nur von einem Theile des Erdschattens bedeckt wird, grau; aber sobald der größte Theil oder auch der ganze Mond im Schatten liegt, erscheint er gewöhnlich dunkelroth. Die Verf. erklären die letzte Erscheinung aus dem verschiedenen Zustande unserer Atmosphäre in denjenigen Gegenden, welchen zur Zeit der Mondfinsterniß die Sonne eben auf- oder untergeht. Die bekannte Vergrößerung des Erdschattens, die Lambert zu $^1/_{40}$, Mayer aber zu $^1/_{60}$ des Ganzen annahm, um die Rechnung mit den Beobachtungen übereinstimmend zu machen, erklären sie aus der Atmosphäre der Erde, deren unterste Lagen nur wenig Sonnenlicht durchlassen,

und dadurch den Schatten der Erde zu vergrößern suchen. Der Verf. eigenes Verfahren, diesen Gegenstand geeigneten Beobachtungen und darauf gegründeten Berechnungen zu unterwerfen, liest man S. 142 u. f., und sie finden daraus diese Vergrößerung des Halbmessers des Erdschattens $^1/_{28}$, also sehr abweichend von dem Mayer'schen $^1/_{60}$.

Erst wenn bey einer Sonnenfinsterniß die Bedeckung der Sonne 9 bis 10 Zoll beträgt, fängt man an, die Randgebirge des Mondes als Einschnitte in die Sonne recht deutlich zu sehen. Auch wird dann erst die Abnahme des Sonnen- oder Tageslichtes merklich, aber eine eigene Abnahme, welche die Verf. schwer mit Genauigkeit zu beschreiben finden. Die Schatten irdischer Körper, sagen sie, gewinnen dann an Bestimmtheit, und selbst der Halbschatten ist deutlich abgeschnitten; die Farben der Gegenstände werden bleicher, doch ohne daß es dunkel wird; die Beleuchtung der Landschaft hat etwas melancholisch-magisches; die Sonnenbilder durch die Schattenlücken der Baumblätter erhalten die sichelförmige Gestalt der Sonne; das Thermometer sinkt; der Wind erhebt sich, und Thiere, besonders Vögel, zeigen Aengstlichkeit und Unruhe. Aehnliches wird bey ringförmigen Sonnenfinsternissen bemerkt. — Erst bey totalen Sonnenfinsternissen aber werden die größeren Sterne sichtbar; um die gänzlich verfinsterte Sonne wird meistens ein farbiger, leuchtender Ring von $^3/_4$ Grad Breite gesehen; die Dunkelheit endlich, von der solche Finsternisse begleitet sind, ist wieder eigenthümlich, und durchaus von jener der Nacht sowohl, als auch von der einer tiefen Dämmerung verschieden. Interessant sind die Beschreibungen einer solchen Finsterniß von Ulloa (vom 24. Juny 1778) und von Lorenz zu Lemberg (19. Nov. 1816), die hier aus dem Berliner astr. Jahrbuch, VI. Band und f. d. Jahr 1824 mitgetheilt werden, so wie die Beobachtung einer ringförmigen Sonnenfinsterniß (vom 15. May 1836) aus den astron. Nachrichten Nr. 320. Bessel sah sich durch diese Beobachtung zu der Annahme gezwungen, daß die Sonne einen eigenen Umkreis von leuchtender Materie besitze, der von dem Mondrande nicht verdeckt würde zu einer Zeit, wo der letzte die eigentliche Sonnenscheibe selbst verdeckte. Die sinnreichen Bemerkungen darüber, so wie über den leuchtenden Punct, den Ulloa im dunklen Mondrande gesehen, und den man für eine Randvertiefung des Mondes ausgegeben hat, findet man S. 149, so wie auch S. 150 über das sogenannte aschgraue Licht des Neumondes.

Der Existenz der Vulkane, die man in der Nachtseite des Mondes in Thätigkeit gesehen haben will, wird von den Ver-

fassern widersprochen, da sie selbst nie dergleichen gesehen haben, und da das, was Herschel und Schröter so genannt haben, sich auch wohl noch anders deuten läßt.

S. 152 u. f. kommen die Verfasser wieder auf die Atmosphäre des Mondes zurück. Da doch mehrere Beobachter eine deutliche Lichtabnahme der Sterne vor ihrer Bedeckung vom Monde bemerkt haben, so scheint dieser Weltkörper doch nicht ganz ohne alle Atmosphäre zu seyn. Viele Astronomen wollen zwar von dieser Lichtabnahme nie etwas bemerkt haben; allein dieß kann seinen Grund in der gespannten Aufmerksamkeit haben, die man, bey schon herannahender Bedeckung, auf das Moment derselben, nicht aber auf die Lichtstärke des Sterns zu richten pflegt. Es wäre daher wünschenswerth, solche Bedeckungen absichtlich zu beobachten, wo der Stern an der dunkeln Seite des Mondes längere Zeit durch hinstreift. Gerade diese aber hat man bisher meistens vernachläßigt, weil sie zu Längenbestimmungen nicht geeignet sind, während sie uns vielleicht über jene Frage, von der Atmosphäre des Mondes, die beste Aufklärung geben könnten. Daß übrigens Schröter sogar den Aldebaran vor der Mondscheibe einige Secunden lang gesehen hat, wird aus der Irradiation seines Fernrohrs erklärt. Als Endresultat wird wohl das Daseyn einer Mondatmosphäre, aber eine sehr schwache und mit der irdischen kaum vergleichbare, zugegeben. Aber die Dichtigkeit derselben zu bestimmen, ist entweder ganz unmöglich, oder doch gewiß erst einer späteren Zukunft zu überlassen. Ueberhaupt darf man annehmen, daß eben so, wie die verschiedenen Klassen der Weltkörper, Sonnen, Planeten, Monde, Kometen, in allen ihren Beziehungen wesentlich verschieden sind, daß auch ihre gasartigen Hüllen in ihrer Dichtigkeit, in ihren chemischen Bestandtheilen und in ihrer Wirkung auf die Lichtstrahlen, unterschieden seyn werden.

Den letzten Anhang zu dem ersten Theile dieses Werkes bildet der Aufsatz über den Einfluß des Mondes auf unsere Witterung S. 154—168. — Bouvard hat (Acad. de Par. Vol. VII. p. 267) die Größe der Fluth untersucht, die durch die Anziehung des Mondes auf unsere Atmosphäre, durch die Barometerhöhe ausgedrückt, entsteht. Er fand sie aber so gering und unbedeutend, daß daraus eine Einwirkuug auf unsere Witterung nicht geschlossen werden kann. Sonach bleibt nur noch die Erleuchtung und die Erwärmung übrig, durch die etwa der Mond auf unsere Witterung einwirken könnte. Allein das Licht des Vollmondes, auch wenn er uns alle von der Sonne erhaltenen Strahlen zurückschickte, würde doch noch 90000mal schwächer seyn, als das der Sonne. Von dieser Erleuchtung

der Erde durch den Mond ist also wohl auch nichts für unsere Witterung zu erwarten. Und wenn, wie alles zu zeigen scheint, die Erwärmung der Erleuchtung proportional ist, so muß auch diese letzte Quelle als verschlossen oder als für unsere Beobachtung gänzlich versiegt zu betrachten seyn.

Es bleibt uns daher nichts übrig, als auf practischem Wege, durch bloße Beobachtungen, einen Einfluß des Mondes auf die Witterung, wenn ja dieser Einfluß überhaupt Statt findet, nachzuweisen, und dann die Erforschung der Gründe dieses Einflusses unsern Nachkommen zu überlassen.

Man hat sich bemüht, zu erfahren, ob der Mond in Beziehung I. auf seine Entfernung, II. auf seine Declination oder Höhe über den Horizont, und endlich III. in Beziehung auf seine Phasen oder auf seine Stellung zur Sonne, irgend einen bemerkbaren Einfluß auf unsere Witterung äußert. — Da sind nun zuvörderst die Arbeiten Schübler's (Unters. über den Einfluß des Mondes. Leipz. 1830) zu erwähnen, die denn auch hier S. 155 umständlich mitgetheilt werden. Darauf folgen die von Everets (Bibl. univers. de Genève. April 1836), von Eisenlohr (Unters. über das Klima. Karlsruhe 1832, und Poggendorf's Annalen 35. Band), von Bouvard (Mém. sur les Obs. météor. Paris 1828), Flaugergue's (Biblioth. de Genève 1829, S. 265), Eugen Bouvard (Corresp. de l'Observation de Bruxelles), und endlich die eigenen Beobachtungen der Verfasser, oder eigentlich H. Mädler's, von welchem dieser Abschnitt allein herrührt. Diese letzten führten ihn aber zu der Ueberzeugung, daß Beobachtungen dieser Art durchaus nur in den Tropenländern angestellt werden müssen, wenn sie von Erfolg für die Beantwortung jener Frage seyn sollen. Solche erhielt er denn von den Herren Trentepohl und Chenon aus Guinea. Diese S. 166 mitgetheilten Beobachtungen zeigen auf den ersten Blick die zwey Hauptperioden des Barometerstandes, von welchen die eine von dem Stundenwinkel der Sonne und die andere von ihrer Länge in der Ecliptik abhängt, also die tägliche und die jährliche Periode. Man sieht daraus, daß die wärmste Tageszeit, so wie die wärmste Jahreszeit ein Minimum des Barometerstandes gibt; eben so hat der zweyte Tag nach dem Vollmonde ein Minimum und der Tag des Neumondes ein Maximum des Barometerstandes; und auf gleiche Weise hat der Tag der größten nördlichen Abweichung ein Minimum und der zweyte Tag nach dem absteigenden Knoten ein Maximum des Barometers. Der Einfluß der verschiedenen Entfernungen des Mondes von der Erde aber geht aus diesen Beobachtungen von Guinea nicht klar hervor. Die Endresultate aller bisherigen Untersu-

chungen dieses Gegenstandes werden S. 168 kurz zusammengestellt.

Am Schlusse des ersten Buches wird eine historische Uebersicht der bisherigen Arbeiten über die Selenographie gegeben, die besonders in Beziehung auf die neueren Leistungen seit Hevel und D. Cassini bis auf unsere Zeiten (alles Frühere besteht mehr in Conjecturen und rohen Andeutungen) den Lesern dieses Werkes sehr schätzbar, und zugleich ganz vorzüglich geeignet seyn wird, die großen Bereicherungen, welche dieser Gegenstand durch unsere Verfasser erhalten hat, mit den Arbeiten ihrer Vorgänger zu vergleichen und gehörig zu würdigen.

Der zweyte Theil des Werkes, der bey weitem die reichere Hälfte des Ganzen umfaßt, enthält die eigentliche Topographie der Mondesoberfläche, und wird für alle künftigen Beobachtungen der Flecken dieses Himmelskörpers, im Vereine mit der dazu gehörenden Mondkarte der Verf., von unschätzbarem Werthe, ja recht eigentlich unentbehrlich seyn, da man sich bisher nur selten über die Identität der kleineren Flecken, selbst unter den eigentlichen Astronomen, hinlänglich verständlich machen konnte. In der That ist man bisher mit dem Monde, der uns doch unter allen Gestirnen des Himmels am nächsten angeht, auf eine sehr unangemessene Weise verfahren, indem man, um die eigentliche, auf unmittelbare Beobachtungen gegründete Kenntniß seiner Oberfläche sich nicht weiter bemühend, sogleich auf die Ausspähung der Veränderungen überging, welche diese Oberfläche etwa erfahren haben könnte, und, was noch schädlicher war, indem man, weil es eben an etwas Besserem fehlte, auf Einfälle und Phantasiebilder Jagd machte, und von den Bewohnern des Mondes, von ihren Gebäuden u. dgl. die Leser zu unterhalten suchte, während man doch den Mond selbst eigentlich noch gar nicht kannte. Von diesem Verfahren, die Veränderungen einer Sache zu erforschen, noch ehe man diese Sache selbst, wie sie jetzt ist, gehörig erforscht hatte, kann auch der sonst so würdige Schröter nicht ganz freygesprochen werden, und die Verf. erklären sich auf mehr als einer Stelle ihres Werks mit allem Nachdrucke dagegen, so wie sie es auch sich selbst zu einem Hauptzwecke machten, diesem Uebelstande zu begegnen, welcher alle weitere Ausbildung des Gegenstandes, ja selbst die erste eigentliche Erkenntniß desselben, so lange er besteht, so gut als unmöglich gemacht haben würde.

Da übrigens die Verf. selbst in dem mathematischen Theile ihrer Schrift sich bestrebten, dieselbe auch dem mit wenig mathematischen Vorkenntnissen versehenen Leser verständlich und genießbar zu seyn, so wird es unnöthig seyn, zu erinnern, daß sie in diesem

zweyten, rein topographischen Theile ihrer Mondesbeschreibung jenen größeren Kreis von Lesern vorzüglich bedacht haben. In der That können wir nicht zweifeln, daß jeder von ihnen, jene Karte und diese Beschreibung derselben in der Hand, mit demselben Vergnügen die einzelnen Gegenden des Mondes durchwandern werde, wie er bisher, mit unseren Geographien und Erdkarten versehen, die Länder unseres eigenen Wohnorts, im Geiste wenigstens, bereist hat.

Ueberhaupt dürfen wir von dem ganzen vortrefflichen Werke die, wie wir hoffen, wohlbegründete Versicherung aussprechen, daß es in die Klasse derjenigen, in unseren Tagen leider immer seltener werdenden Werke gehört, das nicht bloß für unsere, sondern für alle folgenden Zeiten geschrieben ist, und das den wichtigen Gegenstand, mit welchem es sich beschäftigt, auf Jahrhunderte hinaus gleichsam abgeschlossen hat. Es umfaßt alles, was der menschliche Geist bisher über diesen Himmelskörper erforscht hat, und die Verf. haben diese geschichtlichen Nachrichten aller ihrer Vorgänger mit so vielen und so wichtigen neuen Entdeckungen und eigenen Bestimmungen bereichert, daß wir vielleicht sehr lange werden warten müssen, bis diese nun als so gut geordnet vor uns liegende Masse wieder einen größeren Zuwachs, und durch eine weitere, eben so glückliche Vereinigung von theoretischem Talent mit hoher Beobachtungsgabe und mit unermüdlicher Ausdauer, einen neuen Anstoß, eine neue bedeutende Förderung erhalten wird.

Littrow.

Art. VI. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Neunter und zehnter Band. Der Hohenstaufen fünfter und sechster Band.

(Fortsetzung der im LXXX. Bande abgebrochenen Anzeige.)

Der fünfte und sechste Band enthält wieder vier Dramen aus der Regierungszeit Friedrich's des Zweyten, wie Hr. Raupach auch die Friedrich's des Ersten in vier Dramen dargestellt hatte.

Was bey einer von selbst sich anbietenden Vergleichung dieser beyden Abtheilungen seines Cyclus zunächst sich darlegt, ist, daß sich der Dichter hinsichtlich seines Stoffes hier gegen dort in einem sehr wesentlichen Nachtheil befand. Wenn der zweyte Friedrich durch seine Geisteshoheit, seine standhafte Beharrlichkeit, seine Regentenweisheit und Regentengröße unsere Bewunderung, und durch die diesen Eigenschaften beygemischte Milde und Heiterkeit, vorzüglich aber durch seine vielseitige, seine Zeit weit überragende Bildung, unsern Antheil und unsere

Liebe in nicht geringerem Grade anspricht, als sein Vorgänger: so bietet seine Regierung doch unstreitig weit weniger wirksame dramatische Momente dar, als jene Barbarossa's. In der ganzen Geschichte Friedrichs des Zweyten findet sich kein Moment von gleicher historischer Größe und gleicher dramatischer Abrundung, wie der Kampf des ersten Friedrich gegen Mailand und gegen Heinrich den Löwen. Friedrich des Zweyten Kampf gegen die Lombarden ist nicht, wie jener Barbarossa's, ein Kampf gegen den Heroismus der Freyheitsliebe und die höchste Energie des Parteyhasses; sein Verlauf wird mehr durch Verhandlungen und durch das Spiel politischer Intriguen, als durch kühne Waffenthaten entschieden; und wie wichtig und folgenreich seine Ergebnisse auch seyn mögen, sie sind weniger abgeschlossen, und stellen sich weniger heraus; die einzelnen hervortretenden Partien dieses Kampfes aber waren wenig geeignet, für die Darstellung Friedrich's, wie diese durch den von Hrn. Raupach entworfenen Cyklus bedingt war, einen dramatischen Mittelpunkt abzugeben. Das Nämliche gilt von Friedrich's Kampf gegen das Papstthum, der dieses auf den Gipfel seiner Macht erhob, und dem edlen Geschlecht der Hohenstaufen den Untergang bereitete. Die Darstellung der kirchlichen und politischen Verhältnisse und der auf sie einwirkenden Begebenheiten widerstrebte aber der dramatischen Gliederung um so mehr, je mannigfaltiger und vereinzelter sie wirkten, und je weniger sie historisch selbst in größere und eigenthümliche Gruppen sich auflösten: während andrerseits das ewige Wiederkehren der nämlichen Verhältnisse und Beziehungen es dem Dichter nothwendig sehr schwer machen mußte, in der Darstellung derselben immer neu, eigenthümlich und energisch zu seyn. Die nähere Betrachtung der einzelnen Dramen wird diese allgemeinen Bemerkungen zur Genüge rechtfertigen.

Das erste derselben: Friedrich im Morgenlande, hat den Kreuzzug des Kaisers zum Gegenstande. Der Dichter hat für gut befunden, auch dieser Composition ein Vorspiel vorauszuschicken, in welchem Friedrich von den Prälaten, Baronen und Beamten seines italischen Reiches, so wie von den Lehrern der Hochschule zu Neapel Abschied nimmt, und sich mit seinem Kanzler Peter de Vineis über den bevorstehenden Kreuzzug unterredet. Es gehört unter den übrigen Vorspielen nicht zu den vorzüglicheren. Neben ein paar sehr schönen Stellen finden sich mehrere andere, in welchen eine sehr trockene und ungelenke Rhetorik herrscht. So z. B. in der Anrede an die Lehrer der Hochschule:

Und nicht allein
Die hohe Schule, sondern überhaupt
Die Wissenschaft laßt eurer treusten Pflege
Empfohlen seyn! Es ist die Wissenschaft
Des Lebens Regel, sey es, daß sie uns,
Der Dinge Wesenheit uns offenbarend,
Den Weg zur Herrschaft über die Natur
Anzeigt und ebnet, sey es, daß sie uns
Ein Bildniß menschlicher Vollkommenheit
Vor's Auge stellt, das, wenn auch unerreichbar,
Doch unser inn'res Streben richten muß.
Wenn nur die Herrschaft über die Natur
Und unsre geist'ge Vollkommenheit
Der Zweck des Daseyns ist, so folgt daraus,
Daß ohne Wissenschaft kein würdig Daseyn,
Kein wahrhaft menschlich Leben möglich ist.
Deßhalb empfehl' ich euch u. s. w.

Die Argumentation ist hier so vollständig und regelrecht, daß am Schlusse nichts als das Quod erat demonstrandum fehlt. Höchlich zu loben ist es dagegen, wie Hr. R. Friedrich's ersten Entschluß zum Kreuzzuge als eine Frucht der höchsten und reinsten Begeisterung dargestellt hat:

Achtzehn Jahr erst alt,
In Deutschland kaum dem Namen nach bekannt,
Betrat ein Jüngling ohne Gold und Waffen
Des Reiches Marken, und begehrte kühn,
Verwegen möcht' ich's nennen, dessen Krone.
Schien das nicht sinnlos, nicht belachenswerth?
Doch sieh! Es sandten ihm die Berg' und Thäler,
Die Eb'nen und die Wälder Streiter zu,
Und Fürsten theilten Hab und Gut mit ihm.
Woher — warum? Er wußt' es selber nicht;
Es schienen höh're Kräfte sie zu lenken.
Der Freunde Eifer und der Feinde Blindheit
Verschworen sich zu seinem raschen Glück;
Drey Monden gaben ihm der Väter Erbe,
Drey Jahre kaum den deutschen Kaiserthron.
Mußt' er in diesem wunderbaren Schicksal
Nicht Gottes Hand erkennen? Mußt' er nicht
In seines Dankgefühls Begeisterung
Ein Opfer suchen für den Ewigen?
Er that es — und du mußt nur nicht vergessen,
Daß er ein Jüngling war — er fand das Opfer
In einem Zuge wider Christi Feinde;
Und die Begeist'rung sprach das große Wort.

Schade, daß das Einschiebsel:

Du mußt nur nicht vergessen,
Daß es ein Jüngling war —

den besten Theil der Wirkung, welche die Stelle sonst machen

könnte, wieder aufhebt. Wenn der Dichter, als Dichter, unstreitig sehr gut daran that, nirgends auf eine genauere Beleuchtung der Freygeisterey oder Religiosität Friedrich's einzugehen: so hätte er es auch immerhin unterlassen mögen, auf die Letztere hier dieses zweydeutige Streiflicht zu werfen. Auch konnte die große Idee, welche einst die ganze christliche Welt mit der höchsten Begeisterung entflammt hatte, die noch immer, wenn gleich minder mächtig, als zu den Zeiten Konrad's und Barbarossa's, fortwirkte, als eine solche, nämlich ihres inneren Gehaltes wegen, einem Geiste, wie Friedrich, nicht so fremd werden, daß er sie geradeweg zu den phantastischen Jugendträumen hätte werfen sollen, wie es um seine Rechtgläubigkeit im Sinne seiner Zeit sonst auch immer bestellt seyn mochte. Weit richtiger trifft der Dichter daher das Ziel, wenn er den Kaiser in seiner ersten Anrede sagen läßt:

Wer wär' ein Christ, und hegte nicht den Wunsch,
In Christenhänden Land und Stadt zu sehn,
Wo unser Heiland lehrte, litt und starb,
Und lehrend, leidend, sterbend einen Geist
Der Heiligung in's ird'sche Leben brachte?

Nicht glücklicher ist Hr. Raupach in Darstellung einer andern Seite von Friedrich's Charakter gewesen; ich meine, in jener Heiterkeit des Geistes, die des Lebens Lust mit frischem Sinn zu erfassen verstand, wie sie den Ernst des Lebens mit besonnener Klarheit zu ertragen wußte. Wenn Friedrich seinem Kanzler im Scherze den Vorwurf macht, den Frauen zu viel Zeit zu widmen, und dann fortfährt:

Vertheidige dich nicht! Du thust ja recht;
Ich thu' es auch, und darum weiß ich eben
Wie viele Zeit der Zeitverderb uns kostet.
Jedwede Frau nimmt sich die schöne Rahel
Zum Vorbild, und verlangt sie auch vom Buhlen
Nicht grade sieben Jahre der Bewerbung,
Weil doch das Leben jetzt viel kürzer ist,
Als es zur Zeit der Patriarchen war,
So thut sie's doch nicht unter sieben Monden;
Und rechnest du zwey Stunden täglich nur,
So macht es schon im Ganzen achtzehn Tage —

den Tag nämlich zu vier und zwanzig Stunden, und sechs Monate jeden zu ein und dreyßig Tagen gerechnet. Wer bewundert, von dem letzteren Fehler abgesehen, in Friedrich nicht den fertigen Kopfrechner! —

Das aber reicht nicht hin. Man geht am Abend
Von ihr nach Hause, träumt noch süß und selig
Von ihren Reizen, ihrer Huld und Anmuth,

Und bringt die wachen Träume in ein Sonett!
Man trägt es ihr am andern Tage vor;
Sie ist entzückt, und zehnmal feuriger
Ist Blick und Händedruck; sie küßt vielleicht
Den Mund, der ihr so Schönes schön gesagt.
Wer machte nun nicht täglich ein Sonett?
Man thut es, sag ich dir, verliert die Zeit,
Erschöpft den Geist durch diese Drechslerarbeit,
Und macht ihn träg zu jedem ernsten Werk —

so ist die ganze Stelle nicht bloß leer und unbedeutend, sondern — was Ref. aus Achtung für Hrn. R. nicht herschreiben mag. Dergleichen Stellen aber entschlüpfen Hrn. R. öfters, wenn er — sich gehen läßt. Wenn Hr. R. bey seinem eminenten Talent und seinen unbestreitbaren Verdiensten von seinen Gegnern häufig unbillig, ja unwürdig behandelt worden ist: so hat er es vor allem andern diesem gelegenheitlichen Sich gehen lassen zuzuschreiben.

Ref. hat sich absichtlich länger bey diesem Vorspiele aufgehalten. Offenbar wollte der Dichter für die Charakteristik Friedrich's daraus Vortheil ziehen. Allein abgerechnet, daß die Färbung an sich selbst ihm dießmal nicht sonderlich gelungen ist: so bleibt es immer mißlich, bey der Darstellung eines so großen und vielseitigen Charakters zu solchen Behelfen seine Zuflucht zu nehmen. Allerdings war weder in einem, noch in mehreren Dramen Raum für eine gesonderte Darstellung von Friedrich's Wirken für die Fortschritte der Gesetzgebung, der Wissenschaften und der Künste, oder seines regen Sinnes für Lebensgenuß und seiner heitern Hofhaltung zu Palermo: aber diese Züge konnten auch auf andere Art zur poetischen Anschauung gebracht werden; wenn uns nämlich der Dichter den ganzen Charakter von dem Geiste durchdrungen zeigte, der jene Schöpfungen hervorrief.

Das Drama selbst leidet an den bereits angedeuteten Mängeln des Stoffes. Unverkennbar wurde es dem Dichter nicht leicht, die fünf Acte auszufüllen. Die Scene mit Lazarus ist eine müßige, und die mit Isabellen nicht viel besser. Ueberdieß ist die letztere Scene überhaupt nicht sehr vorzüglich, und der Kaiser erscheint darin eben nicht zu seinem Vortheile; so wie der Patriarch von Isabellen ganz richtig sagt:

Sie war nicht fein genug.

Dergleichen Scenen gelingen Hrn R. überhaupt nicht zum Besten. Die Begeisterung und die Schwärmerey der sittlichen Liebe weiß er weit glücklicher zu schildern.

Inzwischen würden jene Mängel des Stoffes selbst dann noch fühlbar seyn, wenn die Behandlung desselben eine gelun-

genere wäre, als sie es wirklich ist, und gänzlich ließen sie sich schwerlich beseitigen; aber verdeckt, und, großentheils wenigstens, konnten sie aufgehoben werden, wenn der Dichter die Leidenschaften, welche die größte Unternehmung, zu der die abendländische Christenheit sich jemals vereinigt hatte, zu nichte machten, mit kräftigeren Zügen gezeichnet, und die Charakteristik nicht auf das ganz gewöhnliche Spiel der Arglist und des Intriguengeistes beschränkt hätte. Er konnte dieß um so leichter, da er hier Freyheit hatte, Charaktere von prägnanter Eigenthümlichkeit zu schaffen, und im Historischen seiner Darstellung mit Vortheil rückwärts zu greifen. Dadurch gewann dann nicht nur die Darstellung im Allgemeinen an Kraft und Lebendigkeit, sondern es wurde dadurch auch für die Darstellung von Friedrich's Charakter und großartigem Wirken eine entsprechende Unterlage gewonnen. Daß die Kraft dieses zu gleicher Zeit so hohen und so geschmeidigen, so ernsten und so heiteren Geistes nicht ausreichte, um über die Befangenheit und die Verkehrtheit seiner Zeit obzusiegen: das ist der wahre tragische Moment in der Geschichte Friedrich's, und dieser mußte hier, wie in der ganzen Reihe der folgenden Dramen, festgehalten werden. Allerdings hat Hr. Raupach das nicht übersehen — namentlich ist die Scene mit Malek el Kamel in dieser Hinsicht eben so großartig gedacht, als sie ächt poetisch durchgeführt ist — wie er denn überhaupt nur selten ein wesentliches poetisches oder historisches Moment übersehen oder gänzlich unbenützt gelassen hat; aber es macht, wie bereits bemerkt wurde, einen ziemlich bedeutenden Unterschied, ob ein solches Moment bloß angedeutet, wenn auch mit Bestimmtheit angedeutet, oder ob es von dem Dichter als ein seine ganze Darstellung durchdringendes benützt, und nach seinem ganzen Gewichte und seiner vollen Bedeutung entschieden genug herausgestellt worden ist.

Kaiser Friedrich der Zweyte. Zweyter Theil. Friedrich und sein Sohn. Historisches Drama in fünf Aufzügen.

Auch dieses Drama gehört zu den schwächeren des ganzen Cyclus.

Stoff zu einem wirksamen Drama war hier allerdings vorhanden, wenn der Dichter ihn zweckmäßig benützte, um ein solches zu schaffen. Wenn die geschichtlichen Quellen ihm hier nur wenige Details, und nur wenig äußere Beweggründe für König Heinrich's Empörung gegen seinen Vater, und den (übrigens nicht historisch erwiesenen) Versuch, denselben zu vergiften, an die Hand gaben: so mußte er die Antriebe zu einem so gräulichen Verbrechen desto sorgfältiger aus Heinrich's Innerem entwickeln,

und uns den Kampf dieser Antriebe mit den natürlichen Gefühlen der Kindesliebe in reicherer Entfaltung und mit stärkeren Zügen malen, als er es gethan hat. Je weniger zu einem Verbrechen dieser Art äußere Impulse vorhanden sind, um desto mehr wird die dramatische Wirkung von der Kraft und Einsicht abhängen, mit welcher der Dichter die Entwicklung der Leidenschaft aus ihren verderblichen Keimen selbst uns geschildert, und die Tiefen der Menschenbrust vor uns aufgeschlossen hat. Was Hr. Raupach in dieser Hinsicht geleistet hat, ist, bis auf einige glückliche Züge, eben nicht sehr viel. Heinrich, trotz seines leidenschaftlichen Ungestüms, das leichte Spielzeug fremder Arglist; trotz seiner Gewissensbisse fühllos bis zur Ungeschlachtheit, erregt nur Widerwillen, keinen Antheil. Was pocht er denn nur immer auf sein Recht, das kein Recht ist? Wenn er bis auf den letzten Augenblick dabey verharrt, und zuletzt zu seinem Vater sagt:

> Könnt ihr das eine Letzte mir vergeben (den beabsichtigten Giftmord),
> So thut es, Herr, zum ew'gen Lebewohl;

und zu seinem kleinen Sohne:

> Ich habe deine künft'ge Welt verspielt;
> Einst aber wirst du sehn: ich hatte Recht,
> Bis auf das eine Letzte:

so ist das, trotz des meisterlichen Zuges, daß Heinrich eine ausdrückliche Bezeichnung seines Verbrechens zu vermeiden sucht, einer von den Mißgriffen, die man bey einem Dichter von Hrn. Raupach's Talent nicht erwarten sollte, und die bey einem solchen doppelt verletzen. Der höchste Grad von Befangenheit des Geistes kann unter gewissen Bedingungen dramatisch und selbst tragisch seyn; aber nie die matte, stöckische Verkehrtheit, wie sie uns Hr. Raupach in Heinrich vorgeführt hat.

Allein nicht bloß durch eine tiefere Darstellung von Heinrich's Gemüthslage, auch durch bessere Benützung der historischen Momente konnte das Drama bedeutend an Gehalt und Interesse gewinnen.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob Friedrich, wie man vielfach behauptet hat, den Kampf gegen Rom durchaus nur von Apulien aus mit Nachdruck führen konnte. Das endliche Ergebniß dieses Kampfes wenigstens hat seine Berechnung nicht gerechtfertigt, und Deutschland hat seine Abwesenheit den entschiedensten Nachtheil gebracht. Für jeden Fall lag in diesen Nachtheilen für Heinrich ein mächtiger Anreiz zur Empörung, und eben so alle Hoffnung ihres Gelingens. Andrerseits dann verklärte sich in der Treue der Fürsten gegen Friedrich der hohe

Begriff von seiner persönlichen Größe nicht weniger, als von der Majestät der kaiserlichen Würde. Diese historischen Bestandtheile nun durfte der Dichter nicht unbenützt lassen, wenn er uns ein befriedigendes Bild von Friedrich und seiner Zeit geben wollte. Was Hr. Raupach für diesen Zweck in der Reichstagsscene gethan hat, ist wieder nicht sehr viel, und ermangelt sogar zum Theil der dramatischen Würde. Der Dichter soll, als Dichter, nicht den Historiker, noch den Publicisten spielen: aber immerhin mag es wiederholt werden — er kann seinem Werke nur schaden, wenn er ein wesentliches historisches Moment unbenützt läßt.

Kaiser Friedrich der Zweyte. Dritter Theil. Friedrich und Gregor. Historisches Drama in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiele.

Kaiser Friedrich der Zweyte. Vierter Theil. Friedrich's Tod. Historisches Drama in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiele.

Ref. nimmt beyde Dramen zusammen, da sie beyde einen und denselben Vorwurf haben, Friedrich's Kampf gegen Rom. Hier zeigt sich der historische Stoff als ein abgeschlossenes Ganzes; und eben so rundet er sich auch in den beyden einzelnen Dramen zum Ganzen ab; in dem ersteren durch Friedrich's wachsendes Glück, in dem letzteren durch seinen Untergang. Der dramatischen Gliederung erwies er sich übrigens auch hier ungünstig, indem es sehr schwer und zum Theil nicht einmal möglich war, den Zusammenhang so mannigfaltiger und so vereinzelter Begebenheiten, als einen nothwendigen dramatisch zur Anschauung zu bringen.

Desto mehr mußte der Dichter darauf bedacht seyn, seinem Werke jene höhere Einheit zu geben, die aus dem lebendigen Erfassen und der consequenten Durchführung des geistigen Elementes eines Stoffes hervorgeht. Und dieses Element war hier ein ächt tragisches. Oder wäre es nicht ächt tragisch, einen so edlen und so kräftigen Geist, wie den Friedrich's, im fruchtlosen Kampfe gegen die Befangenheit seiner Zeit sich endlos abmüden, und zuletzt sich selbst und seinem ganzen Geschlechte den Untergang bereiten zu sehen? Was dürfte man auch tragisch nennen, wenn nicht das Ringen und das Erliegen eines solchen Geistes! Die Versöhnung des Schmerzes aber, den uns der Anblick jenes unseligen Kampfes erregt, lag in der großen Idee, die Friedrich dabey leitete; in der Idee, für den geistigen Fortschritt einer künftigen Zeit zu wirken, und in der muthigen Ueberzeugung, daß

— ewig wirkt und bleibt,
Was vorwärts, himmelwärts den Menschen treibt;
Ob es auf Zeiten scheinbar auch erliege,
Es endet immer mit dem vollsten Siege

Das waren die Elemente, deren der Dichter sich bemächtigen mußte, wenn er seiner Dichtung einen festen Halt geben wollte. Auch hat Hr. Raupach Friedrich's Stellung zu seiner Zeit und sein Wirken allerdings aus diesem Gesichtspunkte richtig aufgefaßt, und das Bild in einzelnen Momenten seiner Darstellung in klaren und bestimmten Zügen hingestellt: allein es fehlt viel daran, daß seine ganze Dichtung vom geistigen Hauch dieser Auffassung durchdrungen, und dadurch zur Einheit im höheren Sinne des Wortes geführt wäre. Dieser Ton mußte nicht bloß in einzelnen Momenten angeschlagen, er mußte, als eigentlicher Grundton, die ganze Composition hindurch festgehalten werden, wenn eine große Wirkung erzielt werden sollte. Herrn Raupach's Friedrich fehlt es nicht an Würde, an einem ruhigen, festen Sinne, an einem besonnenen Bewußtseyn seines Zweckes und seiner Mittel: aber es fehlt ihm jene Energie, jene höhere Klarheit und jene muthige Erhebung des Geistes, die im sicheren Bewußtseyn ihrer selbst und ihres Zweckes mit dem Unglück und der Ungunst der Zeiten ringen, und selbst wenn sie dieser Ungunst erliegen, dennoch über sie einen Triumph feyern. Wenn uns aber Hr. R. seinen Friedrich auf dieser Höhe zeigen wollte, so bedurfte seine Darstellung eine breitere und festere Grundlage in Darlegung und Behandlung der historischen Verhältnisse, als er ihr gegeben hat. Vor allem mußte hier die Kraft des Gegendruckes herausgestellt werden. Die eben so geistreich aufgefaßte, als consequent durchgeführte Charakteristik Gregor's — weit gelungener, als die Alexander's des Dritten — verdient Anerkennung; und es dürfte nicht die Sache jedes begabten Dichters seyn, Verhältnisse, die er schon in zehn Dramen behandelt hätte, im eilften, wenn auch in allgemeinen Zügen, so richtig und zum Theil so lebendig, wie Hr. R., zu zeichnen. Allein damit war hier nicht Alles gethan. Wenn die Macht, gegen welche Friedrich kämpfte, nur durch die Befangenheit der Zeit eine unbesiegliche war, so mußte zunächst diese Befangenheit in der Darlegung der Verhältnisse herausgestellt werden, und in dem Einflusse, den sie auf Friedrich's Zeitgenossen ausübte, so wie in den Hemmungen, welche sie ihm entgegenwarf, und in den Mißgriffen, zu welchen sie ihn zwang oder verleitete; z. B. bey dem Vertrage und dem Frieden von S. Germano; nicht erzählend und commentirend, sondern in lebendiger poetischer Gestaltung, wie z. B. in der treffli-

chen Scene zwischen Friedrich und Ludwig IX. von Frankreich. Auf gleiche Weise mußten auch die Verhältnisse der Lombarden schärfer und bestimmter gezeichnet werden; ihr muthiges Streben nach Freyheit und ihre Arglist, ihr Heroismus und ihre feile Bestechlichkeit; die Erbitterung, wie das Elend des Parteykampfes; nicht von Seite der Guelphen allein, sondern auch der Ghibellinen, wobey der gewaltige Ezzelin eine weit bedeutendere Rolle spielen durfte, als Herrn Raupach ihm zuzutheilen beliebt hat.

Ein tüchtiger Stoff zu einem guten historischen Drama und selbst zu einer ächten Tragödie lag in Friedrich's sinkendem Glücke nach dem Tode Gregor's. Wenn die großen historischen Begebenheiten gleich auch hier sich schwer gliederten: so fand sich doch für die innere Einheit und für das geistige Element der Composition ein fester und mit Entschiedenheit sich herausstellender Mittelpunkt in dem Verrath Peters de Vineis. Denn kaum gibt es einen tieferen, gewiß aber keinen edleren Schmerz, als den Schmerz desjenigen, der sein ganzes Leben einer großen Idee geweiht hat, und der diese und sich selbst von dem Genossen seines Wirkens, dem er am festesten und unbedingtesten vertraute, verrathen sieht. Von diesem Punkte aus konnte eine tiefe, wie eine vollständige tragische Wirkung erzielt werden.

Der Verrath Peter's ist nicht streng historisch erwiesen; die ihm angeschuldigte Absicht, den Kaiser zu vergiften, beruht allein auf dem Zeugnisse des Matthäus Parisiensis. Höchst wahrscheinlich jedoch wird der Verrath durch die Strenge, mit welcher der nicht grausame Kaiser gegen den vieljährigen Freund und den ihm so nützlichen und vielfach gebrauchten Diener verfuhr. Wenn nun unter diesen Umständen Friedrich von Raumer annimmt, »daß Peter sich allerdings einzelne Mißgriffe habe zu Schulden kommen lassen; daß der Papst sich eifrig bemüht habe, ihn günstig zu stimmen, und dem Kaiser von Allem durch Verleumder einseitige und übertriebene Nachrichten zugekommen; daß in jenen Tagen vielfacher Verschwörungen wohlgemeinte und böswillige Warnungen vor Mordanschlägen sich dazu gesellt haben könnten, und daß jener Versuch zur Vergiftung wohl habe Statt finden, Peter aber dennoch daran unschuldig, und nur der Arzt habe schuldig seyn können«: so ist dem umsichtigen Geschichtsforscher in einem Falle, wie der gegenwärtige, wo die strenge Wahrheit durchaus nicht zu ermitteln steht, eine solche Annahme erlaubt; dem dramatischen Dichter aber, der alles mit Entschiedenheit erfassen, und überall seine Gestalten auf das bestimmteste ausprägen soll, konnte eine solche Darstellung durchaus nicht ersprießlich seyn. Dadurch, daß Hr. R.

Peter's Schuld so zweydeutig gehalten, hat er nicht nur dem Interesse an diesem selbst, sondern auch der tieferen Wirkung des ganzen Stückes geschadet. Allerdings wurde die Absicht, den Kaiser zu vergiften, für die dramatische Darstellung von Peter mit Recht entfernt; aber seine Schuld beschränkt sich auch in Beziehung auf den Verrath auf ein: »Ich könnte es wohl thun;« und: »Ich hätte wohl Lust, es zu thun;« auf ein Spielen mit der Versuchung; er ist das Opfer des blinden Fanatismus seines Arztes. Was wir von seiner Schuld erfahren, erfahren wir nur gelegenheitlich aus dem Munde des Kaisers. Ließ sich nun gleich auch dieses Spielen mit der Versuchung, auf die rechte Weise in einem selbstständigen Drama behandelt, zu einer tragischen Wirkung benützen: so war es doch hier derselben nicht förderlich, wo es nicht als selbstständiges Element eintritt, und die Unentschiedenheit von Peter's Schuld als Haltungslosigkeit des Charakters erscheint.

Ueberhaupt ist Peter's Charakter nicht sehr glücklich angelegt, und wenig geeignet, unsere Theilnahme zu erwecken. Es ist weniger das edle, stolze Selbstgefühl eines außerordentlichen Geistes, den die Schranke drückt, weil er sich über die Schranke erhaben fühlt, als Hochmuth; und dieser Hochmuth trägt die Farbe einer trockenen, derben Schroffheit, die unsere Theilnahme noch mehr herabstimmt. Schön ist die Stelle, wo Friedrich, auf Peter's Vorwurf:

> Es ist gar leicht, das Unglück zu verkleinern,
> Wenn man als Kind im Schooß des Glückes liegt.
> Ihr seyd der Glückliche, der über sich
> Nur in den leeren Himmel sieht. Doch wärt ihr
> Gleich mir zu schnöder Dienstbarkeit geboren,
> Ihr dächtet, fühltet, was ich denk' und fühle.

ihm antwortet:

> Ich glaube kühn von mir: wenn ich zum Knecht
> Geboren wäre, wär' ich groß genug,
> Ein treuer Knecht zu seyn. —

Wenn Hr. R. seinem Werke dadurch ungezweifelt schadete, daß er den Verrath Peter's nicht bestimmter herausstellte: so that er andrerseits gewiß noch weit übler daran, daß er, auf eine sehr unzuverläßige historische Klatscherey hin, Peter'n sich von seinem Gefängnisse aus dem krank vor Grossetto vorbeyziehenden Kaiser vor die Füße stürzen läßt. Eine so satanische Bosheit kann nur Abscheu und Grausen erwecken; besonders wenn die Sache so brevi manu, wie hier, abgemacht wird. Sie ist überdieß ein eben so großer psychologischer, als poetischer Mißgriff. Nur bey einer im ganzen Charakter liegenden, eben so tiefen als heftigen Leidenschaftlichkeit konnte sie Statt finden. M. Enk.

Art. VII. **Novum testamentum graece. Textum ad fidem testium criticorum recensuit, lectionum familias subiecit, e graecis codicibus manuscriptis, qui in Europae et Asiae bibliothecis reperiuntur, fere omnibus, e versionibus antiquis, conciliis, sanctis Patribus et scriptoribus ecclesiasticis quibuscunque vel primo (*primum*) vel iterum collatis copias criticas addidit, atque conditionem horum testium criticorum in prolegomenis exposuit, praeterea Synaxaria codicum Parisiensium typis exscribenda curavit Dr. *J. Mart. Augustinus Scholz*. Vol. II. Actus (*Acta*) Apostolorum, Epistolas, Apocalypsin complectens. Lipsiae 1836, sumptibus Friderici Fleischer. LXIV und 470 S. gr. 4.**

Ueber den ersten Band dieser unter sehr günstigen Verhältnissen und mit einem heroischen Eifer für das Geschäft der Kritik unternommenen Ausgabe des neuen Testaments, über ihr Verhältniß zu den früher erschienenen, besonders zur Griesbachischen, haben wir unser Urtheil im LXI. Bande dieser Jahrbücher (S. 108—133) ausgesprochen. Fast gleichzeitig hat der gelehrte und vielseitig gebildete Lachmann seinen Fleiß der Kritik des neuen Testaments zugewendet, und einstweilen eine Stereotyp-Ausgabe desselben (Berolini MDCCCXXXI) erscheinen lassen, welche zu der eben genannten im schärfsten Gegensatze steht, und den Text derjenigen Handschriften, welche er selbst die orientalischen, Hr. Scholz die alexandrinischen nennt, als die am wenigsten verfälschten geltend zu machen sucht. Unter den übrigen Gelehrten, welche sich in neuerer Zeit mit der Kritik und Exegese der Schriften des neuen Testaments beschäftigen, reihen sich die Einen zur Fahne von Griesbach oder Scholz, Andere dagegen fühlen sich berufen, für die Grundsätze des Hrn. Lachmann zu streiten. Ehe wir also mit der Arbeit des Hrn. Scholz in dieser Anzeige uns ausschließlich beschäftigen, wollen wir die Grundsätze, nach welchen die Ausgaben von Griesbach, Scholz und Lachmann angefertigt worden sind, in der Kürze erörtern. Griesbach hält sich im Ganzen an den herkömmlichen Text, das heißt an denjenigen, welchen die früheren Ausgaben enthalten, und diesem wird er nur da untreu, wenn eine andere Lesart vor der bisher üblichen ganz entscheidende innere Vorzüge und gute äußere Auctoritäten zu haben scheint. Wird eine von der herkömmlichen abweichende Lesart nur durch sehr alte Codices empfohlen, oder spricht nur der Zusammenhang für sie, so wird ihr selten eine Stelle im Texte eingeräumt, sondern sie muß sich gewöhnlich damit begnügen, in dem mittleren Rande vor dem übrigen Pöbel des unteren Randes einen Sperrsitz einzunehmen, woraus sie ein Späterer zum Platze er-

sten Ranges hervorziehen mag. Die große Masse des kritischen Materials vertheilt er unter drey Familien, unter eine alexandrinische, eine occidentalische und eine constantinopolitanische. Zur ersteren rechnet er die meisten älteren und mit Uncialen geschriebenen Codices, zur occidentalischen einen mit Uncialen (D) und einige andere mit Cursivschrift, zur constantinopolitanischen die meisten jüngeren Handschriften. Da die letzteren mit dem Texte der bis auf Griesbach üblichen Ausgaben fast durchweg übereinstimmen, und da er selbst diesen überlieferten Text nur selten zu ändern wagte, so liegen seiner Ausgabe die Handschriften der constantinopolitanischen Familie zum Grunde. Aber ein großer Uebelstand gibt sich darin bey Griesbach zu erkennen, daß man nur so im Allgemeinen weiß, der Textus receptus stimme überein mit demjenigen, den die constantinopolitanischen Handschriften darbieten, da die Lesarten derselben sehr selten namentlich aufgeführt werden, und da die Voraussetzung von der Uebereinstimmung des herkömmlichen und constantinopolitanischen Textes häufig nichts weiter, als eine Voraussetzung seyn mag. Daher ist die Familia codicum Constantinop. bey Griesbach fast durchweg eine unbestimmte Größe. Ferner ist es auffallend, wie derselbe Kritiker, welcher vor den alexandrinischen Handschriften ihres Alters wegen eine besondere Achtung hegte, und auch keine absichtliche Verfälschung derselben annehmen wollte, diesen weit jüngeren Zeugen vorziehen konnte. Sein Blick war auf das ihm Vorliegende oder auf das Gedruckte zu ängstlich gerichtet, und so fragte er sich immer, »ist ein Grund vorhanden, von der gewöhnlichen Lesart abzugehen?« statt daß er hätte fragen sollen, »welche Lesart ist am besten bezeugt? welche, die am besten oder die minder gut bezeugte, entspricht dem Zusammenhange und dem Zwecke des Schreibenden?« Da also Griesbach den jüngeren Handschriften vor den älteren einen entschiedenen Vorzug gegeben hatte, ohne diesen jedoch zu rechtfertigen, da die Familie der jüngeren Handschriften selbst in seiner Ausgabe dem Blicke des Forschers mit falscher Verschämtheit sich entzieht, so konnten die nächsten mit Freyheit begabten Kritiker ihn zu ihrem Führer nicht wählen, und in so weit muß Jeder das Unternehmen der Herren Scholz und Lachmann, auf einem anderen Wege einen zuverläßigen Text des neuen Testaments zu gewinnen, vollkommen in den Mängeln der Griesbachischen Bearbeitung begründet und durch sie gerechtfertigt finden. Während beyde denselben Zweck verfolgen, gehen sie in Anwendung der Mittel, welche ihnen zur Erreichung ihres Zweckes förderlich scheinen, weit aus einander. Hr. Lachmann nämlich hat sich auf einem wohl gewählten engen

Terrain von allen Seiten tüchtig verpallisadirt, und während sein Blick einzig auf diesen leicht zu überschauenden Raum gerichtet ist, wird er nicht so leicht eine bloße Seite geben. Denn während alle früheren Herausgeber darauf ausgingen, den Text des neuen Testaments so herzustellen, wie derselbe aus der Feder der Apostel geflossen ist, so hält Hr. Lachmann dieses jetzt noch für ein Werk der Unmöglichkeit, und begnügt sich damit, jedesmal die älteste Lesart unter den erweislich verbreiteten wieder in ihr Recht einzuführen. Nur ob eine Lesart alt und ob sie verbreitet war, ist ihm die Frage, nicht ob sie durch ihren inneren Werth vor einer anderen den Vorzug verdiene. Dieses will er erkennen aus dem einstimmigen Zeugnisse der alten griechischen Handschriften, der Uebersetzungen und der ältesten kirchlichen Schriftsteller. Diese Documente vertheilt er nach Griesbach in zwey Familien, in eine orientalische und eine occidentalische. An und für sich haben ihm die Lesarten der einen wie der anderen gleiche Auctorität, allein er wählt die orientalischen zu seinen Führern, weil diese in größerer Anzahl vorhanden sind, da hingegen die occidentalischen in einzelnen Stellen ganz aufgehen, und nur noch in lateinischen Uebersetzungen oder Citaten von Kirchenvätern sich erhalten haben. (Vgl. Theologische Studien und Kritiken. Jahrg. 1830. S. 817—845.) Durch diese Consequenz ist es Hrn. Lachmann allerdings gelungen, den Text des neuen Testaments in der Gestalt wieder zu geben, wie derselbe am Ende des vierten Jahrhunderts in Aegypten und in denjenigen Städten, wohin ägyptische Codices kamen, gelesen wurde. Der Beweis, daß dieser Text im ganzen Orient der übliche war, ist aber nicht gelungen, und daher möchte Hr. Lachmann seinen beschränkten Zweck doch nur halb erreicht haben. Daß aber seine ganze Arbeit nur den Boden für eine höhere Kritik ebenen wolle, hat er selbst (Studien und Kritiken a. a. O. S. 820) freymüthig eingestanden. »Die Feststellung eines Textes,« so heißt es dort, »nach Ueberlieferung ist eine streng historische Arbeit, und nichts weniger als unendlich, wenn auch ein Einzelner schwerlich die Quellen schon ganz erschöpft, und gewiß oft aus menschlicher Schwäche fehlt. Hingegen diejenige Kritik, welche die Schranken der Ueberlieferung durchbricht, und der Vermuthung ihr Recht gewährt, ist ungebunden, und nimmt an Umfang und Sicherheit zu mit wachsender Kenntniß und Geistesfreyheit. — — Daß sich aber niemals der feste historische Boden verlieren möge, scheint mir es am besten, den Text nach der bloßen Ueberlieferung, so bald es möglich seyn wird, unabänderlich fest zu stellen, wodurch man den freyen Fortschritt der Kritik sicher nicht hemmen wird.« Das wird man wohl nicht,

aber eine andere Frage, worauf hier Alles ankömmt, ist, ob man durch eine solche Feststellung des Textes nach Ueberlieferung die Kritik wirklich fördere, und ob dieselbe mit den vorhandenen Hülfsmitteln auszuführen sey. Die erste Frage wird kaum bejahend beantwortet werden können, wenn man bedenkt, wie die Meisten immer geneigter sind, von Auctorität sich leiten zu lassen, als selbst zu forschen. Die zweyte muß verneint werden, wenn man erwägt, daß der Text weniger alter Codices, wovon einige erweislich in Alexandria geschrieben sind, und die Zeugnisse einiger Kirchenväter, die uns an manchen Stellen ganz im Stiche lassen, nicht beweisen können, daß diese oder jene Lesart im ganzen Orient verbreitet war. Wenn nun vollends bey dieser Methode an manchen Stellen eine wenig verständliche Lesart, zuweilen auch eine sicher unrichtige aufgenommen wird, so sollen wir dieses Unrichtige oder Unverständliche dem ganzen Orient oder einem großen Theile desselben aufbürden. Die Versehen eines Abschreibers und die mißglückten Aenderungen eines Halbgelehrten sollen ganzen Ländern zur Last fallen. So wie Hr. Lachmann einen neuen, von Richard Bentley angedeuteten Weg in der kritischen Behandlung des neuen Testaments eingeschlagen, und von Griesbach sich ganz abgewendet hat, so war es die Aufgabe des Hrn. Scholz, auf dem Wege von Griesbach weiter voran zu schreiten, diesem aber eine etwas veränderte bessere Richtung zu geben. Zuerst fühlte er das Bedürfniß, den Textus receptus, den er im Ganzen für den wahren hält, besser zu basiren. Daher hat er das vorhandene kritische Material auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien, Palästina u. s. w. zum Theil noch einmal durchgesehen, und daneben eine sehr beträchtliche Anzahl von noch nicht benützten Handschriften entweder ganz oder in einzelnen Partien verglichen. Als Resultat dieser mehrjährigen Bemühungen ergab sich, daß die Scheidung in alexandrinische und occidentalische Handschriften nicht gehörig motivirt sey, daß die letzteren im Großen mit den ersteren übereinstimmten, daß beyde eine Familie ausmachten, deren Vaterland Alexandrien sey, in sofern ein Theil dieser Codices in Alexandrien oder doch in Afrika geschrieben, und andere aus den alexandrinischen abgeleitet seyen. Im Gegensatze zu dieser alexandrinischen stehen die Handschriften der constantinopolitanischen Familie, oder die in Asien und im östlichen Europa geschriebenen. Das charakteristische Merkmal beyder Familien sey, daß die Glieder der alexandrinischen, bey aller Uebereinstimmung im Großen, dennoch sehr oft von einander abweichen, daß hingegen unter den constantinopolitanischen fast überall Eintracht herrsche. Die Scheidung der kritischen Zeugen in zwey Klassen

ist, nach unserem Ermessen, ein wahrer und glücklicher Gedanke, welcher für die Kritik des neuen Testaments die ersprießlichsten Folgen haben kann. Sobald man darin mit Hrn. Scholz einstimmig ist, muß man aber auch zugeben, daß der Text der alexandrinischen Handschriften, obgleich sie die älteren sind, häufiger verfälscht sey, als derjenige, welcher uns in den constantinopolitanischen dargeboten wird, weil die ersteren unter sich selbst so häufig uneinig sind, und dadurch den Stämpel des Verderbnisses an der Stirne tragen. Könnte man dabey noch historisch nachweisen, daß die Schriften des neuen Testaments in Alexandrien von den Grammatikern willkürlich überarbeitet seyen, so wäre der Beweis für ihre Unzuverläßigkeit vollkommen und unumstößlich. Hr. Scholz glaubt auch dieses nachgewiesen zu haben, allein was er dafür in den Prolegomenis zum ersten Bande (p. XIV und CLXIII) beygebracht hat, ist keineswegs geeignet, die Annahme einer Ueberarbeitung des neuen Testaments durch die alexandrinischen Grammatiker zu einer »historischen Thatsache« *) zu erheben. Wenn wir die Ansicht des Herausgebers in Betreff der Verfälschung der alexandrinischen Handschriften theilen, so glauben wir diese nur auf die innere Beschaffenheit derselben stützen zu können; und wenn diese Stütze hält, so braucht man wegen einer historischen Beweisführung nicht verlegen zu seyn. Es urtheile aber der Leser selbst, was durch folgende Exposition des Herausgebers (a. a. O. p. CLXIII) gewonnen sey: Illud affirmari posse credo, iam per se nimis credibile esse, sacros N. T. scriptores in omni dictione plura sine fastidio retinuisse, quae tanquam scabra, obscura et minus exacta respuerent grammatici alexandrini atque ad linguae graecae rationem alexandrinamque consuetudinem et expolirent et ex antiquis libris explerent. Praxis nimirum hermeneutica apud eos fuit allegorica altera, altera hermeneutica (soll heißen *grammatica)*. Si grammatice interpretabantur auctorem, proponebant totum eius argumentum, faciebant singularem *(singularium)* partium enarrationem, adspergebant margine *(margini)* notas seu longiores seu breviores de rebus et verbis obscurioribus. — — In exercenda arte critica eam lectionem genuinam putabant, quae scriptorem maxime decere videbatur: neque enim diplomatica et codicum auctoritate suffulta, ut apud nos, eorum

---

*) Siehe die Abhandlung des Herrn Herausgebers über den Werth des Textes, welchen die alexandr. Handschriften des n. T. enthalten. Zeitschrift für Philos. und kathol. Theolog. V. Heft, S. 78.

erat critica, sed coniecturalis atque ad solum venustatis sensum conformata. Diese Beschreibung paßt zum Theil auf die alexandrinischen Grammatiker, welche im dritten und zweyten Jahrhundert vor Christus mit der Kritik des Homer und anderer Dichter sich beschäftigten, auf Zenodotus, Aristophanes von Byzanz und Aristarchus, obgleich dieselbe auch für sie etwas übertrieben ist. Als Männer von strengem Urtheile und gutem Geschmacke brachen sie allerdings über einzelne Stellen den Stab etwas rasch, allein so verwegen waren sie nicht, daß sie dieselben sofort eigenmächtig getilgt oder geändert hätten, sondern sie waren zufrieden, durch Zeichen oder andere Andeutungen ihre Ansicht über die fraglichen Stellen an den Tag zu legen. Diese vorsichtige Methode verdient Lob, und sie konnte die Leser nicht irre führen. Zu stark ist auch, was Herr Scholz unmittelbar nachher von den alexandrinischen Grammatikern aussagt: Quare ubicunque aliquid non congruere vel supervacaneum esse videbatur, virgula critica sive obelo notabant, quasi interpolatum et spurium: asteriscis etiam, lemniscis, hypolemniscis aliisque signis criticis soloecismos aut quod eorum palato minus accommodatum esset. Wären solche Kritiker gleich nach der Zeit der Apostel ihren Schriften zu Theil geworden, ihre ursprüngliche Gestalt würde dadurch gewiß eher erhalten als verloren gegangen seyn, so wie es den Hymnen des Pindar und den Komödien des Aristophanes nicht geschadet hat, daß sie durch die Hände des Aristophanes von Byzanz gegangen sind. Diese Grammatiker würden von ihren Zeichen allerdings auch im neuen Testamente nicht selten Gebrauch gemacht haben, allein eben dadurch, daß man auf das Abweichende und Seltsame aufmerksam gemacht wird, kann dieses der Vernichtung am besten entzogen werden. Auch der Streit der grammatischen Schulen konnte nur heilsam wirken, und daher beweisen auch die folgenden Worte des Herausgebers nicht was er damit beweisen will: Ita sane recensiones suas curabant, ita erant solliciti de textus sui integritate, ut obelus Aristarchi in proverbium abiret, et schola unius damnaret apologias lectionum repudiatarum alterius. Eben durch diesen Widerstreit der Schulen wurde man vorsichtig, und was die eine verwarf, suchte eine andere zu erhalten, so daß auch die Zeugen für die Lesarten sich nicht verlieren konnten Allein Alles, was hier Hr. Scholz von den alexandrinischen Grammatikern berichtet, paßt nicht mehr für das dritte und vierte Jahrhundert nach Christus. Schon gegen das Zeitalter Christi, als Didymus eine Recension des Homer veranstaltete, und etwas früher, da Thrasyllus die Werke des Plato ordnete, fußte man vorzüglich auf

historische Auctorität, und die nächsten Grammatiker höheren Ranges ließen die Kritik fahren, und wandten ihren Fleiß und ihr Talent der Erforschung der Sprache zu. So machten es Dionysius Thrax, Apollonius Dyscolus und Aelius Herodianus. Ob ein namhafter Grammatiker im zweyten oder dritten Jahrhundert nach Chr. zu Alexandrien mit der Kritik oder Exegese des neuen Testaments sich beschäftigt habe, davon wissen wir nichts sicheres, und an und für sich ist es unwahrscheinlich. Denn diese Grammatiker hatten ihr Augenmerk fast ausschließlich auf die Werke der Poesie gerichtet, weil diese nämlich zum näheren Verständniß der Erläuterung ihnen zu bedürfen schienen. Die alexandrinischen Grammatiker müssen daher von dem Vorwurfe, den Text des neuen Testaments verfälscht zu haben, frey gesprochen werden. Indessen sind wir keineswegs gesonnen, mit diesem Einwurfe gegen die Auseinandersetzung des Hrn. Scholz das Resultat seiner Forschung, daß die alexandrinischen Handschriften verfälscht seyen, umzustoßen, obgleich wir auch auf die Klagen des h. Hieronymus und anderer kirchlicher Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert nach Christus über Verderbnisse der Codices kein so großes Gewicht legen können, wie dieses von Hrn. Scholz (Vol. I. Prolegomena pag. CLXIV) geschehen ist. Denn diese Klagen sind unbestimmt von den Handschriften des alten und neuen Testaments ausgesprochen, und können überall ausgesprochen werden, wo das Abschreiben der Codices gewöhnlichen Menschen überlassen wird, wie es fast durchweg im Alterthume der Fall war. Es bleibt also, sobald die beyden Familien gehörig geschieden sind, nichts übrig, als aus ihrer innern Beschaffenheit den Schluß auf die größere Lauterkeit der einen Quelle vor der anderen zu machen, und nur dieser Beweis unseres Herausgebers hat eine überzeugende Kraft. Wenn nämlich die Codices der alexandrinischen Familie, bey einer sichtbaren Uebereinstimmung im Großen und Allgemeinen, doch wieder in einzelnen Lesarten auffallend variiren, so stimmen die constantinopolitanischen in der Hauptsache fast immer mit einander überein, und sind nur in Nebendingen hier und da unter sich uneinig. Dieser Umstand spricht laut zum Vortheil der constantinopolitanischen Familie. Was der Herausgeber in den Prolegomenis zum ersten Bande pag. CLXIV von ihnen sagt, bestätigt sich durchaus durch den kritischen Apparat, wie derselbe nach den Vorarbeiten von Griesbach in der gegenwärtigen Ausgabe bereichert ist. Codices, qui hoc nomen habent, parum inter se dissentiunt: conferat quaeso longe plerosque *(plurimos)*, quos capite VI huic classi adhaerere dixi, atque lectiones diversas viginti trigintave in totidem

capitibus vix reperiet, unde coniicias eos accuratissime transcriptos eorumque antigrapha parum inter se discrepasse. Neque iis qui eos describendos curabant codicum accuratorum despicientiam neque librariis ipsis vel negligentiam vel audaciam crimini des: obstant enim et rationes internae ex eorum textus conditione desumtae et testimonia librariorum de codicibus antiquis accuratisque adhibitis reddita et consuetudo. Quare in his codicibus fiduciam multam ponimus meritoque credimus, eos esse apographa codicum veterum accurata. Scripti sunt inde a seculo VIII usque ad seculum decimum sextum partim Constantinopoli, partim in Asia minore, partim in Graecia, partim in insulis Archipelagi, partim in Syria et in Palaestina, hoc est iis in provinciis, quae primis tribus seculis in usu et auctoritate habuerunt textum vulgatum atque iis ex antigraphis, quae in his provinciis usui ecclesiastico antiquissimis temporibus inserviebant. Bey einer solchen inneren Beschaffenheit müssen die constantinopolitanischen Codices, trotz ihres geringeren Alters, vor den alexandrinischen den Vorzug haben. Da indessen das höhere Alter der alexandrinischen Manuscripte immer noch ein großer Vorzug bleibt, so verdienen sie jedesmal Berücksichtigung, wo sie unter einander einig sind, und wo die Abweichung der constantinopolitanischen sich durch das Versehen eines Abschreibers leicht erklären läßt. Wir billigen es daher, daß Hr. Scholz häufiger als Griesbach eine Lesart aus den Alexandrinern aufgenommen hat, wenn diese in großer Mehrzahl übereinstimmen, oder wenn ihre Lesart durch innere Gründe sich empfiehlt, so wie er andrerseits mehrmals die Lesarten der constantinop. Manuscripte in ihr Recht eingesetzt hat, die von Griesbach ohne erhebliche Gründe verwiesen waren. Gewiß aber hat auch Hr. Scholz hierin nicht immer das Wahre getroffen, und ist selbst seinen Grundsätzen nicht immer getreu geblieben. Auch läßt sich kaum erwarten, daß ein Einziger einer solchen Aufgabe gewachsen sey. Ehe mit einer größeren Entschiedenheit über die einzelnen Lesarten beyder Familien geurtheilt werden kann, muß eine sorgfältige, mit Kritik innig verbundene Exegese zu ermitteln suchen, welche von den abweichenden Lesarten für den Zusammenhang und für die eigenthümliche Denk- und Sprechweise der einzelnen Apostel am geeignetsten erscheinen. Die so gewonnenen Resultate müssen alsdann mit den Ergebnissen der diplomatischen und historischen Kritik zusammengehalten werden, um aus beyden ein Endresultat zu ziehen. Hr. Scholz ist bey der Aufnahme oder Verwerfung einer zweifelhaften Lesart meistens mit reiflicher Erwägung, oder auch mit einem gewissen glücklichen

Tacte zu Werke gegangen: an mehreren Stellen jedoch springen die Beweggründe zur Wahl dieser oder jener Lesart minder in die Augen. Wir wollen zur Erhärtung dieses Urtheils, und um das Verhältniß unseres Herausgebers zu Griesbach und Lachmann an Beyspielen zu zeigen, eine Reihe von Varianten in dem Paulinischen Briefe an die Römer betrachten, und zu ermitteln suchen, für welche der beyden Familien die inneren Gründe in den einzelnen Stellen am stärksten sprechen. Wir müssen uns jedoch hier auf solche Stellen beschränken, deren Zusammenhang mit wenigen Worten angegeben werden kann. Zu der alexandrinischen Familie gehören in den Paulinischen Briefen, nach der Vertheilung des Hrn. Scholz, die sechs ältesten, mit Uncialen geschriebenen Codices, welche bey Griesbach und Scholz A B C D F G heißen, mehrere mit Cursivschrift; ferner unter den alten Uebersetzungen die memphitische, sahidische, die äthiopische, die lateinischen, die armenische und syrisch-jerusalemische, die Citate bey Clemens Alexandrinus, Dionysius Alex., Origenes, Cyrillus Alex., Didymus, Athanasius, Hieronymus u. a. Ein siebenter Codex mit Uncialen (E) ist eine Abschrift von D, nachdem dieser bereits durch die Hände mehrerer Correctoren gegangen war. Zur constantinopolitanischen Familie gehört ein römischer Codex mit Uncialen (I) aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, und die meisten jüngeren Handschriften, welche mit kleinen Buchstaben geschrieben, und von Hrn. Scholz nach dem Vorgange Anderer mit Zahlen bezeichnet werden. Mit den Lesarten dieser Handschriften stimmen unter den Uebersetzungen die syrisch-philoxenianische, die gothische, georgische und slavonische, von den Kirchenvätern und kirchlichen Schriftstellern fast alle, welche im östlichen Europa und in Asien lebten.

I. 13. *Οὐ θέλω δὲ ὑμᾶς ἀγνοεῖν, ἀδελφοί, ὅτι πολλάκις προεθέμην ἐλθεῖν πρὸς ὑμᾶς.* — In der vorliegenden Ausgabe lesen wir in dem mittleren Rande, daß die alexandrinischen Codices *οὐκ οἴμαι* für *οὐ θέλω* enthielten, allein in dem unteren Rande wird diese Angabe näher dahin bestimmt, daß D (von der ersten Hand), E und G, überdieß von den Uebersetzungen die Vulgata *οὐκ οἴμαι* darböten. Der Codex A bey Woide hat *οὐ θέλω*, und nach dem Stillschweigen der Editoren muß dieses auch in B C F H sich finden. Da überdieß *οὐ θέλω* allein in den Zusammenhang paßt, und in den Handschriften der constantinopolitanischen Familie steht, so ist an der Unechtheit von *οὐκ οἴμαι* nicht zu zweifeln; *οὐκ οἴμαι* schrieb Jemand, der sich den Paulus in einem beständigen und ganz vertraulichen literarischen Ver-

kehr mit den römischen Christen dachte, und nicht glauben konnte, daß der Apostel jetzt zum ersten Male ein Schreiben an die Römer richte, und daher seinen Willen, sie zu besuchen, ihnen ausdrücklich zu erkennen geben müsse. Es kann nur zum Vortheile der constantinopolitanischen Handschriften ausgelegt werden, daß in keine von ihnen eine so offenbare Interpolation eingedrungen ist.

I. 16. οὐ γὰρ ἐπαισχύνομαι τὸ εὐαγγέλιον· δύναμις γὰρ θεοῦ ἐστιν. Die Documente der constantinopolitanischen Familie haben nach εὐαγγέλιον den Zusatz τοῦ Χριστοῦ, der an dieser Stelle nicht nur ganz müßig ist, sondern auch als unächt sich dadurch verräth, daß der Apostel unmittelbar vorher immer Ἰησοῦς Χριστός schreibt. Müßig und unpassend ist der Zusatz, weil die Gnadenbotschaft hier als ein Geschenk Gottes bezeichnet werden soll. Die alexandrinischen Codices A B C D E G und andere mit dieser Familie übereinstimmende Documente haben ihn nicht, in F und H scheint er zu stehen. Er ist eine gewöhnliche Glosse, deren auch in den constantinopolitanischen Manuscripten vorkommen, ohne daß sie jedoch einen nur etwas aufmerksamen Kritiker irre führen könnten.

I. 24. Διὸ καὶ παρέδωκεν αὐτοὺς ὁ θεὸς -- εἰς ἀκαθαρσίαν. Die ältesten Handschriften der alexandrinischen Familie (A B C) und mehrere damit übereinstimmende Uebersetzungen lassen das καὶ aus, wahrscheinlich weil man es für überflüssig hielt. Da aber diese Partikel die Handlung Gottes als natürliche Folge davon, daß die Heiden in ihrer Verstocktheit Gott nicht anerkennen wollten, hervorhebt, und da dieses dem Zwecke des Schreibenden entspricht, so ist es bey weitem wahrscheinlicher, daß καὶ in den ältesten alexandrinischen Handschriften getilgt, als daß es in einem Theile derselben und in alle constantinopolitanische eingeschwärzt seyn sollte. Hr. Lachmann hat καὶ gestrichen, Griesbach hat ihm den Obelus vorgesetzt.

I. 27. Ὁμοίως δὲ καὶ οἱ ἄῤῥενες ἀφέντες τὴν φυσικὴν χρῆσιν τῆς θηλείας ἐξεκαύθησαν ἐν τῇ ὀρέξει αὐτῶν εἰς ἀλλήλους, — Die constantinopolitanischen Codices und mit ihnen Griesbach und Hr. Scholz geben τε statt δὲ, allein hier möchte doch eher ein gewöhnlicher Abschreiber δὲ in τε, als ein Corrector τε in δὲ verwandelt haben, weil τε sehr leicht, δὲ aber schwer in diesem Contexte zu erklären ist. In sofern nämlich ein Gegensatz hier nicht leicht zu finden, τε καὶ hingegen eine sehr gewöhnliche Verbindung ist, muß τε als die leichtere Lesart für interpolirt angesehen werden. Freylich wenn kein Schatten von Gegensatz vorhanden wäre, wie ein ausgezeichneter Exeget, Hr. Reiche in

seinem Commentar zu diesem Briefe *) S. 166, behauptet, so könnte δὲ nicht gerechtfertigt werden. Allein der Gegensatz fehlt nicht, er ist aber kein wirklicher, sondern ein bloß ideeller; d. h. der durch δὲ eingeführte Satz wird dem vorhergehenden nicht entgegengestellt, sondern von ihm nur geschieden, und diese Scheidung bewirkt das δὲ. Denn vorher wird gesagt, die Weiber der Heiden seyen in eine unnatürliche Wollust verfallen. Das diesem Satze entsprechende Glied, daß den Männern ein Gleiches begegnet wäre, wird nicht einfach damit verknüpft, sondern ihm gegenüber gestellt: Eben so indessen entbrannten auch die Männer in der Umarmung ihrer selbst zu einander. Demnach nehmen wir δὲ aus A D G und vielen anderen Handschriften, und aus einer Menge von Kirchenvätern, welche diese Stelle citiren, auf, und glauben, daß Hr. Scholz hier nicht mit Grund die Auctorität der constantinop. Codices geltend gemacht hat.

I. 29. Παρέδωκεν αὐτοὺς ὁ θεὸς εἰς ἀδόκιμον νοῦν, ποιεῖν τὰ μὴ καθήκοντα, πεπληρωμένους πάσῃ ἀδικίᾳ, πορνείᾳ, πονηρίᾳ, πλεονεξίᾳ, κακίᾳ,— In einer auffallenden Aufeinanderfolge werden hier die lasterhaften Neigungen der Heiden aufgezählt, und daran scheinen die Abschreiber mancher Codices oder ihre Correctoren Anstoß genommen zu haben. Denn A B C, mehrere Uebersetzungen und Kirchenväter lassen πορνείᾳ aus: dagegen fehlt in D E G und anderen Documenten der alexandrinischen Familie das Wort πονηρίᾳ; die constantinopolitanischen stimmen überein mit der recepta. Diese halten wir mit Hrn. Scholz für die richtige aus folgenden Gründen. 1) Es widerspricht aller Wahrscheinlichkeit, daß Jemand πορνείᾳ oder πονηρίᾳ eingeschoben hätte, wenn ursprünglich eines von beyden fehlte, da die Beschreibung ohne das eine und das andere doch vollständig genug wäre. 2) Der Apostel liebt in der lebhaften Beschreibung eine Häufung der Bezeichnungen, und stellt gern ähnlich klingende, wenn auch ihrer Bedeutung nach ganz verschiedene Wörter zusammen. So wie hier πορνείᾳ und πονηρίᾳ, so folgt gleich nachher φθόνου und φόνου. 3) Der Zwiespalt unter den alexandrinischen Manuscripten spricht gegen dieselben; auch liegt am Tage, wie Jemand an der Verbindung von πορνείᾳ und πονηρίᾳ Anstoß nehmen konnte, und durch Tilgung des einen zu helfen suchte. Uebrigens zeigt sich in der bunten Reihe von Lastern doch ein gewisser Plan in der Aufeinanderfolge. Der Apostel

*) Versuch einer ausführlichen Erklärung des Briefes Pauli an die Römer, von J. G. Reiche. Erster Theil. Göttingen 1833. Zweyter Theil 1834.

nämlich bezeichnet durch πάσῃ ἀδικίᾳ zuerst im Allgemeinen jede Sünde, die sich durch Thaten kund gibt; darauf läßt er ein specielles Laster folgen, das Laster der Unzucht (πορνεία), und daran schließt sich der allgemeinere Begriff einer lasterhaften Anlage (πονηρία), wodurch die Unzucht bedingt wird. Jetzt folgt in gleicher Ordnung noch einmal ein specielles Laster, die Habsucht (πλεονεξία), und der allgemeine Ausdruck für Schlechtigkeit (κακία). So wie die πορνεία ein Beweis von πονηρια ist, so zeigt sich die κακία in dem Laster der πλεονεξία. Um diese Ordnung für das Auge anschaulich zu machen, rathen wir, die Stelle auf folgende Weise zu interpungiren: πεπληρωμένους πάσῃ ἀδικίᾳ, πορνείᾳ πονηρίᾳ, πλεονεξίᾳ κακίᾳ, —

I. 31. ἀσυνέτους, ἀσυνθέτους, ἀστόργους, ἀσπόνδους, ἀνελεήμονας, — Auch hier wird noch von dem sittlichen Verderbniß der Heiden gesprochen, und bey der großen Anzahl der Ausdrücke für ihre Schlechtigkeit darf man sich nicht verwundern, wenn die Manuscripte der alexandrinischen Familie (A B D E G und andere) ἀσπόνδους auslassen. Allein auch hier muß dieses Wort aus den constantinopolitanischen Documenten als ächt aufgenommen werden. Denn so wie sich gar kein Grund zur Einschwärzung desselben denken läßt, so ist das Ausfallen leicht zu erklären. Dazu kömmt, daß die Zusammenstellung ähnlich klingender Worte zur Manier des Paulus gehört, und daß sich hier, wie so oft bey ihm, zwey Paare entsprechen. Wir interpungiren diese Stelle: ἀσυνέτους ἀσυνθέτους, ἀστόργους ἀσπόνδους, ἀνελεήμονας, — Die Heiden sind unbesonnen und bundbrüchig, lieblos und unversöhnlich, baar des Mitleids.

II. 9. τοῖς δὲ ἐξ ἐριθείας καὶ ἀπειθοῦσι μὲν τῇ ἀληθείᾳ, πειθομένοις δὲ τῇ ἀδικίᾳ; θυμὸς καὶ ὀργή. θλῖψις καὶ στενοχωρία ἐπὶ πᾶσαν ψυχὴν ἀνθρώπου τοῦ κατεργαζομένου τὸ κακόν — — δόξα δὲ καὶ τιμὴ καὶ εἰρήνη παντὶ τῷ ἐργαζομένῳ τὸ ἀγαθόν, — Wir mußten diese ganze Stelle hersetzen, um nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entscheiden zu können, ob nach den constantinopolitanischen Handschriften und mit Hrn. Scholz θυμὸς καὶ ὀργή, oder nach den alexandrinischen (A B D E G und andere) ὀργὴ καὶ θυμὸς den Vorzug verdiene. Reiche in seinem Kommentar zum Paulinischen Briefe (S. 194) meint, die Stellung des Vulgartextes sey oratorisch richtiger; allein was er damit sagen will, ist nicht recht klar, da er über den Unterschied von θυμὸς und ὀργή nichts Genügendes beyzubringen weiß. Auch wir ziehen θυμὸς καὶ ὀργή vor, und dazu bestimmt uns folgende Beobachtung. Nicht nur in den einzelnen Sätzen, sondern auch in den Ausdrücken zeigt sich ein sorgfältiges Entsprechen der Theile. θυμὸς im ersten Satze entspricht der δόξα im folgenden,

ὀργὴ steht der τιμὴ, und θλῖψις καὶ στενοχωρία der εἰρήνη entgegen. θυμὸς ist eine innere Aufregung der Gefühle, und zwar hier die Regung des Unwillens oder Zornes, jedoch ohne Andeutung, daß dieser sich durch äußere Zeichen oder Handlungen kund gebe; diesem Unmuthe entspricht in dem Gegensatze die Werthschätzung (δόξα), die dem Guten bey Gott zu Theil wird. ὀργὴ ist ein Zorn, der an äußeren Zeichen oder an Handlungen zu erkennen ist: ihm entspricht im Gegensatze τιμὴ, d. i. eine in die Augen fallende Ehre oder Auszeichnung. Der Begriff der Seelenunruhe wird durch zwey starke sinnliche Ausdrücke, θλῖψις und στενοχωρία (Quetschung und Klemme), gegeben, und ihnen entspricht im Gegensatze der Seelenfriede, εἰρήνη. Dieses genaue Entsprechen der einzelnen Ausdrücke, was auch sonst bey Paulus häufig wiederkehrt, wird gestört durch die Wortstellung der alexandrinischen Codices, denen wir darum mit Lachmann nicht folgen wollen. Im Anfange der obigen Stelle fehlt μὲν in BDG. Wir würden diese Partikel mit Lachmann gerne streichen, wenn die alexandrinischen Codices mit größerer Uebereinstimmung sie ausließen: denn man kann nicht läugnen, daß dadurch die Gegensätze ἀπειθοῦσι μὲν τῇ ἀληθείᾳ, πειθομένοις δὲ τῇ ἀδικίᾳ eine gar zu steife Gestalt bekommen. Uebrigens hätte Hr. Scholz den Fehler gegen die Orthographie θλίψις von Griesbach und früheren Editoren in seine Ausgabe nicht mit aufnehmen sollen. Ueberhaupt hätte er, wenigstens für den zweyten Band, in Rücksicht auf Orthographie manches von Lachmann benützen können.

II. 13. Οὐ γὰρ οἱ ἀκροαταὶ τοῦ νόμου δίκαιοι παρὰ τῷ θεῷ, ἀλλ' οἱ ποιηταὶ τοῦ νόμου δικαιωθήσονται. Von den alexandrinischen Handschriften lassen ABDG *) den Artikel vor dem ersten νόμου aus, und vor dem zweyten fehlt er in ABDEG. Darum hat ihm Griesbach den Obelus vorgesetzt, Lachmann eine Stelle im Texte verweigert. Allein der Artikel ist unentbehrlich, da an beyden Stellen von einem bestimmten und speciellen Gesetze, von dem mosaischen nämlich, die Rede ist. Dieses wird recht klar, wenn man den nächsten Vers vergleicht: denn darin steht νόμος dreymal ohne Artikel für Gesetz, ohne nähere Bestimmung desselben, und einmal mit dem Artikel (τὰ τοῦ νόμου), weil darunter bestimmte gesetzliche Vorschriften ge-

*) Nach der Angabe von Griesbach fehlt der Artikel τοῦ vor dem ersten νόμου nur in ADG, nicht auch in B. Daß er auch hier fehle, muß Hr. Scholz aus einer in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Collation dieses Codex ersehen haben. Vgl. Prolegom. zum ersten Bande des n. T. pag. XXXVIII.

dacht werden. Auch V. 17, wo unter τῷ νόμῳ ebenfalls das mosaische Gesetz zu verstehen ist, lassen ABD den Artikel weg. Vielleicht hat ein alexandrinischer Gelehrter, dem diese Bedeutung von ὁ νόμος bey den Juden unbekannt war, den Artikel getilgt. Ueberhaupt fehlt in den alex. Handschriften häufig der Artikel, wo ihn der Sinn der Stelle verlangt. Vgl. III. 11.

II. 17. Εἰ δὲ σὺ Ἰουδαῖος ἐπονομάζῃ, καὶ ἐπαναπαύῃ τῷ νόμῳ, — Statt εἰ δὲ haben die alexandrinischen Codices (AB DEG und viele jüngere), mehrere Uebersetzungen und Kirchenväter ἴδε oder ἰδὲ, aber die Partikel ἴδε kann keinen Satz anfangen, und wollte man sie hier ausnahmsweise im Anfange des Satzes stehen lassen, so verschwindet im folgenden jede grammatische Haltung; überdieß zeigt die Schreibart ἰδὲ, daß dieses durch die Aussprache des Itacismus aus εἰ δὲ corrumpirt ist. Auch ist gerade in Aegypten die verkehrte Aussprache des ει wie ι am frühesten aufgekommen, da schon Kallimachus ναίχι von dem Echo durch ἔχει sich erwiedern läßt. Weil mit ἴδε gar nichts anzufangen ist, so hat selbst Lachmann gegen die obigen Auctoritäten hier εἰ δὲ geschrieben, worin man jedoch seine sonstige Consequenz vermißt, da er auf so alte Auctoritäten selbst offenbar unrichtige Lesarten aufzunehmen sich nicht scheut. Die constantinopolitanischen Codices haben sich hier, wie an vielen anderen Stellen, von dem Einflusse des Itacismus reiner als die alexandrinischen gehalten.

III. 21. Νυνὶ δὲ χωρὶς νόμου δικαιοσύνη θεοῦ πεφανέρωται — — εἰς πάντας καὶ ἐπὶ πάντας τοὺς πιστεύοντας. Der Zusatz καὶ ἐπὶ πάντας fehlt in den ältesten Handschriften der alex. Familie (ABC) und anderen Documenten, welche den Text dieser Handschr. repräsentiren, und ist demnach von Lachmann gestrichen worden. Allein es läßt sich kaum erklären, wie es in die Codices der constantinopol. Familie und selbst in einige alexandrinische gekommen seyn sollte, wenn es ursprünglich fehlte: dagegen ist leicht begreiflich, wie es ausfallen oder auch ausgestoßen werden konnte, da man es für eine unnütze Wiederholung hielt. Das ist es aber keineswegs, denn εἰς πάντας bedeutet die bloße Richtung zu Allen, ἐπὶ πάντας die unmittelbare Annäherung an Alle oder auf Alle herab. Für den Gedanken ist ἐπὶ πάντας entbehrlich, für die Vorstellung nicht überflüssig und müßig. Reiche a. a. O. S. 248 sagt darüber: »Der Styl des Apostels und die Tendenz der Stelle sprechen für die Aechtheit.«

III. 28. λογιζόμεθα οὖν πίστει δικαιοῦσθαι ἄνθρωπον χωρὶς ἔργων νόμου. So lesen wir mit den Handschriften der constantinopolitanischen Familie, obgleich auch Hr. Scholz die-

selben zweymal in diesem Satze verlassen hat. Denn zuerst liest er γὰρ statt οὖν, und sagt darüber in der Note: ουν recept. cum codd. plurimis, sed γὰρ ADFG 5.39.47.80.121.179 alii, Copt. Arm. pol. Vulg. It. Cyr. Damasc. Ambrosiast. Rufin. Aug. Ambr. al. Also sprechen für οὖν von den alexandr. Manuscripten höchst wahrscheinlich BCF, auch E, obgleich dessen Auctorität nicht von Bedeutung ist, wo D von der ersten Hand etwas anderes darbietet. Wenn man dem unsicheren Abwägen der Auctoritäten gegen einander auch hier kein Resultat abgewinnen kann, so muß man zurückkehren zu den innern Gründen. Nun steht aber dieser Satz zu dem vorhergehenden nicht in dem Verhältnisse der Begründung, und daher ist γὰρ unpassend; denn vorher heißt es: »Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch das der Werke? Nein! Sondern durch das Gesetz des Glaubens.« Dieses Dogma hat Paulus früher zu begründen gesucht, und nachdem er es hier ausgesprochen hat, knüpft er daran die Folgerung: »Wir schließen demnach, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne Werke des Gesetzes.« Denn wenn sich keiner der Werke rühmen kann, so folgt die Nothwendigkeit, daß der Mensch auf einem andern Wege zur Rechtfertigung vor Gott gelangen, und dieser Weg ist nach der Lehre des Paulus der Glaube. So wie das Verbum λογιζόμεθα selbst den Begriff der Folgerung enthält, so wird nur durch οὖν das richtige Verhältniß dieses Satzes zu dem vorigen ausgedrückt. Eben so empfiehlt sich die Wortstellung in den Handschriften der constantinopolitanischen Familie, nämlich πίστει δικαιοῦσθαι ἄνθρωπον, vor der andern δικαιοῦσθαι πίστει ἄνθρωπον, welche Hr. Scholz aus ABCDE aufgenommen hat. Wir ziehen die erstere vor, weil in ihr das Wort, worauf der Nachdruck liegt, voran steht, und weil von den alex. Codd. FG wieder die Variante δικαιοῦσθαι ἄνθρωπον διὰ πίστεως darbieten. Griesbach ist Hrn. Scholz in der Aufnahme beyder alexandrinischen Lesarten vorangegangen.

IV. 1. Τί οὖν ἐροῦμεν Ἀβραὰμ τὸν πατέρα ἡμῶν εὑρηκέναι κατὰ σάρκα; — Statt dieser aus den constantinopolitanischen Handschr. von Hrn. Scholz aufgenommenen Lesart geben AB und andere εὑρηκέναι Ἀβραὰμ τὸν προπάτορα ἡμῶν κατὰ σάρκα, und dieselbe Wortfolge findet sich in DFG und andern, aber zugleich πατέρα statt προπάτορα. Nach dieser Wortstellung muß κατὰ σάρκα auf πατέρα bezogen werden, so daß die Frage aufgeworfen würde, was Abraham, der leibliche Vater (oder Urvater) der Juden gewonnen habe. Allein die Bezeichnung »leiblicher Vater« wäre in diesem Zusammenhange mindestens unnütz. Dazu kömmt aber, daß εὑρηκέναι einer näheren Bestim-

mung bedarf, wenn nicht ein verkehrter Gedanke in die Stelle kommen soll. Denn ohne eine solche würde aus der nachstehenden Erwiederung folgen, Abraham habe gar nichts gewonnen. Das soll indessen nicht behauptet werden, sondern nur, er habe nicht durch seine Werke, wohl aber durch seinen Glauben bey Gott etwas gewonnen. Nun gibt es aber in dem ganzen ersten Verse nichts, was nähere Bestimmung zu εὑρηκέναι seyn könnte, als κατὰ σάρκα. Man vergl. die beyden neuesten Commentatoren zu diesen Worten, Reiche S. 275, Köllner*) S. 144. κατὰ σάρκα auf εὑρηκέναι bezogen, heißt im Wesentlichen so viel als ἐξ ἔργων. Vgl. Reiche a. a. O. Da diese Bedeutung dem Zusammenhange und dem Zwecke des Apostels vollkommen entspricht, so kann man an der Richtigkeit der Wortfolge, wie die constantinopolitanischen Codices sie darbieten, nicht zweifeln. Allein die Entstehung der anderen Lesart läßt sich hier überdieß mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit nachweisen. Denn κατὰ σάρκα in der Bedeutung suis operibus oder propriis viribus war ein seltener und schwer zu erklärender Ausdruck: dagegegen war πατὴρ κατὰ σάρκα den Worten nach so leicht und eine so gangbare Bezeichnung, daß ein halbgelehrter Abschreiber oder ein oberflächlicher Interpolator diese Worte verbinden zu müssen glaubte, was er dadurch erreichte, daß er das abhängige εὑρηκέναι zu dem regierenden Verbum ἐροῦμεν rückte, Τί οὖν ἐροῦμεν εὑρηκέναι Ἀβραὰμ τὸν προπάτορα ἡμῶν κατὰ σάρκα; die Verbindung von ἐροῦμεν und dem davon abhängigen εὑρηκέναι mochte dem Interpolator schon allein als ein Gewinn erscheinen: denn diese Menschen sehen immer mehr auf die einzelnen Wörter, als auf die Bedeutung des ganzen Satzes. Dazu kömmt ein anderes Indicium, was hier gegen die Lesart der alexandr. Documente spricht: AC nämlich haben die oben erwähnte Wortfolge und προπάτορα, DFG haben dieselbe Wortfolge und πατέρα, B hat die Wortfolge des textus receptus und προπάτορα. Wem soll man hier trauen? Darauf paßt, was Hr. Scholz in den Prolegomenis zum ersten Bande pag. CLXII sagt: Ita nimirum concludimus: si codices, quos familiae alicui accensendos esse constat, inter se multum dissentiunt iique singuli lectiones multas vel singulares vel cum paucis communes habeant (habent), in suspicionem cadunt, eos mutatos esse.

IV. 15. ὁ γὰρ νόμος ὀργὴν κατεργάζεται· οὗ γὰρ οὐκ ἔστι νόμος, οὐδὲ παράβασις. Die drey ältesten Codices der alexandr.

---

*) Commentar zu dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer. Von Dr. Eduard Köllner. Darmstadt 1834.

Familie (A B C)[1]) haben statt γὰρ im zweyten Satze δὲ, wodurch die Haltung beyder Sätze äußerlich gewinnt. Aber eben weil γὰρ schwer zu erklären ist, möchte es auch das ächte seyn, wenn es sich überhaupt erklären läßt. Der erste Satz wird aber durch den zweyten wirklich begründet, jedoch so, daß ein Mittelglied, wie oft bey γὰρ der Fall ist, dem Leser zu ergänzen überlassen wird, nämlich so: »Das Gesetz zieht den Juden im Falle der Uebertretung den Zorn Gottes zu; ihre Schuld würde in diesem Falle geringer seyn, wenn sie kein Gesetz hätten: denn wo kein Gesetz ist, da gibt es auch keine Uebertretung.« Sehr richtig bemerkt Reiche zu dieser Stelle (I. 304), δὲ sey ein Product der Verlegenheit, einen ätiologischen Zusammenhang der Sätze zu finden. Griesbach schwankt zwischen γὰρ und δὲ, hat aber das erstere im Texte; Lachmann mußte nach seinen Grundsätzen δὲ aufnehmen.

IV. 19. καὶ μὴ ἀσθενήσας τῇ [2]) πίστει οὐ κατενόησε τὸ ἑαυτοῦ σῶμα ἤδη νενεκρωμένον — — καὶ τὴν νέκρωσιν τῆς μήτρας Σάῤῥας. Es ist hier von Abraham die Rede, welcher dem Versprechen Gottes, daß er Vater vieler Völker werden solle, unbedingtes Vertrauen schenkte, obgleich er damals noch keine Nachkommen hatte, und nebst seinem Weibe im höchsten Greisenalter lebte. Anderer, geringerer Varianten der constant. und alexandr. Codices an dieser Stelle nicht zu gedenken; so lassen die letzteren die Negation οὐ weg, nämlich A C, einige Minuskeln und alte Uebersetzungen. Reiche, der sonst eben keine Vorliebe für die alexandrinischen Documente verräth, billigt die Auslassung, und übersetzt: er gedachte zwar seines (für Zeugungskraft) erstorbenen Leibes. Aber gerade von diesem eingeschobenen zwar ist im Grundtexte keine Spur vorhanden. Paulus hätte, wenn er das sagen wollte, schreiben müssen: καίτοι κατενόησε τὸ ἑαυτοῦ σῶμα ἤδη νενεκρωμένον. Gegen οὐ sagt Reiche, dieses »passe nur dann, wenn man den bestimmten Sinn: Er sah ihn nicht so an, daß er zweifelte, ließ sich nicht irre machen, nahm nicht Rücksicht darauf, in das Zeitwort κατενόησε hineintrüge; aber das Nichtbemerken oder Nichtbeachten wäre unmöglich, und würde seine Glaubensstärke in Schatten stellen.« Allein wir sehen, wenn wir οὐ festhalten, weder eine Nothwendigkeit, dem Verb. κατενόησε eine ihm nicht zukommende Bedeutung zu leihen, noch eine in Schat-

---

[1]) Griesbach führt von den Uncialhandschriften nur A C an: durch die Vergleichung unseres Herausgebers kömmt noch B hinzu.

[2]) Im Texte des Hrn. Scholz fehlt τῇ, ohne Zweifel durch einen Druckfehler.

ten gestellte Glaubensstärke des Abraham. Denn eben weil sein Glaube an die Untrüglichkeit der Aussage seines Gottes so fest stand, darum gedachte er nicht der Unfähigkeit seines Körpers für Zeugungskraft. Die Reflexion über den natürlichen Gang der Dinge trat bey ihm in den Hintergrund, und der Glaube an die Allmacht Gottes erfüllte seine ganze Seele. οὐ paßt also vortrefflich für den Zweck des Apostels. Griesbach behält zwar οὐ im Texte, setzt ihm indessen einen Obelus vor: daß es bey Hrn. Lachmann fehlt, versteht sich, nach den Grundsätzen dieses Herausgebers, von selbst.

V. 1. Δικαιωθέντες οὖν ἐκ πίστεως εἰρήνην ἔχομεν πρὸς τὸν θεὸν διὰ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ. Zu unserer Verwunderung lesen wir hier in dem Texte des Hrn. Scholz ἔχωμεν statt ἔχομεν, und wir wären geneigt, darin einen Druckfehler zu sehen, wenn wir nicht in der Note läsen: ἔχομεν recept. cum codicibus plurimis, sed ἔχωμεν ACDI 17. 13. cet. Freylich zeugen für ἔχωμεν aus den drey alten Handschriften der alexandrinischen Familie auch viele Uebersetzungen und Kirchenväter, selbst einige Codices, welche der constantinop. Familie angehören, aber wo die Auctoritäten, wie hier, getheilt sind, da sollten doch billiger Weise die inneren Gründe den Ausschlag geben, zumal wenn dieselben, wie an dieser Stelle, so laut sprechen. Paulus kann nur ἔχομεν, nicht ἔχωμεν geschrieben haben, weil der Zustand der Begnadigung und die Folgen der durch Christum bewirkten Erlösung beschrieben werden, eine Aufforderung durch ἔχωμεν also ganz unstatthaft ist, weil ferner gleich wieder lauter Indicativi folgen, weil das Friedenhalten mit Gott, nach Paulus, nicht vom Menschen selbst ausgehen kann, sondern eine Folge der Erlösung ist. Der Sinn ist also: Da wir nun durch den Glauben gerechtfertigt sind, so haben wir Frieden mit Gott. ἔχωμεν würde heißen: So laßt uns Frieden mit Gott halten. Ueber die Entstehung des verkehrten ἔχωμεν bemerkt Reiche (I. Bd. S. 331) sehr richtig: »Die Entstehung der Var. erklärt sich aus dem ascetischen Geiste der ersten Jahrhunderte, und ihre große Verbreitung aus dem Einflusse der Erklärungen des Origenes.« Unmittelbar darauf heißt es bey Paulus: δι' οὗ καὶ τὴν προσαγωγὴν ἐσχήκαμεν τῇ πίστει εἰς τὴν χάριν ταύτην, ἐν ᾗ ἑστήκαμεν. Von den alten Handschriften der alexandrinischen Familie lassen BDFG die Worte τῇ πίστει weg, in Uebereinstimmung mit einigen alten Uebersetzungen und Kirchenvätern; in A steht ἐν τῇ πίστει. Reiche, der selbst für die Beybehaltung der Worte τῇ πίστει stimmt, führt gegen ihre Aechtheit Folgendes an: 1) Sie kämen mit der Variante ἐν τῇ πίστει vor. Das wäre ein Indicium ge-

gen die Aechtheit, wenn die Variante in mehreren Handschriften der constantinopolitanischen Familie vorkäme. 2) Die Hinzufügung eines dem Zusammenhange scheinbar nothwendigen Zusatzes sey eher erklärlich, als die Auslassung. Allein der Zusatz τῇ πίστει ist weder scheinbar, noch wirklich nothwendig, da er sich aus dem Vorigen von selbst versteht. 3) Diese Worte hätten leicht aus dem Briefe Pauli an die Epheser II. 18. III. 12 fließen können. Allein an der ersten Stelle des genannten Briefes steht ἐν ἑνὶ πνεύματι, an der anderen ἐν πεποιθήσει; wie sollten nun Abschreiber oder Interpolatoren daraus τῇ πίστει machen, und dieses in unsere Stelle einschieben? Kurz, die Einwürfe gegen die Aechtheit sind grundlos. Was läßt sich für sie sagen? 1) Daß unter den alten alexandr. Manuscripten nicht alle diese Worte auslassen, und die ganze andere Familie sich ihrer annimmt. 2) Daß durch die Beybehaltung derselben die Beziehung von προσαγωγὴν auf χάριν ταύτην zwar erschwert, aber doch nicht unmöglich wird. Denn wenn auch προσάγειν πρός τι und eben so προσαγωγὴ πρός τι bey weitem gewöhnlicher ist, so läßt sich doch gegen προσαγωγὴ εἰς χάριν ταύτην für Einführung in den Stand der Gnade nichts erinnern, wenn sich auch keine Parallelstelle dazu finden sollte. Durch den eingeschobenen Dativus instrumentalis wird diese Beziehung eben so wenig aufgehoben, als in dem Briefe an die Epheser II. 18: ὅτι δι' αὐτοῦ ἔχομεν τὴν προσαγωγὴν οἱ ἀμφότεροι ἐν ἑνὶ πνεύματι πρὸς τὸν πατέρα. Aber weil die Structur durch Tilgung von τῇ πίστει erleichtert wurde, so war man geneigt, dieses zu streichen

V. 6. Ἔτι γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν κατὰ καιρὸν ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέθανε. Diese Stelle führen wir nicht an, um den Vorzug der constantinop. Handschr. vor den alexandrin. zu zeigen, sondern als ein merkwürdiges Beyspiel, wie einzelne Stellen des n. T. in beyden Familien verdorben sind, aber in jeder auf eine eigenthümliche Weise. So wie wir die obigen Worte hergeschrieben haben, stehen sie in den Dokumenten der constantinop. Familie. Ohne ein Verderbniß können sie nicht zu uns gekommen seyn, da die auffallende Stellung von ἔτι ohne Beyspiel ist, und sich durch nichts rechtfertigen läßt. Denn ἔτι gehört offenbar zu ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν, und darf davon zwar durch die Partikel γὰρ, aber nicht durch ein eingeschobenes Subject getrennt werden. Die Entstehung der Corruption können wir genügend erklären. Mit V. 6 fingen die kirchlichen Vorlesungen an. Weil diese ein Stück aus dem Zusammenhange rissen, so mußten sie die Partikel γὰρ übergehen, und damit fiel zugleich die vorhergehende Partikel ἔτι weg. Das Subject des

Satzes mußte außerhalb des Zusammenhanges natürlich gleich voranstehen, und dieses Subject war Χριστὸς. In den späteren Abschriften des ganzen Briefes schrieb man im Zusammenhange bis ἔτι γὰρ, und ließ aus einer Handschrift, welche nur die in der Kirche vorzulesenden Abschnitte mittheilt, das Nächste folgen, und so kam man zu der unerhörten *) Wortstellung: ἔτι γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν — — ἀπέθανε. Die Entstehung einer auffallenden Variante in derselben Stelle erklären wir uns auf folgende Weise. Jemand, welcher aus einer Handschrift des ganzen Briefes den Abschnitt für die kirchliche Vorlesung auszog, wollte zwar auf γὰρ, weil er dieses nicht zu halten wußte, verzichten, das ἔτι doch anders unterbringen. Daher schrieb er: Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν ἔτι — — ἀπέθανε. Die Abschriften des ganzen Briefes folgten einem vollständigen Exemplare bis ἔτι γὰρ, und fuhren darauf fort, den nächsten Abschnitt aus einem für die Kirche excerpirten aufzunehmen, und so gaben sie: ἔτι γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν ἔτι — ἀπέθανε. So lesen von den alexandrin. Handschriften ACD nebst mehreren Uebersetzungen und Kirchenvätern. Einige Interpolatoren sahen das Unnatürliche dieser Construction ein, und daher suchten sie an dem ersten ἔτι zu ändern, während sie das zweyte beybehielten. So hat B εἴγε für ἔτι γὰρ, Isidorus Pelusiota und Augustinus εἰ γὰρ, I und die syrische Uebersetzung εἰ δὲ, FG εἰς τί, ohne daß dadurch für den Gedanken oder für die Structur das Mindeste gewonnen würde. Wir können aus diesem Beyspiele lernen, wie uns die alexandrinischen Documente

*) Reiche in seinem Commentar (Bd. I. S. 341) glaubt, die Lesart des Vulgärtextes lasse sich durch ähnliche Freyheiten der Wortstellung rechtfertigen; allein man braucht die von ihm nachgewiesenen Stellen nur anzusehen, um zu erkennen, daß sie mit der gegenwärtigen keine Aehnlichkeit haben. Die aus dem N. T. von ihm angeführten sind Matth XII. 46, Marc. V. 35., Luc. VIII. 49. Ein anderer Erklärer, Hr. Köllner (S. 177), sucht aus der Lesart der alexandrinischen Handschriften einen vernünftigen Sinn herauszubringen, und übersetzt: Als wir noch hülflos waren, da starb noch Christus gerade zu rechter Zeit, so daß das zweyte ἔτι auf κατὰ καιρὸν bezogen würde. Allein hier bleibt die erste Schwierigkeit, und eine zweyte kömmt hinzu. Die Gräcität ἔτι γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν ist nicht nachgewiesen, und was ἔτι vor κατὰ καιρὸν bedeuten solle, ist nicht abzusehen. Hr. Köllner weiß darüber nichts zu sagen, als: »Nicht jedem mag vielleicht solche Redeweise gefallen; aber objectiv ist kein Grund da, warum Paulus nicht so schreiben konnte. Mit Recht haben daher Griesbach und Lachmann das erste wie das zweyte ἔτι als ächte alte Lesart« (alt ist sie, aber auch ächt?) »in den Text aufgenommen.«

immer weiter von der Wahrheit abführen. Wie mag indessen der ursprüngliche Text gelautet haben? Das mag Gott wissen! Wer eine Corruptel nachweist, kann und braucht sie nicht immer zu heilen. Doch so viel glauben wir zu sehen, daß in den Handschriften der constantinopolitanischen Familie nur die Stellung des Subjects eine verkehrte ist, welche auf folgende Weise gehoben werden kann: *ἔτι γὰρ ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν κατὰ καιρὸν Χριστὸς ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέθανε.* Daß die Stelle aber nicht noch auf eine andere Weise geheilt werden könne, wollen wir nicht behaupten. Warum wir gerade die angegebene Stellung des Subjects vorziehen, dazu gibt uns eine Veranlassung der achte Vers, worin Paulus diesen Gedanken so wiederholt: *ὅτι ἔτι ἁμαρτωλῶν ὄντων ἡμῶν Χριστὸς ὑπὲρ ἡμῶν ἀπέθανε.*

V. 17. *Εἰ γὰρ τῷ τοῦ ἑνὸς παραπτώματι ὁ θάνατος ἐβασίλευσε διὰ τοῦ ἑνός.* — Statt *τῷ τοῦ ἑνὸς παραπτώματι* haben A D E F G *ἐν ἑνὶ παραπτώματι*, jedoch so, daß D E vor *ἑνὶ* noch ein *τῷ* einschieben. Darnach schreibt Hr. Lachmann *εἰ γὰρ (ἐν τῷ) ἑνὶ παραπτώματι*, obgleich er richtiger *εἰ γὰρ ἐν (τῷ) ἑνὶ παραπτώματι* auch nach seinen Grundsätzen geschrieben haben würde, wofern er nicht andere Angaben, als die bey Griesbach, vor Augen hatte. Wir halten mit Hrn. Scholz die recepta für die ächte. Gegen die Aechtheit der anderen Lesart spricht, daß erstens die Zeugen dafür, wie gewöhnlich, nicht einig unter einander sind, daß ferner die emphatische Wiederholung von *διὰ ἑνὸς* als eine fehlerhafte Tautologie erscheinen, und daher leicht Veranlassung zu einer Aenderung geben konnte, daß *ἑνὶ* zu *παραπτώματι* ein müßiger Zusatz wäre: denn wir haben hier keinen Gegensatz zwischen einer Sünde und einer Erlösung, sondern einen Gegensatz zwischen einem Sünder und einem Erlöser. Paulus führt hier einen schon im funfzehnten Verse ausgesprochenen Gedanken in einem etwas veränderten Gewande noch einmal vor. Dort heißt es: *εἰ γὰρ τῷ τοῦ ἑνὸς παραπτώματι οἱ πολλοὶ ἀπέθανον,* — Diesen hypothetischen Satz wiederholt er hier dem Inhalte nach ganz genau, der Form nach trifft er damit einige Modificationen: denn statt *οἱ πολλοὶ ἀπέθανον* schreibt er hier *ὁ θάνατος ἐβασίλευσε*, und verstärkt das Ganze durch *διὰ τοῦ ἑνός.* Daher ist der Umstand, daß in dem vorhergehenden Satze *τῷ τοῦ ἑνὸς παραπτώματι* steht, eher ein Beweis für, als gegen die Aechtheit der recepta.

VI. 1. *Τί οὖν ἐροῦμεν; ἐπιμενοῦμεν τῇ ἁμαρτίᾳ ἵνα ἡ χάρις πλεονάσῃ.* So schreibt Hr. Scholz in Uebereinstimmung mit der recepta und den Handschriften der constantinopolitanischen Famlie, nach welchen auch Griesbach im Texte wenigstens sich gerichtet hat. Allein nach den sonst befolgten Grund-

säßen, den alexandrinischen Handschriften zu trauen, wenn sie in großer Mehrheit übereinstimmen, hätte Hr. Scholz hier ἐπιμένωμεν schreiben sollen: denn so lesen ABCDEFG und viele andere, nebst einigen alten Uebersetzungen und in Uebereinstimmung mit Damasc. und Aug. Ferner hat der Codex I, der älteste unter den constantinopolitanischen, nebst andern ἐπιμείνωμεν, und wieder andere haben ἐπιμένομεν: beyde Lesarten sind aber offenbar aus ἐπιμένωμεν hergeflossen. Während die äußeren Auctoritäten so entschieden zu ἐπιμένωμεν sich neigen, sprechen die inneren Gründe nicht minder für dasselbe. Denn es schließt sich dieses Verbum an das vorhergehende τί οὖν ἐροῦμεν so nahe an, daß ein Verhältniß der Abhängigkeit kaum ausbleiben kann. Die Frage ist: Was also werden wir behaupten? Sollen wir in der Sünde verharren? Sobald dieses Sollen, d. h. eine Abhängigkeit des zweyten Satzes von dem ersten, zugegeben wird, muß der Conjunctiv den Indicativ verdrängen. Nimmt man aber, um den Indicativ zu rechtfertigen, beyde Sätze für unabhängige Fragsätze (Was also werden wir behaupten? Werden wir in der Sünde verharren?), so steht der erste durchaus müßig, und was zusammen gehört, wird aus einander gerissen.

VIII. 26. Ὡσαύτως δὲ καὶ τὸ πνεῦμα συναντιλαμβάνεται ταῖς ἀσθενείαις ἡμῶν. τὸ γὰρ τί προσευξόμεθα καθὸ δεῖ οὐκ οἴδαμεν, ἀλλ' αὐτὸ τὸ πνεῦμα ὑπερεντυγχάνει στεναγμοῖς ἀλαλήτοις. So lesen wir diese Stelle, indem wir dem Hrn. Scholz einmal beystimmen und zweymal von ihm abweichen. Wir folgen ihm in der Aufnahme des Plurals ταῖς ἀσθενείαις, wofür ABCD 10, 23. 31. 37. 47. 49. 57, mehrere Uebersetzungen und Kirchenväter τῇ ἀσθενείᾳ darbieten. Wir trauen hier den constantinopolitanischen Manuscripten mehr, als den genannten, weil 1) der Plural leichter in den Singular umgesetzt werden konnte, als dieser in jenen. Denn ἀσθένεια im Singular heißt Schwäche als dauernder Zustand, ἀσθένειαι dagegen Schwächen als vorübergehende oder wechselnde Zustände. »Der Geist kömmt unseren Schwächen zu Hülfe,« statt »unserer Schwachheit,« konnte einem Abschreiber oder halbgelehrten Corrector fehlerhaft erscheinen. 2) Der Codex 80 und Chrysostomus haben τῆς ἀσθενείας, was durch eine fehlerhafte Aussprache aus ταῖς ἀσθενείαις entstanden ist, nicht aus τῇ ἀσθενείᾳ, wie Reiche in seinem Commentar (2. Bd. S. 229) behauptet. Aus τῆς ἀσθενείας ist aufs Neue τῆς δεήσεως in FG verfälscht worden. Dagegen ist bald darauf τί προσευξόμεθα mit D und den Handschriften der constantinopolitanischen Familie dem τί προσευξώμεθα, was Hr. Scholz aus den alexandrinischen

Codicibus aufgenommen hat, unbedenklich vorzuziehen. Denn durch den vorgesetzten Artikel τὸ wird τί προσευξόμεθα zum Substantivum erhoben, und entzieht sich dadurch als selbstständiger Redetheil jedem Einflusse des folgenden οἴδαμεν, so daß der Conjunctiv sprachwidrig wird. Man übersetze: Denn das: »Was sollen wir bitten, wie sich's gebührt,« wissen wir nicht. Die Abschreiber, welche diese Wendung übersehen, ließen den Conjunctivus an die Stelle des ächten und allein richtigen Indicativus treten. Zuletzt können wir auch darin dem Hrn. Herausgeber nicht folgen, wenn er nach ὑπερεντυγχάνει aus den constantinopol. Manuscripten ὑπὲρ ὑμῶν in den Text aufnimmt. Die Worte fehlen in A B D F G und andern Documenten der alexandrinischen Familie. Es ist viel wahrscheinlicher, daß dieser Zusatz aus dem Verbum ὑπερεντυγχάνει entnommen ist, als daß er von einem Abschreiber ausgelassen oder von einem Corrector gestrichen seyn sollte. Ueberhaupt darf man weder den constantinopolitanischen, noch den alexandrinischen Handschriften da trauen, wo eine Familie allein einen entbehrlichen Zusatz hat.

Die bisherigen Beyspiele könnten wir aus dem einzigen Paulinischen Römerbriefe leicht um das Zwanzigfache vermehren, und an ihnen zeigen, daß aber die Lesarten aus den Handschriften der constantinopolitanischen Familie im Verhältnisse gegen die alexandrinischen aus innern Gründen meistens den Vorzug verdienen, daß aber die letzteren nichts desto weniger als eine sehr wichtige Quelle zur Wiederherstellung der Schriften des neuen Testaments betrachtet und benützt werden müssen; daß Hr. Scholz in dem Gebrauche derselben zwar sehr oft die richtigen Grundsätze befolgt, aber seinen Nachfolgern noch Vieles zu berichtigen überlassen habe. In den übrigen Werken des N. T. findet dasselbe Verhältniß Statt. Wir begnügen uns, dafür nur einen Beleg aus der Apostelgeschichte XV 34 zu geben, und zwar um so lieber, da ein scharfsinniger Kritiker mit großer Zuversicht diese Stelle als einen Beweis für die Vortrefflichkeit der Documente der alexandrinischen Familie benützen zu können geglaubt hat. Hr. Lachmann nämlich schreibt in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrg. 1830. S. 842): »Einen der plumpsten Zusätze hat der gemeine Text (nicht Hieronymus) aus occidentalischen Quellen. Ap. Gesch. 15, 34: ἔδοξε δὲ τῷ Σίλᾳ ἐπιμεῖναι αὐτοῦ, einen Zusatz, der mit dem Vorhergehenden streitet, ποιήσαντες δὲ χρόνον (Judas und Silas) ἀπελύθησαν μετ' εἰρήνης ἀπὸ τῶν ἀδελφῶν πρὸς τοὺς ἀποστείλαντας αὐτούς, obgleich er mit dem Folgenden stimmt, V. 40: Παῦλος δὲ ἐπιλεξάμενος Σίλαν, der mithin den Anstoß verdoppelt, und die Frage

nach der Entstehung der Apostelgeschichte geflissentlich schwerer macht.« Sehen wir uns die Stelle etwas näher an. Die obigen Worte fehlen in A B E G H und vielen jüngeren Handschriften der alexandrinischen Familie, eben so in mehreren alten Uebersetzungen und Citaten der Kirchenväter, dagegen stehen sie fast in allen Documenten der constantinopolitanischen Familie, auch in einigen der alexandrinischen. Ihre Verwerfung oder Aufnahme hängt demnach von der Frage ab, ob sie leichter ausgestoßen oder hinzugefügt werden konnten. Wir nehmen das Erstere an. Denn dieser Zusatz schien einem Abschreiber oder Corrector dem Vorhergehenden zu widersprechen, aber der Schein täuschte ihn. Vorher nämlich heißt es, nachdem Judas und Silas sich einige Zeit in Antiochien unter der dortigen Christengemeinde aufgehalten, und ihren Auftrag vollzogen hätten, wären sie von den Brüdern mit Friedensgrüßen entlassen worden (ἀπελύθησαν) zu denen, welche sie gesandt hätten, d. h. zu den Christen in Jerusalem. Allein wer entlassen wird, braucht deßwegen nicht abzureisen, und daher steht der nächste Vers: »Silas aber fand für gut, daselbst (in Antiochien) zu bleiben,« mit dem vorigen in keinem Widerspruche. Wenn er aber fehlt, so steht der 40ste und 41ste Vers, wo Paulus und Silas zusammen von Antiochien abreisen, mit dieser früheren Erzählung in einem offenbaren Widerspruche, der sich etwa nur durch kühne Hypothesen über die Entstehung der Apostelgeschichte erklären ließe. Aber nichts ist unsicherer, als dergleichen Hypothesen auf solche Varianten zu stützen. Uns scheint es viel natürlicher, daß die obigen Worte wegen eines scheinbaren Widerspruchs mit den vorhergehenden von einem Grammatiker ausgestoßen, als daß sie eingeschoben wurden, um einen erst im Verlaufe der Erzählung sich ergebenden Widerspruch zu beseitigen. Denn die Augen der Interpolatoren sind immer auf das Nächste gerichtet, der Zusammenhang und die Uebereinstimmung des Ganzen liegt ihnen weniger am Herzen.

Aus diesen wenigen von uns kritisch behandelten Stellen mag zu ersehen seyn, wie wenig durch ein bloßes Abzählen der Auctoritäten für diese oder jene Lesart gewonnen werde, obgleich dasselbe höchst wichtig und unentbehrlich ist, wenn die freyere Kritik nicht in lose Willkür umschlagen soll. Wenn die Kritiker bisher in der Billigung oder Verwerfung einzelner Varianten vielfach von einander abgewichen sind, so darf deßwegen die Bedeutung der inneren Gründe für die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes nicht in Zweifel gezogen werden. Denn auch über die Auslegung vieler Stellen haben sich die Exegeten mannigfach gestritten, und die widersprechendsten Meinungen ausgesprochen;

allein nichts desto weniger ist oder wird eine richtige und sichere Erklärung auch der bestrittensten Stellen endlich gefunden werden, und wer daran verzweifeln wollte, würde nur Trägheit oder eigene Schwäche verrathen. Dieselbe Kunst, welche mit sorgfältiger Betrachtung des Zusammenhanges, mit Rücksicht auf den Zweck des Schreibenden und auf seine ganze Individualität, mit Beachtung der Wortbedeutung, und in wie weit diese modificirt werden kann oder nicht, auch die dunkelsten Stellen in ein helles Licht zu setzen weiß, diese Kunst kann auch mit Gewißheit oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen, welche von zwey oder mehreren sich vorfindenden Lesarten als die ächte und älteste angesehen werden müsse. Die diplomatische Kritik, welche nachweist, wie jede Lesart überliefert sey, und von welchen Zeugen, bildet zur kritischen Kunst eine nothwendige Vorstufe, und wo die letztere ohne jene ausgeübt wird, verfällt sie in Willkür, so wie die diplomatische Kritik, wenn sie auf sich allein beschränkt bleibt, in einen gewöhnlichen Mechanismus ausartet. Wer alle Stellen des neuen Testaments, worin erhebliche Varianten vorkommen, nach äußeren und inneren Gründen auf das sorgfältigste durchgeprüft, und alle Momente für diese oder jene Lesart reiflich erwogen hat, der wird sichere Kriterien aufstellen können über den richtigen Gebrauch der diplomatischen Hülfsmittel, und wenn diese Kriterien einmal gefunden und gehörig begründet sind, so wird seinen Nachfolgern dadurch die Ausübung der Kritik nicht wenig erleichtert werden. Nach einer ziemlich bedeutenden Zahl von Stellen, die wir in dieser Beziehung geprüft haben, möchten wir für den Gebrauch der alexandrinischen und der constantinopolitanischen Codices folgende Normen festsetzen.

1) Wenn die ältesten von den alexandrinischen Handschriften mit bedeutender Mehrheit eine Lesart enthalten, und die constantinopolitanischen eben so eine abweichende, so verdient die erstere, als die ältere, den Vorzug, wenn sie dem Zusammenhange und dem Zwecke des Schreibenden entspricht. Nur dann muß auch in diesem Falle die Lesart der constantinopolitanischen Handschriften vorgezogen werden, wenn sich zeigen läßt, daß eine dem Schreibenden eigenthümliche Wendung oder Ausdrucksweise durch sie erhalten werde, welche in den Manuscripten der andern Familie durch eine geläufigere und leichtere verdrängt worden sey. 2) Weichen die Codices der alexandrinischen Familie an einer Stelle von einander ab, die der constantinopolitanischen aber nicht, so muß die Lesart der letzteren vorgezogen werden, wenn keine inneren Gründe dagegen sprechen. 3) Stimmt ein Theil der constantinopolitanischen Handschriften mit allen

oder auch nur mit den ältesten alexandrinischen überein, so muß ihre Lesart vorgezogen werden, vorausgesetzt, daß ein Sinn entsteht, der mit dem Zusammenhange und dem Zwecke des Schreibenden in keinem Widerspruche steht. 4) Eine Lesart, die der Absicht des Schreibenden widerspricht, ohne daß dieser Widerspruch genügend erklärt werden könnte, muß verworfen werden, wenn auch die meisten Handschriften beyder Familien für sie zeugen, und eine andere passende nur in wenigen Documenten der einen oder beyder Familien gefunden wird. Es ist aber alsdann eine unerläßliche Pflicht des kritischen Editors, die Entstehung der verdorbenen Lesart nachzuweisen. 5) Geben die Handschriften einer Familie einen Zusatz, der in der anderen durchweg oder in den ältesten Documenten derselben fehlt, so ist er als unächt anzusehen, wenn seine spätere Entstehung sich genügend erklären läßt; als ächt, wenn sich zeigen läßt, daß er entweder von den Abschreibern leicht übersehen werden konnte, oder daß er durch etwas Auffallendes einen Interpolator zum Tilgen reizen konnte, obgleich der Zusammenhang dadurch in der That nicht gestört wird. 6) Zusätze, die nur in einigen wenigen Handschriften einer Familie vorkommen, müssen als unächte gestrichen werden. Ihre Entstehung läßt sich immer nachweisen. 7) Diejenigen Stellen, welche eine, nicht etwa bloß auffallende, und aus der Gewöhnung an die hebräische Sprache zu erklärende, sondern eine fehlerhafte grammatische Structur enthalten, oder in einem nicht zu erklärenden Widerspruche mit dem Zusammenhange stehen, sind verdorben. Die Benützung der Handschriften aus zwey verschiedenen Familien gibt hier dem Kritiker ein Mittel an die Hand, dem Ursprunge der Corruptel auf die Spur zu kommen, da die Documente der einen Familie weniger oder auf eine andere Weise, als die der entgegengesetzten, verunstaltet zu seyn pflegen.

So viel glaubten wir über die Frage, in welchem Verhältnisse die beyden Hauptmassen der Handschriften des neuen Testaments zu einander stehen, und wie sie zur Erzielung eines reinen und zuverläßigen Textes am zweckmäßigsten benützt werden können, bey dieser Gelegenheit erinnern zu müssen. Ueber den Inhalt des vorliegenden zweyten Bandes des N. T. nach der Bearbeitung des Herrn Scholz darf unser Bericht kürzer ausfallen. Dem griechischen Texte werden pag. I — LXIV Prolegomena vorausgeschickt, welche die in dem ersten Bande enthaltenen ergänzen, und in zwey Kapitel getheilt werden. Das erste Kapitel führt die Ueberschrift: De codicibus actuum *(actorum)* Apostolorum, Epistolarum catholicarum, S. Pauli apostoli et Apocalypsis generatim. Zuerst wird bemerkt, daß der in den

früheren Prolegomenis nachgewiesene Unterschied zwischen zwey Familien, welche man unpassend Recensionen genannt hat, auch auf die Apostelgeschichte, die Briefe und die Apokalypse ausgedehnt werden müsse. Textus codicum Graecorum, versionum et locorum a sanctis patribus et scriptoribus ecclesiasticis laudatorum duplex aeque in Actubus [1]) Apostolorum, in Epistolis et Apocalypsi ac *(atque)* in Evangeliis deprehenditur, atque classes testium criticorum in illis totidem quot in his distinguendae sunt, altera vel africana, vel, si mavis, Alexandrina, altera vel Asiatica vel Constantinopolitana. Zu den alexandrinischen Handschriften gehören in der Apostelgeschichte und den katholischen Briefen nach der gewöhnlichen Bezeichnung der Codices A B C D E 13. 137 und einige andere, in den Paulinischen Briefen A B C D E F G H 76. 171 und andere, in der Apokalypse A B C 2 und einige andere, zu den constantinopolitanischen außer den genannten fast alle übrigen. Was die Frage über den Vorzug der asiatischen oder constantinopolitanischen Zeugen vor den afrikanischen oder alexandrinischen betrifft, so beruft sich der Hr. Herausgeber auf seine Prolegomena zum ersten Bande: Exspectabunt fortan aliqui *(nonnulli)*, me de praestantia testium asiaticorum quaedam attincturum [2]) *(commemoraturum)* esse. Sed sedulo iam exposui, quid hac de re sentiam. Ratione argumentorum a me expositorum non habita, his nostris temporibus in dubium quidem vocabant aliqui *(vocaverunt nonnulli)*, uter

---

[1]) Aus den wenigen Stellen, welche wir aus den Prolegomenis zum zweyten Bande anführen, wird der Leser ersehen, daß der bey der Anzeige des ersten Bandes (s. diese Jahrb 61. Bd. S. 131) von uns ausgesprochene Wunsch, der Herausgeber möge auf seine lateinische Darstellung eine größere Sorgfalt verwenden, auch hier nicht ganz befriedigt worden ist. Daß die Form in actubus hier wiederkehrt, war uns um so auffallender, da wir a. a. O. darauf aufmerksam gemacht hatten. Actus im Plural bezeichnet Verrichtungen, wobey man nur auf die Thätigkeit des Handelnden Rücksicht nimmt, so daß in actibus (so, und nicht actubus, müßte es wenigstens lauten) gleichbedeutend ist mit in agendo. Dagegen sind Thaten, die als Object einer Darstellung aufgefaßt werden, immer acta; z. B. acta senatus, acta diurna populi Romani, acta magistratuum. So auch acta Apostolorum. Durch die Ueberschrift πράξεις ἀποστόλων kann das lateinische actus apostolorum nicht gerechtfertigt werden. Die Form actuum findet sich gar nicht, und scheint nie existirt zu haben.

[2]) Wir wissen nicht, woher der Herausgeber diese unlateinische Wortform entnommen hat. Wahrscheinlich hat er sie sich selbst von attingo gebildet.

textus genuino propius accedat, asiaticus an africanus. Rem transactam repetere nolo. Es möchte gar nicht unzweckmäßig gewesen seyn, wenn der Herausgeber, statt so ganz unbedingt seiner früheren Untersuchung zu trauen, angegeben hätte, was in seiner Beweisführung sicher, oder bloß wahrscheinlich, oder sehr schwach sey. Für ausgemacht nehmen wir an die Richtigkeit der Scheidung der kritischen Zeugen in zwey Klassen, ohne jedoch auf den Namen derselben ein großes Gewicht zu legen, und eben so sicher scheint uns die größere Reinheit der constantinopolitanischen im Verhältniß zu den alexandrinischen. Kaum wahrscheinlich finden wir, was Hr. Scholz über die sorgfältige und gewissenhafte Erhaltung des neutestamentlichen Textes während der ersten zwey Jahrhunderte nach Chr. in den Prolegomenis zum ersten Bande aus einander gesetzt hat. Eine nicht hinreichend erwiesene Annahme endlich ist es, daß die alexandrinischen Grammatiker den Text des neuen Testaments im dritten und vierten Jahrhundert nach Chr. überarbeitet haben sollen. Die größere Integrität der asiatischen Handschriften möchte wohl aus einem vielen Völkern Asiens eigenthümlichen Hange, das Ueberlieferte zu verehren und treu zu bewahren, so wie das Verderbniß der afrikanischen aus der minderen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, noch mehr aber aus der größeren Verschmelzung mit dem Abendlande zu erklären seyn.

In dem nächsten Abschnitte (pag. III — LXIV) folgt eine Recensio codicum, qui Acta Apostolorum, Epistolas et Apocalypsin continent. Diejenigen Manuscripte, welche schon in den Prolegomenis zum ersten Bande, weil sie nämlich auch die Evangelien enthalten, beschrieben waren, werden hier nur kurz (wie auch bey Griesbach) erwähnt, die übrigen aber genauer beschrieben. Für die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe sind in dieser Ausgabe 8 ältere Handschriften mit Uncialschrift und 192 jüngere mit kleinen Buchstaben, und zwar Nr. 110 — 192 zum ersten Male nur von Hrn. Scholz, benützt worden. Für die Paulinischen Briefe hat der Herausgeber 9 Codices mit Uncialen und 246 mit kleiner Schrift gebraucht. Unter diesen werden Nr. 125 — 246 von ihm zum ersten Male genannt. Für die Apokalypse standen ihm 3 Handschriften mit Uncialen und 88 mit Cursivschrift zu Gebote. Davon werden Nr. 51 — 88 zum ersten Male erwähnt. Die Manuscripte, welche von Hrn. Scholz zum ersten Male genannt werden, gehören alle zu den jüngeren, und enthalten keine eigenthümliche Lesarten von Bedeutung. Wenn aber auch durch die Vergleichung derselben für den Text unmittelbar nichts gewonnen wurde, so war diese Arbeit für eine genauere Ergründung der Beschaffen-

heit der vorhandenen diplomatischen Hülfsmittel und für die Scheidung derselben in Familien von großer Wichtigkeit. Dafür reichte es auch hin, daß die meisten von ihnen nur für einzelne Theile des neuen Testaments verglichen wurden. Wichtiger war es, manche alte, zwar schon früher, aber nicht mit genügender Sorgsalt verglichene Handschriften noch einmal durchzusehen. Eine neue Vergleichung des Codex A, der im brittischen Museum zu London aufbewahrt wird, und der nebst B und C zu den ältesten gehört, ist nicht gemacht worden, weil ein von dem Engländer Woide besorgter Abdruck desselben (London 1786. Fol.), so theuer derselbe auch durch die unnützer Weise dabey verschwendete Pracht geworden ist, den Gebrauch dieses äußerst wichtigen Documents für Auswärtige erleichtert hat. Ganz unnütz möchte es nicht seyn, wenn einer mit dem gedruckten Exemplare in der Hand den Codex noch einmal sorgfältig nachsehen wollte, da Woide der griechischen Sprache nicht kundig war, und daher an mehreren Stellen über die wahre Lesart der Handschrift ungewiß oder zweifelhaft läßt. Unserem Herausgeber scheint sich keine Gelegenheit dazu dargeboten zu haben. Für die Apostelgeschichte und die Briefe und die Apokalypse ist er, nach der Versicherung des Hrn. Herausgebers, das Haupt der alexandrinischen Familie; in den Evangelien weicht er von dem Texte der anderen alexandrinischen sehr oft ab, und stimmt mit den constantinopolitanischen überein. Hr. Scholz erklärt dieses durch die Annahme, daß der Abschreiber in den Evangelien ein minder verdorbenes Exemplar wiedergab. Daß er zu Alexandrien geschrieben sey, zeigt die Form der Buchstaben, die Orthographie und eine alte Tradition, welche in einer Inschrift auf dem ersten Blatte aufbewahrt ist, zuletzt die Uebereinstimmung seines Textes mit den Citaten der afrikanischen Kirchenväter. Er enthält nebst dem alten Testamente die sämmtlichen Schriften des neuen, jedoch mit drey starken Lücken im Matthäus und Johannes und in dem zweyten Briefe an die Korinther. Diese letzte Lücke c. IV. v. 13 — c. XII. v. 6 hat Hr. Scholz weder in seiner Beschreibung des Codex in den Prolegom. zum ersten Bande p. XXXVIII angezeigt, noch im zweyten Bande im Texte p. 253 etwas davon verlauten lassen, so daß einer, der sich dieser Ausgabe bedient, nur aus dem Nichtanführen von Varianten in diesem beträchtlichen Abschnitte eine Lücke des A errathen kann. Etwa von gleichem Alter (beyde gehören dem fünften Jahrhundert an) und von gleicher Wichtigkeit ist der Codex B, ein Schatz der vaticanischen Bibliothek in Rom, der aber bisher dem gelehrten Publicum nur theilweise eröffnet war, und auch in der gegenwärtigen Ausgabe noch nicht ganz aufgeschlossen wird. Thomas Bentley näm-

lich, der dieses Manuscript verglichen hat, gibt die Lesarten der zweyten Hand; die Vergleichung von Birch ist nicht mit genügender Sorgfalt gemacht, und überspringt den Lukas und Johannes. Daher wäre es den kritischen Bibelforschern gewiß sehr erwünscht gewesen, wenn Hr. Scholz bey seinem Aufenthalte in Rom dieses Document aufs Neue hätte vergleichen wollen. Allein er hat sich begnügt, aus einer von Julius de St. Anastasia im Jahre 1669 gemachten und in der königlichen Bibliothek zu Paris enthaltenen Collation mehrere von Birch übersehene Varianten nachzutragen. Die neu aus B in dieser Ausgabe mitgetheilten Lesarten erhalten wir also erst durch die zweyte Hand, so wie wir auch die Arbeit des Thomas Bentley nur durch Woide's Vermittlung besitzen. Dabey wirft sich wieder die Frage auf, mit welcher Sorgfalt oder Fahrläßigkeit diese dritte Vergleichung angestellt worden sey. Jetzt läßt sich diese Frage entscheiden, nachdem der Vaticanus durch Angelo Mai gedruckt erschienen ist Diesen Abdruck hat übrigens Hr. Scholz auch für den zweyten Band noch nicht benützen können, wie derselbe in Deutschland noch kaum gesehen zu seyn scheint. Ueber die innere Beschaffenheit des Codex B sagt der Hr. Herausgeber (Praefat. ad vol. I p. XXXVIII): Textum codicum familiae Alexandrinae semper refert, ita tamen ut in Matth. permulta additamenta habeat, quae in aliis huius fam. codd. non reperiuntur. Wenn auch durch eine neue Durchsicht des Vaticanus viele neue und zugleich richtige Lesarten nicht mehr zu Tage gefördert werden mögen, so werden dadurch doch unsere Angaben berichtigt, und viele jetzt zweifelhafte bestätigt werden, und das Urtheil über die Natur dieses Codex und sein Verhältniß zu den übrigen kann dadurch an Sicherheit gewinnen. Daher werden diejenigen, welche sich mit der Kritik des neuen Testaments mit Vorliebe beschäftigen, von der gedachten Arbeit sich nicht etwa zurückschrecken lassen durch folgenden Ausspruch des Hrn. Herausgebers (Praefat ad vol. II. p. I): Falluntur etiam qui sperant fore ut collatione codicum B C aliorumque iterata lectiones graves ignotae evulgentur: investiganti mihi iterum atque iterum perspectum est, paucissima a collatoribus prioribus omissa esse; codicis C loca selecta *(locos selectos)*, cum nuper Parisiis versarer, denuo contuli, codicem B aeri incisum chartae tandem imprimendum curaverunt praefecti bibliothecae vaticanae. Man darf aus den letzten Worten nicht den Schluß ziehen, daß Hr. Scholz bey der Bearbeitung des zweyten Bandes von dem Abdrucke Mai's Gebrauch gemacht habe. Den beyden genannten steht an Alter wie auch seinem Texte nach ein Codex rescriptus (C) der Pariser

Nationalbibliothek am nächsten. Derselbe enthält beträchtliche Fragmente des neuen Testaments unter einer griechischen Uebersetzung der Werke des Syrers Ephraem. Wetstein hat ihn zweymal verglichen, allein nicht so, daß man nicht an unzähligen Stellen zweifelhaft oder unsicher bliebe. Sehr richtig bemerkt Hr. Scholz in seiner biblisch-kritischen Reise S. 44: »Die Vergleichungen Wetstein's sind zwar um so verdienstvoller, je mühsamer und für die Augen anstrengender und verderblicher dies Geschäft ist; aber es trifft ihn hier der Vorwurf, der ihn bey allen seinen Vergleichungen trifft, daß er nur einige Varianten (jedoch hier mehr als aus andern) mittheilt.« Dieser richtigen Würdigung der Wetstein'schen Collationen ungeachtet hat Hr. Scholz nur für die Apokalypse dieses Manuscript von Neuem durchgesehen. Durch die in neuerer Zeit bey den Palimpsesten angewendeten chemischen Mittel wird es wohl gelingen, auch diesen Codex lesbarer zu machen. Der schon von so vielen Gelehrten ausgesprochene Wunsch, daß diese Fragmente durch einen guten Abdruck veröffentlicht werden möchten, ist bis jetzt unerfüllt geblieben. Der Cantabrigiensis (D bey Griesbach und Scholz) ist mehrmals verglichen, und durch den freylich sehr theuern Abdruck von Kipling bekannt geworden. An Alter steht er zwar den drey vorhergenannten nach, übertrifft daran aber alle außer diesen noch vorhandenen Codices des N. T. Man setzt ihn ins siebente Jahrhundert nach Chr. Früher passirte er als das Haupt einer eigenen Familie: Hr. Scholz aber hat geltend zu machen gesucht (mit Recht, wie wir glauben), daß er von den übrigen Handschriften der alexandrinischen Familie keineswegs so weit abweiche, daß er von ihnen getrennt werden dürfte. Er enthält die Evangelien und die Apostelgeschichte, aber nicht ohne beträchtliche Lücken. Damit darf nicht verwechselt werden der ebenfalls D genannte und eben so der alexandrinischen Familie angehörige Claromontanus in den Paulinischen Briefen, welcher jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von denjenigen älteren Manuscripten, welche von früheren Editoren bereits genannt und theilweise gebraucht worden sind, in der gegenwärtigen Ausgabe aber vollständig verglichen und benützt erscheinen, ist für die Evangelien am wichtigsten der Codex K, für die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe G und H, für die Paulinischen Briefe I. Der erste (K) stammt von der Insel Cypros, und ist von hier nach Frankreich zuerst in die Colbertinische und aus ihr in die königliche Bibliothek in Paris gekommen. Er gehört ins neunte Jahrhundert nach Chr. Sein Text steht in der Mitte zwischen dem constantinopolitanischen und alexandrinischen, nähert sich jedoch mehr dem letzteren

an. Ausführlich hat dieses merkwürdige Document Hr. Scholz in seinen Curis criticis in historiam textus evangeliorum (Heidelbergae 1820) beschrieben; aber die dort mitgetheilte Collation ist wegen vieler Druckfehler nicht zu gebrauchen. Da man hieraus einen nachtheiligen Schluß auf diese Ausgabe schon vor ihrem Erscheinen gemacht hat, so stehe hier, was der Herausgeber zu seiner Rechtfertigung (Prolegom. ad vol. I. p. XLI) beybringt: Sed aegerrime fero, in sylloge *(syllogen)* lectionum variantium p. 30 — 90 typographi errore innumeros invectos esse errores; quod sine mea culpa factum esse, iterum atque iterum profiteor: quocirca durius aequo me habuerunt *(tractaverunt)* censores quidam [1]). Lectiones huius codicis, ut et reliquorum quos a me collatos esse in hac *(hoc)* codicum indice notavi, summa ἀκρίβεία refero: non *enim* [2]) ad diversas editiones, sed semper ad Griesb ed. II^dam^ a me enotatae et adscriptae sunt. — Eben so willkommen ist die vollständige Vergleichung des Codex G in der Apostelgeschichte und den Briefen, und des H in der Apostelgeschichte. Der erstere wird zu Rom in der Bibl. Angelica (2, 15) aufbewahrt, und ist im neunten oder zehnten Jahrh. n. Chr. geschrieben; der andere befindet sich in der Bibliothek zu Modena, und ist etwa von gleichem Alter mit dem vorigen. Die Benützung dieser Codices ist um so wichtiger, weil sie unter den Majuskeln die einzigen sind, welche den Text der constantinopolitanischen Familie enthalten. Leider haben beyde, wie alle älteren Codices des

---

1) Vgl. besonders die übrigens eben so gelehrte als ausführliche Recension der Curae criticae in diesen Jahrbüchern, 27. Bd. S. 120 — 168.

2) Allerdings ist es bey kritischen Collationen erforderlich, dieselben nach einer einzigen möglichst verbreiteten Ausgabe anzustellen; allein die Erfüllung dieser Bedingung begründet an und für sich noch keine summa ἀκρίβεια, so daß der obige Causalsatz einem Leser sonderbar vorkommen wird, wenn er nicht weiß, daß derselbe sich auf eine, in der oben erwähnten Recension der Curae criticae S. 127 ausgesprochene ungegründete Voraussetzung bezieht. Dort heißt es nämlich: »Was die von dem Verfasser mitgetheilte Vergleichung dieser Handschrift betrifft, so müssen wir sehr bedauern, daß er sie nicht mit dem Textus receptus, sondern bald mit diesem, bald mit der Griesbachischen Recension angestellt hat, welches den Gebrauch wirklich fast unmöglich und ganz unleidentlich macht, und falls derselbe Fehler (wie wir zu glauben geneigt sind) auch bey den übrigen Handschriften begangen worden ist, bey der Redaction der ganzen kritischen Sammlung zu unzähligen Fehlern Anlaß geben wird.« Der Herausgeber wollte also neque vero oder etwas Aehnliches statt non enim schreiben.

neuen Testaments, beträchtliche Lücken. G ist für die Paulinischen Briefe (hier heißt er bey Griesbach und Scholz I) der einzige unter den Majuskeln, welcher es mit der constantinopolitanischen Familie hält. Außer der sehr reichhaltigen Aufzählung von Handschriften des zweyten Theils des N. T. (der Apostelgeschichte, der Briefe und der Apokalypse) geben die Prolegomena des zweyten Bandes (p. XLIV — LI) eine Enumeratio bibliothecarum, in quibus codices vel totius N T. vel posterioris illius partis servantur; ferner eine Uebersicht der Codices Act. Epist. Apocal. et Lect., quos vel nemo hucusque contulit, vel obiter tantum attingunt viri docti; darauf Addenda zum sechsten Kapitel der Prolegomena zum ersten Bande; zuletzt eine Collation eines Wiener Codex rescriptus, der Fragmente aus den Evangelien unter Theolog. praecept. enthält (p. LV — LXIII). Der Text der Apostelgeschichte nebst den zahlreichen kritischen Anmerkungen steht p. 1 — 111; zunächst folgen die sogenannten katholischen Briefe p. 114 — 164, darauf die Paulinischen p. 165—382, zuletzt die Apokalypse p. 383—449. Eine Appendix (p. 450 — 469) stattet Bericht ab über griechische Argumente und Einleitungen, welche mehrere jüngere Handschriften dem Texte der Apostelgeschichte und der Briefe voraufgehen lassen, und theilt aus dem Codex G der Apostelgeschichte Varianten zu diesen bereits früher gedruckten sogenannten Prologen mit. Den Beschluß machen Synaxarien und Menologien aus Pariser Handschriften der Apostelgeschichte und Briefe.

Durch die unverdrossensten und mehrjährigen Bemühungen des Herausgebers, den von Griesbach und Andern beygebrachten kritischen Apparat zu berichtigen, zu ergänzen und zu würdigen, ist für die Kritik des neuen Testaments ein guter, wenn auch noch nicht an allen Stellen untrüglicher Grund gelegt worden. Sicher werden auch die Nachfolger des Herrn Scholz an seiner Arbeit noch Vieles zu berichtigen und zu ergänzen haben; aber das Feld der neutestamentlichen Kritik ist wenigstens eröffnet, wenn auch noch nicht überall gebahnt, was sich von einem Einzelnen kaum erwarten läßt. Störend ist bey dem Gebrauche dieser Ausgabe eine große Menge von Druckfehlern. Zwar ist eine ziemliche Anzahl derselben am Schlusse des ersten nnd zweyten Bandes angezeigt worden, allein beyde Register enthalten doch nur den kleineren Theil von den Sünden des Schreibers, Setzers und Correctors.

Art. VIII. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Erster, zweyter und dritter Band. Leipzig und Darmstadt, bey Leske, 1837. 8.

(Schluß.)

Der zweyte Band enthält die Lebensbeschreibungen der Chalifen aus den Familien Omeje und Abbas. VI. Moawia. In der Geschichte dieses Herrschers wird uns Sejad, den er als Halbbruder angenommen, durch einige Berichte näher zur Kenntniß gebracht; allein aller Fleiß und alle Mühe vermochte nicht in den sechzehnjährigen Krieg gegen die Griechen volle Klarheit und feste Chronologie zu bringen. Einige anziehende Nachrichten (pag. 17) über den tapfern Stamm der Merdaiten, etwas modifizirt durch eine Stelle p. 87, kommen vor, und die Schritte, durch welche Moawia endlich dahin gelangt, seinen Sohn als Nachfolger anerkennen zu lassen, sind klar dargestellt. Vom Vater selbst heißt es p. 26: »Höchst umsichtig in seinen Planen, höchst beharrlich in Ausführung derselben, voll Verschlagenheit und List in allen Künsten der Regierung, wohlerfahren, sanftmüthig mehr aus Ueberlegung als aus Temperament, und freygebig nicht aus Anlage, sondern aus Grundsatz, um die Leute für sich zu gewinnen, war er zweifelsohne ein größerer Regent, als seine vier Vorfahren im Chalifenthume und Mohammed selbst.« Wenn man aber von ihm rühmt, daß er die erbliche Thronfolge eingeführt, so darf man, scheint es, dabey nicht an das denken, was wir in Europa Legitimität nennen, denn es fehlte an bestimmter Successionsordnung, und schon sein Enkel Chalid gelangte nicht auf den Thron, wenn dieser gleich immer von Gliedern der Familie Omeje besetzt wurde.

VII. Bey dem Chalifen Jesid ist es erfreulich zu bemerken, daß der Verf. sich weder von dem fanatischen Hasse, mit welchem moslimische Geschichtschreiber diesen Fürsten bis auf den heutigen Tag behandeln, noch von dem tragischen Falle des edlen Husein, der ein Sohn Ali's und Enkel Mohammed's, hat hinreißen lassen, in das allgemeine Urtheil der Verdammung einzustimmen, sondern daß er mit Verstand und Ruhe die Lage der Dinge parteylos prüft. Er macht bemerkbar, daß Jesid nicht den Befehl gegeben, den Thronanmaßer Husein zu tödten, sondern ihn in Gewahrsam zu bringen, daß auf diese Weise allein erklärlich sey, wie ein Heer von mehreren Tausend erst so spät ein Paar hundert Mann, die sich nun einmal vorgesetzt, mit aller Blindheit Märtyrer zu werden, aufreiben mochte, und daß Jesid die Frauen und überlebenden Kinder Huseins höchst menschlich, ja liebevoll behandelt. Das Heiligthum in Mekka ist freylich

wohl unter Jesid durch Wurfmaschinen verletzt worden; allein diese Handlung fällt ihm eben so wenig zur Last, denn er starb gleichzeitig in Syrien. Daß er gegen andere Religionen duldsam gewesen, mögen moslimische Zeloten ihm als Gräuel anrechnen, in den Augen des verständigen Mannes ist es reines Verdienst; daß er Wein und Weiber unmäßig geliebt, verdient Tadel, aber noch keineswegs den Namen des Ungläubigen und Gottlosen, des Bösewichts und des Verfluchten. — Artig liest sich p. 46, wie noch heut zu Tage in Persien und Indien die Todesfeyer Husein's begangen wird.

VIII. Im Anfange der Biographie Merwan's p. 57 scheinen zwey Druckfehler sich eingeschlichen zu haben. Einmal heißt der Vater Hakem und bald darauf sein Sohn Merwan, der zwey und dreyßigjährige Secretär des Chalifen Osman wegen seiner Schönheit ›der Fürst der Jugend der Koreisch‹. Zudem soll Merwan beym Tode seines Vaters acht Jahre alt gewesen seyn, und zugleich heißt es, der Chalif Osman habe sich harten Tadel zugezogen, daß er dem Merwan und seinem Vater Hakem aus der Beute des nördlichen Afrika Summen angewiesen. Nach Marigny (Hist. des Arabes II. p. 305) muß Hakem länger als bis in das achte Jahr seines Sohnes gelebt haben, wenn er gleich nur sagt, Osman habe das Urtheil der Verbannung, mit welchem der Prophet den Hakem gestraft, vernichtet, und den Verjagten zurückgerufen. — Uebrigens nimmt in der zehnmonatlichen wirrenvollen Regierung Merwan's die Geschichte seines Nebenbuhlers Abdallah einen bedeutenden Platz ein. Sie ist nach Quatremère erzählt, aber mit mancherley Berichtigung, und auch mitgetheilt, was der französische Gelehrte übergangen: der Bau der Kaaba auf den alten (umfangreicheren) Grundfesten des Baues Abrahams.

IX. Die Gräuel des Bürgerkrieges unter Abdolmelik sind klar dargestellt, und Männer wie Mochtar der Lügner, das Haupt der Schii, die beyden Söhne Sobeir's: Moßaab und Abdallah, der blutige Würger Hedschadsch und noch einige Andere treten in das gehörige Licht. Indessen wäre zu wünschen, daß den schwarzen Farben, womit der letztgenannte mit Recht gebrandmarkt wird, ein oder der andere mildernde Zug, an dem es in dem Leben des Arabers nicht gefehlt haben dürfte, wäre beygegeben worden, denn es fällt sonst schwer, so viel Abscheulichkeit in einem menschlichen Individuum zu fassen. In dem schreckenvollen Chaos verdienen jedoch zwey Züge hervorgehoben zu werden, und wenn gleich dem ersten vielleicht mehr Schwäche und Politik zum Grunde liegen mag, so reißt der zweyte durch seine moralische Größe um so unwiderstehlicher hin. P. 85:

»Sehr merkwürdig ist, trotz der größten religiösen und politischen Erbitterung der Parteyen, welche die Länder des Chalifats zerrissen, ihr friedlicher Verein alljährlich im Heiligthume der Kaaba, wo die Fahnen aller Parteyen erschienen, ohne daß der Chalife Mekka's die Wallfahrt der Gegner zu stören wagte. So erschienen am Berge Aarafat die vier Fahnen des Chalifen von Mekka, des Chalifen von Damaskus, die des Imams Mohammed Hanife, des Sohnes Ali's, als des Chalifen der Schii, und endlich die Nedschdet Harawri's, des Anführers der Blauen oder Hitzigen, welche von keinem der drey Chalifen etwas wissen wollten.« Und p. 91: Abdallah, der Gegenchalif in Mekka, »seiner Vertheidiger durch Flucht oder Tod entblößt, begab sich zu seiner bald hundertjährigen Mutter Asma, sie um Rath zu fragen. — Den Tod! sprach die Araberin, den Tod! und nicht die Schande! — Ich fürchte, sagt der Sohn, daß die Syrer meinen Leichnam am Galgen verunglimpfen. — Das geschundene Lamm, mein Sohn, empfindet weiter keine Leiden. — Der Chalife verweilte noch einige Zeit bey der Unsträflichkeit seines Benehmens, nicht, sagt er, um mich selbst zu loben, sondern um der Mutter den Schmerz über des Sohnes Tod zu erleichtern. — Ich hoffe weder, sagte die Mutter, noch erlebe ich mir Trost an meinem Sohne; kömmst du als Sieger zurück, werde ich mich dessen freuen; fällst du, werde ich deinen Tod dem Herrn als verdienstliches Opfer darbringen. — Bete für mich, meine Mutter! — Dessen bedarf es nicht, mein Sohn; wenn Andere für den Irrthum und das Unrecht fallen, fällst du als Märtyrer für die Wahrheit und Gerechtigkeit.« — Nach S. 107 befahl Abdolmelik der Erste, daß die Register der Kammer, welche bisher persisch geführt worden, künftig nur arabisch sollten geführt werden. Nach der bisherigen Meinung galt Welid als derjenige, welcher befohlen, die Bücher und Rechnungen, welche bisher von Christen in griechischer Sprache gehalten worden, von nun an arabisch zu führen.

X. Die Regierung Welid's, des mächtigsten und prächtigsten Chalifen des Hauses Omeje, erhält ihren Glanz durch vier große Feldherrn, die auch gehörig hervorgehoben werden: Mosleme, der Bruder Welid's, Feldherr wider die Griechen in Kleinasien und die Chasaren am Kaukasus; Kotaibe in Transorana wider die Türken: Mohammed, der Sohn Kasim's, wider die Inder; und Musa, der Statthalter in Afrika, wider Andalus. Ueber den Ersten, der selbst in Herbelot übergangen ist, findet sich viel Belehrendes zusammengestellt, so wie über den Letzten, der in abendländischen Geschichten viel genannt wird, manches Neue vorkömmt, das bisher in europäischen Bü-

chern nicht verlautete. Unser Verf. rechtfertigt den Chalifen, den man den Lasterhaften und Störrigen genannt, indem er angibt, der Name störrig (Pelid) sey bloß als Reim von Welid in Aufnahme gekommen, und von Knabenliebe, derentwegen der Name des Lasterhaften ihm beygelegt worden, sey der Chalife so weit entfernt gewesen, daß er geäußert: Wenn Gott nicht im Koran die Geschichte des Volkes Loth erzählte, so hätte ich nicht geglaubt, daß die Schändlichkeiten Sodoms möglich wären. Außer den glänzenden Kriegszügen seiner Feldherren nimmt die aufblühende Baukunst die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch, und die Aufzählung der Denkmale, welche sich in Medina, in Mekka, in Jerusalem und in Damaskus erhoben.

XI. Nach dem festen Plane, bloß das Leben denkwürdiger Herrscher zu geben, werden die nachfolgenden Chalifen aus dem Hause Omeje — mit Ausnahme des tugendhaften Omar Abdolasis, der S. 113 als Statthalter von Medina unter Welid's Regierung ehrenvolle Erwähnung erhalten — übergangen, und die Aufmerksamkeit auf die Herrscher des Hauses Abbas gewendet. Bey dem schönen, geistreichen, freygebigen Begründer dieser Dynastie, Abbas Sseffah, d. i. dem Blutvergießer, welcher aber persönlich gar nicht blutdürstig war, wird es, wie bey vielen andern Herrschern, klar, daß die Namen, welche man ihnen beylegte, keineswegs als vox populi, vox Dei ihren Charakter bezeichnen sollen, sondern daß sie von Umständen, die unter ihrer Regierung vorgefallen, oft von einer Anekdote, einem Wortspiele hergenommen, wenig wahre Bedeutung haben. So heißt der vierzehnte und letzte Chalife des Hauses Omeje, Merwan, dessen fünfjährige Regierung (746—751) in stetem Kampfe mit Abbas verflochten war, auf höchst sonderbare Weise der Esel, bloß weil Esel im Arabischen ein Synonym von Jahrhundert ist, und von Moawia, dem Gründer der Dynastie, bis zum Untergange derselben ein Jahrhundert verflossen war. — Als merkwürdig hebt unser Verf. mit Recht hervor, daß das Reich der Beni Abbas vorzüglich durch die Stärke der Familienverbindung und die Tüchtigkeit der Mitglieder des Hauses zu Regierungsgeschäften gegründet worden. So erhielt die erste Statthalterschaft des Reichs, die von Damaskus, der Oheim Abdallah, die von Aegypten der Oheim Ssalih, die Statthalterschaft von ganz Arabien, von Jemen und Hidschas mit den heiligen Stätten von Mekka und Medina der dritte Oheim Daud; zwey andere Oheime, Isa und Suleima, hielten die Landschaften von Baßra mit den der Mündung des Tigris zunächst gelegenen Landschaften von Bahrein und Omman als Statthalter im Zaume; dem einen Bruder Manßur wurde ein Theil

Irak's mit Armenien und Aserbeidschan, dem andern Jahja die südöstlichen Landschaften Persiens, Sistan, Kerman, Sedschistan und Mekran, anvertraut; dem Vetter Isa, dem Sohne des Oheims Musa, das neuerungssüchtige und aufruhrlustige Kufa mit der Umgebung Suwad, d. i. der schwarzen Landschaft, so genannt von den schwarzen Zelten der dieselben bewohnenden arabischen Stämme. Drey andere Vettern waren: der Eine Abderrahman, Statthalter in Gilan, Taberistan und Kuhistan; der andere Ibrahim in den Ländern jenseits des Oxus; der dritte Abbas, Sohn Abdallah's, zu Kairewan, der Hauptstadt des nördlichen Afrika; der Schwager Ibrahim, Sohn des Okba, in westlichen Theile desselben zu Tanger. — Man hat sonst erzählt, die Abbassiden hätten vorgegeben, ihr Recht auf das Chalifat gründe sich auf das Testament von Ali's jüngstem Sohne, der sie zu Erben eingesetzt; allein aus der gegenwärtigen Darstellung geht hervor, daß ihr eigener Wesir Abu Moslema das Chalifat früher drey Mitgliedern des Hauses Ali angetragen, und erst, als diese dem Antrage kein Gehör gegeben, dasselbe für das Haus Abbas durch Abu Moslim verfechten ließ. Dieses letzten Mannes, seiner erfolgreichen Thaten und seines geheimnißvollen Charakters geschieht in dieser und in der folgenden Lebensbeschreibung noch umständliche Erwähnung.

XII. Was die andern Geschichtschreiber von Manßur erzählen: von der Empörung seines Oheims Abdallah (der zu Grunde ging, als in der Nacht die Schleußen eines Kanales eröffnet wurden, dessen Fluthen sein auf salzigem Grunde erbautes Haus umgaben und unterwühlten, so daß es über dem Bewohner zusammenstürzte, und ihn erschlug), von dem Aufruhr der Secte Rawendi, von dem Kriege wider die Griechen, von der Gründung zweyer neuen Dynastien, die eine in Mauritanien in den Beni Rustem, die andere in Andalus in Abderrahman, dem Enkel Hischams, des zehnten Chalifen des Hauses Omeje von dem Aufstande der Aliden, von den Kriegszügen gegen die Nachbarvölker in Asien und Afrika und gegen auftauchende Sekten, ist hier auch klar und ausreichend erzählt, am umständlichsten aber, was anderwärts gewöhnlich nur kurz berührt wird, der Anlaß des Baues von Bagdad, der Beginn und die Vollendung desselben, die Lage, Figur, Benennung, die merkwürdigsten Gebäude und Anstalten dieser Stadt, nicht wie sie heute ist, sondern wie sie durch ein halbes Jahrtausend gewesen. S. 183: Noch zu Manßur's Zeit zählte Bagdad schon zehntausend Moscheen und eben so viele Bäder; später soll jede der vier und zwanzigtausend Sectionen der Stadt ihr Bad und ihre Moschee gehabt haben. Sechshundert Kanäle durchschnitten die

Stadt, und hundert fünf Brücken erhielten die Verbindung der durch die Kanäle durchschnittenen Theile der Stadt. Vierhundert Wassermühlen, jede zu drey Läufen, viertausend Trinkanstalten lassen auf die beyläufige Bevölkerung schließen. Auf der Westseite der Stadt waren allein viertausend Buden, und rund um die Stadt über hunderttausend Gärten. Rings um die vier Seiten der Stadt waren achtzigtausend Ruthen Landes bebaut.« Bedenkt man, was allein dieser Bau und die andern S. 184 angeführten für große Summen müssen gekostet haben, die Manßur bereitwillig hergegeben, so müssen wir bey unsern Begriffen, freylich nicht nach denen der Araber, welche Verschwendung fordern und rühmen, wieder erstaunen, zu hören, daß ihm der Spottname Pfennigknicker beygelegt worden. Am Ende der Biographie werden noch mehrere Männer aufgeführt, die unter dieser Regierung um die Wissenschaften sich hoch verdient gemacht haben; denn unter Manßur begannen auch die Uebersetzungen philosophischer und mathematischer Werke aus dem Griechischen ins Syrische und aus dem Indischen ins Persische.

XIII. Man sollte glauben, in der Lebensbeschreibung Harun Reschid's, welcher der Mittelpunkt alles Lobes persischer und arabischer Geschichtschreiber, Dichter, Redner und Mährchenerzähler geworden, werde sich Veranlassung finden, in breiter, behaglicher Ruhe aufzuführen, was von diesem berühmten Chalifen aufgezeichnet worden; denn die Tage seiner Regierung nannte man die hochzeitlichen, weil sich Fest an Fest drängte, und überall Ruhe und Fülle, Vergnügen und Lust; allein die Einleitung in die Biographie zeigt sogleich, daß auch sie wie die andern kurz und gedrängt gehalten worden. »Die überströmende Fülle des Bekannten und Abgedroschenen hält von dessen ausführlicher Erzählung, jedoch nicht von der kurzen Erinnerung an dasselbe ab, verpflichtet dagegen zu so sorgfältigerer Heraushebung des weniger Bekannten und Neueren.« Die Geschichte des Falles des edlen Hauses der Barmegiden, von denen ein Dichter sang: »Die Erde war, so lang sie lebten, ihre Frau, und ist nun ihre betrübte Witwe,« ist kurz, aber mit manchen neuen Zügen bereichert erzählt, und dabey sehr klar die Ursachen an Tag gestellt, warum sie fallen mußten. Bemerkenswerth ist auch die Theilung des Reichs unter die Söhne Harun's, weil durch die Aufzählung der Provinzen, die jedem zufielen, die damalige Größe des Staates sichtlich wird. Sie mag hier aufgeführt werden, da verschiedene Schriftsteller sie verschieden geben. S. 210: »Die Thronfolge war zuerst für Emin, und nach dessen Tode für Mamun bestimmt. Bagdad, Baßra, Wasit,

Kufa, Irak, Syrien, Arabien und Aegypten, der ganze südwestliche Theil des Reiches sollte in den Händen Emin's, die nordöstliche Hälfte hingegen, nämlich das persische Irak, Fars, Taberistan, Chorasan, Transoxana, Turkistan, Kabul, Sabul und Sedschistan, in den Händen Mamun's seyn; jener sollte zu Bagdad, dieser zu Merw residiren. Für Kasim, den dritten Sohn, bestimmte Harun den an die Grenzschlösser Syriens stoßenden Theil Mesopotamiens und die unter dem Namen Awaßim ausgeschiedene Landschaft der Grenze des Islams gegen die Griechen. Acht andere, aus Sclavinnen geborne Söhne wurden gänzlich ausgeschlossen. Zu bedauern ist, daß keine Erwähnung der Gesandtschaft und der Geschenke (der von dem Abendlande angestaunten Wasseruhr) vorkömmt, welche Harun an Karl den Großen i. J. 799 förderte; denn solche Thatsachen ziehen den Europäer besonders an, geben ihm einen festen Punkt, Unbekanntes an Bekanntes, Fremdartiges an Heimisches zu knüpfen, und zu zeigen, wie weit das Licht der Intelligenz sich verbreitet. Sagt doch selbst ein Franzose bey dieser Gelegenheit: Une pareille machine dut faire comprendre aux Français que les Musulmans n'étaient pas si barbares qu'ils se l'imaginaient.

XIV. Mamun's Charakteristik ist schon sehr gut durch seines Vaters Harun Worte gegeben S. 200: »Er hat die Umsicht seines Urgroßvaters Manßur, die Andacht seines Großvaters Mohdi, das Ehrgefühl seines Oheims Hadi, und wenn ich noch ein Viertes sagen wollte, so würde ich hinzusetzen: die Vorliebe seines Vaters vor dem Sohne Sobeide's.« In seine Lebensbeschreibung sind, wie begreiflich, auch die vier Jahre aufgenommen, in denen sein unwürdiger, weichlicher Bruder und Vorgänger Emin den Chalifenmantel trug. Wenn man weiß, mit welcher Auszeichnung er Gelehrte behandelte, die er, nach Marigny's Ausdrucke III. p. 176, les maitres de l'ame, les précepteurs de l'esprit humain nannte, so wird auch begreiflich, warum seine guten Eigenschaften gewöhnlich so sehr hervorgehoben, seine Fehler, welche recht bequem den Namen vaterländischer Tugenden als Großmuth, Gerechtigkeit, Freygebigkeit annehmen, so viel als möglich beschönigt, und so viel Anecdoten, wie über keinen andern Herrscher, von ihm herumgetragen werden. Es bleibt ein großer politischer Fehler von ihm, in so reichem Glanze er auch dabey erscheinen mag, daß er, um die Chalifenwürde vom Hause der Abassiden, deren damals dreyßigtausend gezählt wurden, auf jenes der Nebenbuhler, der Aliden, zu übertragen, allerley Schritte that, wodurch die öffentliche Ruhe bloßgestellt wurde. Nicht minder fehlerhaft ist es, daß er sich öffentlich zur Lehre der Schismatiker Motesele bekannte,

welche behaupteten, daß der Koran nicht von Ewigkeit her, sondern erschaffen worden; daß Gottes Einheit in der Abwesenheit aller Attribute bestehe; daß die Gerechtigkeit Gottes nothwendig, der Wille des Menschen aber frey sey. Von arabischer Freygebigkeit gibt Mamun's Hochzeit, die prächtigste derer, so die Geschichte erwähnt, eine genügende Vorstellung. S. 231: »Mamun theilte unter die Vornehmsten seines Hauses mit Papier umwickelte Moschuskugeln aus, welche ein Glückshafen von lauter Treffern, indem jedem Papiere entweder der Name eines Dorfes, einer Summe Geldes, einer Sclavin, eines edlen Pferdes oder dergleichen eingeschrieben war, welche des Empfängers Eigenthum. In der Brautnacht wurden tausend Perlen von der Größe einer Haselnuß über dem Kopfe der Braut auf den ganz aus Goldstoff gewirkten Teppich verstreut. Mamun sagte: Ebu Nuwas hat dieß in seinem Verse errathen: »Perlenkies auf goldner Erde.« In der Brautnacht wurde eine Ambrakerze im Gewichte von vierzig Menn vor Mamun gestellt, welcher sagte: Dieß ist Verschwendung! Um jedoch den Schwiegervater für die Kosten der Hochzeit zu entschädigen, befahl er, daß die Einkünfte eines Jahres der Landschaften Fars und Ahwas in die Kasse Sehl's fließen sollten. Alle, welche an der Hochzeit Theil nahmen, wurden mit Geschenken überhäuft, bis auf die Kameeltreiber und Schiffer; vor allen aber wurden die Dichter reichlich bedacht, deren viele die Hochzeit zum Stoffe ihrer Kaßideten wählten.« Auch das sparsame Sachsen mußte unter Friedrich August I. verhältnißmäßig eben so kostspielige Feste bezahlen, und um 1719 betrugen die Preise der Hoflotterie für die Damen sechzigtausend Thaler, und doch war diese nur eine Nebensache bey der Lustbarkeit.

XV. Moteaaßim ist der letzte Chalife aus dem Hause der Abbasiden, von welchem eine besondere Biographie gegeben wird. Außer der bekannten Thatsache, daß dieser Fürst seine Sicherheit in eine Leibwache aus gekauften oder gefangenen türkischen Sclaven setzte, welche durch wachsenden Uebermuth das Reich an den Abgrund führten, werden die Bürgerkriege gegen die verheerende Secte der Churremije, d. i. der Fröhlichen oder Lustigen, deren Führer Babek in den zwanzig Jahren seiner Herrschaft nicht weniger als zwanzigtausend Gefangene durch den Henker Muid soll haben hinrichten lassen, und die verderblichen Kriege um die griechische Stadt Amorium weitläufiger beschrieben, wobey herausgehoben ist, wie sehr das Andenken dieser letzten Begebenheiten durch Feste der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag im Andenken erhalten wird. Die Männer, die sich in der Arzneykunde, in der Gesetzwissenschaft, der Gram-

matik und Poesie unter Moteaaßim auszeichneten, werden wie billig aufgeführt, und der zweyte Band mit einer Anecdote beschlossen, die zu bezeichnend ist für den Fürsten und die Zeit, die ihm folgte, als daß sie nicht hier ihren Platz finden sollte. »Von achttausend Türkensclaven, aus welchen seine Leibwache bestand, hatte der Chalif vier auserlesen, welche seine Person beständig umgaben. Der liebste derselben war ihm Simai. Dieser mißbrauchte die Gunst Moteaaßim's so sehr, daß er beym Schachspiel mit ihm stritt, und als ihm dieser befahl, zur Strafe dem Kämmerer seinen Gürtel zu überreichen, denselben festhielt, so daß er zerriß. Moteaaßim hatte nicht den Muth, ihn dafür zu strafen; aber Buka, der Hauptmann der Türkenwache, befahl, ihn für solche Widerspenstigkeit gegen den Chalifen mit hundert Geißelhieben zu züchtigen, und Moteaaßim hatte auch nicht den Muth, den Günstling von den Geißelhieben zu retten. Solche Schwäche des Chalifen für den Türkenknaben auf der einen Seite und gegen die Türkenpolizey auf der andern umreißt mit einem Zuge die Ursache des Verfalles des Chalifats, welches, von Moteaaßim angefangen, durch vierhundert Jahre langsam seinem Untergange zusank.«

Der dritte Band beginnt mit der Lebensbeschreibung Seifeddewlet († 967), dem einzigen hier aufgeführten Gliede der Familie Hamdan. Zur allgemeinen Verständlichkeit sind gleich im Vordergrunde die zwölf Theile genannt, in welche damals das Reich der Chalifen zerfallen war, deren Einen Theil eben Seifeddewlet unter steten Kriegen, die eben nicht viel Anziehendes dem Europäer bieten, behauptete p. 2: »In Spanien und Mauritanien herrschten die Chalifen des Hauses Omeje, in Aegypten und Syrien Achschid, der Türke, der Gründer einer neuen Dynastie. Baßra, Wasith und Ahwas war in den Händen der Empörer Abdallah Berid's und seines Bruders; Kufa und das arabische Irak in den Händen der Dynastie Tabataba aus der Familie Ali's; Jemama und Bahrein waren in der Botmäßigkeit des Hauptes der Karmaten, und in Jemen regierte zu Sebid die Familie Sejad; Chorasan gehorchte dem Emir Naßr Ben Ahmed aus der Familie Saman, Kerman dem Ebi Ali Mohammed Ben Elias, einem Fürsten desselben Hauses, Taberistan und Dschordschan den Fürsten der Delemiten; in Persien erhob sich der Thron des Hauses Buje, und um die Herrschaft des persischen Irak stritten sich zwey andere Glieder dieses mächtigen Hauses, Rokneddewlet und Weschmgir, zu Rei und Ißfahan; das arabische Irak endlich, Moßul, Diarbekr, Dar Rebiaa, waren unter der Herrschaft des Hauses Hamdan, welches seinen größten Glanz durch Seifeddewlet erhielt, so daß dem Chalifen

nichts als Bagdad übrig blieb, wo aber nicht er selbst, sondern in seinem Namen Ibn Raik, der Fürst der Fürsten, als Majordomo den Befehl führte.« Seifeddewlet's Regierung gilt aus zwey Ursachen für ausgezeichnet, weil er erstens der einzige Fürst ist, welcher nach den Chalifen an seinem Hofe die größte Anzahl von Dichtern und Schöngeistern versammelte, so daß die Zeit seiner Herrschaft als eine goldene Zeit arabischer Literatur durch die Namen der größten Männer im Fache der Philosophie, Philologie und Dichtkunst sich auszeichnet. Am meisten wurde er gefeyert durch Motenebbi, den größten lyrischen Dichter der Araber, welcher dessen Siege und selbst die Niederlagen in zwey und achtzig lyrischen Gedichten besang, aus denen zahlreiche Anführungen zur Erklärung von Thatsachen und selbst der Geographie aus der Uebersetzung, welche der Hr. Verf. 1824 herausgegeben, mitgetheilt werden. Der zweyte Grund von Seifeddewlet's weit verbreitetem Ruhme sind die heiligen Kriege gegen die Griechen. Zwar war er eben so wenig wider die Griechen, als wider die Aegypter immer siegreich, aber sein hoher Muth und Unternehmungsgeist nahm aus den Niederlagen immer Stoff zur Erneuerung des Krieges und zu Siegen, und sein frommer Sinn hatte den von seinen Füßen weggewischten Staub des Marsches auf allen seinen Feldzügen sorgfältig sammeln lassen, und in seinem Testamente verordnet, daß derselbe in einem Sacke aus Goldstoff ihm im Sarge als Polster untergelegt werde, als beste Empfehlung zum Eintritte ins Paradies, ein Beyspiel, welches in der Folge von mehr als Einem großen Moslim nachgeahmt worden.

XVII—XXI. Von den sechzehn Herrschern, welche die Dynastie der Omeje's in Spanien zählt, werden nur fünf für würdig erkannt, hier vorgeführt zu werden. Die Geschichte dieser Fürsten ist in neuer Zeit durch die Bemühungen Aschbach's, Lembke's und durch die Uebersetzung, welche Rutschmann von Conde's Historia de los Arabes en España gegeben, selbst den größeren deutschen Lesekreisen bekannter und zugänglicher geworden, woher es vielleicht kommen mag, daß unser Verf. über manche Einzelnheit, welche nothwendig zum Persönlichen, zum Biographischen zu gehören scheint, z. B. die näheren Umstände, unter denen sich Abderrahman I. aus Syrien nach Aegypten, nach Barka, nach Mogila gerettet, schweigend übergangen hat. Dieß ist auch der Grund, warum in diesen Blättern nur die Namen dieser fünf geschilderten Fürsten mögen genannt werden: Abderrahman I., der neue Gründer der Dynastie; sein Enkel Hakem I., dessen Schwermuth und Gewissensfolter über die gräuelvolle Zerstörung von Rabdh, d. i. der Vorstadt Cor-

dova's, gut geschildert ist; Abderrahman II., der Vater der Bedrängten, von eben so hellem Kopfe als edlem Herzen; Abderrahman III., dessen Regierung die längste und glorreichste; und Hakem III., unter dem das goldene Zeitalter der arabischen Literatur in Spanien sich eingefunden.

XXII. Von den Omeje's bietet sich ein sehr natürlicher Uebergang zu Jusuf Ben Taschfin, dem großen Herrscher der Morabithin, der so glücklich in Spanien eroberte, und schon deßwegen merkwürdig wird, daß er mit dem Beginne des vierten Jahrhunderts der Hidschret (i. J. 400) geboren, das ganze Jahrhundert durchlebte, dessen zweyte Hälfte auf dem Throne saß, und i. J. 500 (1106 der christlichen Zeitrechnung) gestorben ist. Zur Erklärung des Namens Morabithin dient p. 158, daß er so viel als fromme Klausner, oder gränzbewachende Männer (Markmannen) oder Robother im heiligen Kampfe bedeute; denn Rabitha heißt die Klause der Einsiedler des Islams, und die Wurzel Rabatha heißt sowohl: er hat die Grenzwache gehalten, als: er hat im Dienste des Glaubens gekämpft oder gerobothet. Den Namen haben Europäer in den der Marabuten verstümmelt, und Modisten haben sogar die aus Afrika kommenden Straußfedern Marabous genannt. Zu dem frommen Volksprediger Abdallah Ben Jasin, der sich in die Wüste gezogen, um hier in einer Hütte (Rabitha) als Robother im Dienste des Herrn (Morabith) zu leben, strömten Tausende, und gelobten ihm als Morabithin die Befolgung seiner Lehren. Bald fühlte er sich stark genug, die verwandten Stämme mit dem Schwerte zur Annahme der Lehre des Islams in ihrer ersten Reinheit zu zwingen. So gründete sich die Macht der Morabithin, wie sich die Macht der Gefährten des Propheten gegründet, auf Glaubenseifer und religiöse Begeisterung, und Jusuf Ben Taschfin half den Ereignissen, die ihn begünstigten, mitunter durch Schlauheit, Wortbruch und Ungerechtigkeit ein wenig nach, so daß durch ihn die Lehre des Islams von tausend Kanzeln und der Ruf zum Gebete von tausend Minareten erscholl, seine Herrschaft sich in Europa von den Grenzen Cataloniens bis nach Santarem und Lisboa, und in Afrika von Algier bis Tanger und von da bis an den äußersten Westen, nach Sus el-akßa, und im Süden bis an das goldene Gebirge im Lande der Schwarzen (Sudan) erstreckte Er erhob nie andere Abgaben und Steuern, als das gesetzmäßige Fünftel der Beute von Moslimen, und die Kopfsteuer von den Christen. Seine Verwaltung war gerecht, sein geselliger Umgang liebreich und leutselig, besonders achtete und ehrte er die Aalime und Fakihe, d. i. die Gesetz- und Rechtsgelehrten, in deren Umgang und Berathung er sich wohl

gefiel« (p. 163). — Ueber seine spanische Eroberung ist natürlich am meisten geschrieben und bekannt geworden, allein wie gewöhnlich hemmen poetische Uebertreibungen der ersten Geschichtschreiber den Leser, der nackten Wahrheit genau auf die Spur zu kommen.

XXIII. Auf ähnliche Art, wie die der Morabithin, bildete sich die Herrschaft ihrer unmittelbaren Nachfolger in Maghrib und Andalus, der Al-Mowahidin oder der Einheitsbekenner. Abdallah Ben Tumert, entsprossen aus einem Stamme am Fuße des Atlas, erhob sich als Volkslehrer an einer verfallenen Moschee, die Einheit Gottes einzuschärfen, und wider die Verletzung der Satzungen des Islams, wider das Weintrinken und die Vernachläßigung des Gebets zu eifern. Um ihn und um seinen talentvollen jungen Freund Abdolmumin, den Gegenstand dieser Biographie, sammelten sich die Stämme, und die Kämpfe mit den Morabithin begannen. Nach dem Tode des Lehrers brach Abdolmumin, als Feldherr eben so tapfer als erfindungsreich, die Macht der letztern unter ihrem fünften Herrscher, nachdem der Kampf unter der Regierung der drey letzten ein Viertel-Jahrhundert gedauert. Das ganze nördliche Afrika von Barka bis Telmesan gehorchte seinen Befehlen, und um auf morgenländische Weise zu reden, brauchten Karavanen, diesen neuen Staat von Osten gegen Westen zu durchreisen, vier Monate, und funfzig Tagreisen in der Richtung von Norden gegen Süden, nämlich von Cordova in Andalus bis nach Sedschelmesa in Maghrib. Doch mehr Berücksichtigung, als die jähe Eroberung eines bald zusammenfallenden Reiches verdient die Organisation der Verwaltung p. 200: »Abdolmumin stellte in allen eroberten Städten Mauern und Moscheen wieder her, errichtete überall Schulen und Spitäler, und traf der Erste im westlichen Afrika die große Maßregel ordentlicher Landesvermessung zum Behufe der gerechten Bemessung der Grundsteuern. Das ganze Maghrib von Barka bis Sus wurde der Länge und Breite nach gemessen, und ein Drittel der erhaltenen Summe von Parasangen und Miglien als der Betrag der Berge, Flüsse, Seen, Straßen abgezogen, die übrigen zwey Drittel als urbares Land besteuert. Die Einwohner der Dörfer, Städte und Flecken wurden gezählt, und die Steuern nach dem Verhältnisse ihrer Zahl und ihres Vermögens ausgeschrieben.« Höchst begreiflicher Weise war aber diese Regierung, gemäß ihres Ursprungs, in religiösen Dingen sehr intolerant, und zwang in Spanien Juden und Christen Moslimen zu werden oder auszuwandern. Der große jüdische Philosoph Maimonides zog es demnach vor, nachdem er sich eine Zeit lang als Moslim verlarvt, nach Aegypten auszuwandern,

um dort den Wissenschaften im Glauben seiner Väter zu leben und zu sterben.

XXIV. Von Moiseddin lillah hat man gewöhnlich die Vorstellung: er sey ein freygebiger, gerechter, gebildeter, jedoch abergläubischer Fürst gewesen; man rechnet ihn aber nicht unter die großen, ausgezeichneten Charaktere. Unser Hr. Verf. gesteht auch, daß derselbe seine Eroberungen und die Größe seiner Macht ausschließlich seinem Feldherrn, dem Kaid Dschewher, einem Freygelassenen, verdankt, und kann deßwegen nicht umhin, beyder Lebensbeschreibungen in einander verwebt darzustellen. Voraus geht jedoch die Erzählung, auf welche Weise die Fatimiten ihre Herrschaft in Maghrib, wo sie in der Landschaft Kairewan die Stadt Mehdije gebaut, gründeten, bis Moiseddin lillah die Scheiche der Berberey um sich sammelte, und zur Eroberung Aegyptens anregte, welche Dschewher, d. i. der Juwel, ausführte. Bekannt ist die darauf erfolgte Gründung der Stadt Kahiret, d. i. der zwängenden oder rächenden (Kairo), über welche aus Makrisi's vortrefflichem topographischen Werke einige nähere Umstände vorkommen; ferner die Eroberung Syriens und die Begünstigung der Schii; allein bemerkenswerth das ehrenhafte, vertrauensvolle Verhältniß, welches zwischen Moiseddin lillah und Dschewher immer bestanden, und die Pracht und der Reichthum, der an dem Hofe geherrscht. Jeder Europäer wird in das Reich der Mährchen setzen, was Mirchuand anführt: daß täglich einige Kisten mit Gold vor den Pallast gesetzt wurden, aus denen die Armen nahmen, so viel sie wollten.

XXV. Bey Hakim biemrillah, dem sechsten Chalifen der Fatimiden, wird natürlich sein Verhältniß zu der neu auftauchenden Lehre der Drusen weitläufiger besprochen, wobey der oft übersehene Unterschied der beyden Häuser der Weisheit und der Wissenschaft sorgsam hervorgehoben wird. Dieses war eine seit dem dritten fatimidischen Chalifen bestehende Anstalt, dem Aeußern nach eine Missionsanstalt zur Verbreitung der Herrscherrechte des Hauses Fatima, in der That aber die Werkstätte der verderblichen Lehre des Unglaubens und der Irreligiösität. Die neun Grade derselben, durch welche man zu dem Resultate gelangte, daß, da alle positive Lehre nur allegorisch und alle Handlungen gleichgültig seyen, nichts zu glauben und nichts unerlaubt sey, werden ausführlich nach Makrisi beschrieben. Das Haus der Weisheit hingegen, von Hakim biemrillah gestiftet, ist die älteste der Akademien, von denen die Geschichte des Mittelalters Kunde gibt, und umfaßte alle Fächer der Wissenschaft. Außerdem sind die Grausamkeiten und Thorheiten, denen sich dieser Fürst hingab, mit großer Genauigkeit und lebhaftem Abscheu

verzeichnet, und er selbst mit Nero verglichen. Uebrigens muß es dem aufmerksamen Leser auffallen, daß dasselbe Land in alter Zeit schon einen ähnlichen Herrscher hervorgebracht: Ptolemäus Physkon, welcher von Liebe bezwungen, Cornelia, die Mutter der Gracchen, zur Gemahlin begehrte, gegen Schwester, Gattin und den eigenen Sohn wüthete, die Juden verfolgte, seiner Leibwache allerley Frevel erlaubte, die Einwohner Alexandriens durch ausgesuchte vielfache Grausamkeiten verscheuchte, seine Unterthanen durch Tyranney zur Empörung trieb, und dabey doch den Ruhm eines Wiederherstellers der Wissenschaften erworben, wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit den Beynamen des Philologen erhalten, Verbesserungen in der Odyssee angebracht und eine Geschichte in vier und zwanzig Büchern geschrieben.

Damit ist der dritte Band und die erste Hälfte des ganzen Werkes geschlossen; die zweyte soll nun fünf und zwanzig große Herrscher aus den Dynastien der Perser, Türken und Kurden vorführen.

Art. IX. Historisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Drey Theile. Herausgegeben von E. Fidicin, Registrator der Stadtverordneten-Versammlung in Berlin. Berlin 1837, bey A. W. Hayn.

Es ist noch nicht zu lange her, daß man in Berlin noch nicht daran dachte, daß die Stadt eine Geschichte habe. Von Sagen, die sich daran knüpften, wußte man eben so wenig. Der rasche Prozeß der neuen Schöpfung hatte die Gemüther allzu sehr erfüllt; wo das Auge hinfiel, sah man Werke und Einrichtungen, welche, wenn nicht der Gegenwart, doch der nächsten Vergangenheit ihr Entstehen verdankten, und deren Urheber und Verfertiger genau nachzuweisen waren. Das alte Berlin war in einen kleinen Winkel zusammen gerückt, weit von allen Seiten von neuen Prachtbauten und Straßen überflügelt; und doch auch wieder nicht, wie Wien, in seinen alten Bestandtheilen so zusammen gedrängt, daß es in seiner isolirten Bedeutung auffällig dagestanden hätte. Die neuen Prachtstraßen schneiden tief ein in die alten Viertel von Cöln und Berlin, und die ältesten Straßen haben neue Häuserfronten angenommen. Der ursprünglichen Giebelhäuser gibt es äußerst wenig noch, und von Denkmalen der großartigen Baukunst des Mittelalters existirt außer zwey gothischen Kirchen, die in Vergleich mit denen anderer alten Städte sehr zurückstehen, nur noch das alte Schloß, dessen Wasserseite allein einen bedeutenden Eindruck macht, und mit seinem gethürmten Burgcharakter an die Feudalzeiten erinnert.

Die weiße Frau, die in diesem Schlosse gesehen wird, ist nur als hohenzollern'sche Familientradition aus Franken und Böhmen herübergebürgert, konnte daher nicht als eigenthümliche Berliner Sage gelten. Nur das uralte Granitkreuz vor der Marienkirche war das Symbol einer historischen Vergangenheit, an die sich schon die Sage rankte. Die stereotype rohe Volkssage, welche den Teufel überall leibhaftig will spuken sehen, machte aus den fünf Löchern einen Griff des höllischen Geistes, während es die Vertiefungen sind, in welchen die ewige Lampe hing, welche die Berliner Bürger als Pön für die Ermordung des Propstes von Bernau unterhalten mußten. Eine ewige Lampe um einen erschlagenen Prälaten, die Erinnerung an Bann und Interdict, die einstmals lange Jahre über Preußens Hauptstadt geschwebt, sollten für Berlin genug sagenhaften Elementes enthalten. Aber es soll im Charakter der Einwohner liegen, vielen Stoff zu übersehen, den sie aber aufgreifen, auszubeuten und zu verarbeiten bis zur Unkenntlichkeit. So genügte in den Volkserzählungen von dem für Berlin uralten Vorfall (1334) nicht die Propstwürde für den Märtyrer, es wurde ein Bischof daraus gemacht. Auch die gelehrte Kritik, welche sich doch sonst wenig um das alte Berlin kümmerte, bemächtigte sich dieses einen constatirten Vorfalls, ohne daß man über die eigentliche Veranlassung recht ins Klare gekommen ist. Aber die gelehrte Sage hat dem unglücklichen Prälaten einen Namen angedichtet, auf den er keinen Anspruch hat; die Urkunden nennen ihn nur Nicolaus von Bernau. Durch flüchtige Ueberlesung einer lateinischen Urkunde hat ihm aber die Gelehrsamkeit den Namen Cyriacus verschafft, den er jetzt in allen Handbüchern der Geschichte führt, und die neueste Kritik hat erst entdeckt, daß es ein falsch gelesenes Adjectivum in der lateinischen Mönchsschrift war.

Küsters und Nicolai's Arbeiten bleiben vereinzelte Anstrengungen, die aus den Gelehrtenbibliotheken nicht herauskamen. Erst mit den letzten Jahrzehnden erwachte im Publicum eine Theilnahme für seine städtischen Antiquitäten, die sich seitdem auf mannigfache Weise ausgesprochen hat, und in lebendigem Wachsthum ist. Etwas mag dazu die Einführung der neuen Städteordnung beygetragen haben; doch bedarf der Eifer im Bürgerstande selbst dafür noch immer an Zunahme, als daß hierauf allzuviel Gewicht gelegt werden dürfte. Der Respect vor dem, was vor uns geschehen ist, und von Einfluß geworden auf unsere Bildung, regt sich überall, in größeren wie kleineren Kreisen, die Kunst schätzt es sich als Ehrenaufgabe, erhebenden Erinnerungen Denkmäler zu setzen, wodurch oft erst vergessene Großthaten seiner Vorfahren dem stumpfen Sinne der großen Menge

ins Gedächtniß gerufen werden. Diese allgemeine, erfreuliche Regung konnte auch in Berlin nicht ausbleiben, wo, wenn auch nicht immer sichtbar, in höheren und höchsten Kreisen, so vieles geschieht, das lebende Geschlecht an die längst untergegangenen zu erinnern.

So sehen wir einen ehrenwerthen Versuch, die Geschichte Berlins zu schreiben, von Wilken, bruchstückweise in dem Berliner Kalender mitgetheilt. A. Cosmar hat ein Büchlein Berliner Sagen herausgegeben, magere Resultate, die aber doch Aufsehen erregten, weil die Zusammenstelluug der Worte: Berlin und Sage etwas Neues waren. Ein gründlicheres Studium der Chroniken, Geschichtsbücher und der Mittheilungen in den Küchen und Wachstuben könnte auch in diesem Fache auf ergiebigere Schachte leiten. Angeregt ward dadurch eine recht interessante Schrift: Potsdammer Sagen vom Hauptmann K. v. Reinwald, die, sowohl ihres stofflichen Inhalts wegen, als der gelungenen Darstellung halber bekannter zu werden verdient. Es sind darin Mährchen aufgeführt, so zarter und doch populärer Natur, daß sie über den Localwerth hinaus, in dem weiten Gebiete deutscher Sagen ehrenvolle Aufnahme fanden. Die Kunst des Mittelalters in Berlin und der Mark Brandenburg hat jüngst zu emsigen Studien Anlaß gegeben. Herr v. Minutoli (der Sohn des Generals und ägyptischen Reisenden) hat beachtenswerthe Aufschlüsse über die wechselnde Architectur im Kirchenstyl des märkischen Mittelalters mitgetheilt; Professor Franz Kugler die alte Malerey und die freylich verhältnißmäßig geringen Schätze der alten Sculptur beschrieben. Manche unscheinbare Dorfkirche enthält, ohne daß ihre Patrone und Geistlichen es wußten, werthvolle Schnitzwerke, die von Vermögen und Kunstsinn in jener Zeit Zeugniß ablegen, welche wenig zur heutigen Armuth und zu dem Stumpfsinne passen, der leider die Gemeinden märkischer Dörfer jetzt charakterisirt. — Von Franz Schneider wurde unter dem Titel: Berliner Nächte, ein Versuch gemacht, über wirkliche oder präsumirte Vorfälle in der brandenburgischen Geschichte schaurige Schlagschatten eines romantischen Lichtes zu werfen. Die Benützung des Gegebenen ist nur zu willkürlich, die Färbung zu grell; sonst sind diese Nachtstücke wohl geeignet, das Interesse des großen Publikums für vaterländische Geschichte anzuregen Herr Schneider (bekannt als Komiker auf dem Berliner Hoftheater, und zugleich als Herausgeber eines Wochenblattes für das preußische Militär) hat wenigstens damit bewiesen, daß die Geschichte der märkischen Vorzeit nicht so trocken ist, als man annimmt, und daß demjenigen, der unermüdet sucht und

den Sinn dafür mitbringt, auch darin Begebenheiten aufstoßen, welche eine poetische Behandlung vertragen.

Einer der emsigsten Forscher nach Berlinischen Antiquitäten ist in letzter Zeit der Director Klöden geworden. Sein großes Werk: »Die Quitzow's und ihre Zeit,« oder: »Die Mark Brandenburg unter der Regierung Kaiser Karl IV. bis zur Herrschaft der Hohenzollern,« ist, seiner Form nach, ein Roman. Vielleicht eine sehr unpassend gewählte Form. Abgesehen davon, ist es eines der trefflichsten, mit erstaunungswürdigem Fleiße und Kenntniß ausgearbeiteten Sittengemälde einer Zeit, die unsere Historiker uns nur in dürren, chronikalischen Excerpten vorführten. Das hinzu Erfundene verräth, daß der Verfasser kein Dichter ist; dafür hat er uns einen Schatz von Belesenheit aufgetischt, der uns verwundert fragen läßt, wo die geheimen Truhen sind, die verborgenen Fächer, Gemäuer oder Steine, darin er lag? Wir sehen diese weit entfernte Zeit vor uns, nicht wie die Verfasser der Ritterromane sie schildern, sondern wie sie leibt und lebt, mit Costumes und Decorationen, Keller und Küche, Ansichten und Gebräuchen. Der autodidactische Verfasser, der in ganz andern Fächern der Wissenschaft seinen Sitz hat, muß die Stammbücher und Familientraditionen der märkischen Geschlechter durchstudirt haben; so viel Detail, so viel Personen, die gelebt haben müssen, wenn auch die Geschichte ihrer nicht erwähnt, bringt er hinein. Wir sind ihm Dank schuldig, denn nun gewinnen die todten Namen auf der historischen Karte für uns erst Bedeutung, seit wir ihre Beziehungen unter einander, die feineren Bande und Rücksichten, die unter ihnen obwalten, kennen lernen. Die ganze Geschichte in solche Tableaux auszuspannen, wäre eine thörige Bemühung; auch der Historiker hat Wichtigeres zu thun. Einzelne Epochen derselben so in ihrem Detail ausgesponnen, besonders die, wo große Wendepunkte sich vorbereiten, sind verdienstlich; sie erläutern vor sich und hinter sich Vieles, was ohne dem unverständlich bleibt. Klöden übt in diesem romanhaften Werke eine scharfe Kritik gegen unsere älteren Historiker, eine Kritik, die deren Werke nicht immer aushalten können. So widerlegt er verschiedene Annahmen, die Einer vom Andern abgeschrieben hat, die in Compendien und Schulbücher übergegangen sind, und doch nur Mißverständnisse des ersten Schreibers waren. — Von Zeit zu Zeit gibt derselbe Verfasser in den Berliner Zeitungen kleine Abhandlungen über einzelne Momente aus Berlins Alterthum, die scharfe Schlaglichter in dunkle Perioden werfen. Seine Gründe sind scharf, seine Vorstellung belebt. Für den künftigen Historiker der Mark Brandenburg, der noch immer fehlt, werden sie von Wichtigkeit seyn.

So hat Herr Klöden vor Kurzem mit schlagenden Beweisstellen dargethan, daß die alte Annahme, nach welcher unser berühmtes Volksfest: Der Stralower Fischzug, der Nachklang slavischer Volksfeste oder religiöser Naturfeyerlichkeiten aus dem Heidenthume sey, irrthümlich ist, und auf nichts beruhe, als einer angenehmen Fiction. Erst im späten Mittelalter kann das Fest sich gebildet haben, und war vermuthlich nichts mehr, als die mit einiger Feyerlichkeit unternommene Netzauswerfung, um dem Geistlichen sein Deputat an Fischen zu holen. — Dagegen fand Hr. Klöden jüngst in den geschwärzten Blenden unserer ältesten Kirche, der zum grauen Kloster, ein Bild in Oel, darstellend den ersten Feldherrn der Hohenzollern in Brandenburg, den Grafen von Hohenlohe, welcher, für die Sache des Burggrafen Friedrich von Nürnberg ehrenvoll gegen den verbündeten Adel kämpfend, am Cremmer Damme fiel (1412). Ein solches Denkmal konnte Jahrhunderte hindurch vergessen bleiben! — Die Zahl der Männer, welche als Fachstudium und Liebhaberey die märkischen Alterthümer zum Gegenstande ihrer Forschung wählen, ist auf die genannten übrigens nicht beschränkt. Außer den gelehrten Beamteten, wie der Geheimerath v. Raumer (Neffe des berühmten Friedrich von Raumer) und Hr. Hauptmann von Ledebur, welche in den diplomatischen Actenstücken und Urkunden sammeln und lichten, beschäftigt sich Herr Dr. Karl Seidel mit der Aufsuchung von Ueberlieferungen, welche dem entgehen dürften, der nur im Staube der Archive nach Wahrheit sucht. Auch die Bilderhändler unterstützen schon die erweckte Liebhaberey durch lithographische Darstellungen aus der brandenburgischen Geschichte, wobey freylich die Abbildungen der Rudera der alten Baukunst verdienstlicher sind, als die Schlachtgemälde aus der Wendenzeit.

Urkunden, die uns die fast spurlos untergegangene Slavenzeit zwischen Elbe und Oder vor Augen führen, werden freylich nicht mehr gefunden werden. Sie bauten keine steinernen Häuser, in keiner Felswand haben sie mit Runenschrift Denkmale ihres Daseyns zurückgelassen Selbst was von Sprüchen, Spielen, Liedern, Sitten und Gebräuchen in entfernten Winkeln sich, slavischen Ursprungs, erhalten hat, wirft wenig Licht auf diese dunkle Zeit, und es wird für alle Zeit ein Problem bleiben, auf welche Weise und wann es der germanischen Bildung gelungen, das Slaventhum bis auf seine Wurzeln auszurotten. Es war ein fürchterlicher, zweyhundertjähriger Vertilgungskrieg; aber die Slaven wurden doch nicht in der Mark Brandenburg so ausgerottet, wie die alten Preußen. Ein großer Rest der unterjochten Wenden blieb auf dem Lande sitzen, wie denn die Gesichtszüge

unseres Landvolks unverkennbar den slavischen Typus tragen. Auch ein guter Theil des märkischen Adels kann in seinen auf itz und ow endigenden Geschlechtsnamen seine wendische Abkunft nicht verläugnen. Aber aus keinem Chronisten, aus keiner Urkunde läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit darthun, wann die slavische Sprache in der Mark aufhörte gesprochen zu werden. Die ältesten Verordnungen, Verträge, Register erwähnen, wo ein slavischer Name vorkömmt, dessen als etwas Besonderes; und die slavischen Namen der Flüsse, Städte, Dörfer, Berge sind es fast allein, welche uns über die Gränzen ihrer Kultur einen Nachweis geben. Doch gerade dieser etymologische Theil der historisch-geographischen Kritik ist bis jetzt, aus mangelnder Kenntniß der sarmatischen Sprachen, bey uns am wenigsten gepflegt.

Nur so viel scheint ermittelt, daß der größere Theil der Städte, wie sie sind, germanischen Ursprungs ist, von sächsischen und niederländischen Colonisten an den Stellen gegründet, wo wendische Fischerniederlassungen schon einigen Verkehr zu Wege gebracht hatten. Um deßhalb dürfen ihre slavischen Namen uns nicht irren; sie sind übrigens im Laufe der Zeit mannigfach germanisirt worden. Nicht den wendischen Urbewohnern (wenn das Wort paßt, wo es doch zweifelhaft ist, ob nicht eine noch frühere germanische Bevölkerung anzunehmen ist), sondern den mit den sassischen Eroberern herüber gekommenen Colonen wurden Stadtrechte, Märkte, Handelsfreyheit ertheilt, und das geschriebene oder Observanzrecht der westlichen deutschen Städte, wo es sich ausgebildet hatte, rückte zu den neu gegründeten östlich weiter. Einer slavischen Stadtgemeinde hätte man das Magdeburger Recht nicht geschenkt. Brandenburgs Alter ist historisch erwiesen, eine slavische Burg, die durch ihre Moräste und Havelseen geschützt, in dem zweyhundertjährigen Kriege durch Belagerung und Eroberung aus Hand in Hand ging, und erst seit Albrecht dem Bären fest im deutschen Besitz blieb. Frankfurt an der Oder ist, wie schon sein Name sagt, eine deutsche Stadt, mit historischem Ursprung. Dagegen haben alle neueren Untersuchungen über Gründung, Erbauung und den Namen Berlins zu nicht mehr geführt, als die mannigfachen Hypothesen deßhalb als Gespinnste der Phantasie darzuthun.

Ob zu Albrecht des Bären Zeiten Berlin schon existirt, ist eben so wenig erwiesen, als das Gegentheil davon. Um 1144 kann dieses Markgrafen constatirte Herrschaft über die Mark Brandenburg erst angenommen werden, und fast hundert Jahre später wird in einer Urkunde zuerst der Name der Stadt Cöln erwähnt. Die Urkunden, welche beyde Städte Berlin und Cöln

schon früher nennen, sind durchaus zweifelhaften Ursprungs. Nach den neueren Untersuchungen scheint nur so viel wahrscheinlich, daß Cöln als ein wendischer Kiez und Fischermarkt, oder auch als ein befestigtes Asyl der ersten deutschen Einzügler und bekehrten Wenden schon früher bestanden hat, und Berlin darauf, auf der nördlichen Seite der Spree, von deutschen Colonisten angelegt wurde. Hier finden wir die ersten Kirchen, die frühesten Sitze der Markgrafen; und die Freyheiten, Privilegien und Schenkungen, welche die ascanischen Fürsten dieser wie anderen Städten gewährten, hoben sie bald zu einer verhältnißmäßigen Blüthe. Das Stadtrecht ging dann von Berlin auf das ältere, aber kleinere Cöln über. In den letzten Decennien des dreyzehnten Jahrhunderts wurde Berlins jetzt älteste Kirche, die Klosterkirche, erst vollendet; aber so aufgeblüht war inzwischen Wohlstand und Ansehen beyder Städte, daß, als sie 1307 zu einer gemeinschaftlichen, republikanischen Verwaltung sich verbanden, ihre Institutionen bereits eine reichsstädtische Großartigkeit bekunden.

Von wenig früher als diesem Zeitpunkte fängt die Geschichte Berlins an, welche sich durch historisch-diplomatische Beyträge nachweisen läßt. Wie dürftig und sparsam diese ersten Fußtapfen auch sind, denen der Geschichtsforscher folgen muß, wie er auch oft aus langen Urkunden kaum mehr als einen Wink und Namen für sich gewinnt; dem geübten und umsichtigen Blicke lichten sich doch oft durch ein beyläufig hingeworfenes Wort, durch Uebergehen oft eben, wie durch ausdrückliche Anführungen dunkle Stellen. Der Forscher in diesen Vorregionen unserer Geschichte muß, wie der Wilde Amerikas in seinen Wäldern und Prairien, mit geschärftem Auge und Ohr auf ferne Anzeichen achten, um zu Schlüssen auf das zu kommen, was dicht vor ihm liegt. Viele werden behaupten, daß diese Mühe sich nicht verlohne, daß aus den dürren Sandsteppen der märkischen Vorgeschichte keine Stauden und Blumen zu holen, welche es werth wären, in das Herbarium der Geschichte aufgenommen zu werden. Aber der Reiz zum Suchen ist da am stärksten, wo das Gesuchte versteckt und zerstreut liegt. Wo es in Fülle am Wege angetroffen wird, werden wir leicht schon vom Bücken müde. Und ist es nicht anerkannt, daß der Sinn für Naturschönheiten in dürftigen Gegenden weit verbreiteter ist und zum Bewußtseyn geworden, als in fruchtbaren und reich von der Natur mit Schönheit begabten Ländern! Freylich ist die Poesie in der Geschichte der brandenburgischen Markgrafen nur sparsam ausgestreut. Die Zeiten des Vertilgungskrieges zwischen Wenden und Sachsen sind mit undurchdringlichem Dunkel umlagert; wo die Chronisten mit

einer Fackel hinleuchten, begegnet dem Auge zu wenig erfreuliches, als daß die Phantasie sich gemuthet fühlte, weiter zu arbeiten. Darauf wilde Wirren, resultatlose Kriege, trockene Verträge. Unter den Ascaniern waren gewiß, für ihre Zeit, vortreffliche Regenten, Otto III. und Johann scheinen ritterliche Helden gewesen zu seyn. Otto IV. mit dem Pfeile war ein berühmter Krieger, ein geachteter Herrscher, auch ein Dichter, dessen Poesien die Sammlung der Minnelieder uns aufbewahrt hat, und berühmt durch die Umstände seiner harten Gefangenschaft in Magdeburg. Allein zersplittert und vereinzelt stehen alle diese Thaten zur großen Geschichte, in die sie nicht münden, auf die sie keinen Einfluß üben. Der große Waldemar erinnert in seiner Thatkraft an König Friedrich den Zweyten, und das Wiedererscheinen desselben nach seinem Tode hat schon einen romantischen Anflug. Aber Kraft und Glanz und Ordnung gehen spurlos unter in der darauf folgenden grauenvollen Anarchie. Die Bemühungen Karl IV., des Luxemburgers, dessen kurze Regierung allerdings für die unter der Bayer'schen Herrschaft ganz entsittete und in wüste Roheit versunkene Mark wohlthätig war, sind nur vorübergehend, und werden durch das gesetzlose Elend unter seinen Nachfolgern und die Herrschaft des Faustrechts völlig absorbirt. In dieser räuberischen Ritterherrschaft der kleinen Dynasten, germanischer und slavischer Abkunft, zeigt sich nichts von echtem Rittergeiste. Die Hohenzollern erscheinen darauf wie helle Sterne, die in eine dunkle Nacht allmälich Licht werfen. Aber es sind zuerst eben nur Sterne, es dämmert nur, und erst nach und nach wird Ordnung und Recht wieder eingeführt. Kein mächtiger Sonnenstrahl bringt die Effecte hervor, welche einer Geschichte Reiz verleihen.

Und dennoch ist nicht das gerade für den Vaterlandsfreund ein poetischer Reiz, wenn er über diese wüsten Steppen von Anarchie und Armuth zurückblickt auf eine glücklichere, reiche, geordnete Vorzeit! Diese war unzweifelhaft da unter der Herrschaft der Ascanier. Der weiße Sand, der noch jetzt den Schweiß unseres gedrückten Landmannes einsaugt, und nicht belohnt, war einst wenigstens verdeckt durch Wälder und Wiesenwachs. Ackerbau und Handel blühten unter den Anhaltinern. Großer Reichthum war in den Städten; woher die Mittel sonst, sich frey zu kaufen von ihren Landesherrn zu einer Selbstständigkeit, welche an Reichsunmittelbarkeit streifte? Reichthum und Besitz war beym Adel und Clerus. Die Mark jetzt, nach fünf- und zwanzigjährigem Frieden, wäre zu arm, um nur ein Kloster Chorin zu bauen, dessen ehrwürdige Mauern noch Jahrhunderte lang Witterung und Stürmen Trotz bieten können, und die Chro-

nisten berichten nichts davon, daß das Land dazumal wegen zu kostspieliger Bauten unter dem Drucke der Auflagen geseufzt habe. Zwar schien keine andere Sonne als jetzt über der Mark, aber der Weinbau war weit verbreiteter. Noch jetzt mahnt uns der Name Weinberg, der, wo nur ein Hügel der Sonne eine Mittags- oder Morgenseite bietet, bis in die nördlichsten Gegenden vorkömmt, an eine Kultur, die uns heute problematisch scheint. Und doch war es mehr als Liebhaberey. Diese Berge und Gärten lieferten reichen Ertrag; die alten Abgabenregister zählen namhafte Quantitäten Landweines auf, welche die Aemter und Klöster bezogen; und nicht allein, daß er zum Gebrauche ausreichte, er war auch ein bedeutender Handelsartikel, und ward weithin in die nordischen Reiche über Stettin verfahren. Wenn man ihn auch kochte und würzte, so war es doch immer Wein, wo heute nur der Branntwein vom Volke gekannt wird, und jedes Weinland hat Eigenschaften, die mit der Poesie befreundet sind.

Die wenigen Denkmäler aus dieser anhaltinischen Zeit stehen fast wie Rudera da eines Volkes, das verschwunden ist, und einem anderen Platz gemacht hat, welches von der Existenz des ersteren nichts weiß. Auch die Urkunden, die wir hervorsuchen aus den Archiven, liefern uns keine nähere Anschauung dieses untergegangenen glücklicheren Zustandes. Es sind trockene Register, Verleihungen und Schenkungen. Wenn ihnen aber auch das positive Element fehlt, welches wir suchen, so widerspricht darin wenigstens nichts der Annahme, zu denen die currenten Nachrichten uns berechtigten. Kein deutsches Land hat aber verhältnißmäßig so viele und so arge und so andauernde Vernichtungsepochen durchgemacht, als die Mark Brandenburg, seitdem sie deutsch geworden. Schon unter den Ascaniern verheerten die Kriege mit Magdeburg Pommern und Mecklenburg. Unter Ludwig dem Aelteren von Bayern wütheten Polen und heidnische Lithauer jenseits der Oder; dann die Kriege des falschen Waldemar, die inneren Fehden unter den Luxemburgern. Die Hussiten machten verheerende Streifzüge bis ins Herz des Landes. Was aber in so mannigfachen Kriegen und Fehden von Erinnerungen und Denkmälern übrig blieb, zerstörte der dreyßigjährige Krieg, dem der barbarische Schwedeneinfall folgte. In keiner deutschen Provinz hat jener fürchterliche Krieg, welcher Deutschland eine andere Physiognomie gab, so anhaltend, aussaugend und vertilgend gewüthet. Der siebenjährige Krieg, die Franzosenherrschaft haben die Mark zwar auch ausgesogen, verheert und in dem schwierigen Erholungsprozeß retardirt, aber was an

Urkunden und Denkmalen der Vorzeit zu vernichten war, fanden sie bereits gethan.

Doch kömmt noch ein anderer Feind hinzu, fast schlimmer als Schwede und Lithauer, als Mansfelder und Wallensteiner, die Nachläßigkeit und Apathie unserer Väter und Großväter. Die Archive fast aller brandenburgischen Städte wurden mit einer schmerzlichen Sorglosigkeit behandelt; besonders seit der Zeit, wo das städtische Communalwesen seine Bedeutung verlor, und der Bürger einer Stadt diese Eigenschaft über sein Staatsbürgerthum aus dem Auge verlor. Als zur Zeit des westphälischen Friedens die außerordentliche Noth des Landes neue, außerordentliche Einrichtungen ins Leben rief, erschienen unseren Vätern die von ihren Vorfahren mühsam erworbenen und mit ängstlicher Sorgfalt aufbewahrten Rechts-, Freyheits- und Besitzurkunden werthlos. Häufig versäumte man es, die wichtigsten Urkunden, deren man sich in städtischen Prozessen bedient hatte, von den Rechtsconsulenten wieder einzufordern. Auf diese Weise sind viele gewichtige Documente und Werke in Privatbibliotheken übergegangen, viele verloren. Wie manche Actenstücke über wichtige Verhandlungen, welche der Historiker und Statistiker jetzt mit Gold aufwöge, wurden als Maculatur verkauft. Sehr vieles hat auch die Flamme verzehrt, indem die Rathhäuser der märkischen Städte oft von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden sind.

Berlin theilt dies verdrießliche Schicksal der brandenburgischen Städte. Brand und Nachläßigkeit haben in seinem Archive gewüthet, und was es besitzt an Documenten aus seiner Vorzeit, ist nur ein kümmerlicher Rest der dagewesenen Schätze. Zwey in früherer Zeit angelegte Copialbücher der berlinischen Urkunden, deren sich Nicolai bey seiner Beschreibung Berlins bedient, und die er, wie die Acten ergeben, wieder an den Magistrat zurück geliefert hat, sind, aller angestrengten Bemühungen ungeachtet, nicht wieder zu ermitteln gewesen. Ein bedauerlicher Verlust, da sich darin Urkunden von hohem Interesse befanden, deren Originalien längst verloren gegangen seyn mögen. Der verdienstvolle Minister des großen Friedrich, Graf v. Herzberg, derselbe, der das berühmte Landbuch Kaiser Karl IV. abdrucken ließ, war der Erste, der den Behörden Achtung für die Quellen der älteren Geschichte anempfahl. Doch sind ernstliche Schritte für das Archivwesen der Stadt Berlin erst später geschehen. Erst vor ungefähr zehn Jahren wurden die in einem eisernen Kasten und einem Schranke ungeordnet aufbewahrt gewesenen, und die in älteren Registraturen zerstreut vorgefundenen Urkunden und älteren Actenstücke gesammelt, und auf zweckmäßige Weise geordnet.

Von großer Wichtigkeit unter den erhaltenen Urkunden ist das berlinische Stadtbuch, ein Quartband von 126 beschriebenen Pergament- und 27 beschriebenen Papierblättern; angefertigt um das Jahr 1397. Es enthält, in sieben Bücher zerfallend: 1) ein Verzeichniß sämmtlicher Einnahmen und der zu zahlenden Besoldungen der Stadt; 2) landesherrliche Privilegien und Handfesten oder Statuten des Rathes; 3) das Schöffenrecht der Stadt Berlin; 4) ein Verzeichniß vorgekommener und bestrafter Verbrechen (Buch der Uebertretungen genannt); 5) Anerkenntnisse und Schuldbriefe des Rathes für diejenigen, welche Renten vom Rathhause erkauft hatten; 6) sollte es ein Verzeichniß derjenigen Personen enthalten, welche ihre Zinsgüter vor dem Rathe versetzen würden; 7) die Namen Aller, welche das Bürgerrecht in Berlin gewinnen würden. Abwechselnd in plattdeutscher und in lateinischer Sprache geschrieben, ist es das umfassendste und sprechendste Denkmal des städtischen Wesens vor der Zeit der Hohenzollern; um so wichtiger, als mit ziemlicher Gewißheit zu erweisen ist, daß wir das im angegebenen Jahre niedergeschriebene Original besitzen. Von ein und derselben Hand sind nämlich alle sieben Bücher geschrieben; und erst bey einem Vermerk aus dem folgenden 1398sten Jahre ist die Hand eines anderen Schreibers ersichtlich. In der Fortführung der Register werden bald Lücken und Unterlassungen bemerkbar. Mit dem Zuwachs der Stadt, ihrer Einwohner und Geschäfte konnte nicht mehr in einem einzigen Buche, wie der Plan war, alles Verhandelte registrirt werden. Die Fortsetzungen sind für uns verloren gegangen. Aber auch dieses bedeutende Document selbst war abhanden gekommen, und ward erst in letzter Zeit durch einen glücklichen Zufall wieder aufgefunden. Von seiner Existenz wußte man aus den Werken mehrerer Rechtslehrer des vorigen Jahrhunderts, welche es entweder im Originale gesehen, oder in Abschrift besessen. Vergebens aber waren die Bemühungen des Magistrats, ihm auf die Spur zu kommen, bis man vor einigen Jahren auf der Rathsbibliothek zu Bremen einen Berliner Gelehrten auf ein seltsames, seine Stadt betreffendes Manuscript aufmerksam machte. Es war das vielfach gesuchte Stadtbuch, und ward vom bremischen Senate mit ehrenwerther Liberalität dem berlinischen Magistrate geschenkt.

Die Rückgabe dieser Handschrift hat, so bruchstückartig viele Theile derselben auch seyn mögen, Licht in die ältere Geschichte unserer Stadt gebracht. Zugleich ist dieser glückliche Fund auch wohl mit Veranlassung erneuter antiquarischer Studien deßhalb geworden, und das Werk, welches zu diesem Aufsatze den Anlaß gibt, dürfte vorzugsweise durch das Bedürfniß angeregt seyn,

diesen Manuscriptschatz dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Herr Fidicin, Registrator der Stadtverordneten-Versammlung, hegte den Wunsch, durch Sammlung und Herausgabe der besten Quellen zu einer Geschichte der Stadt Berlin vorzuarbeiten, wie sie an Ausführlichkeit und Gründlichkeit der Bedeutung derselben angemessen wäre. Der Magistrat, die Stadtverordneten-Versammlung und mehrere andere beamtete und gelehrte Männer unterstützten ihn durch Geldbeyträge sowohl, als durch die zugestandene Benützung der städtischen und Staatsarchive. Von den drey bis jetzt erschienenen Bänden seines verdienstlichen Werkes enthält der erste einen Abdruck des gedachten berlinischen Stadtbuches, der zweyte die berlinischen Urkunden von 1261 bis 1550, der dritte mit Voranschickung einer historischen Einleitung und Uebersicht die berlinischen Regesten von 949 bis 1550. Angehängt ist von einem anderen Verfasser eine Abhandlung über das Münzwesen der Stadt Berlin.

Außer den gedruckten und bekannten Quellen hat der Verfasser aus folgenden, nicht einem Jeden zugänglichen geschöpft: 1) aus den Urkunden, Copialbüchern und Acten des königlichen geheimen Staats- und Kabinets-Archivs; 2) aus den beym königlichen Kammergericht asservirten Copialbüchern des ehemaligen churmärkischen Lehensarchivs; 3) aus den Urkunden der Domkapitels-Archive in Berlin und Brandenburg; 4) aus den Archivalien märkischer Städte, unter welchen die schon genannten des Stadtarchives in Berlin den Hauptstoff geliefert haben. — Leichensteine und Inschriften sind stumm für die Geschichte der Mark. Der Sandstein wurde erst spät, über Magdeburg kommend, zu Bauten benützt; der Granitstein, wie er auf dem Felde ehemals in bedeutenden Lagerungen sich fand, wohl zu rohen Quadern behauen, zur Aufrichtung der Grundmauern gothischer Kirchen, aber nicht zu Bildern und Tafeln, welche zu den Nachkommen sprechen sollten von Ereignissen, die die damals Lebenden bewegten. Die Holzbilder und Schrifttafeln, wo sie sich, auch diese sparsam, in unseren Kirchen finden, sind nur die Sprache einer späteren Zeit. — Noch gäbe es eine Quelle für unsere Geschichte, die aber freylich unter den historisch-diplomatischen Beyträgen für dieselbe keinen Platz finden kann. Auch der Historiker, welcher sie nützen wollte, dürfte nur vorsichtig zu Werke gehen. Aber von der kritischen Zeit vor uns, welche, nur dem Skelette der Historie nachgehend, das Fleisch und die poetischen Säfte allzu streng chemisch davon absonderte, ist diese Quelle zu sehr außer Acht gelassen. Die Familiengeschichten der märkischen Geschlechter sind freylich keine taciteischen Jahrbücher; Mönchswitz und Familieneitelkeit haben zu einer Zeit, wo es

noch keine historische Kritik gab, ihre Erfindungen hineingetragen, aber Winke zur älteren Geschichte dürften sich doch daraus entnehmen lassen. Wie man nicht ganz glaubhafte Zeugen wenigstens informationis causa vernimmt, um durch ihre Aussagen auf die Spur besserer Beweismittel zu kommen, könnten auch sie dem Historiker, dem zumal, welchem es um eine Sittengeschichte vergangener Epochen zu thun ist, manche Auskunft, manche Winke ertheilen.

Die Hauptepoche von Berlins innerer Bedeutendheit umfaßt die Zeit von 1307 bis 1442. Um 1307 vereinten sich beyde bis da getrennten Städte Berlin und Cöln zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung. Eine frey reichsstädtische Verfassung bildete sich aus alter Observanz, documentirt durch feyerliche Verträge, bestätigt durch die Landesfürsten, welche anfänglich Gunst und eigener Vortheil, den sie in der Erstarkung und Blüte germanischer Städte in dem slavischen Lande erblickten, zu Schenkungen und Verleihungen bewogen, dann unter den Bayern und Luxemburgern Noth und Schwäche. Das vereinigte Berlin und Cöln erkaufte und erwarb sich justo titulo während dieser Zeit Rechte von den Landesfürsten, welche nach heutigen Begriffen mit einer monarchischen Verfassung unverträglich sind. Indem sie völlige Zoll- und Handelsfreyheit errungen, eine eigene Gerichtsbarkeit, auch den Blutbann, und sogar, was wir jetzt Eximirte nennen, über Adelige und Diener des Landesherrn, die sich auf der That betreffen ließen, auf Leben und Tod richten konnte, und gegen letztere zu nichts verpflichtet war, als zu gewissen allgemeinen Abgaben und zur Heeresfolge — selbst das Recht stand gesetzlich den Berlinern zu, ihrem Markgrafen den bewaffneten Eintritt in ihre Thore zu untersagen — war die Stadt nicht viel anders, als eine selbstständige Republik. Die bekannte Geschichte weiß wenig aus dieser Zeit; denn Berlins errungene Macht wandte sich nicht nach außen. Es war keine Republik, welche erobern wollte, sondern eine, die nur sich selbst das mühsam Erworbene zu erhalten strebte. Nur durch ihre Bündnisse mit den anderen märkischen Städten zum Schutze ihres Handels und ihrer Gerechtsame gegen Adel und Räuber tritt Berlin in dieser Epoche nach außen thätig auf. Auch wußten und wissen wir nichts von ihrem inneren städtischen Leben, von Kämpfen um Stellen und Einfluß, die doch von jeder republikanischen Verfassung unzertrennlich sind. Es fehlt ein Chronist aus jener Zeit.

Zur Kenntniß dieser Epoche ist nun das aufgefundene Stadtbuch von unschätzbarer Wichtigkeit. Keine Geschichte noch Chronik Berlins, ist es doch abgefaßt, gesammelt und aufgeschrieben gerade während des kräftigsten Bestehens der selbstständigen Stadt.

Das Gefühl der Macht und Ordnung, welches Bürgerschaft und Rath beywohnte, ist darin abgedrückt. Außer den Urkunden, den Quellen der städtischen Rechte, die es aufgenommen, finden wir das ganze Schöffenrecht, Andeutungen des Gerichtsverfahrens, Verzeichnisse der merkwürdigsten Kriminalfälle, wo »die Herren,« wie der regierende Rath vorzugsweise genannt wird, mit herber Strenge Recht und Gerechtigkeit handhabten. Aus den Innungsbriefen, den Verfügungen und Erlassen bey einzelnen Vorfällen, aus den Contracten über wiederkäufliche Renten, schöpfen wir manche Winke von Bedeutung über Besitzthum, Handlungsweise und auch Denkart unserer Vorfahren. Alles ist rein deutsch, sassisch wie die plattdeutsche Sprache, in der alle Urkunden und Vermerke, wo man das Latein nicht brauchte, niedergeschrieben sind. Kein einziger Anklang an eine wendische Vorzeit, an slavischen Vorbesitz. Kömmt unter den Bürgernamen ein wendisch klingender vor, so ist gewiß dabey gesetzt Slavus, oder purus Slavus (ein Stockwende). Beachtenswerth ist, daß die Mehrzahl der Bürgernamen aus jener Zeit, welche in Verhandlungen genannt, in Registern aufgeführt werden, uns befreundet klingt. Abgesehen von den Müller, Schulz, Zimmermann, Becker, Schmidt u. s. w., welche, ihren Ursprung an der Stirn, durch ganz Deutschland familiär sind, finden sich auch viele mehr markirte Geschlechtsnamen, welche, auswärts selten oder gar nicht vorkommend, in unserer heutigen Bürgerschaft gäng und gäbe sind. Verwandtschaft und Abstammung lassen sich nicht mehr nachweisen. Der heutige Bürger, für heute lebend, hat höchstens Blicke auf das Morgen und Uebermorgen; vorgestern und vorvorgestern sind Begriffe, in die sein Sinn ohne äußere Anregung sich nicht verirrt. — Die Namen der alten Bürgerfamilien führen uns auf eine nächste Frage, wo von einer republikanisch-deutsch-reichsstädtischen Verfassung die Rede ist: ob in Berlin patricische Familien, städtische Geschlechter existirt haben? Positiv sagt das Stadtrecht darüber nichts. Aber gewisse, immer wiederkehrende Namen zeugen dafür, daß das Herkommen der anderen deutschen Städte auch hier nicht fremd war. Zwar spricht die »Allgemeinheit« (meynheit) der Bürger bey den Wahlen und in anderen Verwaltungsangelegenheiten mit, das Regiment der Stadt scheint aber in gewissen begüterten Familien einheimisch geworden zu seyn. Viele dieser Familien waren begütert, nicht allein in fahrender Habe, die Frucht des Erwerbs durch Thätigkeit und Handel, sondern auch in liegenden Gründen. Nach den Registern besaßen Berliner Familien einen ausgedehnten Landbesitz in den Dörfern umher; mehrere Dörfer gehörten einzelnen Bürgern. Schon in den frühesten Urkunden

finden wir adelige Namen unter den Rathsleuten und Bürgermeistern, wenn gleich das »von« mit hinzugefügtem Ortsnamen nicht immer die Adelsqualität und den Rittergutsbesitz, sondern eben so oft, und sogar häufiger, die Ortsherkunft anzeigt. Aber Macht, Blüte und Frieden innerhalb der Ringmauern, während draußen Raub, Fehden, Plünderung und Mordbrennereyen den Aufenthalt unsicher machten, lockten immer mehr freye Grundbesitzer in die Stadt, welche außerdem auch Ritter und Adelige in ihre Dienste nahm, um ihre Mannschaften zu befehligen. Wenn die patricischen Familien vielleicht auf dem Punkte standen, sich zu geschlossenen Geschlechtern zu formiren, so unterbrach sie wahrscheinlich das Ereigniß, welches die verbundene Stadtverwaltung wieder auflöste (1442), und damit der selbstständigen Macht, wenigstens in der bisherigen Ausdehnung, ein Ende machte.

Berlin hatte einen Schöffenstuhl. Sein Schöffenrecht hatte sich aber keiner solchen Anerkennung und Ausbreitung, wie das anderer deutscher Städte zu erfreuen gehabt. In den anweisenden Verordnungen ist gesagt, wenn die Schöffen in Berlin das Recht nicht finden können, sollen sie zurückgehen an den Schöffenstuhl zu Brandenburg, und sich dort Raths erholen. Das aufgefundene Stadtbuch enthält das vollständige Berliner Schöffenrecht. Es ist kein in Berlin geborenes, aus seinen eigenthümlichen Verhältnissen und Bedürfnissen hervorgegangenes Recht. Aeltere Gesetzbücher, besonders der Sachsenspiegel, liegen ihm zum Grunde. Aber Berlin, als eine Niederlassung sächsischer Colonisten, konnte auch füglich in der kurzen Zeit seines Bestehens kein eigenes Recht sich gebildet haben, und das in allen sächsischen Landen geltende entsprach, mit wenigen örtlichen Bestimmungen, dem Bedürfnisse vollkommen. Die Treuherzigkeit der Sprache versöhnt mit manchen, unser Gefühl verletzenden Bestimmungen, und wie es in diesen germanischen Gesetzbüchern aus der Kinderzeit der Gesetzgebung herkömmlich ist, unterbricht die ratio legis oft in naiver Weise die positiven Bestimmungen, oder geht ihnen, sie einleitend, voran. Aber diese treuherzigen Raisonnements beeinträchtigen keineswegs die Gedrängtheit und Kraft der Sprache in den eigentlichen Gesetzen; ja unsere neuen Gesetzbücher könnten von dorther an Energie, Bildlichkeit und Kraft lernen. Waren es doch auch Gesetze, nicht für Gelehrte, sondern die der schlichte Verstand jedes Bürgers fassen sollte.

Freylich kommen auch Fälle vor, wo die ratio legis seltsam gewunden und gedrechselt erscheint. Ein mühsamer scholastischer Witz dreht sie zurecht, wo herkömmliche Ansichten oder der ge-

sunde Volkssinn mit den legalen Bestimmungen sich nicht vertragen mögen. So sind die Bestimmungen über die Rechte der Juden in einem eigenthümlichen Tone abgefaßt. Während unsere neueren Gesetzgebungen sich bemühen, die Gründe ins Licht zu stellen, weßhalb sie den Juden nicht gleiche Rechte mit den Christen zugestehen, mühen sich diese älteren Gesetzgebungen, sich vor ihrem Gewissen durch besondere Gründe zu rechtfertigen, daß sie den Juden Rechte überall zugestehen. So lautet im Berliner Schöffenrechte die Einleitung zu den Rechten der Juden folgendermaßen: »Darum ist das wunderlich, daß man gestattet den Juden unter den Christen zu leben. Nun lehren aber die heiligen Lehrer der Christenheit, daß man die Juden läßt leben bey den Christen um vier Ursachen willen: die erste, daß wir das Gesetz von ihnen haben, wodurch wir Zeugniß haben von Christo; die zweyte, um der Altväter willen, von denen Christus den Anfang seiner Menschheit nahm (syn beginsel syner menscheit), nämlich von dem Geschlechte Yesse; die dritte, um der Juden Bekehrung willen, sintemalen sie alle sollen werden bekehret noch vor dem strengen Gerichte Gottes; die vierte, um des Gedächtnisses Jesu Christi willen, denn so viel der Juden sind, so vielfach sollen wir das Gedächtniß seiner harten Marter in unseren Herzen tragen.«

Wie es in diesen Gesetzbüchern Sitte ist, hebt die historische Rechtserörterung von Babylonien und Rom, von Cyrus und Alexander, oder noch weiter, an, um auf die Berechtigung des Kaisers, Papstes, der Herzöge, Gaugrafen, bis hinunter zu den Dorfschulzen zu kommen. Wie einfach die Rechtssätze waren, um so verwickelter war das Rechtsverfahren und die Competenz der vielfachen Gerichte. Selbst in unseren ruhigen Zeiten würde es schwer halten, sich zurecht zu finden. Zwar lautet der theoretische Satz: Alle werlich gerichte hot begin von kore, sehr tröstlich, und es wird gleiches Recht anempfohlen, und daß der Arme dasselbe erhalte wie der Reiche; aber es heißt bald darauf, wenn ein Richter dem Kläger sein Recht verweigert, so soll er über ihn klagen »allerwegen,« wo er Rechtes über ihn bekommen mag!« In dem umständlichen Verfahren bey gehegtem Gerichte vor den Schöppenstühlen, das durch seine wiederholten Formeln ermüdet, wird man doch zuweilen durch poetische Gründe und Formen, die in den Wust der Worte hineinblitzen, erfrischt. Die historischen Herleitungen gewisser uralt germanischer Observanzen aus der römischen und jüdischen Geschichte zeigt, wie schon unsere Vorfahren vor fünf- und sechshundert Jahren pedantisch bemüht waren, ihr eigenes schönes Recht aus der Fremde her sich selbst als Recht zu beweisen, und

mit übel angebrachter Gelehrsamkeit einfache Bestimmungen zu würzen. Im Uebrigen recurrirt dies berlinische Schöffenrecht überall auf das Recht der Sachsen, von denen sich die deutschen Märker damals noch gar nicht als getrennt denken konnten.

Das Rechtsbuch zerfällt in vier Abschnitte: 1) Von Schuld und Schaden; 2) vom Erbrechte; 3) von der handfesten That und Bestrafung der Verbrechen; und 4) ein seltsames Compositum, vom Rechte der Frauen und der Juden, und von allerhand anderen Rechten.

Mit einem poetischen Schwunge, welcher heute in keinem Landrechte mehr geduldet würde, sagt der Berliner Legislator: »Fortan nun wird das Buch Urtel und Recht angeben, wie das aus anderen Rechtsbüchern das nützlichste und allerbeste ist herausgezogen und recht erwählt, gleichwie die Jungfrau auswählet die schönsten Blumen zu ihrem Kranze, und die Aerzte ausziehen die besten Kräuter zu ihren Arzeneyen, und die Taube auswählet das beste Korn zu ihrer Speise; also ist dies Recht auserwählet, und ordentlich gesetzt, eines nach dem anderen.«

Grausam, wie überall in jener Zeit, sind die Kriminalstrafen: Den dif sal man hengen, und man henkte ihn mit wenig Ausnahmen. Frauen wurden sogar, wie das Buch der Uebertretungen bezeugt, um dasselbe Verbrechen vielfältig lebendig begraben. Nur wenn der Werth des Gestohlenen weniger als drey Schillinge betrug, kommen sie mit Auspeitschen und Stellen an den Pranger davon. Lustig klingt die Bestimmung, daß zänkische Frauen zusammen einen großen Stein tragen sollen, und dabey auf einander losschimpfen. Auch Frauen, wenn sie aus der Stadt verwiesen wurden, was täglich vorkömmt, mußten die Urfehde schwören, wobey der Büttel ihnen, wie jedem Ausgewiesenen, folgenden Eid vorsprach: »Um der Bosheit willen, die du hast begangen, darum bist du gnädiglich gezüchtigt; des sollst du mit Rache nimmermehr in Argem gedenken, und sollst die Stadt fortan meiden; dir widerführe denn von den Herren Gnade. So wahr dir helfe Gott und seine Heiligen.« — Wegen gewisser Vergehen des Büttels gegen den Richter erhält er »zwey und dreyßig Schläge mit einer grünen Eichengerte, die vom Daumen an zwey Ellen lang ist.« — Auch soll der Büttel, wenn er einen am Pranger schlägt, »nicht eher aufhören, die Herren heißen es ihm denn mündlich aufzuhören. Schlägt er drüber, soll er eben so viel Schläge erhalten, als er über der Herren Gebot geschlagen hat.« — Nothzucht wird scharf geahndet. Naiv klingt aber der Zusatz: An varende wive und an syner

amyen mach di man nod don und syn lif vorwerken, ofte he sy na oren dank beleget.

Beschränkt sind die Rechte der Frauen. Doch ist der einleitende Satz zum Kapitel über ihre Rechte von christlichem Sinne dictirt, und die Hervorhebung desselben mag in einer Zeit von Wichtigkeit gewesen seyn, wo solche Geburtsunterschiede herrschten, daß der rechtmäßige Sohn eines nordmärkischen Grafen aus der Ehe mit einer Slavin nicht zur Succession in die Lehenwürde seines Vaters qualificirt erachtet wurde: — »Sey auch ein Mann seinem Weibe nicht ebenbürtig, so ist er doch ihr Vormund, und sie seine Genossin, und tritt in sein Recht, sobald sie in sein Bett gestiegen. Doch nach göttlichen Rechten ist sie ihm gleich, und soll sein unter seinem Gehorsam.« Das Erbrecht der Frauen, welches die noch gültige **constitutio Joachimica** feststellt, und wonach die Frau das Ihre einwirft und die Hälfte zieht, war schon in den altbrandenburgischen Rechten anerkannt. Charakteristisch heißt es: »Das Weib mag durch Unkeuschheit ihre weibliche Ehre kränken; ihr Recht oder ihr Habe verliert sie um deßhalb nicht.« Dennoch spukt der sittliche Grundsatz über Entehrte mannigfach auch in das Erbrecht. Beachtenswerth ist auch der Satz: »Wer eines Mannes Weib offenkundig behurt, oder ein Weib oder Magd nothzüchtiget, nimmt er sie darnach zur rechten Ehe, ein echtes Kind gewinnt er nimmermehr von ihr. Und wird er des vor Gerichte überwiesen, so ist er gekränkt mit sammt dem Weibe an seiner Ehre, und der Mann bleibt nun rechtelos.« — Schwangere Frauen sind in der Art bevorzugt, daß bey ihren Vergehungen nur über Haut und Haar gerichtet werden soll.

Nach der oben erwähnten Einleitung zum Judenrechte sollte man große Strenge in den gesetzlichen Bestimmungen erwarten. Aber die Bestimmungen sind verhältnißmäßig mild, ob es schon auch hier an beleidigenden und sonderbaren Vorschriften und logischen Schlüssen nicht fehlt. Schlägt der Jude einen Christenmann, heißt es, oder thut er Ungerechtes, dabey er ergriffen wird, dann richtet man über ihn, wie über einen Christenmann. Schlägt aber der Christenmann einen Juden, dann richtet man über ihn durch des Königs Frieden, den er an ihm gebrochen hat. Diesen Frieden erwarb ihnen **Yosaphus weder den koningh Vespasianum do he synen sone Tytus gesunt makede von der gicht.** — Juden und Pfaffen, welche Waffen tragen, werden als Friedebrecher betrachtet. Beyde kommen noch einmal in sonderbarer Gemeinschaft bey der Bestimmung über den »alten Frieden,« den des Kaisers Gewalt im Sassenlande eingesetzt hat, vor. In älteren Zeiten mußte der Jude, wenn er vor Gericht einen Eid leistete, barfuß auf einer Sauhaut stehen, die vor der

Schöffenbank ausgebreitet ward, auf seinem Kopfe einen spitzen Hut. Die Schweinshaut scheint schon zur Zeit der Niederschreibung des Schöffenrechtes abgekommen zu seyn. Dagegen wird darin noch ausdrücklich bestimmt, daß er außerhalb seiner Synagoge niemals ohne rothen Hut erscheinen dürfe.

Auch das Naturrecht spukt schon in diesem Schöffenrechte. Es werden Satzungen erwähnt, die wider das natürliche Recht seyen. »Die Satzungen erklären etliche Leute für »»eigene,«« d. i. wider die Natur; denn von Natur sind alle Leute frey. Darum haben die Kaiser wieder manche Satzungen gemacht, wodurch sie die eigenen Leute frey machten.« Auch das Erbrecht wird herangezogen und aus einander gesetzt, wie das Recht der Aeltern, ihr Gut an Fremde zu vermachen, und »ihre Kinder nach Brot gehen lassen,« wider die Natur sey, weßhalb die Sassen das zum Recht gesetzt, daß man den (natürlichen) Erben ihr Gut lassen müsse. — Wie auch im Uebrigen der streng religiöse Sinn des Mittelalters, und Ehrfurcht gegen Kirche und Papst überall durchblickt, die Personen der Geistlichen scheinen mit den Berliner Gesetzgebern in keinem besonderen Einklang gestanden zu haben. Der Streitigkeiten, wie zwischen dem Propst von Bernau und der Berliner Bürgerschaft um Geldhebungen und Geschenke, mögen mehr, als die Geschichte erwähnt, vorgekommen seyn, wenn auch nicht alle einen gleich tragischen Ausgang nahmen. Es heißt im Schöffenrechte: Prister und leigen werden leider selden gude frunt. Dat komt von der papen gyricheit und unkuscheit; wen dy unkuscheit sy let, so hebben sy yn sick alle giricheit. Den gyrigen hatet man sere. Naive Aeußerungen von Legislatoren, die aber bedeutende Winke über die Sittengeschichte der Zeit liefern.

Das Buch der Uebertretungen (ein Register der vorgekommenen Kriminalfälle) hebt so an: »Nutz und gut ist es wegen der Nachkömmlinge im Rathe, daß man läßt aufschreiben die Ursache, warum man Leute hingerichtet hat, verfestiget, an den Pranger gestellt, oder sonst an ihrem Leibe gekränket — damit die Nachkömmlinge in diesem Rathe die Ursachen in diesem Buche beschrieben finden, warum die gezüchtigt sind, benommen und entleibt.« — Und es folgt darauf ein entsetzliches Register, nicht von Verbrechen, sondern von grausamen Bestrafungen, vor denen unser Gefühl schaudert. Die Rathmänner haben die ihnen zugestandene Kriminaljustiz vollständig ausgebeutet; freylich nicht über den Begriff und das allgemeine Rechtsgefühl jener Zeiten. Ob es milder zugegangen, nachdem ihnen dieses Regiment entwunden, darüber fehlen die Nachrichten. Die uns aufbewahrten

fangen ungefähr um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an, und hören auf nach Anfang des funfzehnten.

Voran kommen einige politische Verbrechen, von mächtigen, patricischen Rathsmännern verübt, Versuche gegen bestehende Gewalten. In der Ausführlichkeit der Darstellung sieht man die Rücksichten gegen Personen und das Gewicht der Sache, welche sie dictirt. Aber eben dieselben Rücksichten lassen doch noch einiges Dunkel über den eigentlichen Hergang zurück. Die Sache war noch zu neu, Allen bekannt, als sie niedergeschrieben ward, darum nur Andeutungen, und zugleich Spuren der noch vorwaltenden Leidenschaften, die dadurch angeregt waren. Darauf einige Verbrechen seltenerer Art: Friedebrecher, welche der ganzen Stadt mit Brand und Raub gedroht, darauf gefangen und hingerichtet wurden. Man sieht aus der Darstellung, wie die Richter sich selbst wegen ihrer Strenge rechtfertigen zu müssen glaubten, indem sie immer dabey auf das Urtheil braver (berner) Leute provociren, welche dieß und dieß gebilligt hätten. Nach diesen und anderen mehr aristokratischen Verbrechen, die man anfänglich allein als würdig, in das Stadtbuch aufgenommen zu werden, betrachtet zu haben scheint, kömmt dann eine Reihe gemeiner Verbrechen, die fast sämmtlich mit grausamen Todesarten belegt werden. Aeltern, die ihre Tochter dem Comthur im Tempelhofe verkauft haben, werden mit sammt dem Unterhändler lebendig verbrannt. Zahllos ist die Reihe unglücklicher Weibspersonen, die, weil sie eine Kleinigkeit, einen Rock, ein Kleidungsstück, entwandt haben, lebendig begraben werden. Und diese Execution geschieht jedesmal in Gegenwart zweyer Berliner Rathsherren! Wenn ein Dieb einmal aus Rücksichten nur gepeitscht, an den Pranger gestellt und ausgewiesen wird, so ruft wohl mit einem Stoßseufzer der Schreiber: »Leider geschah ihm nicht mehr!« Namentlich ward diese grausame Kriminaljustiz auf den der Stadt unterwürfigen Dörfern oft ausgeübt. Erklärlich, weil hier die zahllosen Unglücklichen, die aus den Städten verwiesen, nirgends Einlaß fanden, ihr Wesen trieben. Mit den Wenden scheint man noch jetzt weniger Umstände gemacht zu haben, als mit den deutschen Verbrechern; dafür kamen sie indeß häufiger mit bloßem Durchpeitschen davon. An Zaubereyen, Gift und Liebestränken und andern Verbrechen des Zeitalters, deren factischen Bestand sogar unsere Kritik bezweifelt, wie das Verkaufen christlicher Knaben an Juden u. s. w., fehlt es eben so wenig in diesem mit Blut geschriebenen Buche.

Trotz der Bedeutung des Bürgerrechts in jenen Zeiten scheint man in seiner Erwerbung nicht viel Schwierigkeiten gemacht zu haben. Im Gegentheil mußte jeder Fremde, welcher eine Erb-

schaft oder auch nur einen Theil derselben in Berlin heben wollte, zu diesem Behufe erst das Bürgerrecht sich verschaffen. Die Abgaben dafür, zu verschiedenen Zeiten verschieden, waren doch auch nach damaligen Verhältnissen nicht drückend. Der Bevorzugungen eines Berliner Bürgers, im Gegensatze zu den Fremden (gäste), waren dagegen mannigfaltige. Der Communalverband war enger, die Stadtgemeinde bildete eine große Hausgenossenschaft; vieles geschah gemeinschaftlich; für viele Bedürfnisse, die heute der Sorge des Einzelnen, der Concurrenz freygegeben, obliegen, sorgte die Stadt. So ließ sie z. B. durch ihre Thorwärter die Ziegeln und den Kalk zum Bauen brennen, und der Bürger kaufte wohlfeiler als der Fremde. Nur im Rathskeller ward der Wein, inländischer und fremder, auch das Bier geschenkt. Der Einzelne durfte nur so viel brauen, als zu seinem Bedürfniß nöthig war. Dagegen war auch jeder Bürger mit Leib und Leben der Stadt zum Dienste verpflichtet, und mußte, ein Ausdruck, der uns heute seltsam bedünkt, vor den Thoren »Wache sitzen.« Unsere Vorväter machten es sich bequemer. Einen Harnisch und Waffen mußte jeder Bürger haben; es waren Stücke, auf die kein Gläubiger Beschlag legen durfte. Selbst zur Zeit der Hohenzollern gilt diese Verpflichtung noch; ja es wurden diese Waffenstücke sogar, gleich unseren Feuereimern, als Inventarienstücke der Häuser betrachtet, die auf den Käufer übergingen.

Bey der Vorhaltung zum Bürgereide hieß es: »Ein gehorsamer Mitbürger sollst du seyn; Wasser und Weide sollst du genießen, zollfrey sollst du seyn gleich unseren anderen Bürgern. Auch sollst du haben rechtes Gewicht, rechtes Maß, einen rechten Scheffel und ein Viert, und Alle, mit denen du umgehst, die sollen rechtfertig seyn. Und hast du was vor dir, das lege ab; hiernach wollen wir dir gewärtigen dein Recht, gleich unseren anderen Bürgern.« — Dieser Eid wurde nach 1442, wo der Churfürst Friedrich II. die Städteverwaltung wieder trennte, und dem monarchischen Prinzipe über das republikanische das Uebergewicht verschaffte, abgeändert. Im cölnischen Stadtbuch findet er sich in der neuen Form verzeichnet. Es wird dabey das Verfahren also beschrieben: »Der Bürgermeister fragt: Bist du der Bürgerschaft begehrend? — Er antwortet: Ich bin es. Darnach sagt der Bürgermeister: Hast du eine Sache auf dir, die sich zu Hader und Krieg ziehen möchte, daran diese Stadt Mühe und Arbeit kriegen möchte, die sollst du erst von dir legen; man nimmt dich anders nicht zu einem Bürger. Dann so spricht er: **Ik en weyt nicht, wen alle gut up desse tyd.**« — Der formirte Eid lautete alsdann: »Ich gelobe und schwöre meinem

gnädigen Herrn getreu und gewärtig zu seyn, seinen Schaden zu wenden, sein Frommen zu fördern, und in keiner Sache wider seine Gnade und Herrschaft zu seyn. So mir Gott helfe und die Heiligen. Ich will dem Rathe getreu und gewähr seyn; wenn mich der Rath vorfordert bey Tag oder Nacht, will ich gern zu dem Rathe kommen, und ein gehorsamer Bürger seyn. Bey meiner Treue und Ehre.«

Die Einkünfte Berlins im vierzehnten Jahrhundert finden sich im Stadtbuche auf das genaueste verzeichnet. Die Niederlage war ein ergiebiger Quell des städtischen Reichthums. Die Marktabgaben, der Budenzins sind aufs speziellste regulirt. Auch war Berlins Grundbesitz nicht unbedeutend; doch mehr der erworbene, als der ursprüngliche. Die Mehrzahl der ansehnlichen Dörfer im Umkreise hat die Stadt erst durch Tausch, Kauf und Schenkung acquirirt. Oft wird ihnen das Eigenthum überantwortet von gnädigen Fürsten, welche auf keine andere Weise ihrer Schuldverbindlichkeiten gegen die reichen Herren ledig werden können. Ein Stadttheil, welcher in diesem Augenblicke erst mit seinen neuen Niederlassungen, meist Armencolonien, zur Stadt gezogen wird, der Wedding, ist urkundlich eine ihrer ersten Besitzungen, indem Markgraf Otto 1289 den damaligen Hof Wedding der Stadt aus Wohlwollen und Dank für geleistete Dienste derselben schenkte.

Der zweyte Theil des Werkes enthält die berlinischen Urkunden von 1261 bis 1550. Das reiche Material, welches dem Herausgeber für die neuere Geschichte Berlins zu Gebote stand, hat derselbe für jetzt noch zurückbehalten, weil darunter sich Urkunden befinden, welche nur als Bruchstücke größerer Verhandlungen betrachtet, und noch mit anderen, zum Theil noch ungeordneten und daher unzugänglichen Acten verglichen, und nöthigenfalls aus denselben ergänzt werden müssen. Dagegen hat er sämmtliche Urkunden, welche sich ihm aus der ältesten Geschichte bis zur Reformationszeit darboten, hier, wie er glaubt, gewissenhaft gesammelt. Doch hat die Kritik hier ein buchhändlerisches Bedenken. Wenn man einen starken Band in die Hände bekömmt, dessen Vorwort mit der Versicherung anhebt, daß er eine Sammlung der Urkunden eines gewissen Zeitraumes enthalte, so erwartet man etwas Vollständiges. Aber es wird sogleich erklärt, daß von den bereits gedruckten Urkunden nur diejenigen hier wieder aufgenommen worden, welche bey der Vergleichung mit den Originalien als unvollständig oder incorrect erschienen, oder in bereits selten gewordenen Werken enthalten, und daher nicht leicht einzusehen seyen. Außerdem fehlen auch diejenigen Urkunden, welche unter den Privilegien des Stadtbuches ent-

halten sind, und sie werden auch nicht einmal marginaliter mit ihrem Inhalte angegeben. Wie reichhaltig an bisher ungedruckten und unzugänglichen Urkunden dieser Band nun auch sey, so fehlt ihm durchaus der Charakter der Vollständigkeit, und man weiß nicht, auf welchem Standpunkte der Lectüre oder des Besitzes historischer Werke man sich befinden muß, um diesen Band des Fidicinischen Werkes als eine Ergänzung zu betrachten. Der Einheit des Werkes ist dadurch Eintrag geschehen, in sofern der Herausgeber nicht zu viel Gewicht auf den unbestimmten Titel Beyträge legt. Von einem mit solchem Fleiße unternommenen und ausgeführten Unternehmen hätte man aber wünschen dürfen, daß die Beyträge sich zu einem vollständigen Werke, so weit dieß möglich, abgerundet hätten.

Die Urkunden beginnen mit dem vielfach allegirten Verleihungsbriefe von 1261, durch welchen Markgraf Otto der Stadt Cöln die bey derselben gelegene Heide Mirica übereignet. Die Aechtheit desselben, — sie existirt nur in Abdrücken älterer Werke — ist angefochten. Weil in diesem Briefe ein Ritter Rudolphus de Ystralowe als langjähriger ruhiger Vorbesitzer der genannten Wiese angegeben wird, und dieselbe den Grundbesitz des heutigen Fischerdorfes Stralow umschließt, wird aus dieser Urkunde die alte Vermuthung entweder hergeleitet, oder dadurch gekräftigt, daß Stralow eine ältere Niederlassung gewesen als Berlin. In sofern letzteres eine deutsche Colonie ist, so wäre der Beweis von selbst geführt, da Stralow's Namen den wendischen, also früheren Ursprung anzeigt. Aber historisch wird sich darüber nie etwas mit Gewißheit ausmachen lassen.

Innungsbriefe und Gewerbsprivilegien der Zünfte beginnen die Reihe der eigentlichen Berliner Stadturkunden. Die Kürschner, Schuhmacher und Schneider fangen den Reigen notorisch als berlinische Bürger an. Dann folgen die Wollenweber, und die erloschene Verbrüderung der Kalandsherren (von denen in Berlin noch ein Gebäude den Namen Kalandshof führt), Schenkungen der Markgrafen, Verträge zwischen den einzelnen Städten und Stiftungs- und Donationsurkunden über einzelne Altäre in den Berliner Hauptkirchen. Darauf die Verleihungen von Rechten und Freyheiten der Markgrafen. Als ein Curiosum eigener Art bestehen in der brandenburgischen Geschichte die Rechtsverleihungen und Schenkungen, ausgegangen vom falschen Waldemar. Wiewohl Fürsten, Reich und Kaiser ihn allmälich fahren ließen, und durch diplomatische Aktenstücke sich als getäuscht erklärten, verblieben doch seine Schenkungen und Verfügungen in Kraft; wozu die Schwäche der bayerischen Markgrafen, die Anarchie der nächstfolgenden Zeit, wo für jeden das galt, was

er Kraft besaß zu behaupten, wohl eben so viel und mehr beytrugen, als Waldemars Entsagungsacte, in der er sich noch Waldemar unterschrieb, und die Zustimmung des Kaisers zu seiner glanzvoll durchgeführten Rolle. — Die früheren Urkunden haben durch die Namen der nach Sitte der Zeit dabey aufgeführten Zeugen für den Historiker noch einen Nebenwerth. Diese Namen gehören sämmtlich Geschlechtern an, welche noch heute als ursprünglich märkische Familien gelten. Erst zur Zeit der beyden bayerischen Ludwige kommen Namen vor, die dem süddeutschen Adel angehörig, fremd klingen gegen die bekannten wendischen und sassischen. Die Verhandlungen, weniger über, als nach dem Morde des Bernauer Propstes Nicolaus in Berlin, nehmen einen großen Raum unter den Actenstücken aus älterer Zeit ein, ohne über die That selbst Licht zu verbreiten.

Gern möchte man das vierzehnte Jahrhundert, als ein durchaus rohes, der Gelehrsamkeit wie der Kultur entfremdet, darstellen, und gewiß stand es in vieler Beziehung dem dreyzehnten in der Mark Brandenburg nach. Dagegen macht sich in manchen Urkunden aus dieser Zeit die Gelehrsamkeit an einem Orte und in einer Art Luft, wo man es am wenigsten erwartet. 1343 erließ der Rath ein Statut in Betreff der Juden, welche sich zu Schaden der Knochenhauerinnung einen unerlaubten Auf- und Verkauf angemaßt hatten. Unsers Bedünkens würde da eine einfache Polizeyordre genützt haben, aber das Statut hebt mit der Weisheit Griechenlands an: »Aristoteles schreibt in dem ersten Buche von der Städteregierung: Der Mensch ist unter allen Thieren das beste« u. s. w. — so pompös beginnt das Schlacht-Edict, um nach der Anführung aus Aristoteles aus einander zu setzen, wie der Rath sich gemüht habe, Satzungen im Sinne der alten Weisheit zwischen zünftigen Schlächtern und kleinen jüdischen Fleischhackern festzustellen, wie sie aber doch übertreten werden, und nun so und so geordnet werden sollten. — Die Sorge wegen Vor- und Aufkäufen waltet durch alle Rechts-Institutionen des Mittelalters, und findet sich auch in den Berliner Edicten, die der Vertheuerung der Waaren auf alle mögliche Weise zu steuern, und obrigkeitlich die Preise zum gemeinen Besten fest zu stellen suchten. Selbst der fremde Wein, der in die Stadt gebracht wurde, durfte, wie angegeben, nur im Rathskeller, und zwar zu den Preisen ausgeschenkt werden, welche die darüber gesetzten Rathsleute, nachdem sie ihn geprüft, für angemessen hielten.

Der dritte Theil ist vom Verfasser betitelt: Berlinische Regesten von 949 bis 1550. Er zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich damit, aus den vorhandenen Urkunden

mit Benützung der historischen Mittheilungen die innere Geschichte des berlinischen Städtewesens von seinen ersten Spuren bis zur Reformationszeit zu geben. Der zweyte enthält eine kurz gefaßte Uebersicht in chronologischer Reihenfolge von allen Documenten, den noch vorhandenen sowohl, als denen, die uns nur aus vermittelnden Quellen bekannt sind, welche Berlins Verfassung und Geschichte betreffen, oder in denen Berlins Erwähnung geschieht.

Diese Regesten zu entwerfen war ein dem Verfasser amtlich gewordener Auftrag. Wenn er denselben in der ersten Abtheilung überschritten, und der mehrfach an ihn ergangenen Aufforderung, das von ihm gesammelte Material historisch zusammen zu stellen, zu genügen gesucht, so geschah dieß nicht, wie er versichert, um eine eigentliche Geschichte von Berlin zu schreiben, vielmehr leitete ihn dabey nur die Absicht, den künftigen Geschichtsforschern jenes Material so übersichtlich zu machen, daß sie zugleich auch zu beurtheilen im Stande seyen, in wiefern in Archiven und Privatsammlungen etwa für die Geschichte Berlins noch wichtige Urkunden und Nachrichten vorhanden seyn möchten. — Diese historische Zusammenstellung der berlinischen Regesten hat er, nach einer Einleitung über die früheren Bewohner der Gegend und der Namen beyder Städte, in drey Perioden getheilt. Die erste geht von der Verleihung des Stadtrechts an die Städte Berlin und Cöln bis zur Einrichtung einer eigenen Verwaltung für jede derselben (wahrscheinlich von 1231 bis 1307); die zweyte von der Verbindung Berlins und Cölns zu einer gemeinschaftlichen Stadtverwaltung bis zur völligen Entwicklung derselben (1307 bis 1442); die dritte von der Trennung der gemeinschaftlichen Stadtverwaltung beyder Städte bis zum gänzlichen Verfalle der älteren Form des Gottesdienstes (1442 bis 1539). Neue Quellen und Ansichten über den dunkeln Ursprung einer großen Stadt werden uns nicht eröffnet; aber das Vorhandene und Ausgesprochene wird auf verständige Weise zusammengestellt, und das Licht in die Sache gebracht, was sich durch den Reflex von anderen Lichtern dahin werfen ließ. Ob Albrecht der Bär Berlin gründete oder nicht, ist eigentlich so wenig auszumachen, als ob es Arminius der Cherusker gewesen, wie ein alter patriotischer Commentator zu beweisen strebte. Eingreifender werden die Untersuchungen und Zusammenstellungen in der Zeit, wo die Urkunden anfangen; und mit besonderer Umsicht ist der interessante Moment behandelt, wo Berlin durch übermüthigen Trotz auf seine erworbenen großen Rechte diese verwirkt, seine Stadtverwaltung wieder getrennt, und die beyden Räthe von Berlin und Cöln der Controlle der landesherrlichen Regierung

unterworfen werden. Hier sind die Conjecturen des Verfassers oft schlagend. Churfürst Friedrich II., der Eiserne, bewirkte diese Trennung der Stadtverwaltungen, welche bis unter der Regierung König Friedrich Wilhelm I. fortdauerte, wo sie, bey völlig verschiedenen Verhältnissen, und ohne Gefahr, daß die städtische Macht der königlichen Eintrag thäte, aus meist ökonomischen Gründen wieder vereinigt wurden. Diese combinirte Stadtverwaltung dauert noch fort, nur modificirt und gekräftigt in Bedeutung durch die neue, wohlthätige Städteordnung, durch Friedrich Wilhelm III. nach den unglücklichen Franzosenkriegen Preußens Städten ertheilt. Der heutige Bürger weiß kaum mehr, ob er zu Cöln oder Berlin gehört. Beyde älteren Städte sind, was ihre Abgränzungen anlangt, untergegangen in den ausgedehnten Vorstädten, welche den Charakter als solche längst verloren haben.

Der zweyte Theil dieses Bandes, die historisch = chronologische Zusammenstellung der Regesten, ist die verdienstvollste Arbeit des Verfassers, von Werth für jeden künftigen Historiker, der Berlins Geschichte zum Gegenstande wählt. 677 Urkunden werden aufgeführt. So sparsam dieselben in den ersten Jahrhunderten sind — ja einige, auf die frühere Historiker Gewicht legten, sind sogar zweifelhaft — so reichhaltig werden sie in den letztern Jahren. Doch ist damit wohl noch nicht alles erschöpft, und der Verfasser spricht die dringende Bitte aus, daß jeder, der sich im Besitze von, auf Berlins Geschichte bezüglichen Documenten befinde, oder solche nachzuweisen vermöge, ihm davon Nachricht mittheilen möge. Nur so dürfe es möglich werden, die Lücken, welche sich beym Mangel an Material bemerkbar machen, und die Bearbeitung einer vollständigen Geschichte Berlins hindern, auszufüllen.

Angehängt ist eine Abhandlung über das Münzwesen der Stadt Berlin von Hrn. B. Kühne, ein Gegenstand, der aus Mangel an urkundlichen Beweisen noch mit großem Dunkel umgeben ist, welches der Hr. Verf. durch seine, mit vielem Fleiße ausgeführte Arbeit möglichst zu lichten gesucht hat. Die ältesten Münzen in der Mark waren landesherrliche, erst später erwarben einzelne Städte, Berlin i. J. 1369, das Münzrecht, welches nach damaligen Verhältnissen für sie von großer Wichtigkeit war. Das angehängte Orts = und Personenregister ist von Werth; das Sach= und Wortregister dürfte vollständiger seyn, und läßt oft im Stich. Die Conjecturen des Hrn. Herausgebers und Anderer über Berlins ältere Lage, unterstützt durch eine Karte über die frühere Oertlichkeit, sind keine vage Hypothesen, sondern, so streng sich das thun läßt, durch Allegirung der darüber sprechenden Urkunden unterstützt.

W. Alexis.

Art. X. Astronomy and general Physics. By *W. Whewell*. London, b. *W. Pickering*, 1835.

Das vorliegende Werk ist eines von den bekannten Bridgewater Treatises, für deren Herausgabe der Earl of Bridgewater bey seinem Tode i. J. 1725 eine bedeutende Summe in die Hände der Londoner Akademie der Wissenschaften zu dem Zwecke niederlegte, um durch diese Schriften die Kraft, Weisheit und Güte des Schöpfers, wie sich dieselbe in der Natur offenbart, erkennbar zu machen. Whewell, Fellow des Trinity College in Cambridge, erhielt von Charles James, Bischof von London, den Auftrag, den astronomisch-physischen Theil dieser Aufgabe zu bearbeiten, und die gegenwärtige Schrift ist das Resultat seiner Bemühungen, diesem Zwecke zu entsprechen.

Das Werk erscheint in drey Bücher abgetheilt, von denen das erste S. 17—148 die zu dem erwähnten Zwecke gehörenden Einrichtungen der Natur auf der Oberfläche der Erde, das zweyte S. 148—251 die himmlischen Erscheinungen, und das dritte endlich S. 251—381 allgemeine religiöse und philosophische Betrachtungen enthält.

In der Einleitung S. 1—16 wird gezeigt, daß das, was wir, in wissenschaftlicher Beziehung, Natur nennen, eine Sammlung von Erscheinungen, die bestimmten Gesetzen unterworfen sind, begreift. Diese Gesetze erkennen wir bey den Bewegungen der himmlischen Körper am deutlichsten ausgeprägt, allein sie sind auch auf unserer Erde und überhaupt überall vorhanden, wenn wir sie gleich nicht immer so leicht bemerken. Unsere Witterung, der Lauf der Wolken, die Stärke und Richtung der Winde, sie folgen ohne Zweifel eben so bestimmten Gesetzen, wie die Bewegungen der Planeten, und selbst die, unseren Augen noch mehr verborgenen Ursachen, welche die Veränderungen der Pflanzen, ja die der Willkür unterworfenen Bewegungen der Thiere erzeugen, sind von allgemeinen und bestimmten Regeln abhängig, die eben so unveränderlich sind, als die Gesetze der Schwere.

Jedes dieser Naturgesetze kann und muß sogar in zwey verschiedenen Beziehungen betrachtet werden, in Beziehung auf seine Form und auf seine Größe. Wenn die Anziehung der Sonne auf die Erde sich nicht wie verkehrt das Quadrat ihrer Entfernung verhielte, so würde dadurch das Gesetz der allgemeinen Schwere in seiner Form geändert werden, und dadurch würde eine ganz andere Welt entstehen, als die, in welcher wir jetzt leben. Wenn aber auch die Form des Gesetzes dieselbe bliebe, wenn aber dafür die Größe, die Quantität desselben geändert,

wenn z. B. die Erde von der Sonne nur mit dem zehnten Theile, oder auch, wenn sie zehnmal stärker als jetzt angezogen würde, so würde auch dieß sehr wesentliche Veränderungen für die ganze Erde herauffühlren, wie wir weiter unten sehen werden. Es wird also ohne Zweifel sehr interessant seyn, zu untersuchen, ob bey jedem Naturgesetze, das zu unserer Kenntniß kömmt, sowohl die beste, uns angemessenste Form, als auch die schicklichste Größe desselben von der Natur gewählt worden ist, und diese Untersuchung ist der eigentliche Zweck der gegenwärtigen Schrift, aus der dann gleichsam von selbst der Schluß auf einen höchst weisen Urheber der Natur folgen soll.

Nun kann ein solches Unternehmen allerdings recht löblich genannt werden, etwa so, wie man auch den Versuch einer Raupe löblich finden dürfte, die, über ihr Kohlblatt hinaus, ihren Blick auf den ganzen Garten oder doch auf den Theil desselben zu erheben sucht, den sie eben noch übersehen kann, und die dann ihrem Volke aus dem, was sie gesehen hat, beweist, daß der Mann, der diesen Garten angelegt hat, eine viel gescheidtere Raupe seyn muß, als sie alle zusammen genommen. Wie gesagt, wir wollen sie darum nicht tadeln.— Aber loben können wir sie eben so wenig. Denn wenn dieses Genie von einer Raupe nur noch ein klein wenig weiter sähe, als es eben sieht, so würde es wissen, daß es eigentlich gar nichts weiß, und daß das Wesen, welches jenen Garten, den sie ebenfalls nicht seinem kleinsten Theile nach kennt, gemacht hat, so unendlich weit über ihm erhaben ist, daß ihm, dem Wurm, auch nicht von weitem weder ein Urtheil, noch eine Vergleichung zwischen sich und ihm zustehen kann.

Und dasselbe gilt auch, ganz mit denselben Worten, von unserem Verfasser. Was weiß er, und was wissen wir alle von dem großen, ohne Grenzen sich ins Unendliche erstreckenden Garten Gottes, in welchem uns Kurzsichtigen, uns Blindgebornen eine Spanne, ein Kohlblatt angewiesen worden ist, unsere Wiege und unser Grab, über das hinaus für uns nichts, als unbekannter Boden und undurchdringliches Geheimniß ist. Ja selbst diese Handbreit Land, die uns angewiesen wurde, ist sie etwa uns schon so gut bekannt, daß wir nur mehr nach fremden Gegenden reisen müssen, unsere Neugierde zu befriedigen. Stehen wir nicht selbst, vor uns selbst, ein unauflösliches Räthsel da? Und der Ohnmächtige will es wagen — wahrlich, was zuvor noch löblich schien, muß, näher besehen, vermessen heißen, und eure Weisheit ist eitel Thorheit, euer Päan ist Lästerung geworden, die schwere Strafe verdiente, wenn sie nicht — von einer Raupe käme.

Indem wir daher von dem letzten Zwecke unseres Autors abstrahiren, da eine des erhabenen Gegenstandes nur einigermaßen würdige Auflösung dieses Problems weit außer dem Bereiche seiner und überhaupt aller menschlichen Kräfte liegt, wird es uns, zu unserer eigenen Belehrung und Erbauung, doch immer noch erlaubt seyn, der wunderbaren Harmonie und Angemessenheit in den Einrichtungen der Natur nachzuforschen, und davon so viel, als uns nun eben gegönnt ist, zu unserer Kenntniß zu bringen. Und diesen untergeordneten Zweck zu erreichen, ist uns die vorliegende Schrift in der That in hohem Grade behülflich, wie die Leser aus der näheren Anzeige derselben sogleich selbst sehen werden. Doch wird es ihnen bey diesem Geschäfte nicht entgehen, daß der Verfasser selbst, so viele Kenntnisse seines Gegenstandes er auch entwickeln und so treffend er sie auch darstellen mag, die vorhergehende Bemerkung nur zu oft, selbst gegen seinen besten Willen, bestätigen muß.

So findet er z. B. im ersten Kapitel des ersten Buches, daß die Länge des Jahres ganz genau diese seyn muß, die sie ist, wenn nicht alle Pflanzen und Thiere leiden oder gar zu Grunde gehen sollen. Dieß drückt er aber auf folgende Weise aus. — Wir bemerken in dem Umlaufe der Erde um die Sonne eine gewisse Periode, die bekanntlich unsere Jahreszeiten constituirt. Wir bemerken aber auch in der Entwicklung und in dem ganzen Kreislaufe des Lebens bey Pflanzen und Thieren eine ähnliche Periode, und überdieß sehen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen, daß beyde Perioden, die himmlische der Erde und die vegetabilisch-animalische ihrer Produktionen, ganz genau dieselbe Länge haben. Die Dauer des Jahres ist der Constitution der Pflanzen und Thiere, oder diese letzte ist jener auf das Genaueste angepaßt worden. Das ganze Pflanzen- und Thierreich ist einem Uhrwerke zu vergleichen, das genau in einem Jahre abläuft, und das auf das Vollkommenste mit jener großen Himmelsuhr, deren Zeiger und Gewicht zugleich die Sonne ist, übereinstimmt. Wenn nun irgend ein Mensch, der noch nie eine Sonnen- oder Taschenuhr gesehen hat, beyde auf einmal erblickt, wenn er beyde, Stunde für Stunde und Tag für Tag, mit einander vergleicht, und ihre immerwährende Uebereinstimmung bemerkt, muß er nicht auf den Gedanken kommen, daß irgend wer die Taschenuhr absichtlich so eingerichtet habe, daß sie mit der Sonnenuhr so schön übereinstimmt? Nun haben wir aber viele Tausende solcher vegetabilischer Taschenuhren um uns her, die alle mit jener großen Sonnenuhr auf das Genaueste übereinstimmen, also ist es auch klar, daß dieß alles absichtlich so eingerichtet worden ist.

In der That, wenn die Erde etwa um den achten Theil ihrer Entfernung der Sonne näher gerückt wäre, so würde das Jahr nahe um zwey (der Verf. sagt um einen) Monate kürzer seyn, und umgekehrt. Oder auch, wenn die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne dieselbe bliebe, wenn aber dem ungeachtet die Umlaufszeit derselben um ihren zwölften Theil (um einen Monat) kürzer werden sollte, so müßte dafür die Masse der Sonne um ihren zehnten (genauer um ihren $^{91}/_{1000}$) Theil vermehrt werden. Wenn nun, aus der einen oder der anderen Ursache, die Länge des Jahres von der gegenwärtigen beträchtlich verschieden wäre, so würde dieß allerdings auf unsere Pflanzen sehr nachtheilig einwirken. Allein wenn diese Verschiedenheit schon von Anbeginn an Statt gehabt hätte? — Dann würden wahrscheinlich nur solche Pflanzen entstanden seyn und sich erhalten haben, die diesem anderen Jahre angemessen sind. Alle übrigen Geschlechter der Vegetabilien würden entweder gar nicht entstanden, oder doch, wenn sie den Verhältnissen, in welchen sie entstanden sind, nicht angemessen waren, zu Grunde gegangen seyn. Kann uns der Verf. dafür stehen, daß dieß Letzte nicht in der That auf unserer Erde, und vielleicht schon mehr als einmal geschehen ist? Wie viele Geschlechter von Thieren und Pflanzen der Vorwelt, deren Ueberreste wir noch finden, sind ganz von der Erde vertilgt worden! Der Ocean hat vor Jahrtausenden ganze Länder, vielleicht ganze Welttheile, mit seinen Fluthen bedeckt und wieder trocken gelegt, wodurch Myriaden von vegetabilischen und animalischen Geschöpfen zu Grunde gegangen sind. Wir sehen jetzt natürlich nur noch das, was übrig geblieben ist, was den Kampf bestanden hat und dem Untergange entflohen ist, und dieß scheint uns denn allerdings gar schön zu einander zu passen. So sehen wir auch nur die Bäume, die aus ihrem Samen entsprossen und fröhlich aufgewachsen sind. Aber wo sind diejenigen hingekommen, die im Keime schon zu Grunde gegangen, ja die nicht einmal zum Keimen gelangt sind? Jeder erwachsene Eichbaum wirft jährlich viele Tausende von Eicheln ab, von denen allen oft nicht eine einzige wieder einen Eichbaum gibt. Haben sie deßhalb alle ihre Bestimmung verfehlt? Was wissen wir von der Bestimmung der Natur, von dem Zusammenhange des Ganzen, obschon wir diese Dinge immerfort im Munde führen? Wenn wir die in der That außerordentliche Fruchtbarkeit mancher Fische und Pflanzen betrachten, die jährlich viele Millionen von Eyern und Samen geben, von welchen meistens nur der kleinste Theil, ja oft gar keiner, auch nur zum Keimen kömmt, so können wir kaum umhin, die Natur als eine Verschwenderin anzuklagen. Aber wie, wenn sie nur uns Kurz-

sichtigen so erschiene, und wenn eben diese scheinbare Verschwendung, ganz eben so, wie jene Ueberschwemmungen und Erdbeben, mit denen sie ihre eigenen schönen Gebilde wieder zerstört, wenn dieß alles in ihrem Plane läge? Wie, wenn der höchstweise Urheber dieser Natur absichtlich eine so erstaunenswerthe Produktionskraft in sie gelegt hätte, damit, wenn auch nur der millionste Theil davon ins Leben tritt, die Welt schon von Geschöpfen wimmeln muß, so daß Krieg, Pest, Feuer und Wasser, daß die Verschwörung aller Elemente ihr durchaus nichts anzuhaben vermögen? — Wie dieß übrigens auch seyn mag, immer ist diese Ansicht größer, und daher auch der Natur, die selbst unendlich groß ist, angemessener, als jene kleinliche, die ins Einzelne herabsteigt, und jedes Räderchen in dem ungeheuren Uhrwerke, selbst die verbogenen und zerbrochenen, mit Verwunderung anstaunt, ohne auch nur zu wissen, wie es mit den ihm nächsten Theilen des großen Ganzen zusammenhängt. Diese guten Leute möchten uns ihre allzeitfertige Bewunderung von Dingen, die sie ganz eben so wenig, als wir alle, verstehen, so gern, bald als Gelehrsamkeit, bald als fromme Demuth verkaufen, da sie doch nur durch jenes ihre U n w i s s e n h e i t, und durch dieses ihre E i t e l k e i t verrathen. Denn in Geheim wissen sie sich oft nicht wenig darauf einzubilden, der Natur ihre Geheimnisse abgelockt, und den dichten Schleyer, wie sie wähnen, gelüftet zu haben, mit welchem sie ihre Absichten vor den blöden Augen aller übrigen, weniger begünstigten Menschen verborgen hat.

Unser Verf. ist übrigens nicht so verblendet, daß er nicht mehrere Einwürfe, die man ihm machen könnte, selbst voraussieht. Aber einmal eingenommen für seine Ansicht, oder vielmehr, einmal entschlossen, den ihm von seinem Oberen gewordenen Auftrag zu erfüllen, bemerkt er nicht, oder scheint er doch nicht zu bemerken, daß seine Widerlegungen dieser Einwürfe sehr schwach, und oft sogar der Art sind daß sie mehr gegen als für ihn sprechen. So wirft er sich z. B. selbst ein, daß in der erwähnten jährlichen Periode des ganzen vegetabilischen Lebens das Treiben der Blätter, der Blüthen und Früchte offenbar von äußeren Einwirkungen, besonders von der Temperatur, abhängig sey, und daß daher, wenn der Wechsel der Jahreszeiten ein anderer wäre, auch jene Erscheinungen an den Pflanzen sich ändern würden, wie wir in der That in denjenigen Jahren sehen, wo z. B. der Frühling viel früher oder später eintritt als gewöhnlich. »Allein es gibt,« sagt er dagegen, »andere Erscheinungen an der Pflanzenwelt, die nicht bloß von diesen äußeren Einflüssen, sondern die unmittelbar von der inneren Structur

der Pflanzen abhängen.« Und welches sind diese Erscheinungen? — »Die Alpenpflanzen,« fährt er fort, »warten nicht auf die größere Sonnenwärme der späteren Monate des Jahres, denn man sieht ihre Blüthen noch unter der winterlichen Decke des Schnees sich entwickeln; und unsere Fruchtbäume, in die gemäßigte Zone südlich von dem Aequator verpflanzt, fahren noch einige Jahre nach ihrer Transplantation fort, ihre Blüthen zur Zeit des Frühlings der nördlichen Hemisphäre zu entwickeln, obschon dieß, auf der anderen Seite des Aequators, die Zeit des Herbstes ist.« — Beweist dieß, was es beweisen soll? Beweist es nicht vielmehr das Gegentheil, da er selbst gesteht, daß die Pflanzen diese Gewohnheit nur einige Zeit durch fortsetzen, aber dann in die neue Ordnung der Dinge sich willig fügen? — Wenn aber diese Bäume in wenig Jahren schon eine Störung ihrer Periode von vollen sechs Monaten ertragen, wenn sie sogar mit ihren Zweigen in die Erde und mit ihren Wurzeln in die Luft gestellt, an diesen Wurzeln wieder Blätter und Blüthen treiben, wie sollten sie nicht auch ein Jahr von eilf oder dreyzehn Monaten sich gefallen lassen können, besonders wenn sie gleich von ihrem Ursprunge an kein anderes kennen gelernt hätten? Oder warum sollte der Mensch, der unter allen Himmelsstrichen, am Senegal und in Grönland, auf Sumatra und in Kamtschatka, sich seines Lebens und seiner Gesundheit freut, warum sollte er sogleich zu Grunde gehen müssen, wenn unser Jahr ein oder zwey Monate mehr oder weniger, nicht plötzlich erhielte, sondern schon von jeher erhalten hätte? Ist denn diese weiche Schmiegsamkeit der gesammten vegetabilischen und animalischen Welt an die äußeren Verhältnisse, nicht eine eben so große, und wohl eine noch viel größere, weisere und bewunderungswerthere Einrichtung, als die jener starren Gliederpuppe eurer eingebildeten Natur, dieser unbeholfenen und steifen Maschine, in der auch nicht ein Rad oder ein Stift übersehen oder versetzt werden darf, wenn nicht das Ganze sofort in Trümmer zerfallen soll? Und doch wollen sie uns aus dieser Puppe, die, weit entfernt, das Werk der unendlichen Weisheit zu seyn, nur das Produkt ihrer eigenen unbeholfenen Hände ist, und doch wollen sie uns aus dieser Puppe wieder rückwärts jene unendliche Weisheit beweisen, die sie mit ihren Maulwurfsaugen eben so wenig sehen, als mit ihrem Verstande begreifen können, und die ihnen daher nur schweigend anzubeten, aber nicht anmaßend zu demonstriren geziemend ist.

Aber so pflegt es zu gehen, wenn man einmal eine Sache, ohne sie gehörig zu überlegen, angefangen hat, und sie nun mit aller Gewalt zum Ziele führen will. Am Ende studiert man sich in seinen eigenen Irrthum so tief hinein, daß man nicht mehr

herausfinden kann; auf ebenem Boden fällt man über seine eigenen Füße hin, und um jenen Irrthum um jeden Preis zu retten, verwickelt man sich in eine Menge anderer, die noch viel ärger sind, als der erste, und die, wenn man nicht schon ganz übersichtig geworden wäre, gleich auf den ersten Blick die Unhaltbarkeit der ganzen Unternehmung in das deutlichste Licht hätten setzen müssen. — Um auch davon ein Beyspiel zu geben, so sagt unser Verf. S. 25, daß die erwähnte Periodicität der Pflanzenwelt so auffallend ist, und von der Natur so regelmäßig beobachtet wird, daß man diese nach den Jahreszeiten geregelte Veränderungen unserer Gartengewächse sogar schon statt einem Kalender gebraucht hat, wie denn auch solche Bücher in England unter dem Titel Calendar of Flora bereits allgemein bekannt seyn sollen. In diesen botanischen Almanachen soll es z. B. heißen: »Das Geißblatt treibt seine Blätter im Januar, die Stachelbeere zu Ende Februars, die Weide, Ulme und Linde im April, die Eiche und Esche im Anfang des May u. s. Eben so blüht der Seidelbast (Daphne mezereum) und das Schneeglöckchen (Galanthus) im Februar, die Schlüsselblume im März, die Zeitlose (Colchicum aut.) erst im October u. s. w. Wir andere schließen nur daraus, daß das Klima des südlichen Englands viel milder seyn müsse, als das von Wien, obgleich London über drey Grade nördlicher liegt, als die Hauptstadt von Oesterreich. Aber welchen Schluß zieht der Verfasser daraus? — Wir wollen ihn, um jede Mißdeutung zu vermeiden, selbst reden lassen. »Aus allem Vorhergehenden ist klar,« sagt er S. 28, »daß, wenn die Dauer der verschiedenen Jahreszeiten eine beträchtliche Aenderung erlitte, der Fortgang des vegetabilischen Lebens unterbrochen, verrückt und gänzlich zerstört werden müßte. Was würde, um nur Eines anzuführen, was würde wohl aus diesem unserem Calendar of Flora werden, wenn das Jahr um mehrere Monate länger oder kürzer würde? Einige der oben angeführten Daten würden in dem einen dieser beyden Fälle gar nicht mehr vorkommen, und in dem anderen Falle würden mehrere Monate ganz ohne Daten bleiben.« — Der Verf. scheint dieß als ein gewaltiges Unglück zu betrachten, dem auf keine Weise abzuhelfen wäre. Allein unserer Meinung nach würde man, wenn ja einmal ein solcher Fall eintreten sollte, bloß einen neuen Kalender zu machen brauchen, und damit wäre die Sache abgethan, und diesem Uebel gänzlich abgeholfen, eben so, wie man das i. J. 1582 bey Gelegenheit der gregorianischen Reform unseres bürgerlichen Kalenders gemacht hat, wo man aus dem October dieses Jahres zehn Tage weggenommen, und nach dem vierten dieses Monats unmittelbar den funfzehnten, und statt den Montag den Freytag

genommen hat, und wo seit dieser Zeit alles wieder in guter Ordnung ist, und hoffentlich auch noch eine gute Weile bleiben wird.

Auf eine ähnliche Weise wird im zweyten Kapitel auch die Länge des Tages untersucht. Ohne uns hier wieder auf dieselben Bemerkungen, wie bey der Länge des Jahres, einzulassen, wollen wir nur einige der interessantesten Bemerkungen anführen, die der gelehrte Verf. zu diesem seinem Zwecke gesammelt hat.

So wie Linné den oben erwähnten Kalender der Flora, so hat er auch eine Blumensonnenuhr zuerst vorgeschlagen. Diese sollte nämlich aus solchen Blumen bestehen, deren Blüthen sich zu bestimmten Tagesstunden öffnen oder schließen. So öffnet die Hemerocallis fulva ihre Blüthen um fünf Uhr Morgens, das Leontodon taraxacum um sechs, das Hieracium latifolium um sieben, die Calendula arvensis um neun, das Mesembryanthemum Neap. um zehn Uhr u. s., und ähnliche Abendstunden sind auch für das Schließen dieser Blüthen bestimmt. Andere Pflanzen zeigen durch das Entfalten oder Zusammenlegen ihrer Blumen die nahe bevorstehende Witterung an, und diese nannte Linné meteorische Pflanzen; andere, die tropischen Pflanzen, richten sich in der Zeit des Offenstehens ihrer Blüthen nach der Länge des Tages; wieder andere, die Aequinoctial-Pflanzen haben eine Blüthezeit, die, wie die Tage am Aequator, immer von derselben Länge sind, und die daher, wie es scheint, von Licht und Wärme nicht, oder doch nicht in demselben Grade, wie die übrigen, afficirt werden

Der berühmte Decandolle hat über diese Eigenschaft der Pflanzen mehrere sehr schöne Versuche angestellt. Er stellte mehrere derselben in Kellern auf, die er entweder ganz dunkel ließ, oder durch Lampenlicht erhellte. Auf einige hatte dieses künstliche Licht keinen Einfluß, wie z. B. auf das Convolvulus arvensis, auf die Silene fruticosa, die ihre frühere Blüthestunde, wie im Freyen, unverändert beybehielten. Am meisten aber wurden diejenigen Pflanzen afficirt, deren Blumen sich bey der Nacht zu entfalten pflegen. Einige accelerirten ihren Gang so sehr, daß sie in drey Tagen schon einen halben Tag gewonnen hatten, und nun in den Morgenstunden sich entfalteten. Die Mimosa pudica, die am Tage im Finsteren, und bey der Nacht im von Lampen beleuchteten Keller gehalten wurde, gewöhnte sich schon in drey Tagen an die neue Ordnung, indem sie nun ihre Blätter Abends öffnete und Morgens schloß; aber in die freye Luft zurückgebracht, nahm sie eben so geschwind wieder die frühere Gewohnheit an.

Vergebens wird man einwenden, sagt unser Verf., daß diese periodischen Erscheinungen an den Pflanzen durch äußere Einwirkungen, besonders durch Licht und Wärme der Sonne, erzeugt werden. Denn, fragt er, wie kömmt es, daß die Pflanzen überhaupt irgend eine Periode in Beziehung auf die Wirkungen beobachten, die Licht und Wärme auf sie ausüben? Diese Eigenschaft muß in ihrem Inneren, sie muß in ihrer Constitution liegen, sie muß ihnen absichtlich mitgetheilt worden seyn. — Dasselbe findet man auch bey dem Schlafe der Thiere und Menschen, der eben so an bestimmte Perioden gebunden ist, die oft nicht einmal von der Einwirkung des Lichts abhängen. So überläßt sich der Mensch, wie die meisten Thiere, zur Nachtzeit dem Schlafe. Allein das englische Schiffsvolk in hohen nördlichen Breiten, wo die Sonne mehrere Monate nicht aufgeht, begibt sich doch, wie es sonst zu thun pflegt, um neun Uhr zur Ruhe, und steht um fünf Uhr Morgens wieder auf, wobey es sich in Beziehung auf seine Gesundheit sehr wohl befindet. Jetzt bringen wir, setzt er hinzu, gewöhnlich 16 Stunden außer und 8 im Bette zu. Wenn aber unser Tag 48 Stunden hätte, so müßten wir 32 Stunden wachen und 16 schlafen; oder umgekehrt, wenn der Tag nur 12 Stunden hätte, so müßten wir nach jeden 8 Stunden Arbeit wieder auf 4 Stunden zu Bette gehen. Und wenn endlich, wie dieß bekanntlich auf unserem Monde der Fall ist, wenn unser Tag gleich unserem Jahre ist, so müßten wir neun Monate ununterbrochen unseren Geschäften, und dann volle drey Monate einem eben so ununterbrochenen Schlafe widmen. Aus allem diesen zieht er dann wieder den Schluß, daß unser Tag nothwendig 24 Stunden, nicht eine Minute mehr, noch weniger haben müsse; wobey er denn wieder vergessen zu haben scheint, was er uns oben von der Schmiegsamkeit der Pflanzen und von dem englischen Schiffsvolke selbst gesagt hat.

Unsere Erde ist aus einem solchen Stoffe gebildet, der nahe anderthalbmal dichter ist, als der Stoff des Mondes, und nahe viermal dichter, als jener der Sonne. Aus dieser Ursache fallen die Körper auf der Oberfläche der Erde, wenn sie ihrer Unterstützung beraubt werden, in der ersten Secunde durch nahe 15 Fuß, während sie auf dem Monde nur durch 3, auf der Sonne aber in derselben Zeit durch 430 F. fallen. Diese D i c h t i g k e i t des Stoffes, aus welchem ein Körper gewebt ist, ist daher das, was, bey gleichem Volum, seine Schwere bestimmt. Hätte unsere Erde, bey derselben Größe, die sie jetzt hat, eine doppelt so große Dichte ihrer Masse, so würde sie auch die Körper auf ihrer Oberfläche doppelt so stark anziehen, und diese würden daher in einer Secunde durch 30 Fuß fallen.

Von dieser Anziehung der Erde werden nun alle Bewegungen ihrer Geschöpfe afficirt, die Muskelbewegung der Thiere und das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen, ja selbst die Stellung ihrer Aeste und Zweige. Wenn wir durch die Kraft unseres Körpers oder durch Hülfe unserer Maschinen eine große Last heben oder von der Stelle bewegen wollen, so ist eine gewisse Berechnung nöthig, um die Größe der Kraft zu finden, die wir anwenden wollen, um diesen Zweck zu erreichen. Bey dieser berechnenden Ueberlegung müssen wir, selbst ohne es zu wollen, auf jene Anziehung der Erde, auf die Größe der Schwere Rücksicht nehmen. Wäre z. B. diese Anziehung der Erde zehnmal kleiner, als sie jetzt ist, so würde auch der Druck, den jetzt irgend eine Last auf seine Unterlage ausübt, ebenfalls zehnmal kleiner seyn; ein Steinblock von 100 Zentner würde nur mehr, wie früher 10 Zentner drücken, und wenn früher 10 Pferde erfordert wurden, eine Last von der Stelle zu ziehen, so würde jetzt schon ein einziges genügen.

Alle Pflanzen saugen bekanntlich durch ihre Wurzeln aus der Erde einen Saft ein, den sie dann durch alle Zweige und Blätter bis zu ihren höchsten Spitzen treiben. Was von diesem Aufsteigen des Saftes auch der Haarröhrchenkraft und der inneren Constitution der Pflanze angehören mag, so wird doch auch eine gewisse Saug- oder Pumpkraft erfordert, diese Flüssigkeit in oft so große Höhen zu bringen. Man hat berechnet, daß für einen Baum von 33 Fuß Höhe der Druck auf jeden Quadratzoll in den Durchschnitt der Wurzel funfzehn Pfunde betragen muß, bloß um den Saft in einer bestimmten Höhe zu erhalten. Allein er muß nicht bloß erhalten, sondern bis an den Gipfel heraufgezogen werden, um dort als Ersatz für die immerwährende Ausdünstung der Blätter zu dienen. Hales, der darüber eigene Untersuchungen angestellt hat, fand z. B., daß der Weinstock zu der Zeit, wo er am saftreichsten ist, diesen seinen Saft in einer Glasröhre, die man über einem abgeschnittenen Zweige befestigt, bis zu einer Höhe von 21 Fuß hinauftreibt. — Diese Saugkraft der Pflanze ist also zuweilen sehr groß, besonders bey hohen Bäumen, und sie muß es auch seyn, da sie die Schwere des Saftes und die Reibungen desselben in den verschiedenen Kanälen zu überwinden hat. Diese Schwere des Saftes hängt aber, wie wir gesehen haben, von der Masse der Erde ab. Wäre diese Masse viel größer, als sie jetzt ist, so würden sehr viele Pflanzen ihren Saft nicht mehr bis zu ihren Gipfeln treiben können, sie würden erkranken und sterben. Auf diese Weise steht demnach das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen mit der Masse der ganzen Erde und mit der Schwere im innigen Zusammenhange.

Eine ähnliche zweckmäßige Einrichtung bemerkt man auch bey den Geschlechtstheilen der Blumen. Auf den männlichen oder auf den Stamen sitzen die Antheren mit ihren Staubgefäßen, während der weibliche Theil oder das Pistill an seinem Ende das Stigma trägt. Diejenigen Blumen, deren Pistill länger ist, als das Stamen, haben die Oeffnung ihrer Krone abwärts oder zur Erde gebeugt, damit der Staub der Antheren, wenn er sich losmacht und herab fällt, das tiefer liegende Stigma treffen kann. Umgekehrt ist es bey den aufrecht stehenden Blumenkronen, wo, zu demselben Zwecke, das Pistill kürzer ist, als das Stamen.

Eben so in Beziehung auf die Muskelkraft der Thiere. Wenn die Anziehung der Erde beträchtlich größer wäre, so würde die Kraft, die Leichtigkeit und selbst die Anmuth der Bewegung, die wir bey den meisten Thieren bemerken, gänzlich verschwinden. Wäre z. B. unsere Erde so groß als Jupiter, so würde ihre Schwere eilfmal größer seyn — und wie würde es denn um den leichten Gang des Rehes, um die Schnelligkeit des Hasen, um den Sprung des Tigers stehen auf einer Erde, auf welcher sich der Mensch mit seiner gegenwärtigen Muskelkraft kaum aufrecht erhalten könnte, und wo er, niedergebeugt von der Last dieser neuen Schwere, nur mühevoll und kriechend, wie das Faulthier, einige Schritte zurücklegen könnte, ja wo ihm selbst das Athmen nur zu bald eine unerträgliche Beschwerde seyn würde. — Nicht minder nachtheilig würde es für uns seyn, wenn die Anziehung der Erde eben so viel kleiner würde. Denn auch hier würde die Luft, wie jetzt nur auf unseren höchsten Bergen, zu dünn zum Athmen seyn; das Gewicht unseres eigenen Körpers und das aller Körper um uns würde so gering seyn, daß die geringste Berührung, z. B. eines auf dem Tische stehenden Gefäßes, dasselbe schon weit von seiner Stelle treiben, daß das Vorüberfahren eines Wagens und selbst unsere eigenen Fußtritte schon alle Möbeln unserer Zimmer in Bewegung setzen, daß unsere eigenen Bewegungen nur unsicher, und daß endlich uns und allen uns umgebenden Körpern der Ballast fehlen würde, der zu der Festigkeit ihres Standes, wie zu der Sicherheit ihrer Bewegung, nothwendig ist.

Aehnlichen Unfällen würden wir ausgesetzt seyn, wenn die Erde, wie einige Geologen wollten, um ihren Mittelpunkt so stark ausgehöhlt wäre, daß sie gleichsam nur aus einer Rinde, aus einer Kugelschale bestünde. Auf einer solchen Erde würde der Stand und die Bewegung aller Körper, auf der Oberfläche dieser Erde, unsicher und unstät seyn; jene kleinen Zuckungen, die durch magnetische und electrische Kräfte beynahe täglich im

Inneren unserer Erde vor sich gehen, und die erst, wenn sie heftig werden, unsere gegenwärtigen Erdbeben verursachen, würden dann alle Körper in immerwährender Bewegung halten, alle leichteren Gegenstände durch einander rütteln, und den Gang der Menschen und Thiere auf der Oberfläche der Erde eben so unsicher machen, wie er jetzt nur auf unseren Schiffen zu seyn pflegt. Es ist daher schon aus diesem Grunde sehr wahrscheinlich, daß das Innere der Erde nicht nur nicht hohl, sondern daß es vielmehr mit einer Masse ausgefüllt ist, die noch viel dichter ist als die, aus welcher ihre Oberfläche besteht. Die Astronomie hat, wie man weiß, diese Vermuthung zur völligen Gewißheit erhoben.

Die mittlere Tiefe des Oceans beträgt, nach Laplace, nahe eine deutsche Meile. Da das Meer bey weitem den größten Theil der Erdoberfläche bedeckt, so würde eine Vermehrung der Wassermasse desselben, auch nur von einem Viertheile des gegenwärtigen Betrags, schon das gesammte Festland überschwemmen, und bloß einige der höchsten Berggipfel trocken lassen. — Eben so, wäre die uns umgebende Atmosphäre so viel dichter, daß sie z. B. jener des Jupiter nahe käme, so würde jedes Lüftchen, das sich erhebt, zum Sturme werden, dem wir, dem unsere Häuser nicht mehr widerstehen könnten, und der alle unsere Wälder in kurzer Zeit entwurzeln müßte. Es scheint daher, daß die Masse des Wassers, so wie die der Luft, die unserer Erde zugetheilt worden ist, mit derselben Sorgfalt abgewogen wurde, als die Schwere, mit welcher die Erde alle Körper in ihrem Schooße fest hält, und als selbst jene höhere Kraft, welche diese Erde täglich um ihre eigene Achse und jährlich um die Sonne dreht.

Die verschiedenen Zonen der Erde haben, je nach ihrer Entfernung von dem Aequator, auch verschiedene Klimate. Dieß verdanken wir der Kugelgestalt der Erde und der schiefen Stellung ihrer Achse gegen die Ecliptik. Wenn aber die Erde keine Kugel, sondern eine ebene Tafel oder ein plattgedrückter Ring wäre, wie dieß bey dem Ring Saturns der Fall ist, so würde auf beyden Seiten desselben der Einfluß der Sonne, die Temperatur, also auch das Klima überall dasselbe seyn. Wenn aber auch die Erde ihre Kugelgestalt behielte, aber dafür ihre Achse senkrecht auf der Ecliptik stünde, so würden wohl, so wie jetzt, die dem Aequator nahen Gegenden wärmer, und die entfernteren kälter seyn; aber es würde, auf der ganzen Oberfläche der Erde, keine Abwechslung der Jahreszeiten mehr geben, und auch die Länge der Tage würde für das ganze Jahr immer dieselbe seyn. Dann würden aber auch die von dem Aequator entfernteren Gegenden nicht mehr zur Vegetation geeignet, sondern mit ewigem

Eis und Schnee bedeckt seyn, und Menschen und Thiere würden nur auf einen schmalen Gürtel in der Nähe des Aequators beschränkt bleiben.

Bey der jetzt bestehenden Einrichtung hat jede Zone der Erde ihr eigenes Klima, und die mittlere Temperatur derselben ist sehr nahe eine constante Größe. Nicht so würde es seyn, wenn unsere Erde die Natur eines Kometen erhalten hätte. Die Kometen bewegen sich in sehr excentrischen Ellipsen um die Sonne, welcher sie bald so nahe kommen, daß sie in Gefahr sind, von ihr verbrannt zu werden; bald wieder so weit von ihr abstehen, daß sie dieselbe ganz aus dem Gesichte verlieren. In jener Lage nimmt ihre Oberfläche ohne Zweifel eine sehr hohe Temperatur an, während sie in dieser wieder einer Kälte ausgesetzt werden, die vielleicht selbst unsere Luft zu einem festen Eise verdichten würde. Auf solchen Körpern, die mit einer sehr dichten und aus mannigfaltigen Dunst- und Luftarten bestehenden Atmosphäre umgeben, und überdieß den Extremen der Temperatur ausgesetzt sind, ist wohl an eine Beständigkeit des Klima, an eine mittlere Temperatur für jeden einzelnen Ort ihrer Oberfläche nicht mehr zu denken, da die sie umgebende Atmosphäre durch die schnelle Condensation und Dilatation der in ihr enthaltenen Gase in immerwährenden grellen Aenderungen ihres Zustandes begriffen seyn muß, die unseren Pflanzen und Thieren sehr beschwerlich fallen, ja einen schnellen Untergang bereiten würden.

Wenn man des Tages z. B. dreymal zu bestimmten Stunden das Thermometer beobachtet, und wenn man alle diese durch das ganze Jahr erhaltenen Zahlen addirt, und diese Summe durch die Anzahl der Beobachtungen dividirt, so erhält man die sogenannte mittlere Jahrestemperatur des Beobachtungsortes. Es ist in der That auffallend, mit welcher Regelmäßigkeit die Natur diese Mittel der Temperatur beybehält. Für London z. B. ist diese mittlere Jahrestemperatur 8°.17 Réaumur. Der Winter von 1788 war so streng, daß die Themse bey dieser Stadt ganz zugefroren war; aber die Temperatur dieses Jahres war 8.26, also nur 0.09 von jener mittleren verschieden. Das Jahr 1796 zeigte die größte Kälte, die man je vorher in London an dem Thermometer beobachtete, und die Temperatur desselben war doch nur 8.04, oder 0.13 kleiner, als die mittlere. In dem sehr heißen Sommer von 1808 stieg die Temperatur gegen zwey Uhr Nachmittags durch längere Zeit bis auf 27°.1 im Schatten, aber die Jahrestemperatur war doch nur 8.21, oder 0.04 größer, als die mittlere. — Aehnliches Festhalten an eine bestimmte mittlere Größe findet man auch an den Barometern,

Thermometern, Hygronometern und an allen unseren meteorologischen Instrumenten.

Ueber die Verbreitung der zu unserer Nahrung dienenden Früchte auf der Oberfläche der Erde findet man S. 67 mehrere interessante Nachweisungen. Der Weitzen z. B. wird auf dem alten Continente von dem nördlichen England bis Thibet, also von der Breite 50° bis 30° gefunden; in weiter nördlichen Gegenden, schon im westlichen Schottland, kömmt er eben so wenig fort, als in Afrika und in dem südlichen Asien. In der heißen Zone wird weder Weitzen, noch Gerste, noch Hafer getroffen, außer auf höheren Bergen. Der Weinbau wird nur zwischen den Breiten betrieben, deren mittlere Jahrestemperatur 8 und 14° Réaum. ist. Auf beyden Hemisphären nähert sich die zum eigentlichen Nutzen verwendbare Kultur des Weinstocks dem Aequator kaum bis zu dem dreyßigsten Grade der Breite, außer auf Bergen und in einigen Inseln, wie z. B. in Teneriffa. Der Reisbau wird nicht nördlicher, als Mailand, nahe 45 Grade, gefunden, aber von da an breitet er sich südlich immer mehr aus, und im südlichen Asien wird er überall, wo nur der Boden hinlänglich bewässert werden kann, im Ueberfluß gefunden. Die Hirse im Gegentheil, die selbst in Norddeutschland, wenn gleich schon spärlich, vorkömmt, erstreckt sich über nahe ganz Afrika, wo sie eines der vorzüglichsten Cerealien für die Bewohner dieses Welttheils ist. Die Baumwollstaude gedeiht in Amerika von dem Aequator bis zu dem vierzigsten, in dem alten Continente aber bis zu dem 46. Grade der Breite, wie sie sich denn selbst noch in Astrachan findet. Der Brotfruchtbaum beginnt auf den Manillen, und geht nur bis zu den Molukken; die Sagopalme findet sich in den Gewürzinseln des südlichen Asiens; die Kohlpalme in den Pelewinseln zwischen den alten und neuen Philippinen.

Auf ähnliche Bemerkungen gründet bekanntlich Arago einen seiner Beweise, daß die Temperatur auf der Oberfläche der Erde heut zu Tage noch nahe dieselbe ist, wie sie vor drey Jahrtausenden gewesen, zur Widerlegung der so oft von anderen aufgestellten Behauptung, daß es seitdem viel kälter auf der Erde geworden sey. Aus den Büchern des alten Bundes erfahren wir, daß in Judäa viel Wein gebaut wurde, und daß die daselbst häufig wachsenden Datteln einen vorzüglichen Nahrungszweig der Einwohner ausmachten. Nun wissen wir aus der Erfahrung unserer Tage, daß die Datteln nicht nördlicher als in Algier zur völligen Reife kommen, und hier beträgt die mittlere Jahrestemperatur 17 Grade Réaumur. Also muß zu Jerusalem in jener Zeit, wo die Kultur des Dattelbaums ins Große betrieben

wurde, diese Temperatur ebenfalls wenigstens 17 Grade, und nicht weniger, betragen haben. Der Weinstock aber kömmt heut zu Tage nicht südlicher, als bis zu den canarischen Inseln vor, wo z. B. auf Ferro die mittlere Temperatur nahe 18 Grade beträgt. Schon zu Kairo, wo die mittlere Temperatur 18½ Grad ist, findet man wohl noch einige Weinreben in den Gärten, aber keinen eigentlichen Weinbau mehr. Also muß zu Jerusalem in jener Zeit, wo daselbst so viel Wein gebaut wurde, die mittlere Jahrestemperatur höchstens 18 Grade und nicht mehr betragen haben. Die Dattelpalme und der Weinstock vereinigen sich also dahin, daß die mittlere Temperatur Palästinas vor nahe 3300 Jahren durchaus nicht beträchtlich von 17½ Grade Réaum. verschieden gewesen seyn kann. Und welches ist heut zu Tage die mittlere Temperatur dieses Landes? — Ganz eben dieselbe, zum schönen Beweise, daß das Klima dieses Landes sich in einem so langen Zeitraume nicht merkbar geändert haben kann.

Unsere edleren Früchte sind beynahe alle aus wärmeren Gegenden zu uns verpflanzt worden. Der Wallnuß- und Pfirsichbaum kömmt aus Persien; die Aprikose aus Armenien; die Kirsche, Birne, Feige, Olive, Pflaume, die Maulbeere und die Granatäpfel aus Kleinasien und Syrien, und der Weinstock wurde bisher nur an den südlichen Ufern des kaspischen Meeres wild wachsend gefunden. Die Cerealien oder unsere sämmtlichen Getreidearten waren uns gewiß auch einmal ganz fremd, aber es ist unseren Botanikern noch nicht gelungen, ihr eigentliches Vaterland zu entdecken. Man wollte behaupten, daß die Gerste an den Ufern der Semara in der Tatarey wildwachsend gefunden wurde, so wie der Weitzen bey den Baschkiren in Asien, und der Roggen auf der Insel Kreta, aber man konnte es bisher noch nicht mit Gewißheit darthun. Auch von der Kartoffel, dieser jetzt so weit verbreiteten und so wohlthätig wirkenden Pflanze, hat man das Vaterland, wo sie wild wächst, lange genug vergebens gesucht, wie Humboldt in seiner Geographie der Pflanzen S. 29 zeigt; doch scheint es jetzt (nach Sabine in den Horticultural Transact. Vol. V. S 249) ausgemacht, daß die eßbare Kartoffel in der Nähe von Valparaiso in Chili wild wachsend angetroffen wird.

Mit besonderer Sorgfalt sind die beyden Kapitel IX und X über den Einfluß des Wassers und der Luft auf die Temperatur der Oberfläche der Erde ausgearbeitet, und man sieht, daß das Meer und die Atmosphäre zwey der vorzüglichsten Mittel sind, durch welche die Natur jene constante mittlere Jahrestemperatur, die für die ganze vegetabilische und animalische Welt so nothwen-

dig ist, zu erhalten suchte. — Bekanntlich pflanzt sich die Wärme, welche den Körpern an ihrer Oberfläche durch die Sonne ertheilt wird, bey den festen Körpern durch Leitung (Conduction) mit, indem die Wärme der Oberfläche nach und nach in die inneren Theile des Körpers fortschreitet; bey den flüssigen Körpern aber, deren Theile alle sehr beweglich sind, geschieht diese Fortpflanzung der Wärme durch die Bewegung ihrer Theile. Wenn z. B. die Oberfläche des Wassers kälter wird, so wird dadurch auch diese oberste Wasserschichte schwerer, sinkt daher durch ihr Gewicht gegen den Boden herab, und verdrängt dadurch das untere wärmere Wasser, welches daher wieder aufsteigt, und so entsteht ein fortgesetzter doppelter Strom, des kälteren Wassers abwärts und des wärmeren aufwärts, bis endlich die ganze Wassermasse in allen ihren Theilen dieselbe Temperatur erhält. Eben so verhält es sich bey der Erwärmung der unteren Schichten z. B. in unseren Kochgefäßen, wo das untere, von dem Feuer erwärmte und dadurch leichtere Wasser heraufsteigt, während das obere, kältere, durch seine Schwere herabfällt. Diese Durchwärmung der ganzen Masse geht überdieß bey flüssigen Körpern viel schneller vor sich, als bey festeren, und aus dieser Ursache sind auch die Temperaturänderungen, welche den Wechsel des Tages und der Nacht, oder des Sommers und Winters hervorbringen, bey unseren Seen und Flüssen viel geringer, als auf der Oberfläche des festen Landes. Denn die auf die Oberfläche des Wassers wirkende Kälte wird, wie gesagt, viel schneller durch die ganze Masse vertheilt, als bey festen Körpern, und die der Oberfläche des Wassers durch die Sonnenstrahlen mitgetheilte Wärme wird überdieß von dem Wasser, als von einer spiegelartig reflectirenden Flüssigkeit, in geringerem Maße aufgenommen, während die eben daselbst einwirkende Kälte durch die erwähnte Circulation der einzelnen Wassertheile, sich schnell durch die ganze Flüssigkeit verbreitet, und also dadurch auch wieder geschwächt wird. Bey großen Meeren kömmt noch dazu, daß die verschiedenen Temperaturen weit von einander gelegener Strecken eigene Strömungen des Wassers erzeugen, durch welche die Kälte sowohl, als auch die Wärme wieder gemildert, und einem mittleren Zustande der Temperatur näher geführt wird. Der bekannte Golf-Strom (Gulf-Stream) z. B. entspringt im mexicanischen Meerbusen, erhebt sich von da, in einer Breite von dreyßig Meilen, mit reißender Schnelligkeit bis gegen Neufoundland, durchfährt dann das ganze atlantische Meer bis zu der westlichen Küste Europas, und senkt sich endlich im Westen von Afrika wieder südwärts herab, wodurch er zuerst die tropische Hitze Amerikas nach Norden und nach dem westlichen Europa führt,

und von da wieder die nördliche Kühle nach Afrika bringt, und dadurch die kalte Nordseite der westlichen alten Welt erwärmt, die warme Südseite derselben aber wieder abkühlt. Aus diesen Ursachen sind die Inseln und die dem Meere näher gelegenen Gegenden des Festlandes immer einer gemäßigteren Temperatur, in Beziehung auf Hitze sowohl, als auch auf Kälte, unterworfen, als das Innere großer Binnenländer in derselben geographischen Breite. Diese letzten oder die großen Continente haben immer einen bedeutenderen Wechsel der Wärme, immer heißere Sommer und zugleich kältere Winter, als Küstenländer und Inseln, die eben so weit, als jene, von dem Aequator entfernt sind. So sind in London die Sommer kühler und die Winter wärmer, als in Paris. So sind in Moskau und Kasan die obwohl kurzen Sommer viel heißer, und die langen Winter sehr viel kälter, als in Hamburg oder Kopenhagen und Edinburg, obschon diese Städte nahe in derselben Breite liegen. Peking hat einen Sommer wie Neapel und einen Winter wie Kopenhagen. Von Binnenmeeren häufig durchschnittene Länder, wie Dänemark und Griechenland, oder größere Inselgruppen, erfreuen sich immer einer milderen, von großer Hitze und Kälte mehr entfernten Temperatur, als große Continentalstrecken.

Wenn also an der Oberfläche unserer Seen und Flüsse das Wasser kälter wird, so wird es auch dichter, und sinkt daher, durch sein größeres Gewicht, zu Boden. Wenn dies Gesetz aber genau so wäre, wie es hier eben ausgesprochen worden ist, so würde das Wasser zuerst am Boden des Sees gefrieren, und dieses einmal gebildete Grundeis würde nicht leicht mehr durch das von den Sonnenstrahlen erwärmte Wasser über ihm zum Schmelzen gebracht werden können, da dieses wärmere, also auch leichtere Wasser nicht zu dem unteren, kälteren, also auch nicht zu dem Grundeise herabsinken kann. Dieß ist so richtig, daß sogar Rumford in einem Gefäße, das unten Eis und über dem Eise Wasser enthielt, das Wasser zum Kochen bringen konnte, ohne daß das unter ihm liegende Eis geschmolzen wäre Wenn nun aber dieß alles sich in der That so verhielte, so müßten alle unsere Teiche und Flüsse, sammt dem Ocean, auf einem Eisbette ruhen, und dieser Boden von Eis würde, so oft die geringste Kälte eintritt, sich vermehren, bis endlich die ganze Masse zu einem festen Körper zusammen gefroren wäre. Wir würden schon längst kein anderes Wasser mehr haben, als das, welches die Sonne im höchsten Sommer auf der Oberfläche jener großen Eisklumpen aufthaut, und das bey der ersten kühlen Nacht wieder zu Eis werden muß.

Wenn also das Wasser, vermöge des erwähnten Gesetzes,

durch die Kälte immerfort und regelmäßig verdichtet oder zusammengezogen wird, so würden wir, wenigstens in den beyden gemäßigten Zonen, schon längst keine Flüsse und Seen mehr haben. Diesem Uebel hat aber die Natur durch eine geringe Modification jenes Gesetzes vollkommen abgeholfen. — Das Wasser zieht sich durch die Kälte in der That immer mehr zusammen, aber nur, bis es zu der Temperatur von + 3°.5 Réaum. gekommen ist. Von hier aber fängt es an, wenn es noch kälter wird, sich wieder auszudehnen, und wenn es endlich bis zu der Temperatur 0° gekommen ist, so friert es oder es verwandelt sich in Eis. Das Wasser hat daher seine größte Dichtigkeit bey + 3°.5 Réaum., und Wasser von dieser Temperatur muß immer auf dem Boden liegen, oder den untersten Theil der ganzen Wassermasse einnehmen. Sollte das obere Wasser noch kälter werden als 3°.5, so wird es deßhalb nicht zu Boden fallen, um das dort bereits liegende wärmere Wasser zu verdrängen. Also kann auch in nur etwas tieferen Seen oder Flüssen das Wasser am Boden nie zuerst gefrieren. Denn wie dieses tiefere Wasser dem Gefrierpunkte bis auf 3°.5 näher kömmt, hört es auf, sich zu verdichten, und über diesen Punkt fängt es an sich auszudehnen, leichter zu werden, und daher zur Oberfläche aufzusteigen, und hier, auf der Oberfläche, wird es zu frieren anfangen, und dieses in der Höhe gebildete Eis wird, wenn es der dauernden Einwirkung der kommenden Frühlingsstrahlen der Sonne ausgesetzt ist, denselben nicht lange widerstehen, sondern wieder in seinen früheren Zustand zurückkehren. Wir dürfen daher nicht fürchten, daß all unser Wasser in ewiges Eis verwandelt werden sollte, wie dieß, ohne diese geringe Modification jenes Gesetzes, allerdings der Fall seyn müßte, wenn nämlich das Wasser bis zu dem Gefrierpunkte sich immer mehr zusammenziehen würde.

Dazu kömmt noch, daß das schon seit 3°.5 sich wieder ausdehnende Wasser, im Augenblick des Gefrierens, bey 0° Réaum., eine plötzliche und beträchtliche neue Ausdehnung erhält, wie denn allgemein bekannt ist, daß gläserne Flaschen und selbst sehr starke metallene Gefäße, wenn sie mit Wasser gefüllt werden, beym Gefrieren dieses Wassers zerspringen. Die Folge dieser neuen und starken Ausdehnung des zu Eis gewordenen Wassers ist, daß das Eis leichter ist, als jedes Wasser von irgend einer Temperatur, und daß es daher auch in jedem Wasser oben schwimmen muß. Wäre dieß nicht, erhielte das Wasser im Augenblick des Gefrierens nicht diese neue, starke Ausdehnung, so würde das Eis in einem nur etwas wärmeren Wasser als 3°.5 zu Boden sinken, und nur in solchem Wasser schwimmen können, das kälter als 3°.5 ist, während es jetzt, wie gesagt, in jedem Wasser

schwimmt. Dadurch werden die eisigen Reste des Winters, welche im ersten Frühling unsere Flüsse führen, auf die Oberfläche derselben gebracht, wo sie bald durch die Einwirkung der wärmeren Sonne schmelzen und vergehen. Dadurch werden auch die Eisberge, die sich von den starren Ufern der Polarmeere ablösen, und den südlicheren Gegenden zugehen, allmälich geschmolzen, da sie, ihrer großen Lasten ungeachtet, auf der Oberfläche des Meeres schwimmen, und von der sie umgebenden wärmeren Luft und den Sonnenstrahlen sowohl, als auch von dem wärmeren Wasser der südlichen Gegenden allmälich wieder zu ihrem früheren flüssigen Zustande zurückgeführt werden.

Sonach scheint denn der gegenseitige Einfluß der Temperatur und des Wassers auf unsere Erde mit großer Umsicht abgewogen zu seyn. Das Wasser wird durch die Kälte verdichtet, und mildert eben dadurch die Temperatur der verschiedenen Zonen sowohl, als auch der Jahreszeiten. Wenn aber diese Verdichtung des Wassers bis zu dem eigentlichen Gefrierpunkte ununterbrochen fortschritte, so würde dadurch, wie wir gesehen haben, ein großer Theil der Erde in ewige Fessel von Eis geschmiedet werden. Indem aber, durch eine leise Modification jenes Gesetzes, die Verdichtung des Wassers nur wenige Grade vor dem Gefrieren desselben aufhört, wird jenes Unglück gänzlich von uns entfernt, und indem überdieß das Wasser, im Augenblick des Gefrierens, eine neue, noch viel stärkere Ausdehnung erhält, wird auch dadurch die winterliche Eisdecke schnell aufgelöst, die sich sonst alle Jahre tief in den Sommer hineingezogen, und auf das Leben der Pflanzen und Thiere nicht anders als sehr nachtheilig eingewirkt haben würde.

Mehrere andere, nicht minder schöne Bemerkungen über dieselben Gegenstände finden die Leser S. 85 — 110, auf die wir hier aus Mangel an Raum verweisen müssen. Unvollkommen ist, was er in den folgenden Kapiteln über Electricität und Magnetismus sagt, da hier kaum die Oberfläche dieser Gegenstände berührt ist. Nicht viel weniger stiefmütterlich bedacht wurden die letzten Kapitel des ersten Buches, über den Schall, das Licht, die Luft und den Aether. Der Verf. hat die erste Hälfte dieses Buches mit zu großer Vorliebe bearbeitet, und scheint erst in der Mitte seines Weges bemerkt zu haben, daß die ganze eingeschlagene Bahn zu lang ausfallen würde, daher er auf Abkürzungen und Nebenwege bedacht war. Dadurch hat aber die Gleichmäßigkeit der Bearbeitung des Ganzen gelitten, und das fällt dem aufmerksamen Leser um so schmerzlicher, je mehr und freundlicher er von den mit besonderer Sorgfalt ausgearbeiteten Partien angezogen wurde.

Nachdem der Verf. in dem ersten Buche zu seinem oben erwähnten Zwecke die Erde untersucht hat, geht er nun, in dem zweyten Buche, zu dem Himmel über. Wir verschweigen in unserer Anzeige die den meisten bereits wohlbekannten Dinge, und führen nur solche Bemerkungen des Verf.'s kurz an, die sich durch Neuheit der Sache oder der Darstellung für den größeren Theil der Leser auszeichnen, oder mit welchen wir nicht völlig übereinstimmen können.

Zuerst macht er die Leser sehr treffend auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam, der zwischen allen unseren, von Menschenhänden ausgeführten Maschinen, und zwischen jenem himmlischen Baue, den wir das Planetensystem nennen, besteht. Bey jenen wird alles durch unmittelbare Berührung der einzelnen Theile, durch Stoß, Zug, Reibung u. dgl., mit Hülfe von Schnüren, Federn, Gewichten, Rädern, oder von Flüssigkeiten, Dämpfen u. s. betrieben. In der großen Maschine des Himmels aber findet zwischen den einzelnen Theilen derselben, so viel wir wissen, keine materielle Verbindung Statt; kein Theil berührt den anderen, keiner ist mit dem anderen durch Hülfe eines fremden Mediums verbunden — und doch wirken sie auf einander, aber aus der Ferne, aus oft sehr großer Ferne, etwa wie der Magnet auf die Nadel wirkt, ohne sie zu berühren. Unsere Künstler haben noch keine Maschine ausgeführt, die man für jene himmlische Maschinen als Modelle, oder auch nur als unvollkommenes Beyspiel anführen könnte. Dem ungeachtet macht der Verf. S. 152 den Versuch, eine solche Maschine seinen Lesern durch ein Beyspiel deutlich zu machen, das aber, wie uns scheint, nicht gelungen ist, da es nicht leistet, was es leisten soll, und da es eben das, was es erklären will, im alten Dunkel läßt.

Er behauptet S. 158, daß die Planetenbahnen nahe kreisförmig seyn müssen, wie sie es auch in der That sind, wenn Pflanzen und Thiere auf ihnen fortkommen sollen. Das mag immerhin hingehen, so lange er sich nicht bestimmter ausdrückt. Allein wenn er gleich darauf sein vorhergehendes Nahe durch ein Beyspiel erklären will, in welchem das Verhältniß der kleinsten Distanz eines Planeten zur größten Distanz desselben von der Sonne gleich $1/3$ oder nahe $3/10$ ist, so wird er dieß wohl nur schwer beweisen können, da dieses Verhältniß bey den zwey neuen Planeten Juno und Vesta gleich $6/10$ ist, und auf diesen ohne Zweifel auch Geschöpfe leben können. Und wenn hier, warum nicht auch dort, wo das Verhältniß nur die Hälfte von diesem ist? — Er bemerkt richtig, daß bey großen Excentricitäten, wenn zugleich die Perihelien der Bahnen beweglich sind, die Hitze, die von der schiefen Stellung der Planetenachse gegen den

Aequator herrührt, und die z. B. auf unserer Erde, deren Bahn so wenig excentrisch ist, die eigentliche Ursache der größeren Wärme im Sommer ist, daß diese Hitze, bey mehr excentrischen Bahnen, sich bald mit derjenigen Hitze, die bloß von der Nähe der Sonne kömmt, verbinden, bald auch dieser letzten entgegen wirken wird, und daß es daher auf solchen Planeten Sommer geben wird, die bald unerträglich heiß, bald wieder unleidlich kalt seyn werden. Jetzt fällt z. B. auf der Erde der Sommer der nördlichen Hemisphäre nahe in die Zeit, wo die Erde von der Sonne am weitesten entfernt ist. Dadurch sollten also unsere Sommer beträchtlich kühler werden. Allein um das Jahr 10400 nach Chr. G. wird unser Sommer in die Zeit fallen, wo die Erde zugleich der Sonne am nächsten steht, wo daher diese Sommer viel heißer, als jetzt, seyn würden, wenn die Bahn der Erde sehr excentrisch wäre. Da sie aber sehr nahe ein Kreis ist, so wird diese größere oder kleinere Annäherung der Sonne immer nur sehr gering seyn, und die Veränderung, welche dadurch in unserer Temperatur hervorgebracht wird, für alle Zeiten unmerklich bleiben.

Das Kapitel III, von der Stabilität des Sonnensystems, ist ganz trefflich durchgeführt. Als neu erscheint uns die Bemerkung, daß außer den bekannten Eigenschaften, welche die Stabilität unseres Planetensystems verbürgen, auch noch die gezählt werden soll, daß die Massen derjenigen Planeten, die eine größere Excentricität ihrer Bahn haben, durchaus sehr gering sind. Unter den älteren Planeten hat Merkur die größte Excentricität, nämlich 0.205, wenn die halbe große Achse der Bahn als Einheit genommen wird. Noch größer ist sie bey der Juno und Pallas, wo sie nahe 0.24 beträgt. Dafür sind aber auch die Massen dieser Planeten ungemein klein. So ist z. B. die Masse Merkurs nur der zweytausendste Theil von der Masse Jupiters, und die der zwey genannten neuen Planeten ist noch viel kleiner. Wäre die Bahn Jupiters so excentrisch, wie die des Merkur, so würde die Stabilität unseres Planetensystems nicht mehr Statt haben. Die Erde, Mars und besonders die vier neuen Planeten würden dann ihre jetzt immer noch nahe kreisförmigen Bahnen in dem Laufe von wenigen Jahrhunderten in sehr excentrische Ellipsen verwandeln, und diese Planeten würden entweder in die Sonne stürzen, oder sich in den ungemessenen Raum des Weltalls verlieren. Dieselbe Bemerkung ist auch auf die Kometen anwendbar, deren Zahl vielleicht viele Tausende übertrifft, und die alle in sehr excentrischen Bahnen um die Sonne laufen, aber auch zugleich alle eine so geringe

Masse haben, daß ihre Störungen doch immer nur unbeträchtlich bleiben müssen.

Es läßt sich allerdings aus den bloßen Principien der Mechanik erklären, daß bey der Entstehung unseres Planetensystems die größte Masse, die Sonne, in die Mitte zwischen die anderen kleineren Massen, den Planeten, zu stehen kam, und daß nun diese sich um jene, als um den Mittelpunkt ihrer gemeinschaftlichen Bahnen, nach bestimmten Gesetzen bewegen. Aber wie kam es, daß dieser Mittelkörper nicht nur der größte von allen, sondern daß er auch der allein leuchtende und alle übrigen erwärmende Körper geworden ist? Warum ist nicht auch ein anderer größerer Körper unseres Systems, warum ist z. B. Jupiter nicht dieser leuchtende Körper geworden? Und wenn er es geworden wäre, wie würde es dann, bey einer solchen im ganzen Systeme herumwandernden Sonne, um den Wechsel unserer Jahreszeiten stehen? — Alle Regelmäßigkeit der Beleuchtung und Erwärmung, die bisher so wohlthätig auf uns eingewirkt hat, würde gestört, ja gänzlich aufgehoben werden. Offenbar ist die Mitte der beste Platz für die große Lampe, welche die ganze Maschine erleuchten, für das Feuer, welches den ganzen Raum um sich erwärmen soll. Wer hat ihr aber diese Stelle angewiesen? — Dieß läßt sich nicht mehr aus mechanischen Principien beantworten. Das Licht, welches die Sonne spendet, mag nun in der Emission einer äußerst feinen Materie, oder in der Vibration eines vielleicht noch feineren Aethers bestehen, warum ist es allein dieser in die Mitte gestellte Körper, der diese Eigenschaft besitzt? Dieselbe Frage kann auch in Beziehung auf die Wärme gestellt werden, welches auch die Hypothese seyn mag, die man über den Wärmestoff zum Grunde legen mag — Hier also ist Absicht und Prämeditation nicht weiter zu verkennen, und wie schön und sinnreich auch die bekannte Darstellung Laplace's von dem Ursprunge des Weltsystems seyn mag, diese Fragen bleiben unbeantwortet, und können nur auf die Weise beantwortet werden, die schon Newton in seinem ersten Briefe an Bentley versucht hat. »Ohne Zweifel,« sagt er, »kann sich die Materie von selbst, »bloß durch die Kraft der Anziehung, in bestimmte Massen bilden, »und auf diese Weise mögen auch wohl die Sonne und die Fix»sterne aus dem ursprünglichen Chaos entstanden seyn, wenn »die Materie desselben an sich eine selbstleuchtende gewesen ist. »Allein ich bin der Ansicht, daß man durch solche Kräfte, durch »bloße natürliche Ursachen, nicht wird erklären können, wie es »zuging, daß diese Urmaterie von selbst in zwey so verschiedene »Theile zerfallen ist; daß der eine dieser Theile, der für einen »leuchtenden Korper bestimmt war, in eine isolirte, für sich be-

»stehende leuchtende Masse zusammenfiel, und eine Sonne bil-
»dete, während der übrige Rest, aus dem nur dunkle Körper
»entstehen sollten, nicht wieder in einen einzigen großen Klumpen,
»wie die leuchtende Sonne, sondern in viele andere, ebenfalls
»von einander isolirte, aber dunkle kugelförmige Körper sich zu-
»sammenballen sollte. Wenn die Sonne anfänglich ebenfalls
»dunkel war, wie die Planeten, wie konnte sie allein leuchtend
»werden, während die übrigen dunkel blieben, und wenn umge-
»kehrt auch die Planeten, gleich der Sonne, anfangs leuchtend
»gewesen sind, wie konnten sie alle später dunkel werden, wäh-
»rend die Sonne allein ihr Licht behielt? Dieß läßt sich, wie ge-
»sagt, nicht aus bloßen natürlichen Ursachen erklären, sondern
»man ist gezwungen, hier Absicht und Plan eines höheren We-
»sens vorauszusetzen.«

Zur Erhaltung der Thiere und Pflanzen auf der Oberfläche der Erde ist ohne Zweifel nothwendig, daß die Meere, die den größten Theil dieser Oberfläche bedecken, in dem ihnen angewiesenen Bette bleiben, und nicht bey jeder kleinen Veranlassung ihre Gestade überschreiten. Dazu wird aber, wie Laplace zuerst gezeigt hat, erfordert, daß die Erde eine größere specifische Schwere hat, als das Wasser. Wäre diese Erde so leicht, als z. B. unser Korkholz ist, so würde schon die geringste Erschütterung derselben, die geringste Verstellung einzelner Theile dieser Erde, die Meere aus ihren Ufern treiben, und immerwährende allgemeine Ueberschwemmungen würden die unausbleibliche Folge einer solchen Einrichtung seyn. Die mittlere specifische Schwere der Erde ist aber nahe fünfmal so groß, als die des Wassers, und so ist demnach für die Stabilität des Weltmeers hinlänglich gesorgt. Wenn jedoch in unseren Meeren und Flüssen, statt unserem Wasser, Quecksilber enthalten wäre, das nahe dreyzehnmal schwerer ist als Wasser, so würde jenes Gleichgewicht des Meeres eben so wenig bestehen können, als wenn unsere Erde das specifische Gewicht des Korkholzes hätte. — Bis hieher ist alles gut, und es läßt sich dagegen nichts weiter einwenden. Allein nun geht Laplace noch einen Schritt weiter, und will diese größere Dichte der Erde aus mechanischen Ursachen erklären. »In Folge der bloßen Schwere,« sagt er, »die bey dem Mittel-
»punkte der Erde größer ist, als auf ihrer Oberfläche, und in
»Folge des größeren Druckes, den die unteren Schichten der
»Erde von den über ihnen liegenden oberen Schichten erleiden,
»mußte die mittlere Dichte der Erde größer werden, als die der
»auf der Oberfläche derselben befindlichen Gewässer, und dieses
»allein reichte schon hin, dem Meere jene wohlthätigen Zügel an-
»zulegen und die Wuth seiner Wogen zu bändigen.« — Das will

nun unser Verfasser durchaus nicht zugeben, indem er glaubt, daß, durch solch eine natürliche Erklärung, dem höchsten Urheber der Natur irgend ein Eintrag geschehen könnte, wenn nicht, durch ihn selbst und unmittelbar, die Erde aus einem dichteren Stoffe, als das Wasser, gemacht worden wäre. Diese allerdings fromme Absicht, die überhaupt durch die ganze Schrift durchgeht, und aus der auch eigentlich diese Schrift entstanden ist, scheint uns aber dem höchsten Wesen ganz unangemessen zu seyn, und das Gegentheil von dem zu bewirken, was der Verf. damit bewirken will. Ist es denn, wenn wir überhaupt noch von jenem unbegreiflichen und unendlich über uns erhabenen Wesen zu sprechen uns unterfangen dürfen, ist es denn nicht ungleich größer und edler, vorauszusetzen, daß der Urheber der Natur in das Werk seiner Allmacht, mit seiner unbegrenzten, alles übersehenden Weisheit, schon gleich anfangs alle die Kräfte der selbstständigen Entwicklung gelegt hat, welcher die Materie nur überhaupt fähig war, als daß er nun, durch eine immerwährende Dazwischenkunft und Nachhülfe in jedem einzelnen Theile des großen Ganzen, diese Entwicklung selbst und unmittelbar vorzunehmen, und gleichsam dem anfangs nicht hinlänglich überlegten Werke durch nachträgliche Correctionen zu Hülfe zu kommen genöthigt seyn soll? Wenn wir unter unseren menschlichen Künstlern einen fänden, der die Metalle so zu bereiten und zu mischen wüßte, daß die von seiner Künstlerhand bereitete, anfangs noch unförmliche Masse, auf den Tisch seiner Werkstätte gelegt, sich von selbst, und ohne seine weitere Nachhülfe, bloß durch die inneren Kräfte, die der Werkmeister in seine Masse gelegt hat, sich zu einer Uhr, mit allen ihren Achsen und Rädern und Federn, ausbildete, zu einer Uhr, die besser geht, als irgend eine unserer anderen Uhren, in welchen unsere gewöhnlichen Künstler jedes Rad und jeden Zahn dieses Rades für sich sorgsam ausfeilen, und dann diese einzelnen Theile mühselig zusammenfügen, — würden wir nicht jenen ersten für den bey weitem größeren, ja für einen so großen Künstler achten, daß er mit diesen eigentlichen Handwerkern in ganz und gar keinen weiteren Vergleich mehr gebracht werden könnte? Und warum sollte nicht auch dasselbe von jenem unendlich über uns erhabenen Künstler gelten? Ist es nicht thöricht, ja vermessen zu nennen, wenn wir ihn desto mehr zu erkennen und desto inniger zu verehren wähnen, je menschlicher wir uns ihn vorstellen, und je tiefer wir ihn zu uns herabzuziehen suchen? Dieses ganz unangemessene Verfahren, weiter fortgesetzt und auf die ganze Natur ausgedehnt, zu welchen Abwegen muß es führen! Wenn es, aus jener mißverstandenen und eigentlich unfrommen Pietät nicht mehr erlaubt ist, zu glauben, daß das Schwerere bloß durch sein

eigenes Gewicht zu Boden fällt, so darf auch kein Stein mehr von selbst zur Erde fallen, so dürften weder die Planeten um die Sonne, noch die Sonnenstäubchen in unserem Luftkreise mehr von selbst sich bewegen, so müßte, wie schon die alten Philosophen geträumt haben, jedem dieser Körper ein eigener, ihn leitender Genius beygesellt, und die schönste Entdeckung, die je der menschliche Geist gemacht, und durch die er die Herrlichkeit Gottes am deutlichsten sich selbst beurkundet hat, die Entdeckung der allgemeinen Gravitation, müßte als eine Entwürdigung des höchsten Wesens, ja als ein freches Blasphem verworfen werden. Dieß sind die Folgen der maßlosen Uebertreibung selbst in sonst gutgemeinten Unternehmungen, und auf solche Abwege kann man gerathen, wenn man, auf Kosten des Verstandes, der Phantasie oder einer vorgefaßten Meinung die Zügel überläßt.

Da aber unser Verf. diese seine Meinung, es koste was es wolle, durchsetzen will, so verwickelt er sich in immer größere Widersprüche, und stellt Beweise auf, denen es an aller Urtheilskraft mangelt. Wenn die Erklärung Laplace's, sagt er, auch richtig wäre, so würde sie doch nicht beweisen, daß der, welcher die Masse der Erde dem Gesetze der Schwere unterwarf, nicht die Absicht dabey gehabt habe, die Wuth der Wogen zu zähmen. Aber d a s soll diese Erklärung auch gar nicht beweisen. — Allein, fährt er fort, sie ist nicht einmal richtig. »Denn die unteren »Schichten sind weit davon entfernt, immer auch zugleich die »dichteren zu seyn. In der Solidification eines flüssigen Körpers »liegt durchaus nichts, weßwegen der solide Körper zugleich dich»ter seyn müßte, als der flüssige, aus welchem er entstanden ist.« — Und wie will er dieses Paradoxon beweisen? — »Denn,« fährt er fort, »die Masse Jupiters ist nur um den vierten, die »vom Saturn aber gar nur um den siebenten Theil so dicht, als »die Masse der Erde, und wenn daher unser Wasser auch auf »diesen beyden Planeten sich befindet, so kann es daselbst nicht »im Gleichgewichte stehen.« — Nun weiß er aber nicht, weder ob unser Wasser sich auch dort befindet, noch ob das Wasser dieser Planeten, wenn es überhaupt existirt, nicht in demselben Verhältnisse, wie ihre Erde, weniger dicht ist, noch endlich, ob daselbst die flüssigen mit den festen Körpern in der That im Gleichgewichte stehen — aber das alles hindert ihn nicht, seinen Beweis aufzustellen, und seinen Gegner, wie er glaubt, siegreich aus dem Felde zu schlagen.

Noch auffallender wird diese Imbecillität der Beweise, die aus der Hartnäckigkeit hervorgeht, einen einmal aufgestellten Satz um jeden Preis festzuhalten, bey einer anderen Gelegenheit, wo er ebenfalls mit Laplace eine Lanze zu brechen sucht.

Dieser letzte sagt nämlich in seiner Exposition du système du monde, bey Gelegenheit der Mondesphasen, daß einige Partisane der Endursachen dem Monde die Bestimmung beygelegt haben, die Erde zur Nachtzeit zu erleuchten. Allein, fährt er fort, wenn die Natur diesen Zweck gehabt hätte, so würde sie ihn nur sehr unvollkommen erreicht haben, da beynahe die Hälfte der Nächte eines jeden Monats ohne Mondlicht ist. Hätte sie diese Absicht in der That gehabt, so würde sie dieselbe sehr leicht erreicht haben, wenn der Mond im Augenblicke seiner Entstehung im Vollmonde oder der Sonne gegenüber, und zwar in einer nahe viermal größeren Entfernung als jetzt gewesen, und wenn seine Geschwindigkeit in demselben Verhältnisse, wie seine Distanz, kleiner geworden wäre. Denn dann würde der Mond immer der Sonne gegenüber gestanden, oder immer im Vollmonde geblieben seyn, und selbst die Finsternisse, die uns jetzt zuweilen seinen Anblick rauben, würden in dieser Entfernung nicht mehr Statt gehabt haben. Damit er aber, in einer viermal größeren Distanz, auch eben so viel Licht, als jetzt im Vollmonde, auf die Erde reflectiren könnte, hätte seine Oberfläche auch viermal größer gemacht werden müssen. Da jedoch der große Urheber der Natur dieses einfache Mittel, welches allein zu jenem Zwecke führt, nicht gewählt hat, so müssen wir, sagt Laplace, voraussetzen, daß er auch diesen Zweck gar nicht erreichen wollte, und daß es daher nicht in seiner Absicht lag, den Mond zum Diener oder zum Fackelträger der Erde zu machen.

Man sieht nicht, was sich gegen eine solche Argumentation einwenden lassen könnte, noch weniger aber, wie man aus ihr rückwärts auf die Impietät desjenigen schließen dürfte, der diese Behauptung aufgestellt hat. Wir lächeln über die Chinesen, die ihr Land für den Mittelpunkt der ganzen Welt halten, und die alle anderen Menschen nur als Barbaren, als eine Art von Thieren betrachten sollen, die bloß zu ihrem Dienste bestimmt sind. Aber was würden wir von ihnen sagen, wenn wir hörten, daß sie jeden, der dieß nicht glauben, der ihrem Dummstolz nicht sogleich huldigen will, sofort als einen Atheisten dem Scheiterhaufen übergeben wollten?

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXII.

Chronologische Geschichte der Verbreitung der Buchdruckerkunst.

Von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar zu Klagenfurt.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst krönte mit unglaublicher Schnelligkeit alle die mühsamen Fortschritte, welche die Literatur in ihren Fortschritten gemacht hatte. Bis zu dem Zeitpunkte ihrer Erfindung war die Civilisation nur ein schwaches Licht, dessen Strahlen leicht ausgelöscht, und dem Volke geraubt werden konnten, wie dieses im Occident durch Genserich und Attila, im Orient durch Omar und Gengis geschah. Allein die Erfindung dieser Kunst machte aus diesem schwankenden Lichte einen unauslöschlichen Stern, der, wie die Sonne, seine leuchtenden Strahlen der ganzen Welt mittheilte, und jede Verschwörung gegen die Wissenschaft schon in ihrem Keime erstickte.

Dunkel geahnt mag die Buchdruckerkunst schon lange bevor gewesen seyn, bis sie in der Form, in der wir sie kennen, ins Leben trat; denn die Holzschneidekunst war schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts ausgeübt worden, wie es aus dem Holzschnitte des h. Christoph vom J. 1423, dann des h. Dominikus (zwischen 1425—30) erhellt. Ersterer hat bereits zwey Zeilen, letzterer nur eine Zeile Schrift. Daß die Holländer durch ihre Beeldesniders dieser herrlichsten aller Erfindungen eben so nahe waren, als wir Deutsche, dürfte kaum zu bezweifeln seyn — indessen ist es nun sicher beurkundet, daß Deutschland die Ehre gebührt, mit der Erfindung dieser segensreichen Kunst der Menschheit ein unschätzbares Geschenk gemacht zu haben Seit Schaab sein vortreffliches Werk: Die Geschichte der Buchdruckerkunst durch Joh. Gensfleisch, genannt Gutenberg, Mainz 1830, 3 Bände, herausgab, wird es wohl Niemand bestreiten, daß Gutenberg (eigentlich Henne Genßfleisch von Sulgeloch, genannt Gudinberg) der Schöpfer dieser göttlichen Kunst ist. Was Junius, Scriver u. a. m. für Laurenz Janssoen (Johanns Sohn), Küster an der Parochialkirche zu Harlem (von diesem Küsteramte später Koster genannt) anführen, ist zu widersprechend und parteyisch, als daß es nach den Beweisen, die Schaab für seine Behauptung beybringt, noch irgendwo Glauben finden sollte.

Die Zeit läßt sich nicht bestimmen, wann Gutenberg seine Kunst auszuüben begann. Wahrscheinlich ist es, daß er die Darstellung seiner Kunst-Idee längere Zeit geheim hielt, daß er in Straßburg bloß Versuche mit beweglichen Buchstaben machte, denn es findet sich kein Blatt vor, das in Straßburg gedruckt worden wäre. Erst im J. 1450 trat er mit seiner Kunst öffentlich auf. Mit diesem stimmt auch ein angefangenes Chronicon (die Handschrift ist vom J. 1459 datirt) der k. k. Bibliothek zu Klagenfurt überein, worin ausdrücklich gesagt wird: Anno

M.CCCC.L. inventa est in urbe Moguntina ars mirabilis imprimendi libros. Inventor huius artis Gudenpergk nominatur. Sein Vermögen hatte er jedoch in Straßburg mit mißlungenen Versuchen aufgeopfert, und kam verarmt in Mainz wieder an. In dieser Noth kam ihm Johann Fust, ein reicher Bürger von Mainz, mit Geldvorschuß zu Hülfe, für welchen derselbe aber sich, nebst bedeutenden Zinsen, auch einen Antheil vom Gewinne ausbedingte, und Gutenberg sein Druckzeug ihm zum Unterpfand einsetzen mußte. In Verbindung mit Fust war nicht mehr ein Stillstand in der weiteren Ausbildung der erfundenen Kunst leicht zu befürchten; doch beschränkten sich ihre ersten Versuche bloß auf Abcdarien, die durch den häufigen Gebrauch fast alle zu Grunde gingen, dann die Donate (Auszüge aus älteren Grammatiken, von einem alten Schulmann so genannt) und die Confessionalia; — allein über die Epoche, wann sie gedruckt wurden, herrscht tiefe Dunkelheit. Sie gehören nicht der Typographie, sondern der Xylographie an, da sie mit in Holz geschnittenen Buchstaben (Xylotypen) gedruckt wurden. Bey Trithem kommen die Donate unter der Benennung Catholicon vor. Dieses Catholicon ist aber nicht mit dem großen Werke des Joannes Balbi von Genua (Joannes Januensis) zu verwechseln; — wie wäre auch ein so großes Unternehmen für den Tafeldruck ausführbar gewesen? — Die merkwürdigsten drey Donate führt Panzer (Annal. typ. Vol. II. p. 139) an, einige davon finden sich auch in van Praet's Catal. des livres imp. sur velin de la bibl. du Roi à Paris. IV. 6, 7.

Gutenberg und Fust sahen bald ein, daß nicht mit dem Tafeldruck, sondern einzig mit metallenen Buchstaben etwas Großes unternommen werden könne. Die Entdeckung der Gießung von Metallbuchstaben oder die Schriftgießerey führte sie ihrem Ziele näher; — und so trat für die Buchdruckerkunst wieder eine neue, wichtige Epoche ein. Trithem beschreibt den Uebergang zu ihrer edleren Ausbildung anschaulich und einfach: Post haec inventis successerunt subtiliora, inveneruntque *modum* fundendi formas omnium latini alphabeti litterarum, quas ipsi matrices nominabant, ex quibus rursum *aeneos* sive *stanneos* caracteres fundebant, ad omnem pressuram sufficientes, quos prius manibus sculpebant.

Es ist nicht zu zweifeln, daß das erste große Werk, welches aus Gutenberg's und Fust's Presse kam, eine Bibel war, die man die zweyund vierzigzeilige oder mazarinische nennt. Panzer läßt es unentschieden, ob man dieser undatirten Bibel, oder der vom J. 1462 ein höheres Alter zuerkennen soll. Er sagt (Annal. typ. Vol. II. p. 136): Antiquitate certant haec Biblia cum sequentibus, lite nondum diremta, quaenam ex duobus his Societas Moguntina Gutenbergii et Fausti circa annum 1450, in lucem produxerit. Die Epoche, wann diese Bibel aus Gutenberg's und Fust's Officin erschien, ist besonders wichtig, da die Bibliographen über diese Zeitbestimmung verschiedener Meinungen sind. Die meisten *) behaupten, daß nach dem Zeugnisse der Köllner Chronik mit dem Drucke derselben im J. 1450 angefangen, und erst im November 1455 geendigt worden. Andere (Sallier: Mémoires de l'acad. des inscript. et des belles lettres. XIV) nehmen als Anfangs-

*) Meermann Orig. typ. 284. — Schelhorn Diatribe de antiquiss. bibl. lat. edit. 34. — Marchand de l'orig. de l'impr. I. 22. — Widekind ausführl. Verzeichniß von raren Büchern 547. Zapf älteste Gesch. der Buchdr. von Mainz 125.

epoche das Jahr 1452, weil Joh. Schöffer in der Schlußschrift von Trithem's Comp. histor. franc. vom J. 1515 sagt: »Im J. 1452 brachte er die Druckerey zur Vollkommenheit und zum Druck tauglich.« Noch andere setzen ihren Druck zwischen 1450 und 1452 (Schaab: Gesch. der Buchdr. B. I. S. 232). Mit höchster Wahrscheinlichkeit läßt sich der Anfang des Druckes dieser Bibel auf das Jahr 1452 und ihre Vollendung auf die Jahre 1455 oder 1456 setzen.

Fust forderte das dem Gutenberg zu hohen Zinsen geliehene Geld zu einer Zeit zurück, wo er es ihm nicht geben konnte. Er brachte daher förmlich seine Klage bey dem Gerichte an. Gutenberg wurde zur Tilgung der gemachten Schuld verhalten, und da er das benöthigte Geld nicht in der vertragsmäßigen Zeit auftreiben konnte, mußte er sein verpfändetes Druckzeug an Fust übergeben. Nun verband sich Fust mit Peter Schöffer von Gernsheim (auf den Drucken oft nur Petrus de Gernssheim genannt), dem er seine Tochter Christine zur Ehe gegeben hatte, und durch diese beyden wurde die Buchdruckerkunst auf einen höheren Standpunkt der Vollkommenheit gebracht.

Den 14. August 1457 lieferten sie ein Werk, das noch jetzt durch Schönheit und Pracht jeden in Bewunderung setzt [1]) — und das zugleich das erste Druckwerk der Welt ist, welches durch die Benennung des Druckers, des Druckortes, und die Bezeichnung von Jahr und Tag, wann es erschienen ist, eine vollständige Datirung enthält. Ganz auf schönem Pergament mit fortlaufenden Zeilen in großem Folioformat gedruckt, ist es mit seinen, das Auge ergötzenden Initialen ein wahres Prachtwerk, und die größte Zierde jeder Bibliothek. Seine Schlußschrift lautet:

Pns Spalmorum [2]) Codex venus date [3]) Capitaliū decorats Rubricationibsqs sufficienter distinctus Adinventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque calami vlla exaracīonc et ad eusebium dei industrie est consumatus Per johan fust Civem Magūtinū. Et Petrū Schoffer de Gerrnsheim Anno Dni Millesio CCCCLVII jn viglia Assupcioīs.

Das schönste Exemplar von diesem Druckwerke besitzt die k. k. Hofbibliothek zu Wien. Es ist noch neu, und war einst ein Eigenthum des Königs Mathias Corvinus.

Das zweyte Druckwerk, das die Mainzer Fust und Schöffer'sche Presse im Jahre 1459 lieferte, war wieder ein Psalter, eben so prachtvoll, wie die erste Auflage, ganz auf Pergament, mit den nämlichen Initialen und folgender Schlußschrift:

Praesens psalmorum Codex venustate Capitalium decoratus, rubricationibusque sufficienter distinctus. adinventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque vlla calami exaratione sic effigiatus. et ad laudem

---

1) Meermann (Orig. typ. I. 153) sagt davon: Opus quo nullum in hoc genere unquam prodiit magnificentius, quod celeberrimos nostra aetate artifices in admirationem rapuit, imitari potuit nemo. — Schoepflin (Vind. typ. 32) nennt es incomparabile monumentum, und setzt hinzu: »quod artifices Lutetiae et Vindobonae mecum examinantes mirati sunt.

2) Anstatt Psalmorum. Dieser bekannte Druckfehler findet sich in allen Exemplaren dieser Ausgabe.

3) Panzer (Annal. typ. Vol. II. p. 111) hat venustate.

dei ac honorem Sancti Jacobi est consumatus Per
Joanem Fust civem maguntinum et Petrum Schoifner
de Gernsheym clericum Anno domini CCCCLIX. XXIX
die mensis Augusti.

Das dritte Druckwerk kam noch in demselben Jahre (1459) aus dieser Presse: Duranti (Durandi) Rationale divinorum officiorum. Auf dem letzten Blatte am Ende der zweyten Columne befindet sich, mit rothen Buchstaben gedruckt, die Datirung:

Praesens rationalis divinorum codex officiorum
Venustate capitalium decoratus, rubricati-
on ibusque distinctus. Artificiosa adinventio-
ne imprimendi ac caracterizandi: absque
calami exaratione sic effizatus. Et ad eu-
sebiam dei industrie est consumatus Per
Johannem Fust civem Maguntinum. Et Petrum
Gernszheym. Clericum dioecesis ejusdem.
Anno domini Millesimo quadringentesimo
quinquagesimo nono sexto die Octobris.

Von diesem Werke sah ich in einer Wiener Privatbibliothek ein wohl erhaltenes Exemplar, in welchen die Anfangsbuchstaben zierlich mit Gold und Purpurfarben gemalt waren.

Viertes Druckwerk (1460): Clementis V. Constitutiones, cum apparatu Johannis Andre. Am Schlusse:

Presens Clementis papae V. Constitutionum Codex una cum Apparatu domini Johannis Andre suis rubricationibus sufficienter distinctus artificiosa ad inventione imprimendi ac caracterizandi absque ulla calami exaratione sic effigiatus et ad eusebiam dei industrie est consumatus. Per Johannem Fust civem Moguntinum Et Petrum Schoiffer de Gernsheim. Clericum dioecesis ejusdem Anno domini MCCCC. sexagesimo. XXV. die mensis juny.

Die zu diesem Druckwerke gebrauchten Typen wurden zum ersten Male angewendet. Ihr Charakter ist um ein Drittheil größer, als in dem Rationale Durandi.

Fünftes Druckwerk: Johannis Balbi de Janua Catholicon. Am Schlusse:

Altissimi praesidio cujus nutu infantium linguae fiunt disserte. Quique numero saepe parvulis revelat quod sapientibus celat. Hic liber egregius. Catholicon dominice incarnationis Annis MCCCCLX *) alma in urbe Maguntina nacionis inclite germanice. Quam dei Clementia tam alto ingenii lumine. Donoque gratuito. ceteris terrarum nacionibus proferre. illustrareque dignatus est non calami. Stili aut pennae suffragio. Sed mira patronarum formarumque concordia proportione et modulo. impressus atque confectus est Hinc tibi sancte pater nato cum flamine sacro. Laus et honor domino trino tribuatur et uno ecclesiae laude libro. hoc catholice plaude, qui laudare piam semper non lingue Mariam. Deo Gratjas.

Die Typen, mit welchen dieses Werk gedruckt ist, sind von den Fust und Schöffer'schen sehr verschieden, und es ist daher wahrscheinlich,

*) Schaab (Gesch. der Buchdr. B. I. S. 382) hat die Jahrzahl MCCCCXX — wahrscheinlich durch einen Druckfehler.

was Schwarz (Docum. II. p. 12) und Meermann (Origin. typ. II. p. 95. not. 9) behaupten, daß dieses Druckwerk aus Gutenberg's Presse kam.

Sechstes Druckwerk (1462); Biblia latina. Die Schlußschrift lautet [1]: Presens hoc opusculum artificiosa adinventione imprimendi seu caracterizandi, absque calami exaratione in civitate maguntina sic effigiatum et ad eusebiam dei industrie per johanem Fust civem et Petrum Schoiffer de Gernsheym clericum dioecesis ejusdem est consumatum. Anno D. Mni CCCCLXII. In vigilia assumpcionis virginis Marie [2].

* * *

Die Verbreitung der Buchdruckerkunst mußte um so sicherer erfolgen, als diese unschätzbare Gabe der Vorsehung eben damals ins Leben trat, wo das Bedürfniß allgemeinerer Mittheilung überall fühlbar wurde. Die Zeitfolge, nach welcher sie von den einzelnen Städten aufgenommen wurde, gewährt nicht nur dem Bibliographen, sondern jedem Literator gewiß ein anziehendes Interesse.

Deutschland.

Cölln 1467.

Das erste gedruckte Buch zu Cölln ist S. Augustini Libellus de singularitate Clericorum, Ulrich Zell (auch Tzell und zel gedruckt), der erste Buchdrucker, durch den, wie das Chron. Colon. sagt: »die kunst vurs is zu Coellen komen.« — Diese Angabe wird auch von Mallinkrot (de ortu et progr. artis typogr.) bestätigt. Der zweyte Buchdrucker, der dort erscheint, war ein Niederländer, Arnold Ter Hoernen, dessen erster datirter Druck von 1470 ist. Seine Typen sind ziemlich dieselben, welche die fratres communis vitae zu Brüssel brauchten, und eben so wenig deutsch, als die der letztern, im Gegentheile mit dem Ductus in ursprünglich holländischen Handschriften in auffallender Art übereinstimmend. Als deutscher Drucker aber ist er deßhalb merkwürdig, weil er 1470 in dem Sermo ad populum praedicabilis das erste Beyspiel von Blattzahlen gab. Unter den späteren Druckern sind Joh. Köhlhoff (auch Colhoff, Koelhof) aus Lübeck, 1479, und Heinr. Quentell [3]) 1479 die berühmtesten. Ersterer wendete zuerst die Signaturen in seinem Drucke von J. Nideri praeceptorium divinae legis von 1472 an.

---

1) In mehreren Exemplaren findet sie sich verkürzt, und die Worte artificiosa adinventione imprimendi seu caracterizandi absque calami exaratione weggelassen, dagegen wurden einige Worte zugesetzt: Presens hoc opusculum finitum et completum et ad eusebiam dei industrie in civitate moguntina per Johannem Fust civem et petrum Schoiffer de Gernsheym clericum diocesis ejusdem est consumatum anno incarnationis dominice M.CCCC.LXII. in vigilia assumpcionis gloriose virginis marie. — Wegen dieser Verschiedenheit der Schlußschriften haben auch mehrere Bibliographen geglaubt, es seyen zwey Auflagen von dieser Bibel am nämlichen Tage aus Fust's und Schöffer's Druckerey erschienen.

2) Ich schließe mit der Analyse dieser sieben ältesten Mainzer Drucke, weil vor ihrem Erscheinen die Buchdruckerkunst noch in keiner anderen Stadt zur Ausübung kam. Bald nach dem Erscheinen der Bibel (1462) sehen wir diese große Erfindung auch in anderen Ländern aufblühen.

3) Quentell hat in verschiedenen Büchern, die aus seiner Presse kamen, seinen Namen verschwiegen, aber doch den nämlichen Holzschnitt (einen Leser vorstellend, der mit einem offenen Buche am Tische sitzt) beybehalten, aus welchem man ihn leicht errathen kann.

Augsburg 1468 [1]).

Günther Zainer (auch Zeyner, Zeiner) erscheint als der erste Buchdrucker, aus dessen Presse das erste bekannte Druckwerk: Meditationes vitæ Domini nostri Jesu Christi, 1468 kam [2]). Ihm folgte Joh. Schüßler, dem wir die erste Ausgabe der Antiquit. judaicar. Lib. XX. et de bello judaico Lib. VII 1470 in lateinischer Sprache verdanken; Joh. Bämler 1472, obgleich Peter Scriverius (Laurea Laur. Costeri) behauptet, Bämler hätte bereits im J. 1466 eine lateinische Bibel zu Augsburg gedruckt: Joan. Bemler Biblia latina excudit anno 1466. Dasselbe behauptet auch Mart. Crusius (Annal. Sueuic. Lib. 7) und Melchior Adam (De claris Germanis. Vol. I. Lib. I.). Die meisten Werke in deutscher Sprache kamen in der ersten Zeit der Buchdruckerey zu Augsburg aus Bämler's Pressen. Das merkwürdigste Buch in typographischer Hinsicht, das Bämler druckte, ist unstreitig die Summa Johannis. — Froschauer 1481. — Erhard Ratdolt 1487, doch sagt Peter Scriverius (Laurea Laur. Costeri), Ratdolt habe bereits im J. 1480 mehrere mathematische Werke zu Augsburg gedruckt: At illud exploratum habeo, Augustae Vind. primos libros mathematicos cum figuris geometricis fuisse impressos. Qui illos in lucem edidit, Erhardus Ratbold, anno 1480 claruit. Zapf (Augsburgs Buchdruckergeschichte, Thl. I, S. XXXII) sagt: Ratdolt hatte seine Kunst zuerst in Venedig ausgeübt, wo er 1475 hinkam, und bis 1487 blieb. Sein Appian [3]), den er in Gesellschaft mit Peter Loslein und Bernh. Piktor (oder Maler) druckte, macht der Original-Edition des Appian (Venetiis per Vendelinum de Spira 1472) den Rang streitig (Crevenna Cat. raisonné, T. IV, p. 120). Ratdolt's Ausgaben sind sehr geschätzt. Noch verdiente unter den älteren Buchdruckern Augsburgs Ant. Sorg und Joh. Schönsperger der ältere einen ehrenvollen Platz.

Nürnberg 1470.

Das erste gedruckte Buch zu Nürnberg ist: Francisci de Retza Ord. Praed. Comestorium vitiorum. Am Schlusse: Nuremberge. LXX° patronarum formarumque concordia et proporcione impr. Panzer (Annal. typogr. Vol. II. p. 167) sagt: *Primus* est Norimbergae impressus liber cum nota anni et loci, so wie es in seiner ältesten Buchdruckergeschichte Nürnbergs schlagend beweist, daß die Drucker keine andern als Sensenschmid aus Eger und Heinr. Kefer seyn können. — Friedr. Creussner 1472 — Der berühmte Autor Koburger 1473, von dem Peter Scriverius (Laurea Laur. Costeri, Cap. XXI) mit Recht sagt: Ant. Koberger, Nurebergensis typographus, opera a se edita effigiata feliciter an. 1482 inclytis instrumentis famosisque characteribus, idque impressoria arte anno 1486 quam pon-

1) Löscher (Stromat) setzt 1464. — Pfeifer (Beyträge zur Kenntniß alter Bücher) spricht von einer Bibel, die im J. 1467 zu Augsburg gedruckt worden seyn soll.

2) Zapf hat in seiner Augsburger Buchdruckergeschichte den von Joh. Keller im J. 1468 gedruckten Vocabularius rerum ausgelassen. Dieser Foliant befindet sich in der Bibliothek der Johanniter-Commende zu Straßburg. Er hat schon gedruckte Seitenzahlen, und seine Lettern sind nur noch halb gothisch.

3) Appiani Alexandrini Romanae historiae Petro Candido interprete. Venetiis per Bernh. pictorem et Erh. Ratdolt de Augusta una cum Petro loslein de Langencen correctore ac sociis. Laus Deo. MCCCCLXXVII. Fol.

deroso labore, vigilantia ac fatigatione, solertissime metallicis literis elaborata. Mallinkrot (de ortu ac progressu artis typogr.) räumt ihm den ersten Rang unter den Buchhändlern Nürnbergs ein. Inter reliquos Ant. Koburger facile primas tenuit, qui aevo suo non illius modo urbis, sed totius Germaniae Typographorum et Bibliopolarum, quantum reperio, praecipuus fuit, quod plurima et insignia ab ipso impressa et distracta volumina abunde testantur, cujus generis sunt Latina Biblia, Magnum Chronicon Hartmanni Schedelii, Summa historialis S. Antonini tomis tribus, Specula omnia Vincentii Belouacensis ingentibus voluminibus excusa, aliaque fere innumera. Und in der That ist es bewunderungswürdig, an welche große Unternehmungen dieser Mann sich wagte. — Der gelehrte Joh. Müller [1]), verbunden mit B. Walther, 1472.

Straßburg 1471 [2]).

Das erste, mit der Angabe des Druckers, Ortes und Jahres gedruckte Buch ist das Decretum Gratiani cum apparatu Bartholomaei Brixiensis, das im J. 1471 aus Eggesteyn's Pressen kam. Panzer selbst (Annal. typogr. Vol. I. p 17) bestätigt dieses: Primus est hic liber Argentinae impressus, cui typographi nomen, locus impressionis et annus adiecti sunt typis. — Eine größere Celebrität gewannen Mentelin's Drucke, der durch seine Thätigkeit, seinen Kunstsinn und seinen unternehmenden Geist bald ein ansehnliches Vermögen sich erwarb. Argentinae Joannes Mentel id artificii genus inceptans, multis voluminibus castigate et polite impressis, factus est brevi opulentissimus. Petr. Scriverii Laurea Laur. Costeri (in Wolfii Mon. typogr. P. I. p. 322). — Martin Flach (auch Flaccus) 1472, aus dessen Presse das große Werk: Vincentii Bellovacensis speculum historiale. 4 vol. gr. Fol. (vor 1478), hervorkam. — J. Grüninger 1483.

Speyer 1471.

Erstes Druckwerk: Postilla scholastica super Apocalypsin et super Cantica Canticorum. Am Schlusse: Impr. Spire anno LXXI. Aus diesem Buche wird es erwiesen, daß Speyer bereits im J. 1471 eine Druckerey hatte. Ob Peter Drach der Drucker war, ist ungewiß.

---

1) Auch unter dem Namen Regiomontanus bekannt.

2) Ebert (Allg Encyclopädie der Wissensch. und Künste; herausg. von Ersch und Gruber, Art Buchdruckerkunst) setzt die Einführung der Buchdruckerkunst in Straßburg in das J. 1466. Mit dem J. 1466, sagt er, tritt (nach beglaubigten Handrubriken) Straßburg in die Schranken, und zwar zu gleicher Zeit mit zwey Officinen, der Eggestein'schen und Mentelinschen, deren Typen nicht nur unter sich, sondern auch von denen der Mainzer und Bamberger Officin völlig verschieden sind. — Zwey mit einer Handrubrik versehene Exemplare der Eggenstein'schen lateinischen Bibel (zu Wolfenbüttel und München), und ebenfalls zwey Exemplare der Mentelin'schen deutschen Bibel (zu München und Stuttgart) führen das Jahr 1466, und von diesen Drucken ist der Eggensteyn'sche mit einer Unvollkommenheit ausgeführt, welche selbst in den späteren Drucken dieser Officin mit einer gewissen Eigensinnigkeit sich treu bleibt, und keinen Mainzer Einfluß verräth. — Durchaus falsch ist, was Adam Schragius (Hist. Typographiae, Cap. II) sagt: Mox probabimus, Joh. Mentelinum cu. 1440. vel ex Gehwiteri sententia an. 1447 Argentorati artem typos singulatim fabricandi, connectendi atque in charta exprimendi docuisse. Er hat den Beweis dafür nicht hergestellt.

Panzer selbst (Annal. typ. Vol. III. p. 17) sagt: An Petrus Drach, aut alius fuerit impressor illius, incertum est. Sein Name erscheint erst auf dem Vocabular. juris utriusque vom J. 1477.

Ulm 1473.

Erstes Druckwerk: Opus de misterio misse. Domini fris Alberti Magni: quondam Episcopi Ratisponensis. Am Schlusse: In opido imper. Vlm. per Joh. Czeyner de Reutlingen summa cum diligentia impr. Anno a natiuitate dni MCCCCLXXIII. die XXIX mensis Maii Feliciter finit. Panzer (Annal. typogr. Vol. III. p. 28) bezweifelt es, daß Zainer noch mit beweglichen Lettern druckte, er spricht sich entschieden aus, daß seine Buchstaben nicht geschnitten, sondern gegossen sind. Characteres, quibus usus est Zainerus hic Ulmensis, omnino rudes, tamen, si accuratius considerantur, aequales sunt, ergo non sculpti, sed fusi. — Joh. Zainer zierte seinen Druck der deutschen Uebersetzung von Boccaccio's Schrift von berühmten Weibern im J. 1473 zuerst mit gedruckten Randleisten um die erste Seite und mit den in Holz geschnittenen und verzierten Initialen aus, welche später eine so allgemeine Anwendung erhielten. Nach Augsburg hat Ulm die meisten Artikel geliefert, nämlich 136, worunter 86 das Datum haben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß noch manch anderes unbekannt gebliebenes Produkt, dem dieses Kennzeichen fehlt, den Ulmer Pressen zugeschrieben ist. — Aber auch von einer anderen Seite sind die ersten Ulmer Drucke der deutschen Literatur willkommen. Ein großer Theil derselben beschäftigt sich mit in unserer Muttersprache geschriebenen oder in dieselbe übersetzten Werken; und wie sparsam sich die ersten Drucker damit abgaben, ist aus Panzer's Annalen zur Genüge bekannt. Schon das in der ersten Zeit der eingeführten Kunst zu Ulm gedruckte Buch vom Jahre 1473 ist ein deutsches: die Diätetik des Ulmer Arztes, Heinr. Steinhöwels, eines überaus thätigen Mannes, der den Pressen Joh. Zainers ununterbrochen und oft mit sehr heterogenen Arbeiten zu thun gab. Die in demselben Jahre von ihm dem Drucke übergebene, deutsch geschriebene Chronik ist das erste vaterländische, mit einer Jahrzahl versehene Werk dieser Art.

Eßlingen 1473.

Erstes Druckwerk: Tractatus compendiosus per modum Dyalogi timidis de devotis viris editus. Instruens non plus curam de pullis et carnibus habere..... Am Schlusse: Anno LXX3. — Eßlingen hat nur einen einzigen Buchdrucker, nämlich Conr. Fyner, aufzuweisen. Er hat das Verdienst, vermuthlich der erste gewesen zu seyn, der in seiner Officin hebräische Typen führte, und damit das ganze Alphabet, auch wohl einzelne Stellen aus den Papieren abdruckte, worin der Dominikanermönch Peter Schwarz die Juden zu widerlegen versucht hatte.

Basel 1474 (vielleicht schon früher?) *).

Das erste mit dem Datum versehene Druckwerk ist: Conradi Calderini repertorium juris. Am Schlusse: Diuini ac hu-

*) So sagt Scriverius (Laurea Laur. Costeri), er habe in den Katalogen mehrere Bücher gefunden, die im J. 1471 gedruckt wurden: Varios in catalogis reperio libros Basileae anno 1471 et sequentibus impressos.

mani iuris. res tam supernas quam subternas bene disponentis repertorium dissertissimi doctoris Caldrini perimpressum primo ydus decembris MCCCCLXXIII. feliciter Explicit. Wahrscheinlich von Michael Wensler gedruckt. — Nach Scriverius und Mallinkrot ist jedoch das ohne Jahrzahl gedruckte repertorium vocabulorum exquisitorum oratoriae poeseos et historiarum Conradi de Mure noch älter. Der Drucker soll Berthold von Hanau, einer der Gesellschafter Gutenberg's, seyn. Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 191) glaubt, daß die Buchdruckerkunst durch diesen Berthold Rodt nach Basel kam. 'Caeterum Basileam primum esse in Heluetia locum, in quam ars typographica fuerit introducta, et quidem per hunc Bertoldum verosimile est. — Ihm folgten, nach Panzer's Angabe, Bern Richel, Mich. Wensler, Friedr. Biel, Joh. Frober, Joh Oporinus, Andr. Cratander und Adam Petri. Hos vero ut illustriora tempora, sic et illustriores officinae excepere Joh. Trobenii, Andr. Cratandri, quibus se collegam adiunxit Thom. Wolfius. P. Seriverii Laurea Laur. Costeri. Cap. XIII. Keiner wurde unter diesen so berühmt als Frober, durch den thätigen Antheil, den der große Erasmus an dessen Unternehmungen nahm. Ihm zunächst steht Joh. Oporinus, der sowohl durch die Wahl der von ihm gedruckten Werke, als auch durch ihre Ausstattung in der Geschichte der Buchdruckerkunst ausgezeichnet zu werden verdient. Illud vere et ingenue asserere possum, Joh. Oporinum tantum in novis auctoribus excudendis elaborasse, quantum nullus alius vel veterum, vel recentiorum Typographorum. Pauli Patris: de Germaniae Miraculo optimo, maximo Typis literarum Dissert. §. XI. — Schöne Drucke lieferte auch Andr. Cratander Lenguich, ein tüchtiger Bücherkenner, hat im ersten Theile seiner Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde S. 168 von ihm geredet, und zu erfahren gewünscht, ob er Cratander, oder, wie ihn einige Literatoren nennen, Cartander heiße? — Welches sein wahrer Name ist, läßt sich schwer entscheiden; — er selbst nannte sich auf den Schriften, die aus seiner Presse kamen, bald Cratander und bald Cartander.

Die alten deutschen Ausgaben des Bienenkorbs führen den Druckort: Christlingen bey Brsino Gottgwin, worunter Einige Basel verstehen wollen. Schelhorn sagt in seiner Dissert. epist. ad J. L. Moshemium de Mino Celso Senensi p. 65 von einem Buche dieses Gelehrten, es sey zu Christlingen herausgekommen, vel potius, si quid veri ex typis mens augurat, Basileae 1577. ex offic. P. Pernae.

Lübeck 1475.

Erstes Druckwerk: Epithoma Historiarum ac Chronicarum dictum: Rudimentum Noviciorum. Am Schlusse: Anno ssm (secundum) carnem filii dei a natiuitate MCCCCLXXV.

Rostock 1476.

Erstes Druckwerk ist die höchst seltene Ausgabe des Lactantius.

Eichstädt 1478.

Erstes Druckwerk: Henrici de Segusio s. de S. Bartholomaeo vulgo Hostiensis Summa super titulis Decretalium. — Das Ganze besteht aus zwey Bänden und drey Theilen. Am Schlusse des zweyten

Theiles liest man: Sup' libro decretalium secundo finita est pe summa hostien. secunda MCCCCLXXVIII.

Leipzig 1481.

Erstes Druckwerk (Joannis Viterbiens. Ord. Praed.): Glossa super Apocalypsim de statu ecclesie Ab anno salutis presenti scz (scilicet) MCCCCLXXXI. usque ad finem mundi. Am Schlusse: Impr lipczk anno sequente scilicz MCCCCLXXXI. in profesto Michaelis. Der erste, der die Druckerey in Leipzig ausübte, war Markus Brand (auch Brandis); das deutsche Druckwerk vom J. 1480 eines gewissen Joh Widmann durch Konr. Kachelofen, wird mit guten Gründen bestritten, und in das J. 1489 versetzt. Erst auf dem Psalterium vom J. 1492 erscheint Konr. Kachelofen zum ersten Male als Drucker. — Mart. Landsberg 1492.

Bamberg 1481.

Daß die in der Wolfenbüttler Bibliothek befindliche Ausgabe von Boner's Fabeln im J. 1461 gedruckt wurde, ist lebhaft bestritten worden. In dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, das Gottsched herausgab, wird S. 563 das J. 1461 als das Druckjahr dieses Werkes, mit dictatorischer Bestimmtheit angegeben. Allein Heinecke und Lessing bezeugen das Gegentheil. Nach Heinecke (Idée générale d'une collection complète d'Estampes, p. 275) läßt sich nichts weiter beweisen, als daß das Werk im J. 1461 verfertigt wurde *). — Indessen kann ich nicht umhin, hier anzuführen, was Ebert (Allg Encyclopädie, herausg. von Ersch und Gruber, Art. Buchdruckerkunst) über die Typen, mit welchen Boner — und zwar schon im J. 1461 zu Bamberg gedruckt wurde — sagt, denn die Aussage eines so glaubwürdigen Gelehrten bleibt immer von bedeutendem Gewicht: »Am bedenklichsten bleibt immer die Pfister'sche Type. So lange dieselbe nicht auch in gleichzeitigen Mainzer Drucken vorkömmt (und das ist nicht der Fall), so lange muß man sie ihm als eigene Erfindung zurückgeben. Nun aber gedenkt ein Zeugniß aus dem J. 1459 der Pfister'schen lateinischen Bibel als eines bereits vollendeten Druckes, die Typen derselben, welche im Boner vom J 1461 schon stumpf und abgenützt erscheinen, sind noch völlig neu und scharf, und jeder einzelne Buchstabe kömmt durchgängig so völlig in derselben Form wieder vor, während im Psalterium von 1457 noch so viele Varietäten eines und desselben Buchstabens sich finden, daß daraus hervorgeht, Pfister müsse bereits vor dem J. 1459 eine vollständig eingerichtete Gießerey gehabt, oder wenigstens seine Typen aus einer Gießerey bezogen haben, welche vollkommener war, als diejenige, welche die Typen des Mainzer Psalterium geliefert hatte.« — Ebert erklärt sich also bestimmt für Pfister um das J. 1461, und M. J. A. Steiner (Histor. liter. bibliogr. Magazin; herausg von J. G. Meusel, V. St. S. 3) führt dafür einen schwer zu widerlegenden Beweis, wenn gleich nicht gerade für Boner's

*) Der Schluß dieses Buches lautet:

Zu Bamberg dis puchleyn geendet ist
Nach der gepurt vnsers herren ihesu christ
Do man zalt tausend vnde vierhundert iar
Un ym ein und sechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut vns vor seiner plag. Amen.

Fabeln, doch wenigstens für ein Werk *), das nach der angehängten Schlußschrift, die es führt, im J. 1462 von Albrecht Pfister gedruckt wurde. — Ohne Zweifel hatte Pfister keinen bleibenden Aufenthalt in Bamberg — denn wie ließe es sich erklären, daß Bamberg durch volle 19 Jahre (von 1462 — 1481) mit keinem neuen Drucke hervortrat, wenn es eine bleibende Druckerey gehabt haben sollte? — Mit diesem stimmt auch Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 142) überein: Interim Pfisterum hunc Bambergae fixam habuisse sedem, vix crediderim. Videntur potius hi libri teutonici, monumenta transeuntis typographi esse. Das erste Druckwerk von Bamberg, das Panzer anführt, ist ein Missale diuinum sacerrimi ordinis be. Benedicti vom J. 1481, das aus der Presse des um die Buchdruckerkunst rühmlich verdienten Sensenschmid kam.

Erfurt 1482.

Erstes Druckwerk: Lutrei Quaestiones in libros Aristotelis de anima. Am Schlusse: Anno 1482. Mercier (p. 95) bezweifelte das Daseyn dieses Buches, indessen spricht sich Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 377) klar und entschieden dafür aus: Johannes de Lutrea docuit Erfordiae. Librum hunc ibidem ut approbatum, ita et impressum esse, veri maxime simile est.

Memmingen 1482.

Erstes Druckwerk: Fasciculus temporum (auctore Wernero Bolewinckio). Am Schlusse: Impr. per me Albert. Kunne de Duderstat Magunt. dyocesis..... sub anno millesimo quadringentesimo octuagesimo octavo. Hierauf folgt ein Sachregister von acht Blättern, an deren letztem zu lesen ist: Impressus Memmingen.

Passau 1482.

Erstes Druckwerk: Epistola beati Eusebii S. Hieronymi discipuli de morte gloriosi Hieronymi..... Am Schlusse: Per C. (Conrad.) Stahel et Benedicti (Mayr) sociorum Patauie (Passauii) Impress. Olympiadibus dominicis. MCCCCLXXXII. septimo Kalendas: Augustus. Konrad Stahel, der, wie es scheint, der erste die Buchdruckerkunst nach Passau brachte, über sie später zu Venedig und Brünn aus. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Typen, deren er sich bediente, dieselben sind, mit welchen zu jener Zeit auch Konrad Zwinger zu Nürnberg druckte.

Reutlingen 1482.

Erstes Druckwerk: Summa Pisani cum supplemento Nic. de Asumo. Am Schlusse: Anno domini MCCCCLXXXII. Sabbatho

---

*) Die Schlußschrift lautet: Ein ittlich mensch von Herzen gert. Das er wer weis vnd wol gelert. An meister vnd schrift das nit mag sein. So kenn wir all auch nit latein. Darauff han ich ein teil gedacht. Vnd vier Histori zusamen pracht. Jos. Daniel vnd auch judith. Vnd Hester auch mit gutem sith. Die vier het got in seiner hut. noch ye die guten thut. Dar durch wir pessern vnser Leben. Dem puchlein ist sein ende geben. Tzu bambergk in derselben stat. Das albrecht pfister gedrucket hat. Do man zalt tausend vnd vierhundert jar. Im zwei und sechzigsten das ist war..... Hier ist also offenbar ein Buch, das klar und unwidersprechlich entscheidet, daß es im J. 1462 zu Bamberg gedruckt wurde.

ante epiphanie. In Rütlingen deo auxiliante opus terminatum insigne. Panzer (Annal. typogr. Vol. II. p. 396) glaubt, daß man den Joh. Otmar als Drucker dieses Werkes mit aller Sicherheit annehmen könne. Dieses kann man um so leichter zugeben, als Otmar's Name auf dem in demselben Jahre (1482) gedruckten Breviar. Constantiense bereits wirklich erscheint.

Wien 1482.

Erstes Druckwerk: Tractatus distinctionum Johannis Meyger. Am Schlusse: Impr. Wienne anno Domini MCCCCLXXXII. 4. — Kauz (Ueber die wahre Epoche der eingeführten Buchdruckerkunst zu Wien. Wien 1784. 4.) bestreitet die Meinung des Denis, daß vor dem J. 1482 kein Buch in Wien gedruckt worden seyn soll. Er sagt: Denis fand nach dem Abdrucke seines Werkes ein zu Wien gedrucktes Buch vom J. 1472 (Egidii errores philosophorum). Damit er nun nicht von seinem Jubeljahre 1482 abkomme, so will er in dem allg. Bücherjournal von Wien (1782, St. 13, S. 104) behaupten, man müsse darauf 1482 statt 1472 lesen, weil der Setzer aus Mangel des Raumes einen Zehner in der lateinischen Zahl weggelassen hat. Eine Ausflucht, womit man alles verdrehen kann.

Magdeburg 1483.

Erstes Druckwerk: Officium Misse, impr. in inclyta civitate Magdeburg per Albertum Ravenstein et Joachim Westval. MCCCCLXXXIII.

Heidelberg 1485.

Erstes Druckwerk: Sermones. Hugonis de Prato Florido de Sanctis. Am Schlusse: Impr. Heidelberge Anno dominici natalis IMCCCCLXXXV. XII. Kalendas februarias. Fol. Der wahrscheinliche Drucker dieses Werkes ist nach Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 457) Heinr. Knoblochzer.

Regensburg 1485.

Erstes Druckwerk: Liber missalis secundum Breuiarium ecclesiae Ratisbonensis. In dem Buche selbst findet sich folgender merkwürdiger Beysatz: Officinam artis impressorie aliunde non modicis sumptibus et expensis ad civitatem ratispon transtulimus. Hunc librum per viros industrios Joh. Sensenschmid et Joh. Beckenhaub dictum moguntinum opifices. iussimus et fecimus impressione decorari. Datum Ratispone die quinta mensis Marcii. Anno Domini MCCCC Octogesimo quinto. Es ist bekannt, daß Joh. Sensenschmid zu dieser Zeit die Druckerey in Bamberg ausübte, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er, vom Bischof Heinrich nach Regensburg berufen, dort das vorliegende Werk druckte. — Gemeiner glaubt, daß diejenigen nicht Unrecht haben, die Paul und Hans Kholl (Vater und Sohn), die von 1519 — 1559 zuverläßig in Regensburg druckten, für die ersten Buchdrucker daselbst halten, obgleich auch die Meinung derer angeführt zu werden verdient, die einen Jakob de Guoda, der im J. 1490 zu Regensburg gedruckt haben soll, für den ersten dortigen Buchdrucker halten.

Stuttgart 1486.

In Stuttgart läßt sich nur ein einziger Artikel vom J. 1486 entdecken — Indessen verdient die erste Ausgabe der für die Geschichte der deutschen Sprache gar nicht gleichgültigen achtzehn Translationen des Niklas von Wyle hier besonders erwähnt zu werden. Die Lettern haben mit anderen schwäbischen Impressen wenig oder nichts gemein; wohl aber steht auf dem ersten leer gebliebenen Blatte sein Namenszug N v. W. nicht unzierlich mit der Feder verzeichnet. Vermuthlich rührt diese Chiffer von seiner eigenen Hand her, und hat wohl gar schon zum Unterscheidungszeichen gegen etwaige Nachdrucker dienen sollen.

Breslau 1489.

Das ungemein seltene Büchlein, welches zu Breslau bereits im J. 1489 gedruckt worden seyn soll, führt folgenden Titel: Tractatus de censibus sub titulo reemptionis Joh. Langer de Bolkinhayn. Es füllt nur 25 Blätter in Quart, die Typen sind unansehnliche Mönchsschrift. Die an Georg von Stein gerichtete Vor= und Nachrede ist ex Wratislavia im August und September des Jahres 1489 unterzeichnet, und letzte mit dem Chronodistichon bezeichnet:

Celsa tenens regni Ungarie Rex sceptra Mathias
Tunc codex presens spargitur arte foras.

Der Drucker selbst hat sich zu nennen leider nicht für gut befunden, doch läßt er sich vielleicht in der Person des Konr. Baumgarten vermuthen. Panzer führt gar kein Werk an, das im sechzehnten Jahrhundert zu Breslau gedruckt worden ist.

Hagenau 1489.

Erstes Druckwerk: Cornutus magistri Joannis de Garlandria. Am Schlusse: Impr. imperiali in oppido Hagenaw per Henr. Gran ciuem eiusdem opidi Sub anno salutis Millesimo Quadringentesimo Octuagesimo nono. 4. — Dieses Werk ist unstreitig der erste Druck von Hagenau, denn Pelbart's von Temeswar Pomerium Sanctorum, das Maittaire (App p. 357) zu Hagenau im J. 1472 gedruckt wissen will, ist nicht aufzufinden, und ohne Zweifel anderswo gedruckt. Das deutsch=lateinische Vocabular vom J 1487 wird bestritten, und das Stellarium Coronae Mariae Virginis gehört dem J. 1489 an.

Hamburg 1491.

Erstes Druckwerk: Laudes beate Marie Virginis. Am Schlusse: In mercuriali oppido Hamborgensi loco famatissimo impresse. Per me Joannem et Thomam borchard. Anno dni MCCCCXCI secunda feria post martini. Fol. — Dieses Buch ist nach Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 433) das einzige, das zu Hamburg im funfzehnten Jahrhundert gedruckt wurde.

Freyburg 1493.

Erstes Druckwerk: Spiegel der waren Rhetoric. Vß M. Tullio C. vnd andern getütscht. Am Ende: Zu Friburg im Brißgaw — durch friedrichen Riedrer versamelt, gedruckt vnd volendet. Am mittwoch vor sant Lucientag nach Christi geburt vierzehenhundert Nün-

tzig vnd drü jar gezählt. 180 gedruckt angegebene Blätter, ohne 8 Bl. Register: halbgothische Schrift. Das Buch heißt übrigens sehr uneigentlich Uebersetzung, und ist vielmehr eine mit Stellen aus den Alten und Neueren erläuterte Anweisung, wie Kläger und Beklagte sich vor Gericht zu benehmen haben. Dieser Riedrer ward zu Mühlhausen im Hegau geboren, und scheint dieses werthlose Werk selbst componirt zu haben. Ob er dazu eine eigene Officin angelegt, oder sich fremder Pressen bedient hat, kann nicht erhoben werden.

Lüneburg 1493.

Erstes Druckwerk: Thomas de Kempis. De imitatione Christi et de contemptu omnium vanitatum mundi. Am Schlusse: Luneborch impr. per me Joh. Luce. Anno dni MCCCCXCIII. XXII. die Mens May. 8.

Oppenheim 1494.

Erstes Druckwerk: Wigandi Wirt (Cauponis) Dyalogus Apologeticus adversus Trithemium de Conceptione Virginis Mariae. Oppenhemii 1494. 4.

Freysingen 1495.

Erstes Druckwerk: Compendiosa materia pro iuuenum informatione satis magistraliter compilata. Cuius titulus Es tu scolaris. (In fine) Impr freisingen per Joh. Schaeffler. Anno dni MCCCCXCV; Sexto Kalendas Julii. 4.

Offenburg 1496.

Erstes Druckwerk: Quadragesimale Roberti de Licio, de Peccatis cum aliquibus Sermonibus annexis. Am Ende: Finitum est anno dni millesimo quadringentesimo octuagesimo tertio, die IX mensis Octobris et impress. in Offenburg, Anno dni 1496 ipsa vigilia epyphanie. 196 Blätter in kleinem Quart, gespaltener Columne, ohne 6 Bl. Register, mit gothischer Schrift gedruckt. Der Drucker selbst hat seinen Namen nicht angegeben. Maittaire, von Prosper Marchand irre geführt, schreibt (S. 615) Offenbach statt Offenburg.

Tübingen 1498.

Erstes Druckwerk: Lectura fratris Pauli Scriptoris ordinis minorum de obseruantia quam edidit declarando subtilissimas doctoris subtilis sententias circa Magistrum in primo libro. Am Schlusse: in alma universitate Tuwingn ubi et impressa est per huius artis gnarum Magistrum Joh. Ottmar Anno salut. MCCCCXCVIII. XXIIII die Martii. Fol.

München (wahrscheinlich) 1498.

Erstes Druckwerk: Quadragesimale diui concijatoris (sic) Pauli Wann ..... de preseruatione hominis a peccato per eundem ibidem ad populum predicatum. Am Schlusse: Impr. per Joh. Schopffer in Monaci. — Es läßt sich übrigens nicht bestimmen, in welchem Jahre dieses Buch gedruckt wurde. — Panzer selbst sagt nur, daß es wahrscheinlich im funfzehnten Jahrhundert herauskam: Schops-

serum hunc ad annum 1497 usque Augustae Vind impressisse constat. Relicta hac urbe demum Monachii artem suam exercuisse, hocque Quadragesimale *ante exitum Seculi* XV. ibidem typis mandasse, verisimile est. Panzer Annal. typ. Vol. II. p. 145.

Italien.

Rom 1465—67.

Unter allen Städten von Europa ist, nach Audiffredi's Aussage (Catal. Roman. Edit. Sec. XV. p. 1), Rom die erste, in welcher die Buchdruckerkunst zur Ausübung kam. Zwey deutsche Buchdrucker, Arnold Pannartz und Konrad Schweynheim — von denen letzterer wahrscheinlich aus der Mainzer Officin stammte, errichteten ihre Officin im J. 1463 in dem Kloster Subbiaco (Monasterium Sublacense) in der Campagna di Roma, wendeten sich aber schon im J. 1467 nach Rom, wo ihnen die Marchesen Petr. und Franc. de Maximis ihr Haus einräumten, weßhalb sie ihre Drucke mit dem ganz richtigen Beysatze: in domo Petri de Maximo bezeichneten [1]). Sie selbst gestehen es am Ende des Druckwerkes: Bessarionis Card. Sabini . . . aduersus calumniatorem Platonis libri V, daß sie in der Ausübung ihrer Kunst von den Massimi großmüthig unterstützt wurden:

Aspicis illustris lector quicunque libellos
Si cupis artificum nomina nosse: lege
Aspera ridebis cognomina teutona: forsan
Mitiget ars musis inscia verba virum.
Conradus suueynheym: Arnoldus pannartzque magistri
Rome impresserunt talia multa simul.
Petrus cum fratre francisco Maximus ambo
Huic operi aptatam contribuere domum.

Die Jahrzahl ist zwar nicht beygesetzt, doch läßt sich aus einem Briefe Bessarions an Marsil. Ficinus vom J. 1469 entnehmen, daß dieses Werk im J. 1469 gedruckt wurde. — Pannartz und Schweynheim verstanden es meisterhaft, den damals in Italien in Handschriften üblich gewesenen rein römischen Ductus nachzubilden, der den deutschen Officinen noch fremd war. Ihren ersten Versuch machten sie mit dem Drucke des Donatus pro puerulis [2]). Allein Panzer selbst (Annal. typogr. Vol. II. p. 405) sagt, daß nicht einmal ein Blatt von diesem Buche auf unsere Zeit gekommen ist: At ne folium quidem huius editionis ad nostram usque aetatem pervenisse verisimillimum est. — Desto glänzender traten sie mit den Werken des L. Caelius Lactantius Firmianus auf, die nach der Schlußschrift: Sub anno dni MCCCCLXV. Pont. Pauli Pape II...... In uenerabili monasterio Sublacensi

---

1) Osmont und Debure schreiben jedoch ohne Bedenken: *Typis* Petri de Maximo.

2) Auszüge aus älteren Grammatiken nannte man Donate, weil ein alter Schulmann Donat hieß, der eine Grammatik zum Gebrauche der Schulen geschrieben hatte. Sie enthielt die acht Theile der Rede, und war im Mittelalter allgemein im Gebrauch. Die Donate, als kleine Schulbücher, waren am besten geeignet, als Versuche zu dienen, und ihr geschwinder Absatz verschaffte Vortheile. — Sie wurden zwar in großer Menge gedruckt; da sie aber in den Händen der Jugend meistens zu Grunde gingen, so ist es nicht zu verwundern, daß von ihm keine vollständig auf uns gekommen sind. C. A. Schaab: Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, B. I. S. 188.

etc., entschieden aus ihrer Presse kamen [1]). Die Stellen, die Lactantius aus griechischen Schriftstellern anführt, sind schon mit griechischen Typen gedruckt [2]). Da ihr Unternehmen mit großen Unkosten verbunden war, so wendeten sie sich an den Bischof von Aleria, Joannes Andreas, mit der Bitte, für sie eine Unterstützung von dem Papste zu erwirken. Der Bischof willfahrte ihrem Ansuchen, und suchte den Papst zu einer namhaften Unterstützung der aufblühenden Kunst in einem Briefe zu bewegen. Maittaire (Annal. typogr. Vol I p. 48—51) theilt diesen Brief mit, der in der That zu merkwürdig ist, als daß er nicht auch hier einen Platz verdienen sollte. Man lernt daraus zugleich die Werke kennen, die aus den Pressen dieser Drucker kamen.

Jo. And. ad Xyst. IIII.

— Ut digneris misericorditer occurrere, servuli tuae Sanctitatis Conradus Schweynheim et Arnoldus Pannartz, Impressores nostri ac utilissimae huius fictoriae Artis primi in Italia opifices implorant. — Vox impressorum sub tanto chartarum fasce laborantium, et, nisi tua liberalitas opituletur, deficientium ista est. — Nos de Germanis primi tanti commodi Artem in Romanam Curiam tuam multo sudore et impensa decessoris tui tempestate deveximus. Nos Opifices Librarios caeteros, ut idem auderent, nostro exemplo incitavimus. — Indicem si perlegeris impressorum a nobis Operum, miraberis — vel chartas huic Librorum copiae potuisse vel linamenta sufficere. Impressi sunt nostro studio Libri, qui in subjectis suo ordine tibi recensebuntur.

Donati pro puerulis, ut inde principium dicendi sumamus unde imprimendi initium sumpsimus numero trecenti CCC
Lactantii Institutionum volumina Octingenta viginti quinque . . . . DCCC.XXV.
Epistolarum familiarium Ciceronis volumina quingenta quinquaginta . . . . D.L.
Epistolarum ad Atticum volumina ducenta Septuaginta quinque . . . . CC.LXXV.
Speculi humanae vitae volumina trecenta . . CCC.
Divi Augustini de civitate Dei volumina octingenta viginti quinque . . . . DCCC.XRV [3]).
Divi Hieronymi Epistolarum et Libellorum volumina mille et centum . . . . M.C [4]).
M. Tull. Ciceronis operum omnium in philosophia volumina quingenta quinquaginta . . . D.L [5]).
M. Tull. Ciceronis de Oratore cum caeteris, volumina quingenta quinquaginta . . . . D.L [6]).

1) Welch einen groben Fehler begeht Irenicus (Germaniae Exegeseos, Lib. 2, Cap. 47), wenn er sagt: Conradus itidem Germanus *excusa* exemplaria Romam primus detulit.

2) Daß schon Pannartz und Schweynheim griechische Typen gießen, dürfte von Jenen kaum bezweifelt werden, die ihre früheren Drucke aus eigener Ansicht kennen; doch scheinen dem gelehrten Ebert diejenigen, die in Dibdin's Bibl. Spenc. I. 106 und 107 aus ihrem Lactantius und aus dem Gellius mitgetheilt werden, nur in Holz geschnitten zu seyn, wie es die der Fust'schen und Schöffer'schen Officin im Cicero vom J. 1465 sind

3) J. 1468. 4) J. 1468. 5) J. 1471. 6) Ohne Jahrzahl.

L. Apuleii Platonici cum Alcineo, volumina ducenta septuaginta quinque . . . . . . CC.LXXV [1]).
A. Gelii noctium Atticarum, volumina ducenta septuaginta quinque. . . . . . . CC.LXXV [2]).
C. Caesaris Commentariorum Gallici et civilium bellorum, volumina ducenta septuaginta quinque CC.LXXV [3]).
Defensionis Divi Platonis, volumina trecenta . . CCC [4]).
P. Virgil. Maronis operum omnium volumina quingenta quinquaginta . . . . D.L [5]).
T. Livii Patavini cum epitomate omnium decadum, volumina ducenta septuaginta quinque . . CC.LXXV [6]).
Strabonis Geographici, volumina ducenta septuaginta quinque . . . . CC.LXXV [7]).
M. Ann. Lucani, volumina ducenta septuaginta quinque . . . . CC.LXXV [8]).
C. Plynii Veronensis de naturali historia, volumina trecenta . . . . CCC [9]).
C. Suetonii Tranquilli de duodecim Caesaribus, volumina ducenta septuaginta quinque . . CC.LXXV [10]).
Div. Leonis Papae sermonum, volumina ducenta septuaginta quinque. . . . . . . CC.LXXV [11]).
M. Fabii Quintiliani Institutionum Oratoriarum, volumina ducenta septuaginta quinque . . CC.LXXV [12]).
Continui I. Cathenae aureae D. Thomae Aquinatis, volumina quingenta quinquaginta . . . D.L [13]).
D. Cypriani Epistolarum, volumina ducenta septuaginta quinque . . . . CC.LXXV [14]).
Bibliae cum opusculo Aristeae, volumina quingenta quinquaginta . . . . D.L [15]).
S. Italici cum C. Calphurnio et Hesiodo, volumina ducenta septuaginta quinque . . . . CC.LXXV [16]).
Orationum M. Tull. Ciceronis cum inuectivis in Antonium, Verrem, Catilinam et caeteros, volumina ducenta septuaginta quinque . . CC.LXXV [17]).
P. Ovidii Nasonis Metamorphoseos et Elegiarum omnium, volumina quingenta quinquaginta . D.L [18]).
Nicolai de Lyra, volumina mille et centum . . M.C [19]).

Was dem ausgezeichneten Verdienste dieser Männer die Krone aufsetzt, ist, daß sie sich meistens mif dem Drucke altklassischer

1) J. 1469. 2) J. 1469. 3) J. 1469. 4) Ohne Jahrzahl.

5) Dem Maittaire war dieses Druckwerk zwar nicht unbekannt, doch sah er es niemals. Panzer (Annal. typ. Vol. II. p 426) führt es genau beschrieben an. — Es ist ohne Jahrzahl, wahrscheinlich jedoch im J. 1469 gedruckt. — Im J 1471 erfolgte eine zwente Ausgabe davon.

6) Ohne Jahrzahl.

7) Dem Maittaire war es unbekannt, hingegen wird es in Panzer's Annal. typ. Vol. II. p. 413 genau beschrieben. Es wurde im J. 1469 gedruckt.

8) J. 1469. 9) J 1470. 10) J. 1470. 11) J. 1470. 12) J. 1470.

13) Maittaire sah es nicht. Panzer (Annal. typ. Vol. II p. 421) beschreibt es zwar etwas näher, doch scheint auch er es nur aus einer Anzeige zu kennen.

14) J. 1471. 15) J. 1471. 16) J. 1471. 17) J. 1471. 18) J. 1471.
19) J. 1472.

Werke beschäftigten, und auf diese Art die Verbreitung derselben beförderten. — Doch war der Lohn für ihre Bemühungen nicht glänzend; sie selbst beklagen sich darüber bey dem Papste, daß sie in Armuth verfielen. — Ob Schweynheim bereits im J. 1473 starb, ist ungewiß — indessen tritt bereits im J. 1475 Pannartz allein als Drucker auf.

In demselben Jahre, in welchem Schweynheim und Pannartz in Rom auftraten, fand sich daselbst auch ein anderer Deutscher, Ulrich Han, aus Ingolstadt gebürtig, ein, und wetteiferte mit ihnen um den Vorrang [1]). Sein erstes in Rom gedrucktes Werk sind die Meditationes R. P. Domini Joannis de Turrecremata. — Gg. Laver aus Würzburg und Joh. Phil. de Lignamine aus Messina 1470. Letzterer lieferte bereits in diesem Jahre (1470) den ersten unbezweifelten Guß griechischer Typen in seinem Quintilianus. Unter den vielen Druckern in Rom während des funfzehnten Jahrhunderts waren noch 23 Deutsche [2]).

Venedig 1469.

Ein zu Venedig (obgleich der Ort nicht angegeben ist) sauber gedrucktes Quartbändchen, Decor Puellarum betitelt, italienisch geschrieben und am Ende mit der Jahrzahl 1461 versehen, hat unter Bücherkennern große Streitigkeiten veranlaßt. Daß bey besagter Jahrzahl ein Druckfehler obwalte, und statt LXI, LXXI gelesen werden müsse, hatten bey der Sache Unintereſſirte schon längst geglaubt, weil Nicol. Jenson (so heißt der Drucker des Werkchens) zwar treffliche Lettern schnitt und brauchte, bey Datirung seiner Preßerzeugnisse aber mehr als einen dergleichen Verstoß sich zu Schulden kommen ließ. Wie denn auch Denis (Suffragium pro Joanne de Spira *primo* Venetiarum Typographo. Viennae 1794. 8.) darthut, daß, wenn man an die Nach- oder Unterschriften dieses Mannes sich kehren wollte, solcher rein 180 Jahre alt geworden seyn müsse. Schon der Umstand, daß aus eben dieses Jenson's Presse nur nach neun Jahren erst wieder etwas bekannt ist, machte das obige 1461 mehr als zu verdächtig. Alles das hielt indeß den Abbate Boni, Verfasser eines zu Venedig im J. 1793. 12. gedruckten Quadro critico tipographico nicht ab, besagte Jahrzahl in Schutz zu nehmen, und mit schlauer Spitzfindigkeit den Nicol. Jenson sogar zum ersten nach Venedig gekommenen Buchdrucker zu machen.

Daß Letztes noch viel weniger der Fall seyn könne, bewies der gelehrte Morelli durch Abdruck des auch von Denis in sein gedachtes Suffragium eingerückten, sehr merkwürdigen Privilegiums, welches die Signoria di Venezia am 18. September 1469 dem Joannes de Spira ertheilt hat, und das bis jetzt in Venedig vorfindig ist. In diesem Privilegium nun, wodurch dem Joannes de Spira fünf Jahre lang allein zu Venedig zu drucken erlaubt wird, heißt es ausdrücklich, daß die Buchdruckerkunst (ars imprimendi libros) zuerst durch solchen nach

1) Da man seinen deutschen Namen Han in das Lateinische Gallus übersetzte, so glaubten Einige, daß Frankreich sein Vaterland ist: Eaque occasione Campanus et aliquot docti existimaverunt, hunc Ulricum (Han) natione Gallum fuisse, quod plane falsum est: is tamen error inde emanavit, quod cognomen familiae traductum fuit in Latinum. Chr. Besoldi Pentas Dissertationum philolog. (In Wolfii Monum. typogr. P. I. p. 174.)

2) Vergl. L. F. Xav. Laire Specimen typographiae Rom. Saec. XV. Romae 1778. 8. — J. B. Audiffredi Catalog. roman. Editionum saec. XV. Romae 1783. 4.

Venedig gebracht, und seine durch sauberen Druck der Briefe Cicero's und der Naturgeschichte des Plinius schon bewiesene Geschicklichkeit auf alle Weise zu unterstützen sey: Inducta est in hanc nostram inclytam civitatem ars imprimendi libros, in diesque magis celebrior et frequentior fiet, per operam studium et ingenium Magistri Joannis de Spira, qui ceteris aliis urbibus hanc nostram praeelegit, ubi cum coniuge liberis et familia tota sua inhabitaret, exerceretque dictam artem librorum imprimendorum: iamque summa omnium commendatione impressit Epistolas Ciceronis et nobile opus Plinii de Naturali Historia in maximo numero, et pulcherrima litterarum forma, pergitque quotidie alia praeclara volumina imprimere. Et quoniam tale inventum aetatis nostrae peculiare et proprium, priscis illis omnino incognitum, omni favore ac ope augendum atque foveudum est, Domini Consiliarii ad humilem et devotam supplicationem praedicti Magistri decreverunt, ut per annos quinque proxime futuros nemo omnino sit, qui velit, possit, valeat, audeatve exercere dictam artem imprimendorum librorum in hac inclyta civitate Venetiarum et districtu suo, nisi ipse Magister Johannes etc. — Dieses höchst lesenswerthe Privilegium kam aber dem Johann von Speyer nicht zu Statten, weil er kurz darauf unvermuthet starb. Man schrieb daher auf den Rand des Privilegiums: Nullius est vigoris, quia obiit Magister et Auctor.

Wäre Johann von Speyer nicht wirklich der erste Drucker in Venedig gewesen, wie konnte er in jener Zeit, wo es gewiß nicht ungeahndet geblieben wäre, sich als solchen auf seinem ersten Druckwerke nennen. Dieses sind M. Tullii Ciceronis Epistolae ad familiares. Am Schlusse liest man:

Primus in Adriaca formis impressit aenis
Urbe libros Spira genitus de stirpe Joannes
In reliquis sit quanta, vides, spes, lector, habenda
Quom labor hic primus calami superaverit artem.

Sein Bruder Wendelin kam im J. 1470 ebenfalls nach Venedig, und machte sich durch die Herausgabe vieler klassischer Autoren um die Wissenschaft verdient.

Eine der merkwürdigsten Stellen in der Buchdruckergeschichte Venedigs spielt Nic. Jenson (auch Jensen), ein Franzose, welcher auf Befehl König Ludwigs XI. im J. 146½ die Kunst in Mainz erlernt hatte. Das erste von ihm gedruckte und bereits umständlich erwähnte Werk führt den Titel: Questa sie una opera la quale si chiama Decor puellarum: Zoe Honore de Le Donzelle: La Quale Da Regola Forma E Modo Al Stato De Le Honeste Donzolle. Am Schlusse:

Anno a Christi Incarnatione. MCCCCLXI. *) per Magistrum Nicolaum Jenson
Hoc opus quod Puellarum Decor dicitur feliciter impressum est.
Laus Deo.

Eine edlere und einfachere Reinlichkeit läßt sich nicht wünschen, als die in den Epistol. M. Tullii Ciceronis ad familiares (vom J. 1741) von ihm gebrauchten Lettern zeigen — Wahrscheinlich war es nicht der Geschmack, dem wir die herrlichen römischen Typen zu danken

*) Soll jedoch LXXI stehen.

haben, sondern das Ungefähr, das dergleichen reingezeichnete Handschriften den ersten italienischen Druckern in die Hände spielte. Noch glänzender entsprach er den von sich erweckten Erwartungen in der Herausgabe der Histor. naturalis C. Plinii Secundi, von welcher schon Joann. Isaac Pontanus (Hist. Danica, Lib. X. p. 622) mit verdienter Lobeserhebung sprach: Hic (Nic. Jenson) initio praestantissimae huius artis celeberrimus fuisse apud Venetos Typographus memoratur, et extat ac commendatur praecipue eius Plinii Naturalis Historia, elegantibus ut tum res erant typis excusa sub annum Christi 1472. — Jenson war überhaupt der Mann, der eine für die Buchdruckergeschichte so wichtige Epoche herbeyführte, daß man ihn mit dem Beynamen eines neuen Dädalus beehrte. Accedebant justae preces Nicolai Jenson Gallici, alterius (ut vere dicam) *Daedali*, qui librariae Artis mirabilis inventor, non ut scribuntur calamo libri, sed veluti gemma imprimantur ac prope sigillo, primus omnium ingeniose monstravit. Maittaire Annal. typogr. Vol. I p. 39 — 40. Zwar sind alle Produkte seiner Presse schätzbar, doch werden am meisten die von ihm mit gegossenen Typen gedruckten Werke geschätzt und gesucht. Befremden muß es allerdings, wie er in seiner Ausgabe der Bibel, mehrerer Theologen und Juristen noch die gothische Schrift beybehielt, da ihm die schöne römische zu Gebote stand, und man muß diese Eigenheit wirklich nur der damals herrschenden Gewohnheit zuschreiben, daß man theologische, juristische und philosophische Werke mit solchen Typen druckte (Maittaire Annales typ. Vol. I. p. 40). — Christoph Waldarfer 1470/1 [1]). — Joh. de Colonia 1471, vorzüglich verdient wegen der Ausgabe mehrerer Klassiker, die alle von bleibendem Werthe sind. Fuerunt nihilominus ab anno 1470 duo Germani in laudata urbe (Venetiis), sc. Joannes Coloniensis et Wendelinus Spirensis, qui ibi Comoedias Plauti, Eusebium, Curtium, Apophthegmata Plutarchi, Corn. Tacitum, Appianum, multosque alios libros excuderunt. Gabr. Naudaei: Additament. ad histor. Ludovici XI. Cap. VII. Er bewährte seinen Geschmack in der Erfindung neuen Typen, welche durch ihre Deutlichkeit und Reinlichkeit gefielen, und die venetianischen (Characteres Veneti) genannt wurden. Das erste mit ihnen gedruckte — gegenwärtig ungemein seltene Werk ist des Michael Fernus (auch Ferinus) römische Ausgabe von des gelehrten Bischofs Joh. Ant. Campanus Schriften vom J. 1495, an deren Schlusse man liest: *Characteribus Venetis* impressum Romae per Eucharium Silber, alias Franck, ... anno Christianae salutis M.CCCC.XCV. prid. Kal. Novembr. — Adam von Amberg 1471. — Franz Renner von Heilbronn 1472. — Erh. Ratdolt aus Augsburg 1477 — 1487 [2]).

Um das Jahr 1488 (früher also, als es Orlandi: Origine della

---

1) Aus der Presse dieses Mannes kam das berühmte Druckwerk Il Decamerone des Boccaccio, vom J. 1471, das in einer Londoner Auction 1812 von dem Marquis de Blandford um 2260 Pf. St. (52,000 Fr.) erstanden wurde.

2) Ein in der Bibliographie bis jetzt gänzlich unbekanntes Druckwerk ist die ars memorativa. Das Buch ist 18 Blätter in 4. stark. Am Ende steht: Venetiis impress. per Erh. ratdolt, die Jahrzahl ist nicht angegeben. Bey dem ersten Blick, den ich in das Buch gethan, glaubte ich, daß es die bekannte ars memoriae des Jacobus Publicus Florentinus sey, allein bey späterer Vergleichung zeigte sich, daß es mit diesem gar nichts als die Ueberschrift gemein habe.

Stampa, p. 16, glaubt) [1]), kam der, so durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, als durch seinen Geschmack, Geist und unermüdliche Thätigkeit berühmt gewordene Aldus Manutius [2]) nach Venedig, und verschaffte den von ihm gelieferten Drucken einen Rang, der noch jetzt in der Bibliographie hochgeachtet wird. Er bekann mit einer griechisch-lateinischen Ausgabe des Musäus, die zwar nicht datirt ist, aber unbezweifelt in das J. 1494 gehört. Auf diese folgte eine griechische Grammatik des Lascaris, und im J. 1495 trat er mit seinem ersten Druckwerke von größerem Umfange auf, nämlich mit der Herausgabe des Theodorus (Gaza), Apollonius und Herodianus [3]). Während dieser Zeit war es, daß er sich zu jenem großen Unternehmen bereitete, das in der Geschichte der Buchdruckerkunst höchst ausgezeichnet dasteht. Er sammelte mit erstaunlichem Fleiße alle Schriften des Aristoteles, die man bisher nur in lateinischen Uebersetzungen kannte; — allein diese waren durch die Unwissenheit der Copisten sehr entstellt. Aldus konnte keine Vorarbeiten benützen, sondern mußte bey der Verbesserung des Textes einzig seinem Geiste und seinem kritischen Scharfsinne folgen. Es war in jeder Hinsicht ein bewunderungswürdiges Unternehmen, das für die Kräfte des Einzelnen beynahe zu groß schien; — und doch erschien schon im J. 1495 der erste Band dieses Riesenwerkes [4]). Dieses glänzend ausgeführte Unternehmen war an sich hinreichend, seinem Namen jene weitverbreitete Celebrität zu sichern, deren er sich zu erfreuen hatte. Während Aristoteles seine Pressen beschäftigte, war seine Aufmerksamkeit nicht auf ihn allein gerichtet, sondern auch die anderen Zweige der klassischen Literatur hatten seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Nicht nach dem Beyspiele seiner Kunstgenossen schenkte er die so kostbare Zeit und seine Aufmerksamkeit den gehaltlosen Werken scholastischer und mystischer Schriftsteller, oder jetzt gänzlich verschollener Juristen, — es war seinem Genius vorbehalten, der Buchdruckerkunst ein höheres Leben und neuen Aufschwung dadurch zu geben, daß durch sie nun die Meisterwerke des klassischen Alterthums in schöner und korrekter Ausstattung verbreitet wurden. Je mehr diese Schätze vervielfältigt und zugänglich gemacht wurden, desto siegender erwachte auch die Liebe zu dem Studium der Alten. — Nachdem er eine bedeutende Anzahl griechischer Autoren herausgegeben hatte, wollte er auch die Herausgabe

---

1) Er selbst sagt in der Vorrede zu Aristot. Organ. 1496, daß es das siebente Jahr ist, seit er in Venedig seine Buchdruckerey errichtete.

2) Gewöhnlich nannte er sich Aldus Pius Manutius Romanus. — Im Thesaur. Cornucopiae vom J. 1496 und in dem ersten und zweyten Bande seines Aristoteles von 1495 nennt er sich Manutius Bassianas, von Bassiano, einem kleinen Städtchen, wo er geboren ward.

3) In hoc volumine haec insunt. Theodori (Gazae) Introductiuae grammatices libri quatuor. Eiusdem de Mensibus opusculam sane quam pulchtum (sic). Apollonii grammatici de constructione libri quatuor. Herodianus de numeris (Omnia graece). ΕΤΥΠΩΘΗ ΕΝ ΕΝΕΤΙΑΣ ΔΕΞΙΟΤΗΤΙ ΑΛΔΟΥ ΜΑΝΟΥΚΙΟΥ ΤΟΥ ΒΑΣΙΑΝΕΩΣ. Dieses steht am Schlusse der Grammatik des Theodorus Gaza — am Ende des Herodianus liest man: Impressum Venetiis in aedibus Aldi Romani octauo Calendas Januarius M.CCCC.LXXXXV. Fol.

4) Aristotelis Organon, seu operum Aristotelis ab Aldo Manutio IV Voluminibus graece editornm Volumen primum. Anstatt des Titels liest man drey griechische Epigramme; auf der anderen Seite desselben Blattes: Epist. dedicat. Aldi Manutii Romani ad Albertum Pium Principem Carpens. Epum....... Am Schlusse: Impress. Venetiis dexteritate Aldi Manucii Romani Calendis nouembribus M.CCCC.LXXXXV. Fol.

sämmtlicher Autoren des alten Roms unternehmen [1]). Zu diesem Ende erfand er die Cursivschrift (auch Aldina genannt), und brauchte diese Typen zum ersten Male in seinem Drucke des Virgilius (1501) [2]). Er bediente sich dabey vorzüglich der Kunstfertigkeit des Franc. von Bologna, wie er dieses selbst in der eben gedachten Ausgabe des Virgilius gesteht:

In Grammatoglyptae laudem.
Qui graiis dedit Aldus, en latinis
Dat nunc grammata scripta daedaleis
Francisci manibus Bononiensis.

Aldus war auch der hebräischen Sprache kundig (er selbst schrieb im J. 1501 Introduct. ad hebraic. linguam) [3]), und beabsichtigte daher selbst die Herausgabe mehrerer hebräischer Werke. In einem seiner Briefe schrieb er: Vetus et novum Testamentum graece, latine et hebraice nondum impressi, sed parturio. Dieses mit dem lebhaftesten Interesse erwartete Werk erschien aber nicht, man kennt nur ein einziges Probeblatt, das sich in der königl. Bibliothek zu Paris befinden soll. — In den Briefen des Plinius (1508) finden wir zum ersten Male seine Firma verändert: in aedibus Aldi et Andreae Asulani soceri, weil er die Tochter des Andreas Torresano von Asola heiratete, und

---

1) Mit welcher Thätigkeit er die Buchdruckerey betrieb, erhellt aus der Vorrede zum Euripides (1503. 8.): Mille et amplius alicujus boni autoris volumina singulo quoque mense emittimus ex Academia nostra. — Die Zeit war ihm das einzige Gut, mit dem er Wucher trieb, darum ließ er folgende merkwürdige Worte im Lapidarstyl über die Thüre seines Zimmers schreiben: QVISQVIS ES, ROGAT TE ALDVS ETIAM ATQVE ETIAM: VT SI QVID EST, QVOD EI SE VELIS: PERPAVCIS AGAS: DEINDE ACTVTVM ABEAS: NISI TANQVAM HERCVLES, DEFESSO ATLANTE: VENERIS SVPPOSITVRVS HVMEROS. SEMPER ENIM ERIT: QVOD ET TV AGAS: ET QVOTQVOT HVC ATTVLERINT PEDES (in der Vorrede zu Ciceron. libr. Orat. 1514. 4.) Eine ähnliche Inschrift las man auch auf der Thüre des berühmten Theologen Zach. Beer (Ursinus): Amice, quisquis huc venis, aut agito paucis, aut abi, aut me laborantem adjuva. (Meck. Adam vit. Theologor. p. 540.)

2) Obgleich Aldus ein Privilegium erhielt, daß Niemand außer ihm sich der von ihm erfundenen Cursivschrift bedienen sollte, so druckte doch Soncino zu Fano mit derselben Schrift einen Petrarca — und in Florenz bedienten sich seit 1503 die Giunti derselben. — Aber dieser Mißbrauch fand auch in Lyon Statt, wo seit dem J. 1502 mit der Aldinischen Cursivschrift gedruckt die Werke des Horaz, Virgil, Dante, Petrarca u. a. m erschienen. Das Format dieser Drucke ist den Aldinischen Ausgaben vollkommen gleich, aber das Datum fehlt. Im J. 1547 sehen wir die Aldinische Cursivschrift in den Drucken des Nicol. Le Riche (Nicolaus Dives) zu Paris, und das erste mit diesen Typen gedruckte Werk sind: Psalmi Davidici septuaginta quinque, in lyricos versus redacti, authore Jo. Jancio. Paris 1547. 8. Auf der zweyten Seite des Titelblattes liest man: Habes tandem, Lector optime, Domini Joannis Gaignei in 75 psalmos odas diu desideratas, quot olim illi per aulicos tumultus edere licuit. Nunc enim plusculum otii nactus, si tibi non displicere intellexerit institutum suum, pergit in reliquos psalmos. Illi autem uni acceptum ferre debes quod aut mortui, aut diu in Italia latitantes Aldini typi in Galliis revixerint. Nam hosce typos proxime Aldinos referentes impensis suis sculptos per me in publicum studiosorum gratia exire voluit. — Diese Ausgaben des Nicol. Le Riche sind sehr korrekt, und gegenwärtig selbst in Frankreich selten.

3) Diese kurze hebräische Grammatik wurde bey Joh. Froben zu Basel im J. 1518 gedruckt. Der berühmte Buchdrucker sagt in der Vorrede: nunc hebraicarum litterarum studiosis breuem illam introductiunculam, quam Aldus olim Venetiis edidit, typis nostris excusam exhibemus. — Meusel (Histor. literar. bibliogr. Magazin, Bd. I., 1. Stück, S. 108) zweifelt, daß von dem Aldinischen Drucke dieser Grammatik schwerlich ein Exemplar irgendwo anzutreffen ist.

mit ihm in eine Geschäftsverbindung trat. In den Jahren 1510, 1511 und 1512 druckte Aldus nichts, und doch kenne ich Petr. Bembi Poemata. Venetiis. Aldus. 1511 — die aber in keinem mir bekannten bibliogr. Lexikon vorkommen. Aldus verlor im J. 1515 sein Leben durch drey Mörder, die ihn tödtlich am Kopfe verwundeten. Er war der erste, der die Unterscheidungszeichen verbesserte, und das Colon und Semicolon einführte. In der Regel sind seine Ausgaben der griechischen Autoren weniger korrekt, als die der römischen und italienischen; am wenigsten haben sich seine Plutarchi opuscula (1509) des Vorzugs einer sorgfältigen Korrektur zu rühmen, so wie sein Lucian (1503. Fol.) dem zu Florenz im J. 1496 gedruckten in dieser Hinsicht nachgesetzt werden muß.

In die Fußstapfen des Vaters trat sein Sohn, Paulus Manutius, der mit gleichem Feuereifer und gleicher Bildung seine Aufmerksamkeit korrekten Ausgaben lateinischer Autoren widmete. — Sein Liebling war Cicero, mit dessen Studium er sich unaufhörlich beschäftigte, und er war es, dessen Libri Oratorii im J. 1533. 4. als erstes Druckwerk aus seiner Officin kamen. Nicht leicht wird man ein Werk nennen, das in Hinsicht der kritischen Durchsicht des Textes sich mit diesem messen kann.

Weniger ausgezeichnet in seinem Verdienste um die Buchdruckerkunst ist der jüngere Aldus Manutius, obgleich er nicht minder kenntnißreich war, als seine Vorfahren.

Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beyschrift: Sudavit et alsit. (Vergl. Annales de l'imprimerie des Alde, par Ant. Aug. Renouard. Paris an XII — 1803. 8. 2 vol.)

Mailand 1469.

Erstes Druckwerk: Miracoli de la gloriosa Virzene Maria. Am Schlusse:

Dentro de Milano e done stato impronta
L'opera beata di miraculi tanti
Di quella che nel Ciel monta e dismonta
Accompagnata con gli angeli e sancti.
Philippo da Lauagna quiui si conta
E stato el maestro de si dolce canti.

Impressum anno Domini MCCCCLXVIIII die XVIIII Maii. 8. — Ein Exemplar dieses Buches befindet sich in dem Athenäum zu Turin (Tiraboschi: Storia della letteratura ital. T. VI. P. I. p. 152). Es ist kaum zu bezweifeln, daß Philipp von Lavagna der erste Buchdrucker zu Mailand war, obgleich Einige die Priorität der Zeit dem Anton de Zarotis zuerkennen wollten. Er selbst sagt am Schlusse des Lib. Canonis Aboali Abinsceni de medicina vom J. 1473: per Magistrum Filippum de lauagnia huius artis stampandi in hac urbe primum latorem atque inventorem. Mit Phil. von Lavagna wetteiferte Ant. de Zarotis, dessen Terentius von 1470 einen bedeutend größeren Werth, als der von ihm in demselben gedruckte Horaz behauptet. — Christoph Waldarfer vom J. 1474 — 1488 (vorher in Venedig). Dion. de Paravisino. — Mailand hat den Ruhm, in der Grammat. Lascaris das erste griechische Werk gedruckt zu haben. Il *primo* libro che si stampasse in lingua greca, fu la Grammatica del Lascari, pubblicata in Milano nell' an. 1476 (Tiraboschi Storia della Letter. ital. Tom. VI. P.I. p. 153).

Foligno 1470.

Erstes Druckwerk: Leonardi Aretini de bello Italico adversus Gothos Libri IV. Am Schlusse: Hunc libellum Emilianus de Orsinis Fulginas et Johannes Neumeister theutunicus: eiusque sotii feliciter impresserunt Fulginei in domo eiusdem Emiliani anno domini Millesimo quadringente-simo septuagesimo. Fol. Freytag (Anal. p. 37) hat den Betrug aufgedeckt, den Aretin beging, als er die Geschichte des Procopius, in griechischer Sprache geschrieben, und von ihm in die lateinische nur übersetzt, als sein eigenes Werk herausgab.

Treviso 1471.

Erstes Druckwerk: S. Augustini (Manuale) Liber de salute siue de Aspiratione Animae ad Deum. Am Schlusse:

In laudem scriptoris Epigramma.
Gloria debetur Girardo maxima lixae
Quem genuit campis Flandria picta suis.
Hic Tarvisina nam *primus* coepit in urbe
Artifici raros aere notare libros.
Quoque magis faveant excelsi numina regis
Aurelii sacrum nunc manuale dedit.
Tarvisii
MCCCCLXXI.

Scriver (Laurea Laur. Costeri. Cap. XVI) irrt sich, wenn er sagt: Tarvisii quoque mature coepta est typographia: ibi enim anno 1469 impressa Polyphili Hypnerotomachia. — Berühmter, als Gerard von Lisa, ward Hermann Lichtenstein (Levilapis), der mit der Ausgabe des Terentius vom J. 1477 rühmlichst auftrat, und später (vom J. 1486—93) sich in Venedig niederließ. — Bernhard von Cölln 1477.

Bologna 1471.

Erstes Druckwerk: Ovidii opera omnia. Dieses kostbare Druckwerk, eine wahre Zierde großer Bibliotheken, ist mit dem Commentar des Franc. Puteolanus versehen, und dem großmüthigen Mäcen der Künste und Wissenschaften, Kardinal Franc. Gonzaga, dedicirt. Nach der Dedication folgt das Leben des Dichters, an dessen Schlusse man Folgendes liest: Huius opera omnia, Medea excepta et triumpho Caesaris, et libello illo Pontica lingua composito, quae incuria temporum perierunt, Balthasar Azoguidus ciuis Bononiensis honestissimo loco natus *primus in sua civitate artis impressoriae inventor* et summa necessitudine mihi coniunctissimus ad utilitatem humani generis impressit. MCCCC.LXXI. Fol. — Diese Ausgabe hat noch den bedeutenden Vorzug, daß sie die vollständigste war, die man von Ovid's Werken bis dahin besaß.

Ferrara 1471.

Erstes Druckwerk: M. Valer. Martialis Epigrammata. Am Schlusse: Impressum Ferrarie die secunda Julii anno Domini MLXXI (die vier C sind ausgelassen). — Der Drucker Andr. Bellfortis war ein Franzose, und es ist wahrscheinlich, daß er zugleich der erste war, der in Ferrara die Buchdruckerkunst ausübte.

Neapel 1471.

Erstes Druckwerk: Bartoli de Saxoferrato Lectura in libros

Codicis VI. VII. VIII. et IX. Am Schlusse des neunten Buches: Explicit lectura super Codice Edita per Dominum Bartholum de Saxoferrato. MCCCC.LXXI.

Quas cernis mira sixtus theotonicus arte
Parthenope impressit composuitque notas.
Utque uel magnis numerosa volumina haberi
Sumptibus haud poterant. copia larga foret.
Sixtus Riessinger.

Diesen Sixtus Riessinger (auch Resius, Rassinger) nimmt Panzer (Annal. typ. Vol. II. p. 154) als den ersten Buchdrucker von Neapel an. Er genoß im hohen Grade die Achtung des Königs und des Adels, und kehrte mit ansehnlichem Reichthume nach Straßburg zurück. — Die von ihm zum Drucke ausgewählten Autoren waren aber größtentheils nur beynahe gänzlich vergessene Juristen. — Mathias Moravus, aus Olmütz in Mähren, 1475 — 1490. Man kennt keinen Druck, der dem Jenson'schen so nahe kam, als es die Typen dieses ausgezeichneten Künstlers sind. (Vergl. Lor. Giustiniani Saggio stor. crit. sulla tipografia del regno di Napoli. Napoli 1793. 4.)

Pavia 1471.

Erstes Druckwerk: Johannis Matthaei de Ferrariis de Gradi Practice prima et secunda pars. Papiae. MCCCCLXXI. die IX. Octobris.

Florenz 1472.

Erstes Druckwerk: P. Virgilii Maronis opera, cum commentariis Servii. Am Schlusse der Aeneis: libellus Servii de natura syllabarum ad Aquilinum. Nach der Vorrede: Florentiae VII. Idus Nouembres MCCCC.LXXI. Bernardus Cennius aurifex omnium iudicio praestantissimus et Dominicus eius F. egregiae indolis adolescens expressis ante calibe caracteribus et deinde fusis literis volumen hoc primum impresserunt. Petrus Cennius Bernardi eiusdem filius quanta potuit cura et diligentia emendauit: ut cernis. Florentinis ingeniis nil ardui est. Am Ende: Bernardinus Cennius aurifex omnium praestantissimus et Dominicus eius F. optimae indolis adolescens impresserunt. Petrus eiusdem Bernardi F. emendavit, cum antiquissimis autem multis exemplaribus contulit...... Absolutum opus nonis Octobris. MCCCC.LXXII. Florentiae. Fol. Dieses merkwürdige Buch ist das erste, das zu Florenz mit der Unterschrift des Cennini gedruckt wurde; die Ausgabe der Vita S. Catharinae Senensis, die Einige in das J. 1471 setzen wollen, ist sehr zweifelhaft. Einen eben so geringen Grad von Wahrscheinlichkeit hat das Vorgeben Meermann's (Orig. typ. C. IV. p. 93), daß das Doctrinale Alexandri de Villa Dei das erste Druckwerk ist, das aus der Officin des Cennini kam. Ein herrliches, mit Miniaturen am Rande verziertes Exemplar auf Pergament war einst im Besitze des Grafen D'Elci, aus dessen reicher Bibliothek es, wie man mir sagte, nach Florenz wanderte.

Einen hohen Grad von Berühmtheit erlangten die Giunti (Philipp und Bernard, die im J. 1497 in Florenz zu drucken anfingen *).

*) Im J. 1557 brannte die Druckerey der Giunti ab, und so gingen viele Werke zu Grunde, deren Verlust tief zu bedauern ist. Tiraboschi storia della letteratura ital. T. VII. P. I. p. 248.

Noch muß ich hier eines höchst seltenen Florentiner Druckes erwähnen, der unter den bibliographischen Kostbarkeiten einen vorzüglichen Rang behauptet. Dieser ist des Planudes ΑΝΘΟΛΟΓΙΑ ΔΙΑΦΟΡΩΝ ΕΠΙΓΡΑΜΜΑΤΩΝ vom J. 1494, mit griechischen Scholien von Joh. Lascaris herausgegeben. Das ganze Buch ist mit Kapital-Lettern gedruckt. Die Epigramme sind in sieben Sectionen getheilt, die τμηματα genannt werden. Am Schlusse befindet sich ein von Lascaris verfaßtes Epigramm in griechischer, und ein Brief, an Peter von Medici gerichtet, in lateinischer Sprache; dann folgt: Impressum Florentiae per Laurentium Francisci de Alopa Venetum III. Idus Augusti. M.CCCC.LXXXXIIII. 4. Da dieser Brief in sehr vielen Ausgaben fehlt, so glaubte man, das Buch sey ohne Angabe des Ortes und Jahres gedruckt worden. Eine genügende Ursache, warum diese Blätter fehlen, gibt Brunet (Manuel du Libraire. Paris 1820. 8. T. I. p. 68) an *). Maittaire hat in seinen Annal. typogr. p. 270—283 den Inhalt dieses Briefes aus einem Exemplar der Bodleian'schen Bibliothek abdrucken lassen.

Mantua 1472.

Erstes Druckwerk: Il Decamerone di M. Giovanni Boccaccio. Am Schlusse: Jo. Bocacii poetae lepidiss. decameron: opus facetum: Mantuae impressum: Cum eius florentiss. urbis principatum foeliciss. ageret diuus Lodovicus gonzaga secundus. Anno ab origine christiana M CCCC.LXXII. Petrus adam de michaelibus eiusdem urbis Ciuis imprimendi auctor. Fol. Obgleich dieser Decameron bereits die zweyte Auflage ist, so ist sie doch zu den kostbaren Seltenheiten zu rechnen, und wurde von einem französischen Sammler mit 1000 Franken bezahlt.

Messina 1473.

Erstes Druckwerk: Comincia la vita del glorioso sancto Hieronimo doctore excellentissimo. Am Schlusse: Finita e questa opera nela magnifica cita Messina di sicilia per Mastro rigo (Henric. Alding) dalamania con diligentissima emendacione nel anno di la salute M.CCCC.LXXIII. a di XV. d'April. Deo Gracias. 4.

Parma 1473.

Erstes Druckwerk: Trionfi di Franc. Petrarca, col comento di Franc. Filelfo. Am Schlusse:

Quae condam totum lector quesita per orbem
Quaeque tibi fuerant tota sepulta diu
Perlege Philephi: (sic) nam commentaria docte
Narrabunt quicquid continet historia.
Perlege nec dubites dulces cantare triumphos
Exemplo illustres nec minus eloquio.

*) Ainsi que l'atteste la souscription de l'épître de Lascaris, ce fut au mois d'août 1494 que l'Anthologie fut publiée à Florence; or, en septembre suivant, les Français sous le commendement de Charles VIII, étant entrés en Italie, Pierre de Médicis, à qui cette épître est adressée, ne tarda pas à être chassé de Florence: alors l'éditeur fut probablement obligé de retrancher de son livre une dédicace qui portoit le nom d'un proscrit, et de là vient sans doute que les exemplaires distribués avant cet événement renferment le dernier cahier, tandis que ceux qui ont été vendus après ne l'ont pas. Notre siècle, à coup sur, fournira plus d'un exemple de pareille mutilation.

Haec nam dedalieus posuit *Portilia* Parmae
Andreas: patriae gloria magna suae.
Pridie Nonas Martii M.CCCC.LXXIII. 4.

Genua 1474.

Erstes Druckwerk: Nicolai de Asumo Supplementum Summae, quae Pisanella vocatur. Am Schlusse: Bonorum omnium largitore volente Deo expletum feliciter Januae X. Kal. Julii millesimo quadringente°. LI. I. quarto (1474) per Matheum Moravum de Olomunts et Michaelem de Monacho, socium eius. Fol.

Turin 1474.

Erstes Druckwerk: Breviarium Romanum. Am Schlusse: Praeclarissimi et Medici et Philosophi Domini Magistri Panthaleonis volumina Johannes Fabri et Johanninus de Petro Galici (sic) egregii quidem artifices Taurini feliciter impressere M.CCCC.LXXIIII. Deo gratias amen. 8.

Modena 1475.

Erstes Druckwerk: P. Virgilii Maronis Opera. Am Schlusse: Mutinae impress. per Magistrum Johannem Vurster de Campidona anno D. M.CCCC.LXXIIIII. die vicesima tertia Mensis Januarii. Fol. — Dieses höchst seltene Buch blieb lange gänzlich unbekannt, bis es endlich von dem gelehrten Morelli entdeckt wurde.

Piacenza 1475.

Erstes Druckwerk: Biblia latina. Am Schlusse des alten Testaments: Vetus testamentum a religiosis viris ac prudentissimis correctum atque per me iohannem petrum d'ferratis cremonensem placentie impressum Anno dni. M.CCCC.LXX. quinto feliciter explicit. 4.

Lucca 1477.

Erstes Druckwerk: Francisei Petrarchae Poetae clarissimi Triumphorum sex. Am Schlusse: Impressus Lucae liber est hic: primus ubi artem de Civitali Bartholomeus init. Anno M.CCCC.LXXVII die XII. Maii. Fol.

Palermo 1477.

Erstes Druckwerk: Joannis Nasonis Carleonensis Consuetudines felicis urbis Panormi. Panormi, apud Andr. de Wormacia M.CCCC.LXXVII. 4. — Sollte denn außer diesem unbedeutenden Werke kein anderes in Palermo im 15. Jahrhundert gedruckt worden seyn?

Reggio 1480.

Erstes Druckwerk: Nicolai Perotti Rudimenta Grammaticae. Am Schlusse: Impress. Regii opera et impensis Barth. et Laurentii de bruschis fratrum. Anno Domini M.CCCC.LXXX. 4.

Urbino 1481.

Erstes Druckwerk: Marii Philelphi Novum Epistolarum, sive ars scribendi epistolas. Urbini. M.CCCC.LXXXI. 4.

Pisa 1483.

Erstes Druckwerk: Francisci de Accoltis de Aretio Consilia, seu responsa Juris. Pisae. M.CCCC.LXXXIII. Fol.

Siena 1484.

Erstes Druckwerk: Pauli de Castro Lectura in sextum Codicis. Am Schlusse: Impr. Senis per Magistr. Henricum de Colonia et socios Anno salutis M.CCCC.LXXXIIII. XII kl. Augusti. Fol. Es ist noch nicht lange, daß dieser erste Sienaer Druck bekannt wurde. Zu bedauern ist, daß dieser Heinrich von Cölln und seine Nachfolger, Heinr. von Harlem und Joh. Walbeck, Mühe und Unkosten auf solche Drucke verschwendeten, die bald nach ihrem Erscheinen wieder vergessen werden mußten, und wegen ihrer Gehaltlosigkeit auch nicht weiter aufgesucht wurden. So mögen sie nun dem Anscheine nach zwar selten seyn — dennoch aber in sehr vielen Bibliotheken unbekannt und unbeachtet liegen. Mit Recht berühmter, als diese Drucker, wurde in späterer Zeit Soncino durch seine schönen hebräischen Typen.

Gaeta 1488.

Erstes und einziges Druckwerk, das aus der Presse dieser Stadt im funfzehnten Jahrhundert kam: El Dialogo di S. Gregorio Papa volgarizato con la vita de S. Gregorio impresso in Gajeta per Maistro Justo. M.CCCC. octanto octo. XXIIII. de Marzo. Fol.

Forli 1495.

Erstes Druckwerk: Nicolai Ferretti de elegantia linguae latinae servanda in epistolis et orationibus componendis praecepta. Am Schlusse: Hoc opus est impressum Foriliuii per me Hieronymum Medesanum Parmensem. Anno domini M.CCCC.LXXXXV. die vero XXV. Mai. 4.

Udine 1498.

Erstes und einziges Druckwerk, das diese Stadt aus dem funfzehnten Jahrhundert aufzuweisen hat: Panegyricus in Laudem Cardinalis Grimani..... Am Schlusse: Dixi. Vtini. 1498. XIII. kal. Julius Hora XX. Es ist zwar gewiß, daß diese Rede in Udine gehalten wurde, doch zweifelt Panzer (Annal. typ. Vol. III. p. 551), daß sie dort auch gedruckt wurde.

(Der Schluß folgt.)

Münzen von Athen, welche das k. k. Münz- und Antikenkabinet aufbewahrt.

Es gibt Menschen und Orte, deren Nennung allein hinreicht, um Aufmerksamkeit zu erregen, so sehr haben sie sich der Gemüther bemächtigt, so sehr zieht alles an, was sie betrifft. Von Athen, von dem Cicero *) so schön sagt: »Von da her, glaubt man, seyen die Humanität,

*) Pr. Flacco XXVI. Unde humanitas, doctrina, religio, fruges, jura, leges ortae atque in omnes terras distributae putantur; de quorum (Atheniensium) urbis possessione propter pulchritudinem etiam inter Deos certamen fuisse proditum est.

die Gelehrsamkeit, die Religion, der Ackerbau, der Begriff des Rechts, die Gesetze in alle Welt ausgegangen; es ist eine allgemeine Sage, daß um den Besitz von Athen, ihrer Schönheit willen, selbst unter den Göttern Streit entstanden sey;« von Athen ist wohl nichts gleichgültig.

Ich hoffe daher, eine einfache Beschreibung der antiken Münzen von Athen, welche der alte Glanz dieser ruhmreichen Stadt noch sah und ausprägte, und die jetzt im k. k. Münz- und Antikenkabinete aufbewahrt werden, sollte nicht ganz ohne Interesse seyn, und zugleich ein ungefähres Bild geben, wie der von mir verfaßte Katalog aller griechischen Münzen der k. k. Sammlung sich zu jenem von Eckhel verfaßten, und wie der jetzige Stand der Sammlung sich zum damaligen verhalte.

Gold.

Das k. k. Kabinet besitzt keine Goldmünze von Athen. Eckhel [1]) hält dafür, daß Athen keine Goldmünzen geprägt habe; Boeckh [2]) behauptet, es seyen ihrer geprägt worden; Cavedoni [3]) neigt sich auf Boeckh's Seite. Zu Eckhel's Zeiten war die Goldmünze Hunters [4]) bekannt, über deren Aechtheit sich Eckhel kein Urtheil erlaubte, da er sie nicht sah. Sestini und andere glaubwürdige Männer halten die Hunterische Goldmünze von Athen für falsch, sagt Neumann (der i. J. 1816 verstorbene gelehrte Director des k. k. Münz- und Antikenkabinetes, in seinen Msc. Notaten; seitdem hat Mionnet [5]) sowohl die Hunterische auf 1000 Francs geschätzt, die im Museum zu Turin auf 600 Fr., eine dritte zu 300 Fr., und die vierte im Besitze Fauvel's zu Athen auf 1000—1200 Fr., nnd solche theils beschrieben, theils stechen lassen. Hierüber erlaube ich mir die Worte Eckhel's [6]) zu wiederholen: »De eorum fide arbitrentur, qui viderunt.« Eine Goldmünze von Athen sah ich in den Händen des Grafen Wiczay, die ich für unächt halte. Schon aus den Preisen, auf welche Mionnet die Goldmünzen von Athen schätzt, dürfte erhellen, daß der Reiz, die Silbermünzen von Athen in Gold nachzugießen, oder auch nachzuprägen, für Münzverfälscher nicht gering sey. Von allen anderen mächtigen und reichen Städten Griechenlands, als von Korinth, Sikyon u. s. f., gibt es keine Goldmünzen, ein Grund mehr, anzunehmen, daß auch von Athen keine vorhanden seyn könnten, welche Meinung die Erzählung des Polyän [7]) nicht wenig bekräftigt, indem er sagt: »Lachares hat bey der Eroberung Athens durch Demetrius, um die verfolgenden tarentinischen Reiter aufzuhalten, goldene Dariker ausgestreut; während die Tarentiner diese auflasen, gewann Lachares Zeit zur Flucht.« Warum sollte Lachares goldene Dariker gebraucht haben, wenn es goldene athenienſische gab? Zudem haben

---

1) D. N. V. I.. p. 206, 207.

2) Die Staatshaushaltung der Athener. Berlin 1817. I. Bd. S. 24, II. Bd. S. 186.

3) Osservazioni sopra le antiche monete di Atene. Modena 1836.

4) Numorum veterum populorum et urbium, qui in Museo Hunteriano adservantur descriptio figuris illustrata. Opera et studio *Caroli Combe.* Londini 1782. 4. tab. 8. n. VI.

5) Description de Médailles grecques. T. II. p. 111. Suppl. III. p. 536. pl. XVIII. 1. 2. Dann an Cadalvene gekommen Cadalvene Recueil de médailles grecques. Paris 1828. p. 163. pl. II. n. 22.

6) l. c.

7) Strategem. L. III. c. 7.

alle bis jetzt bekannt gemachten goldenen athenienſiſchen ein älteres Gepräge, als die Zeit des Demetrius; denn ſolche haben nur den alten Typus, der, wie ich mit den berühmteſten Numismaten annehme, vor Perikles auf den Münzen zu ſehen war; nun beſtand zur Zeit des Perikles keine Goldmünze, laut des Zeugniſſes des Thucydides [1]), in Athen, ſondern der Archon Antigenes, welcher aber erſt 21 Jahre [2]) nach Perikles Archon wurde, ſoll die erſten geprägt haben. Ein Umſtand, der gegen die Aechtheit der vorhandenen Goldmünzen von Athen ebenfalls Zweifel erregen dürfte. Dieß fühlend, glaubte Cavedoni [3]) den Anfang der atheniſchen Münzen mit den gezierten Köpfen der Pallas, wie jener von Phidias gebildete ausgeſehen haben mochte, nach Perikles zu ſetzen, da es doch wahrſcheinlicher iſt, daß Perikles die ſchönen [4]) Tetradrachmen Athens ohne beſonderen Magiſtratsnamen ausgeprägt habe; folglich glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich mich an Eckhel, Neumann, Seſtini [5]) anſchließe, und dafür halte, daß aus den bis jetzt bekannt gemachten Goldmünzen von Athen keine ächt ſey.

Im Münzweſen Athens glaube ich vier Epochen zu erkennen: I. Anfang bis Solon? II. Von Solon? bis Perikles? III. Perikles. IV. Nach Perikles bis Ende? Dieſes iſt eben ſo unbeſtimmt, wie der Anfang.

Silbermünzen.

Im ſechzehnten Jahrhundert vor Chriſto ging von Aegypten unter Cecrops eine Colonie nach Athen, und im neunten Jahrhundert prägte der Argiver Phidon zu Aegina Münzen. Noch heute erinnern die älteſten Münzen von Athen, deren Alter nicht beſtimmt, aber in das ſiebente Jahrhundert vor Chriſto hinaufreichen, an ägyptiſchen Styl, und in der That befindet ſich im k. k. M. K. ein Tetradrachmon mit einem ganz ähnlichen Kopfe, wie der im k. k. ägyptiſchen Kabinette, und doch liegen wahrſcheinlich neunhundert Jahre zwiſchen dem Ankommen der Aegypter auf griechiſchem Boden und der Ausprägung der älteſten vorhandenen Münzen.

I. Aelteſter Styl, von 700 v. Chr.? bis 594? oder bis Solon?

1. Pallaskopf mit einem Helme bedeckt. Alter Styl, ähnlich der Pallas auf den bekannten Preisgefäßen [6]). Rückſeite: ΘA? (vielleicht ΘE). Stehende Nachteule. Olivenzweig. Faſt kugelförmiges Tetradrachmon von $233^3/_4$ Gran im Gewichte. $5^1/_2$ des Mionnet'ſchen Münzmeſſers [7]).

---

1) Lib. II. c. 18.

2) Perikles ſtarb Olymp. 88. 1. J. (428 v. Chr. G.). Antigenes wurde Archon Olymp. 93. 2. J. (407 v. Chr. G.

3) l. c. p. 4.

4) Denn ſolche gibt es allerdings; auf einigen ſind vortreffliche Pallasköpfe. Die Alten vernachläßigten ſelten die Kunſt ganz, um ſie dem Handels-Intereſſe zu opfern, wie dieß bey den venetianiſchen der Fall ſeyn mag: daher mir Neumann's Erklärung der ihm ſchlecht erſcheinenden Münzen Athens durch die Vergleichung beyder Städte, Athens und Venedigs, nicht ganz gelungen ſcheint.

5) Sopra i moderni falsificatori di medaglie greche antiche. Firenze 1826. p. 20.

6) Millingen: Ancient unedited Monuments. London 1822. 4. Tab. I.

7) Der im ſiebenten Bande der Description des Médailles etc., par Mionnet, abgebildete Münzmeſſer iſt deßhalb angenommen, weil er bey antiken Münzen der bekannteſte iſt. Künftig folgt nach der Nummer nur M. M. (Mionnet'ſcher Münzmeſſer). Gemeſſen habe ich nach der Höhe der Köpfe.

2. Aehnlich der früheren, nur sehr flach. ΑΘΕ. 195 Gran schwer. 6 M. M. Erinnert im Styl an die Figur der Rückseite des eben angeführten Gefäßes tab. 8. n. VII. VIII. IX. Vgl. Hunter Nummorum veterum etc. Londini 1782.

II. Von Solon? 594—440, oder bis Perikles?

3. Kopf der Pallas mit einem Helme, worauf eine Schiffszierde und drey Helmfedern? angebracht sind. Ohrgehänge in den Ohren. Ein Styl, der wenigstens 50 Jahre jünger ist, als bey den ersten Münzen. Der Kopf der Pallas hat starkes Kinn. R. ΕΘΑ. Nachteule und Oelzweig. 230¾ Gran schwer. 6 M. M.

4. Aehnlicher Kopf ohne Ohrgehänge und ohne retrograde Schrift. 5½ M. M.

5—18. Aehnliche Münzen, jedoch mit schwer zu beschreibenden Unterschieden im Ausdrucke des Kopfes. Die Rückseite stellt immer die Nachteule innerhalb eines Viereckes vor. Die schwerste aus diesen wiegt 235¾ Gran. An einer ist deutlich zu erkennen, daß sie mit Erz gefüttert ist.

19—21. Drey Erzreste, von denen der Silberüberzug abgefallen ist. Einer hält 182 Gran im Gewichte.—Auf den Rückseiten aller dieser Tetradrachmen, das erste ausgenommen, ist der Halbmond angebracht.

22. Kopf der Pallas mit einem Helme ohne Zierde, alter Styl. ΑΘΕ. Kopf der Ceres mit einem Diadem, die lang wallenden, mit Perlen gezierten Haare gebunden — ein Halsband mit Perlen, innerhalb eines vertieften Vierecks. Eine halbe Drachme 29 Gran schwer. Vgl. Hunter l. c. tab. 10. n. XXVII. 2 M. M.

23. Kopf der Pallas mit einem Helme, worauf eine Schiffszierde angebracht ist. ΑΘΕ. Nachteule; halber Mond. Eine Drachme im Gewicht. 57½ Gran. 3 M. M.

24—26. Drey ähnliche Drachmenstücke mit ΑΘΕ und einem Oelzweige. Hunter l. c. X. 2½ M. M.

27. Zwey Nachteulen stehend. 2 M. M. 33 Gr. (durchlöchert). cf. Hunter l. c. XVII. Pembrock Tab 48. n. 40. Mionnet n. 39.

28—31. Vier Münzen zu ½ Drachme; auf der Vorderseite der Kopf der Pallas; auf der Rückseite: ΑΘΕ (auf einer retrograde); vorwärts gewendete Nachteule und zwey Oelzweige. — Die best erhaltene wiegt 29½ Gran. Hunter l. c. XVIII. 1¾ M. M.

32—33. Pallaskopf. Rückseite: ΑΘΕ (retrograde). 2 Nachteulen, in einem Kopfe endend, innerhalb eines vertieften Vierecks. 2 Münzen zu ⅓ Drachme, 18¾ Gr. schwer. Hunter l. c. XIX. 1½ M. M.

34—37. Pallaskopf. Rücks.: ΑΘΕ. Nachteule. Oelbaumblatt, innerhalb einer viereckigen Vertiefung. 4 Münzen, von denen die best erhaltene 9½ Gran schwer. Obolen. Hunter l. c. XXI. 1 M. M.

38—40. Kopf der Pallas. Rückseite $\frac{\text{A}}{\text{ΕΘ}}$ zwischen drey Halbmonden. ¾ Obol-Münzen. Hunter l. c. XXIII. ½ M. M.

41—52. Kopf der Pallas. Rückseite ΑΘΕ. Nachteule. Münzen zu ½ Obol. 4 Gran im Gewichte. Hunter l. c. XXIV. ½ M. M.

53. Kopf der Pallas. Rückseite ΑΘΕ Körbchen ⅓ Obol. 3¼ Gr. im Gewichte. ⅓ M. M.

54. Aehnlich, nur scheint aus dem Korbe eine Schlange empor zu steigen.

Die letzten kleinen, merkwürdigen, sonst nirgends bekannt gemachten Münzen stellen auf ihren Rückseiten ohne Zweifel Körbe vor; daher ich mehr mit Neumann (Msc.) übereinstimme, welcher sie dafür ansehend, entweder für Bezeichnungen der Mysterien der Ceres hält, oder auf den Mythus sich beziehend, daß Minerva den Erichthonius, in einen Korb verschlossen, Cecrop's Tochter Pandrosos zur Erziehung gegeben habe (Apollod. L. III. c. 13). Hyginus (L II. c. 13) sagt auch, Erichthonius habe die Gestalt einer Schlange gehabt. Es dürften daher die ähnlichen Vorstellungen gleichfalls Körbe, und keine Säulentrümmer seyn, wie Cavedoni (Antiche Monete di Atene, p. 4. n. 1) vermuthet.

55. Kopf der Pallas. Rückseite: ΑΘΕ. Halber Mond. Die kleinste Silbermünze. 1/4 Obol. 21/2 Gran im Gewicht. 1/4 M. M.

Unrichtig scheint mir die Ansicht Boeckh's (Staatshaushaltung der Athener, Bd. 2. S. 165), welcher den halben Mond für die Hälfte des Anfangsbuchstabens O von Obolus, und die damit bezeichneten Münzen für halbe Obolen hält, da die halben Obolen die Nachteule auf den Rückseiten haben; der Mond sich aber gleichfalls auf den Cultus der Pallas bezieht laut Ulpianus (ad Demosthenem contra Midiam. p. m. 691) und Plutarch (De facie in luna p. m. 938); cf. Hunter l. c. XXV. Die halben Obolen haben aber ein Gewicht von 4—5 Gran. Ich bin mehr geneigt, anzunehmen, daß der Halbmond das Gepräge von 1/4 Obol sey, deßhalb drey Halbmonde das Gepräge von 3/4 Obolen vorstellen. Der 1/4 Obol dürfte die kleinste Münze von Athen seyn; die im k. k. Kab. befindliche ist zuverläßig ächt.

Ueber die großen Münzen von Athen in Silber, als: die 10 Drachmen-, 8 Drachmen-Stücke bin ich geneigt, der Meinung Sestini's (Descrizione di molte medaglie antiche in più Musei etc. Firenze 1828. p. 76) beyzutreten, der sie für Werke der Falschmünzer von Smyrna hält. Lord Strangford, der die zwey, Sestini bekannten, Stücke besitzt, hat so viele falsche Münzen in Constantinopel gesammelt, daß schon daraus die Vermuthung der Falschheit wahrscheinlich; zum wenigsten halte ich für vorsichtig, über die Strangford's und Bröndsted's (Mionnet description etc. Suppl. III. p. 537. n. 7) die Worte Eckhel's zu wiederholen, welche er über die Goldmünzen sprach: »De eorum fide arbitrentur, qui viderunt.

III. 440—428 v. Chr., oder die Zeit des Perikles.

56. Kopf der Pallas; auf dem Helme eine Schiffszierde (Acrostolium); der Pegasus, und die Vordertheile von einem Viergespann; über allem der Helmbusch.

Der Kopf der Pallas auf diesen Münzen erinnert ganz an die Beschreibung des Pausanias (Lib. I. c. 24) von der Statue derselben, welche Phidias für die Akropolis von Athen machte. Der Kopf ist mit Schönheit und Hoheit angethan, und ist jenem wunderschönen, von Aspasios tiefgeschnittenen Steine im k. k. Kabinete, welchen Eckhel (Choix des pierres gravées. pl. XVIII) herausgab, und der den Pallaskopf vorstellt, sehr ähnlich. Rückseite: ΑΘΕ. Monogramm aus den Buchstaben ΓΡΝ und ΜΤ zusammengesetzt. Die Nachteule auf einem Oelgefäße stehend, eine Kornähre, alles innerhalb eines Oelkranzes. Tetradrachmon 2301/4 Gran schwer. 91/2 M. M.

57. Aehnliches Tetradrachmon. Das Monogramm rechts der Nachteule läßt sich in die Buchstaben HAΠP, und das zweyte in T (worauf ein Adler steht) NΦ umgekehrtes Γ auflösen; auf dem Oelkruge AT, unter demselben AN. cf. Hunter l. c. tab. 10. n. IV. 10 M. M.

58. Aehnlich, nur das Monogramm hat statt des Buchstaben P ein Ψ, und unter dem Oelkruge, worauf der Buchstabe verwischt ist, steht EM. 9½ M. M.

59. Aehnlich, nur das Monogramm rechts läßt sich in die Buchstaben XAPI und das zweyte ΠΥΤΟ auflösen; unter dem Oelkruge steht ΠE, und im Felde ist eine Schiffszierde angebracht. cf. Hunter l. c. n. V. 9¾ M. M.

60. Aehnlich. Auf dem Oelkruge M unter demselben ET. 9¼ M. M.

61. Eine Drachme; das Monogramm rechts besteht aus den Buchstaben MAP und links MAT. Diese Münze wiegt 53¾ Gran. 4 M. M.

62. Eine halbe Drachme, 25 Gran im Gewichte. 2 M. M.

IV. Silbermünzen mit den Magistratsnamen. Nach Perikles bis zur Herrschaft der Römer.

Die Vorderseite ist immer gleich, oder doch sehr ähnlich; die Rückseiten sind sich ebenfalls sehr ähnlich, und nur der Unterschied der Magistrate ist darauf sichtbar. Neben den Magistratsnamen befinden sich eine Menge kleinerer Beyzeichen, welche größtentheils Anspielungen sind entweder auf die Magistrate, ihre Auszeichnungen, ihrer Ahnen berühmte Thaten und Arbeiten, oder auch auf Werke, welche Athen schmückten. Es sind die Beysetzungen der Magistrate sowohl, als dieser Beyzeichen merkwürdige Anzeigen, wie viel Rom von Athen entlehnte; denn, um mit Cicero zu reden, griechische Wissenschaft und Kunst hat wie ein Strom, der aus unendlich viel kleinen Bächen entstanden, die römische Intelligenz befruchtet; so finden sich gleichfalls Aehnlichkeiten zwischen dem griechischen und römischen Münzsysteme. Wie in Athen der Kopf der Pallas der stehende Typus auf den Vorderseiten der Silbermünzen ist, so auf denen Roms zur Zeit der Republik der Kopf der ewigen Roma, von einigen selbst für den der Minerva gehalten, so ähnlich ist dieser jenem, und so deutlich ist die Nachahmung zu erkennen. In den ältesten Zeiten Athens ist kein Name eines Magistrats sichtbar, in jenen des olympischen Perikles ist der Name des Magistrats nur im Monogramme angedeutet, bis die Namen der Münzbeamten, manchmal zwey, öfters drey, auf den nach Perikles geschlagenen Münzen deutlich ausgedrückt sind. Gleiche Erscheinung in Rom; auf den ältesten Münzen kein vir monetalis; später duum- und triumviri monetales; welche befugt waren, auf den Rückseiten der römischen Münzen Anspielungen auf ihre Namen oder die Thaten ihrer Voreltern zu setzen; eine Erscheinung, welche auch auf den athenischen Münzen zu erkennen ist, nur mit dem Unterschiede, daß diese Beyzeichen neben dem Haupttypus der Rückseiten der Münzen Athens, der Nachteule auf dem Oelkruge, nur den zweyten untergeordneten Rang einnahmen, indeß auf den Rückseiten der römischen Münzen kein Haupttypus war, sondern die Rückseiten den Münzbeamten v. J. 298 v. Chr. G. überlassen, daher nur mit deren Zeichen und Namen besetzt sind.

Weil bey den Römern nur die duum- und triumviri monetales ihre Namen auf die Münzen setzten, als für Schrot und Korn verantwortliche Beamte, und nicht die Consuls, so ist daraus zu schließen, daß auch in Athen nicht die Archonten, sondern sehr wahrscheinlich

bloß die mit dem Ausmünzen beauftragten Beamten ihre Namen auf die Münzen prägten.

Nach dieser kleinen Einleitung dünkt es mich nicht ohne Interesse, die Magistrate nach alphabetischer Ordnung hier namhaft zu machen, wie sie auf den Münzen von Athen im k. k. Kabinete vorkommen, und hie und da eine Erklärung der Beyzeichen zu versuchen.

63. Kopf der Pallas. Rückseite wie gewöhnlich, die Magistrate:
AM ΔΙΟ
ΜΩ
, unter dem Oelkruge A im Felde ein Gefäß, nicht eine Lampe, wie Eckhel (Catal Musei Caesarei Vindob. T. I. p 111. n. 9) sagt, sondern eines jener griechischen Gefäße, welche einen der vorzüglichsten Verfertigungsorte in Athen hatten, sich in alle Welt verbreiteten, und jetzt vorzüglich in Italien, z. B. in Volci, Nola u. s. f., gefunden werden. Die Form des Gefäßes, eine Schale mit einem Deckel, hat Aehnlichkeit mit solchen im k. k. M. u. A. K. Abtheilung der griechischen Gefäße, und mit der Figur von Taf. VII. n. 119 bey Levezow (Gallerie der Vasen des königl. Museums zu Berlin 1834). Mionnet (Desc. etc. c. II. p. 116. n. 55) schätzt diese Münze auf 24 Franken. Sie bildet, nach meinem Dafürhalten, die Uebergangsperiode von den Münzen des Perikles zu denen der späteren Zeiten. 9 M. M.

64*. R.: AMM / ΩΝΙ / ΟΣ / ΕΥΒΙ / ΟΣ (Nachteule) ΚΑΛ / ΛΙΑΣ Unter dem Oelkruge ΠΕ im Felde zwey brennende Fackeln. 7 M. M.

65*. R.: Aehnlich, mit zweymaliger Prägung und Magistratsnamen. Auf dem Oelkruge Λ, unter demselben ΤΟ? $8^1/_2$ M. M.

66*. R.: AMM / ΩΝΙ / ΟΣ / ΘΕΜ / ΙΣΤ ΚΑΛ / ΛΙΑΣ Unter dem Oelkruge ΜΕ. Noch unedirt. $7^1/_2$ M. M.

67*. R.: AM / ΜΩ / ΝΙ ΚΑΛ / ΛΙΑΣ / ΔΙ Auf dem Oelkruge A, unten ΣΦΑ. 8. M. M.

68—69. R.: AMM / ΩΝΙ / ΟΣ / ΑΤΣ / ΑΝ ΚΑΛ / ΛΙΑΣ Auf dem Oelkruge B, unten ΣΦ. 8 M. M. Die Familie Kallias war in der Würde der Fackeltragung, daher die angezündeten Fackeln der Ceres die Zeichen dieser Würde. cf. Cavedoni (Le antiche Monete di Atene p. 8).

70. R.: AM / ΑΣ / ΟΙΝΟ / ΦΙ / ΛΟΣ ΦΙ Auf dem Oelkruge Θ? unten ΑΠ., im Felde eine gehende Frau, in der rechten Hand einen langen Stab, in der linken ein Füllhorn. cf. Hunter XI. Mionnet S. 117. n. 61. $7^1/_2$ M. M.

---

*) Die mit * bezeichneten Münzen sind noch unedirt, und größtentheils erst unlängst für das k. k. Münzkabinet erworben. Das Sternchen ist dem Namen beygesetzt, der noch unedirt ist.

71. R.: ΑΜΦΙ ΕΠΙ
ΚΡΑ ΕΤ
ΤΗΣ ΓΟΣ
*ΕΤΔ
Auf dem Kruge Ε unten im Felde zwey Kornähren. Die Buchstaben bestehen eigentlich aus Punkten, welche der Münze sammt dem übrigen Gepräge ein barbarisches Aussehen geben. cf. Mionnet l. c. n. 62. 8½ M. M.

72. R.: ΑΝΔ ΡΕΑΣ
ΧΑΡΙ
ΝΑΥ
ΤΗΣ
*ΑΜΜ
ΩΝ
Auf dem Kruge Δ unten: im Felde eine sitzende männliche Figur mit einem Diadem? einen Zepter? haltend; neben dieser steht eine weibliche ganz bekleidete Gestalt, in jeder Hand ein Füllhorn? haltend. cf. Cavedoni l. c. Tetradrachmon von 226 Gran. 8 M. M.

73. Aehnlich, nur als dritter Magistrat *ΚΡΙΤ, unter dem Oelkruge ΠΕ. 8½ M. M.

74*. Sehr ähnliche Drachme. 4 M. M.

75. R.: ΑΝΤΙ ΕΠΙ
ΓΟΝ ΓΕΝΗ
ΣΩΣΑΝ
ΔΡΟΣ
Auf dem Oelkruge Ο*, unten ΜΕ, im Felde ein Adler. Mionnet l. c. 64. 7½ M. M.

Bey Nr. 10 im Cataloge Eckhel's ist von seiner eigenen Hand beygeschrieben, daß sie unter die unächten gelegt wurde, wo sie sich in Bronze vorfindet. sie ist die mit ΑΝΤΙΟΧΟΣ etc. und dem Elephanten. Hunter l. c. XII.

76. R.: ΑΠ ΕΛ
ΑΙ ΚΩΝ
ΓΟΡ
ΓΙ
ΑΣ ΝΟΤΣ
ΑΡΙ
ΣΤΟ
Auf dem Oelkruge Γ., unten ΑΡ. Im Felde ein laufender Greif. Wiegt 222¾ Gran. Mionnet 67. 8½ M. M.

Apellikon, aus Teos in Jonien gebürtig, worauf der Greif, der auf den Münzen von Teos vorkömmt, anzuspielen scheint, war unter die athenienſischen Bürger aufgenommen, und vermuthlich jener, welcher die Schriften des Aristoteles sammelte. cf. Cavedoni l. c. p. 9.

77. R.: ΑΡΙ ΣΕΤΙ
ΩΝ
ΦΙ
ΛΩΝ
*ΘΕ
Ο
Auf dem Oelkruge *Ε, unten ΑΠ. Im Felde der weidende Pegasus. Dieses Tetradrachmon dürfte zur Zeit des Mithradates geschlagen worden seyn, als Aristion diesem Könige die Hand bot, den Piräus zu erobern; Mithradates hat bekanntlich den weidenden Pegasus auf seinen Münzen. cf. Eckhel D. N II. 220. Cavedoni l. c. Hunter XIV. Mionnet l c. 68. 7½ M. M.

78*. Aehnlich. Auf dem Kruge *Η, unten Τ. 7½ M. M.

79. R.: ΑΡΟ ΠΟΣ
ΜΝΑ
ΣΑ
ΓΟ
Auf dem Kruge Ζ, unten ΣΟ. Im Felde eine vorwärts gewendete Siegesgöttin, in der erhobenen rechten Hand einen Kranz, in der l. einen Bogen? Mionnet 69. 8 M. M.

80. ΑΦΡΟ ΔΙΣ
ΑΠΟ ΛΗ
*ΔΕΙ
ΝΟ
Im Felde eine Siegesgöttin, in der r. H. einen Kranz haltend. 7 M. M.

81. R.: ΑΦΡΟ ΔΙΣ Unter dem Kruge ΜΑ, im Felde zwey Füll-
ΔΙΟ hörner. cf. Hunter XVI. Mionn. 72. 38. Suppl.
ΓΕ $7^{1}/_{2}$ M. M.
*ΚΑ
Ι

82. R.: ΑΦΡΟ ΔΙΣ Auf dem Kruge Ι, unten ΔΙ. $7^{1}/_{2}$ M. M.
ΔΙΟ
ΓΕ
*ΣΩ
ΚΡΑ

83. R.: ΑΧΑ ΗΛΙ Auf dem Kruge Θ, im Felde ein Füllhorn.
ΙΟΣ ΗΡΑ* cf. Hunter XVII. Mionnet 75. Cavedoni n. 8.
ΚΛΕ

84. R.: ΒΟΥ ΕΠΙ Auf dem Kruge *Ι, unten *ΜΕ, im Felde
ΛΑΡ ΓΕΝΗ ein Adler auf einem Blitze stehend. cf. Mion-
ΣΩΣΑΝ net 77. 8 M. M.
ΔΡΟΣ

85. R.: ΓΑ ΕΧΕ Im Felde Kopf des Apollo vorwärts gewendet.
ΑΥ cf. Mionnet 78. $8^{1}/_{2}$ M. M.
ΣΦ

86. R.: ΔΑ ΜΩΝ Im Felde ein Köcher und Bogen. cf. Hunter
ΣΩΣΙ XIX. 8 M. M.
ΚΡΑ
ΤΗΣ
*ΙΚ
Ο

87. R.: ΔΑ ΜΩΝ Auf dem Kruge *Γ, unten ΜΕ. cf. Mionnet
ΣΩΣΙ Suppl. III. p. 540. n. 45. $8^{1}/_{2}$ M. M.
ΚΡΑ
ΤΗΣ
ΚΡΙ
ΤΩΝ

88. R.: ΔΑ ΣΩΣ Auf dem Kruge Α? unten ΠΕ. Im Felde
ΜΩΝ ΚΡΑ eine liegende Meta. $8^{1}/_{2}$ M. M.
ΚΡΙ ΤΗΣ

89. R.: *ΔΕΙ ΕΠΙ Auf dem Kruge Α? Δ? unten ΙΙΩ; im
ΝΟΚ ΓΕΝΗ Felde ein Adler auf einem Blitze. 8 M. M.
ΣΩΣΑΝ
ΔΡΟΣ

90. R.: ΔΗΜΕ ΑΣ Unter dem Kruge *ΣΤ. Im Felde Lotus.
ΕΡΜΟ v. Eckhel Cat. M. C. n. 12. cf. Mionnet n. 84.
ΚΛΗΣ Cavedoni n. 9. $8^{1}/_{2}$ M. M.
*ΚΛΗ
ΔΑ

91. ΔΗ ΙΕ Im Felde der Helm eines Dioskuren, über welchem
ΜΗ ΡΩ ein Stern. v. Eckhel C. M. C. n. 13. cf. Mionnet
ΕΝ n. 89. 225 Gran. 10 M. M.

92. ΔΗ ΙΕ Auf dem Kruge *ΓΑ; im Felde der Helm eines
ΜΗ ΡΩ Dioskuren, über welchem ein Stern. 226 Gran im
ΣΩ Gewichte. Hunter XX. $9^{1}/_{2}$ M. M.

93. R.: ΔΗ ΜΗ ΤΡΙ ΟΣ ΑΓΑ ΘΙΠ ΠΟΣ — Auf dem Kruge E, unten *MH; im Felde die Helme der Dioskuren, über welchen die Sterne. cf. Hunter XXI. Cavedoni n. 10. Auf der Insel Delos, welche von Athen abhing, finden sich Inschriften der Demetrier als Priester der Dioskuren.

94. ΔΙΟ ΓΕ ΠΟΣΕΙ ΕΣΤΙΑΙ* ΟΣ — Auf dem Kruge A, unten ME; im Felde eine vorwärts gewendete Bacchantin, ganz bekleidet, den Kopf mit Binden, in der r. Hand ein Gefäß, in der l. den Thyrsus. cf. Hunter XXIV.

Ich bin geneigter, die Figur im Felde im reichlichen Gewande, um den Leib unterbunden, wenn sie männlich seyn sollte, für den indischen Bacchus, als mit Cavedoni l. c. n. 11 für Diogenes zu halten, wenigstens ist zwischen dieser Gestalt und dem Diogenes bey Visconti (Iconographie grecque, pl. 22. n, 5) und bey Winckelmann (Monumenti inediti, n 174) nicht die fernste Aehnlichkeit. cf. Eckhel Cat. M. C. I. p. 111. n. 14. 223 Gr.

95. R.: ΔΙΟΝ ΤΣΙ ·ΔΙΟΝ ΤΣΙ *ΑΡ Σ — Auf dem Kruge H, unten ΠΕ; im Felde: Apollo im Viergespann, vorwärts gewendet. cf. Mionnet. 62 Suppl. 7½ M. M.

96. ΔΙΟΝ ΤΣΙ ΔΙΟΝ ΤΣΙ *ΑΡ ΙΣ — Auf dem Kruge Θ? unten *ΣΦ. 7 M. M.

97. ΔΙΟ ΝΤΣΙ ΔΙΟ ΝΤΣΙ ΑΡΙΣ ΤΑΙ — Auf dem Kruge Γ, unten ΣΦ. cf. Mionnet n. 63. Suppl. 8 M. M.

98. ΔΙΟ ΜΑ ΤΙ ΓΑΣ ΜΟΣ ΚΩΝ *ΝΙ — Auf dem Kruge *E, unten *ΠΕ. 7½ M. M.

99. R.: ΠΑ im Monogramm. ΔΩ ΑΤΣΙΑ. ΕΡ — Der Vordertheil eines Pferdes. 230 Gran schwer. 9½ M. M.

100. ΠΑ Monogramm. ΔΩ ΘΕ ΑΤΣΙΑ — Aehnlich. 221 Gr. 9½ M. M.

101. ΔΩΡ ΔΙΟΦ ΟΘΕ ΧΑΡ ΜΙ — Unter dem Kruge ΔΙ. Im Felde der Vordertheil eines Löwen. cf. Hunter XXVI. 230 Gr. 8 M. M.

102.* ΔΩ ΣΙ ΘΕΟΣ ΧΑΡ ΑΣ ΟΝ — Auf dem Kruge *B., unten *ΣΟ; im Felde: die Göttin des Ueberflusses, in der r. H. ein Steuerruder? in der l. ein Füllhorn. cf. Hunter XXVII. 8 M. M.

103 — 104. ΕΥ ΜΗ ΕΠΙ ΓΕΝΗ ΣΩΣΑΝ ΔΡΟΣ Auf dem Kruge Θ und auf dem anderen I, unten *ΗΡΑ. Im Felde ein Adler auf einem Blitze. cf. Mionnet 89 Suppl. 8½ M. M.

105. Aehnlich. Unter dem Kruge ΣΦ. cf. Hunter, tab. 9. n. I. 8 M. M.

106. R.: ΕΥΜ ΑΡΕΙ ΔΗΣ *ΚΑΚΟ ΜΕΝ *ΜΥΡ Unter dem Kruge ΣΩ. Im Felde Ceres von zwey geflügelten Schlangen gezogen. Ευμαρεια, Ueberfluß — Ceres, die den Menschen ihn lehrte. cf. Cavedoni l. c. n. 7 M. M. Eckhel C. M. C. p. 111. n. 17 hat unrichtig ΚΥΜΑΡΕΙΔΗΣ gelesen; aber in der Benennung Ceres pflichte ich ihm bey.

107. ΕΥΜ ΑΡΕΙ ΔΗΣ ΚΑΚΟ ΜΕΝ *ΠΥΡ Auf dem Kruge Μ. cf. Mionnet 87. Suppl. 7 M. M.

108. ΕΥΜΗ ΚΑΑ ΑΙ ΦΩΝ *ΑΛΕ Ξ ΛΟΣ Unter dem Kruge ΣΩ. Im Felde: Göttin des Ueberflusses. Ευμηλος, Herden-, Schafreich, also die Göttin des Reichthums. 8½ M. M. cf. Hunter 9. III. Mionnet 104.

109. ΕΥΡΥ ΑΡΙ *ΣΩ ΚΡΑ ΚΛΕ ΑΡΑ Auf dem Kruge Β, unten ΣΩ. Im Felde drey bekleidete weibliche Gestalten. cf. Hunter 9.

Obschon einige diese drey Gestalten Juno, Minerva und Venus nennen, so wüßte ich doch keinen Grund anzugeben, diese Benennung zu rechtfertigen, da alle drey ganz gleich sind, folglich eher die drey Horen, die drey Grazien vorstellen könnten. Der Name ΣΩΚΡΑ macht in der That die letzte Benennung nicht unwahrscheinlich, daß diese drey Gestalten eine Nachbildung der drey bekleideten Grazien waren, welche Sokrates, der Sohn des Sophroniskus, arbeitete, und welche vor dem Eingange zur Akropolis aufgestellt waren. v. Pausanias I. 22. IX. 35. cf. Cadevoni l. c. p. 17. n. 34. 8 M. M. Obschon mir diese Auslegung angenehmer wäre, so muß ich doch selbst dagegen einwenden, daß sie vielleicht mehr wünschenswerth als wahr ist, indem bey dem Umstande, daß die beygesetzten Zeichen meistens Symbole des ersten Magistrats sind, und sich diese drey Gestalten auf Münzen finden, auf welchen bloß Eurikles und nicht Sokrates erscheint, so sind diese drey Gestalten vielleicht das sprechende Zeichen von Euryklès Bauchredner, da diese auch ΠΥΘΩΝΕΣ, Wahrsager, genannt wurden, und Hippokrates nur weibliche Bauchredner, Wahrsagerinnen, kennt, welchen Ausdruck auf den Münzen die Gestalten in der That haben.

110 Mit Punkten: ΖΩΙ ΕΥΑΝ ΔΡΟΣ ..... ΛΟΣ Auf dem Kruge Κ, unten ΣΩ. Im Felde: Biene. cf. Mionnet 107. Cavedoni l. c. p. 12. n. 20 erklärt die Biene als Symbol von Zoilos, da ΖΩΗ Honig bedeutet, und die Biene Honigmacherin ist. 8 M. M.

111.	ΗΑΙ ΟΔΩ	ΕΠΙ ΓΕΝΗ ΣΩΣΑΝ ΔΡΟΣ	Auf dem Kruge *H? unten *HPA. cf. Mionn. 108. 8½ M. M.
112.	ΗΡΑ ΔΗΣ ΕΥΚ ΛΗΣ *ΑΚ	ΚΛΕ !	mit Punkten. Auf dem Kruge I, unten ΑΠ. Eine Victoria, welche mit der r. Hand etwas in ein Gefäß gibt, in der l. ein Füllhorn haltend. cf. Cavedoni l. c. 22. 8 M. M.
113.	ΗΡΑ ΔΗΣ ΕΥΚ ΛΗΣ *ΑΡΙΣ ΤΩΝ	ΚΛΕΙ	Auf dem Kruge Ε, unten ΣΩ. Im Felde eine Victoria, mit der r. H. etwas in ein zweyhenkeliges Gefäß gebend, in der l. ein Füllhorn haltend. 8 M. M.
114.	ΗΡΑ ΔΗΣ ΕΥΚ ΛΗΣ *ΔΙΟΝΥ	ΚΛΕΙ	Auf dem Gefäße *B, unten *ME. 9 M. M.
115.	ΘΕΜ ΘΕΟ ΠΟΜ ΠΟΣ *ΑΥΣΑ ΝΙ	ΙΣΤΟ	Im Felde ein Schiff, worauf ein Siegeszeichen befestigt ist. Das Siegeszeichen bezieht sich gewiß auf den berühmten Sieg, den Themistokles gegen Xerxes bey Salamis erfocht, und welchen hohen Ruhm ein Nachfolger aus der Familie des Themistokles auf dies Tetradrachmon setzte cf. Cav. l. c. 23. 7 M. M.
116.	ΘΕΟ ΔΟ ΤΟΣ ΣΩ ΤΑΣ	ΚΛΕ ΟΦΑ ΝΗΣ	Auf dem Kruge B? unten ΣΩ. cf. Mionnet 166. 8 M. M.
117.	ΘΕΟ ΔΟ ΤΟΣ ΠΟΛ	ΚΛΕ ΟΦΑ ΝΗΣ	Eine Drachme. cf. Mionnet 119.
118.	ΚΑ ΕΡΓΟ ΑΠΟΛ	ΡΑΙΧ ΚΛΕ	Auf dem Kruge AT? im Felde Vordertheil eines Schiffes. cf. Mionnet 127. 7½ M. M.
119.	Ebenfalls.		Auf dem Kruge *A, unten *ME. 8 M. M.
120.	ΚΑ ΕΡΓΟ ΔΙΟΦ	ΡΑΙΧ ΚΛΕ	Auf dem Kruge *I, unten ME. cf. Mionn. 128. 9 M. M.
121.	ΚΑ ΕΡΓΟ ΧΑΙ	ΡΑΙΧ ΚΛΕ	Auf dem Kruge *Θ, unten *ΣΦ. cf. Mionnet Suppl. III. n. 128. 8 M. M. Ein Tetradrachmon mit ausdrucksvollem Pallaskopfe.
122.	ΚΤΗ ΣΙ ΕΥ	ΕΥ ΜΑ	Auf dem Oelkruge eine schreitende Siegesgöttin. Mionnet 133. 9 M. M. Wahrscheinlich eine Anspielung auf die Siegesgöttin, die bey Athen verweilt, auf dem Oelkruge schreitet; eine ΝΙΚΗ ΚΤΗΣΙΑ, so wie ein ΖΕΥΣ ΚΤΗΣΙΟΣ; auf dem Giebel des Parthenon war wahrscheinlich eine ΝΙΚΗ

ΑΝΤΕΡΟΣ. Leake Topography of Athens. London 1821, p. 199. Eine ähnliche römische wurde unlängst bey Cremona aus Bronze vergoldet auf der Weltkugel stehend, auf den Sieg M. Aurel's gegen die Marcomanen deutend, gefunden.

123.	ΛΥ ΣΑΝ	ΓΛΑΥ ΚΟΣ ΑΘΗΝ* ΒΙ	Unter dem Kruge ΜΕ. Im Felde: Fliege. 8 M. M.
124.	ΛΥ ΣΑΝ	ΓΛΑΥ ΚΟΣ ΚΛΕΟ ΦΑΝ	Auf dem Kruge Δ, unten ΣΦ. Eckh. C. M. C. n. 18.
125.	ΛΥ ΣΑΝ	ΓΛΑΥ ΚΟΣ ΝΙΚΑ ΝΩΡ	Gleich. cf. Mionnet 136. Auf dem Kruge *Δ, unten ΣΦ. 8 M. M.
126.	ΛΥ ΣΑΝ	ΓΛΑΥ ΚΟΣ ΦΙΛΟ ΚΡΑ	Auf dem Kruge *Θ, unten *ΣΦ. cf. Hunter 9. XIII. 228½ Gran schwer. 8 M. M.
127.	ΛΥ	ΓΛΑ ΦΙΛΟ	Drachme 53¾ Gran. 3 M. M. Auf dem Kruge Θ. Eckh. C. M. C n. 19.
128.	ΜΗΤ ΡΟΔΟ ΡΟΣ *ΕΥΚ ΛΗΣ	ΔΗ ΜΟΣ ΘΕ	Auf dem Kruge Η, unten ΣΦ, im Felde Weintraube. 8 M. M. Die Weintraube könnte Anspielung seyn auf Metrodorus, den Lieblingsschüler Epikur's, der vom weinreichen Lampsakus stammte. Cavedoni l. c. p. 15. 29.
129.	ΜΗΤ ΡΟΔΟ ΡΟΣ *ΘΕΟ ΦΙ	ΔΗ ΜΟΣ ΘΕΝ	Auf dem Kruge Μ? unten ΜΕ. 8 M. M. Diese Weintraube.
130.	*ΜΗ ΤΡΟ	ΕΠΙ ΓΕΝΗ ΣΩΣΑΝ ΔΡΟΣ	Unter dem Kruge ΔΙ. Im Felde: Adler auf einem Blitze stehend. 8½ M. M.

131. Aehnlich. 8 M. M. Unter dem Kruge ΠΡΩ. Eckhel Cat. M. C. p. 112. n. 20.

132. Aehnlich, besser erhalten. Auf dem Kruge Η. 8½ M. M.

133. Aehnlich. Unter dem Kruge ΣΦ. 8½ M. M.

134.	ΜΙ ΚΙ	ΘΕΟ ΦΡΑ	Auf dem Kruge Θ? unten ΜΕ? im Felde eine Siegsgöttin im Viergespann. Mionnet 145, 9 M. M.
135.	ΜΙΚ ΕΥΡ *ΑΡΕ ΣΤΟ	ΙΩΝ ΥΚΛΕ	Auf dem Kruge: ? unten ΜΕ. Im Felde zwey geharnischte Gestalten, von denen die vordere eine Schale hält, die letzte mit der l. einen Speer. 7½ M. M.
136	ΜΙΚ ΕΥΡ ΑΡΕ ΣΤΟ Σ	ΙΩΝ ΥΚΛΕ	Unter dem Kruge ΣΩ. 8 M. M.

137. Aehnlich, aber ΑΡΙΣΤΟ. Auf dieser halte ich die zwey Gestalten sicher für geharnischt, mit Helmen auf den Köpfen, und nicht mit Mionnet l. c, 146 für »figures nues.« 8 M. M.

138. ΜΙΚ ΙΩΝ Aehnlich. 7½ M. M.
ΕΤΡ ΤΚΛΕ
*ΕΤ
ΑΝ

139. ΜΙΚ ΙΩΝ Auf dem Kruge Ι? unten ΣΦ. Mionnet 150.
ΕΤΡ ΤΚΛΕ 8 M. M.
ΓΟΡ
ΓΙΠ

140. ΝΕΣ ΤΩΡ Im Felde ein Hirsch. Eckh. Cat. M. C. l. c. 22.
ΜΝΑ 8 M. M. Vielleicht ist der laufende Hirsch eine An-
ΣΕ spielung auf den alten Nestor. cf. Cavedoni l. c.
ΑΣ p. 15. 26 cf. Hunter 9. XVIII ist wohl zu vermuthen, daß man mit Mionnet 154 lesen kann, wie hier ΝΕΣΤΩΡ ΜΝΑΣΕΑΣ, und auf andern ΜΝΑΣΕΑΣ ΝΕΣΤΩΡ, wie Mionnet 151 und Suppl. 147 las, ohne mit Cavedoni l. c. p. 21, n 19 anzunehmen, es müsse immer ΝΕΣΤΩΡ ΜΝΑΣΕΑΣ gelesen werden.

141. ΝΙ ΚΗ Auf dem Kruge Γ, unten Δ? im Felde ein Medusen-
ΤΗΣ haupt. cf. Hunter 9. XIX. 8 M. M.
ΔΙΟ
ΝΥ
ΣΙΟΣ
*ΡΟ

142. ΝΙΚΟ ΓΕ Unter dem Kruge ΓΕ. Eckh. C. M. C. l. c. n. 23.
ΤΗΣ Der Adler, von dem Eckhel spricht, ist jedoch nicht zu
ΚΑΛ sehen; es schien im Felde etwas gewesen zu seyn, was
ΛΙΜΑ aber verwischt ist. 8 M. M.
ΧΟΣ

143. ΞΕ ΝΟ Auf dem Kruge Α? unter ΑΠ. Im Felde eine sitzende
ΚΛΗΣ Gestalt im weiten Gewande; der Kopf bekränzt; in der
ΑΡΜΟ r. Hand eine Lanze, in der l. einen Thyrsus? welcher
ΞΕ quer auf den Knien liegt. Mich erinnert die Gestalt an
ΝΟΣ jene stehende auf dem Tetradrachmon mit dem Magistrate Diogenes. cf. Cavedoni l. c. Mionnet Suppl. III. 150. 8. M. M.

144. ΠΟΛΕ ΜΩΝ Unter dem Kruge ΣΦ, im Felde Dreyfuß.
ΑΛΚΕ ΤΗΣ cf. Cavedoni l. c. 33. Mionnet 159. 7½ M. M.
ΑΠΟΛ
ΛΟΔΩ

145. ΠΟΛΕ ΜΩΝ Auf dem Dreyfuße Γ? unten ΖΩ. Eckh. C.
ΑΛΚΕ ΤΗΣ M. C. n. 26. Daher sind wohl die Magistrate
ΔΗΜ* zu lesen: ΠΟΛΕΜΩΝ ΑΛΚΕΤΗΣ ΔΗΜ, und nicht wie Eckhel las: ΠΟΝΕ. ΑΛΚΕ. ΜΩΤΗΣ. ΔΗΜ;, und Mionnet gleichfalls, wie Eckh. Suppl. III. 559. n. 163. cf. Cavedoni l. c. p. 20. n. 18. 8 M. M.

146. ΠΟΛΕ ΜΩΝ Aehnlich. cf. Hunter 9. XX. 8 M. M.
ΑΛΚΕ ΤΗΣ
ΑΤΚΙ

147. ΠΟΛΕ ΜΩΝ cf. Eckhel C M. C. n. 27, mit Erz gefüttert,
ΑΛΚΕ ΤΗΣ wiegt 188¼ Gran, mit vortrefflich gearbeitetem
Η.. Kopfe der Pallas.

148. ΠΟΛΕ ΜΩΝ Auf dem Kruge B, unten ΣΩ 231¾ Gran.
ΑΛΚΕ ΤΗΣ Mionnet 162. 8 M. M.
ΠΑΤΡ.

149. ΣΩΚΡ ΑΤΗΣ ΔΙΟΝΥ ΣΟΔΩ ΑΣΚΛΑ ΠΩΝ Auf dem Kruge Θ? unten ΣΦ; im Felde, die unbekleidete Venus vorwärts gewendet; in der rechten Hand die drey Grazien, in der l. einen Bogen; neben den Füßen zwey beflügelte Amoren aufwärts sehend. Mionnet 167. Von einigen ist die Gestalt mit den drey Grazien auf der r. Hand Apollo (Combe Museum Britannic. p. 127. n. 32 und p. 133. n. 124. tab. VII. n. 9., darauf die Stelle Plutarchs de Musica c. XIX anwendend, dem Cavedoni l c. p. 17. n. 34 und Mionnet Suppl. n. 165. 168 beypflichten), von anderen Venus genannt worden (Mionnet n. 167. 168 169. 170 Suppl. III. n. 166. 167). Witte hat eine besondere Abhandlung geschrieben, und diese Gestalt Venus Colias genannt (s. Nouvelles annales publiées par la section française de l'Institut Archéologique. T. I. p. 75 — 102, avec 1 planche). Mionnet nennt sie bald Apollo, bald Venus, wie aus den Citationen erhellt. Mir scheint die Gestalt eine Venus, worauf der Modius, die drey Grazien, der Bogen (Venus Victrix) und in Sonderheit die unten stehenden zwey Amore hindeuten. 8 M. M.

150. ΣΩΚΡ ΑΤΗΣ ΔΙΟΝΥ ΣΟΔΩ ΖΩΙΛ ΟΣ Aehnlich. cf. Mionnet 168. 8 M. M. mit Erz gefüttert. 228 Gr.

151. ΣΩ ΤΑ ΔΗΣ ΘΕ ΜΙ ΣΤΟ ΚΛΗΣ Im Felde ein unterbundener Zweig. cf. Hunter t. 9. n. XXIII. Eckh. l. c. n. 28. 7 M. M.

152. ΤΙΜΟ ΣΤΡΑ ΤΟΣ ΠΟ ΣΗΣ ΕΡΜ Auf dem Kruge ist Γ, unten ΜΕ; im Felde: eine weibliche Gestalt, in der r. Hand eine Maske, in der l. einen Thyrsus haltend. 8 M. M.

153. ΦΑΝΟ ΚΛΗΣ ΑΠΟΛ ΛΩΝΙΟΣ ΑΣΚΛ ΑΠΩΝ Auf dem Kruge K? unten ΣΩ. Im Felde eine fackeltragende Gestalt, wie Diana aufgeschürzt. Φανον Fackel, also Anspielung auf den Namen. 8½ M. M.

154. ΦΑΝΟ ΚΛΗΣ. ΑΠΟΛ ΛΩΝ ΙΟΣ ΣΤΑ Aehnlich.

155. ΦΑΝΟ ΚΛΗΣ. Aehnlich.
ΑΠΟΛ
ΛΩΝ
ΙΟΣ
*ΤΙΜΟΚ
ΡΑΤΗ

156. ΧΑΡΙ ΑΡΙΣ Auf dem Gefäße Π? unten ΜΕ; im Felde ganz
ΝΑΤ ΤΕΑ bekleidete Gestalt, in beyden Händen eine bren-
ΤΗΣ nende Fackel haltend.
ΗΡΑ
ΚΛΕ

157. ΧΑΡΙ ΑΡΙΣ Auf dem Gefäße ΠΑ monogrammatisch, unten
ΝΑΤ ΤΕΑΣ ΣΩ. Aehnlich.
ΤΗΣ
ΚΡΑ
ΚΑ
ΕΙ

Bronze-Münzen.

158—160. Kopf der Pallas. ΑΘΕ. Nachteule auf einem Oelkruge stehend. Alles innerhalb eines Oelkranzes. Sich ähnlich mit unbedeutenden Verschiedenheiten. 4½ M. M.
161. Aehnlich; im Felde ein Mohnkopf. 5 M. M.
162. Aehnlich, ohne Mohnkopf. 4 M. M.
163. Aehnlich, 16 Gran im Gewichte. 1 M. M.
164—165. R.: Die Nachteule mit ausgebreiteten Flügeln bey einem Oelkruge stehend. 4½ M. M.
166. Die Nachteule auf dem Vordertheile eines Schiffes stehend. 4 M. M.
167. Aehnlich. 1½ M. M.
168. Nachteule innerhalb eines Kranzes. 2 M. M.
169. Aehnlich. 2 M. M.
170. ΑΘΗ. Nachteule innerhalb eines Kranzes. 3 M. M.
171. Aehnlich, doch die Eule anders gewendet. 2½ M. M.
172. Zwey Eulen in Einem Kopfe endend. 2½ M. M.
173—176. Zwey Eulen stehend mit geringen Verschiedenheiten. 2 M. M.
177. ΑΘΕ. Jupiter stehend, in der herabgelassenen r. Hand den Blitz haltend, die l. H. ausgestreckt; im Felde das Vordertheil eines Schiffes. 5 M. M.
178. Jupiter, im Begriffe, mit erhobener r. H. den Blitz zu schleudern, die l. H. ausgestreckt; vor den Füßen die Nachteule. 5 M. M.
179—180. Aehnlich, vor den Füßen ein Stern zwischen zwey Halbmonden. 4½ M. M.
181. Aehnlich.
182. Kopf der Pallas. ΑΘΕ. Apollo Delius? Venus Colias? vorwärts gewendet, stehend, in der r. H. die drey Grazien, in der l. einen Bogen; zu den Füßen eine Nachteule. cf. Combe Mus. Britannic. tab. p. 133. n. 124. tab. VII. 4. 9. Im Hunter l. c. tab. 11. n. XIV hält die Gestalt statt der Grazien einen Dreyzack. Mich erinnern die drey Grazien an jene auf der Münze 109 dargestellten Figuren. 4 M. M.
183. Aehnlich. 3½ M. M. Ich halte die Gestalten auf beyden für weiblich.

184. R.: AΘE. Sphinx mit dem Modius auf dem Kopfe. Alles innerhalb eines Oelkranzes. 5 M. M.
185—186. R.: AΘE. Dreyfuß, rechts ein Mohn, links der Blitz. 4 M. M.
187. Kopf des Jupiter. AΘ. Schreitende Pallas, mit der erhobenen r. H. den Blitz schleudernd, mit der l. den Schild haltend. 4 M. M.
188. Kopf der Medusa, vorwärts gewendet. AΘ. Schreitende Pallas, in der r. Hand eine Lanze, deren Spitze sie mit der l. H. einen Kranz aufsetzt.
189—191. Kopf der Pallas, mit ähnlicher Rückseite. 4½ M. M. Vier unter sich wenig verschiedene Münzen. 5 M. M.
192. Aehnlich, nur im Felde der Rückseite eine aufsteigende Schlange. 4½ M. M.
193. Weiblicher Kopf. AΘE. Gehendes Schwein. cf. Mionnet Suppl. III. 296. 1½ M. M.
194. Kopf der Pallas. A. Geöffnetes Gefäß, aus dem eine Schlange heraussieht. cf. Hunter. t. 12. n. XIV. Cavedoni l. c. p. 30. Letzterer bezieht mit Recht diesen Typus auf die einheimischen Fabeln von Athen, und glaubt gleichfalls, daß dieses Gefäß den Erichtonius einschloß; also ein Gefäß, welches dem ähnlich, das auf den kleinen Silbermünzen n. 54. 55 angebracht ist. 1½ M. M.
195. Weiblicher verschleyerter? Kopf. AΘ. Zwey Aehren, in der Mitte ein Mohn. Hunter t. 11. n. XVII. 2½ M. M.
196. Delphin mit einem Dreyzacke. AΘE. Gefäß wie auf dem silbernen Tetradrachmon n. 62, alles innerhalb eines Kranzes. Hunter t. 12. n. VI. 3 M. M.
197. Kopf der Diana, mit rückwärts hervorragendem Köcher. AΘ. Aehnliches Gefäß. cf. Hunter t. 12. n. XIII. 1¼ M. M.
198. Kopf der Pallas. AΘH. Dreyfuß. 2 M. M.
199. Jugendlicher Kopf. Theseus? Mus. Britannic. t. VI. n. 22. AΘ. Gefäß? Weintraube? 2 M. M.
200. Kopf des Herkules. AΘH. Keule. Alles innerhalb eines Kranzes. 1½ M. M.
201—203. Biene. AΘ. Gefäß. 1 St. wiegt 18 Gr. 1 M. M. 1 St. 14. 1 M. M. 1 St. 11 Gr. ¾ M. M.
204.)(AΘE. Nachteule auf einem Blitze, im Felde der halbe Mond. Hunter t. 21. n. XXXII. 2½ M. M.
205. Biene.)(Stern. 8¾ Gran. Vielleicht Ephesus? ¾ M. M.
206. Kopf der Pallas innerhalb eines Kranzes. AΘH. Pallas und Poseidon, zwischen ihnen ein Oelbaum, um den sich eine Schlange windet; oben sitzt eine Nachteule. cf. Museum Brit. tab. VI. n. 11. 228 Gran im Gewichte. Mionnet n. 269. 9 M. M.
207. Aehnlich 6½ M. M.
208.)(AΘHNAI. Aehnlich. 6½ M. M.
209.)(AΘHNAIωN. Pallas auf der Akropolis stehend. Mionnet 271. 7 M. M.
210.)(AΘH. Themistokles auf einem Schiffe schreitend, setzt mit der r. Hand der auf dem Vordertheile befestigten Nachteule einen Kranz auf, in der l. H. ein Siegeszeichen; auf dem Rostrum eine Schlange; im Hintertheile des Schiffes ein Acrostolium. Eckhel C. M. C. p. 113. n. 48. D. N. II. 218. Der schreitende Held ist Themistokles; die Schlange bezeichnet jene der Pallas, welche aus dem Heiligthume verschwunden, sich auf die Schiffe bey Salamis geflüchtet, um deren Führer zu seyn. cf. Cavedoni l. c. p. 33. 6½ M. M.

211.)(ΑΘΗ. Ceres im Zweygespann der Drachen, in der r. H. Kornähren haltend. cf. Hunter t. 11. n. XX. 3½ M. M.

212.)(Nachteule auf einem zweyhenkeligen Gefäße. Mus. Brit. VII. 5.

213—214.)(Nachteule. Blatt eines Oelbaums. 5 M. M. und das zweyte 3½ M. M.

215.)(ΑΘΗΝΑΙ. Büste der Pallas auf einem Tische zwischen einer Nachteule und einem Kranze; im Felde ein Zweig. cf. Hunter 11. VII. 4½ M. M.

216—217.)(ΑΘΗ. Aehnlich, unter dem Tische ein Gefäß. 5 M. M. Das zweyte 4½ M. M.

218.)(ΑΘΗΝΑΙΩΝ. Schreitende Pallas, in der r. H. eine Lanze, mit der l. einen Kranz darauf setzend. 5 M. M.

219.)(ΑΘΗΝΑΙ. Schreitende Pallas, in der l. H. den Schild, die r. ausstreckend; zu den Füßen eine sich aufrichtende Schlange. 6 M. M.

220. Aehnlich. 5½ M. M.

221—223.)(ΑΘΗΝΑΙΩΝ. Pallas stehend, mit der r. H. eine Lanze, in der l. einen Schild haltend. Aehnliche Münzen. 5 M. M.

224.)(ΑΘΗΝΑΙ, Pallas stehend, in der l. H. Schild und Lanze, die r. H. erhoben. 5 M. M.

225.)(ΑΘΗΝΑΙΩΝ. Pallas stehend, in der r. H. die Siegesgöttin, mit der l. Schild und Lanze haltend, zu den Füßen die sich aufrichtende Schlange. cf. Hunter 10. XXXVI. 5 M. M.

226—227. Aehnlich; nur statt der Lanze ein Baum. 5 M. M.

228—229. Pallas stehend, in der r. H. die Lanze, in der l den Schild, zu den Füßen die Schlange; im Felde ein Baum. 6 M. M. Die zweyte 5½ M. M.

230. Aehnlich; die Schlange ist um den Baum gewunden. cf. Mus. Brit. tab. VI. n. 12. 5 M. M.

231. Aehnlich; die Schlange fehlt. 5 M. M.

232. Schreitende Pallas; mit der r. H. die Lanze werfend, in der l. H. den Schild haltend; zwischen einer Nachteule und einem Baume, um den die Schlange gewunden. cf. Museum Brit. t. VI. n. 13. 5½ M. M.

233.)(Apollo nackt stehend, die l. H. auf die Leyer, die r. H. erhoben auf dem Kopfe. Dieser Apollo stellt wahrscheinlich die Statue des lyceischen Apollo vor, den man in Athen sah, und von welchem eine noch in der Gallerie von Florenz ist. cf. Cavedoni l. c. p. 28. Pellerin pl. XXIII. n. 12. 5½ M. M.

234.)(Apollo, ganz gekleidet, in der r. H. eine Patera? in der l. eine Leyer. 6 M. M.

235.)(Apollo nackt, in der l. ausgestreckten Hand einen Bogen, in der r. hinabgesenkten das Plectrum? Lorberzweig. cf. Hunter t. 10. n. XXXV. 5 M. M.

236. Apollo nackt, in der r. H. einen Pfeil, in der l. einen Bogen. cf. Mionnet 301. 6 M. M.

237.)(Aeskulap stehend. cf. Hunter 11. n. II. 5 M. M.

238.)(Theseus, den marathonischen Stier vor sich herjagend. cf. Pembrock. t. 46. Haym P. 11. t. IX. 7. Cavedoni p. 30. 31. 5½ M. M.

239.)(ΗΝ. Theseus, in der r. H. die Keule, mit der l. den Minotaurus bey einem Horne niederreißend, und den l. Fuß auf selben stemmend. cf. Pellerin, pl. XXII. n. 7. Mus. Brit. t. VI. n. 19. 4½ M. M.

240.)(ΑΘΗΝΑΙΩΝ. Ein größerer und ein kleinerer Oelbaum, zwischen welchen ein zweyhenkeliges Gefäß. 4½ M. M.

241.)(ΑΘΗΝΑΙΩΝ. Aegeus? mit langem Barte und breitem Hute, der auf einem Stuhle sitzt, und für die glückliche Rückkehr des Theseus auf dem vor ihm stehenden brennenden Altar opfert; oder indische Bacchus sitzend, in der l. H. einen Thyrsus, im Felde eine Fackel. 6 M. M. cf. Mionnet 300, und das königl. bayerische Kabinet; es dürfte diese Statue daher keineswegs die Solon's seyn, wie Sestini (Mus. Hederv. P. I. p. 77. n. 4) und Cavedoni (l. c. p. 31) meinen, da Solon's Statue auf Salamis die Hände im Mantel eingeschlagen hielt, wie Aeschines deutlich sagt (in Timarchum Edit. Wolf. p. 264. c.): »Die alten Redner, Perikles, »Themistokles, Aristides, waren so bescheiden, daß sie das, was »wir jetzt alle thun, nämlich die Hände beym Reden heraußen zu »behalten, für keck und unschicklich gehalten hätten. Ich glaube »Euch von dieser Gewohnheit einen zuverläßigen Beweis geben zu »können; denn ich weiß, daß Ihr alle nach Salamis geschifft seyd, »und dort die Bildsäule Solons gesehen habt. Ihr könnt daher »selbst bezeugen, daß Solon auf dem Platze der Salaminier die »Hände innerhalb des Kleides verborgen hält; es ist dieß ein Denk»mal und ein Beweis, in welcher Gestalt Solon zu den Athenien»sern gesprochen habe.« Demosthenes (περι της παραπρεσβειας, edit Wolf, p. 332. c.) bestätigt auffallend die Aussage Aeschines über die Statue des Solon, indem er den Aeschines verspottet, Solon nachgeahmt zu haben. Demosthenes sagt: »Aeschines lobt »Solon, daß er ein Beyspiel von Bescheidenheit gegeben habe, »indem er beym Sprechen die Hände unterm Kleide verborgen ge»halten habe. — — Die Salaminier aber sagen, daß diese Statue »erst vor funfzig Jahren errichtet worden sey. Von Solons Zeit »bis jetzt sind 240 Jahre verflossen, daher hat weder der Künstler, »der ihn in dieser Gestalt arbeitete, noch auch sein Großvater zu »Solons Zeit gelebt. So redete Aeschines zu den Richtern, und »ahmte ihn (Solon) nach. Was aber besser gewesen wäre nach»zuahmen, als die Art der Haltung des Solon, seinen Geist, sein »Gemüth, diese ahmte Aeschines nicht nach« u. s. f. Mit Recht, scheint mir, stützte sich Luigi Bescovali in seiner schönen Dissertation (Atti dell' Accademia Romana di Archeologia, Vol. VI. p. 247) auf diese Stellen des Aeschines und Demosthenes, um über die schöne Porträtstatue in Neapel, dort Aristides genannt, seine Meinung auszusprechen, daß sie den Aeschines vorstelle; und so möchte ich glauben, daß die Gestalt auf der Münze nicht den Solon, sondern vielleicht Aegeus (Pausanias p. 13. 52. 821) oder Bacchus Indicus, wohin wohl der Thyrsus und die Fackel zu deuten scheinen, dem jedoch eine gewisse porträtartige Haltung entgegen, vorstellen könnte.

242 — 243.)(Das Bucranium mit Binden behangen, des marathonischen Stieres, den Theseus auf der Akropolis der Minerva opfert. cf Cavedoni l. c. p. 31. Hunter 10. XXVIII. XXIX. 7 M. M., die zweyte 5 M. M.

244. Kopf des Jupiter mit Lorber. Sowohl der olympische Jupiter war in Athen sehr verehrt (Livius XL. 20), als auch der Jupiter Nicephorus im Piräus (Pausan. I. 1). R.: ΑΘΗ. Kopf des indischen Bacchus? mit Epheu in den Haaren. cf Hunter 12. XXI. 4 M. M.

Sowohl bey der Durchsicht dieser eben beschriebenen Münzen von Athen, welche im k. k. Münzkabinete aufbewahrt werden, als auch jener der vorzüglichsten Kupferwerke, welche über Münzen bekannt gemacht wurden, an deren Spitze in Betreff der Schönheit und Treue der Zeichnung und des Stiches das britische Museum [1]) steht, ferner die Werke Pellerin's [2]), Combe's [3]), Pembrock's [4]), Haym's [5]), wie auch bey der Vergleichung der weitläufigsten und genauesten Beschreibungen athenienfischer Münzen, als: Eckhel's [6]) [7]), Mionnet's [8]), Cousinéry's [9]), geht deutlich hervor, daß die Athenienser nur mit geringen Ausnahmen keine anderen Typen zu ihren Silbermünzen angewendet haben, als auf deren Vorderseiten: den Kopf der Pallas, auf den Rückseiten: die Nachteule; — auf den Bronzemünzen immer Vorstellungen, welche sich auf die Pallas selbst oder die Heroensagen von Athen beziehen. Der Gottheit ist daher auf den Silbermünzen nicht nur der Haupt-, sondern fast der einzige Platz eingeräumt, und nur den verantwortlichen Münzbeamten und den dieselben bezeichnenden Anspielungen ist ein kleiner Raum gestattet [10]). Auf den Bronzemünzen fallen die Magistrate weg, aber der Heroensage ist dafür das Feld eröffnet. Unter den Heroen Athens ist keiner so groß als Theseus, der erste König, mit ihm beschäftigen sich die meisten Kunstwerke der kunstreichsten Stadt. Welchen ausgezeichneten Rang die Kunstgegenstände Athens behaupten, und welchen Eindruck ihre Bekanntwerdung überall hervorbrachte, erhellt schon aus der Menge von Nachbildungen derselben in Gyps und Kupfer. Gypsabbildungen wurden sowohl in natürlicher Größe gemacht, von welchen z. B. die Akademien in Mailand und Venedig Exemplare besitzen, als auch im verkleinerten Maßstabe, in welchem sie restaurirt wurden; nach diesen scheint Lenormant [11]) seine Vorbilder genommen zu haben. Die berühmtesten Nachbildungen in Kupfer wurden durch Stuart [12]), Worsley [13]), Leake [14]),

---

1) Veterum populorum et regum numi, qui in Museo Britannico adservantur. Londini 1814. 4. pl. VI. VII.

2) Recueil de Médailles. Paris 1763. 4. pl. XXIII. XXIV.

3) Numorum veterum populorum et urbium qui in Museo Guilielmi Hunter adservantur. Londini 1782. 4. pl. 8—12.

4) Numismata antiqua, quae collegit olim et aeri incidi curavit Thomas Pembrochiae et Montis Gomerici Comes 1746. 4. 2 Vol. P. 11. tab. 46. 47. 48.

5) Thesaurus Britannicus edit. Khell. P. 11. t. IX, etc.

6) 7) D. N. V. II. p. 205—220. Catalogus Mus. Caes. I. p. 111—113, oder 53 Stücke, aus welchen Nr. 10 falsch ist, Nr. 37. 38 von Neumann als nach Pergamus gehörig, dahin, Nr. 41. 52. 53 zu den Unbestimmten gelegt wurden, folglich waren damals 46; seit dieser Beschreibung kam noch 1 St. hinzu.

8) Description etc. II. p. 111—139. Suppl. III. p. 536—584.

9) Voyage dans la Macédoine. Paris 1831. II. p. 125.

10) Aehnliches trifft man auch auf neueren Münzen, z. B. auf den bekannten Goldgulden von Florenz, auf den Dukaten von Mathias Corvinus, Sigismund u. s. f., auf den polnischen Münzen, wo Wappen und Beyzeichen die Münzmeister zu erkennen geben.

11) Trésor de Numismatique et de Glyptique. Cl. 1. 1—6. Paris 1836.

12) Antiquities of Athens. 4 Bde Fol. London 1787. II Vol. Cockerell etc. Supplement. London 1830. Fol.

13) Museum Worsleyanum. 2 Vol. kl. Fol. London 1824. Anfangs nur 1 Vol. gr. Fol., von dem nur Ein Exemplar in Wien, vom Fürsten Sinzendorf um 1200 fl. C. M. gekauft, bey der Licitation seiner Bücher von der k. k. Hofbibliothek erstanden wurde.

14) Topography of Athens. London 1821.

Lawrance [1]), durch die Curatoren des britischen Museums [2]), in Umrissen durch K. O. Müller und Österley [3]) zu Stande gebracht, welche alle hinlängliche Beweise für das gemachte Aufsehen liefern, mit welchem diese nie genug zu rühmenden Kunstwerke im gebildeten Europa aufgenommen wurden. Wie viel Nachahmenswerthes in diesen schönsten Darstellungen griechischer Mythologie, athenischen Lebens für uns enthalten ist, d. h. um die Alten im Geiste und in der Wahrheit nachzuahmen, nicht bloß im Buchstaben und in der Außenseite, zeigt sich schon daraus, daß die Athener vaterländische Mythologie, vaterländische Sagen, vaterländische Geschichte auf ihren schönsten Unternehmungen verewigten; dieß auch, wie eben dargethan, auf den minder wichtigen: den Münzen. Nicht mit gleichem Geiste haben wir unsere Religion, unsere Geschichte auf unseren Kunstwerken behandelt, und noch weniger auf unseren Medaillen und Münzen. Schon im J. 1823 [4]) bey Gelegenheit der Medaille auf den F. M. Fürsten Karl von Schwarzenberg, welche eine Gesellschaft im Gefühle, daß es Noth thue, gegen die verdienten Männer des Vaterlandes nicht gleichgültig zu seyn, machen ließ, glaubte ich darauf aufmerksam machen zu sollen, wie sehr die neue Kunst von der alten lernen könne und solle, nicht durch sclavische Nachahmung, sondern durch das Eindringen in den Geist, mit dem dieselben geschaffen wurden, und mit dem sie aufzufassen sind, und wie Medaille und Münze auf Einem Stücke diesem gemäß vereinigt werden könne.

Nach Kaiser Maximilian I. verwendete Ludwig XIV., Karl VI. und Maria Theresia am meisten Sorgfalt auf die Medaillen, ohne daß deßhalb der Sinn der römischen Münzen nachgeahmt wurde, nämlich Medaille und Münze auf Einem Stücke zu vereinigen. Nahe war diesem Bestreben Kaiser Karl VI., der so vieles im römischen Sinne ausführte, gekommen, z. B. in den Jetons auf die Geburt seines Sohnes Leopold 1716; noch näher kömmt diesem Sinne ein kunstliebender gelehrter Fürst des Auslandes, der merkwürdige Ereignisse aus seiner Regierung auf Münzen ausführen läßt, welche den Thalern am Werthe gleichkommen; die ersten sind vom J. 1826, von welchen bis incl. 1836 vom ausgezeichneten Stämpelschneider Voigt 21 St. ausgeführt sind.

Es fehlt der neueren Münzverfertigung offenbar zu sehr am künstlerischen Elemente, sie könnte der alten gleichkommen, dieselbe an historischer Bedeutung möglicher Weise übertreffen.

Die neue Münze hat durch das Bildniß des Regenten eines gegebenen Staates und durch den natürlichen Wechsel desselben (denn auch hierin ist der Geist des Christenthums waltend: »Wessen ist das Bild und die Ueberschrift?«) einen Vorrang vor einem großen Theile der alten Münzen. Würden vielleicht die Wappen der Rückseiten der Münzen nicht die einzigen Vorstellungen, sondern mit historischen, mit monumentalen Vorstellungen abwechseln, so wäre der Kunst ein neues, unermessenes, vielleicht auf die Gesammtmasse der Völker mehr als eine andere wirkendes Feld eröffnet. Joseph Arneth.

1) Elgin Marbles from the Parthenon of Athens. London 1818. gr. Fol.

2) Engravings from the ancient Marbles in the British Museum. P. VI. Pediments of the Parthenon. London 1830.

3) Handbuch der Archäologie. Breslau 1835. S. 103. — Denkmäler der alten Kunst, II. Heft.

4) Archiv für Geschichte, Statistik u. s. f. S. 129.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

XXIV. Mystik.

A. Arabische Werke *).

289.

شرح التعرف فی مذهب التصوف

d. i. die Belehrung in der Lehre der Ssofi, vom Scheich Ebubekr Mohammed B. Ibrahim el-Bochari el-Kelenawi, gest. i. J. 380 (990). Das Grundwerk der Lehre, von welchem der Spruch gäng und gäbe: Wäre nicht das Taarruf, wüßte man nichts von Taßawwuf. Ein Foliant von 263 Blättern ganz neue Schrift. Der Verfasser des Commentars, Ebul Hasan Ali el-Konewi Esch-Schafii, lebte im achten Jahrhundert der Hidschret, denn im 28. Hauptstücke beruft er sich auf eine im J. 725 (1323) Statt gefundene Begebenheit. Die vier Werke, welche der Commentator am häufigsten citirt, sind die Abhandlung Koscheiri's, die Stationen der Wallenden Abdallah B. Chosari's, das Awarif und das Lemi des Ibnes-siradsch. Dieses Werk ist in die folgenden Hauptstücke eingetheilt: 1) Von den Männern der Mystik, d. i. den Ssofi. 2) Commentar ihrer Worte über die Vereinheitung (Tewhid). 3) Von den Eigenschaften Gottes. 4) Von der Mystik (Taßawwuf). 5) Von der Buße. 6) Von der Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit (Suhd). 7) Von der Geduld. 8) Von der Armuth. 9) Von der Demuth. 10) Von der Furcht. 11) Von der Gottesfurcht (Takwa). 12) Von der Aufrichtigkeit. 13) Von der Dankbarkeit. 14) Vom Vertrauen. 15) Von der Ergebung in den Willen Gottes (Teradhi). 16) Von der gewissen Einsicht (Jakin). 17) Von der Erwähnung des Namens Gottes (Sikr) 18) Von der Ruhe des Geistes nach dem Gebete (Uns). 19) Von der Annäherung zu Gott (Kurb). 20) Von der Gelangung zu Gott (Ittißal) 21) Von der Liebe und den verschiedenen Zuständen derselben, der Sehnsucht (Schewk), der Hingerissenheit (Widschd), der Versammlung (Dschemi), der Trennung (Teferruk), dem Genusse (Wißal), der Dauer (Baka), der Vernichtung (Fena) u. s. w. 22) Von den Wahrheiten der Erkenntniß in den Dingen, welche durch die Erkenntniß bewährt werden. 23) Von der Vereinheitung. 24) Von den Eigenschaften des Erkennenden. 25) Von den Bußübungen (Mudschahidat) und Andachtsübungen (Muamelat). 26) Von den Zuständen des Volks in dem, was sie von den Menschen sagen. 27) Von der Behutsamkeit des Volks in ihren Uebungen. 28) Von den Hulden Gottes gegen seine Geschöpfe. 29) Von der Physiognomik. 30) Von

*) Da es unmöglich ist, die oft in einem Bande auf demselben Blatte an einander geschriebenen Abhandlungen von einander in einzelne Bücher zu trennen, werden diese nach den gewöhnlichen drey Rubriken der arabischen, persischen, türkischen Werke in einer besonderen vierten aufgeführt werden.

dem, was im Gemüthe aufsteigt (Chawatir). 31) Von den Träumen. 32) Von den Hulden Gottes. 33, 34 u. 35) Ebenfalls. 36) Von dem Reigen (Simaa),

290.

قوة القلوب في معاملة المحبوب

d. i. die Nahrung der Herzen in Behandlung des Geliebten, von Ebi Thalib Mohammed B. Ali el-Mekki, gest. i. J. 389 (999). Ein Foliant von 396 Blättern, geschrieben i. J. 1126 (1714) durch Mohammed Abdol-dschewwad el-Ebaßiri el-Esheri in 48 Abschnitten. 1) Von den Andachtsübungen. 2) Von den Gebeten bey Tag und Nacht. 3) Von der Handlung des Jüngers bey Tag und Nacht. 4) Von dem, was zu lesen und zu erwähnen gut nach dem Morgengebete. 5) Von den auserlesenen Stoßgebeten nach dem Morgengebete. 6) Von der Handlung des Jüngers nach dem Morgengebete. 7) Von den sieben Geisteserhebungen (Ewrad) bey Tag. 8) Von den fünf Geisteserhebungen bey Nacht. 9) Von der Morgenzeit. 10) Von dem Aufnehmen und Abnehmen des Schattens. 11) Von der Trefflichkeit der Anwünschungen bey Tag und Nacht. 12) Von dem Gebete Witr bey Nacht. 13) Von dem, was der Diener Gottes beym Erwachen vom Schlafe sagt. 14) Von der Eintheilung der Nachtwachen zum Gebete. 15) Vom Rosenkranze (Tesbih). 16) Von dem Lesen des Korans und seiner Exegese. 17) Von dem Lobe der Andächtigen und dem Tadel der Nachläßigen, mit der Auslegung seltsamer Stellen des Korans. 18) Von den verwerflichen Lobhymnen (Maat) der Nachläßigen. 19) Von der lauten Lesung des Korans. 20) Erwähnung der Nächte, welche durch das Gebet im Leben gewacht werden. 21) Vom Freytage und den Pflichten des Jüngers an demselben. 22) Von der Faste und der Reinigkeit der Fastenden. 23) Von der Rechenschaft der Begier und der Beobachtung der Zeit. 24) Von der Wesentlichkeit der Erhebung des Geistes zu Gott für den Jünger, und dem Verhältnisse des Erkennenden zu demselben. 25) Definition der begierlichen Seele. 26) Von den Zeugnißstätten der Erkennenden und den Grundfesten der Jünger 27) Von der Betrachtung der sich Gott Nahenden (Mokarribin, Cherubim) und der Behandlung der zur Kunde Gelangten. 28) Von dem Verdienste der Gott nahe Stehenden, welche Besitzer von Stätten (Ehlol-makamat), Preis des Zustandes der Andächtigen, und Unterschied desselben vom Zustande der Nachläßigen. 29) Von den Aufsteigungen des Herzens derer, welche die Herzen behandeln. 30) Von der Wissenschaft und den Gelehrten, Vorzug der Erkenntniß (Gnosis) vor allen anderen Wissenschaften, und der inneren vor der äußeren; vom Unterschiede der Gelehrten für diese und für jene Welt; von den schlechten Gelehrten, welche mit der Wissenschaft die Welt fressen; von dem, was Neuere an Legenden und Erzählungen erfunden, und von dem, was sie Neues vorgebracht in Wort und That. 31) Von den Wissenschaften und den Graden ihrer Trefflichkeit, und von dem Unterschiede zwischen den Gelehrten der äußeren und inneren Wissenschaft dieser und jener Welt. 32) Von den neun Stätten (Makamat) der Leiden, nämlich: a) der Buße, b) der Geduld, c) des Dankes, d) der Hoffnung, e) der Furcht, f) die Zurückgezogenheit in der Einsamkeit, g) des Vertrauens, h) der Ergebung, i) der Liebe. 33) Von den fünf Grundfesten des Islams: a) das Glaubensbekenntniß: es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist Gottes Gesandter; b) von

dem Gebete und der demselben vorhergehenden nothwendigen Waschung; von den Bedingnissen des Betenden und der Unterlassung des Gebetes; c) von dem Almosen, der Zeit und der Art, dasselbe zu geben, und dem Zustande der Armen; d) von der Faste im Monate Ramasan; e) von der Wallfahrt nach Mekka. 34) Von dem Islam und dem Glauben (Iman), von den Stützen des ersten und den Säulen des zweyten, von der Vereinigung beyder und der der Herzen mit der Handlung, von der Annahme des Glaubens. 35) Von der Sunna und ihren Trefflichkeiten; von den Klassen der Herzen in Bezug auf äußere Wissenschaft, welche in sechzehn Eigenschaften besteht: a) zu glauben, daß der Glaube in Wort und That zugleich bestehe, und daß der Koran Gottes unerschaffenes Wort; b) an die Eigenschaften und Attribute Gottes; c) an den Vorzug der Gefährten des Propheten; d) an den Vorzug dessen, welchen Gott und sein Prophet den Vorzug gegeben; e) an die Fortdauer des Imamats in der Familie Koreisch bis an den jüngsten Tag; f) keinen, der sich beym Gebete zur Kibla wendet, des Unglaubens zu beschuldigen; g) die Bestätigung der Fügungen Gottes (Glauben an die Vorherbestimmung); h) an die Folterengel; i) an die Pein des Grabes; k) an die Gerichtswage; l) an die Scheidungsbrücke Ssirath; m) an das Becken des Paradieses, und namentlich das Mohammeds; n) an das Anschauen Gottes; o) an die Herausziehung der Einheitsbekenner aus dem höllischen Feuer; p) an die Rechenschaft des Gerichts; q) von der Trennung der Neuerer von der Gemeine; r) von den Trefflichkeiten der Suren. 36) Von den Bedingnissen des Moslims, dem Zeichen der Liebe Gottes, den Pflichten des Moslims gegen den Moslim, von den überzähligen Beugungen beym Gebete. 37) Von den schweren Sünden. 38) Von der Aufrichtigkeit der Absichten. 39) Von der Vermehrung und Verminderung der Nahrung. 40) Von den Speisen und den Manieren des Essens. 41) Von der Armuth und ihrer Trefflichkeit. 42) Von dem Reisenden und den Zwecken der Reisen. 43) Von dem Imamate, dem Vorsteher (Imam) und dem, dem er vorsteht (Memum). 44) Von der Brüderschaft in Gott und der Liebe der Brüder. 45) Von der Vermählung und den die Weiber hierin betreffenden Geboten. 46) Von dem Eintritte ins Bad. 47) Von Kauf und Verkauf, und den für den Kaufmann und Künstler erforderlichen Kenntnissen. 48) Von dem Erlaubten und Unerlaubten, und dem zwischen beydem Zweifelhaften, und Vergleichung dieser Grade mit der Schattirung der Farben.

191.

رسالة القشيرية في التصوف

d. i. die koscheirische Abhandlung über die Mystik, vom Imam Ebilkasim Abdol-kerim B. Hewasin el-Koscheiri, gest. i. J. 465 (1072), welche, nach Hadschi Chalfa's Urtheil, der Grundpfeiler der ganzen Mystik. Ein Quartant von 212 Bl. Das erste Hauptstück enthält kurze Notizen von 83 der berühmtesten mystischen Scheiche der ersten vier Jahrhunderte der Hidschret, nämlich: 1) Ibrahim B. Edhem; 2) Sul Nun Mißri; 3) Ebu Ali Fodhail B. Ajadh aus Chorasan; 4) Ebu Mahfas B. Feruf el-Karchi; 5) Suri B. el-Moghalles es-Sakati; 6) Ebu Naßr Beschr B. el-Haris el-Hafi; 7) Ebu Abdallah el-Haris B. Esed el-Mohasibi; 8) Ebu Suleiman Daud B. Naßir et-Taji; 9) Ebu Ali Schakik B. Ibrahim el-Balchi; 10) Ebu Jesid Taifur B. Isa el-Bestami; 11) Ebu Mo-

hammed Sehl B. Abdallah et-Tusteri; 12) Ebu Suleiman Abderrahman B. Athije ed-Daráni; 13) Hatim Aßam; 14) Ebu Sekeria Jahja B. Moad er-Rasi; 15) Ebu Hamid Ahmed B. Chadhrweih Balchi; 16) Ebul Husein Ahmed Ebul Hawari; 17) Ebu Hafi Omer B. Schelem el-Haddad; 18) Ebu Turab Aschker B. Haßin; 19) Ebu Mohammed Abdallah B. Chobeik; 20) Ebu Ali Ahmed B. Aaßim Antaki; 21) Ebu Ssalih Hamdun; 22) Dschuneid Bagdadi; 23) Ebu Osman Saaid B. Ismail el-Hiri; 24) Ebul Hasan Ahmed B. Mohammed En-nuri; 25) Ebu Abdallah Ahmed B. Jahja el-Halladsch el-Bagdadi; 26) Ebu Mohammed Doweim B. Ahmed Bagdadi; 27) Ebu Abdallah Mohammed B. Fadhl el-Balchi; 28) Ebubekr Ahmed B. Naßr es-Sokak; 29) Ebu Amru Osman el. Mekki; 30) Semmun B Hamsa. 31) Ebu Obeid el-Boßri; 32) Ebul-Fewaris Schah Schudschaa; 33) Jusuf B. el-Hasan Scheich er-Rei. 34) Ebu Abdallah Mohammed Tirmedi; 35) Ebubekr Mohammed B. Omer el-Werrak; 36) Ebu Said Ahmed el-Charraf; 37) Ebu Abdallah Mohammed B. Ismail el-Maghribi; 38) Ebul Abbas Ahmed B. Mohammed B. Meschruk; 39) Ebul-Hasan Ali B. Sehl-Ißfahani; 40) Ebu Mohammed Ahmed B. Mohammed el-Hariri; 41) Ebul Abbas Ahmed B. Mohammed B. Sehl B. Ata el-Adeni; 42) Ebu Ishak Ibrahim B. Ahmed el-Chawwaß; 43) Ebu Mohammed Abdallah B. Mohammed el-Chasar; 44) Ebul-Hasan Bunan; 45) Ebu Hamsa el-Bagdadi; 46) Ebubekr Mohammed B. Musa el-Wasiti; 47) Ebul Hasan B. eß-Ssaigh; 48) Ebu Ishak Ibrahim B. Daud er-Raki; 49) Memschad ed-Deinweri; 50) Chairon-nesadsch Mohammed B. Ismail; 51) Ebu Hamsa Chorasani; 52) Ebubekr Schubla; 53) Ebu Mohammed Abdallah el-Mortaaasch: 54) Ebu Mohammed Abderrahman Er-Rudbari; 55) Ebu Mohammed Abdallah B. Menasil; 56) Ebu Ali Mohammed Es-Sakfi; 57) Ebul-Chair el-Aktaa el-Maghribi; 58) Ebubekr Mohammed B. Ali el-Kosaji; 59) Ebu Jakub Ishak B. Mohammed En-Nehr Dschuri; 60) Ebu Ali Hasan el-Mosejjen; 61) Ebu Ali Hasan Ibnol-Kjatib; 62) Mosaffer el-Karmisini; 63) Ebubekr Abdallah Ebheri; 64) Ebul Hasan Ibned-dinar; 65) Ebu Ishak Ibrahim B. Scheiban el-Karmisini; 66) Ebubekr B. Ali B. Berdania; 67) Ebu Said Ibnol-Aarabi; 68) Ebu Amru Mohammed B. Ibrahim Es-südschadschi; 69) Ebu Mohammed Dschaafer B. Mohammed Naßr Bagdadi; 70) Ebul-Abbas es-Sari; 71) Ebubekr Mohammed B. Daud er-Remi; 72) Ebu Mohammed Abdallah er-Rasi; 73) Ebu Amru Ismail B. Nedschid; 74) Ebul-Hasan Ali B. Sehl el-Huschendschi; 75) Ebu Abdallah Mohammed esch-Schirasi; 76) Ebul-Hasan Bindar B. Husein esch-Schiras; 77) Ebubekr el-Timistani; 78) Ebul Abbas Ahmed B. Mohammed ed-Deineweri; 79) Ebu Osman Saaid B. Selam el-Maghribi; 80) Ebul-Kasim Ibrahim en-Naßrabadi; 81) Ebul Hasan Ali el-Hißri; 82) Ahmed Ibn Ata. Zweytes Hauptstück: Erklärung der mystischen Terminologie. 1) die wahre Zeit (Wakt); 2) die Stätte (Makam); 3) der Zustand der Begeisterung (Hal); 4) die Einziehung und Ausdehnung (Kabs-u-bast); 5) die Fürchterlichkeit (Heibet); 6) die Erzeugung und das Seyn (Tewadschud wel-wudschud); 7) Dauer und Vernichtung (Baka-wel-fena); 8) die Nüchternheit und Trunkenheit (Essahw wes-sukker); 9) der Geschmack und Trunk (Sewk we Schurb); 10) die Auslöschung und Erhärtung (Mahw u isbat); 11) die Verhüllung

und Offenbarung (Setr we tedschelli); 12) die Vergegenwärtigung und Enthüllung (el-Mohadheret wel-mokjaschefet); 13) die Erleuchtungen, Aufgänge, Ergänzungen (Lewaih, tawalii, lewamii); 14) der Ueberfall und Anfall (Bewadet we Hudschum); 15) die Verfärbung und Stätigung (Telwin we temkin); 16) die Nähe und Ferne (Kurb u baad); 17) das Gesetz und die Wahrheit (Scheriaat we hakikat); 18) der Hauch (Nefh); 19) die Aufsteigungen des Gemüthes (Chawatir); 20) die augenscheinliche Wissenschaft (Ilmol-jakin); 21) die ankommenden Eingebungen (Waridat); 22) der Schöne (Schahid); 23) die Seele; 24) der Geist; 25) das Geheimniß. Drittes Hauptstück: Von der Reue (Tobet). 4. H.: Von dem geistigen Kampfe (Mudschahedet). 5. H: Von der Abgeschiedenheit (Uslet). 6. H.: Von der Bescheidenheit (Weri). 7. H.: Von der Einsamkeit (Suhd). 8. H.: Vom Stillschweigen (Ssumt). 9. H.: Von der Furcht (Chauf). 10. H.: Von der Hoffnung (Ridscha). 11. H.: Von der Traurigkeit (Husn). 12. H: Von der Entsagung der sinnlichen Lust (Terkesch-schehwet). 13. H: Von der Demuth und Unterwürfigkeit (Chusuu we chuschuu). 14. H: Von der Widerspenstigkeit der Seele (Muchalefet nefs). 15. H.: Vom Neide (Hased). 16 H.: Von der Abwesenheit (Ghaibet). 17. H.: Von der Zufriedenheit (Kanaat). 18. H.: Von dem Vertrauen (Tewwekkül). 19. H.: Vom Danke (Schukr) 20. H.: Von der gewissen Einsicht (Jakin). 21. H.: Von der Geduld (Ssabr). 22. H.: Von der Betrachtung (Murakabet). 23. H.: Von der Ergebung (Risa). 24. H.: Vom Gehorsame (Ubudijet). 25. H.: Vom Willen (Iradet). Hier ist eine Lücke der Handschrift, indem drey Hauptstücke fehlen. 29. H.: Von der Schaam. 30. H.: Von der Freyheit (Hurrijet). 31. H.: Von der Erwähnung des Namens Gottes (Sikr). 32. H.: Vom Heldenmuthe (Futuwet). 33. H.: Von der Physiognomik (Firaset). 34. H: Vom Naturell (Chulk). 35. H.: Von der Freygebigkeit (Sacha). 36. H.: Vom Eifer (Ghairet). 37. H.: Von der Heiligkeit (Welajet). 38. H.: Vom Gebete (Dua). 39. H.: Von der Armuth (Fakr). 40. H.: Von der Ascetik (Taßawwuf. 41. H.: Von der Sitte (Edeb). 42. H.: Von den Reisen. 43. H.: Von dem Gespräche. 44. H: Von der Erkenntniß 45. H.: Von dem Ausgange aus der Welt. 46. u. 47. H.: Von der Liebe. 48. H.: Von der Sehnsucht (Schewk). 49. H.: Von der Achtung gegen die Scheiche und dem Vermeiden alles Widerspruchs wider dieselben. 50. H: Vom Reigen. 51. H.: Von den Wunderwerken (Keramat). 52. H.: Von den Träumen. 53. H.: Letzter Wille und Ermahnung (Waßijet) an die Jünger des beschaulichen Lebens (Muridin). 313 S. Quart, sehr alte Schrift, ohne Namen des Abschreibers und Datum.

292.

منازل السايرين

d. i. Stationen der Wallenden, vom Scheich Abdallah B Mohammed B. Ismail aus Herat, gest. i. J. 475 (1082). Ein sehr berühmtes und von Vielen commentirtes mystisches Werk, welches in zehn Abtheilungen, jede zu zehn Abschnitten, eingetheilt ist, nämlich: Erste Abtheilung: Die der Vorbereitungen (Bedajat). 1) Die Wachsamkeit; 2) Buße; 3) Rechenschaft; 4) das Verlassen auf Gott (Enabet); 5) die Erwähnung; 6) das Nachdenken; 7) die Reinhaltung; 8) die Flucht; 9) die Abdankung; 10) der Reigen. Zweyte Abtheilung: Die der Affecte. 1) Die Traurigkeit; 2) die Furcht; 3) die Milde; 4) die Zerknirschung (Chuschuu); 5) die Beruhigung;

6) die Zurückgezogenheit in die Einsamkeit; 7) die Eingezogenheit; 8) die Entsagung der Welt; 9) die Hoffnung (Ridscha); 10) das Verlangen. Dritte Abtheilung: Die der Uebungen (Muamelat). 1) Die Beobachtung (der Pflichten); 2) die Ueberwachung (Morakabat); 3) die Unverletzlichkeit (Hurmet); 4) von der Reinheit der Handlung (Ichlaß); 5) die Läuterung (Tehsib); 6) der gerade Bestand (Istikamet); 7) das Vertrauen; 8) die Uebertragung an Gott (Tefwiß); 9) die Festigkeit (Sikkat); 10) die Ergebung in den Willen Gottes (Teslim). Vierte Abtheilung: Die der sittlichen Eigenschaften (Achlak). 1) Die Geduld; 2) die Wohlgefälligkeit (Risa); 3) die Dankbarkeit; 4) die Schamhaftigkeit; 5) die Aufrichtigkeit (Ssidk); 6) der Vorzug (Isar) im Sinne des 9. Verses der LIX. Sure; 7) das mystische Naturell (Chuluk); 8) die Demuth (Tewasu); 9) der Heldenmuth (Futuwwet); 10) der Frohsinn (Inbisat). Fünfte Abtheilung: Die der Grundfesten. 1) Der Vorsätze (Kaßd); 2) der feste Wille (Asm); 3) der Wille (Iradet); 4) die Sitte; 5) die Begier; 6) die Humanität (Uns); 7) die Nennung des Namens Gottes (Sikr); 8) die Armuth; 9) der Reichthum; 10) die Stäte des Willens (Makamol=murad). Sechste Abtheilung: Die der geistigen Vertiefungen (Ewdijet). 1) Das Wohlthun; 2) die Wissenschaft; 3) die Weisheit; 4) die Aufrichtigkeit (Baßiret); 5) die Scharfsinnigkeit; 6) die Vergrößerung; 7) die Eingebung (Ilham); 8) die Herzensruhe (Sekinet); 9) die Sicherheit der Seele (Tumanijet); 10) der Unternehmungsgeist (Himmet). Siebente Abtheilung: Die der Zustände. 1) Die Liebe; 2) der Eifer; 3) die Sehnsucht; 4) die Gemüthsunruhe (Kalak); 5) der Seelendurst; 6) die Liebestrunkenheit (Widschd); 7) das Erstauntseyn (Dschesch); 8) die Geistesverwirrung (Heiman); 9) die Blitze (der Eingebung); 10) die Süßigkeit des Genusses geistiger Eingebung (Sewk). Achte Abtheilung: Die der Zustände der Heiligkeit. 1) Der Blick (Lahf); 2) die Zeit; 3) die Reinigkeit; 4) die Freude; 5) das Geheimniß; 6) die sinnliche Begier (Nefs); 7) die Fremde; 8) die Versenkung (Ghark); 9) die Abwesenheit (Ghaibet); 10) die Feststellung (Temekkjün). Neunte Abtheilung: Von den Wahrheiten (Hakaik). 1) Die Enthüllung (Mukjaschefet); 2) die Betrachtung (Muschahedet); 3) die Beschauung (Muaijenet); 4) das Leben; 5) die Zusammenziehung (Kabs); 6) die Ausdehnung (Bast); 7) die Trunkenheit; 8) die Heiterkeit; 9) die Vereinigung; 10) die Trennung. Zehnte Abtheilung: Die der endlichen Zustände (Nihajat). 1) Die Erkenntniß; 2) die Vernichtung; 3) die Fortdauer; 4) die Bewahrheitung; 5) die Bekleidung; 6) von dem Daseyn (Wudschud); 7) von der Abgezogenheit (Tedschrid); 8) von der Vereinzelung (Tefrid); 9) von der Versammlung (Dschemi); 10) von der Vereinheitung (Tewhid). Jede dieser hundert Stationen des Wallenden hat drey Grade. Diese überaus alte und für ihr Alter wohl erhaltene Handschrift ist geschrieben im Ssafer d. J. 620 (März 1223), und derselben ist von derselben Hand ein Zusatz von fünf Blättern angehängt, eine Erläuterung des Scheich Imam Burhaneddin Ebulfeth Jusuf B. Mohammed B. Mokallid Et=tenuchi ed=Demeschki aus dem Munde des Scheich Imam eß=Ssalih Ebulfeth Abdol=melik B. Ebil=Kasem el=Korudschi. Octav, 65 Bl. Neschi mit Vocalen.

b) Ein zweytes Exemplar, Großquart, 34 Blätter mit vielen Randnoten, alte Schrift, ohne Angabe des Jahres und ohne den obigen Anhang.

Die Stationen der Wallenden sind häufig commentirt worden, nämlich von a) Ebu Tahir Moh. B. Ahmed el-Kaisi, gest. 747 (1346); b) von Schemseddin Mohammed Ebubekr, bekannt als Ibn Kaim el-Dschewsijet ed-Demeschki; c) von Kjemaleddin Abder-resak el-Kjaschi für Reschideddin Mohammed B. Tahir den Wesir; d) von Mahmud B. Mohammed ed-Dergesini i. J. 743 (1341) unter dem Titel: Die Stationen der Reisenden (Menasiles-safirin); von Ahmed B. Ibrahim von Wasit, gest. 711 (1311); f) vom Scheich Imam Abdol-ghani aus Telmesan; g) vom Scheich Imam Suleiman B. Ali B. Abdallah aus Telmesan; h) ins Türkische übersetzt vom Scheich Moslicheddin, berühmt als Ibn Nureddin, gest. 981 (1573).

293.

يا ايها الولد

d. i. O Kind! die berühmte mystische Abhandlung Ghasali's, des großen Philosophen, gest. 505 (1111). 12 Bl. Octav.

294.

شرح يا ايها الولد

Commentar der vorigen Abhandlung von einem ungenannten Verfasser. 61 Bl. Octav. Nach dieser und der vorhergehenden Handschrift ist die Ausgabe und Uebersetzung (Wien 1838) gefertigt worden.

295.

منقرع الضلال

d. i. der Schmäheplatz des Irrthums, eine halb ascetische, halb ethische Abhandlung, 25 Bl. Octav, welche, da sie später zu Handen gekommen, in der, Ende der Vorrede zu O Kind! gegebenen Liste der Werke Ghasali's nicht aufgeführt worden.

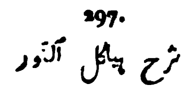
296.

عوارف المعارف

d. i. die Kunden der Kenntnisse, von Scheich Schihabeddin Suhrwerdi, gestorben im J. 632 (1234), dem Neffen Ebû Nedschib Suhrwerdi's. Ein Grundwerk der Mystik, in die folgenden 63 Hauptstücke eingetheilt: 1) Von dem Beginne der Mystik. 2) Die Ssofi sind dazu geeignet, in gutem Rufe zu stehen. 3) Von der Trefflichkeit der Wissenschaft der Ssofi, und Andeutung einer Probe derselben. 4) Von den verschiedenen Wegen der Ssofi. 5) Von der Substanz der Lehre der Ssofi. 6) Von dem Grunde ihrer Benennung. 7) Von dem halben Ssofi und dem dem Ssofi Aehnlichen (Motaßawwuf we Moteschebbih). 8) Von den sich öffentlichem Tadel Aussetzenden (Melami). 9) Von denen, welche Ssofi zu seyn behaupten, und es nicht sind. 10) Von der Würde des Scheichthums. 11) Von dem Zustande des Dieners und dessen, der demselben ähnlich. 12) Von der Kutte der Scheiche Ssofi. 13) Von der Trefflichkeit der Bewohner von Andachtsübungsörtern (Robath, daher der Marabut). 14) Von der Aehnlichkeit der Bewohner der letzten mit denen der Soffa, d. i.

den Ssofi. 15) Von den Eigenschaften der Bewohner der Andachts-übungsörter (Robath). 16) Von dem Unterschiede der Scheiche auf der Reise und auf ruhiger Stätte. 17) Was dem Reisenden Noth thut an Trefflichkeiten. 18) Von der Ankunft von der Reise und dem Eintritte ins Robath (Haus klösterlicher Gemeine). 19) Von dem Ssofi, welcher Ursachen vorschützt. 20) Von dem, der von Eröffnungen (Futuh) sich nährt. 21) Von dem ledigen und verheirateten Ssofi. 22) Von dem Reigen (Simaa), von der Seite seiner Annehmbarkeit betrachtet. 23) Von dem Reigen, als verwerflich angesehen. 24) Von dem mit Gesang begleiteten Reigen. 25) Von der Sitte des Reigens. 26) Von der vierzigtägigen Bußübung der Ssofi. 27) Von den vierzigtägigen Eröffnungen 28) Von dem Eingange in die vierzigtägige Uebung. 29) Von den moralischen Eigenschaften (Achlak) der Ssofi. 30) Auseinandersetzung derselben. 31) Von der Sitte der Mystiker. 32) Von den Sitten der Majestät (des Propheten) für die Gott zunächst Stehenden. 33) Von der Sitte der Reinigung und dem, was derselben vorhergeht. 34) Von der Sitte der gesetzmäßigen Waschung und den Geheimnissen derselben. 35) Von den Sitten der Ssofi bey der Waschung. 36) Von der Trefflichkeit und Würde des gesetzmäßigen Gebetes. 37) Beschreibung des Gebetes der Gott zunächst Stehenden. 38) Von der Sitte des Gebets und dessen Geheimnissen. 39) Von der Trefflichkeit der Faste. 40) Von der Faste der Ssofi. 41) Von den Sitten der Faste und der Wichtigkeit derselben. 42) Von der Speise und dem, was daran Gutes und Schlechtes. 43) Von der Sitte des Essens. 44) Von der Kleidung und ihrem Zwecke. 45) Von der Vortrefflichkeit des Aufstehens bey Nacht. 46) Von den Ursachen, die zum Aufstehen bey Nacht helfen. 47) Von der Sitte des Aufwachens vom Schlafe. 48) Von der Eintheilung der Nachtwachen. 49) Von der Begegnung des Tages und der dabey zu beobachtenden Sitte. 50) Von den Geschäften des Tages und der Zeiteintheilung. 51) Von der Sitte des Jüngers gegen den Scheich. 52) Von der Stütze des Scheichs in seinen Genossen und Schülern. 53) Von der Wahrheit des Gesprächs, dem Guten und Bösen desselben. 54) Von der Beobachtung der Pflichten des Gesprächs und der Brüderschaft in Gott. 55) Von den Sitten des Gesprächs und der Brüderschaft insgemein. 56) Von der Erkenntniß der eigenen Seele. 57) Von der Erkenntniß der Aufsteigungen im Gemüthe (Chwatir); 58) Auslegung der vorübergehenden Begeisterung (Hal) und der bleibenden (Makam). 59) Andeutung der bleibenden Stätten der Begeisterung. 60) Von den Andeutungen der Scheiche hierüber. 61) Erwähnung der verschiedenen Zustände der Begeisterung. 62) Von den Kunstausdrücken der Ssofi. 63) Von den Anfängen und Enden der Dinge. Eine ungemein schöne Handschrift, 238 Bl. Quart, 21 Zeilen die Seite, geschrieben von Mohammed B. Ali el-Machruki ohne Datum; von einer anderen Hand ist beygesetzt: Collationirt vom Anfange bis ans Ende im Schewwa 1118 (1708).

297.



d. i. Commentar der Tempel des Lichts, von Schihabeddin Jahja Suhrwerdi, i. J. 587 (1191) hingerichtet. Die sieben Tempel des Lichts sind: 1) Von den körperlichen Dingen. 2) Von der Abziehung der Seele vom Körper. 3) Von der Wissenschaft übernatürlicher Dinge.

4) Metaphysische Streitfragen. 5) Von der Verkettung ver Begebenheiten. 6) Beweis der Fortdauer der Seele. 7) Von dem Prophetenthume und den Wundern. Ein klein geschriebener Octavband von 40 S., geschrieben im J. 895 (1490).

298.

فصوص الحکم

d. i. Siegelsteine der Weisheitssprüche, von Mohijeddin el-Arabi, dem großen Mystiker, geb. 560 (1164), gest. 638 (1240), Verfasser eines halben Hundert von Werken, von denen 36 in den Erläuterungen zum zweyten Bande der Geschichte des osmanischen Reichs mit ihren Tafeln aufgeführt sind; die zwey berühmtesten derselben sind das große die mekkanischen Eröffnungen und das kleine vorliegende der Siegelsteine. Diese Siegelsteine sind die folgenden sechs und zwanzig: 1) Der Adamische, von den Worten Adam's, 2) Set's, 3) Noe's, 4) der heiligste (Kudusijet) oder die Worte Enoch's, 5) Abraham's, 6) Jshak's, 7) Jsmail's, 8) Jakob's, 9) Jusuf's, 10) Hud's, 11) Ssalih's, 12) Schoaib's, 13) des Osair, d. i. Esdras, 14) des Herrn Jesus, 15) Salomon's, 16) David's, 17) Jonas, 18) Job's, 19) Jahja's, 20) Zacharias, 21) Elias, 22) Lokman's, 23) Aaron's, 24) Moses, 25) Chalid's, 26) Mohammed's. Jn zwey Exemplaren, das eine a) Duodez, sehr klein und gedrängt geschrieben, ohne Angabe des Schreibers und Datums; das zweyte b) in Quart, neue türkische Schrift, geschrieben von Jbrahim Efendi B. Osman i. J. 1245 (1829). Von den zahlreichen Commentaren dieses so berühmten Werkes sind zwey der besten und ausführlichsten die beyden folgenden.

299.

كاشف المشكلات فى شرح فصوص الحکم

d. i. der Enthüller der Schwierigkeiten im Commentare der Siegelsteine der Weisheitssprüche, vom Scheich Mohammed Kastemuni, einem Jünger des Scheichs Schaaban Efendi, verfaßt i. J. 1085 (1674). 228 Blätter Klein-Octav, sehr leserliches sauberes Nestaalik. Auf dem letzten Blatte steht mit rother Tinte geschrieben: Dieses Buch ward vollendet mit Hülfe des allverleihenden Königs durch die Hand des armen, verachteten Hasán, des Sohnes Ali, des Verfassers des Prüfsteins des beschaulichen Pfades, und des Commentators der Siegelringsteine der Weisheitssprüche des größten Scheichs, beygenannt (der Schreiber nämlich) Karabasch von Scutari.

300.

شرح فصوص الحکم

d. i. Commentar der Siegelringsteine der Weisheitssprüche, vom Scheich Daud B. Mahmud B. Mohammed er-Rumi aus Kaißarije, in zwölf Abschnitten: 1) Von dem Daseyn, welches die Wahrheit, nämlich Gott. 2) Von den Namen und Eigenschaften Gottes. 3) Von den feststehenden Einsichtsquellen, welches eine Ermahnung über die Gegenstände einiger Namen. 4) Von der Essenz und dem Zufälligen. 5) Von den Welten insgemein und den fünf besonderen göttlichen. 6) Von dem, was zur allegorischen oder ty-

pischen Welt gehört. 7) Von den Stufen der Enthüllung und ihren verschiedenen Arten. 8) Die Welt ist in der That nur der Mensch im Großen, so wie der Mensch die Welt im Kleinen. 9) Von der Nachfolgerschaft des Prophetenthums und den mystischen Polen. 10) Erklärung des höchsten (heiligen) Geistes, und der Namen der menschlichen Welt. 11) Von der Rückkehr des Geistes und den höheren und niederen Gegenständen. 12) Von dem Prophetenthume, der Apostelschaft, der Heiligkeit und anderen seltsamen Dingen. Ein Band in Groß-Octav von 335 Bl. Geschrieben vom Derwische Ebi Said Ben Medschdeddin i. J. 888 (1483).

Die Siegelringsteine Ibnol Arabi's sind, was bisher ganz unbekannt, die Nachahmung eines älteren philologischen Werkes des großen Philologen Farabi, welcher den Ehrennamen des zweyten Meisters, d. i. Aristoteles II., führt, welches bloß den Namen

301.

فصوص فارابی

d. i. die Siegelringsteine Farabi's, heißt; es sind deren 67, lauter Sätze speculativer Philosophie, abgeschrieben aus dem Exemplare Ssakalsade's i. J. 1088 (1696) durch Mohammed Abdollatif, bekannt unter dem Namen Serradschsade von Konia. 14 Bl. Quart.

302.

شرح فصوص فارابی

d. i. Commentar der Siegelringsteine Farabi's, vom Emir Ismail, von der schönen Hand desselben Schreibers, wie das vorhergehende, geschrieben i. J. 1088 (1696).

303.

عنقاء المغرب فی معرفة ختم الاولیا و شمس المغرب

d. i. der seltsame Phönix in der Erkenntniß des Siegels des Heiligen (Jesus) und der Sonne des Westens, von Mohijeddin Ibn Arabi; handelt von dem Verhältnisse des Menschen zur Welt, theils in Prosa, theils in Versen. 66 Bl. Quart. Zu Ende steht statt des Namens und des Abschreibers und des Datums die folgende Angabe über das Geburts- und Todesjahr des Verfassers: Geboren ward der Scheich Mohijeddin Ibnol-Arabi in der Nacht des Freytags 27. Ramasan 561 (27. Julius 1165, Dinstag, nicht Freytag), gestorben in der Nacht des Freytags 22. Rebiulachir 683 (7. Julius 1284).

304.

مواقع النجوم و مطالع اهل الاسرار و العلوم

d. i. die Fallorte der Sterne und die Aufgangsorte der Herrscher der Geheimnisse und Wissenschaften, vom Scheich Mohijeddin Ibnol-Arabi. Ibnol Arabi erwähnt dieses seines Werkes an zwey Stellen seiner mekkanischen Eröffnungen; an einer sagt er, daß er dasselbe in eilf Tagen des Ramasans 595 (1191) geschrieben. Mehrere commentirten dieses Werk, wie der Scheich Ab-

dallah Ssalaheddin el-Uschaki el-Kesrewi, gest. 1197 (1765), der Scheich Hasan B. Musa el-Bani el-Kurdi ed-Demeschki, gest. 1148 (1735). Ein Octavband von 76 Bl., sehr nettes, feines Neschi, geschrieben von Ahmed B. Tadscheddin zu Mekka i. J. 979 (1571).

305.

كتاب الاسرا الى مقام الاسرا

d. i. das Buch der Himmelfahrt zu der höchsten Stätte, von Mohajeddin Ibnol Arabi, in 11 Hauptstücken: 1) Von der Reise des Herzens. 2) Von dem Wesen der gewissen Einsicht. 3) Von der Beschaffenheit des allgemeinen Geistes. 4) Von der Wahrheit. 5) Von der Vernunft. 6) Von der beruhigten, gesicherten Seele. 7) Von den sieben Himmeln, nämlich: a) der Himmel der Lastträgerschaft (Wesaret); b) der Hinlänglichkeit (Kifajet); c) der Zeugenschaft (Schehadet); d) der Befehlshaberschaft (Imaret); e) der Vogtschaft (Schorta); f) der Richter (Kodhat); g) des Zweckes (Ghajet). 8) Vom Throne Gottes (Kursi). 9) Von den höchsten Zinnen (Refarif ulja). 10) Von dem Flehen des Propheten in der nächtlichen Himmelfahrt in der Entfernung von zwey Bogenweiten vom Throne Gottes. 11) Enthüllung dessen, was hinter den Vorhängen zu Munadschat (Anflehungen) untergetheilt. a) Flehen um Sitte und Humanität (Munadschatol-edeb); b) Flehen um Läuterung (Tensih); c) Flehen um Heiligung (Takdis); d) Flehen um Liebe, e) Flehen um Belehrung (Taalim); f) Flehen um Geheimnisse; g) Flehen mittels sammelnder Worte (Dschewamiol-Kilem); h) Flehen der weißen Perle; i) Flehen um Andeutungen der Lichtachse (Fasen-nur). Diese Andeutungen sind wieder untergetheilt: α) in die Adam's, β) Jesus, γ) Abraham's, δ) Jusuf's, ε) Mohammed's. Ein Quartband von 33 Bl., sehr deutliche große Neschi, ohne Angabe des Namens des Schreibers und des Ortes.

306.

اداب المريدين

d. i. die Manieren der Jünger, eine mystische Abhandlung Ibnol-Arabi's. Großquart, 21 Bl.

307.

مطلب اعظم الفتن و اشد المحن و موت السنن فى اخر الزمان بظهور الرفض واظهار الطعن و اللعن

d. i. Untersuchung über die größte der Unruhen und die heftigste der Mühen und den Tod aller Satzungen zu Ende der Zeiten durch das Erscheinen der Irrlehre, und die Veröffentlichung des Spottes und Fluchens. 6 Bl. Octav. Mit den folgenden acht mystischen Abhandlungen Ibnol Arabi's in Einem Bande vereinigt, nämlich:

308.

رسالة كيفية السلوك

d. i. Abhandlung über die Art und Weise des Wandels auf dem beschaulichen Wege, von Mohijeddin Ibn el-Arabi. 8 Blätter Octav.

309.

كتاب الوسايل في اجوبة عن عيون المسايل

d. i. das Buch der Mittel zur Beantwortung wesentlicher Fragen, von Mohijeddin Ibnol-Arabi. Die hier beantworteten Fragen sind die von der weißen Perle, dem grünen Smaragde, der schwarzen Koralle (des Rosenkranzes). 25 Bl. Octav.

310.

رسالة ارسلها لاصحاب الشيخ عبد العزيز

d. i. Sendschreiben Mohijeddin Ibnol-Arabi's an die Gefährten des Scheich Abdol Asis Mohammed el-Mehrewi. 12 Bl. Octav.

311.

رسالة النقبا

d. i. Abhandlung der Auserwählten, vom Scheich Mohajeddin Ibnol-Arabi. 8 Octavblätter.

312.

كتاب الاجوبة اللايقة عن الاسولة الفايقة

d. i. das Buch der gebührenden Antworten auf treffliche Fragen, vom Scheich Mohijeddin Ibnol-Arabi. 10 Bl. Octav.

313.

كتاب الفنا

d. i. das Buch der Vernichtung, vom Scheich Mohijeddin el-Arabi. 5 Blätter Octav.

314.

كتاب انشاء الدواير الاحاطية

d. i. das Buch der Verfertigung umfassender Kreise, vom Scheich Mohijeddin el-Arabi. Handelt von mystischen Kreisen, denen die Namen Gottes eingeschrieben sind. 12 Bl. Quart.

Außer den zahlreichen Commentaren über das Fußuß und den oben erwähnten über das Mewakion-nodschum, d. i. Fallorte der Sterne, besteht ein sehr berühmtes arabisches Werk über die Schwierigkeiten der Werke Ibnol-Arabi's überhaupt unter dem Titel:

315.

الجانب الغربي في حل مشكلات الشيخ ابن العربي

d. i. die westliche Seite in der Auflösung der Schwierigkeiten des Scheichs Ibnol Arabi, vom Scheich Ebulfeth Mosaffereddin Mohammed Ben Mosaffereddin B. Hamededdin B. Abdallah, bekannt unter dem Namen des Scheichs von Mekka, welches zwar hier nicht im arabischen Originale, aber in doppeltem Exemplare der türkischen Uebersetzung Ahmed Neili Mirsafadi's vorhanden, welche als kein ursprünglich türkisches Werk, sondern als eine Uebersetzung eines arabischen Commentars über die Schwierigkeiten Ibnol-Arabi's, hier seine Stelle findet. Der Titel dieser Uebersetzung ist:

الفضل الوهبي في ترجمة الجانب الغربي

d. i. das treffliche Geschenk in der Uebersetzung der westlichen Seite; in zwey Hauptstücken und einer Schlußrede. 1) Von den Einwürfen der Scheiche des äußeren Kultus, welche den Scheich für einen Verirrten ansahen. 2) Die Beantwortung dieser Einwürfe auf dem Wege der Vernunft und des positiven Gesetzes. Erstes Hauptstück. Erster Abschnitt. Erster Einwurf, wider das Wort: daß der Mensch der Augapfel der Wahrheit; 2) dawider, daß der Mensch ein ewiges Ereigniß (Hadisi eseli); 3) dawider, daß alle Beschreibung Gottes aus uns selbst genommen (vom Menschen auf Gott übertragen); 4) dawider, daß die Wissenschaft der Propheten wie Enoch nur des Schlußsteins derselben, nämlich Mohammeds willen da, von diesem allein gefaßt worden sey; 5) dawider, daß das Opfer Abrahams an seinem Sohne Isaak nur im Traume vollzogen worden sey; 6) dawider, daß die Verdammten zwar ewig in der Hölle, aber nach Jahren sich an ihre Peinen gewöhnen, und in denselben die Süßigkeit der Gewohnheit genießen; 7) dawider, daß Pharao durch den Glauben gereinigt worden sey; 8) dawider, daß die Engel trefflicher seyen als der Mensch. Zweyter Abschnitt. Erster Einwurf wider das Wort: Preis dem, der die Dinge in Vorschein gebracht, indem er das Wesen derselben; 2) dawider, daß Gott nicht vom Menschen entkleidet und entblößt geschaut werden könne; 3) dawider, daß Ebu Saad Charraf ein Gesicht und eine Zunge Gottes gewesen; 4) dawider, das wenn Noe die beyden Wege der Vergleichung und Leitung Gottes zu vereinen gewußt, sein Volk ihn gehört hätte, und ihm gefolgt wäre; 5) dawider, daß Noe's Volk, wenn es die Abgötterey verlassen hätte, noch weniger von Gott gewußt haben würde; 6) dawider, daß wenn Noe's Volk aus der Sündfluth gerettet worden wäre, dasselbe in so weit gesunken wäre, als Gott ihnen nicht geholfen; 7) dawider, daß Gott den, der ihm dienend huldige, desgleichen huldige; 8) dawider, daß unser Seyn Gottes Nahrung, seine Existenz die unsrige sey; 9) dawider, daß es nur ein besonderes Dogma gebe, außer welchem Alles Unglaube sey; 10) dawider, daß Gott zuletzt über den Gläubigen keine Macht habe; 11) dawider, daß die ganze Welt nur aus Zufälligkeiten bestehe; 12) dawider, daß die Heiligkeit vorzüglicher als das Prophetenthum; 13) dawider, daß als Jesus Todte zum Leben erweckt, die es sahen geglaubt, die Gottheit sey in ihn übergegangen; 14) dawider, daß Gott zwischen Moses und Aaron den Unterschied bloß deßhalb gemacht, um in jeder Welt

angebetet zu werden; 15) dawider, daß Moses, als er dem Pharao sagte, daß Gott das Wesen der Welt, jenen in seinem Irrthume bestärkt habe; 16) dawider, daß Pharao bloß deßhalb gesagt: ich bin euer Herr, der Höchste, weil er der Herrscher des Landes, und nicht, weil er sich für Gott ausgegeben. Die Schlußrede, welche bloß von Mohijeddin Ibnol-Arabi handelt, zerfällt in drey Abschnitte: 1) Lobpreis des Scheichs Mohijeddin Ibnol-Arabi. 2) Von der Kette seiner Lehre und von welchen Vollkommenen derselbe eingekleidet worden. 3) Von seinem besonderen Dogma. Die Uebersetzung des Buches vollendete Ahmed Neili Moissade in der Morgenröthe Donnerstags den dritten Dschemasiulachir 1148 (21. October 1735). Geschrieben im besten Neschi des verflossenen Jahrhunderts i. J. 1169 (1755). 23 Bl. Quart. Das zweyte Exemplar, 104 Bl. Quart, geschrieben i. J. 1195 (1742).

Ein Commentator der Siegelsteine der Philosopheme ist der Scheich Kemaleddin Abderresak el-Kjaschi, dessen Lebensbeschreibung die 502te in den Hauchen der Menschheit von Dschami, und welcher in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts geboren, zu Beginn des achten gestorben seyn muß, wenn der Wesir Reschideddin Mohammed, welchem er seinen Commentar der Stationen der Wallenden gewidmet, derselbe mit dem großen Reschideddin, Verfasser der großen mongolischen Geschichte. Abderresak el-Kjaschi ist der Verfasser der

816.

الاصطلاحات الصوفيه

d. i. die Kunstausdrücke der Ssofi. Außer ihm hatte Ibnol-Arabi, der große Mystiker, ein kleines Werk über denselben Gegenstand zu Malatia i. J. 615 (1218) geschrieben. In der Einleitung sagt el-Kjaschi, daß er an seine Terminologie Hand angelegt, nachdem er seine beyden Commentare über die Siegelringsteine der Philosopheme und über die Stationen der Wallenden, so wie seine Exegese des Korans vollendet hatte. Einen Anhang zu dieser Terminologie verfaßte der osmanische Gelehrte Schemseddin Mohammed B. Hamsa el-Fenari, gest. i. J. 834 (1430). Das vorliegende Werk Abderresak el-Kjaschi's hat zwey Abtheilungen, deren erste alphabetisch, die zweyte nach den Materien geordnet ist. Die erste Abtheilung enthält 28 Hauptstücke nach den Buchstaben des Alphabets, als: I. Elif. 1) Die Vereinigung (Ittihad); 2) die gänzliche Verbindung mit Gott (Ittißal); 3) der Eine (Ahad); 4) die Einheit (Ahadijet); 5) die Einheit der Versammlung (Aahdijetol-dschemi); 6) Begränzung der göttlichen Namen; 7) die Zustände (Ahwal); 8) die Wohlthätigkeit (Ihsan); 9) der Wille (Iradet); 10) die Stützen der Vereinheitung; 11) die Namen; 12) die wesentlichen Namen; 13) der größte Name; 14) die Ausrottung (Isstilam); 15) die Anerkennung (Jiraf); 16) die festen Sinne (Aijan essabitet); 17) die Individuen (Efrad); 18) der augenscheinliche Gesichtskreis; 19) der höchste Gesichtskreis; 20) die Beylegung des Göttlichen (Illijet); 21) die beyden Imame; 22) die Meister der Schrift; 23) die dauernde Zeit (el an eddaim); 24) der Egoismus (Enaijet); 25) die Ichheit (Enijet); 26) die Spaltung der Versammlung (Inßidaa oldschemi); 27) die Pfähle (der mystischen Welt); 28) die Imame der Namen. II. Be. 1) Die fleischliche Vermischung (Bae); 2) das Thor der Thore; 3) die Blitzende; 4) das Eitle (Bathil); 5) die Budala die sieben (Santone); 6) das Vaterkameel (Bednet); 7) der Blitz; 8) die Vorhölle (Bersach); 9) die sammelnde Vorhölle; 10) die Ausdehnung (Bast);

11) die wachsame Kraft (Baßiret); 12) die Kuh; 13) die unversehens Aufstoßenden (Bewadih); 14) das Haus der Weisheit; 15) das heilige Haus; 16) das verbotene Haus; 17) das Haus der Ehre. III. Dschim. 1) Die Anziehung (Dschesbet); 2) die Glocke; 3) der Leib; 4) die Glattung; 5) die Schönheit; 6) die Versammlung (Dschemijet); 7) die Sammlung (Dschemi); 8) die Sammlung der Sammlung; 9) das Paradies der Handlungen; 10) das Paradies der Erbschaft; 11) das Paradies der Eigenschaften; 12) das Paradies der Wesenheit, 13) die Leitpferde (Dschenaib); 14) die beyden Verhältnisse der Enge und Weite; 15) die des Begehrens; 16) die Juwelen der Wissenschaften und die Mischung der Kenntnisse. IV. Dal. 1) Der Westwind (Debur); 2) die weiße Perle. V. He. 1) Der Buchstabe H (Ha); 2) das Hu (Er); 3) die Erhöhung (Heba); 4) der Unternehmungsgeist der Geneigung (Himmetol-ifakat); 5) der Unternehmungsgeist des guten Beginnens (Himmetol-enfet); 6) die Herren des hohen Unternehmungsgeistes; 7) die Luft (Hawa); 8) die Einfälle der Luft (Hewadschir); 9) die anstürmenden Begierden (Hewadschim); 10) die Materie (Hejuli). VI. Waw. 1) Die allgemeine Ansicht (Waw); 2) der Eine (Wahid); 3) was dem Herzen einfällt (Warid); 4) das dem Herzen Begegnende (Wakiaat); 5) das Mittel des Ausflusses des Göttlichen und der Hülfe; 6) das absolute Wesen (Witr); 7) das Daseyn (Wudschud); 8) die zwey Ansichten der Gnade (Widschan el inajet); 9) die zwey Ansichten der Loslassung und Festbindung (Mak fet-takajjud); 10) der Wahrheit (Widschhol-hakk); 11) das Angesicht aller Dienenden, d. i. Gott; 12) was hinter dem Kleide, d. i. Gott in seiner Einheit; 13) das Attribut der Wahrheit, d. i. die Einheit; 14) das Attribut des Geschöpfs; 15) die Verbindung (Waßl), d. i. die wahrhafte Einheit; 16) die Verbindung des Abschnitts (Waßlol-faßl); 17) die Verbindung der Verbindung (Waßlol-waßl); 18) die Treue in Erfüllung des Vertrages (Wefail-ahd); 19) die Treue zur Zeit der Wendung (wefai ahd et-taßarruf); 20) die Zeit; 21) die ewige Zeit; 22) der Stillstand (Wakfet); 23) die aufrichtige Erfahrung (Wukuf eßßadik; 24) der Heilige (Weli); 25) die Heiligkeit (Welajet). VII. Se. 1) Das verwahrende innere Licht (Sadschia); 2) das Glas, d. i. das Herz (Sudschadschet); 3) der Smaragd, d. i. die Weltseele (Semerrüdet); 4) die Zeit; 5) die Blüthen der Kunde der Wissenschaften und der Verbindung, d. i. die mystischen Kenntnisse; 6) der Olivenbaum, d. i. die zum Empfange göttlichen Lichtes vorbereitete Seele; 7) die Olive, d. i. das göttliche Licht. VIII. Ha. 1) Die Begeisterung (Hal); 2) die Urkunde Gottes vor den Menschen (Hudschetol-hakk), d. i. der vollkommene Mensch; 3) der Schleyer (Hidschab); 4) die Buchstaben (Horuf); 5) die hohen Buchstaben (horufol-aaliat); 6) die Freyheit (Horrijet); 7) die Bewahrung der Verträge (Hifsol-ahd); 8) die Bewahrung des Vertrages der Herrschaft und Unterthänigkeit (Rububijet we ubudijet); 9) die Wahrheit der Wahrheiten; 10) die mohammedanische Wahrheit; 11) die Wahrheiten der Namen (Hakaik ol-esma); 12) die augenscheinliche Wahrheit (Hakkol-jakin); 13) die Weisheit (Hikmet); 14) die gesprochene Weisheit (Hikmetol-mantuk, d. i. das Gesetz); 15) die verschwiegene (el-meskut anha); 16) die unbewußte (el-medschhulet); 17) die sammelnde (el-dschamiaat). VIII. The. 1) Die Aufgehenden (Thawalii); 2) die ersten inneren Offenbarungen; 3) der Reine; 4) der Reine Offenbare (Sahir es-sahir); 5) der Reine des Geheimnisses und der Oeffentlichkeit; 6) die geistige Arzeney; 7) der geistige Arzt; 8) der Pfad (Tharikat) des beschaulichen Lebens; 9) die Verwischung (Thams), d. i. die Vernichtung aller Formen in dem göttlichen Lichte. IX. Ja. 1) Der

Rubin, d. i. die allgemeine Seele; 2) die zwey Hände, d. i. zwey sich contrastirende Namen Gottes; 3) der Tag der Versammlung, d. i. der Vereinigung mit Gott. X. Kief. 1) Das offenbare Buch, d. i. die Tafel des Schicksals; 2) das Universum (Kjüll); 3) das Wort (Kjelimet); 4) das Wort der Majestät, d. i. das Schöpfungswort; 5) der verborgene Schatz, d. i. die Einheit Gottes; 6) der Undankbare (Kunud), d. i. der Uebertreter der Pflichten: 7) Berechnung ohne Zerstreuung des Zusammenhangs; 8) der Morgenstern (Kewkebeß-ßubh), d. i die ersten Erleuchtungen; 9) die Alchymie, d. i. die Genügsamkeit; 10) die Alchymie der Glückseligkeit, d. i. die Veredlung der Seele; 11) die Alchymie der Gemeinen, d. i. die Hergebung ewiger Güter für vergängliche. XI. Lam 1) Die Erleuchtung (Laihat); 2) das Mark (Lobb), d. i. die erleuchtete Vernunft; 3) das Mark des Marks, d. i. das ewige Licht; 4) das Kleid, d. i. die elementarische Hülle; 5) das erste Futter (Less) mystischer Belehrung; 6) die Zunge der Wahrheit, d. i. der die Wahrheit suchende und bewährende Mann; 7) die menschliche Anmuth (Atefetol-insanijet), d. i. die vernünftig sprechende Seele; 8) die Tafel (des Looses); 9) die Erleuchtungen (Lewaih); 10) die Ausstrahlungen (Lewamil); 11) die Nacht Kadr. XII. Mim. 1) Der Haltende und Gehaltene (el-Masik wel-Memsuk), d. i. die geistigen Verträge; 2) das Wasser der Seligkeit (Maol-Kuds), d. i. die Wissenschaft; 3) der Beginn (Mebdajiet); 4) die Beginne der Enden (Mebadion-nihajat); 5) der Grund der Mystik (Mubniet-taßawwuf); 6) der die Wahrheit Bewährende (el-Motehakkik bil-hakki); 7) der Absorbirte (Medschsub); 8) die allgemeinen Glättungen (el-medschali el kjülliejet wel-matalii wel manaßßat); 9) die Glättung der wirksamen Namen Gottes; 10) die Sammlung zweyer Meere (in der Entfernung zweyer Bogenweiten vom Throne Gottes); 11) der Sammelplatz der Lüste (Medschmaol-ihwa), d. i. die absolute Schönheit; 12) der Sammelplatz der Gegensätze (Medschmaol es-dad); 13) die ursprüngliche Liebe (el-muhabbet el-aßilet); 14) der Bewahrte (der in Gottes Schutz); 15) die Auslöschung der Herzen des Äußeren (die Entäußerung); 16) die Auslöschung der Herzen der Geheimnisse (die Aufhebung innerer Hindernisse); 17) die wahrhafte Auslöschung (der Untergang der Menge in der Einheit); 18) die Auslöschung der Unterthänigkeit (die Enthebung äußerer Pflichten); 19) die Aufhebung (Mahk), die Vernichtung des Seyns des Dieners in dem Wesen Gottes; 20) die Gegenwart (Mohadherat) in Gott; 21) das Entgegenstehen (Mohasat); 22) das Reden Gottes zum Menschen (Mohadheret); 23) der Niederlagsort (Mochdaa), d. i. der Ort, wo das Herz bedeckt wird; 24) die Hülfe der Existenz (Mededol-wudschudi); 25) die allgemeinen Grade; 26) der Spiegel des Seyns; 27) der Spiegel der Existenz; 28) der Spiegel der zwey Majestäten (nämlich der Nothwendigkeit und Möglichkeit); 29) das Gekose beym Mondenscheine (Mosameret); 30) die Pfade des Vereins der Zweyen (nämlich der Namen Gottes, welche seine beschreibenden und thätigen Attribute ausdrücken; 31) der Ausgleicher des größten Namens (Gottes), d. i. das Herz der vollkommenen Menschen; 32) das Stützende der Erkenntniß (Abuknedol-maarifet), die Einheit Gottes; 33) der Verschwendende (Mostehlik), d. i. der ohne Förmlichkeit sich selbst Vernichtende; 34) die zunickende Frage (meselet ol-ghamidha); 35) der Beruhigte (el-Mosterih); 36) die Oriente des Ostens, d. i. Verklärungen; 37) die Oriente der Sonne der Wahrheit; 38) der Orient der Inneren (Meschrikadh-dhamair); 39) die Anähnlichung der Zweifel und Wahrheiten (Modhahat bein esch-schojun wel hakaik); 40) zwischen den Majestäten (die Nothwendigkeit, Mög-

lichkeit und Versammlung) und den Existenzen (Ekwan); 41) die Freylassung (Motalakat); 42) der Ort der Aussicht (Motallaa); 43) die Spuren der Zeichen der Eigenschaften Gottes (Maalim aalam eß-ßiffat); 44) der erste Lehrer (Adam); 45) der Untergang der Sonne (die Verhüllung der Wahrheit); 46) der Schlüssel des Geheimnisses des Looses; 47) der erste Schlüssel (das Niedersteigen der Dinge aus der Welt der Verborgenheit; 48) der Erheiterer der Widerwärtigkeiten (der Glaube); 49) der den Ausfluß Gottes Mittheilende (el-Mofeijif), einer der Namen des Propheten; 50) die Stätte (Makam), d. i. Pflichterfüllung; 51) die Stätte der göttlichen Niedersteigung; 52) die Oertlichkeit (Mekjanet); 53) die List (Mekr); 54) das Reich (Mülk), d. i. die wirkliche Welt; 55) die Herrschaft (Melkut), d. i. die verborgene Welt; 56) das Reich des Reichs (Mülkol mülk), die Wahrheit, Gott; 57) der Helfer in wichtigen Geschäften (Mumiddol-muhim), ein Beyname des Propheten; 58) die Billigkeit (Monaßafet); 59) der erste Weg (in den Namen Gottes); 60) der Abschneidende der Einheit (Monkatii Wahdani); 61) die Aeußerste der Kenntniß (Montehiol-maarifet); 62) das persönliche Verhältniß (Monasebet es satijet) zwischen Gott und dem Menschen; 63) die durstig Herumirrenden (el-Moheimun), d. i die den Thron Gottes umschwebenden Engel; 64) der Tod, d. i. die Tödtung der Begierden; 65) der weiße Tod, d. i. der Hunger; 66) der grüne Tod, d. i. der des Genügsamen; 67) der schwarze Tod, d. i. der durch äußere Beleidigung erlittene; 68) die Wage (das richtige Urtheil). XIII. Nun. 1) Das Prophetenthum; 2) die Edlen (Nudscheba), d i. vierzig auserwählte Geister; 3) der Odem (Nefes), d. i geistige Ruhe; 4) der Hauch der Erbarmung (Nefs er-rahmani); 5) die Seele (Nefs); 6) die begierliche, leidenschaftliche Seele (Nefsol-amarret); 7) die schmähliche (Lewwamet); 8) die beruhigte (Motminet); 9) die Anführer (Nukeba); 10) die auf alle Nachkommen wirkende Vermählung (en-nikjah es-sari fi dschami es-ferari); 11) das Ende der ersten Reise, d. i. die Aufhebung des Schleyers der Vielheit; 12) das Ende der zweyten Reise; 13) der dritten; 14) der vierten; 15) die Verleihung (Newalet); 16) die gesammte Wissenschaft (Nun); 17) das Licht (als Name Gottes; 18) das Licht der Lichter, d. i. Gott. XIV. Sin. 1) Die Vorhergehende, d. i. die göttliche Gnade; 2) der Wandelnde (Salik) der Myste; 3) die salzige Erde (Sebehat), d. i. der formenlose Stoff; 4) die Bedeckung (Setr); 5) die Vorhänge (Setair), d. i. die Formen; 6) der Vorhang (Sutur), d i. der Körperwelt; 7) die Niederwerfung des Herzens vor Gott, d. i. die Vernichtung desselben in Ihm; 8) die Zerreibung (Sahk), die Vernichtung des Dieners vor dem Grimme des Herrn; 9) der Lotos des Paradieses (Sidretol-monteha), d. i. die große Scheidewand der beyden Welten; 10) das Geheimniß; 11) das Geheimniß der Wissenschaft, d. i. der Erkenntniß der Wahrheit; 12) das Geheimniß der Begeisterung; 13) das Geheimniß der Wahrheit; 14) das Geheimniß der Verklärungen; 15) das Geheimniß des Looses; 16) das Geheimniß der Herrschaft (Rububijet) Gottes; 17) die Linien der Spuren (Serairolesrar), d. i. die Namen Gottes; 18) die Linien der Begeisterung; 19) die Weite des Herzens; 20) die Reise (zu Gott); 21) das Wegfallen der Ausdrücke (Sukutol-itibarat), d. i. der Ausdruck der Einheit; 22) das Gesumme (Semsemet), d. i. Kenntniß, die sich des äußeren Dienstes enthebt; 23) die Frage der beyden Majestäten (der Nothwendigkeit und Möglichkeit); 24) die Schwärze des Gesichts in beyden Welten, d. i. die gänzliche Vernichtung in Gott. XV. Ain. 1) die Welt;

2) die Welt des Zwanges (Dschebrut), d. i. der göttlichen Namen und Eigenschaften; 3) die Welt der Herrschaft (Melkut); 4) des Geheimnisses (Ghaib); 5) der Schöpfung (Chalk); 6) des Besitzes (Mülk); 7) der Zeugenschaft (Schehadet), lauter Benennungen für die wirkliche Sinnenwelt; 8) der Kundige (el-Aarif), d. i. der Gott aus dessen Werken Erkennende; 9) der Wissende (el-Aalim), d. i. der Gott ohne äußeren Beweis Erkennende; 10) die Gemeinen (el-Aamet), d. i. die sich mit dem Gesetze begnügen; 11) die große Schande, d. i. die Schwäche des Dieners in Nichterfüllung seines Versprechens; 12) der Gottesdienst (Ibadet); 13) die Abdale (Ibadelet); 14) der Diener Gottes; 15) der Diener des Milden; 16) des Barmherzigen; 17) des Königs; 18) des Heiligen; 19) des Fehlerfreyen; 20) des Rettenden; 21) des Bewachenden; 22) des Geehrten; 23) des Drängenden; 24) des Stolzen; 25) des Schöpfers; 26) des Hervorbringenden; 27) des Bildners; 28) des Nachsichtigen; 29) des Zwingenden; 30) des Verleihenden; 31) des Nährenden; 32) des Eröffnenden; 33) des Wissenden; 34) des Zusammenziehenden; 35) des Ausdehnenden; 36) des Erniedernden; 37) des Erhöhenden; 38) des Beehrenden; 39) des Beschimpfenden; 40) des Hörenden; 41) des Sehenden; 42) des Befehlenden; 43) des Gerechten; 44) des Holden; 45) des Kundigen; 46) des Sanftmüthigen; 47) des Großmächtigen; 48) des Vergebenden; 49) des Dankbaren; 50) des Höchsten; 51) des Größten; 52) des Bewahrenden; 53) des Zeitbestimmenden; 54) des Genügsamen; 55) des Erhabenen; 56) des Gnädigen; 57) des Hütenden; 58) des Erhörenden; 59) des Weiten; 60) des Weisen; 61) des Liebenden; 62) des Glorreichen; 63) des Sendenden; 64) des Gegenwärtigen; 65) der Wahrheit; 66) des Waltenden; 67) des Starken; 68) des Festen; 69) des Helfers; 70) des Preiswürdigen; 71) des Beginnenden; 72) des Beschränkenden; 73) des Zurückführenden; 74) des Belebenden, 75) des Tödtenden; 76) des Lebendigen; 77) des Beständigen; 78) des Erreichenden; 79) des Rühmlichen; 80) des Einen; 81) des Einzigen; 82) des Ewigen; 83) des Mächtigen; 84) des Gewaltigen; 85) des Vorziehenden; 86) des Nachziehenden; 87) des Ersten; 88) des Letzten; 89) des Endlosen; 90) des Anfanglosen; 91) des Aeußeren; 92) des Inneren; 93) des Regierenden; 94) des immer zu Erhöhenden; 95) des Guten; 96) des sich dem Sünder Zuwendenden; 97) des Rächenden; 98) des Verzeihenden; 99) des Mitleidigen; 100) des Besitzers der Herrschaft; 101) des mit Ehre Begabten; 102) des Betheilenden; 103) des Sammelnden; 104) des Genügenden; 105) des Vollendenden; 106) des Gewährenden; 107) des Abwehrenden; 108) des Schädlichen; 109) des Nützlichen; 110) des Lichtes; 111) des Leitenden; 112) des Wunderseltenen; 113) des Dauernden; 114) des Erbenden; 115) des Geraden; 116) des Geduldigen. Dieß sind die hundert Namen Gottes, welche alle, mit der Vorsetzung des Abd, Synonyme von Abdallah, d. i. Diener Gottes, und welche alle Ibadile, d. i. Diener Gottes, heißen. 117) Das Beyspiel; 118) der Adler, d. i. die Urvernunft; 119) die Ursache (illet); 120) die Blindheit (vor Allem, was nicht Gott); 121) die Stütze des inneren Sinnes (el-amd el-maanewijet), welche die Himmel (ohne äußere Stütze) hält. 122) der Anker (die Materie); 123) die Welten der Kleidung (Awalimol-lebs), d. i. die verschiedenen Stufen von Gott herunter zum Geschöpfe; 124) das beständige Wesen (el-ain es-sabitet); 125) das Wesen des Dings; 126) das Wesen Gottes; 127) das Wesen der Welt; 128) das Wesen des Lebens;

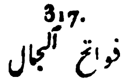
129) die Wiederkehr, d. i. was zum Herzen von der Verklärung zurückkehrt. XVI. Fe. 1) Die Auflösung (Fetk); 2) die Eröffnungen (Gottes); 3) die nächste Eröffnung oder Eroberung; 4) die augenscheinliche, 5) die absolute Eröffnung; 6) die Unruhe, nothwendig zum Beginne (Fitret); 7) der erste Unterschied, d i. die Selbstverhüllung mit dem Geschöpfe in Entfernung von dem Schöpfer; 8) der zweyte Unterschied, die Annäherung des Geschöpfes zu Gott; 9) die Unterscheidung (Forkan), die wahrhafte Wissenschaft, welche zwischen der Wahrheit und dem Eitelen unterscheidet; 10) die Trennung der Versammlung; 11) der Unterschied der Beschreibung; 12) der Unterschied zwischen dem seine Eigenschaften sich Anbildenden (Motachallik) und dem, dieselben (aus den Namen Gottes) Bewährenden (Motehakkik); 13) der Unterschied zwischen der Vollkommenheit und dem Adel, dem Mangel und der Niedrigkeit; 14) die Brechung (Fotur), d. i. die Unterscheidung des Geschöpfes von Gott; 15) die Anrede Gottes in der allegorischen Welt (Fehrwanijet). XVII. Ssad. 1) Der Herr der Zeit und der Begeisterung; 2) das morgentliche Gesicht (Ssabihol widschh), d. i. der die Wahrheit Bewährende; 3) der Morgenwind (Ssaba), d. i. göttliche Eingebungen; 4) der Wahrhaftige (Ssidik); 5) die Aufrichtigkeit des Lichts; 6) der Rost (der Seele); 7) das heftige Geschrey (Ssaak), d. i. die Vernichtung in Gott; 8) die Reinigkeit (Ssafwet); 9) das Bild der Wahrheit, d. i. der Prophet; 10) das Bild Gottes, d. i. der vollkommene Mensch; 11) die Zellen der Erwähnung Gottes (Ssawamief-fikr), d. i. die Oerter, wo keine Zerstreuung beym Gebete: 12) die Bewahrung des Willens (Ssaunol-iradet), d. i. der feste Vorsatz, nichts als Gott zu scheuen. XVIII. Kaf 1) Die erste Geschicklichkeit (Kabilijetol-ula), d. i. das Prinzip der Prinzipe; 2) die Geschicklichkeit der Erscheinung, d. i. die erste Liebe; 3) die Entfernung zweyer Bogenweiten, d. i. die Stätte der größten Nähe zu Gott; 4) das Aufstehen Gottes willen (Nachts); 5) das Aufstehen mit Gott (Kijam billah), d. i. das Bestehen in der Dauer nach der Vernichtung; 6) die Empfangnehmung (Kabdh), d. i. der Gebrauch der Zeit; 7) der Fuß oder der Vortritt (Kadem), was Gott dem Menschen vorbereitend sendet; 8) der Vortritt der Aufrichtigkeit (was Gott den Dienern den frommen vorbereitend sendet; 9) die Nähe (Gottes); 10) die Rinde (Kaschr), d. i. äußere Wissenschaft, wodurch innere Kenntniß geschont wird; 11) der Pol (Kutb), d. i der Ort, worauf Gottes Blick fällt; 12) die große Polschaft, d. i. der Grad des Poles der Pole (Mohammeds); 13) das Herz; 14) die Widerwärtigkeiten (Kawarii), d. i. alle äußeren Hindernisse der Natur, Begier, Lust. XIX. Ra. 1) Der etwas im Gedächtniß Behaltende (Raji), d i. der sich mit den politischen Wissenschaften Abgebende; 2) der Schleyer zwischen dem Herzen und der himmlischen Welt (Ran); 3) der Herr; 4) der Herr der Herren; 5) der Herr der Namen (der dreyerley Namen Gottes, nämlich der wesentlichen (satijet), der beschreibenden (wassfijet) und der thätigen (filijet); 6) die Trennung (Retk) des Urstoffs vor Erschaffung der Welt; 7) der Erbarmende (Gott); 8) der Milde (ebenfalls); 9) die Barmherzigkeit; 10) die nothwendige Barmherzigkeit (rahmet el-wudschubijet), d. i. die den Gottesfürchtigen und Wahrhaftigen verheißene; 11) das Kleid (Reda), d. i. die Erscheinung göttlicher Eigenschaften im Diener; 12) das Schlechte (Redi), die Aeußerung der Eigenschaften Gottes im Eitlen; 13) die Form (Resm); 14) die Formen der Wissenschaften; 15) die Läßigkeit (Ruunet); 16) die Zärtlichkeit (Rakikat), d. i. die geistige Anmuth;

17) der Geist; 18) der höchste Geist (die erste Vernunft); 19) der eingegebene Geist (Ruhol-ilka). XX Schin. 1) Das Schöne (Schahid), was im Herzen von den Spuren der Betrachtung vorhanden; 2) die gleiche Zahl (Schesir), d. i. das Geschöpf, im Gegensatze mit der ungleichen Zahl (Witr), die Einheit Gottes; 3) das Anschauen Gottes (Schuhud); 4) das Anschauen im Detail (Mofaßßal); 5) in der Gesammtheit (Modschemmel); 6) die Beweise (Schewahid); 7) die der Vereinheitung; 8) die der Namen Gottes; 9) die Schimpfe (Schejun) der Handlungen; 10) die wesentlichen; 11) der Scheich, d. i. der vollkommene Mensch. XXI. Ta. 1) Die Wesen an und für sich (Tal); 2) die Vertrautmachung (Teenis), die Verklärung durch die Schönheit; 3) die erste Verklärung (in Gottes reinster Wesenheit); 4) die zweyte Verklärung, das Niedersteigen von der einzigen Majestät (Hadhretol-ahadijet) zur einen (Wahadijet); 5) die anschauliche Verklärung (Tedschelli esch-schuhudi), d. i. die Erscheinung der Wahrheit (Gottes) unter den Formen der Namen; 6) die Bewahrung der Wahrheit (Tahkik); 7) der Mysticismus (Taßawwaf), d. i. die Annahme göttlicher Eigenschaften; 8) die Verfärbung (Telwin), die Verschließung der höchsten Begeisterung durch äußere Spuren. XXII. Cha. 1) Das Aufsteigende (Chatir), d. i das Gemüth; 2) der Siegelring (Chatim) der Propheten, nämlich Mohammed; 3) die Kutte des Ssofi (Charkatet-taßawwaf), das Kleid, welches der Jünger aus der Hand seines Scheichs empfängt; 4) der Schritt (Chatwet), die Annäherung des Dieners zu seinem Herrn; 5) die Freundschaft (Chullet), die Bewährung des Dieners durch Gottes Eigenschaften; 6) die Abgeschiedenheit (Chalvet), das geheime Kosen mit Gott; 7) die Ausziehung der Gewohnheiten (Chaliol-aadat), die Bewährung der Unterthänigkeit (Ubudijet); 8) die neue Natur (Chulkol-dschedid). XXIII. Sal. 1) Die Mundvorräthe Gottes, d. i. die Heiligen Gottes, welche durch ihre Frömmigkeit von anderen Menschen Unheil abwehren, wie Mundvorrath den Hunger abwehrt; 2) der Geschmack (Sewk), der erste Grad des Anschauens Gottes; 3) der Vernunftbegabte (Sul-akl), der die äußere Natur und die innere Wahrheit der Dinge einsieht; 4) der Augenbegabte (Sul-ain), d. i. der die äußere Wahrheit und die innere Natur der Dinge einsieht; 5) die Vernunft und das Auge, d. i. der die Wahrheit in der Natur und die Natur in der Wahrheit sieht. XXIV. Dhad. 1) Die besonderen Eigenschaften (Dhanain); 2) der Glanz, d. i. die Ansicht der Sachen mit dem Auge der Wahrheit. XXV. Sa. 1) Das Aeußere der Möglichkeiten, d. i. die Verklärung der Wahrheit durch die äußeren Sinne; 2) die Schatten, d. i. das äußere Daseyn; 3) der erste Schatten, d. i. die Unvernunft; 4) der Schatten Gottes, d. i. der vollkommene Mensch. XXVI. Ghain. 1) Die Kaaba, d. i. der Körper des Universums; 2) die Weerre (Ghascha), der vom Herzen ins Gesicht steigende Rost; 3) die Genügsamkeit; 4) die Hülfe (Ghaur), der Pol, d. i. der größte Heilige seiner Zeit; 5) das absolut Verborgene; 6) die den Himmel bedrohende Wolke (Ghin), der oberwähnte Rost, Schleyer.

Der zweyte Theil zerfällt in zehn Theile, deren jeder zehn Artikel enthält, nämlich: I. Die Anfrage. 1) Die Wachsamkeit, 2) die Reue, 3) die Rechenschaft, 4) die Betrachtung (Enabet), 5) das Nachdenken (Tefekkjur), 6) die Erwähnung (Tefekkjur), 7) die Beschränkung oder Selbstbeherrschung (Itißam), 8) die Kasteyung (Rijafet); 9) die Hast, 10) das Anhören (Simaa) der Verheerungen und Drohungen des

Predigers. II. Die Thore. 1) Die Traurigkeit, 2) die Furcht, 3) das Mitleid (Ischfak). 4) die Demuth, 5) die Zerknirschung (Ichbat), 6) die Einsamkeit (Suhd), 7) die Bescheidenheit (Weri), 8) die Scheidung von der Welt (Tebettul), 9) die Hoffnung und Bitte (Ridscha); 10) das Verlangen. III. Die Handlungen (Moamelat). 1) Die Beobachtung der Rücksichten (Riaajet), 2) die Betrachtung (Morakabet), 3) die Achtung (Hurmet), 4) die Aufrichtigkeit (Ichlaß), 5) die Läuterung, 6) die Geradheit, 7) das Vertrauen, 8) das Uebertragen an Gott (Tefwiß), 9) die Festigkeit (Sikkat), 10) die Ergebung (Teslim). IV. Die moralischen Eigenschaften (Achlak). 1) Die Geduld, 2) die Zustimmung in den Willen Gottes (Ridha), 3) die Dankbarkeit, 4) die Schamhaftigkeit, 5) die Aufrichtigkeit (Ssidk), 6) die Geselligkeit (Chulk), 7) die Unterthänigkeit (Tewadhu), 8) die Ausstreuung (Isar), 9) die Heldenhaftigkeit (Futwet), 10) die Ausdehnung des Gemüthes im Frohsinn (Inbisat). V. Die Grundfesten (Ußul). 1) Das Vorhaben (Kaßd), 2) das Vorhaben (Asm), 3) der Wille, 4) die Sitte (Edeb), 5) die Augenscheinlichkeit (Jakin), 6) die Armuth, 7) die Vertraulichkeit, 8) die Erwähnung der Namen Gottes im Gebete (Sikr), 9) das Genügen (Ghani), 10) die Stätte der Gewollten (Makamol-murad). VI. Die Thäler (Ewdijet). 1) Die Wohlthätigkeit, 2) die Wissenschaft, 3) die Weisheit, 4) die Wachsamkeit (Baßiret), 5) der Scharfsinn (Firaset), 6) das Nehmen ins Größere (Taasim), 7) die Eingebung (Ilham), 8) die Ruhe des Herzens (Sekinet), 9) die Sicherheit desselben (Tamanijet), 10) der Unternehmungsgeist (Himmet). VII. Die Zustände. 1) Die Liebe, 2) der Eifer, 3) die Sehnsucht (Schewk), 4) die bis zur Ungeduld gesteigerte Sehnsucht (Kalak), 5) der Durst, 6) der Liebesbrand (Widschd), 7) das Erstaunen (Dehesch), 8) die Fortdauer der Verwirrung (Heiman), 9) der Blitz, d. i. der Beginn der Verklärung in Gott, 10) der Genuß (Sewk), d. i. die Fortdauer des Blitzes. VIII. Die Zustände der Heiligkeit (Welajat). 1) Der Blick (Lahs), 2) die Zeit, 3) die Reinigkeit, 4) die Freude, 5) das Geheimniß, 6) die leidenschaftliche Begier (Nefs), 7) die Fremde, 8) der Unterschied (Fark), 9) die Abwesenheit (Ghaibet), 10) die Feststellung an einem Orte (Temekkun). IX. Die Wahrheiten. 1) Die Enthüllung (Mukjeschafet), 2) die Anschauung der Gegenwart (Gottes) (Muschahedet), 3) die Anschauung Gottes in Wesenheit (Muaajenat), 4) das Leben, 5) die Empfangnahme des Dieners von Gott (Kabs), 6) die Losgebung (Bast), 7) die Trunkenheit (Sukker), 8) der Rausch (Ssahw), 9) die Vereinigung (Ittißal), 10) die Trennung (Infißal). X. Die Ende (Nihajat). 1) Die Kenntniß (Maarifet), 2) die Vernichtung (Fena), 3) die Dauer (Baka), 4) die Bewährung (Tahkik), 5) die Bekleidung (Telbis), 6) das Daseyn (Wudschud), 7) die Vereinzelung (Tefrid), 8) die Abziehung (Tedschrid), 9) die Versammlung (Dschemi), 10) die Vereinheitung (Tewhid).

317.



d. i. die Eröffnungen der Schönheit, vom Scheich Nedschmeddin el-Kubra, gest. 618 (1221). 37 Bl. Großquart.

318.

مفتاح الغيب

d. i. der Schlüssel des Geheimnisses, vom großen Scheich Ssadreddin Mohammed B. Ishak aus Konia, gest. i. J. 673 (1274). Ssadreddin von Konia ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Scheiche, welcher von Timur die Schonung der Stadt Egerder erhielt (Gesch. des osm. Reichs II. S. 344), er ist der Verfasser mehrerer mystischer Werke, deren beyde berühmteste der Schlüssel des Geheimnisses und die Hauche der Gottheit, deren Titel augenscheinlich den der Hauche der Menschheit Dschami's veranlaßt hat. In diesen werden unter dem Artikel Ssadreddin von Konia (die 537. Biographie) außer diesen beyden noch der Commentar der Siegelringsteine Ibnol-Arabi's, eine Exegese der ersten Sure des Korans und ein Commentar der Ueberlieferung aufgeführt. Der Schlüssel des Geheimnisses ein Octavband von 141 Bl., sehr schönes Reschi.

319.

نفحات الالهيه

d. i. die göttlichen Hauche Ssadreddin's von Konia. 51 Blätter Großoctav in Reschtaalik, bis auf die letzten zehn Blätter, welche reines Reschi, von einer anderen Hand geschrieben sind.

320.

حيوة القلوب

d. i. das Leben der Herzen, von Mohammed B. Hasan el-Esstami, gest. 764 (1362). Ein sehr wohl gegliedertes und eingetheiltes systematisches Werk in 98 Hauptstücken. 1) Von der Vortrefflichkeit der Fluchungsformel wider das Böse des Satans, seinen Tod und seine Pein. 2) Auslegung von dem Verdienste der Wiederholung der Namen Gottes. 3) Von der Vernunft, 4) der Wohlthätigkeit, 5) dem Glauben und dem Islam. 6) Von dem Verdienste der Wiederholung der Glaubensformel: Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes. 7) Von dem Verdienste der Anwünschungen über den Propheten. 8) Von dem Verdienste des Rosenkranzes; 9) der Lesung des Korans, namentlich der Suren Fatiha (I.), der Kuh (II.), des Verses des Thrones Gottes (der 236. V. der II. S.), der Sure der Höhle (XVIII), der Sure Jes (XXXVI.), der Sure des Reichs (LXVII.); des Erdbebens (XCIX.), der Vermehrung (CII.), des Heiles (CVII) und der beyden letzten. 10) Von dem Verdienste der Wissenschaft des Lernens und Lehrens. 11) Tadel der schlechten Gelehrten, welche die Wissenschaft verbergen 12) Vom Verdienste gerechter Emire und Richter, und dem Tadel der ungerechten. 13) Von dem Verdienste der Erbauung einer Moschee und ihrer Reinlichhaltung. 14) Von dem Waschen und den beym Zahnausstochern üblichen Worten. 15) Von dem Gebetausrufe, und dem, was der Hörende antwortet. 16) Von dem vorgeschriebenen fünfmaligen Gebete. 17) Tadel dessen, der das Gebet vernachläßigt. 18) Von dem Verdienste des Gebetes in

Versammlung; von den Stoßgebeten (Eskjar) nach dem fünfmaligen Gebete. 19) Tadel dessen, der das Gebet in der Versammlung vernachläßigt. 20) Von dem, der seinen Kopf vor dem des Imams erhebt; von der unvollendeten Verbeugung (Rukun), Niederwerfung (Sudschud). 21) Von dem Freytagsgebete und den zehn Verbeugungen vor dem Auftreten des Imams auf der Kanzel. 22) Von dem Gebete bey Nacht. 23) Von dem Verdienste des Morgengebetes. 24) Von dem Verdienste des nicht vorgeschriebenen Gebetes (Dua). 25) Von dem gesetzmäßigen Almosen (Sikwet), und Vernachläßigung desselben. 26) Von dem nicht vorgeschriebenen Almosen (Ssadaka). 27) Von dem Verdienste des Abspeisens der Gäste. 28) Von dem Verdienste des Fastens im Monde Redscheb, 29) im Monde Schaaban, 30) im Monde Ramasan. 31) Von der Nacht Kadr. 32) Von dem Opferfeste, und Tadel des Spieles und Scherzes am selben. 33) Von dem Baue der Kaaba und dem schwarzen Steine. 34) Von der Faste im Silhidsche und der Bekleidung mit dem Pilgermantel (Tahrim). 35) Vom Verdienste des heiligen Kampfes und der Gränzwache (Robath); von den Pferden der Kämpen; von der aufrichtigen Absicht im heiligen Kampfe; Tadel der Flucht aus demselben; von der Vortrefflichkeit der heiligen Kämpfer zu See und dem Märtyrthum. 36) Von der Aufrichtigkeit (Ichlaß), und Tadel der Gleisnerey (Rja). 37) Tadel der Secten des Islams und der gottlosen Secten der Ssofi; von ihrem Worte, daß Pharao gläubig gestorben; 38) Tadel der Halwetije, welche behaupten, daß der Heilige höher stehe, als der Prophet; Mißbilligung ihres Tanzes und ihrer Sitte, sich den Bart zu scheren und den Knebelbart stehen zu lassen, des Färbens des Bartes u. s. w. 39) Tadel der Schuldner, und dem Verdienste der Worte des Schuldners, des Gekränkten. 40) Von dem Verdienste dessen, der das Schwierige erleichtert. 41) Tadel der Verfälschung von Maß und Gewicht, und der Aufspeicherung, 42) des Wuchers, 43) der verbotenen Speisen und Kleider. 44) Vom Verdienste weißer Kleider und dem Tadel der Schleppen; 45) Tadel der zu feinen Kleider der Weiber, der seidenen und schreyenden. 46) Vom Verdienste der Ehe und des guten Weibes, und Tadel des bösen. 47) Von der Abwendung des Blickes von verbotenen Gegenständen, und der Berührung solcher Personen, mit denen der Umgang verboten; 48) Tadel der Lüge und des falschen Eides, der falschen Zeugenschaft und falschen Stammangabe, und des Fluchens. 49) Vom Verdienste der Milde und Barmherzigkeit. 50) Tadel des Schlagens der Sclaven ohne Ursache, des Ausschimpfens derselben. 51) Tadel des Weintrinkens, 52) der Hurerey, 53) der Sodomie, 54) des Todschlages und der Blutrache. 55) Vom Verdienste der Dankbarkeit gegen die Aeltern. 56) Vom Verdienste des Nachdenkens; 57) Von dem Verdienste der Verwandtenliebe. 58) Vom Tadel dessen, der seinen Nachbar belästigt. 59) Vom Verdienste des Grußes, des Handschlags. 60) Von dem Verdienste der Abhülfe der Nothdurften der Gläubigen. 61) Vom guten und bösen Naturell. 62) Tadel des Zornes. 63) Vom Verdienste der Vermittlung und Friedensstiftung. 64) Tadel der üblen Nachrede, der Verleumdung und Verschwärzung. 65) Von dem Verdienste der Bewahrung der Zunge. 66) Vom Verdienste der Demuth und Tadel des Hochmuthes. 67) Vom Verdienste der Reinhaltung des Weges, des Kopfes, des Bartes. 68) Tadel der Zauberey, 69) der Bilder von Thieren in den Häusern. 70) Vom Verdienste der Reue und Buße, 71) der Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit von der Welt; vom Begnügen mit We-

nigem, und Tadel des Gegensatzes. 72) Vom Verdienste rechtmäßigen Erwerbs. 73) Vom Verdienste der Armen. 74) Vom Verdienste der Furcht Gottes und des aus solcher Furcht entstehenden Weinens. 75) Vom Verdienste der Geduld in Krankheit und Unglück, und dem Verdienste des Bedauerns. 76) Tadel der Flucht vor der Pest, und vom Verdienste dessen, der daran stirbt. 77) Vom Tode und dem Todesengel. 78) Von der Grabespein und den Folterengeln; von den Schrecken des jüngsten Tages 79) Vom Feuer der Hölle, ihren Bergen und Abgründen, ihren Schlangen und Scorpionen; von den Unterschieden der Verdammten und den Graden ihrer Peinen. 80) Vom Paradiese und den Graden desselben, seinen Fluren, Quellen, Bäumen, Früchten; von den Speisen und Kleidern der Seligen; von ihren Betten, Reitthieren; von den Huris. 81) Erzählung von Adam und Enoch, 82) von Noe, 83) von Hud, 84) von Esalch, 85) von Abraham, 86) von Ismail, 87) von Loth, 88) von Joseph, 89) von Job, 90) von Schoaib (Jethro), 91) von Moses mit Pharao, 92) von Elias, 93) von Daod, 94) von Salomon, 95) von Jonas und Zacharias, 96) von den Wundern des Herrn Jesus. 97) Von der Geburt des Propheten; von der Spaltung seiner Brust; von seinen Reisen als Handlungsbestellter Chadidsche's; von seiner Vermählung mit derselben; von seinem Prophetenthume, seinen Wundern, seiner nächtlichen Himmelfahrt und seinem Tode. 98) Von den Trefflichkeiten seiner Gefährten.

Ein Quartband von 491 Blättern enge Schrift (27 Zeilen auf einer Seite). Geschrieben von Hadschi Ahmed B. Ali Hasan am 15. Silhidsche des Jahres 1085 (1674).

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Drey und achtzigster Band.

1838.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des drey und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXIII.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1838.

Art. I. 1) The Mythology of the Hindus, with notices of various mountain and Island Tribes inhabiting the two peninsulas of India and the Neighbouring Islands and an appendix comprising the minor avatars, and the mythological and religious terms etc. of the Hindus, with plates illustrative of the principal hindu deities by *Charles Coleman*. London 1832. Großquart, 401 S.

2) Mythen der alten Perser, als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien, nach den einzelnen Andeutungen der Kirchenväter und mehrerer neuerer Gelehrten zum ersten Male systematisch dargestellt von F. Nork. Leipzig 1835. 172 S. Octav.

3) Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, dargestellt von P. F. Stuhr. Berlin 1836. 448 S. Octav.

4) Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker, insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer, von Theodor Benfey und Moriz A. Stern. Berlin 1836. 234 S. Octav.

5) Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, von Friedrich Creuzer, Doctor der Theologie und Philosophie, großherzlich badischem Geheimrath und Comthur des großherzoglich badischen Ordens vom Zähringer Löwen, ordentlichem Professor der alten Literatur zu Heidelberg, und mehrerer Akademien und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Dritte, verbesserte Ausgabe. Leipzig und Darmstadt 1836. 234 S. Octav.

6) Darstellung der ägyptischen Mythologie, verbunden mit einer kritischen Untersuchung der Ueberbleibsel der ägyptischen Chronologie, von J. C. Prichard, M. D., übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von L. Haymann, nebst einer Vorrede von A. W. v. Schlegel. Bonn 1837. 491 S. Octav.

Creuzers Symbolik und Mythologie strahlt nicht nur unter den hier angezeigten, sondern unter allen mythologischen Werken des verflossenen und laufenden Jahres ut luna inter sidera minora vor. Mythologien, römische und griechische, hat es vor der Creuzer's schon zur Genüge gegeben, auch Iconologien und Erklärungen von Allegorien in Ueberfluß; aber keiner hat vor ihm, wie er, den Blick über das Pfahlwerk griechischer und römischer Mythologie hinaus nach dem Osten, Westen, Süden und Norden gewendet, und das eigentliche Studium der Symbolik nicht nur in Deutschland, sondern in Europa begründet. Wenn gleich, wie schon der Titel angibt, sein Hauptaugenmerk

die Griechen, so hat ihm das gründlichste Studium derselben doch keineswegs den Gesichtskreis beengt, und er trägt seinen Blick nach Osten, wo die Quelle des Lichts, und woher dasselbe, trotz aller Jalousien hellenistischer Pfahlbürger, welche dasselbe ausschließen möchten, siegreich in das bisherige Dunkel griechischer Mythologie einströmt. Creuzer hat nicht nur den Gesichtskreis der Mythologie erweitert, sondern auch der Symbolik erst ihren wahren Standpunkt angewiesen. Schon vor mehr als dreyßig Jahren ist durch seine Lehrvorträge das mythologische und symbolische Studium in Deutschland, und jüngst durch die Uebersetzung der zweyten Ausgabe seines großen Werkes auch in Frankreich neu angeregt und befruchtet worden. Die erste Ausgabe seiner Mythologie und Symbolik erschien vor acht und zwanzig Jahren in vier Bänden; noch ehe ein Jahrzehend verflossen, erschien die zweyte, völlig umgearbeitete, deren fünfter Theil: M o n e's Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa; und hier liegt bereits der erste Theil der dritten verbesserten Ausgabe vor uns, dessen drey Hefte zugleich den ersten Band der ersten Ausgabe seiner gesammten Schriften bilden *). Wir wissen nicht, ob in dieser neuen Ausgabe der sämmtlichen deutschen Schriften des verehrten Verfassers auch M o n e's Werk als fünfter Theil mit einbegriffen sey, oder dieselbe nur die vier Bände von Creuzer's eigenem Werke nach der Eintheilung der zweyten Ausgabe enthalten wird, und können nur den ersten vorliegenden Band mit dem der ersten und zweyten Ausgabe vergleichen; wenn die letzte auf dem Titel als eine völlig umgearbeitete angekündet worden, so dürfte, nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, wohl auch die dritte nicht bloß als eine v e r b e s s e r t e, sondern als eine neu u m g e a r b e i t e t e angekündet worden seyn; denn das erste Buch der allgemeinen Beschreibung des symbolischen und mythischen Kreises ist wirklich ganz umgeschmolzen, indem der Inhalt derselben unter allgemeine, höhere Gesichtspunkte zusammengeordnet worden. Dieses vormalige erste Buch bildet nun den allgemeinen Theil zur Naturgeschichte heidnischer Religionen, besonders der griechischen und italischen, nicht in die sechs Kapitel der ersten und zweyten Ausgabe, sondern in die zehn folgenden Abschnitte eingetheilt: 1) Religion des Magismus; 2) hieratische Poesie; 3) hieratische Bildnerey; 4) Physiogonie (Orphische und Hesiodeische Theogonie); 5) vollendeter Anthropismus (episch-homerische Götter); 6) Vermischung des Anthropismus und der Apotheose,

*) Friedrich Creuzer's deutsche Schriften, neue und verbesserte Ausgabe, erste Abtheilung.

des Götter- und Heroenwesens; 7) Exanthropismus, Euhemerismus; 8) Nekrolatrie, Metensomatose; 9) Telestik, Grundzüge der Tesmophorien-Lehre; 10) Gebrechen und Verfall der Naturreligion; der Christianismus. Der besondere Theil enthält die ethnographische Betrachtung der alten heidnischen Religionen in anderer Ordnung, als in der ersten und zweyten Ausgabe, wo zuerst von der Religion des alten Aegyptens, dann von den Religionen Indiens und hernach erst von der medisch-persischen Religion gehandelt ward, während in der vorliegenden dritten Ausgabe das erste Kapitel die arianische Religion, oder baktrisch-medisch-persische Lehre und Kultus, das zweyte Kapitel die Religionen Indiens enthält, auf welche dann zunächst die ägyptischen und dann die anderen Religionen des vorderen und mittleren Asiens folgen dürften. Hieraus erhellet schon, daß die dritte Ausgabe nicht nur eine verbesserte, sondern ebenfalls eine umgearbeitete zu heißen verdient; wenn dieselbe in keiner Handbibliothek eines Liebhabers von Mythologie und Alterthumskunde fehlen darf, so darf derselbe sich aber deßhalb keineswegs der zweyten und ersten Ausgabe als überflüssiger Dubletten entäußern, und Referent kennt wenig Werke, wo es so wesentlich wäre, die verschiedenen Ausgaben zur gegenseitigen Ergänzung und zur klaren Uebersicht des Fortschrittes der Wissenschaft neben einander zu behalten.

In der Vorrede überblickt der verehrte Verfasser ruhig die Schicksale seiner Lehre während des Viertel-Jahrhunderts, in welchem sie sich troß der Gegner Antisymboliker, Rationalisten und Aesthetiker, troß Voß und Lobeck Licht und Luft gemacht; er erklärt sich wider O. Müller's zu äußerliche Behandlung des mythologischen Stoffes, indem dem Mythologen mit dem Kritiker vor allen Dingen geniale Dichtungskraft und was Speusippus die wissenschaftliche Empfindung (ἐπιστημονικὴ αἴσθησις) nennt, Noth thut, erklärt sich aber ganz für die Grundsätze und Ansichten E. Gerhard's; berührt kurz zwey andere Widersprüche, welche sich wider sein Verfahren erhoben, nämlich die Beschuldigung der Vermengung der verschiedenen Mythen, Lehrsätze und Kulte, und den Vorwurf der Ableitung der hellenischen und italischen Religionen aus morgenländischen. In Betreff des ersten soll diese Umarbeitung beurkunden, wie der Verfasser beflissen, das religiöse Leben der Griechen und Italiker immer mehr in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzulegen, ohne Vergleichungen, die sich aufdringen, von der Hand zu weisen, in Betreff der zweyten steht er fest bey Herodot's unerschüttertem Zeugnisse von dem morgenländischen Ursprunge griechischer Religionen, und hat, wie natürlich, die Stimme aller Alterthumsforscher

für sich, welche den Orient näher kennen als einseitige Hellenisten. Absichtlich ward der in dem ersten Hefte enthaltenen Uebersicht alter Religionen der Charakter einer speziellen Monographie gegeben, damit die Leser aus lauter concreten Beyspielen ersehen können, in welchem Geiste diese dritte Auflage bearbeitet sey, deren folgende Theile abgekürzt sind, so daß troß ganz neu hinzukommender Kapitel das Ganze auf drey Bände beschränkt seyn wird. Auf die von Aristoteles über den Gang der alten Götterlehre gegebenen Winke, auf Plato und Homeros gestützt, wird der älteste Götterglaube, wovon die Griechen Kunde hatten, als eine Religion des Magismus oder als ein psychisches Heidenthum bezeichnet, und dieß ist der Kultus der Pelasger, in welchem Sinne schon Schlegel und Hug davon gesprochen. Schon hier zeigen die großen, mächtigen Gottheiten, die Kabiren, unabweislich auf morgenländischen Ursprung hin. Als ob der Verfasser seiner Sache zu unsicher wäre, sagt er hypothetisch: »sey dieser Name nun mit dem Dienste selber aus den Morgenländern gekommen.« Wie sollte er denn nicht aus dem Morgenlande gekommen seyn, wo derselbe, so wie der des dienenden Genius Kamilos, von der ältesten Zeit, in welche geschichtliche Kunde hinaufreicht, bis in unsere Tage als Kebir, d. i. der Große, und Kjamil, d. i. der Vollkommene, fortlebt. Wer nur irgend etwas von arabischer Geschichte oder indischen Reisebeschreibungen gelesen, kennt den noch heute in Indien fortlebenden Kultus der Diener Kebir's [1]), und den Namen Kjamil aus der Geschichte der Kreuzzüge als den des vollkommenen Königs (Melik el-Kjamil). Der Ausruf des moslimischen Gebets: Allah ekber, ist nur die superlative Formel des Allah kebir, d. i. Gott ist groß, und eines der berühmtesten mystischen Werke der Ssofi ist das, welches den Titel: Insan ol-Ajamil [2]), d. i. der vollkommene Mensch, führt. Da der Verfasser sich hier, nach des Recensenten Meinung, nicht positiv genug ausgedrückt, so hält dieser sich hiezu als Orientalist um so mehr verpflichtet, wie er denn auch überhaupt in dieser Anzeige, den Orient im Auge behaltend, dem Verfasser vorzüglich wider die Vorwürfe derer, welche die Abstammung griechischer und italischer Religionen von asiatischen und afrikanischen läugnen, in Schutz zu nehmen, und die orientalische Ansicht vielmehr zu er-

---

[1]) Polier mythologie des Indous II. 312 u. f., und Il libro primario dei Cabiristi, Fundgruben des Orients, III. Bd. S. 308.

[2]) Vom Scheich Abdolkerim Ben Ibrahim el-Dschili, d. i dem aus Gilan.

weitern beflissen seyn wird; so bemerkt er gleich, daß das älteste von den Pelasgern befragte Orakel von Dodona seine orientalische Verwandtschaft nicht verläugnen kann, nicht bloß aus etymologischem Grunde, weil Dodona (Du dana)[1]) die zwey Wissenden (die beyden Tauben oder Priesterinnen) heißt, sondern aus dem inneren Grunde des uralten Orakelwesens der Bäume im Morgenlande; ein solcher Orakelbaum, dessen Blätter sich stets nach der Sonne wenden, heißt im Persischen Dirachtek dana[2]) oder Diracht dana, d. i. der kundige Baum; auf selben anspielend, sagt der große Lyriker Chakani:

> Wie sollt' ichs scheu'n, wie sollte ich verschmähen,
> Vor seiner Thür als kund'ger Baum zu stehen;
> Durch seines Glückes Hochaltane
> Wird selbst der Kürbis zur Platane.

In demselben Sinne singt der Lyriker Esireddin von Achsiket:

> Durch deine Huld wird in dem Hain vom Zeitenraum
> Das dümmste grüne Zeug zu einem kund'gen Baum.

Die Pelasger tauschten nicht bloß ihre alten Götternamen mit symbolischen ägyptischen aus, sondern sie nahmen neue Wesen mit nie gehörten Namen von den Fremdlingen an, die ihnen die neuen Götter gebracht. »Waren es fremde ägyptische Na»men? Dieß scheint Herodotus zu sagen. Aber wollte man auch »den, wie man sagt, eigentlich Gott überhaupt bedeutenden Na»men Phthas mit dem altgriechischen Stheus (Zeus) zusam»menstellen, und sich der Vermuthung hingeben, daß Athena »durch Umstellung aus Neitha entstanden sey, — so haben »doch die übrigen althellenischen Götternamen, wie z. B. der von »Herodot selbst genannte des Dionysos, ganz und gar nichts mit »den ägyptischen gemein.« Recensent möchte das letzte nicht behaupten. Was den Namen des Phthas betrifft, so scheint die Wurzel desselben dieselbe mit dem arabischen Fatih, d. i. der Eröffner, zu seyn, welches auch ein arabischer Name Gottes, oder vielleicht sicherer noch die des chinesischen Fto, was einen Hammer bedeutet, welcher das Attribut des Phthas (des ägyptischen Vulkans) als Demiurgos. Die Neitha ist zwar nicht zunächst in der Athene, sondern in der Anaitis, über

---

1) [illegible]

2) Ferhengi Schuuri I. B. Blatt 433 Dirachtek dana; wenn das letzte Wort den Namen dem Orakel von Dodona gegeben, so dürfte in Diracht auch der Ursprung des Namens des benachbarten Dyrrachium zu suchen seyn.

welche Plutarch umständliche Auskunft gibt, zu suchen; aber sicher ist es, daß alte Statuen der Athene, wie z. B. die schöne im Museum zu Dresden, ganz den ägyptischen Charakter der Neith an sich tragen.

2) Hieratische Poesie. Bruchstücke von orphischen Gedichten werden herausgehoben, um zu zeigen, daß der älteste Kultus Elementardienst war. »Orphisch nannte man alles, was alttheologisch,« sagt der Verfasser; auch diese Benennung nimmt das Morgenland ganz und gar in Anspruch. Orfi oder Urfi heißt zuerst alles, was auf Kenntniß und Kunde Bezug hat; dann die positive Gesetzgebung des Staats (in Arabien, Persien und in der Türkey); Urfi (Orpheus) heißt einer der größten mystischen persischen Dichter [1]), und diesen Dichternamen führt ein noch lebender osmanischer Dichter, nämlich der Director der mathematischen Schule und der Buchdruckerey an der Militärschule zu Dolmabaghdsche am Bosporos. Urf heißt die vierte Quelle moslimischer Gesetzgebung (die drey ersten sind Schery, d. i. das Religionsgesetz; Kanun [2]), d. i. das Staatsgrundgesetz; Aadet, d. i. Herkommen), und wird als solche mit Willkür übersetzt, so daß Tekjalifi urfije so viel als willkürliche Auflagen heißt; die Grundbedeutung des Wortes ist aber alles, was sich auf Kunde und Erkenntniß (Gnosis) bezieht, und in so weit ist orphisch schon der Grundbedeutung des Wortes nach innigst verwandt mit gnostisch. Eine altorphische (wenn gleich auch bey den Gnostikern noch gäng und gäbe) Vorstellung ist die des Zeus als Scarabäus, das ohne weibliches Zuthun alles Lebendige erzeugende Leben. Wenn gleich diese Geschlechtslosigkeit unstreitig von den Orphikern, wie von den Aegyptern dem Scarabäus beygelegt ward, so ist Rec. jedoch der Meinung, daß der erste Grund seiner Erhebung zum Bilde der Gottheit keineswegs in der Geschlechtslosigkeit, sondern in der höchst auffallenden Eigenschaft dieses wunderbaren Käfers liegt, welcher den Koth ballt, und dann mit den Hinterfüßen nie gerade, sondern immer in einer elliptischen Linie, wie die der Sonnenbahn, fortrollt; dadurch ward er dem Sohne der Natur zuerst das Bild des Schöpfers, Gottes, dessen Allmacht Sphären ballt und fortrollt. Als Rec. vor sieben und dreyßig Jahren eines Nachmittags vor den Zelten des englischen Lagers am Ufer des Nils lag, und zum ersten Male einen Scarabäus, mit dem Kopfe in den Sand gestützt, mit den Hinterfüßen Kugeln aus Pferdekoth bilden, und dann in elliptischer Linie fortrollen sah, ward ihm auch zuerst die tiefe Bedeutung des alten Bildes klar. Der Scarabäus

*) Gesch. der pers. Redekünste S. 304. 2) Urf heißt auch Wohlgeruch, Θυμιαμα.

ging als erhabenes Bild der Gottheit durch Clemens von Alexandrien selbst in christliche Litaneyen über, und Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, welche über das Jésus mon doux scarabée spotteten, hatten freylich keine Ahnung von der Erhabenheit des ursprünglichen Sinnes. Diese, jedem Beobachter auf den ersten Blick ins Auge springende, seltsame Naturerscheinung war gewiß früher, als die nicht in der Natur gelegene, und später erst von den Priestern auf den Scarabäus als Symbol der Gottheit übertragene Geschlechtslosigkeit. 3) Hieratische Bildnerey. Hier öffnet sich das Gebiet des Thierdienstes als Kultus: »Das im Thiere sich kundgebende Leben, verbunden mit »etwas Geheimnißvollem seiner Natur, mußte dazu veranlassen, »es mit einer Art von Ehrfurcht zu betrachten, von wo der Schritt »zur wirklichen Verehrung nicht entfernt war.« In der Note wird eine Stelle aus der Levana: »Der Mensch sieht in der Thierform den seltsamen Isisschleyer einer Gottheit,« dann eine aus Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion, und eine aus K. O. Müller's Handbuch zur Archäologie der Kunst citirt. »Das Thier,« sagt Hegel, »hat diese Selbstständigkeit, »Lebendigkeit, die sich nicht preis gibt, die dieß und jenes vor»nimmt; es hat zufällige willkürliche Bewegung; es ist nicht zu »verstehen, hat etwas Geheimes in seinen Wirkungsweisen, sei»nen Aeußerungen; es ist lebendig, aber nicht verständlich, wie »der Mensch dem Menschen. Dies Geheimnißvolle macht das »Wunderbare für den Menschen aus, so daß er die thierische Le»bendigkeit für höher ansehen kann, als die seinige.« Und Müller bemerkt richtig: »Solcher Art sind die Thiersymbole griechi»scher Götter; nur der von dem bestimmten Gefühle und Glau»ben Durchdrungene sieht das göttliche Leben in dem Thiere.« Hier hätte wohl auch die Stelle des Aristoteles, welche der Entwicklung Hegel's zum Grunde liegt, angeführt werden können*). »Diese hieratische Bildnerey ist noch ganz unmittelbar, indem sie »auf Erden die Abbilder von den Thieren aufstellte, welche die »Einbildungskraft alter Völker in den Sterngruppen am Firma»mente zu sehen gewohnt war; gerade so wie die alten Päonier »ihren Sonnendienst an die Sonnenscheibe richteten, die sie auf »einer Stange aufgerichtet hatten.« Hiezu bemerkt Rec., daß das Symbol der Sonnenscheibe auf Stangen, noch heute der Gegenstand der höchsten religiösen Verehrung auf den Südseeinseln, nur dem Könige vorgetragen werden darf. Solche Sonnenscheiben auf Stangen oder Rudern, Tukira Rawi, d. i. Gott-

*) Προς δε την θηριοτητα μαλιστα ἀν ἁρμοττοι λεγειν την ὑπερ ἡμας ἀρετην, ἡρωικην τινα και θειαν.

Sonne (Tukira, dasselbe mit dem tatarischen Tegri, wie Rawi mit dem ägyptischen Ra), befinden sich in europäischen Sammlungen der Kulturgegenstände der Südseeinseln. Eines der ältesten Gebilde war das des kretischen Zevs Talaios, von Talos, dem ehrenen Sonnenriesen, so benannt. Auch dieser uralte mythologische Name lebt noch in Indien im Tali, d. i. im Talismane der indischen Bräute fort *). Der solarische Talos war der talismanische Wächter des Eilandes. Dem täglich dreymal umwandelnden Talos und dem kretischen Zevs Talaios steht der dreyäugige Zevs von Argolis zur Seite. Der dreyfache Zevs (der himmlische, der Meerzevs als Poseidon und der unterirdische als Hades) ist eine hellenische Trimurti. Dem dreyfachen Zevs steht eine dreyfache Here zur Seite (als Athene, Demeter und Kora). Der Mithras Triplasios, dessen hier nicht erwähnt wird, ist vielleicht doch eben so alt; hingegen wird eines vierhändigen Apollo, eines zweyköpfigen Silenos, eines dreyköpfigen Hermes und des zweyköpfigen Janos erwähnt, welcher nichts, als der aus Einem in zwey Leiber decomponirte Fischmensch Oannes. Die sichtbaren Götter der altgriechischen Nationalreligion wie die Bildergötter waren Elementargötter, und der ursprüngliche Inhalt der ganzen Götterlehre, so wie der Gegenstand der pelasgisch-hellenischen Kulte, war nichts anderes als Physiologie. 4) Physiogonie (orphische und hesiodeische Theogonie). Mit dem ersten Namen wird, nach dem Vorgange griechischer Erklärer, die entfaltete Physiologie bezeichnet. In den orphischen Gesängen, obwohl nach Fassung und Form späteren Zeiten und zum Theil der pythagoreischen Schule angehörig, war die physiologisch-elementare Vorstellung von den Göttern noch vorherrschend; die späteren Anthropismen müssen von älteren physisch-elementaren Vorstellungen abgesondert werden. Wenn die Theogonie des Hesiodos auch nachhomerisch seyn sollte, »so wird sich doch auf dem jetzigen Standpunkte der Alterthums»kunde niemand leicht mehr überreden lassen, daß sie zum Theil »auch aus dem Homer geschöpft, und mit eigenen vielen Zusätzen »des Sängers vermehrt worden sey. Eben so wenig möchte die »Annahme zulässig seyn, daß Hesiodos, dessen Gedichte allent»halben eine Verbindung der vermenschlichten Götter mit den »natürlich-elementaren beurkunden, es darauf angelegt habe, »uns das Geheimniß dieser Anthropismen errathen zu lassen.« — »Hesiodos unternahm es, eine Masse von überlieferten Theolo»gumenen und anthropisirten Mythen in ein poetisches System zu »bringen; er verfertigte nach eigener Zeichnung aus verschiedenen

*) Sonnerat, voyage aux Indes orientales, I. p. 70.

»Steinarten und Glasflüssen ein künstliches Mosaik, ohne zu »wissen, ob das Stück ägyptischer, tyrischer, karischer oder phry»gischer Marmor, und noch weniger im Stande, die Stücke mi»neralogisch zu bestimmen.« 5) Vollendeter Anthropismus (episch-homerische Götter). Herodot's bekannte Stelle, vermög welcher Hesiod und Homer die Erfinder der Theogonie gewesen seyn sollen, wird widerlegt; Homer war entweder selbst in dem schon längst eingewurzelten volksmäßigen Anthropismus befangen, oder was er besserer Einsicht vor dem gemeinen Manne seiner Zeit voraus haben mochte, vergaß er, indem er sich als Dichter mit der Sinnes- und Empfindungsart der großen Masse seiner Zeitgenossen identifizirte; so war demnach der Anthropismus vollendet, oder vielmehr auf dem Wege, vollendet zu werden. 6) Vermischung des Anthropismus und der Apotheose des Götter- und Heroenwesens. Zur Lösung dieser Aufgabe wird, ganz concreten Verfahrens willen, Herakles fürgewählt, welchen schon Herodot als einen Doppelten, als olympischen und als Heros kennt. In der ägyptisirenden Kosmogonie, die den Namen des Hieronymos und Hellanikos trägt, geht aus Wasser und Erde eine geflügelte Schlange mit Stier- und Löwenkopf und eines Gottes Angesicht hervor, welche die nie alternde Zeit, zugleich Herakles heißt; mit demselben ist die Nothwendigkeit, die körperlose Adrastea verbunden. Hier ist also ein Schlangengott Herakles mit der Naturseele Adrastea verbunden. Rec. bemerkt hiezu, daß diese Tetras dieselbe der Thiere von Persepolis, Chobar und des Borrak, d. i. des persischen, hebräischen und moslimischen Cherub; der Unterschied ist nur, daß von der Schlange bloß die Flügel geblieben, und der Kopf des Löwens und des Stieres durch die Mähnen des ersten und Hufe des zweyten ersetzt worden sind. Als Vermittler der Zeit auf Erden war Herakles der Sonnengott, Zeitmesser und Lichtbringer durchs Jahr vom Widder an. »Er durchläuft »als Incarnation der Sonne alle Sonnenhäuser; er kämpft »mit allen Thieren des Sonnenkreises, bis er im letzten ermattet, »und im Steinbocke untergeht. Dieß war der Inhalt der phy»sisch-astronomischen Herakleen gewesen.« Als Stifter der agrarischen Kultur heißt er der Ochsenspanner, er ist aber auch der Thierschlächter, Ochsenfleischfresser und Vielfresser; seine Göttlichkeit beruhte auf der Apotheose. »Die eigentliche Gottheit der »Griechen waren verkörperte, mit menschlichen Gesinnungen und »Leidenschaften in Handlung gesetzte, in mystisch-sagenhafter »Weise aufgefaßte Naturtheile und Naturkräfte, elementare We»sen, wie Zeus, Hera, Poseidon, Demeter u. s. w. (Anthro»pismus).« 7) Exanthropismus, Euhemerismus.

In der Religion der Aegypter war die göttliche Verehrung eines lebenden Menschen eine nothwendige organische Ergänzung des gesammten Thierdienstes, dessen Grundwesen eine Vergötterung des Lebens. Die griechische Apotheose, wie die des Herakles, hatte mit den orientalischen Incarnationen, wie die des Budha, nichts gemein. »Unter den Griechen erklärten zuerst die Sophi»sten die griechischen Nationalgottheiten theils auf realistische »Weise, theils lehnten sie sich entschieden gegen den hellenischen »Polytheismus auf.« In der cyrenäischen Schule nahm die Skepsis in Sachen der Nationalreligion ohngefähr denselben Gang; die destructiven Sätze der Sophisten, der Cyrenaiker und Skeptiker brachte Evhemeros von Messana in das vollste Volksleben; Evhemeros war besonders die Zielscheibe der frühesten Lehrer des Christenthums, denen es zweckdienlich schien, in ihm den Repräsentanten aller alten Religionen zu bekämpfen. Trotz der fast allgemeinen Gleichheit der Gottheiten der Griechen und Römer, hatten ihre Religionen einen ganz verschiedenen Charakter; die griechische war ein Gemisch von kindlicher, den Naturmächten gezollter Furcht und Freude; der römische Kultus diente Gott menschlichen Zweckes willen; Ackerbau, Hauswesen, Krieg und Staat erfüllten ganz den Römer. Der Verfasser tritt dem Evemerismus, als dem Geiste des Alterthums widersprechend, entgegen, und behauptet (mit Berücksichtigung von Cousin's und Emeric David's Einreden), daß das Religionssystem fast aller Völker seinem Wesen nach Naturreligion, ganz und gar auf physisch-elementarem Grunde beruhe. 8) N e k r o l a t r i e, M e t e n s o m a t o s e. Versuch einer neuen Uebersicht der verschiedenen Stufen, die diese Lehre durchlaufen (bey den Indern und Aegyptern). 9) T e l e s t i k, G r u n d z ü g e d e r T h e s m o p h o r i e n - L e h r e. Das große hieratische Drama der hellenischen Sittigung und Heilsordnung bewegte sich neben der P a l l a s A t h e n e um die drey Gottheiten D e m e t e r, P e r s e p h o n e und D i o n y s o s; die Mysterien waren die Geheimlehre von Ackerbau und Satzung. 10) G e b r e c h e n u n d V e r f a l l d e r N a t u r r e l i g i o n: d e r C h r i s t i a n i s m u s. In den agrarisch-religiösen Weihen lagen die zwey Grundlehren der Sündhaftigkeit des Menschen und der Unsterblichkeit seiner Seele, aber das System war mangelhaft und schwankend; bey den Römern ging der Geist desselben ganz und gar verloren; die Sehnsucht in dem allgemeinen Elende der Welt ward endlich befriedigt durch das Christenthum.

Das erste Kapitel des zweyten, besonderen Theiles umfaßt die arianische Religion, oder baktrisch-medisch-persische Lehre und Kultus. Das Neue dieser Ausgabe ist nicht den abgekürz-

ten Paragraphen eingeschaltet, sondern in besonderen Nachträgen gegeben, auf welche bey den Abschnitten, wozu sie gehören, verwiesen wird, wie sogleich in der Einleitung auf den ersten Nachtrag über das alte Ariana, d. h. Iran in der weitesten Ausdehnung, als der wahrscheinliche Sitz ältester baktrischer oder altmedischer Kultur. Das Resultat des Verfassers stimmt mit der vom Referenten schon vor achtzehn Jahren im neunten Bande dieser Jahrbücher *) geäußerten Meinung überein, daß alle Kultur vom baktrisch-medischen oder areianischen Reiche ausgegangen, sich von Baktra westlich nach Babylonien durch die Chaldäer, und südlich an den Indus durch die Brahmanen verbreitet habe. »Dafür,« sagt der Verfasser, »zeugen auch die Sprachen und die Lehrsätze.« Der Nachtrag zu dem zweyten Abschnitte der Quellen, unter denen die ersten die Sendbücher, wird in der Note Stuhr's Ansicht von dem Ursprunge des persischen Feuerdienstes erwähnt, nach welcher das Feuer ohne Bezug auf den häuslichen Herd und die Schmiede bloß als lichtbringende Kraft im Gegensatze der Macht der bösen Geister und des Dunkels und der Finsterniß verehrt worden sey. Diese Ansicht ist eine irrige, weil sie in geradem Widerspruche mit so vielen Stellen der Sendbücher, in welchen von den verschiedenen Arten des Feuers (der Pflanzen, des Blitzes, des Herdes der Schmiede) die Rede ist. Statt der hypothetischen Ansicht Stuhr's ließe sich vielleicht gerade die entgegengesetzte durchführen, daß schon in der Sendlehre selbst Licht und Feuer wohl von einander unterschieden, nur jenes als rein verklärend, dieses aber als nur durch Zerstörung reinigend anerkannt worden. Dieser Gegensatz, welcher, weil er in der Natur der Sache von einer Naturreligion, wie die des Lichtes und Feuerdienstes, unmöglich umgangen und verkannt werden konnte, war vielleicht schon die Grundlehre einer der verschiedenen (in der Geschichte der Religionen Schehristani's aufgezählten) Secten des Magismus; wenigstens läßt sich die Hölle, deren Peinen, wie die der Freuden des Paradieses, unstreitig schon der Lehre Serduscht's angehörten, nicht wohl ohne Feuer denken, das wenigstens hier nur ein Werkzeug des Grimms, und kein Repräsentant der Milde und Huld des Lichts. Diesen in der Natur von Licht und Feuer liegenden Unterschied hat später der Islam als Gegner der Sendlehre in der größten Schärfe entwickelt. Der Gegensatz zwischen Nar (Feuer) und Nur (Licht) läuft durch die ganze Ideenwelt des Moslims, von seinen ersten bis zu seinen letzten Dingen, von seiner Kosmogonie bis zu seiner Theodizee, von der Erschaffung der ersten Vernunft und der Engel aus Licht, und des Satans aus Feuer,

*) S. 32.

bis zu dem ewigen Lichte in dem Paradiese und dem ewigen Feuer in der Hölle. Schneidend sagt in diesem Bezuge Saadi:

Der Maghe mag sich nur dem Feuer weih'n,
Und hundert Jahr es ehren;
Fällt er nur Einen Augenblick hinein,
So wird's ihn doch verzehren.

Rec. gesteht Hrn. Stuhr gerne zu, daß dieser Gegensatz des Lichtes und Feuers nicht in dem ursprünglichen Feuerdienste lag, und erst später durch Serduscht (den Lehrer des Paradieses und der Hölle) oder durch einige spätere Secten, die sich aus demselben entwickelt haben, hineingetragen worden seyn mag. Vor Serduscht waren ja schon zwey Perioden der persischen Religionsgeschichte verflossen; die erste von der Offenbarung des reinen Feuerdienstes oder der reinen Urreligion bis auf Dschemschid, die zweyte von der Einsetzung des Sonnenfeuerdienstes unter Dschemschid durch Hom bis auf Serduscht. Da wir über die Geschichte des ältesten persischen Kultus keine andere Quelle kennen, als das Schahname und die persischen Geschichten, welche aus demselben geschöpft, so können wir uns auch nur an diese halten, und müssen in ihnen bis zur Einsetzung des ältesten aller Feste in allen Kalendern, nämlich bis zum ersten Feuerfeste Sade, d. i. der persischen Lichtmeß, welche am 10. Behmen (29. Jänner) gefeyert ward, emporsteigen, um zu sehen, von welcher Natur dieses erste Feuerfest Nach den einstimmigen Angaben aller persischen Geschichtsquellen waren es Freudenfeuer, welche zur Feyer der Hochzeit der funfzig Paar Kinder des Kejumer's Schah abgebrannt wurden. Hundert heißt auf persisch Ssad, und daher soll das Fest seinen Namen haben; nach anderen aber daher, weil von diesem Feste bis zum Newruf (Frühlingsanfang) noch funfzig Tage und Nächte. Hierüber ist zweyerley zu bemerken: erstens, daß Ssadi, indem er von hundert Jahren spricht, wahrscheinlich auf dieses Hundertfest, das erste aller Feuerfeste, anspielt; zweytens, daß funfzig Tage vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zurückgerechnet, nur den Unterschied von vier Tagen mit unserem Lichtmeßfeste geben, welches also unstreitig das älteste aller bekannten Feste des Kalenders. Die Nachrichten über das Fest Ssade finden sich in den drey berühmtesten persischen Wörterbüchern: dem Siebenmeere [1]), dem Burhani Katii [2]) und Ferhengi Schuuri [3]). Der letzte gibt die folgenden Verse der großen

---

[1]) III. Bd. S. 170.

[2]) Konstantinopolitaner Ausgabe S. 464.

[3]) II. Blatt 78.

Lyriker Chakani und Esraki auf dieses älteste persische Feuerfest:

Laß nicht, daß die Seele brenne,
Feuer von dem Sadefest,
Wenn ich mich vom Geber trenne,
Der nur Unglück nach sich läßt.
(Chakani.)

Von den Qualen, von den Peinen,
Den absurden eitlen deinen,
Trage ich in jedem Odem
Lichtmeßfestes Feuerbrodem.
Deiner Liebe Lichtmeßfeyer
Goß mir in den Busen Feuer.
Männlich ists nicht, vor den Gluthen
Fliehend sich zum Heil zu sputen.
(Esraki.)

Nun folgt die Entwicklung und die Lehre des Kultus des Magismus, und die höhere Ansicht seiner Grundlehre. »Alle »Dinge bestehen in der Mischung des Gegensatzes; oder: das »Endliche hat sich durch ethischen Kampf der beyden unendlichen »Prinzipien in Gott gesetzt. Zwiespalt gibt den Dingen Daseyn; »wie dieser aufhört, d. h. wie die Gegensätze sich in ihre Quelle »auflösen, hören auch die endlichen Dinge auf; ihre Dämonologie, Kosmogonie und Eschatologie. Die beyden letzten Lehren kennt der Islam unter der einfachen und entsprechenden Benennung der Kunde von den ersten und letzten Dingen (Ilmolewail wel ewachir). Die magische Geisterhierarchie besteht in den sieben Amschaspanden, die sich in den sieben Gaben des heiligen Geistes wieder finden. Die acht und zwanzig Isede oder Schutzgenien der Welt und ihrer Bewohner, und die unzählbare Ferwere, d. i. die Ideen, Prototypen, die Vorbilder aller Wesen, abgeprägt aus dem Wesen von Ormusd, die reinsten Ausflüsse seines Wesens. Im Reiche Ahriman's stehen den sieben Amschaspanden die sieben Erzdiwe entgegen, an deren Spitze der Erzdiw Eschem, der Dämon des Neides, der Widersacher des Sorusch *). Ethik, Liturgie und religiöse Ansicht des Lebens. »Der Zweck der ganzen Parsenreligion ist Lichtwer- »dung, Verklärung der Finsterniß in Licht, oder Sieg des »Guten durch die ganze Natur, im Leibe, Geiste, Hause und »Staate. Daher sind Religion, Liturgik, Ethik, Politik, »Oekonomie ein einziges organisches Ganze, und durch und durch »verbunden.« Das Grundprinzip ihrer Liturgie ist das lebendige Wort, welches die Welt hervorgebracht; die sieben Kasten

*) Nicht Serosch; in Ferhengi-Schuuri II. 805 mit der Vocalisirung.

waren der Reflex der sieben Amschaspande, daher auch die sieben verschiedenfarbigen Mauern von Ekbatana und die sieben Grade der Mysterien des Mithras. »Alle Religionsgebote gehen auf Reinheit, und zwar des Leibes und der Seele (des Gedankens, des Wortes — Wahrhaftigkeit), Reinheit des Leibes an sich und gegen andere.« Nicht das materielle Feuer ward verehrt, sondern das Prinzip desselben, das immaterielle, intellectuelle Feuer, das Urfeuer, Ormusd in seiner Gotteskraft. Es liegt ein System der Landeskultur unter Bildern von Licht und Finsterniß. »Ein Religionssystem und ein »Kultus, welche beyde ursprünglich ausgegangen von der Vor»stellung der lebendigen Haushaltung der Natur, späterhin, »wiewohl schon frühe nach unserer so jungen Geschichte, der »Staatsordnung und Abstufung in einem monarchischen, orien»talischen Reiche zum Vorbilde gedient haben, so daß der Ord»nung der großen Fürsten und der übrigen Staatsdiener von »Iran die Ordnung der Geister als beständiges Musterbild vor»schwebte.« In Indien ist der Dualismus und der ganze Kultus auf Ruhe gerichtet, beym Perser hingegen Aufregung der Kraft und Thätigkeit, darum auch das Perservolk rührig wie die Elemente, die es anbetete, und lange im Besitze der Herrschaft Asiens. Der Charakter ihrer Symbolik und Mythik war einfach, als die eines reinen Natur- und Elementardienstes; indessen fehlt es doch nicht an Symbolen der Genien und Wunderthiere. Unter diesen steht ganz gewiß die vordem irrig bald als Martichoras, bald als Abudad gedeutete persische Sphinx, nämlich das Thier von Persepolis, obenan, welches der persische Cherub, das Vorbild des hebräischen, welches Ezechiel am Flusse Chobar sah, und des demselben nachgebildeten moslimischen Borrak. Die vier folgenden Abschnitte mit ihren Nachträgen sind einzig dem Mithras und seinem Dienste geweiht, welcher vor einigen Jahren von dem französischen Institute zur Preisaufgabe gewählt worden. Von den zwey eingelaufenen Abhandlungen ist die eine, welche ehrenvoller Erwähnung werth erachtet ward, bereits durch den Druck bekannt, die andere aber des Hrn. Felix Lajard, welcher der Preis zuerkannt worden, wird noch immer erwartet. Mithras und Mitra sind nicht eines und dasselbe Wesen, sondern wohl von einander zu unterscheiden. Freyherr de Sacy sagt mit Recht, daß das Persische keinen Geschlechtsunterschied im Worte Mihr kennt *); allein der persi-

*) Es existirt doch eine, wenigstens dem Ausgange nach weibliche Form von Mihr, Mehr oder Mühr, nämlich Mühre, die Koralle, welche durch ihre Rundung und ihren Glanz sonnenverwandt.

sche Name der griechischen Mitra ist Anahid, und die griechische Anaitis und Mitra sind der eine und derselbe weibliche Genius des Morgensterns *). Mithras ist nach dem Verfasser das Symbol des männlichen, Mitra des weiblichen Feuers. Rec. möchte lieber glauben, Mithras, der Mittler, sey kein Feuerrepräsentant, oder könne noch eher als der des Sonnenlichts, so wie Mitra oder Anaitis als die des Sternenlichts betrachtet werden, da sie mit Sonnenstrahlen besaiteter Lyra den Reigen der Gestirne anführt. Im folgenden Abschnitte wird das Wesen des Mithras im weitesten Sinne nach Plutarch, und nicht im beschränkten Zoega's und F. Schlegel's, welche in demselben nur einen Mittler zwischen Ormusd, Ahriman und dem Menschen erkennen wollten, entwickelt. Mithras, im Send Methree, im Pehlewi Meher (Mehr), wird auch noch im Neupersischen Mehr ausgesprochen, da sich der Name der Sonne (sonst Mihr) im Schahname einigemal auf Schehr reimt. In dem Nachtrage wird wider Stuhr's Behauptung, daß »die höhere ethische, auf das ewige Leben der Seele sich beziehende Deutung jener Vorstellungen, die diesen im neuen Gesetze gegeben ward, aus dem Judenthume geschöpft sey,« mit Recht bemerkt, daß Hrn. Stuhr von solchen umkehrenden Sätzen schon das berühmte Zeugniß des Theopompos beym Plutarch hätte abhalten sollen, wo von einem Aufhören des Hades und von einem darauf folgenden glücklichen Leben der Menschen die Rede ist. Die Personalitäten des Mitra- und Mithraskultus werden von Hrn. v. Streber als Ergebniß einer trapezuntischen Münze in die folgenden vier Hauptsätze zusammengefaßt: 1) »Die persische Mitra ist das weibliche Feuer, dessen Hauptbegriff der Mond »ist. Selene, die Beschützerin der Perser. 2) Der persische »Mithras ist das männliche Feuer, dessen Hauptbegriff Sol »(der Sonnengott) ist, der höchste Gott der Perser. 3) Anai»tis, oder die pontisch-persische Mitra, ist das weibmännliche »Feuer, mit Vorwaltung des weiblichen Wesens Mitra-Mi»thras. 4) Lunus, oder der pontisch-persische Mithras, ist

*) Auf den indisch baktrischen Münzen findet sich die Göttin Nanaja, welche Prinsep in seiner gelehrten Abhandlung hierüber (Journal of the asiatic society of Bengal, Sept. 1834) für eine und dieselbe mit Anaitis, Avdall aber in einer späteren Abhandlung (May 1836, p. 268) von derselben für verschieden hält, so daß es noch unentschieden, ob die persische Anaitis dieselbe mit der indischen Bibinanni, welche eine Form Parbati's als eine Göttin Mutter. In der Bibel findet sich dieselbe in den Büchern der Makkabäer (II. Kap. Vers 13) als Nanea. Wer sollte glauben, daß unsere Nani altpersisch oder altindisch?

»das mannweibliche Feuer, mit Vorwaltung des männlichen We»sens, Mithras-Mitra.«

Das Stieropfer wird in seiner symbolischen Bedeutung nach allen Seiten als Sühnungsopfer im genetischen, kosmologischen und astronomischen Sinne beleuchtet; vielleicht wäre im letzten sogar die Erklärung zu wagen, daß Mithras die Sonne, der Stier aber den Mond vorstelle, indem es nicht nur Sonnen-, sondern auch Mondesrinder gab, bey den Indern der Montag dem Stiere geheiligt war, und noch in Indien als der eigentliche indische Sonn- und Feyertag besteht [1]). Daß Sonne und Mond bey dem Mithrasopfer selbst gegenwärtig, würde dieser Erklärungsweise nichts schaden, indem sie nur doppelt, einmal wirklich und einmal symbolisch, vorhanden wären. Der eilfte Abschnitt gibt die Geschichte der Mithrasmysterien. Die in der Note nach Herbelot, Kleuker, Mouradjea d'Ohsson und dem Recensenten citirte Angabe von der Epoche des Mihrgjan muß der letzte hier dahin berichtigen, daß das eigentliche große Mihrgjan weder im Frühlings-Aequinoctium, noch im Winter-Solstitium, sondern in der Herbst-Tag- und Nachtgleiche gefeyert ward [2]). Mit besonderer Liebe und Vollständigkeit ist der folgende zwölfte Abschnitt über Mithras, Perses oder Perseus ausgearbeitet, dessen vorzüglichstes Denkmal das Löwenthor von Mykene. Zwar hat sich Rec. nicht getraut, in seiner Abhandlung über die Mithrasmysterien [3]) dieses Löwenthor in den Kreis der Mithrasdenkmale aufzunehmen, und überhaupt demselben den Mithrasperses oder Perseus einzuverleiben; aber nach den hier so klar und reich angeführten Beweisen läßt sich die nächste Verwandtschaft des Perses oder Perseus mit dem Mithras wohl nicht läugnen. Rec. ergreift diese Gelegenheit, von dem ächtpersischen Ursprunge des Perseus einiges Neues zu sagen, und wie er vor achtzehn Jahren [4]) die Parallele der ältesten persischen Herrschernamen nach Ktesias, Herodot und dem Schahname aus der ersten Dynastie durchgeführt hat, hier die Parallele der Vorfahren des Darius Hystaspes bis hinauf zum Achämenes, und von da zum Perseus und der Andromeda, und sogar bis zum Jupiter und zur Danae zu verfolgen; dieß zu thun ist er durch eine höchst interessante Mittheilung des brittischen Hauptmannes Hrn. Rawlinson in Stand gesetzt, welcher ihm

---

[1]) Dubois description of the character manners and customs of the People of India, p. 5.

[2]) Diese Jahrbücher XXXVIII. Bd. S. 44.

[3]) Mémoire sur le culte de Mithra. Paris 1833.

[4]) Diese Jahrbücher IX. Bd. S. 15 u. f.

durch ein Schreiben aus Tehran vom 1. Nov. 1837 Kunde von seiner Entzifferung der Keilinschriften von Ekbatana gegeben, und dessen entscheidende Stelle hier im Original folgt: The result of my researches is the determination of two distinct synchronous cities of the name of *Ecbatana*, the one at Hamadan in Media Magna — the oder identical with *Gaza or Gauzaca* in the province of Atropatene — during this obligatory cessation from geographical studies I have resumed my enquiries into the cuneiform inscriptions with much ardour; the principal object of my analysis has been an inscription at Bisitoon near Kermanshah (the Bagistane of antiquity) of two hundred lines of which I have taken a nearly perfect copy and I anticipate the most interesting historical result from my labours; in the first paragraph of the inscription the genealogy of Darius Hystaspis is recorded in a manner that resolves the difficulty attending this subject as it appears in Herodotus *Darius* is called the son of *Vyshtasp* (Hystaspes) the son of *Arsham* (Arsames), the son of Aryuarames (Ariaramnes) the son of *Jueeshp* (Jeispes), the son of *Ukhumun* (Achaemenes), thus showing that the Cyrus and Cambyses who are named by Xerxes amongst his ancestors refer to the maternal branch as some of the critics have supposed and not to the intermediate generations betwen Jeispes and Achaemenes; it is most satisfactory to be thus able to verify Herodotus and doubt not but that as the signification of the inscriptions becomes more developed our confidence in the father of history will be proportionatly augmented.

Wirklich gibt diese Entzifferung ein für die Genealogie der alten persischen Könige und die Glaubwürdigkeit des Vaters der Geschichte sehr erfreuliches Resultat, indem die Namen der Vorfahren des Darius Hystaspes auf der Inschrifttafel von Ekbatana, in Herodot und in den neupersischen Quellen der Geschichte parallel laufen. Darius, der Sohn des Hystaspes, ist bekanntlich der Dara Ben Guschtasp; der Guschtasp der persischen Schriftsteller ist der Sohn des Lohrasp [1]), d. i. der Arscham der Inschrift (Arsames); Lohrasp ist der Sohn des Orond [2]) oder Erwend (Ariaramnes); dieser der Sohn des

[1]) Lubbet-tawarich in Büsching's Magazin XVII. p. 29. Fenaji, Beidhawi, Güside, Herbelot.

[2]) Im Lubbet-tawarich Arunend, was irrige Lesart; im Herbelot Orond oder Arwend.

Keischip (Zeispes); diesen letzten nennt das Güside, die glaubwürdigste neuer persischer Geschichtsquellen, Kei Schip [1]), was augenscheinlich Zeispes. Kei Schip endlich war der Sohn des Keikobad, welcher also der Achaemenes der Griechen. Daß dieser nicht Dschemschid seyn könne, und der letzte der Dejokes Herodot's sey, ist schon im neunten Bande dieser Jahrbücher gezeigt, und seitdem von anderen Forschern altpersischer Geschichte ausführlich bestätigt worden [2]). Hiezu ist nur zu bemerken, daß das Wort Achämenes der Griechen und der ekbatanischen Inschrifttafel sich rein im heutigen Adschem [3]), wie die Perser im ganzen Morgenlande heißen, erhalten hat. Die Achämeniden Herodot's sind die heutigen Adschem, d. i. Perser. Die Perser wurden, sagt Herodot (VII. 61), von den Griechen auch Kiphenen, von sich selbst und den Nachbarn aber Artaier genannt. Diese beyden Benennungen leben heute nicht mehr fort, doch scheint das erste nichts als das Kejanian der Morgenländer zu seyn [4]). Bis hieher wäre alles historisch klar, und die genealogische Verbindung von Darius Hystaspes mit Keikobad, seinem Ahne im fünften Grade, auf eine zwischen den Griechen, Alt- und Neupersern übereinstimmende Weise hergestellt; Keikobad's Sohn (Keischip) und Enkel (Erwend) saßen aber nie auf dem Throne, und zwischen Lohrasp und Keikobad herrschte unmittelbar vor dem zweyten Keichosrew, der Sohn des Siawesch, und vor Keichosrew herrschte Keikawus, der Enkel des Keikobad. Keikawus war (nach der Angabe des Lubbet-tewarich Fenaji's und Herbelot's) laut Einigen der Sohn, nach Anderen der Enkel des Keikawus [5]); aber das Güside, glaubwürdiger als jene Quellen, nennt allein den Vater des Keikawus, nämlich Kenase [6]); demnach stellt sich die Ge-

---

[1]) Bey Herbelot Kai und im Lubbet-tewarich Keishah statt Keischib.

[2]) Dsjemschid, Feridun, Gustasp, Zoroaster. Von Arnold Hölty. Hannover 1829. S. 54.

[3]) عجم

[4]) Ref. zieht diese Vermuthung seiner früheren vor, daß dieser Name von Giwe, dem Helden des Schahname, abzuleiten sey, in dessen Sohn Bersu er auch früher irrig den Perseus gesucht.

[5]) Cai Caus Cai Cobadis filius, vel ex filio nepos. Lubbet-tewarich XVII. p. 27 *Caikaus*; il étoit ou fils ou petit fils de Caicobad son prédécesseur. Herbelot.

[6]) كناسه

schlechts- und Herrscherfolge zwischen Keikobad und Darius Hystaspes wie folgt:

1) Keikobad (Achaemenes)

Keischip (Jeispes) — Kenase

Erwend (Ariaramnes) — 2) Keikaus

4) Lohrasp (Arsames) — Siawesch

5) Guschtasp (Hystaspes) — 3) Keichosrew

6) Dara (Darius).

Von den neun Nachkommen Keikobad's saßen also die sechs mit Ziffern bezeichneten nach der Folge derselben auf dem Throne. So weit ist also alles klar und genügend; aber bey dem Uebergange von dem Gebiete der Geschichte in das der Mythologie stoßen wir in Achämenes auf eine große Schwierigkeit, die uns verhindert, die Verbindung zwischen diesem historischen Stammbaume und dem folgenden von Creuzer nach Herodot und den Commentatoren des Plato gegebenen Geschlechtsregister genügend herzustellen. Dieses Geschlechtsregister der Ahnen des Achämenes ist das folgende:



Es frägt sich nun, unter welchem Namen der persischen Quellen der griechische Perseus versteckt liege; wir glauben behaupten zu dürfen, daß es kein anderer, als der unglückliche Held des Schahname Siawesch (insgemein Sajawusch ausgesprochen), der Sohn des Keikaus, der Vater des Keichosrew, welcher letzter der Cyrus und nicht der Achämenes der Griechen. Das Sternbild des Perseus heißt in mehreren astronomischen Werken der Morgenländer Siawesch oder Sejawusch*), was zwar für eine Verstümmlung von Perseus erklärt wird, aber eigentlich nur eine Herstellung des alten ursprünglichen Namens ist. Die Gemahlin des Siawesch war Ferengis, welche also der Andromeda entspricht. Perseus war der Sohn des Zeus aus der Danae, und Siawesch der Sohn des Keikaus aus dem auf

*) Ideler's Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternennamen, S. 86.

dem Felde Daghawi *) geraubten Mädchen. Kei Kaus stellt demnach in der persischen Geschichte den Zeus dieses mythologischen Geschlechtsregisters vor, und da Kei (das Deutsche Kaiser) nur ein dem eigenen Namen vorgesetzter gemeinsamer Herrschertitel ist, wie in Kei Schip, Kei Kobad, Kei Chosrew, so bleibt für den eigentlichen Namen von Kei Kaus nur die zweyte Hälfte Kaus übrig, welcher im Griechischen Zeus nur wenig verändert ist. Nach der historischen Geschlechtstafel ist Keichosrew der dritte und Lohrasp der vierte Nachfolger Keikobad's auf dem Throne, beyde die Urenkel Keikobad's aus seinen beyden Söhnen Keischip und Kenase, von welchen beyden bisher die europäische Geschichte nichts gewußt, welche beyde aber aus dem Güside, und der erste auch aus der ekbatanischen Schrifttafel hier zum ersten Male auftauchen. Um den Widerspruch zwischen dem historischen und mythologischen Geschlechtsregister zu lösen, wüßte Rec. keinen anderen Ausweg, als die Annahme, daß Achämenes weder der eigene Name Keikobad's, noch der Keichosrew's, sondern ein beyden gemeinsamer Geschlechtsname gewesen, welcher sich als Volksname der Perser noch bis auf den heutigen Tag im Worte Adschem, wie die Perser im ganzen Morgenlande heißen, erhalten hat. Wie dem nun auch seyn möge, so genügt es uns hier, durch Mittheilung der von Hrn. Rawlinson so glücklich bewerkstelligten Entzifferung der ekbatanischen Inschrift und der Vergleichung der neupersischen Geschichtsquellen mit derselben die altpersische Geschichtsforschung wieder um einen Schritt gefördert zu haben.

Den Schluß der ersten Abtheilung macht der Abschnitt:

Mithras als Mittler.

»Das himmlische Licht ist Lebensquell und Princip alles Heiles in der Natur (physischer Wohlfahrt); es ist aber auch der entzündende Funke für jede ethische That — Das Licht, außer Gott (dem Ewigen) gesetzt, hat seinen Gegensatz: die Finsterniß; die Sonne, des himmlischen Lichtes Bild, hat gegen sich das Dunkel; das Gute: das Böse. In der Zeit ist ein Kampf gesetzt — der Kampf des Tages mit der Nacht, der Lichtseite des Jahres mit der Nachtseite, der Frömmigkeit periodisch mit dem Laster. Der Ewige wollte nur das Licht; die Sonne kämpft und ringt, und gewinnt jeden Tag, jedes Jahr einen neuen Sieg. Die Sonne reinigt sich von den Flecken des Dunkels. Ihr Vorkämpfer, ihr Reiniger, ihr guter Geist ist die intelligible Lichtkraft in ihr: der überirdische (himmlische) Lichtfunke, der in ihr lodert. Das Dunkel muß immer wieder weichen, es wird ins Licht aufgenommen. Das Gute kämpft mit dem Bösen: zwey Geister, Ormusd und Ahriman. Aber das Gute hat noch außerdem seinen Hort, seinen Genius und Vertreter (Mittler); und das Böse (Ahriman) wird in der Zeiten Fülle zum Lichte

*) Siebenmeer III. S. 83.

hingezogen, wird gereinigt, wird verklärt. In Liebe vermittelt und versöhnt der Ewige das, was in der Zeit feindselig aus einander lag; und die Hölle hat ein Ende.«

Diese so schön entwickelte Ansicht erhält auch durch neuarabischen Sprachgebrauch und moslimische Ueberlieferung die vollste Bestätigung. Kjafir, d. i. der Ungläubige, oder Gjaur oder Geber heißt der Wurzelbedeutung nach der Undankbare und der das Licht der Wahrheit Bedeckende (Kamus II. S. 99), so daß die Obscuranten die eigentlichen Ungläubigen sind; und die moslimische Ueberlieferung stimmt hinsichtlich der endlichen Vermittlung der Liebe ganz mit der obigen Entwicklung überein. Nach dieser Ueberlieferung wird nach dem jüngsten Gerichte, wenn die Seligen schon alle ins Paradies eingegangen, und alle Welten längst vernichtet seyn werden, nur noch die Hölle fortbrennen; da wird auf dieselbe ein Blick der göttlichen Liebe fallen, und die Hölle wird aufgehört haben zu seyn.

Das zweyte Kapitel, von den Religionen Indiens, geht vom indischen Thessalien und Zauberthale Kaschmir, wahrscheinlich das alte Kaspatyros (Herodot's), aus, das für Europa zuerst durch Bernier entdeckt, in der jüngsten Zeit durch den größten Sanskritologen Englands (Wilson) historisch, durch den größten Geographen Deutschlands (Ritter) geographisch beleuchtet, durch die im Drucke begriffenen Reisebeschreibungen des unglücklich im Osten gestorbenen Moorcroft und des ins Vaterland zurückgekehrten Freyherrn v. Hügel neues Interesse erweckt. Am Himalaja, wo der Paropamisus und Imaus von einer Wurzel ausschießen, und sich nach beyden Seiten verzweigen, wo die vier großen Landesströme, der Burampütre, d. i. der Knabe Brahma, der Ganges, der Indus und der Oxus, aus den vier Mäulern des Pferdes, der Kuh, des Kameels und des Hirschen sich ergießen, wo sich der heilige Berg Meru erhebt, und Gelehrte das Paradies gesucht, dort ist die Wiege der indischen Mythologie, dort ist das Land der heiligen Pflanzen, der Lotos (auf deren Blatte Wischnu schwimmt), der Pipala, d. i des heiligen Feigenbaumes (unter welchem Buddha geboren ist), der schmerzstillenden Narde, des wunderbaren Sandelbaumes und der Wohlthäterin des Menschen, der Palme, welche der Prophet deßhalb die Tante des Menschen genannt. Die drey folgenden Abschnitte überblicken die Quellen, und zwar die griechischen und römischen, die indischen, die vier Vedas (Ritsch, Jagusch, Saman und Atharvan), das Upnekhat, die achtzehn Puranas, die großen episch-historischen Gedichte, die Herakleen Indiens (das Ramayan und Mahabharata), die philosophischen,

dramatischen Werke und Apologen, endlich die Baudenkmale. Die indischen Religionsperioden werden nach der Zeitfolge der vier Alter des Brahma-, Schiwa-, Wischnu-Dienstes und des darauf hervorgegangenen Buddhismus (der indische Protestantismus) aufgeführt. Hier hätte wohl auch der Dscheinas Erwähnung geschehen sollen, welche nach ihrer, im Anhange zu Dubois Werk umständlich entwickelten Lehre auf die Ehre der ältesten und reinsten Religion Anspruch machen, in welche erst der Brahmanismus später den Götzendienst hineingetragen [1]). Wiewohl es wahrscheinlicher, daß die Lehre der Dscheina erst eine spätere Reinigung der alten Lehre [2]), beyläufig wie im Islam die der Wehhabi, so lassen sich doch auch Gründe für die Behauptung der Dscheinas anführen, nach welchen derselbe die eigentliche Urreligion der Mehabaden, welche eigentlich Mehabudden zu lesen sind (die früheren Buddhas-Religionsgesetzgeber vor Buddha Schakjamuni) gewesen wäre, welche in dem von Sir W. Jones so hoch gepriesenen, von Erskine und Silv. de Sacy (wohl nicht ganz mit Recht) als ganz und gar apokryph erklärten Desatir [3]) vorliegt. Wenn die Unächtheit des Desatir als primitives Religionssystem auch zugegeben werden muß, so bleibt Rec. nichts desto weniger bey seiner vor funfzehn Jahren ausgesprochenen Meinung stehen, daß dasselbe eine Masse von Elementen uralter persischer und indischer Religion enthalte; so dürfte wohl das zweyte Buch des Propheten Dschiafram das Religionssystem der Dscheinas vorstellen; daß das Wort Dschi keine Erfindung des Verfassers des Desatir, sondern ein wirklich uraltes persisches Wort, nämlich der Name der Stadt Ißfahan sey, ist schon in der oberwähnten Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur dargethan worden [4]). Nach Dubois Erklärung ist der Name Dscheina aus den zwey Wörtern Dschi und Na zusammengesetzt, und bedeutet einen, der der gewöhnlichen Art zu leben und zu denken der Menschen entsagt hat, weil ein wahrer Dscheina seiner Religion die Pflicht, sich von der Gesellschaft zu trennen,

---

1) Eine gründlichere Darstellung, als die des Dubois, gibt Colebrooke in seinem Aufsatze über die Philosophie der indischen Secten: Transactions of the Royal As. society I. p. 551.

2) Houghton Hodgson erklärt dieselben (Transact. II. 230) als reformirte oder ketzerische Buddhisten.

3) The Desatir or Sacred Writings of the Ancient Persian Prophets. Bombay 1818. Vom Rec.'en beurtheilt in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1823, Nr. 6 bis 20.

4) Ferhengi Schuuri I. Bl. 324, und Burhani Katii Konstantinopolitaner Ausgabe S. 281.

und über den Tadel derselben hinauszusetzen, auferlegt. Wenn dieß die wahre Bedeutung der beyden Wörter, so liegt schon in derselben ein Widerspruch wider die Behauptung der Dscheinas, daß ihre Religion die erste und ursprüngliche, indem diese nur einen Verein der Menschen in der Gesellschaft, und keine Trennung derselben bezwecken konnte. In jedem Falle wird durch diese Etymologie die Grundbedeutung des altpersischen Namens Jßfahan's und eines seiner Districte als gesellschaftlicher Verein beleuchtet. Die vier göttlichen Attribute sind nach der Lehre der Dscheinas [1]): 1) unendliche Weisheit; 2) unendliche Anschauung aller Dinge; 3) unendliche Macht; 4) unendliche Glückseligkeit. Diese vier Attribute sind in dem Buche Dschiaframs viermal viermal multiplicirt oder vielmehr sechzehnmal varirt [2]).

Wenn die Lehre der Dscheinas stillschweigend übergangen wird, so ist die Darstellung des Buddhismus, wovon der sechste Nachtrag ausschließlich handelt, nach Abel-Remusat [3]), Eugene Burnouf [4]), Deshauterayes [5]), Hodgson [6]), Colebrooke [7]), Wilson [8]), Upham [9]), Wilhelm v. Humboldt [10]), Klaproth [11]), Bohlen [12]), Neumann [13]), Schmidt [14]) und Ritter [15]) auf das

---

1) Dubois p. 552.

2) 65. Excellence, Worthiness, Beneficence, Goodness. 67. Godhead, Unity, Perfection, Attributes. 69. Life, Knowledge, Desire, Power. 70. The Word of God, the Book of God, the Angel of God, the Prophet of God, must be comprehended!

3) Nouveau Journal asiatique. Mel. asiat. I. 124.

4) Essai sur la Pali in der Yaçna.

5) Journal asiatique VII. 150 und VIII. 40.

6) Transactions of the royal Asiatic Society II. 222.

7) Ebenda I. p. 558—566.

8) In Crawfurd's Mission to Siam.

9) The history and doctrine of Buddhism. London 1828.

10) Ueber die Verbindung zwischen Indien und Java in dem Werke über Kawisprache. Berlin 1836.

11) Asia Polyglotta, journ. asiat. IV. 9. Nouveau journ. asiat. V. 305. VII. 161.

12) De Buddhaismi origine. Regiomonti 1827.

13) Lehrbuch des Mittelreichs. München 1836.

14) Mémoires de l'académie de St. Pétersbourg, VI. série I. 109. II. 1. 41.

15) Erdkunde. Asien Bd. IV. I. 492. Bd. III. S. 1160—1170. Vorhalle europäischer Völkergeschichten, S. 31. 319.

Genügendste gegeben, und dabey in der Note (S. 553) gegen Stuhr, welcher Abel Remusat's Untersuchungen über die buddhaische Lehre mit Unrecht verdächtigen wollte, das Gehörige mit Anführung Wilhelm Humboldt's Urtheil über den Werth der Arbeiten Abel Remusat's bemerkt worden. Wir sind im Stande, bey dieser Gelegenheit auch einen neuen Beytrag nicht nur zur Lebensgeschichte Buddhas, sondern auch zur Religionsgeschichte der Inder, zwar nicht unmittelbar aus indischen, aber doch aus einer kaschmirischen, von einem der glaubwürdigsten persischen Geschichtschreiber benützten Quelle zu liefern. Das persische Geschichtswerk ist Binakjeti's Garten der Gescheiten in der Kunde der Geschichten und Zeiten [1]), dessen Verfasser, Ebi Suleiman Fachreddin Daud von Binaket, dasselbe i. J. d. H. 718 (1318) vollendete. Binakjeti ist der Epitomator des großen klassischen Geschichtswerkes Reschideddin's, von dessen mongolischer Geschichte so eben die durch Quatremere besorgte Prachtausgabe zu Paris erscheint, dessen universalhistorischer Theil aber bisher weder auf der Bibliothek zu Paris, noch auf irgend einer anderen europäischen Bibliothek vorhanden. Binakjeti's Geschichte zerfällt in neun Abtheilungen [2]), und die siebente in drey Hauptstücke, deren zweytes von den indischen Propheten, von der Geburt Schakjamuni's, seinem Leben und seinem Tode handelt. Die mehrmal angeführte indische Geschichtsquelle ist das Werk des Bachschi, Kemalseri (Kemalscheri?) [3]) von Kaschmir. Das in die Anzeige der vorliegenden Religionsgeschichte gehörige Wichtigste findet sich gleich Eingangs des ersten Abschnittes, wo von den sechs Gesetzgebern indischer Religion die Rede ist, die unseres Wissens noch nirgends so zusammengestellt erscheinen, indem außer Brahma, Wischnu und Buddha die Namen der vier anderen bisher nur als Stifter von Secten oder philosophischen Systemen bekannt. Hier folgt also die Uebersetzung der vier Abschnitte dieses zweyten Hauptstücks.

---

[1]) Raudhat uliel-bab fi maarifet et-tewarich wel-ensab (Genealogien).

[2]) 1) Geschichte der Propheten; 2) der alten persischen Könige und Weisen; 3) des Propheten und der Chalifen; 4) der den Chalifen gleichzeitigen Sultane und Könige; 5) die Geschichte der Juden; 6) der Christen und Franken; 7) der Inder; 8) die Geschichte Chatai's (China's); 9) die der Mongolen und Dschengischan's. Die ausführliche Inhaltsanzeige im Anzeigeblatte LXIX. 34, wo Z. 5 durch Druckfehler Juden statt Inder und Benakiti st. Binaketi.

[3]) كالري

Erster Abschnitt: Erwähnung der indischen Propheten.

»Kemalseri Bachschi der Kaschmirer sagt, daß der indischen Propheten unendlich viele, daß aber nur sechs derselben Gesetzgeber (Religionsstifter); der erste Mahischwer [1]), der zweyte Weschen (Wischnu), der dritte Brahma, der vierte Erhent [2]), der fünfte Nasik [3]), der sechste Schakjamuni. Jeder derselben ist für sich der Stifter einer besonderen Religion und Secte, und ihre Anhänger sind theils Götzendiener, theils Feueranbeter, stark unter einander haltend. So sind die Anhänger Mahischwer's im Wahne daß er nicht gestorben und nie sterben wird, daß er weder Vater, noch Mutter, wohl aber Weib, Kinder und drey Augen hat; das eine die Sonne, das andere der Mond und das dritte das Feuer; seine Anhänger sind der Musik und dem Tanze sehr ergeben. Die des Weschen (Wischnu) sind beschaulichen und ascetischen Lebens; die des Brahma sind Feueranbeter. Die Brahmanen, so wie die Anhänger des Mahischwer und Weschen leben im Wahne, daß die Sonne sich mit jedem Monate erneuert, so, daß im Jahre zwölf Sonnen geboren werden, und daß alle dritthalb Sonnenjahre ein Mondmonat hinzukömmt, welches sie dreyzehnte Sonne nennen. Einige von ihnen beten diese dreyzehnte Sonne an. Die Erhenti (Arhatas) glauben an vier und zwanzig Erhent, welche sie Propheten nennen, nach welchen die Schöpfung zu Ende seyn, und die Welt, die Menschen, die Thiere und die Pflanzen in den Wohnort der Guten gehen, und nicht mehr zurückkommen werden. Die Nasiki glauben an das Daseyn von Paradies und Hölle, und an die Vergeltung der guten und bösen Handlungen; sie wähnen, daß die Geschöpfe alle wie das Gras dahinschwinden werden. Die Anhänger des Schakjamuni zerfallen in drey Theile; die ersten, welche Schirawek [4]) heißen, sagen, Schakjamuni hat einen beschwerlichen Weg angezeigt, wie sollen wir mit Mühe zum Zwecke gelangen können? wie sollen wir andere leiten, da wir genug zu thun, uns selbst allein zu retten? Die zweyten sind die Sertik [5]), welche wähnen, die Weltbewohner von allem Unglücke zu befreyen. Die dritten sind die Samanen [6]), welche die höchste Stufe einnehmen, die Menschen leiten, mangelhafte Seelen vervollkommnen, und in alle Geheimnisse Schakiamuni's eingeweiht sind. Die heilige Schrift Schakjamuni's heißt Ebedrem [7]), d. i. das erste und letzte aller Bücher. Kemalseri Bachschi, der

---

[1]) The Máhéswara sect; transactions of the R. As. Sc. I. Bd. S. 550, und in Bohlen's Indien I S. 358. Mahischwer ist also derselbe mit dem Mahamuni Colebrooke's (Transact II. p. 44): The carliest lawgiver of the present carth.

[2]) Ist Erhat, nach welchem sich die Dscheinas Arhatas nennen. Ebenda S. 451 u. 551.

[3]) ناسك steht vielleicht für Naik, dem Stifter der dialectischen Schule Niaja. Ebenda S. 413, und in Bohlen's Indien II. 316.

[4]) شيراوك [5]) مرتيك (؟مرتيك) [6]) سمن [7]) ابدرم

Kaschmirer, überliefert Schakjamuni's Wort: daß alle Propheten einig im Sinne, nur von Zeit zu Zeit wiederkommen, um denselben aufzufrischen; daß alle Propheten nur Ein Wort gesagt, und daß der Sinn von Allen sich im Buche Ebedrem befindet.«

Zweyter Abschnitt: Von der Geburt Schakjamuni's.

»In vorigen Zeiten war in Indien ein König, dessen Name Uschduden [1]), d. i. der Mann von reinem Inneren, in der Stadt Kesiwas [2]), dessen Gemahlin Mahamaja [3]), d. i. die Große. Diese Frau träumte in einer Nacht, daß sie Sonne und Mond gegessen, und das Meer auf Einen Zug ausgetrunken, und den Berg Kaf verbrannt, und sich dann niedergelegt. Als sie erwachte, erzählte sie diesen Traum ihrem Gemahle Uschduden, der die Traumausleger zu Rathe zog. Sie sagten: Sie wird einen Knaben gebären, der entweder die Welt beherrschen, oder von der ganzen Welt als Gottheit (But) angebetet werden wird. Als die Zeit der Geburt herankam, ging Mahamaja, sich zu erlustigen, in einen Garten, wo sie, indem sie mit der rechten Hand mit dem Aste eines Baumes spielte, einen Knaben gebar, außer der Stadt Mehabad [4]), welche der Geburtsort Schakjamuni's, in der Mitte Indiens gelegen. In demselben Augenblicke lief Schakjamuni fünf Schritte, und unter jedem seiner Schritte entsproß ein Blumenbeet, und kam ein verborgener Schatz in Vorschein. Er sprach: Dieses mein Geborenwerden ist nicht zu niedrigem Zwecke, und ein andermal will ich nicht wieder geboren werden, denn ich will nicht die Welt, ich, der ich ganz geistig, zu meiner eigenen Welt zurückkehre. Vier Engel, welche, als sie auf Erden waren, sich der Gottheit angemaßt, nämlich Mahischwer, Weschen, Brahma und Erhent, kamen, um den Dienst von Hebamme und Säugamme zu leisten. Sie wuschen ihn mit vom Himmel gefallenen Regenwasser; Töne von Trommel- und Saiteninstrumenten erschollen aus der Höhe in die Ohren der Menschen, und es regnete Rosen vom Himmel. Dann brachten diese vier Genien ein Kissen, worauf sie die Mutter und das Kind setzten, und

---

1) اوشدودن, In dem von Klaproth im Anhange der Asia polyglotta dann im vierten Bande des Journal asiatique gegebenen Leben Buddha's heißt dieser König Sudaduni (Saoduaodani); in der von Deshauterayes im siebenten Bande derselben Zeitschrift gegebenen Biographie des Fo Schekjamuni ist Siitato der Großvater Schakiamuni's.

2) کسیواس, bey Klaproth Chober-Schara.

3) ماهاما, bey Deshauterayes Moye.

4) مهابد, bey Klaproth auf dem Lustschlosse Lüm-ba zu Magadabi; aber Colebrooke Trans. II. p. 41) bestimmt die Lage von Mahabuddha zu Buddha Gajer, wo noch die Ruinen des Tempels.

zum Vater trugen. Der Padischah berief die Sternkundigen, und befahl ihnen, das Horoskop der Geburt zu stellen. Sie trugen ihn in das Götzenhaus, daß er sich vor den Gestalten dieser vier Genien niederwerfe, diese aber warfen sich vor ihm nieder. Die Völker blieben erstaunt, und sagten, unsere Götter werfen sich vor einem Menschen nieder, der also wohl der Gott unserer Götter seyn wird; sie nannten ihn Serwarat send [1]), d. i. die vollkommene Seele vollendeter Handlung. Als er vier Jahre alt war, befahl der Vater, denselben in Wissenschaften und Künsten zu unterrichten. Die Brahmanen zeigten ihm verschiedene Schriften, die er alle las; und er selbst schrieb eine Schrift, die sie nicht lesen konnten; sie unterwarfen sich alle und gehorchten ihm. Als Schakjamuni das männliche Alter erreicht hatte, gab er sein Herz nicht der Welt, und sein Vater sperrte ihn in ein Schloß ein, wo er Jahre lang blieb. Die vier Genien gaben den vier großen Weltmonarchen, welche auf den vier Seiten des Berges Kaf herrschen, Kunde, daß Serwarat schon durch mehrere Jahre im Schlosse beschauliches Leben führe, daß er neun und zwanzig Jahre alt, und daß es nun Zeit sey, ihn aus der Gefangenschaft zu befreyen. Die vier Padischahe kamen zum Schlosse, und brachten ein Pferd mit sich, auf das sie ihn setzten. Er nahm einen Säbel in die Hand, und begab sich auf den Weg. Von einem Stallmeister begleitet, kam Schakjamuni an das Ufer des Ganges, wo er viele Greise sah, welche in der Gestalt von Ssofi (Gymnosophisten) Bußübungen oblagen. Er schor sich das Haar, warf den Säbel in die Fluth, und schickte einen Theil seines Haares durch den Stallmeister seinem Vater und seiner Mutter, den Rest des Haares trugen die Genien in den achten Himmel. Die Greise erklärten sich als seine Widersacher, er aber saß voll Eifer auf einem Felsen, und aß jeglichen Tag für sich allein durch sechs Jahre. Da kam der Genius Indr (Indra), der tausend Augen hat, und nannte ihn Schakjamuni, während ihn die Bekenner anderer Religionen Adam nannten. Die Spuren seines Fußes sind auf dem Berge Serendib's (Ceylon's) in den Felsen eingegraben, dort wo die Minen der Rubinen, dort sind auch seine Zähne in der Hand der Priester, die sie Schadil [2]) nennen. Die vier Weltmonarchen, welche vom Berge Kaf gekommen waren, brachten für Schakjamuni vier Becher, und trugen dieselben auf ihrem Kopfe, wie dieselben noch heute von den benachbarten Bewohnern des Berges von Ceylon getragen werden.«

Dritter Abschnitt: Von den Zuständen und Worten Schakjamuni's.

»Schakjamuni lebte achtzig Jahre. Er sagte: Ich bin vier und achtzigtausendmal unter verschiedenen Gestalten auf die Welt gekommen, und jedesmal auf eine andere Art gestorben. Einmal kam ich als Kaufmann, befuhr als solcher das Meer; ein großes Crocodil kam auf mein Schiff zu, und mir kam das Wort auf die Zunge: Temu Budai [3]), d. i. ich bete Gott an; als das Crocodil den Schall dieser Worte vernommen, erinnerte es sich, daß es vormals in menschlicher Gestalt gelebt, und Gott mit diesen Worten gepriesen, griff es das Schiff nicht

---

[1]) سروارت سند [2]) شاريل (؟ شاديل) [3]) نمو بداي

an, und blieb von Sünde frey; als es starb, blieb zur Belohnung dafür sein Gebein auf dem Felde, und sein Geist fuhr in den Leib eines jungen Derwisches, der, so viel er auch aß, nie satt werden konnte. Schakjamuni bereitete für ihn einen Scherbet, der ihn alsbald sättigte. Schakjamuni fragte ihn, ob er noch etwas wünsche, und erhielt zur Antwort, daß ihm die Eßlust gänzlich vergangen. Schakjamuni sagte zum Jüngling: Komm, und laß uns spazieren gehen. Als sie zum Gebeine des Crocodils gekommen, fragte ihn Schakjamuni: Was ist dieses für ein Gebein? — Der Jüngling sagte: Ich erinnere mich, daß ich dieses Crocodil gewesen, daß durch deinen Segen dieses Gebein von mir geblieben. Er legte die Hand an den Saum Schakjamuni's, und sagte: Befreye mich von diesem Kommen und Gehen unter verschiedenen Gestalten, und von diesem Wechsel mannigfaltiger Form. Die Bekenner der Seelenwanderung sagen, daß die Theile der Welt in beständiger Vermehrung und Vervollkommnung begriffen, und daß, wenn eine Seele in einer elementarischen Form sich nicht zur Vollkommenheit ausbilden kann, sie sich von dieser elementarischen Form trennt, so zwar, daß wenn nach der Trennung in ihr menschliche Eigenschaften vorherrschen, sie sich menschlichem Temperamente vermischt, und auf diesem Wege ihre Vervollkommnung sucht, um, was sie in der ersten Form an Vollkommenheit versäumt, in der zweyten nachzuholen, bis sie sich zum Grade der Engel aufschwingt, wo alle Vollkommenheiten erreicht werden. Diese zweyte Umwandlung von einer menschlichen Gestalt in die andere heißt Nesch; wenn nach der Trennung in der Seele thierische Natur und Eigenschaft vorherrscht, wird dieselbe sogleich in thierische Gestalt eingekleidet, von welcher sie dann wieder, wenn sie menschlich geeigenschaftet, menschliche Gestalt annimmt, sich bis zum Engel emporschwingt, und zur wahren Vollkommenheit gelangt. Es braucht viele Zeit zur Uebertragung der thierischen Gestalt in die menschliche, welche Mesch heißt. Wenn nach der Trennung in der Seele die Natur und Eigenschaft von Pflanzen vorherrscht, wird sie in Pflanzengestalt eingekleidet, und diese Verwandlung heißt Fesch, so wie der Uebertritt ins Steinreich Resch genannt wird. Die Bekenner dieser Lehre sagen, daß ein Wesen sey und seyn werde, welches Jukischwer [1]), und auf chinesisch Gujischi [2]) heißt, dessen Thun einzig darin besteht, die Geister aus den mangelhaften thierischen Formen zu befreyen, und in die menschlichen zu übertragen. Schakjamuni sagte, daß die Grade des Kommens und Gehens und der Verwandlung in verschiedene Formen sechserley seyen: 1) die Hölle; 2) die Teufeley; 3) die Thierheit; 4) die Menschheit; 5) der Mittelzustand zwischen Engel und Mensch; 6) das Engelthum; daß es sieben und zwanzig Paradiese und acht Höllen gäbe, und zehn Sünden, drey der Gier, nämlich Blutdurst, Geldgier, Verführung; vier der Zunge, nämlich Trug, Verläumdung und harte oder unnütze Worte; und drey des Herzens, nämlich Neid, Groll und Mangel der Erkenntniß des anderen Lebens. Er sagte: Wer sich der Nahrungsmittel der Menschen ohne Befugniß bemächtigt, mit Hartherzigkeit und Frechheit den Menschen betrügt, und von seinem Eigenen nichts spendet, wird in der Seelenwanderung zum Diwe, den man Fetikten [3]) nennt (vermuthlich eine Art von Pavian), der sich nur von Würmern

---

1) يوكشور 2) كويشي (كونشي ?) 3) فتيق تن

der Bäume nährt. Die, welche Güter sammeln, und nicht genießen, und nichts davon hergeben, und sagen: es sey für ihre Kinder, werden in Teufel verwandelt, deren Nahrung keine andere, als die Brosamen, die vom Tische abfallen; und wieder: wer sein Weib so sehr liebt, daß er sich von ihr gar nicht trennen kann, wird, wenn er stirbt, zum Wurme oder zur Zecke (ricinus), die sich an dem After der Thiere festhält; und wieder: die Dränger und Zwänger, die Bösen und Unruhstifter werden zu Schlangen und Scorpionen oder anderen giftigen Thieren. Schakjamuni sagte: Das Menschenleben ist kurz, weil er andere Thiere tödtet; würde er kein Thier tödten, so würde er länger leben. Wieder sagte er: Wer immer einen anderen erhellt und erleuchtet, dessen Herz wird erhellt und erleuchtet, und die geringste Ruhe und Hülfe, die er den Menschen in seiner ersten Gestalt gewährt, wird ihm in seiner zweyten durch Ruhe und Hülfe vergolten werden. Kurz, was du immer Anderen thust, Gutes und Böses, das thust du dir selbst. Man erzählt, daß, als Schakjamuni sich im Gebethause von Rentwen [1]) befand, ein Engel zu ihm kam, und ihn fragte: Welches Schwert ist das gezogenste, welches nackt verwundet, und welches Gift tödtet den, der es genießt, und welches Feuer verbrennt die Seele, und welche Finsterniß ist die finsterste? Er antwortete: Das nackte Schwert ist ein hartes und böses Wort, das Gift ist der Anblick der Schönen, das seelenverbrennende Feuer ist Zorn und Grimm, und die finsterste Finsterniß ist die Unwissenheit. Er fragte ihn dann weiter: Welcher Mundvorrath ist der tragbarste, und welches Ergebniß ist das mit der geringsten Mühe verbundene, und welchen Panzer kann man von sich nicht trennen, und welche Waffe wird nie abgestumpft? Er antwortete: Der tragbarste Mundvorrath sind gute Handlungen, das leichteste Ergebniß ist die Welt, in die wir von selbst gekommen, der Panzer ist die Geduld und die Waffe die Vernunft. Er fragte weiter: Wer ist dann in der Welt ruhig und wer mächtig, wer bekleidet und wer ein Bettler? Schakjamuni antwortete: Wer genügsam und mit seinem Unterhalte zufrieden, ist ruhig, der Genügsame ist auch mächtig; der Bekleidete ist der Bescheidene, und der Bettler ist, der sich trügerischer Weise für einen Frommen ausgibt.

Vierter Abschnitt: Von dem Tode Schakjamuni's.

»An der äußersten Gränze Hindostan's ist eine Stadt, Namens Kuschanghas [2]), deren Bewohner alle Tapfere und Helden. Sie hörten, daß Schakjamuni sich in diese Stadt begeben wolle. Auf dem Wege dahin ist ein großer Berg, welchen sie aus dem Wege räumen wollten. Schakjamuni kam in diese Stadt durch ein Wunder vom Himmel, und sagte: Was bedarf ich eurer Mühe. Als sein Leben zu Ende gekommen, ward auf einmal in dieser Stadt ein Dom aus dem reinsten Krystall erschaffen. Schakjamuni begab sich in diesen Dom, schlief aber nicht gleich dem Löwen. Von außen sahen die Leute mittels des durchsichtigen Krystalles hinein, ohne jedoch hineingehen zu können, weil kein Eingang war. Auf einmal sahen sie ein Licht, welches sich wie eine Säule von der Spitze des Domes erhob. Nach drey Tagen kam ein

---

1) رنتون 2) قوشنغر

Kaschmirer, überliefert Schakjamuni's Wort: daß alle Propheten einig im Sinne, nur von Zeit zu Zeit wiederkommen, um denselben aufzufrischen; daß alle Propheten nur Ein Wort gesagt, und daß der Sinn von Allen sich im Buche Ebedrem befindet.«

Zweyter Abschnitt: Von der Geburt Schakjamuni's.

»In vorigen Zeiten war in Indien ein König, dessen Name Uschduden [1]), d. i. der Mann von reinem Inneren, in der Stadt Kesiwas [2]), dessen Gemahlin Mahamaja [3]), d. i. die Große. Diese Frau träumte in einer Nacht, daß sie Sonne und Mond gegessen, und das Meer auf Einen Zug ausgetrunken, und den Berg Kaf verbrannt, und sich dann niedergelegt. Als sie erwachte, erzählte sie diesen Traum ihrem Gemahle Uschduden, der die Traumausleger zu Rathe zog. Sie sagten: Sie wird einen Knaben gebären, der entweder die Welt beherrschen, oder von der ganzen Welt als Gottheit (But) angebetet werden wird. Als die Zeit der Geburt herankam, ging Mahamaja, sich zu erlustigen, in einen Garten, wo sie, indem sie mit der rechten Hand mit dem Aste eines Baumes spielte, einen Knaben gebar, außer der Stadt Mehabad [4]), welche der Geburtsort Schakjamuni's, in der Mitte Indiens gelegen. In demselben Augenblicke lief Schakjamuni fünf Schritte, und unter jedem seiner Schritte entsproß ein Blumenbeet, und kam ein verborgener Schatz in Vorschein. Er sprach: Dieses mein Geborenwerden ist nicht zu niedrigem Zwecke, und ein andermal will ich nicht wieder geboren werden, denn ich will nicht die Welt, ich, der ich ganz geistig, zu meiner eigenen Welt zurückkehre. Vier Engel, welche, als sie auf Erden waren, sich der Gottheit angemaßt, nämlich Mahischwer, Weschen, Brahma und Erhent, kamen, um den Dienst von Hebamme und Säugamme zu leisten. Sie wuschen ihn mit vom Himmel gefallenen Regenwasser; Töne von Trommel- und Saiteninstrumenten erschollen aus der Höhe in die Ohren der Menschen, und es regnete Rosen vom Himmel. Dann brachten diese vier Genien ein Kissen, worauf sie die Mutter und das Kind setzten, und

---

[1]) اوشدودن In dem von Klaproth im Anhange der Asia polyglotta dann im vierten Bande des Journal asiatique gegebenen Leben Buddha's heißt dieser König Sudaduni (Saoduaodani); in der von Deshauterayes im siebenten Bande derselben Zeitschrift gegebenen Biographie des Fo Schekjamuni ist Siitato der Großvater Schakiamuni's.

[2]) کسیواس, bey Klaproth Chober-Schara.

[3]) ماهایا, bey Deshauterayes Moye.

[4]) مهابد, bey Klaproth auf dem Lustschlosse Lüm-ba zu Magadabi; aber Colebrooke Trans. II. p. 41) bestimmt die Lage von Mahabuddha zu Buddha Gajer, wo noch die Ruinen des Tempels.

zum Vater trugen. Der Padischah berief die Sternkundigen, und befahl ihnen, das Horoskop der Geburt zu stellen. Sie trugen ihn in das Götzenhaus, daß er sich vor den Gestalten dieser vier Genien niederwerfe, diese aber warfen sich vor ihm nieder. Die Völker blieben erstaunt, und sagten, unsere Götter werfen sich vor einem Menschen nieder, der also wohl der Gott unserer Götter seyn wird; sie nannten ihn Serwarat send [1]), d. i. die vollkommene Seele vollendeter Handlung. Als er vier Jahre alt war, befahl der Vater, denselben in Wissenschaften und Künsten zu unterrichten. Die Brahmanen zeigten ihm verschiedene Schriften, die er alle las, und er selbst schrieb eine Schrift, die sie nicht lesen konnten; sie unterwarfen sich alle und gehorchten ihm. Als Schakjamuni das männliche Alter erreicht hatte, gab er sein Herz nicht der Welt, und sein Vater sperrte ihn in ein Schloß ein, wo er Jahre lang blieb. Die vier Genien gaben den vier großen Weltmonarchen, welche auf den vier Seiten des Berges Kaf herrschen, Kunde, daß Serwarat schon durch mehrere Jahre im Schlosse beschauliches Leben führe, daß er neun und zwanzig Jahre alt, und daß es nun Zeit sey, ihn aus der Gefangenschaft zu befreyen. Die vier Padischahe kamen zum Schlosse, und brachten ein Pferd mit sich, auf das sie ihn setzten. Er nahm einen Säbel in die Hand, und begab sich auf den Weg. Von einem Stallmeister begleitet, kam Schakjamuni an das Ufer des Ganges, wo er viele Greise sah, welche in der Gestalt von Ssofi (Gymnosophisten) Bußübungen oblagen. Er schor sich das Haar, warf den Säbel in die Fluth, und schickte einen Theil seines Haares durch den Stallmeister seinem Vater und seiner Mutter, den Rest des Haares trugen die Genien in den achten Himmel. Die Greise erklärten sich als seine Widersacher, er aber saß voll Eifer auf einem Felsen, und aß jeglichen Tag für sich allein durch sechs Jahre. Da kam der Genius Indr (Indra), der tausend Augen hat, und nannte ihn Schakjamuni, während ihn die Bekenner anderer Religionen Adam nannten. Die Spuren seines Fußes sind auf dem Berge Serendib's (Ceylon's) in den Felsen eingegraben, dort wo die Minen der Rubinen, dort sind auch seine Zähne in der Hand der Priester, die sie Schadil [2]) nennen. Die vier Weltmonarchen, welche vom Berge Kaf gekommen waren, brachten für Schakjamuni vier Becher, und trugen dieselben auf ihrem Kopfe, wie dieselben noch heute von den benachbarten Bewohnern des Berges von Ceylon getragen werden.«

Dritter Abschnitt: Von den Zuständen und Worten Schakjamuni's.

»Schakjamuni lebte achtzig Jahre. Er sagte: Ich bin vier und achtzigtausendmal unter verschiedenen Gestalten auf die Welt gekommen, und jedesmal auf eine andere Art gestorben. Einmal kam ich als Kaufmann, befuhr als solcher das Meer; ein großes Crocodil kam auf mein Schiff zu, und mir kam das Wort auf die Zunge: Temu Budai [3]), d. i. ich bete Gott an; als das Crocodil den Schall dieser Worte vernommen, erinnerte es sich, daß es vormals in menschlicher Gestalt gelebt, und Gott mit diesen Worten gepriesen, griff es das Schiff nicht

---

1) سروارت سند 2) شاريل (شاديل ?) 3) تمو بداي

an, und blieb von Sünde frey; als es starb, blieb zur Belohnung dafür sein Gebein auf dem Felde, und sein Geist fuhr in den Leib eines jungen Derwisches, der, so viel er auch aß, nie satt werden konnte. Schakjamuni bereitete für ihn einen Scherbet, der ihn alsbald sättigte. Schakjamuni fragte ihn, ob er noch etwas wünsche, und erhielt zur Antwort, daß ihm die Eßlust gänzlich vergangen. Schakjamuni sagte zum Jüngling: Komm, und laß uns spazieren gehen. Als sie zum Gebeine des Crocodils gekommen, fragte ihn Schakjamuni: Was ist dieses für ein Gebein? — Der Jüngling sagte: Ich erinnere mich, daß ich dieses Crocodil gewesen, daß durch deinen Segen dieses Gebein von mir geblieben. Er legte die Hand an den Saum Schakjamuni's, und sagte: Befreye mich von diesem Kommen und Gehen unter verschiedenen Gestalten, und von diesem Wechsel mannigfaltiger Form. Die Bekenner der Seelenwanderung sagen, daß die Theile der Welt in beständiger Vermehrung und Vervollkommnung begriffen, und daß, wenn eine Seele in einer elementarischen Form sich nicht zur Vollkommenheit ausbilden kann, sie sich von dieser elementarischen Form trennt, so zwar, daß wenn nach der Trennung in ihr menschliche Eigenschaften vorherrschen, sie sich menschlichem Temperamente vermischt, und auf diesem Wege ihre Vervollkommnung sucht, um, was sie in der ersten Form an Vollkommenheit versäumt, in der zweyten nachzuholen, bis sie sich zum Grade der Engel aufschwingt, wo alle Vollkommenheiten erreicht werden. Diese zweyte Umwandlung von einer menschlichen Gestalt in die andere heißt Nesch; wenn nach der Trennung in der Seele thierische Natur und Eigenschaft vorherrscht, wird dieselbe sogleich in thierische Gestalt eingekleidet, von welcher sie dann wieder, wenn sie menschlich geeigenschaftet, menschliche Gestalt annimmt, sich bis zum Engel emporschwingt, und zur wahren Vollkommenheit gelangt. Es braucht viele Zeit zur Uebertragung der thierischen Gestalt in die menschliche, welche Mesch heißt. Wenn nach der Trennung in der Seele die Natur und Eigenschaft von Pflanzen vorherrscht, wird sie in Pflanzengestalt eingekleidet, und diese Verwandlung heißt Fesch, so wie der Uebertritt ins Steinreich Resch genannt wird. Die Bekenner dieser Lehre sagen, daß ein Wesen sey und seyn werde, welches Jukischwer [1]), und auf chinesisch Guijschi [2]) heißt, dessen Thun einzig darin besteht, die Geister aus den mangelhaften thierischen Formen zu befreyen, und in die menschlichen zu übertragen. Schakjamuni sagte, daß die Grade des Kommens und Gehens und der Verwandlung in verschiedene Formen sechserley seyen: 1) die Hölle; 2) die Teufeley; 3) die Thierheit; 4) die Menschheit; 5) der Mittelzustand zwischen Engel und Mensch; 6) das Engelthum; daß es sieben und zwanzig Paradiese und acht Höllen gäbe, und zehn Sünden, drey der Gier, nämlich Blutdurst, Geldgier, Verführung; vier der Zunge, nämlich Trug, Verläumdung und harte oder unnütze Worte; und drey des Herzens, nämlich Neid, Groll und Mangel der Erkenntniß des anderen Lebens. Er sagte: Wer sich der Nahrungsmittel der Menschen ohne Befugniß bemächtigt, mit Hartherzigkeit und Frechheit den Menschen betrügt, und von seinem Eigenen nichts spendet, wird in der Seelenwanderung zum Diwe, den man Fetikten [3]) nennt (vermuthlich eine Art von Pavian), der sich nur von Würmern

---

1) يوكشور 2) كويشي (؟كونشي) 3) فيق تن

der Bäume nährt. Die, welche Güter sammeln, und nicht genießen, und nichts davon hergeben, und sagen: es sey für ihre Kinder, werden in Teufel verwandelt, deren Nahrung keine andere, als die Brosamen, die vom Tische abfallen; und wieder: wer sein Weib so sehr liebt, daß er sich von ihr gar nicht trennen kann, wird, wenn er stirbt, zum Wurme oder zur Zecke (ricinus), die sich an dem After der Thiere festhält; und wieder: die Dränger und Zwänger, die Bösen und Unruhstifter werden zu Schlangen und Scorpionen oder anderen giftigen Thieren. Schakjamuni sagte: Das Menschenleben ist kurz, weil er andere Thiere tödtet; würde er kein Thier tödten, so würde er länger leben. Wieder sagte er: Wer immer einen anderen erhellt und erleuchtet, dessen Herz wird erhellt und erleuchtet, und die geringste Ruhe und Hülfe, die er den Menschen in seiner ersten Gestalt gewährt, wird ihm in seiner zweyten durch Ruhe und Hülfe vergolten werden. Kurz, was du immer Anderen thust, Gutes und Böses, das thust du dir selbst. Man erzählt, daß, als Schakjamuni sich im Gebethause von Rentwen [1]) befand, ein Engel zu ihm kam, und ihn fragte: Welches Schwert ist das gezogenste, welches nackt verwundet, und welches Gift tödtet den, der es genießt, und welches Feuer verbrennt die Seele, und welche Finsterniß ist die finsterste? Er antwortete: Das nackte Schwert ist ein hartes und böses Wort, das Gift ist der Anblick der Schönen, das seelenverbrennende Feuer ist Zorn und Grimm, und die finsterste Finsterniß ist die Unwissenheit. Er fragte ihn dann weiter: Welcher Mundvorrath ist der tragbarste, und welches Ergebniß ist das mit der geringsten Mühe verbundene, und welchen Panzer kann man von sich nicht trennen, und welche Waffe wird nie abgestumpft? Er antwortete: Der tragbarste Mundvorrath sind gute Handlungen, das leichteste Ergebniß ist die Welt, in die wir von selbst gekommen, der Panzer ist die Geduld und die Waffe die Vernunft. Er fragte weiter: Wer ist dann in der Welt ruhig und wer mächtig, wer bekleidet und wer ein Bettler? Schakjamuni antwortete: Wer genügsam und mit seinem Unterhalte zufrieden, ist ruhig, der Genügsame ist auch mächtig; der Bekleidete ist der Bescheidene, und der Bettler ist, der sich trügerischer Weise für einen Frommen ausgibt.

Vierter Abschnitt: Von dem Tode Schakjamuni's.

»An der äußersten Gränze Hindostan's ist eine Stadt, Namens Kuschanghas [2]), deren Bewohner alle Tapfere und Helden. Sie hörten, daß Schakjamuni sich in diese Stadt begeben wolle. Auf dem Wege dahin ist ein großer Berg, welchen sie aus dem Wege räumen wollten. Schakjamuni kam in diese Stadt durch ein Wunder vom Himmel, und sagte: Was bedarf ich eurer Mühe. Als sein Leben zu Ende gekommen, ward auf einmal in dieser Stadt ein Dom aus dem reinsten Krystall erschaffen. Schakjamuni begab sich in diesen Dom, schlief aber nicht gleich dem Löwen. Von außen sahen die Leute mittels des durchsichtigen Krystalles hinein, ohne jedoch hineingehen zu können, weil kein Eingang war. Auf einmal sahen sie ein Licht, welches sich wie eine Säule von der Spitze des Domes erhob. Nach drey Tagen kam ein

---

1) رنتون 2) قوشنغر

Mann aus fernen Landen, um aus den Worten Schakjamuni's Nutzen zu ziehen. Als er, was vorgefallen, gehört, wehklagte er, und wollte sich selbst umbringen. Unversehens hob er die Augen zum Himmel, wo er den Schakjamuni sah, der ihm zurief: Gräme dich nicht und wehklage nicht, denn ich bin nicht geboren und nicht gestorben; ich bin von keinem Orte gekommen und bin nach keinem Orte gegangen; ich bin nicht gewesen und werde nicht seyn. Dieser Mann freute sich dieser Rede, und sammelte den Nutzen seiner Worte in einem Buche, welches sie Kaschurni (Kanschur) [1]) nannten.

Außer diesem Kapitel geschieht in der Geschichte Binaketi's noch einmal Buddha's in der achten Abtheilung, welche die Geschichte der sechs und dreyßig chinesischen Dynastien enthält, bey der zwölften Dynastie Erwähnung, und dort findet sich wörtlich die von Klaproth in der Asia polyglotta übersetzte, und dann im Journal asiatique (IV. p, 12) im Texte kund gemachte Stelle, welche Klaproth ganz irrig dem Geschichtschreiber Beidhawi zuschreibt, welcher schon i. J. 685, und also um zwey und dreyßig Jahre früher starb, als jene Stelle geschrieben, in welcher das Datum des Jahres 717 ausdrücklich erwähnt wird. Wie Klaproth in diesen Irrthum verfallen, und warum er nicht auch die folgende merkwürdige Stelle, die sich unmittelbar an jene anschließt, übersetzt habe, wissen wir nicht zu erklären.

Erzählung.

»Nach dem Wahne der Bewohner China's hatte die Geburt Schakjamuni's Burchan folgendermaßen Statt. Sein Vater war Fürst (Wang) aus Kaschmir, und herrschte im Lande Jukiabilawi [2]) über 82260 Städte. Seine Gemahlin war Muje Jutschin; er hatte sie als reine Jungfrau genommen, und mit ihr gar nicht gesprochen, als sie in einem Garten, dessen Name Lumbini [3]), unter einem Baume, den man Jukdsche [4]) (ficus religiosa) nennt, schlief, wo sie von der Luft und Licht schwanger ward. Darauf spaltete sich ihre rechte Seite, aus welcher ein Kind hervorging. Ihr Gemahl fragte sie: Ich habe mich dir nicht genaht, und du warst reine Jungfrau, von wem bist du schwanger geworden? Sie sagte: Im Garten ist unter jenem Baume ein Licht auf mich gefallen, wodurch ich von Sinnen gekommen, und schwanger geworden bin. Zur Zeit der Geburt Buddha's stiegen neun Drachen vom Himmel nieder, und gossen Wasser auf ihn aus ihren Mäulern. Er ward in einem goldenen Becken gewaschen, und lief sogleich sieben Schritte. Eine Stimme erscholl: Mich hat Gott gesandt als Propheten, bis die anderen Propheten kommen. Er war sehr schön, wohlberedt, kundig und vollkommen. Mit neunzehn Jahren ging er ins Gebirge, wo er fünf Jahre, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ver-

1) قشوروي 2) يوكيابيلاوي 3) لمبيني, bey Klaproth Lü m-Ba.

4) يوكجه, vermuthlich für Bogaha, بوكه

weilte, und sechs andere Jahre bloß im Gebete begriffen war, dann erklärte er sich als Propheten; Kaschmir und der größte Theil Chinas und Indiens nahmen seine Lehre an.

In den Nachträgen enthält der Blick auf den Buddhismus das Neueste aus den obgenannten Werken, und besonders die merkwürdige Ergänzung von Humboldt's Erörterungen über die Dagops der Buddhisten aus Ritters Bericht über die Stupas oder architectonischen Denkmale der großen Königsstraße zwischen Indien, Baktrien und Persien, Tupo, Sutupo oder Sutheouphu, worin, wie der Verfasser sagt, Abel Remusat und Klaproth nur die Umschreibung des sanskritischen Stupa erkennen, sind eines und dasselbe mit Top, Depe und Taphos, nämlich Grabhügel. Die neun Stufen, mit dem wasserblasenförmigen Dome gekrönt, »bezeichnen die Nidanas oder die geistigen Lebensstufen, die verschiedenen sogenannten Existenzen (auch buddhistische Himmel), welche die fromme Erhebung der Seele, nach der buddhistischen Kirchenlehre, hindurchgehen muß, um in das Nirwana oder in die Ewigkeitsgedanken einzugehen. Jede dieser Stufen ist durch besondere Arten der Weihungen in den aufgefundenen Fundorten bezeichnet.« Die in diesem ganzen Hauptstücke durchgeführte Lehre orphischer und platonischer Lehrsätze und Bilder mit indischen hätte, zur Rechtfertigung, des vagen und undeutlichen Ausspruchs Hrn. Schmidt's, »daß der Buddhismus seinen Antheil an der Einwirkung, die sich bey einer gewissen Klasse unserer philosophischen Systeme bis auf den heutigen Tag kund gibt, haben könne,« wahrlich nicht bedurft.

Da wir uns auf indischem Grund und Boden befinden, so wenden wir uns sogleich zu Coleman's indischer Mythologie, welche vollständiger und besser geordnet, als Moor's indisches Pantheon, die Ergebnisse der Forschungen und Arbeiten der größten indischen Mythologen, wie S. W. Jones, Fra Paolino, Colebrooke, Vans Kennedy und anderer vereint, und als die beste und vollständigste Compilation, welche bisher über indische Mythologie erschienen, zu empfehlen ist. Die beygegebenen Lithographien, vierzig Blätter an der Zahl, stellen die beschriebenen Gottheiten und ihre Symbole auf genügende Weise dar. Es beginnt mit der Trimurti oder indischen Dreyfaltigkeit (Brahma, Wischnu, Siwa). Als Gegensatz zu der obigen Angabe des persischen Geschichtschreibers von den sechs Gesetzgebern der Inder sey Colebrooke's Bemerkung angeführt, daß fünf indische Secten ausschließlich Einen Gott verehren, nämlich die Wischnaiwas den Wischnu, die Saurias die Sonne, die Ganapatias den Ganescha oder Polia, d. i. den

Gott der Klugheit und Hindernisse, die Sactis, die Bhawani oder Parawati (Siwa's Gemahlin) und die Bhagawati Verehrer Siwa's. Nareda, der Sohn von Brahma und seiner Gemahlin Seraswati ist der Bote der Götter, der Erfinder der Waina oder indischen Lyra, der indische Merkur. Brigu ist ein anderer Sohn Brahma's, welcher den gewagten Versuch unternahm, zu prüfen, welcher von den drey Göttern der Trimurti der mächtigste; er vernachläßigte erst auf beleidigende Weise den Schöpfer Brahma, wofür ihn dieser bestrafte; noch respectwidriger verfuhr Brigu wider den Zerstörer Siwa, wofür ihn dieser seinen vollen Grimm fühlen ließ; hierauf kam er zum schlafenden Wischnu dem Erhalter, dem er mit dem Fuße einen Stoß auf die Brust versetzte; Wischnu erwachte, und weit davon, ergrimmt zu seyn, wie Brahma und Siwa, äußerte er nur seine Furcht, daß Brigu sich am Fuße wehgethan haben möchte, und begann ihm denselben sänftigend zu reiben; dieser, rief Brigu aus, muß der mächtigste der Götter seyn, weil er der mildeste und großmüthigste. Ein dritter Sohn Brahma's ist Wiswakarman, der Architect der Welt, der Waffenschmied der Götter, der indische Demiurg und Vulkan, wie Phta der ägyptische. Sieben andere Söhne Brahma's, die Brahmadikas, sind wohl dieselben mit den sieben Menus oder Rischis, welche die sieben ältesten indischen Patriarchen, mit den sieben Söhnen Japhet's Eins zu seyn scheinen. Brahma's Gemahlin Seraswati, die Göttin der Wissenschaft und Kunst, der Musik und Poesie, reitet auf einem Pfau Wischnu, vierhändig wie Brahma, hält die Keule, die Tschank, d. i. die Muschel, womit zum Gebete geblasen wird; die Tschekra, d. i. die Wurfscheibe und die Lotos; er ruht auf der Schlange der Unendlichkeit Ananta (ohne Ende), oder reitet auf dem Adler (Gharuda), oder steht mit seiner Gemahlin Sri oder Lachschmi, d. i. der Göttin der Schönheit und des Glückes, auf der Lotos. Die zehn Awatare oder Verwandlungen Wischnu's sind bekannt: wir bemerken nur zur ersten des Fisches, daß der Matsya Awatar derselbe mit Mahischwer, dem ersten indischen Religionsstifter und dem assyrischen Fischmenschen zu seyn scheint, zum zweyten Schildkröt' Awatar, das in dem Amrita oder Lebenswasser, welches aus dem Milchmeere von den guten und bösen Genien hervorgequirlet wird, das Ambrosia der Griechen unverkennbar, daß das siebenköpfige weiße Pferd das Seitenstück zur siebenköpfigen Schlange Ananta und zu dem siebenköpfigen Pferde, womit Aruna, der Gott der Morgenröthe, den Himmel herauffährt. Zu dem dritten Awatar des Ebers, daß der durch verursachte Ueberschwemmung die

Zerstörung der sieben Pagoden von Mahabalipuran; zum vierten Awatar des Löwen, daß das persische Nersi (Narses) nur eine Zusammenziehung des indischen Nersingh (Mannlöwe) zum fünften oder Zwerg Awatar, daß der von Wischnu in Zwerggestalt überlistete Weltherrscher Maha Bali (der große Baal) der Gründer der oberwähnten Stadt Mahabalipurna; zum sechsten und siebenten Awatar als Parasu Rama und Rama Tschandra, daß die Thaten desselben der Stoff des epischen Gedichtes Ramajani von Walmik, wie die Liebesgeschichten Krischna's, des achten Awatar, mit den Gopias, d. i. Kuhhirtinnen, und mit seiner Gemahlin Radha der Stoff der Gita-gowinda Dschadschadewa's. Krischna als Gopinathu ist der Gott der Milchmädchen. Der neunte Awatar ist Buddha, und der zehnte, Kalki Awatar, d. i. der des Pferdes, wird erst erwartet. Der indische Gott der Liebe ist Kamadewa oder Kamadeo, auf dem Papagey sitzend, mit dem Bogen, dessen Blumenpfeile der bienenbesetzten Sehne entschwirren. Bala Rama ist Krischna's Bruder; der letzte wurde eines Tages, als er in menschlicher Form unter den Gopias herumirrte, erschlagen, und seine Gebeine blieben zerstreut, bis sie ein frommer König auf Geheiß Wischnu's sammelte, und Wismakarma, der Weltarchitect, den Auftrag erhielt, daraus wieder ein Menschengebild zu formen; dieser fand sich hiezu bereit, unter der Bedingniß, daß er in seiner Arbeit nicht unterbrochen würde; da ihn die Neugierde des frommen Königs nach vierzehn Tagen unterbrach, war der Oberleib des Gebildes bis auf die Arme vollendet; der Bildner aber ward durch diese Unterbrechung so erzürnt, daß er sein Werk ohne Hände und Füße aufgab. Dieses unförmliche Idol, dieser Cul de jatte von einem Gotte, ist das hochberühmte Götzenbild Dschaggernath, dessen Tempel und Cultus durch ganz Indien seiner blutigen Opfer willen so weit berühmt. Bey dem feyerlichen Umgange, welcher jährlich an dem großen Feste Statt findet, werden die drey Brustbilder Dschaggernath's, seines Bruders Bala Rama und ihrer Schwester Sebhadra (alle drey ohne Arme und Füße) herumgetragen. Dieß sind die Termen der indischen Mythologie, welche an die Hermesköpfe zu Athen erinnern. Nicht weniger als zweymalhunderttausend Pilgrime besuchen jährlich Dschaggernath's berühmten Tempel in Orissa, und zwey- bis dreytausend derselben opfern alljährlich dort ihr Leben auf. Dschaggernath, der Gott Cul de jatte, ist, wie es scheint, eben durch seine Unförmlichkeit zur Ehre gelangt, der Herr der Welt zu heißen, welche so oft, wie die Frösche durch einen ihnen von Jupiter gesendeten, von einem Kloß regiert wird. Siwa, oft Ma-

hadeo (der große Gott oder Diw) und Rudra genannt, ist der Zerstörer, auch unter dem Namen und der Form von Kal, d. i. der allzerstörenden Zeit, vorgestellt. Vierhändig, wie Brahma und Wischnu, hält er in der einen Hand die Trisula, d. i. den Dreyzack, in der anderen eine Antelope, die dritte bittend gesenkt, die vierte gebietend emporgerichtet. Sein Wahan, d. i. Fuhrwerk (Wagen) ist der Stier Nandi. Als Kal hält er in der ersten seiner sechs Hände eine kleine Trommel, in der anderen die Schale, um das Blut der Erschlagenen aufzufangen, in der dritten die Keule, in der vierten den Dreyzack und in den beyden anderen zwey Köpfe von Erschlagenen; er ist mit einem Tigerfelle umgürtet, und hinter seiner linken Schulter ragt der Kopf einer Cobra Capella hervor. Nork, der Verfasser von Nr. 2, bemerkt mit Recht nach Heeren, daß die altpersische Sage von Sohak, welchem Schlangenköpfe aus den Schultern wuchsen, durch die Abbildungen Siwas beleuchtet wird; und Recensent bemerkt noch weiter, daß dieser Zusammenhang altpersischer Lehre mit indischer noch weit mehr aus den astronomischen Bildern der Perser und Araber erhellt, in denen Saturnus (ebenfalls die zerstörende Zeit) ganz und gar dem Siwa und Kal nachgebildet ist; sechshändig, in einer derselben eine Antelope, in der anderen eine Streitkeule, in der dritten eine Wurfscheibe (in den drey anderen Federbusch, Fahne und Rosenkranz) *). Diese bildliche Identität des indischen Kal mit Saturnus (beyde die zerstörende Zeit) ist von den Mythologen noch nicht berücksichtigt worden. Die Wischnewi rufen Wischnu als Iswara, d. i. den Herrn; die Verehrer des Siwa denselben als Bhuban Iswara, d. i. den Herrn der Welt an; er heißt auch Schamkara Kapali, Nilakanta, der Blauhalsige, so wie Wischnu vorzugsweise als Nerajana, d. i. der auf dem Wasser Getragene, angerufen wird; wiewohl dieser Name auch dem Siwa und Brahma von ihren Verehrern beygelegt wird. Das Paradies Siwas ist Kailasa, das Wischnu's Waikentha, das Brahma's Setjalok. Siwa wird besonders in der Form des Linga (Priapus), seine Gemahlin in der der Juni (Cunnus) verehrt. Eine der unglaublichsten, dem Siwa zu Ehren am Feste Tscheraka im Monate Choitru angestellten Bußübungen ist die des Tscherek (Cerchio, circulus), d. i. des kreisförmigen Schwingens, indem die Andächtigen auf eisernen, in das Fleisch zwischen den Schultern eingeschlagenen Haken aufgezogen, im Kreise herumgeschwungen werden. Siwa's Gemahlin ist Parwati, d. i. die Berggeborne,

*) Die Abbildung im ersten Bande der Fundgruben des Orients.

oder Durga, d. i. die thätige Tugend, oder Kali, d. i. als Gemahlin Kal's, d. i. die zerstörende Zeit. Der berühmteste Tempel der letzten ist zu Kalighat, in der Nähe von Calcutta. Sie steht auf einem Erschlagenen, ihr Gürtel ist mit Menschenhänden befranzt, ihr Halsband sind Menschenköpfe oder Todtenschädel, in der Hand schwingt sie das Schwert. Hierauf scheint sich der berühmte arabische Spruch zu beziehen: Der Weise ist der Sohn der Zeit, aber die Zeit ist ein schneidendes Schwert. Die vier Hände von Durga, der thätigen Tugend, scheinen mit der griechischen Cardinalzahl *) der Tugenden in Verbindung zu stehen. Der Sohn Kal und Kalis ist Bairawa oder Biru, eine schreckliche, nur durch Blut zu sättigende Gottheit, welcher der Hund als Wahan geweiht ist. Wirabadra gilt auch für einen Sohn Siwas, welcher aus den schwarzen Locken Siwas, die er sich in einem Anfalle von wahnsinnigen Schmerz abschnitt, und auf die Erde warf, entstanden. Berühmter, als diese beyden Söhne Siwa's, ist der dritte, Kartikeja, der indische Mars; sein Fest wird in dem ihm geheiligten Monate Kartika gefeyert, in welchem viele tausend Bildnisse desselben aus Lehm geformt, wie die an ihren Festen geformten Gebilde der Kali und Durga, ins Wasser geworfen werden. Er reitet auf einem Pfau, wodurch zwar nicht die Tapferkeit, aber der Stolz des Kriegers versinnlicht wird. Siwas Gemahlin wird unter nicht weniger als zwölf Namen in eben so vielen Gottheiten verehrt, nämlich: 1) Parwati, die Göttin des Gebirges; 2) Seti oder Siti, als Tochter Brahma's, in seinem irdischen Awatar Dachscha; 3) Durga, die allthätige, allwirkende Tugend; 4) Kali, die zerstörende Zeit; 5) Tschinnu Mustuka, als die Gemahlin Siwas Kepali, ein nacktes Weib mit einem Halsbande von

---

*) Die Cardinalzahl der Tugenden findet sich besonders häufig im Persischen, wie z. B. im Pendname Attar's, in welchem nicht weniger als acht und zwanzig Abschnitte mit den Worten Tschar tschi est, d. i. vier Dinge sind's, beginnen. In der indischen Religionslehre stellt sich die Tetras höchst bedeutend hervor: 1) In den vier Religions- und Gesetzbüchern der Inder (die Wedas, Puranas, Schastras und Gesetze des Menu), und den zu den Wedas gehörigen (Rigweda, die Jadschur weda, Sama weda, Atharweda), und den dazu gehörigen Upanischedas, Upawedas, Wedangas und Upangas; 2) in den vier Kasten (Brahmanen, Khschetri, Waisa und Sudra); 3) in den vier Weihen der Brahmanen (Brahmane, Krahasta, Wanaprasta, Sanjasi); 4) in den vier Jugs oder Weltalter (Kerdajuga, Tredajuga, Djuaparajuga, Kalijuga).

Schädeln; 6) Bhawani, die personifizirte Natur; 7) Anna Purna, eine Haus- und Wirthschaftsgöttin, die Anna Perenna der Römer; 8) Ganescha Junani als die Mutter Ganescha's, des Gottes der Klugheit, der Ehen und der Hindernisse, dessen Wahan eine Maus; 9) Dschugudhatri, ein gelbes Weib auf einem Löwen sitzend, deren Bildnisse, wie die Durga's und Kali's, ins Wasser geworfen werden; 10) Krischna Krora, eine andere Form Durga's, der Krischna säugend, um die schädliche Wirkung des Giftes der Schlange Kalia abzuwenden; 11) Kamula Kamini, eine andere Form Durga's, als welche sie einen Elephanten aus dem Munde zieht; 12) Mahadewi, d. i. die große Göttin, welchen Namen sie mit Seraswati, der Gemahlin Brahma's, und Lachschmi, der Gemahlin Siwa's, gemein hat, so wie Nerajana der gemeinsame Name Brahma's, Wischnu's und Siwa's. Die vereinigte Form von diesen beyden letzten heißt Heri Hari; Wischnu wird immer schwarz und Siwa weiß gemalt. Da sich ein solches Doppelgebilde, welches die beyden Gottheiten, deren Anhänger einander so sehr entgegengesetzt sind, vereint wirklich vorfindet, so läßt sich wohl auch die Vereinigung der beyden Stirnzeichen der Bekenner dieser Lehre, nämlich der senkrechten Linie der Wischnewi und der wagerechten der Siwaiten, denken, welche zusammen, wie Rec. längst schon anderswo bemerkt hat, das Symbol des Kreuzes geben. Das Urwesen theilte sich in das männliche und weibliche (Siwa und Parwati), und die Frucht ihrer Annäherung war Wiradsch, das erste Geschöpf, der Vater der Menu's, Rischi's, Brahmadika's und der Kinder der Sonne. Prith'hnwi, die Göttin der Erde, ist als Form Lachschmi's die indische Ceres, sonst Sri. Ganescha, welcher mit dem Janus der Römer verglichen worden, heißt an der Küste von Koromandel Polliar; er hat verschiedene Epithete, als der Langbauchige, der Einzähnige, der Elephantengesichtige u. s. w. Zu Schinkor bey Puna wird sogar heute noch eine lebende Verkörperung Ganescha's in dem Nachkommen eines frommen Mannes verehrt. Kuwera ist der Gott der Reichthümer, dessen Sachti, d. i. Gemahlin, Kuweri: sein Paradies heißt Alaka. Pavana, der Gott der neun und vierzig Winde, reitet auf einer Gasele. Jama oder Dhermaradscha, der indische Pluto, ist der Gebieter der unteren Regionen Patala; er heißt auch Sradhadewa, d. i. der Herr der Begräbnisse, weil er denselben vorsteht; sein Fuhrwerk (Wahan) ist der Büffel, welcher unter dem Namen Dhermaradscha (des Höllenrichters) das Sinnbild der Gerechtigkeit. Agni (ignis) ist der Gott des Feuers, und seine Gemahlin

Swaha hat, wie die Vesta der Römer, keine Bildsäule in den Tempeln. Agni hat, wie die drey Götter der Trimurti, ein besonderes Paradies, das Agniloka heißt. Indra ist der Gott des Firmaments und sichtbaren Himmels, dessen Wahan der Elephant Airawat; sein Himmel heißt Swerga, achthundert Meilen im Umfange, vierzig hoch, mit diamantenen Pfeilern, goldenen Pallästen, lichtstrahlenden Blumenbeeten; sein Fest wird am vierzehnten des Monats Bedra gefeyert; seine Beynamen sind: der Träger des Donnerkeiles, der Vernichter der Riesen, der Wolkengetragene u s. w.; er besitzt die folgenden, aus dem Milchmeere hervorgequirleten Schätze, nämlich: Kamdenu, die allgewährende Kuh, Parjataka, den Baum des Ueberflusses, und Utschisrawa, das achtköpfige Pferd; der achte Kopf unterscheidet es vom siebenköpfigen Surjas, dem Sonnengotte, welcher, wie Indra, ein Sohn Kasjapas und Aditis ist. Tschandra, der Mond, wird, wie bey den Persern und Arabern, in der Gestalt eines schönen Jünglings vorgestellt, welcher in einem von Gasellen gezogenen Wagen, welche ganz den Hindinnen Dianens entsprechen. Mungula (Mengela?) ist das Gestirn Mars, vierhändig, mit Keule, Dreyzack und Schwert bewaffnet, reitet er auf einem Widder. Budh, d. i. Merkur, ist der Sohn Tschandra's und Rohini's, d. i. des Mondes und der Pleias (Rohini ist das persische Perwin); daß der indische Budh, d. i. Merkur, derselbe mit dem nordischen Wodan, läßt sich nicht wegläugnen, wenn auch Klaproth am Schlusse seines Lebens Buddha's die Identität des letzten mit Odin bestritten hat. Brischput oder Wrihuspati ist Jupiter, der Guru oder Lehrmeister der Götter, auch Gischputu, d. i. der Wohlberedte, genannt, zwey Eigenschaften, welche die Aegypter dem Toth, die Griechen dem Hermes beygelegt; er reitet auf einem Pferde, und der Mangobaum ist ihm geweiht. Sukra (augenscheinlich das arabische Sohre), der Planet Venus, wird bald männlich, bald weiblich abgebildet, reitet auf einem Kameele, und hat eine Halbtrommel in den Händen, vermuthlich um damit den Tact zum Reigen der Gestirne zu schlagen, welchen Sohre bey den Arabern, Anahid *) bey den Persern mit sonnenstrahlenbesaiteter Lyra anführt. Sani oder Schuni, d. i. Saturnus, sitzt auf einem Geyer oder Raben. Rahu, der Gott des aufsteigenden Mondknotens, auf einer Eule oder einem Drachen;

*) Anahut heißt das Pulsen der Adern, welches man, wenn man mit den Fingern die Ohren zuhält, vernimmt, und worin der Inder den Tact des Reigens der Gestirne hört, Ayeeni Akbari.

Ketu, der des absteigenden Mondknotens, auf einem Geyer oder Frosch; Waruna, der Gott der Wasser, der indische Neptun, auf einem Meerungeheuer; er hat ein eigenes Paradies, wie Brahma, Wischnu, Siwa, Kawea, Warnu, Agni und Indra. Schesti ist die Göttin der Fruchtbarkeit, ein gelbes Weib, das auf einer Katze sitzt. Die Göttin Schetula wehrt die Blattern und andere Hautausschläge ab. Suradewi, die Göttin des Weines, ward mit anderen guten Dingen aus dem Milchozeane hervorgequirlet. Aswini ist der Name Parwati's, welche die Gestalt einer Stute annahm, als sich ihr Suria, der Sonnengott, in Gestalt eines Hengstes nahte; durch die Berührung der Nüstern wurde sie mit Sonnenstrahlen geschwängert, und die Frucht dieser ätherischen Lichtbegattung waren die Zwillinge des Thierkreises. Diti, die Gemahlin Kasjapas, ist die Mutter der Daitjas oder Asuras, d. i. der Dämonen und Giganten, deren tugendhafter König Durotosa heißt. Ghandhawas oder Gundharwas sind die himmlischen Sängerinnen, die Apsaras die indischen Huris, Bauts die indischen Barden, welche Siwa aus einem Schweißtropfen seiner Stirne entstehen ließ, damit sie Parwati's Lob sängen; als sie aber bloß das ihres Schöpfers sangen, ergrimmte Parwati so sehr, daß sie dieselben aus dem Paradiese vertrieb, seit wann sie auf Erden ein wanderndes Leben zu führen, und das Lob der Helden zu singen gezwungen sind. Dewadasi heißen die Bajaderen, Gopias die Kuhhirtinnen, Grahas die Planeten aus dem Milchozeane (Crerasaga) wurden außer den obgedachten guten Dingen noch hervorgequirlet Kustuba und Rembha, zwey unschätzbare Juwelen des Ausspruchs der Träume der Eingebornen dieses Landes. Danuscha oder Danuk, der nie irrende Bogen; Bich, das Gift, ein weißer Elephant und Dhanorantra, ein weiser Doctor.

Mit dem neunten Kapitel ist die eigentliche indische Götterlehre auf der 136. Seite zu Ende, indem die folgenden vier Kapitel des ersten Theiles von den Wedas, Brahmanen, Tempeln, den Secten und ihren Abzeichen, den Opfergeräthen, den Anhängern Buddha's, den Dscheinas und Scheichen (Shikhs), und der letzte Abschnitt von der ägyptischen Mythologie handelt, der zweyte Theil aber sich ausschließlich mit den verschiedenen Kasten und Stämmen Indiens, mit denen von Japan, Borneo, Dschawa, Sumatra, Ceylon, Kotschin und Tonkin China beschäftigt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Mythologie selbst in einem Werke, welches sich hauptsächlich als solche ankündet, ausführlicher behandelt und besser geordnet, und dasselbe mit

einem genügenden Register versehen worden wäre; denn der als dritter Theil überschriebene Anhang enthält bloß ein Verzeichniß von Götternamen und Tempelgeräthen u. s. w., bey denen nur hie und da wie durch Zufall eine Seitenzahl angegeben ist. Ueberhaupt hätte Hr. Coleman weit besser gethan, die von Ward im ersten Bande seines vortrefflichen Werkes (welches, troß aller Einseitigkeit des Missionärs, bey weitem das beste aller über Indien erschienenen) getroffene Eintheilung der Gottheiten in himmlische Götter und Göttinnen, in irdische Götter und Göttinnen, und in andere Gegenstände der Verehrung, als: Menschen, Thiere, Bäume, Flüsse u. s. w., beyzubehalten. Diese Anordnung ist in jedem Falle zweckmäßiger, als die der Eingebornen, welche aus ihren dreyhundert dreyßig Millionen von Göttern fünf Klassen hervorheben, nämlich: 1) die Trimurti [1]); 2) die fünf großen Götter, deren Bekenner die fünf großen Abtheilungen der Religionsbekenner bilden [2]); 3) die zehn Schutzgötter der Welt [3]); 4) die acht Schutzgötter der Himmelsgegenden [4]); 5) die neun Planeten, nämlich die sieben bekannten, sammt dem auf- und absteigenden Mondknoten [5]); weil nach dieser Eintheilung ein und dieselbe Gottheit in verschiedenen Klassen aufgeführt ist. Hr. Coleman hätte seinen Vorgänger Ward besser benützen sollen; wie unvollständig sind die von dem ersten gegebenen Awatare und Namen, in Vergleich der von dem zweyten gegebenen! Die tausend Namen Wischnu's sind zwar freylich noch nicht bekannt, aber die von Ward gegebenen bilden allein für jeden Gott eine besondere Litaney, wie z. B. die Kamadius, des Gottes der Liebe: Liebeberauschender! Gemüthbewegender! Allbesiegender! Träger des Fischpaniers! Sehnsuchtschwellender! Körperloser! Begierdenschöpfer! Mit fünf Pfeilen Bewaffneter! Entflammer! Herzgeborner! Blumenpfeiliger! Blumenbogichter! Gemütherzeugter! Selbstgeschaffener! Gemahl von Reti! Außer den zehn bekannten Awataren Wischnu's hätten wenigstens das halbe Hundert der Formen Durga's, welche bey Ward sich finden, aufgeführt werden sollen. Auch die Dä-

---

1) Brahma, Wischnu, Schawi.

2) Surja Ganescha, Schiwa, Wischnu, Durga.

3) Jhdra, Agni, Jama, Noirita, Varuna, Pavana, Jschu, Ananta, Kuveru, Brahma. Ward I. 38.

4) Indra, Agni, Jama, Nirut, Varuna, Wadschir, Kuvera, Isana. Dubois 444.

5) Rewi (das R a w i der Südsee-Inseln, Sonne), Soma (Mond), Mangala (Mars), Budh (Merkur), Virhaspati (Jupiter), Schukra (Venus), Scheni (Saturn), R a h u der aufsteigende, K a t u der absteigende Mondknoten.

monen (Datias), Riesen (Asuras), Recken (Rachschasas), Schlangen (Nagas, deren Königin Menesa) hätten ausführlichere Behandlung verdient. Die heiligen Pflanzen gehen fast ganz leer aus, in Vergleich der von Ward bey dem Paradiese Wischnu's und anderswo angeführten zahlreichen Namen von Bäumen und Blumen Der heilige Stein Schalgrama findet sich nicht einmal im Anhange. Die Formen des Ritus und die äußeren Religionspflichten hätten ganz füglich nach den fünf bekannten Religionspflichten der Moslimen (Reinigung durch Waschen, Gebet, Fasten, Almosengeben und Wallfahrt) klassifizirt werden können, und es ist auffallend, daß diese Uebereinstimmung des Islams mit den indischen Religionssystemen noch nirgends hervorgehoben worden; nur von den vielfältigen Opfergebräuchen der Inder und Hebräer hat Mohammed die Bekenner seiner Lehre enthoben, indem der Islam nur das Schlachtopfer am großen Opferfeste oder bey feyerlichen Gelegenheiten kennt; aber wie die Lesung der Wedas und Puranas, ist die des Korans und der Sunna verdienstliches Werk, und die Wiederholuug der Namen Gottes als Litaney und Rosenkranz ist beyden Religionen gemein. Rec. würde, nach der Darstellung der Götterlehre, den in den beyden ersten Theilen des Werkes Coleman's zerstreuten mythologischen und hieratischen Inhalt vielleicht in die folgenden zehn Rubriken gebracht haben: 1) Von den Weibern (Sachti); 2) den Wagen (Wahan) oder den ihnen heiligen Thieren; 3) den Waffen und anderen Attributen der Gottheiten, sammt ihren Paradiesen; 4) von ihren Verwandlungen (Awatar); 5) von den heiligen Pflanzen; 6) von den heiligen Flüssen; 7) von den Riesen, Recken und Dämonen, und von den Sängerinnen und Nymphen des Paradieses (Apsaras und Gandarvas); 8) von den Opfern und Tempeln, den Tempel- und Opfergeräthen; 9) von den Priestern und Büßern, Secten und Bettlern; 10) von den Festen. In der Folge dieser Rubriken bemerken wir zur zweyten, daß eine Tafel der verschiedenen heiligen Thiere der Inder wenigstens eben so zweckmäßig gewesen wäre, als die S. 10 gegebene Parallele der indischen und griechischen Götter, nach welcher Siwa und Indra = Jupiter; Brahma = Saturn, was ganz und gar gefehlt, da dieser, als die allzerstörende Zeit, nur mit Kal und Kali verglichen werden kann; Jama = Minos (richtiger wäre Pluto); Waruna = Neptun (hinkt ebenfalls, da der Dreyzack dem Schiwa besseren Anspruch gibt); Surja = Sol; Tschandra = Lunus; Waju, sonst Parana, welcher wieder besonders unten als Pan angeführt wird, mit dem er nicht die geringste Aehnlichkeit, als die Assonanz des Namens, hat = Aeolus,

Wiswakarma = Vulkan; Aswinikamara = Kastor und Pollux; wie Wiradsch als der Styx erscheint, ist dem Rec.'en ganz unbegreiflich, da Wiradsch laut S. 100 nichts anderes, als das in die zwey Geschlechter zerfallene Urwesen; Kuwera = Plutus; Krischna = Apollo; Nareda = Merkur; Rama = Bacchus; Skanda (was ein Beyname Siwas) wird irrig als Mars aufgeführt, welcher Kartikeja, der Sohn desselben; Durga = Juno (aus sehr einseitigem Gesichtspunkte angesehen); Seraswati = Minerva; Rembha, ein Beyname Lachschmi's, der Göttin der Schönheit, als Seegeborne, indem sie aus dem Schaume des Milchmeeres hervorgequirlet ward = Aphrodite: Swaha = Vesta; Sri = Ceres; Ushasa = Aurora, diese erscheint weder im Verfolge des Werkes, noch im Anhange; die indische Gottheit der Morgenröthe ist Aruna, der Lenker des Sonnengespanns; die Gopias, d. i. Kuhhirtinnen, würden besser mit den Nymphen, als mit den Musen parallelisiren, da den letzten nur die himmlischen Sängerinnen, nämlich die Gandharvas, verglichen werden können; Prithiwi, die Gottheit der Erde, = Cybele; die drey letzten, nämlich Atawi Dewa = Diana, Aswikulapa = Genien, Herakula = Herkules, erscheinen in der Folge gar nicht; die Diana ist einzig und allein mit der Anahid (welche die persische Atemis) zu parallelisiren: hier fehlen Bhawani = Isis, Rohini = Pleias, Budh (Merkur) = Wodan u. s. w. Eine gleiche Uebersicht hätte von den Wahan oder heiligen Thieren gegeben werden sollen, welche besonders wegen der Vergleichung mit dem ägyptischen Thierkultus wichtig; Dubois hat zu Ende des vierten Hauptstücks wenigstens die acht Götter der Weltgegenden mit ihren Wagen und Waffen aufgeführt; wir stellen dieselben hier statt Hrn. Coleman zusammen. 1) Brahma reitet oder sitzt auf dem Schwane oder der Gans; seine erste Verwandlung ist in einen 2) Fisch; Wischnu reitet auf dem 3) Adler (Garuda), oder wird auf den Wassern ruhend, von sieben Köpfen der tausendköpfigen 4) Schlange Ananta oder Sescha überschattet; in seiner Verwandlung als Krischna zertritt er den Kopf der Giftschlange Wasuki, deren sich die Suras und Asuras, d. i. die guten und bösen Genien, beym Quirlen des Milchmeeres statt eines Strickes des Berges Mendere, statt eines Quirles bedienten; in seiner Verwandlung als Rama ist 5) der Affe Hanuman sein getreuer Verbündeter und Brückenbauer; in seiner dritten Verwandlung erscheint er als 6) Eber, und seine Gemahlin Lachschmi, die Göttin der Schönheit, heißt dann Warahi, d. i. die Wildsau; in seiner vierten Verwandlung als Narasing, d. i.

Mannlöwe, zerreißt er als 7) Löwe den Dränger Hieranjacasipa; in seiner zehnten und letzten Verwandlung 8) das Pferd mit sich, Indra hat achtköpfiges, Aruna siebenköpfiges Pferd; Schiwa reitet 9) auf dem Stiere Nandi, so auch seine Gemahlin Parwati oder Durga auf einem Stiere oder Löwen, auf dem letzten auch der Planet Merkur. Jama, der Gott der Unterwelt, auf dem 10) Büffel (Dhermaradscha), welcher mit dem Stiere Nandi nicht zu verwechseln; der Sohn Schiwa's, Kartikeja (der indische Mars), auf einem 11) Pfau; sein Bruder Ganescha erhielt statt des ihm abgehauenen Kopfes den eines 12) Elephanten, und fährt mit einer 13) Maus. Agni, der Gott des Feuers, sitzt auf einem 14) Widder; Kamadewa, der Gott der Liebe, auf einem 15) Papagey; Tschandra (der Mond) fährt mit 16) Antelopen, deren eine auch Schiwa in der Hand hält; Sukra (der Genius des Abendsternes) reitet auf einem 17) Kameele; Mars auf einem 18) Schafe; Saturn auf einem 19) Raben oder 20) Geyer; der aufsteigende Mondknoten auf einem 21) fliegenden Drachen, einer 22) Eule oder 23) Schildkröte; der absteigende Mond auf einem 24) Frosch, und Waruna (der Gott der Wasser) auf einem 25) Seeungeheuer. Von diesem Viertelhundert geheiligter Thiere sind im Anhange unter dem Artikel Wahan nur sechzehn angegeben. Eben so hätten nach dem von Dubois bey den acht Genien der Weltgegenden gegebenen Beyspiele die Waffen und die Attribute der verschiedenen Gottheiten zusammengestellt und erklärt werden sollen, wie Tschakre die Wurfscheibe, Tschank die Seemuschel, Trisuba der Dreyzack, Mogut das Königsdiadem u. s. w.; im Anhange findet sich aber nicht einmal ein Artikel für weapons. Der sieben Paradiese (Brahma's, Wischnu's, Schiwa's, Indra's, Agni's, Waruna's, Kuwera's) ist schon oben erwähnt worden; die poetische Ausmalung derselben findet sich bey Ward. Von den heiligen Pflanzen hätten wenigstens die beyden heiligen Feigenbäume (ficus religiosa und ficus indica), die beyden heiligen Gräser Durga- und Kusa-Gras, der Tulusibaum und der Marmelbaum (Aegle marmelos), und die Lotos besondere Abschnitte verdient. Die Verwandlung der frommen Tulusi, welche, weil sie dem Wischnu gefiel, durch seiner Gemahlin Lachschmi Eifersucht in einen Baum verwandelt worden, ist das Urbild der Metamorphosen Daphne's, Myrrha's und anderer, und derselben ist die Pagode Tulsiperat geheiligt; eine Abbildung dieses Tempels, so wie derer von Dschaghernat, Mundir und Laboraton (?) findet sich in der an Gegenständen des Kultus des Brahmaismus und Buddhaismus so reichen Sammlung Hrn.

Lamare Picquot's. Aus dem Marmelbaume werden die Mausoleen (Berschukat, d. i. Begräbnißholz) aufgerichtet, deren weder in dieser Mythologie, noch bey Dubois und Ward Erwähnung geschieht, deren sich aber mehrere in der Sammlung Hrn. Lamare Piquot's befinden; sie werden in der Nähe eines heiligen Baumes oder Flusses errichtet, bestehen aus vier oder fünf Stockwerken, im untersten ein untergeordneter Gott (Doton, vermuthlich eine Verstümmlung von Datia oder Dewata), welcher der Träger des Ganzen und der Führer der Seelen zum Paradiese Schiwa's; ober demselben zwey Elephanten, das Symbol Ganescha's und der Klugheit; dann der heilige Stier (nicht Nandi, der Träger Wischnu's, sondern Dharmaradscha, der Gerechtigkeitsstier der Unterwelt); ober diesem ein Gemach, welches das eigentliche Grabgemach des Verstorbenen vorstellt, und das von außen mit seinem Porträte und mit dem seiner geliebten Gemahlin (Bibi), oder mit Lingams verziert ist. Die heiligste Pflanze ist die Lotos, die nicht höher verehrt ward am Nil, als am Indus und Ganges von den Bekennern der Lehren des Brahma und Buddha. Die heilige, von Klaproth[1]) erklärte Formel: Om mani padme hum! (O du schöne Lotosblum'!), ist das heiligste Gebet der Buddhisten, so wie das Gajatri, d. i. das Sonnengebet: Laßt uns betrachten das anbetungswerthe Licht des göttlichen Gesetzgebers, möge es unseren Verstand erleuchten[2])! die heiligste Gebetformel der Brahmanen. In der erwähnten Sammlung Hrn. Lamare Picquot's findet sich auch ein kolossaler Kopf aus Thon des Waldgottes Kalura Dukinera, welcher bey Ward[3]) Kalulaja heißt, und der Beschützer der Holzhauer und Fischer wider die Tiger und Krokodile. Das Seitenstück zu diesem Schutzgotte der niedersten Klasse des Volkes ist Kalu Bhoirawa, ein nackter, dreyäugiger, mit Asche beschmierter Schiwa, der auf einem Hunde reitet, in der einen Hand ein Horn, in der andern eine Trommel hält, der Schutzpatron von Kaschi (Benares), dessen in Coleman eben so wenig Erwähnung geschieht, als der beyden folgenden Gottheiten des gemeinen Volks, Pantschanana, eine Schiwagestalt mit fünf Gesichtern, jedes mit drey Augen, der auch bloß als rother, mit Oel beschmierter Stein am Dinstag und Sonnabend besonders verehrt, von den Kindern die hinfallende Krankheit abwehrt, und Darma Thekura, ebenfalls eine Form Schiwa's,

---

[1]) Nouveau journal asiatique VII. p. 185.

[2]) Ward's view LXXXII.

[3]) I. S. 236.

in der Gestalt eines schwarzen Steines verehrt [1]). Von den heiligen Flüssen sind im Anhange die Triwena, d. i. die drey zusammengeflochtenen Locken, nämlich der Zusammenfluß des Ganges und des Dschemna in der Nähe von Allahabad, mit welchen sich, nach der Meinung der Inder, der Saraswati unter der Erde vereinigen soll, erwähnt, und unter der Rubrik: rivers, sind noch der Godaweri, Sind (Indus), Krischna und Brahmaputr, jedoch ohne Angabe der Seitenzahl, aufgeführt. Der Flußgottheiten Jamuna, Nermeda, Kewiri, welche bey Ward [2]) vorkommen, wird nicht gedacht. Unmittelbar nach der Götterlehre handelt das zehnte Kapitel von den Wedas, den Brahmanen, über deren vier Benennungen nach dem verschiedenen Alter ebenfalls nach Dubois und Ward weit mehr zu sagen gewesen wäre, von ihrer Einkleidung mittelst des heiligen Gürtels Poita (persisch Sonnar, neugriechisch ζωναρι), von den Tempeln (Dewal), den Höhlentempeln zu Elephante, Salsette, Karli, Ellora, dem schönen, von Fra Paolino beschriebenen Tempel des Eilandes Seringa in Tandschur, der von Tripetti ebenda, der sieben Pagoden Mahabali Purams, der berühmte von Dschaggernath, der obenerwähnte von Mundir, Laboraton(?) und Pulsiperat (deren Modelle in der reichen Sammlung Hrn. Lamare Picquot's) wird nicht gedacht. Ref. bemerkt über diese Pagoden, deren Kleinheit mit dem herrlichen Baue großer Moscheen gar nicht zu vergleichen; daß das Dach mehrerer aus einem doppelt aufsteigenden Vierecke mit einem Gipfel besteht; daß auf jedem Ecke der beyden Vierecke und von dem Gipfel ein kegelförmiges kleines Thürmchen emporragt, so daß das Ganze neungipfelig. Diese Ansicht gewährt einen klaren Begriff über die berühmte neungipfelige Herrschaftsstandarte Tschengischan's, deren neun Gipfel also nicht in einer Reihe neben einander, sondern in drey aufsteigenden architektonischen Gliedern zu denken sind, indem von den beyden viereckigen, sich über einander erhebenden Dachplatten von jeder vier Thürmchen emporragen, und das neunte vom Gipfel. Bey der Pagode von Laboraton erheben sich drey sechseckige Dachplatten (die obere immer kleiner als die untere) über einander; auf jedem Ecke der beyden Platten und auf dem Gipfel steht auf einer Kugel ein Kegel, so daß das Dach nicht neungipfelig, wie das der anderen, sondern neunzehngipfelig. Die goldene Zahl Neunzehn ist auch eine heilige Zahl, wenn gleich nicht so heilig, wie die Sieben, die Drey und dreymal Drey.

[1]) Ward I. S. 232 — 235.

[2]) I. LXXXI. und 278, wo nicht weniger als dreyßig Flußnamen.

Von den Opfern (Pudscha) sind die berühmtesten Durga Pudscha, das am Feste der Durga dargebrachte; Aswamedha, das Pferdopfer; das Homani-Opfer; das Opfer mit zerlassener Butter (Dschi); Dhuna heißt die Anbetung einer Gottheit mit Opfern; die dargebrachte Opfergabe, gewöhnlich eine mit dem Kraute Mugri bekränzte Kokosnuß, heißt Gatha (gâteau). Von den Opfergeräthen sind in Coleman die vorzüglichsten auf den beyden Tafeln (32 u. 33) abgebildet, und befinden sich auch in der Sammlung Hrn. Lamare Picquot's. Die merkwürdigsten sind die Lampen und die Pateren, die Lingas und Junis; die Form der letzten ist besonders in den kupfernen Pateren, welche Argapatra heißen, beybehalten; es wird wohl überflüssig seyn, zu bemerken, daß das zweyte Wort das lateinische patera, so wie das erste das griechische αργω. Hieraus läßt sich die häufige Wiederkehr der Nachenform im ägyptischen Kultus als Arche (Arga), Opferschale (Patra) u. s. w. am anschaulichsten erklären, und bekanntlich hat sich diese Form bis auf heute in den Weihrauchgefäßen erhalten. Die Feuergefäße der indischen Tempel heißen Ateschdan, was aber ein persisches Wort, so wie Muschat, der indische Name für moslimische Tempel, nur das verderbte arabische Mesdschid. Wassergefäße zu den vorgeschriebenen Reinigungen heißen Osrnwa, andere Tassen Pinda; Schalen zum Auffangen des Opferblutes nach einer Etikette der Sammlung Hrn. Lamare Picquot's Gangatra. Eben dort findet sich eine Gottheit, die unseres Wissens sonst nirgends vorkömmt, nämlich Baram Tschoke, d. i. die Lampengottheit, Trägerin der fünf heiligen Feuer; sie trägt eine lange flache Tafel in den Händen, in der fünf für die Tochte eingeschnittene rothgefärbte Vertiefungen als fünf Feuerströme auslaufen. Diese bisher unbekannte Lampengottheit, Trägerin der fünf heiligen Feuer, ist schon deßhalb merkwürdig, weil sonst insgemein die Zahl der letzten als Sieben *) bekannt ist. Der Priester Opferer, welcher das Opfer schlägt, heißt Hota; Anbetung, die von Reinigungsceremonien begleitet ist, heißt Nejama; die Fliegenwädel, welche ober den Häuptern der Gottheiten gehalten werden, und welche eigentlich Schwänze tatarischer Kühe, ein Attribut des Königthums, wie die Sonnenschirme (Tschetr), befinden sich bekanntermaßen schon auf

*) Feuer! sieben sind deine Zunder, sieben sind deine Zungen, sieben sind deine heiligen Weisen, sieben sind deine geliebten Wohnstätten, auf sieben Wegen beten dich deine Opferer an. sieben deine Quellen. Colebrooke's in den Essay asiatic researches, VII Bd

den Felsensculpturen von Persepolis. Bey Gelegenheit der Lampen und Opfergefäße hätte wohl des äußerst merkwürdigen, von Dubois (S. 97) so verschrieenen Lampen- und Gefäßekultus erwähnt werden sollen, vermög dessen Andächtige, besonders weiblichen Geschlechtes, das vor ihnen stehende Gefäß oder die Lampe so lange innigst anschauen und anrufen, bis sie ihnen, sagt Dubois, selbst zur Gottheit wird. Der Missionär sieht hierin nur reinen Fetischismus; uns bedünkt aber, daß dieser Kultus wohl in einem weit milderen Lichte, als der wahre Beginn eines symbolischen erklärt werden könne; in der Juniförmigen Opferschale (Argapatra) betet die Indianerin weder das kupferne Gefäß, noch das Ebenbild ihrer Geschlechtstheile an, sondern nur die große Gebärmutter der Natur, welche, mit dem Linga vereinigt, das Symbol der allerzeugenden Naturkraft; in der Lampe wird dieselbe nicht als Gefäß des Feuers, und auch dieses nicht als Gottheit, sondern nur als Symbol derselben verehrt, und die Spuren dieses symbolischen Kultus finden sich, troß des Feuereifers, womit der Islam den Feuerdienst verfolgt, sogar im heiligen Lichtvers der Sure des Lichtes (dem 36sten der XXIV. S.): »Gott ist das Licht der Himmel und der Erden; sein Licht ist das »eines Wandfensters, worin eine Lampe, und die Lampe im »Glas wie ein strahlender Stern, entflammt von dem Oele eines »gesegneten Baumes, der kein östlicher und kein westlicher; das »Oel glänzt, als ob es selbst leuchte, auch ohne vom Feuer be»rührt zu werden. Licht auf Licht, Gott leitet zu seinem Lichte »wenn er will, und gibt Gleichnisse den Menschen. Bey Gott! »er ist aller Dinge wissend.« Ward erwähnt außer dieser Anbetung oder Verehrung des Feuers und Lichtes und seiner Gefäße (das enthaltende die Juni, das enthaltene der Linga), noch der Abschnitte über die Verehrung der Steine (Schalgrama), des Holzblocks (Pedal), so wie überhaupt die umständlichste Kunde über die Tempel und ihre Weihe, über die Opfer und ihre Geräthe, über die Priester und ihre Diener; so z. B. wäre man selbst nach den Etiketten der Sammlung Lamare Picquot's und nach den darüber erstatteten Berichten versucht zu glauben, daß Mundir der eigene Name einer besonderen Pagode, wie Dschaggernath [1]), während dasselbe ein Geschlechtsname für doppelgewölbte, der Verehrung des Linga geweihte Tempel [2]), wie

[1]) Une autre pagode appelée Moundir. *Extrait* du rapport fait *à la société libre des beaux-arts* le 18 Juin 1833.

[2]) *Mundiru* means any edifice of brick or stone; but custom has appropriated it almost exclusively to the temples of the lingu. Ward's view, II. T.

Dewal für die dem Dschaggernath geweihten Nawaratna, die den Awatar des Wischnu heiligen u. s. w. Dasselbe gilt von den Opfern des Stieres, Esels, den Brandopfern (Hom), den blutigen (Paratana), den Trankopfern (Tarpana) und allen Gattungen von Opferceremonien (Pudscha), den Bußübungen (Tapasja), dem Baden (Snana), der Betrachtung (Dhiana), den Gelübden (Wrata), den Gaben (Dana), den Wiederholungen heiliger Texte (Gita) u. s. w.; von denen allen hier nichts zu finden, über welche aber Ward umständliche Auskunft gibt. Dieser hat auch die Benennung des beständigen Wiederholens der Namen Gottes, nämlich Dschepe, wider welche er und Dubois als ganz sinnloses Geplapper wetteifern: allein dieß gilt von allen Gebeten, die bloß zur leeren Wortformel ohne Geist herabgesunken, von der indischen Dschepe und dem arabischen Sikr (der Wiederholung der hundert Namen Gottes), wie von dem gedankenlosen Herplappern des Rosenkranzes und Litaneyen. Der Charakter dieser Wiederholung eines und desselben göttlichen Namens oder Attributes, das unverwandte Anschauen des Bildes der Gottheit, das hartnäckige Ausharren in einer und derselben Stellung des Büßenden entstammt alles einem und demselben Grundcharakter des Morgenländers überhaupt und des Inders insbesondere, nämlich der höchsten Stätigkeit und Intensität, wodurch auch der indische Kultus allen Einwirkungen fremder Eroberung zu allen Zeiten siegreichen Trotz geboten. So lange der Liebende hundert und tausendmal: ich liebe dich und ich bete dich an, mit dem innigsten Ausdrucke des Gefühls wiederholt, ist diese Wiederholung nicht nur wahrer intensiver Kultus der Liebe, sondern eben durch die Intensität des Gefühls der entsprechendste Ausdruck desselben, indem durch Umschreibung und Entwicklung von Begriffen diese Intensität nicht gesteigert werden könnte. Von dieser Ansicht aus läßt sich also das Dschepe der Inder und das Sikr der Moslimen nicht nur leicht begreifen, sondern auch rechtfertigen. Eine der sonderbarsten, indischer Religionslehre ausschließlich eigenen, Ansichten ist die bekannte, daß der Fromme und Büßer durch fortgesetztes Gebet und Bußübungen der Gottheit so viel Macht und Herrschaft abtrotzen könne, daß dieselbe selbst der Macht und Herrschaft der Götter zuletzt gefährlich. So erklärt die indische heilige Sage die Uebermacht der Weltmonarchen und Dränger, die Kämpfe und Schlachten der Götter mit den Weltdrängern und Giganten. Dasselbe Prinzip liegt der ebenfalls aus Reisebeschreibungen hinlänglich bekannten Sitte des Dhernasitzen der Fakire und Jogis zum Grunde, welche sich vor das Hausthor hinsetzen, und die Ge-

währung ihres Begehrens durch das Ausharren in ihrem Sitzen vor der Thüre zuletzt erzwingen. Diese Sitte moslimischer Fakire und indischer Jogis ist indessen doch auch dem Westen nicht so fremd, wie es auf den ersten Anblick scheint, denn sie ist nur gemildert und anders modifizirt in der ausharrenden Beständigkeit derer, die durch stetes Verweilen in Vorzimmern und Gesellschaftssälen der Minister und Großen als Salonspfeiler und Kabinetsauskultanten ihren Weg machen, und durch ihre Opportunität und Importunität, was dem bloßen Verdienste nie geworden wäre, erreichen. Noch sey zum Schlusse dieser Bemerkungen zweyer nicht minder eigenthümlicher Formen indischen Gottesdienstes erwähnt, nämlich die eine: das Bilden unzähliger Gottesbilder aus Thon, welche während des Festes mit Blumen bekränzt, mit Butter gesalbt, in feyerlicher Prozession herumgetragen, zu Ende des Festes aber alle ins Wasser geworfen werden; diese Sitte findet ihre beste Erklärung im italienischen Sprichworte. passata la festa gabbato il santo; als Gebrauch religiösen Kultus ist dieselbe uralt, indem schon zu Rom am 15. May ein Block Holz als Symbol einer Gottheit in die Tiber geworfen ward [1]). Die zweyte absonderliche religiöse Sitte ist die der Verehrung durch bloßes Herumgehen um das Bild der Gottheit, welches die Nachahmung des Umgangs der Planeten um die Sonnen und dieser um einen anderen höheren Mittelpunkt. Der Tanz der Planeten und der Zeichen des Thierkreises um die Sonne ist eine schon aus Moor's Pantheon bekannte bildliche Darstellung indischer Mythologie; von diesem Sonnentanze ist ganz gewiß die Stelle Lucian's in seiner Abhandlung vom Tanze zu verstehen [2]), und derselbe hat sich in dem siebenmaligen Umgange der Pilger um die Kaaba, und dem Walzer und dem Reiger der Derwische Mewlewi erhalten, so daß der Walzer der religiöseste aller Tänze. Die berühmtesten Wallfahrtsplätze der Inder, welche, da sich Coleman's Werk nicht bloß auf Mythologie beschränkt, sondern auch in die Religionslehre und in den

[1]) Scirpea pro Domino *Tiberi* jactatur imago. Ovid. Fast. Libr. V. Eine sehr schöne symbolische Anwendung dieser Sitte findet sich bey Ward II. p. 222: I am like the image, made to day, to be cast into the river to morrow.

[2]) Et quid Graecos tibi commemoro, cum etiam Indi, postquam mane surrexerunt, adorent Solem, non ut nos, qui ubi manum sumus osculati, perfectam putamus a nobis esse adorationem: sed stantes in orientem conversi saltatione solem salutant, silentio conformantes se, et Dei hujus saltationem imitantes. Et haec est Indorum adoratio, et chori, et sacrificium: quare etiam his rebus bis placant Deum, tum incipiente die, tum occidente. V. p. 133. Biponti 1790.

Kultus eingeht, darin ebenfalls an seiner Stelle gewesen wäre, sind nach Ward die heiligen Stätten Kaschi, Benares, Prajaga (Allahabad), Ajodhia (Aud), Dschaghannath (in Orissa), Rameschwara (Ramiseram), dem Rama heilig, die südliche Gränze des Brahmanismus; Ganga Sagara, das Eiland an der Mündung des Ganges; Gaja, die Stelle, wo Wischnu einen Riesen erschlug; Tschandraschekara, ein Berg bey Tschittagong, wo ein Tempel des Linga; Noimischa, der Wald bey Lekau; Ekamra-kanana an der Gränze von Orissa, wo allein sechstausend dem Wischnu geweihte Tempel u. s. w. Zwey Tafeln vergegenwärtigen in Coleman's Werk, die eine (I.) die verschiedenen Bußübungen, die andere (II.) sechs und dreyßig verschiedene Namen, d. i. Stirnenzeichen, wodurch sich die Bekenner der verschiedenen Secten von einander unterscheiden; aber die Büßer selbst, von denen Ward zwanzig Klassen unter besonderen Namen aufführt, gehen leer aus; nur der Setis, d. i. der zum Scheiterhaufen bestimmten Witwen, geschieht Erwähnung, doch ohne Ward's heute, Dank der Menschlichkeit der brittischen Gesetzgebung! nicht mehr wahren Berechnung, nach welcher im brittischen Indien im Durchschnitte Tag für Tag zwey Witwen verbrannt wurden. Ein Abschnitt Coleman's handelt von dem Kindermorde, namentlich dem Mädchenmorde der Radschputen, einem Zweige der Kschetri's oder Kriegerkaste; aber nicht wird gedacht der verschiedenen Arten freywilligen und für verdienstlich gehaltenen Selbstmordes (Kamja marana) [1]) in den Fluthen des Ganges, unter den Rädern des Mordwagens von Dschaghanath, durch Sturz von Felsen in Abgründe, durch die Thiere des Waldes oder durch den Grimm der Kälte (wie der Held des Romans Jaques von George Sand) stirbt; auf solche Art starben, nach der Sage der Purana's, Judisthir's (Wischnu's Freund) fünf Gefährten [2]). Dieser alten Sage scheint die im Schahname des mit seinen sechs Gefährten für immer verschneyten Keichosrew nachgebildet, oder auch umgekehrt. Von den Büßern geschieht in Coleman's Werk der einzigen Woiradschis, welche auch Woischnawas, d. i. Bekenner des Siwa, genannt werden, besondere Erwähnung; doch hätten wenigstens der bekannteren, wie der Ramata, Anhänger Rama's, der Munis, welche ewiges Stillschweigen geloben; der Dandi's, welche ihren Namen von ihrem Stabe oder Krücke (Dandi) haben; der Kabiren-panthis, deren Stifter der Moslim Kebir, Erwähnung geschehen sollen. Coleman gibt über die fünf Secten,

[1]) Ward II. S. 115. [2]) Ebenda S. 126.

die Buddha's, Dschaina's, Sichen, Tschoitenja, Saad kurze Auskunft. Die Tschoitenja, von dem Stifter der Gosais so benannt, sind Bekenner des Krischna, den sie unter dem Namen Heri anrufen; sie halten keine anderen Feste, als die Krischna's. Die Saads, reine Deisten, welchen der Ganges ein Gegenstand der Verehrung, ähneln den Quäckern Englands Die politisch merkwürdigste dieser Secten ist die der Sichen, deren Stifter Nanak (ein Hindu der Kriegerkaste Kschetri) im J. 1469 starb. Diese Secte herrscht in Lahur, auf dessen Beherrscher, Rendschit-Sing, auch die Augen Europa's geheftet sind, und dessen Lebensbeschreibung in Prinsep's trefflichem Werke über den Ursprung der Macht der Sichen in Pendschab [1]) der Welt vorliegt; darin geschieht auch ihrer Religion, doch nicht so ausführlich als von Ward, Erwähnung. Ref. kann nicht umhin, zu bemerken, daß noch nirgends die enge Verbindung dieser Secte mit dem Islam nachgewiesen worden, wiewohl dieselbe nicht nur daraus, daß der Stifter Nanak die Worte Kebir's anführt [2]), sondern auch aus ihrer Einweihungsformel erhellt, welche, das Wort Guru (Meister) abgerechnet, rein arabisch; diese Formel heißt: Wah! Guru dschida chalsa! — Wah! Guru dschida feth [3]), d. i. Ach! guter Meister Befreyung! Ach! guter Meister Eroberung! Außer diesen fünf ketzerischen Secten erwähnt Ward noch der drey orthodoxen Ritus des Brahmaismus, nämlich der Soiwas (Verehrer des Schiwa), der Woischnawas (Verehrer des Wischnu), der Schaktas (Verehrer der Bhaghawati oder Durga), der jüngsten aber und ihrer Orgien willen verabscheuungswürdigsten Sekte der Tschekre wird in Coleman gar nicht gedacht. Ward beschreibt [4]) ihre Orgien, bey denen sich die Eingeweihten aus Menschenschädeln mit Branntwein berauschen, und die Nächte in den abscheulichsten Ausschweifungen zubringen; diese Orgien heißen Purnabhischeka, welches Wort, so der Etymologie als der Sache nach,

[1]) Origin of the Sikh power in the Punjab and Political life of Muha-Raja Ranjeet Singh with an account of the present condition, religion, Laws and customs of the Sikhs compiled by Henry T. Prinsep. Calcutta 1834.

[2]) Ward II. 288.

[3]) Ebenda II. 278. Ward gibt die wahre Bedeutung dieser Wörter in der Note, ohne jedoch zu wissen, daß dieselb: arabisch, nämlich: واه Ah! جيدا Gut, خلاص Befreyung, فتح Eroberung.

[4]) II. p. 93 und 247. dann I. Bd. LI u. f.

nichts anderes, als das griechische Πορνοβοσκεῖον. Coleman erwähnt, nach den übrigen Secten, noch der Dämonen und Giganten; der Pandus, d. i. der fünf Heldensöhne des Pandu; des Berges Meru, als des Aufenthalts der sieben Rischi; der himmlischen Nymphen (Apsara) und Sängerinnen (Ghandarwa), und des Schlangenkönigs (Nagaradscha). Auf dem Berge Meru sind auch die sieben oberwähnten Paradiese; Schiwa's irdischer Aufenthalt ist aber in dem Himalajagebirge, so wie der Indra's in dem Gebirge Silanta.

Der zweyte Theil von Coleman's Werk (eigentlich ein Viertel des ganzen) handelt von den verschiedenen indischen Stämmen; eine zum besseren Verständniß des mythologischen Theiles des Werks nicht überflüssige Zugabe. Diese Stämme sind nicht mit den Kasten der Hindus zu verwechseln, deren ursprünglich, wie allbekannt, nur vier (die Priester, Krieger, Kaufleute und Handwerker), welche auch im Schahname schon unter Huscheng vorkommen. Die von Coleman aufgeführten Stämme sind: 1) Die Bhils auf der Nordseite der Bergkette (Ghauts), welche der Küste von Malabar parallel läuft; 2) die Kulis von Gudschurat, etwas weniger räuberisch als die vorigen; Ref. hält dieselben für Abkömmlinge der mongolischen und türkischen Stämme, welche Indien von Tschengischan's Zeit an überschwemmten; das Wort ist rein türkisch, und heißt die Sclaven; so heißen insgemein in Indien auch die Lastträger, doch ist das Wort wohl zu unterscheiden von Kulin, welches der Name der höchsten Klasse der Brahmanen; Coleman aber sagt, daß die Bhils, die Kulis von Gudschurat, und 3) die Goands, welche den östlichen Theil der Halbinsel (Goandwana) bewohnen, für die Ueberbleibsel der Aborigenen Indiens gehalten werden; auch S. John Malcolm hält die Bhils für einen uralten Stamm, was vielleicht von denselben, aber nicht von den Kulis wahr seyn mag. Eben so wenig, als die Kulis, kann Rec. die Tudas (ein Nilgerreyvolk), welche von der indischen Götterlehre nichts wissen, mit Ritter (IV. 1036) nach Herloß für Aborigenen Indiens halten, nicht nur weil sie, als der schönste Menschenschlag, augenscheinlich der türkischen, und nicht der indischen Rasse angehören, sondern auch, weil die von Herloß angeführte Benennung Aul für Mann (Polaul, Kapilaul) augenscheinlich nichts, als das türkische Aul (Stamm) ist; Mort, das verstümmelte Jurt, und Nor das rein mongolische Nor; diese Tudas sind also aus besserem Grunde, als die Kulis, für Abkömmlinge alter türkischer Stämme zu halten, welche unter der Herrschaft der Mongolen das Land überschwemmten. 4) Die Radschputen; 5) Katti; 6) Kaat;

7) Kumbis, welche alle Bewohner um Gudschurat und Kattiwar, wieder in verschiedene Stämme zerfallen, deren Sittengemälde und Geschichte Major Tod in seinem aus zwey dicken Quartbänden bestehenden Prachtwerke geliefert; 8) die Maherattas, welche zu Ende des verflossenen Jahrhunderts und im Beginne des gegenwärtigen durch ihre bald verbündeten, bald als Nebenbuhler sich einander gegenüber stehende Häuptlinge (Pischwa, Holkar und Sindia) politisch berühmt geworden; ein Zweig derselben sind die Kumbis von Lony, deren Religion ein trauriges Gemisch von evangelischen Lehren und Götzendienst, und deren Idole Kendu, Bjiru, Dschemni, Jemni, Tukia nichts als Verkörperungen von Mahadeo (Schiwa) und Parawati. 9) Die Pindaris, ein räuberisches Volk, in Derras, d. i. Stämme, eingetheilt, welche durch Serdare befehligt werden, seit dem wider sie im J. 1814 geführten Kriege von den Engländern gänzlich unterjocht; 10) die Mhairs, westlich von Adschmir, ein freyheitliebendes, kriegerisches, selbst von ihren Nachbarn, den Radschputen, gefürchtetes Volk, welche in unwegsamen Gebirgsschluchten wohnen; 11) die Bewohner von Nipal sind die Stämme der Niwaren; 12) die Sirmoris, ein Gränzvolk von Nipal, verdient wegen der bey ihnen eingeführten Vielmännerey besondere Erwähnung; 13) die Rohillas, ein kriegerisches Volk, deren Gebiet dem des Wesirs, d. i. nachmaligen Königs von Aud, zugeschlagen, heute den Engländern unterthänig; 14) die Ruschenije, d. i. die Erleuchteten, eigentlich eine Secte der Afghanen, der Wortbedeutung und der Sache nach Illuminaten, weßhalb ihr Stifter Bajesid Anßari (nicht Banyesid Ansauri) mit Recht Piri tark (the pear of darkneſs) genannt wird; 15) die Dhamianen oder Waischtenaiwas, eine mohammedanische Secte in Bendelkend (so ist Bundelcund auf deutsch auszusprechen), deren Gründer Dschi Ssahib sich Herr des Lebens nannte, und für den am Ende der Welt erwarteten Mehdi ausgab; 16) die Basiger, d. i. Spielleute oder Nats, sind die indischen, in sieben Klassen getheilten Zigeuner, von denen nicht ohne Wahrscheinlichkeit der Ursprung der europäischen abgeleitet worden. Basiger heißt, wie gesagt, bloß Spielmann, und ist also nicht der eigentliche Name des musikalischen Stammes, welchen Behramgur aus Indien kommen ließ, nämlich den der Loren (richtiger Luren), von welchem, wie die glaubwürdigste Quelle persischer Geschichte, das Tarichi Güside, sagt, noch heute alle persischen Musiker und Spielleute abstammen; das Wort Basiger selbst aber ist an die Stelle des Bersiger, d. i. Bauern, ge-

treten, zu welchen Behramgur die Luren wahrscheinlich bestimmt hatte, so daß aus Bersiger, d. i. Bauern, Basiger, d. i. Spielleute, geworden, wie man sogleich sehen wird. Rec. wüßte nicht, daß von allen denen, welche über die Abstammung der Zigeuner geschrieben, eine historisch sicherere angegeben worden wäre, als diese Verpflanzung von zehn- oder zwölftausend Luren aus Indien nach Persien, von wo aus sie später Kleinasien und Europa überschwemmten. Da diese Stelle des Güside und die noch ältere des Schahname vollträchtig an historischer Wichtigkeit, so folgen hier dieselben zum ersten Male übersetzt, und die erste noch im Texte.

Aus dem Güside:

»Seine (Behramgur's) Zeit war eine Zeit des Vergnügens und der Lust; die Handwerker arbeiteten bis Mittag, und weihten die andere Hälfte des Tages dem Vergnügen. Die Tonkünstler kamen so sehr in Aufnahme, daß auch der schlechteste mit einem Dirhem des Tages sich nicht begnügte. Behramgur brachte aus Indien zwölftausend Luren zur Ergötzung der Leute durch Musik, und ihr Stamm macht noch heute in Persien Musik [1]).

Aus dem Schahname [2]):

Er schickte an Schengel [3]) den Abgesandten,
Und sprach durch ihn: o Schah! schaff' mir zu Handen [4])
Zehntausend Luren, Mann und Weib betraute,
Die mit dem Plektron schlagen frisch die Laute.

---

1) زمان او زمان عشرت و طرب بود اهل صنعت تا نیم روز بکسب مشغول بودندي و نیمه دیگر بعشرت کار مطربان رواجی عظیم گرفت چنانکه کمتر مطربی روزي بدرم قانع نمی شد بهرامکور از هند دوازده هزار لوري بجهت مطربی و مردمان بیاورد و نسل ایشان هنوز در ایران مطربی میکنند

2) Der 519. Abschnitt, überschrieben: Behramgur beruft die Luren an seinen Hof. (Inhalts-Anzeige des Schahname im Anzeigeblatt des LXIV. Bandes dieser Jahrb. S. 14, und das Shanamah by Turner Macan. Calcutta 1829, III. Bd. p. 1085.)

3) Der Schah Indiens, von dem die vorhergehenden Abschnitte handeln. Ebenda. Da das ganze Schahname gedruckt, so genügt es hier, auf den Text desselben zu verweisen.

4) Ei Schah bedestres ist eine bessere Lesart, als die in Macan's Schahname: Ei Schahi feriadres.

Du wollest sie mir schicken, daß vielleicht
Durch sie mein Kreis des Ruhmes Ziel erreicht.
Als zum Schengel gekommen dieses Schreiben,
Wollt' er den Kopf an dem Saturnus reiben;
Gewählet wurden Luren von Schengel,
Wie es der Schah befohlen hatte, schnell.
Als zu dem Schahe kamen nun die Luren,
Befahl er, daß man ihnen öffne Fluren,
Und jedem einen Esel, eine Kuh,
Die Luren zügelt er als Bauern [1]) zu;
Auch gab Getreid' denselben, tausend Lasten,
Der Landesfürst [2]), das sie empfangend faßten,
Daß reich an Küh' und Maul die Lagerstatt,
Zu Früchten reif heran des Kornes Saat.
Daß sie aufspielen sollen für Derwische,
Der Kleinste sich umsonst am Ton erfrische.
Des Luren Kuh und Korn war bald zergangen,
Im neuen Jahr kam er mit gelben Wangen.
»Wie ist es denn,« so scholl des Königs Wort,
»Daß Korn und Saat von dir zerstreut sind fort.
»Der Esel blieb, der mag euch nun begleiten,
»So blas't die Flöte nun und schlagt die Saiten.«
So ist's, daß durch des Königs Wortes Frucht,
Der Lure in der Welt Erwerb sich sucht,
Daß in Gesellschaft stets mit Wolf und Hunden
Das ganze Jahr am Weg er wird gefunden [3]),
Daß auf des guten Königs Wort gesteift,
Er Tag und Nacht als Dieb umher stets schweift.

Es ist unmöglich, ein treueres Gemälde des Zigeunerlebens zu geben, als dieses vom Sänger des alten Nationalepos entworfene der herumziehenden Lebensweise der musikalischen und diebischen Banden der Luren, welche augenscheinlich dieselben mit den indischen Basigers oder Spielleuten. Ihre Religionsbegriffe und was sie von einem künftigen Leben glauben sind in ihren eben so schönen als einfachen Gesängen enthalten, deren meiste die Frucht der Begeisterung des schon oben erwähnten Kebir, eines Webers zur Zeit Schirschah's, des indischen Cromwell. Der Gründer der oben erwähnten Secte der Kebirpanthi, welche ihrer Wahrhaftigkeit willen berühmt, eine Art von Quäckern, wie die Saads; sie glauben an eine allgemeine Weltseele, mit welcher sich die menschliche, von den Banden

---

[1]) Si Luri hemi sacht bersigeri, wörtlich: Er machte aus den Luren Bauern.

[2]) Schehrujar in meinem Schahname eine bessere Lesart, als bey Macan bud peikjar.

[3]) Das folgende Distichon fehlt in der Ausgabe des Schahname von Kalkutta.

des Körpers befreyt, vereint. 17) Die Parsi oder Feueranbeter theilen sich in die Priester (Mobed) und die Laien (Bedia). 18) Die Garraus, Bergbewohner, essen alle Arten von Fleisch, selbst das von Hunden, Fröschen, Schlangen, und das Blut von allen Thieren, das sie in hohlen, grünen Bambusröhren auf langsamem Feuer rösten. 19) Die Kukis oder Lenktas, ein wildes, kriegerisches Bergvolk, vor deren Idol Schimsak (Simsak? Silberschenkel) die Köpfe der Erschlagenen aufgeschichtet werden. 20) Die Sintisos in den östlichen Distrikten von Asam, ein ausgewandertes chinesisches Bergvolk. 21) Die Kiajins in Arrakan sind nach ihrer Legende die Urbewohner des Birmanenlandes, beten Aerolithen an, und halten für den größten Mann — den größten Fresser.

Wir erwähnen nun zuletzt der Feste, welche zu Ehren der verschiedenen Gottheiten gefeyert werden, weil dieselben unmittelbar den Uebergang zu der Abhandlung über die Monatsnamen einiger alten Völker bilden, und weil, wenn gleich, nach des Recensenten längst darüber ausgesprochenen Meinung, der persische Kalender unstreitig der älteste, mehrere der indischen Feste ihrer Uebereinstimmung willen mit den persischen bemerkt zu werden verdienen. Diese Uebereinstimmung ist bereits vor zwanzig Jahren im ersten Jahrgange dieser Jahrbücher [1]) hervorgehoben worden. In Coleman haben die Feste, welche doch so zahlreich, keinen besonderen Abschnitt, sondern werden nur hie und da bey den Gottheiten im Vorbeygehen erwähnt. Das größte derselben, nämlich das Durgafest im October, entspricht so der Dauer als der Zeit nach dem der eleusinischen Mysterien [2]); das berühmte Wagenfest Dschagha-nath's, seines Bruders und seiner Schwester, hat vom 2ten bis 10. Julius Statt; das Aschenfest der Saniasi mit dem Schwingen an Haken, welches Ward umständlich beschrieben [3]), wird, so wie das Huli (das Narrenfest), im April gefeyert, und die drey Tage des Festes der Anna Perna, der indischen Hausgöttin, ebenfalls in diesem Monate begangen [4]), fällt mit den zu Rom gefeyerten Cerealia und Palilia zusammen. Die beyden Monate, in welchen die indischen Feste am zahlreichsten, sind Magha und Kartika, wovon jener dem Februar, dieser dem November entspricht. Das Fest der Schlangengöttin Manasa hatte am 10ten des aufnehmenden Mondes des Junius [5]) Statt, an welchem es vorzüglich verdienstlich, sich im Ganges zu baden [6]) (vier Tage später wird auch Dschaghanath gebadet);

---

[1]) III Bd. S. 149 u. f. [2]) Ebenda, S. 158. [3]) I. 23.

[4]) Ward I. 137. [5]) Ebenda II. 24. [6]) Ebenda II. 22 u. I. 176.

am Feste der Schlangengöttin wird kein Feuer angezündet, weil einer der Namen dieser Göttin Arandhana, d. i. die Nichtkochende, heißt; sie wird auch im August und October verehrt, und an diesen Festen werden Euphorbien vor's Haus gepflanzt. Am 14ten des Mondes Bhadra (September) wird das Fest der Unendlichkeitsschlange Ananta und zugleich das Indra's, des Königs des Himmels, gefeyert, welchem vierzehn Arten von Kuchen und mehrere Opfergaben, alle zweymalsieben an der Zahl, dargebracht wurden; der Tag sowohl als die Siebengabe entspricht dem großen Mithrasfeste (Mihrgjan), an welchem die Tafel mit sieben Ingredienzien bestellt ward [1]). Dieses weiset auf eine bisher noch nirgends hervorgehobene Identität des indischen Indra mit dem persischen Mithras hin, und jener hat wie dieser tausend Augen [2]); Indra, der Gott des indischen Himmels, steht eben so ober dem indischen Sonnengotte Surja oder Rawi, wie der persische Mithras über dem Genius der Sonne Chorschid. Ein merkwürdiges indisches Fest ist das am 5ten des Mondes Magha (Februar) der Saraswati (der Göttin der Wohlredenheit und Gelehrsamkeit) gewidmete, weil an demselben, nebst dem Bilde der Göttin, Feder, Tintenzeug und Buch göttlich verehrt werden; aber sonst ist der Kultus der Göttin der Wissenschaft an diesem Tage ein negativer, indem gerade an diesem Festtage die Inder weder eine Feder, noch ein Buch anrühren, weder lesen, noch schreiben [3]); dem Tage nach ist dieses Fest nur drey Tage von der persischen Lichtmeß (Sade) entfernt, welche ein Fest des Feuers war, welches auch in diesem Monate von den Indern im Vollmond feyerlich verehrt wird [4]), wobey noch zu bemerken, daß dieser ganze Monat, vorzüglich der erste Sonntag desselben, der Sonne heilig war [5]). Im Vollmonde desselben Monats wird auch Ganescha, der Gott der Klugheit, Ehen und Hindernisse, verehrt [6]). Am 7ten, 8ten und 9ten desselben Mondes werden zwey Feste zugleich gefeyert, das der Göttin Dschaghudguri, einer Form Durga's, welche ganz gelb, in ihren vier Händen eine Muschel, eine Wurfscheibe, eine Keule und eine Lotos hält [7]); und das Krischnakrora's (ebenfalls Durga), welche den Krischna säugt, um das Gift der Schlange Kalja unschädlich zu machen. Hier sey noch bemerkt, daß das Fest Ganescha's, des Gottes der Ehen, am 14ten des Mondes, d. i. am selben Tage

---

[1]) Das εκτατραπεζα Hydes p. 246, das persische Heftchuan.

[2]) He has woo eyes. Ward I. 37.

[3]) Ward I. 172. [4]) Ebenda S. 65. [5]) Ebenda S. 51. [6]) Ebenda S. 168. [7]) I. 134.

gefeyert wird, wo nach der uralten, schon von Mesudi erörterten Angabe des arabischen und persischen Kalenders am 14. Februar der zweyte der drey Frühlingstropfen fällt, welche die Erde beleben, und daß sich an diesem Tage die Vögel begatten. Am 14. Februar wird in Indien der Jahrestag der Auferstehung des Linga gefeyert, der nur ein Symbol der mit herannahendem Frühling wieder erwachenden Zeugungskraft der Natur [1]). Ein Reflex dieser alten Kalenderlehre hat sich noch in der englischen Sitte Valentin und Valentine, welche an diesem Tage gefeyert wird, erhalten. Im Februar wurden zu Rom die Todtenfeste Feralia oder Parentalia, in Persien der persische Todtenfasching Purdian oder Furdian (eins mit dem hebräischen Feste Pûrim) [2]), und in Indien in den letzten Tagen des abnehmenden Mondes ein Todtenopfer gefeyert, wobey zu bemerken, daß auch das persische Purdian an den Schalttagen, d. i. in die fünf letzten des Februars, fiel; auch der römische Schalttag fiel in die letzten fünf Tage des Februars; an diesem Tage (23. Februar) wurden in Persien die Talismane wider schädliche Thiere geschrieben; der ganze Monat war zu Rom der Scheuerung der Tempel geweiht [3]). In den drey letzten Nächten dieses abnehmenden Mondes wird in Indien das Fest der Göttin Schmasana Kali, d. i. der Vorsitzerin der Kirchhöfe, des Verbrennens der Todten [4]), gefeyert. Wir haben also in dem einzigen Monate Magha oder Februar allein drey unläugbare, augenscheinliche Uebereinstimmungen des indischen und persischen Kalenders: das Feuerfest im Beginn, das Todtenfest zu Ende, und das Fest der Zeugungskraft der Natur in der Mitte des Monats. Die Idee des reinigenden (Feuers) ging von den Persern und Indern zu den Römern über, und diese uralten persischen und indischen Kalenderfeste leben noch heute in der Lichtmeß der Katholiken, im Purim der Juden und im Valentinstage der Engländer fort. Es wäre hier zu weitläufig, die nächste Verwandtschaft des indischen und persischen Kalenders durch die Zusammenstellung der Feste auch in den anderen eilf Monaten des Jahres durchzuführen, was übrigens zum Theil bereits vor zwanzig Jahren in dem oben erwähnten Aufsatze dieser Jahrbücher [5]) geschehen; allein die obige Zusammenstellung genügt zur Ueberzeugung, daß die Monatsord-

---

1) Ward II. 25.

2) Jahrbücher der Literatur, Bd. XXXVIII. 49.

3) Ward II. 25, und Jahrb. der Lit. Bd. XXXVIII.

4) Ward I. 166.

5) III. Bd. S. 149.

nung des indischen und persischen Kalenders ursprünglich dieselbe. Die Verfasser von Nr. 4 bemerken dieß selbst gewissermaßen (S. 172), aber der daraus gezogene Schluß, daß der von ihnen (S. 155) in der Tabelle angegebene ursprüngliche Anfang des altpersischen Jahres der wahre sey, leuchtet dem Rec.'en keineswegs ein. Es ist ganz gewiß, daß vor der Reformirung des persischen Kalenders, nach welchem heute das Newruf in den Monat März fällt, dasselbe durch die angehäuften Fehler nicht genauer Berechnung der Schaltjahre um ganze vier Monate bis in den Julius vorgerückt war. Dieser Irrthum der älteren persischen Kalenderrechnung, welche aber nicht die älteste, hat seine historische Richtigkeit, und Hyde hat nach den persischen Quellen bey jedem persischen Monate genau das römische, welchem dasselbe entsprach, angegeben, nämlich 1) Ferwerdin, heute März, vor der Reformirung Julius; 2) Ardibchischt, heute April, ehemals August; 3) Churdad, heute May, ehemals September u. s. w. Dieser Jahresanfang war aber keineswegs der ursprüngliche, sondern schon ein durch den Lauf der Zeiten mittels fehlerhafter Berechnung der Schalttage angewachsener Irrthum, wie bey der julianischen Zeitrechnung zur Zeit ihrer Reformirung durch Gregor; das Newruf, d. i. der Anfang des persischen Jahres, wurde schon von der ältesten Zeit, d. i. von Dschemschid her, in der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings gefeyert. Das Schahname und alle anderen Quellen der ältesten persischen Geschichte lassen hierüber keinen Zweifel übrig. Statt diese unabweisliche Autorität des ältesten persischen Jahresanfangs oder die später von Hyde klar angegebene Verrückung desselben um vier Monate zu beachten, haben sich die Verfasser unsägliche Mühe gegeben, mit einem Aufwande von großer Gelehrsamkeit den Anfang des altpersischen Jahres um drey Monate zu verrücken, so daß vor der Reformirung von jeher der Ferwerdin, d. i. der März, dem Dezember (Dei), der Ardibihischt, d. i. der April, dem Jänner (Behmen), der May, d. i. der Chordad, dem Februar (Isfendermed) u. s. w. entsprochen habe. Diese Tabelle hält, nach des Rec.'en Meinung, vor der Kritik eben so wenig Stand, als die mit so großem etymologischen Aufwande unterstützte Behauptung, daß die hebräischen Monatsnamen persischen und nicht syrischen Ursprungs seyen. Die hebräischen Namen sind bis auf vier augenscheinlich dieselben mit den syrischen; die einzigen vier, welche mit den vier syrischen nicht übereinstimmen, sind der Junius, bey den Syriern Hasiran, bey den Hebräern Siwan; der November, syrisch der zweyte Tischrin, hebräisch Marheschwan, der Dezember syrisch Kjanun I., hebräisch Khislev;

der Jänner syrisch der Kjanun II., hebräisch Tebeth. Diese vier Namen sind augenscheinlich Eindringlinge, und nach aller Wahrscheinlichkeit Verstümmlungen persischer Namen; die altpersischen Monatsnamen haben aber mit den syrischen nichts gemein, und jene lassen sich durchaus nicht aus diesen ableiten. Die dem Rec.'en bekannte älteste Angabe über die ältesten Jahre und Monate der Perser, Syrer und Araber findet sich in Mesudi's (gest. i. J. Chr. 957) goldenen Wiesen, wo sowohl von der altpersischen, als syrischen Zeitrechnung umständlich die Rede, und eine dort befindliche Angabe, nach welcher das Mihrdschan, d. i. das im Monate Mihr (September) gefeyerte große Mithrasfest nach der syrischen Zeitrechnung in den ersten Tischrin *) fiel, leitet den Rec.'en auf die Vermuthung, daß das hebräische Marheschwan nichts als eine Verstümmlung von Mihrdschan. Dasselbe dürfte bey genauerer Untersuchung auch bey den drey anderen, nach den bisherigen Etymologien keineswegs genug aufgeklärten Namen: Khislew, Tebeth und Sivan der Fall seyn. Diese Namen dürften erst nach der babylonischen Gefangenschaft in den hebräischen Kalender eingewandert seyn. Wenn die von den beyden Herren Verfassern willkürlich aufgestellte Verrückung des persischen Jahranfangs und die daraus gezogene Folgerung, daß alle hebräischen Monatsnamen persischen und nicht syrischen Ursprungs seyen, uns durchaus unhaltbar scheint, so ist hingegen nicht der geringste Zweifel, daß die Namen der kappadocischen Monate nichts als die verstümmelten rein persischen, und die (S. 79) gelieferte Tabelle von zehn Varianten derselben ist höchst schätzbar; einige derselben haben nur wenige Veränderung erlitten, wie z. B. Tir als Τῆρι oder Τειρει, Mihr als Μιϑρι, aber andere desto mehr, und seltsam genug sind die drey Monate, deren Namen bis zur Unkenntlichkeit am meisten verstümmelt sind, gerade die drey Wintermonate (November, Dezember, Jänner), für welche statt der syrischen Namen sich im hebräischen Kalender andere verstümmelte eingedrängt haben; denn wenn nicht die Monatsfolge die Identität auswiese, wer möchte in Δαδουσα

---

*) و تشرين الاول احد و ثلاثون يوماً و فيه يكون المهرجان

Der 1. Tischrin (October) hat 31 Tage, in demselben fällt das Mihrdschan. Mesudi erklärt hierauf, daß Mihrdschan im Pehlewi so viel heiße, als: Mithras ist gestorben; eine mythologisch wichtigere, als historisch richtige Angabe, weil dadurch das große Mithrasfest im September als ein Todtenfest des Mithras, im Gegensatze seines Geburtsfestes in der Wintersonnenwende bezeichnet wird.

oder *Δοδν* den persischen Dei, in *Οσγμανα* oder *Θεμαι* den persischen Behmen, in *Σουδαρα* oder *Σουδαρυ* den persischen Isfendermed erkennen. Ganz undenkbar endlich ist für alle Kenner persischer Sprache und Geschichte die von den Verfassern (S. 131) aufgestellte Vermuthung, daß die angeblich dem Jesdedschird zugeschriebenen Monatsnamen in eine ältere Zeit als derselbe gehören sollen, indem dieselben, augenscheinlich neu geschmiedete, vielmehr einer weit späteren angehören dürften. Wenn Rec. sich also unumwunden ausspricht, daß er die in diesem Werke hypothetisch aufgestellte Parallelisirung der jüdischen und sendischen Monate keineswegs als hinlänglich begründet ansehen kann, und die hebräischen Monatsnamen (vier derselben ausgenommen) nur für syrische gelten lassen muß; so erkennt er doch das Verdienst der Verfasser in Parallelisirung der kappadocischen Monatsnamen mit den persischen und ihre große etymologische Gelehrsamkeit mit der größten Achtung an.

Je mehr uns die Anzeige von dreyen der obigen sechs Werke zur Umständlichkeit und zu Abstechern bewogen, desto kürzer müssen wir uns, aus Beschränktheit des Raumes, über die drey anderen fassen, was um so leichter, je weniger dieselben Neues enthalten. Die Grundidee von Nr. 2, die Mythe der alten Perser als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien zu betrachten, ist in diesen Jahrbüchern mehr als einmal, und besonders in der schon mehr erwähnten Tafel des Festkalenders [1]) angedeutet, in der zweyten Ausgabe aber von Creuzer's Symbolik und Mythologie in dem zweyten Anhange, welcher die vergleichende Zusammenstellung des christlichen Festcyclus mit vorchristlichen Festen enthält, von Hrn. Doctor Ullmann [2]) umständlicher entwickelt worden. Es würde ein wahrer Verlust seyn, wenn diese Abhandlung in der vorliegenden dritten Ausgabe wegfallen, und nicht vielmehr neu vermehrt wiedergegeben werden sollte. Rec. hält sich so mehr verpflichtet, diese schätzbare Abhandlung Hrn. Ullmann's ins Gedächtniß zurückzuführen, als Hr. Nork in seinem Vorworte wohl das, was Richter, Rhode, Kleuker und Seel hierüber geäußert, erwähnt, Hrn. Ullmann's Abhandlung aber sowohl, als die meisten der hieher gehörigen Stellen der Jahrbücher mit Stillschweigen übergeht. Der Mangel der Kenntniß orientalischer Sprachen hat ihn noch überdieß zu einigen, wiewohl im nächsten Bezuge auf seinen Gegenstand nicht wesentlichen Irrthümern verleitet; wie z. B. (S. 10) die Ableitung des Namens des Xerxes von Schiruje, während die Identität des ersten mit Isfendiar sich nicht weiter bezweifeln läßt.

---

[1]) III. Bd. S. 148. [2]) IV. Bd. S. 577.

Auf der nächsten Seite sind die persischen Lettern, welche das Wort Jesdedschird vorstellen sollen, nicht nur vom Setzer durch einander geworfen, sondern auch mit zweyen nicht dazu gehörigen vermehrt. S. 20 steht Thewuresch statt Tahmurasp, und in der Note wird bemerkt, daß Dschemschid auch Djam-Schid genannt werde; das letzte ist bloß fehlerhafte Schreibweise Herbelot's, und könnte leicht eine wesentliche Verwirrung zwischen Dschemschid, dem Namen des großen Königs, und Dschami Dschemschid oder Dschami Dschem *), d. i. der Becher Dschemdschid's, hervorbringen; in diesem doppelten Worte springt die Verschiedenheit des E- und A-Lautes und die Nothwendigkeit, denselben im Schreiben zu unterscheiden, grell ins Auge. Das He ist bekanntlich der lindeste Hauchlaut des Arabischen und Persischen, Tschehel, d. i. Vierzig, kann daher in keinem Falle Tschechel geschrieben werden; auch heißt Minar (wie S. 22) nicht die Säule, sondern Leuchtthurm. Der Bruder Tur's heißt Iredsch und nicht Irets, und der auf derselben Seite vorkommende König Minotschehr und nicht Minotpher. Daß die von Hrn. Nork als unumstößlich vorausgesetzte Annahme Heeren's, daß unter Kei Guschtasp Niemand anderer als Kyaxares I. zu verstehen, heute nicht mehr haltbar, erhellt aus der oben gegebenen Beleuchtung der Stammtafel der Könige der zweyten Dynastie in der von Kapitän Rawlinson entzifferten ekbatanischen Keilinschrift.

Eben so kurz, als über Hrn. Nork's Werk, können wir uns über die von Haymann übersetzte, von August Wilhelm v. Schlegel mit einer Vorrede versehene Darstellung der ägyptischen Mythologie des Arztes James Cowles Prichard fassen, indem wir sagen, daß das Werk zwar eine sehr wohlgeordnete Darstellung der ägyptischen Götterlehre, wie dieselbe schon seit Kircher und Jablonski vor den Entzifferungen Young's und Champollion's bekannt war, daß aber auf diese das Pantheon des letzten nicht die geringste Rücksicht nimmt. »Dem Verfasser,« sagt Hr. v. Sch. in der Vorrede, »ist die deutsche Sprache und Literatur nicht fremd. Er hat sogar einen Abschnitt aus der Schrift »meines Bruders: Ueber die Sprache und älteste Weisheit der Indier, unverändert eingeschaltet. Vieles jedoch, »was in Deutschland schon vor Abfassung seines Werkes kühn behauptet und heftig bestritten worden, scheint Hrn. Prichard unbekannt geblieben zu seyn. Dieß war vielleicht vortheilhaft für »die Unbefangenheit und den einfacheren Gang seiner Untersu-

*) جام جم

»chung.« Diese Untersuchung betrifft die Verwandtschaft der indischen und ägyptischen Mythologie, und Vergleichung ihrer Religion und Verfassung, in welchem Gebiete Dr. Prichard Hrn. v. Sch., wie dieser sagt, seinen eigenen Forschungen begegnet, das ist, auch von dieser Seite nichts Neues enthält. Der Vorredner ist der Meinung, wenn auch Champollion's Entzifferungen über allen kritischen Zweifel erhaben ständen, dieselben zwar kein großes Licht über die Mythologie, wohl aber um so größeres über die Geschichte verbreiten würden. Vorausgesetzt, daß Champollion's Entdeckungen gegründet, so stoßen dieselben die bisherige ägyptische Mythologie ja völlig um, und schon deßhalb hätten dieselben in dem vorliegenden Werke wenigstens hypothetisch berücksichtigt werden sollen. Hr. v. Sch. sagt weiter: »Es ist mißlich, wie der Verfasser thut, die Vergleichung mit »der Mythologie anzufangen. Freylich tritt er weit besser gerü»stet auf, als Sir William Jones in seinem ganz verfehlten Ver»suche einer Zusammenstellung indischer Götter mit griechischen »und italienischen. Wären aber auch die von Hrn. Prichard her»vorgesuchten Aehnlichkeiten treffender, als sie in der That sind, »so würden sie dennoch bey mir wenig Ueberzeugung bewirken. »Andrerseits beweist auch die Divergenz der Mythologien nichts »gegen die Herleitung der Religionen aus einer gemeinschaftlichen »Quelle. Nach Verschiedenheit des Himmelsstriches und der »Landesart konnten die Mythologien sich örtlich umgestalten: die »Oertlichkeit so mancher ägyptischer Mythen ist unverkennbar; »Aehnlichkeiten hingegen konnten aus einem verwandten Triebe »der Dichtung und Betrachtung hervorgehen, ohne Mittheilung »von außen. Dieß gilt von vielen kosmogonischen Mythen: es »sind eben Spekulationen über die Natur; Philosopheme, wie »Heyne sie treffend nannte, in anthropomorphistischen und nicht »selten grobsinnlichen Einkleidungen.« Der Vorredner fährt fort, die vorzüglichste Uebereinstimmung indischer und ägyptischer Religionslehren und Staatseinrichtungen hervorzuheben: die Unsterblichkeit in der Form der Seelenwanderung, die Bevormundung der ganzen Lebensweise des Volkes durch die Priester u. s. w.; doch waren die Inder strenge Büßer, und der ägyptische Thierdienst, sagt Hr. v. Sch., war den Indern ganz fremd; das letzte möchte sich in dieser Ausdehnung nicht behaupten lassen; auch die Inder haben einen Cyclus heiliger Thiere, welche den Göttern zu Fuhrwerken dienen, und die bereits oben aufgezählt worden. Ganescha hat einen Elephantenkopf, wie bey so vielen ägyptischen Gottheiten bloß der Kopf thierisch; aber außerdem ist der Elephant Oirat an und für sich, so wie das Pferd, welches Wischnu im zehnten und letzten Awatar mit sich führt, ein

heiliges Thier. Die Uebereinstimmung der cobra di capello mit dem Uräos der Agypter läßt aber Hr. v. Sch. selbst gelten. Er bemerkt dann wieder die Verschiedenheit der Todtenbestattung durch Scheiterhaufen und Mumien, den Abscheu der Inder vor den Verschnittenen, welche den Aegyptern die reinsten der Menschen. In der übrigen geselligen Verfassung gibt Hr. v. Sch. die auffallendste Aehnlichkeit zu, er tadelt Hrn. Prichard bloß in der Ueberschrift eines Abschnittes: die ausdrückliche Hierarchie und erbliche Priesterschaft gleichbedeutend gebraucht zu haben. Die Hierarchie ist eine Stufenfolge geistlicher Würde in der Unterordnung unter Ein Oberhaupt, während in Indien die zu Einer Kaste gehörigen Priester ebenbürtig, und im Brahmanismus keine Spur priesterlicher Obergewalt. Auch in der Anwendung der Astrologie auf die technische Chronologie thut sich eine durchgreifende Abweichung der indischen und ägyptischen Methode hervor. Hr. v. Sch. bemerkt mit Recht, daß die Einrichtung der Woche nach sieben Tagen rein ägyptisch oder semitisch, aber nicht indisch oder persisch (japhetisch). Von der Uebereinstimmung des indischen und persischen Kalenders ist schon oben gesprochen worden; wirklich hatten die alten Perser keine siebentägige, wohl aber eine zehntägige Woche, welche sich in den Benennungen der Monatstage durch die Feste Dir abschneidet. Die von den Tuskern entlehnte Einrichtung des römischen Kalenders stimmt auffallend mit der indischen zusammen, indem die Calendae den Neumond, die Idus (in deren Namen sich sogar der altindische Name des Mondes Indu erhalten hat) den Vollmond bezeichnen. Die Einrichtung der sieben und zwanzig Mondhäuser ist den Indern, Arabern und Persern gemein; Hr. v. Sch. sagt, daß die Araber dieselben von den Indern angenommen, nicht umgekehrt, wie Montucla versicherte, und daß sich weder in Vorderasien, noch in Aegypten die geringste Spur davon finde. Hierüber bemerkt Rec. erstens, daß noch so viele Figuren des ägyptischen Thierkreises unerklärt sind, daß sich in denselben die Mondesstationen wohl noch finden dürften; zweytens, daß sich außer den beyden Behauptungen Montucla's und Hrn. v. Sch.'s noch eine dritte als die wahre denken läßt, nämlich, daß die Mondesstationen ursprünglich nicht von den Indern oder Arabern, sondern von den Babyloniern oder dem medischen Urvolke ausgegangen, bey welchem wissenschaftliche Kultur ursprünglich aufblühte, und sich dann westlich nach Babylon, östlich nach Indien verbreitete, und sich unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen und äußeren Umständen in zwey ganz verschiedenen Systemen des Feuer- und Sternendienstes entwickelte, denen doch mehrere Berührungspunkte gemein geblieben, so im Dienste der fünf und sieben heiligen Feuer, wie in der bildlichen Verehrung der Pla-

neten, z. B. des indischen Sokra, welcher die arabische Sohre, der persischen Anahid, welche die babylonische Anaitis, und des indischen Indra derselbe mit dem persischen Mithra's u. s. w. Nach Hrn. v. Sch.'s so gehaltvollem Vorworte bedarf Dr. Prichard's Werk keiner weiteren Empfehlung des Recensenten, der schon oben seine Meinung ausgesprochen, daß dasselbe trotz dem, daß es von den Entdeckungen Champollion's keine Kunde nimmt, eine sehr schätzbare Uebersicht der bis auf Champollion bekannten ägyptischen Mythologie.

Aus einem anderen Gesichtspunkte, als dem einer Gesammtübersicht des Stoffes aller Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, geht der Verfasser von Nr. 3 aus, welchem die höchste Aufgabe der Mythologie die Beleuchtung des Heidenthums in seiner geschichtlichen Beziehung zum Christenthume; einzelne Stellen, in denen dem Verfasser Creuzer entgegen tritt, sind schon oben berührt worden; davon abgesehen, und auch davon, daß der Verfasser kein Orientalist, ist sein Werk gewiß von allen, denselben Gegenstand in Gesammtübersicht behandelnden, das vorzüglichste und empfehlenswertheste. Die ersten drey Viertheile desselben behandeln Ostasien, den Brahmanismus und Buddhaismus, die verschiedenen indischen Secten, den Religionszustand unter den Völkern des Hochlandes und Nordens von Asien, auf Ceylon, in Hinterindien und den Inseln der indisch-chinesischen Meere; das letzte Viertheil behandelt in zwey Abtheilungen in gedrängter Kürze den Feuerdienst von Iran und die Religionsgeschichte der Völker Vorderasiens, der Chaldäer und Sabäer. Aegypten, welchem Hrn. Prichard's Werk ausschließlich gewidmet ist, bleibt also von dem des Hrn. Stuhr gänzlich ausgeschlossen; der Fetischdienst des inneren Afrika, der Thierdienst Aegyptens gehen ganz leer aus, und der Verfasser überblickt nur ganz kurz den Sternendienst der Sabäer, den Feuerdienst der Chaldäer, den Sonnenkultus der Perser und den Götzendienst der Inder sammt dem Schamanismus und Buddhaismus. Der Schluß seines Werkes beschließe auch diese Anzeige:

»An der Pforte, die aus dem Osten nach dem Westen hinüberführt, war der Mensch zu dem Bewußtseyn seiner eigenen Kraft gekommen; aber es fehlte ihm das Maß, und in seiner Erhebung über sich selbst verfiel er im Baalsdienste der Nothwendigkeit, während im Jehovadienste das auf die Freyheit hinweisende Leben unter dem Gesetze sich entfaltete. Weiter westlich spaltete sich, an verschiedene Welttheile des Südens und Nordens geknüpft, das Völkerleben in seine schärfer sich gegenüber gestellten Gegensätze. Nach Afrika zu versank der Mensch äußerlich in die Gewalt der Natur, ihrer Zerspaltenheit und Zerrissenheit nach, in völliger Willkür einem thierischen Daseyn hingegeben, da hingegen in Europa ein freyes, kräftiges Leben des Menschengeistes zunächst in dem Bewußtseyn der Hellenen erwachte.«

Hammer-Purgstall.

Art. II. Astronomy and general Physics. By *W. Whewell.* London, b. *W. Pickering*, 1835.

(Schluß.)

Unser Verf. scheint aber nicht viel anders zu denken, und wenn er die, welche seine Gründe, und welche Gründe sind dieß, nicht gelten lassen, auch nicht gleich den Händen der Nachrichter überliefert, so kann er sie doch nicht ohne jenes Brandmal aus seinen eigenen Händen entlassen. — Er fängt ganz gemüthlich mit der Betrachtung an, daß wohl Jeder, der während einer heiteren Nacht den Mond sein sanftes Licht über Felder und Städte, über Erd' und Wasser ausströmen sieht, nicht bloß dieses wohlthätige Licht in seinem Herzen segnen, sondern daß er auch inniglich glauben wird, es sey nur zu diesem Zwecke erschaffen worden. Diesem Glauben aber, lenkt er dann ein, will sich Laplace nicht hingeben, worauf denn die oben erwähnte Stelle aus der Schrift des letzteren folgt, die nun jetzt S. 173 u. f. auf das schlagendste widerlegt werden soll. Und wie fängt er dieß an?

Zuerst wird gesagt, daß ein Mensch, der weder das Kerzenlicht, noch irgend eine andere künstliche Beleuchtung kennt, ohne Zweifel das Mondlicht bey Nacht als einen nicht ganz unbedeutenden Zusatz zu dem Tageslicht der Sonne halten würde, um ihm bey seinen Arbeiten zu dienen. Zugegeben — aber was hat diese Bemerkung mit einer Widerlegung unseres Satzes zu thun?

Ferner heißt es, daß nur ein sehr kleiner Theil der Nächte jedes Monats von dem Monde nicht beleuchtet ist, so u. f. Allein Laplace hat gesagt, daß beynahe die Hälfte dieser Nächte von dem Monde nicht beleuchtet ist, und dieß hat unser Verf. nicht widerlegt, er hat nur diese Hälfte einen sehr kleinen Theil des Ganzen zu nennen beliebt. Dieß sind Fechterkünste, und, wie man sieht, nicht von den feinsten.

Laplace, fährt er weiter fort, hat den Mond viermal weiter von uns weggerückt, um uns immerfort eben so viel Licht zu geben, als jetzt der Vollmond gibt. Allein, sagt unser Verf., in dieser viermal größeren Entfernung würde unser Mond sechzehnmal kleiner erscheinen, und also auch mit seinem vollen Lichte uns lange noch nicht diejenige Beleuchtung geben, die er jetzt im Vollmonde hat. — Allein Laplace hat ja schon selbst gesagt, daß, zu jenem Zwecke, der Mond auch so viel größer seyn müßte. Die Hand, welche ihn so viel weiter von der Erde rückt, wird ihn auch so viel größer machen können, und beydes, sagte schon Laplace, müßte geschehen seyn, wenn jene Behauptung, daß der Mond nur wegen uns da sey, richtig seyn soll. Allein unser Verf. fand für gut, dort, in seiner Citation, diesen Zu-

satz, von der Vergrößerung des Mondes, wegzulassen, weil er sie hier, in seiner sogenannten Widerlegung, als Waffe gegen seinen Feind brauchen will. Das ist unredlich.

Ferner wird diese Einrichtung, die Laplace vorschlägt, keine Stabilität haben, »wie wir glauben,« setzt er hinzu. Allein hier ist nicht vom Glauben, sondern von Beweisen die Rede, mit welchen die auf Rechnung gestützte Behauptung des Gegners widerlegt werden soll. Und diese ebenfalls auf Rechnung gestützten Beweise ist uns der Verf. schuldig geblieben.

Endlich schließt er seine Replik mit den Worten: »Warum »wir nicht mehr Mondlicht haben, als wir in der That jetzt ha»ben, sollte ein gescheidter Mann, ein Philosoph gar nicht fra»gen. Es ist eben so, als wenn man fragen wollte, warum ist »der Mond nicht zehnmal größer, oder warum ist die Pupille »unseres Auges nicht zehnmal weiter u. dgl. Wenn wir auf solche »Fragen keine Antwort wissen, so kann doch daraus, meint er, »noch nicht folgen, daß der Mond nicht zum Beleuchten der Erde, »oder daß das Auge nicht zum Sehen, sondern daß beyde, der »Himmel weiß, zu welchem anderen Zwecke da seyn sollen.« — Welche Inversion, welche Verkehrtheit! Und das bloß, um einem Manne, der ihm nichts gethan hat, einen Fehler aufzuheften, den er nicht hat, und ein Verbrechen anzudichten, auf das er nie gedacht hat, und auch wohl nie denken konnte. In der That wird man in allen seinen Werken keine Stelle finden, welche das, was ihm unser Verf. Schuld gibt, so bestimmt ausdrückte, daß man nicht weiter daran zweifeln, daß man ihm ohne Lieblosigkeit nicht eine edlere, höhere Meinung beylegen könnte. Als einer der größten Geometer, der vielleicht je gelebt hat, sucht er alles auf seine ersten Gründe zurückzuführen, auf solche allgemeine Naturgesetze, die sich der Kraft seiner mathematischen Analyse unterwerfen lassen — aber diese Gesetze selbst und der Stoff, auf welchen sie wirken, welchen sie beherrschen sollen, will und muß auch Er als ein Höheres, als die Emanation eines Wesens betrachten, das außer und über diesem Stoffe, und so weit von ihm und von uns allen entfernt ist, daß es nicht mehr Gegenstand unserer Berechnung und Untersuchung, sondern nur unseres ehrfurchtsvollen Schweigens und unseres innigen Glaubens seyn kann. Wenn nun ein Mann, wie Laplace, über solche, auch ihm unaussprechliche Dinge dieses ehrfurchtsvolle Schweigen beobachtet, und wenn er von seiner Erkenntniß der uns umgebenden sichtbaren Natur nur eben so viel mittheilt, als davon zu seiner Kunde gekommen ist, wer wird ihm dieß verargen, oder gar daraus den Schluß ziehen wollen, daß er sogleich frech läugnen müsse, weil er durch sein Stillschweigen

nur nicht zu begreifen gestehen will? — Ueberhaupt sollte man mit Vorwürfen dieser Art nicht so freygebig seyn, als manche, aus scheinbar frommen Absichten, schon oft genug gewesen sind. Lykurg, vielleicht der strengste Logothet der alten und neuen Zeiten, der die geringsten Vergehen mit den härtesten Ahndungen belegte, setzte auf den Vatermord keine Strafe, weil er ihn für unmöglich hielt. Es würde nicht unangemessen seyn, mit jenem Verbrechen, denn so muß doch jedes Vergehen heißen, das mit der Natur und mit unserem Verstande in so directem Widerspruche steht, es eben so zu machen, weil es im Grunde eben so unmöglich ist. In der That, so zahlreich auch jene lieblosen Beschuldigungen in der alten und neuen Geschichte seyn mögen, so hat sie doch vielleicht noch nicht ein Einziger von allen denen wahrhaft verdient, die man damit belasten wollte. Sie haben sich die Sache bald zu hoch und bald zu tief, zu sublimirt oder zu materiell gedacht, aber sie schlechtweg und beharrlich läugnen, zeigt von Verrücktheit des gesunden Menschenverstandes, und kann nicht mehr Gegenstand der Strafe, sondern nur des Mitleids, nicht mehr Sache der Gerichtsstube, sondern nur des Irrenhauses seyn.

Und so wollen wir denn auch stillschweigend übergehen, was unser Verf. im siebenten Kapitel gegen die Nebular-Hypothesis des Laplace vorbringen zu müssen glaubt. Hätte er uns gezeigt, daß Laplace bey der Aufstellung dieser seiner Hypothese gegen die Gesetze der Mechanik, oder, wie er zu argwöhnen scheint, gegen die Regeln des Verstandes gefehlt hat, so würden wir seine Zurechtweisung mit Dank hinnehmen. Allein er dichtet ihm Dinge auf, an die Laplace nicht gedacht hat, und nicht gedacht haben kann; er impft, wie Swift von einem Kritiker sagte, seinem Autor zuerst die Krätze ein, um ihn dann kuriren zu können, oder er sieht diesen Autor als ein Müllerthier an, auf das er, um es auf s e i n e n Weg, den er nun einmal für den besten hält, zu bringen, ganz unbarmherzig losschlägt, ohne zu bedenken, daß seine Streiche nicht nur nicht das arme Thier, sondern nicht einmal die Säcke trifft, die es auf dem Rücken trägt, sondern daß es bloße leere Luftstreiche sind.

Die neueren Behauptungen über die Existenz eines Aethers, der die Räume zwischen den Planeten unseres Sonnensystems erfüllen soll, sind hier S. 194 u. f. gut zusammengestellt. Wie zu erwarten, spielt hier der sogenannte Encke'sche Komet eine Hauptrolle. Dieser Komet wurde zuerst von Mechain und Messier i. J. 1786 gesehen, aber nur an zwey Tagen beobachtet, so daß man also keine Bahnbestimmung desselben erhalten konnte, da eine solche bekanntlich drey Beobachtungen erfordert. Im J.

1795 wurde dieser Komet wieder entdeckt von Herschel's Schwester, Miß Caroline, aber, obschon von mehreren Astronomen beobachtet, doch nicht gehörig berechnet. Nicht besser ging es mit seiner dritten Auffindung i. J. 1805. Endlich fand ihn Pons zu Marseille am 26. Nov. 1818 noch einmal auf, und nun erkannte Encke, der die an diesem Kometen gemachten Beobachtungen einer sorgfältigen Rechnung unterwarf, daß derselbe in nahe 3 Jahren und 115 Tagen seinen Umlauf um die Sonne vollendet, und daß jene drey früheren Erscheinungen von 1786, 1795 und 1805 alle einem und demselben Kometen zuzuschreiben sind.

Dieser Himmelskörper, an welchem Encke eine immer abnehmende Umlaufszeit bemerkt hat, brachte ihn bekanntlich auf die Voraussetzung eines den ganzen Weltenraum in allen seinen Theilen erfüllenden Aethers. In der That ist bereits früher schon auf theoretischem Wege gezeigt worden, daß die Folgen, welche ein solches widerstrebendes Mittel auf die Bewegung eines Körpers in demselben äußern wird, in einer immerwährenden Abnahme der großen Achse der Bahn, oder, was dasselbe ist, in einer immerwährenden Verkürzung seiner Umlaufszeit um die Sonne besteht, während die Excentricität und die Lage des Periheliums durch dieses widerstehende Mittel nur periodische Aenderungen erleiden, die sich mit jeder Revolution des Kometen wieder herstellen. Obschon nun die Beobachtungen an jenem Kometen damit übereinzustimmen scheinen, so hat doch bekanntlich Bessel noch eine andere, vielleicht nicht minder wahrscheinliche, und gewiß eben so sinnreiche Erklärung dieser Erscheinung zu geben versucht, und erst länger fortgesetzte und ganz verläßliche Beobachtungen werden uns über diese Frage nähere Aufklärung geben können.

Unser Verf., der von dieser zweyten Erklärungsart noch keine Kenntniß zu haben scheint, und der überhaupt Encke's Ansicht, die der letzte doch selbst nur als eine sehr wahrscheinliche Hypothese aufgestellt hat, als schon völlig erwiesen annimmt, wird dadurch S. 197 u. f. auf die Annahme eines endlichen Untergangs des ganzen Sonnensystems geführt. Dieser Untergang ist allerdings eine nothwendige Folge jenes widerstehenden Mittels; allein da die Existenz des Letzten noch nicht erwiesen ist, so hätte er auch das Erste, da es ohnehin nicht sonderlich in seinen Plan paßte, immerhin weglassen können. Wenn aber jede Selbstüberwindung ehrenvoll ist, so wollen wir auch hier die Mühe gern erkennen, die er sich gegeben hat, diesen ihm und seinem Zwecke widerstehenden Gegenstand mit der Offenheit zu behandeln, die uns die Erkenntniß der Wahrheit, oder was wir

dafür halten, zur Pflicht macht. Wenn die Umlaufszeit eines Planeten oder Kometen fortwährend abnimmt, so muß er der Sonne immer näher kommen, und endlich in sie stürzen. Wenn aber jener Aether, welcher Art er auch seyn möge, in der That existirt, so ist diese Vereinigung aller Planeten und Kometen mit der Sonne, sie mag nun früh oder spät erfolgen, an sich selbst unvermeidlich, und daß dann das ganze Sonnensystem aufhört, ein System zu bilden, ist für sich klar. — Nach Encke's Rechnungen soll die Geschwindigkeit jenes Kometen in je zehn Revolutionen desselben, d. h. in nahe 33 Jahren, um ihren tausendsten Theil zunehmen (wofür unser Verf. wiederholt irrig abnehmen schreibt), woraus dann folgen würde, daß diese Geschwindigkeit des Kometen nach 7000 Revolutionen oder nach 23100 Jahren schon um die Hälfte schneller seyn müßte, als im Anfang dieser Periode. Bey den viel dichteren Planeten wird diese Aenderung allerdings viel langsamer vor sich gehen, und jene Vereinigung mit der Sonne wird daher viel später, aber darum nicht weniger gewiß erfolgen. Wenn z. B Jupiter in Millionen Jahren ein Milliontheilchen seiner gegenwärtigen Geschwindigkeit gewinnt, so würde er 70 Millionen Jahre brauchen, um ein Tausendtheilchen seiner Geschwindigkeit zu gewinnen, und erst nach einer siebenhundertmal so langen Zeit oder nach 49000 Millionen Jahren würde seine Geschwindigkeit das Doppelte der gegenwärtigen betragen. So groß auch diese Zeiträume uns erscheinen mögen, so sind sie doch, gegen die Unendlichkeit der Zeit, nur als sehr kleine Theile zu betrachten, und, wie gesagt, die Existenz des Aethers einmal angenommen, muß eine immerwährende Bewegung der Planeten um die Sonne ganz eben so unmöglich seyn, als das Perpetuum mobile, und es ist gleich thöricht, das eine oder das andere vorauszusetzen. Die Annahme des Aethers, auch des feinsten, führt unmittelbar auf die Zerstörung, auf das unmittelbar daraus folgende Ende aller Bewegungen der Himmelskörper. Perioden von vielen Millionen Jahren sind sehr groß, so wie die Gegenstände, die wir nur mehr durch unsere stärksten Mikroskope erblicken, sehr klein sind — aber alle diese Dinge sind nur groß oder klein für uns, nicht für Den, der dieß alles gemacht hat, und der mit Maßen mißt, die uns eben so unbegreiflich sind, als Er selbst. Gegen Ihn verschwindet alles, was uns umgibt, so wie wir selbst wieder gegen diese Umgebungen, gegen das Werk seiner Hände, in ein Nichts verschwinden. Der uns im Weltenraume angewiesene Raum ist nur ein Punkt, die uns zugetheilte Zeit nur ein Augenblick, und was außer diesem Raume, was vor und nach dieser Zeit ist, liegt für uns in finsterer Nacht. Aber auch

jenen Sonnensystemen, jenen Milchstraßen sind, für uns zwar unmeßbar größere Räume, längere Zeiten ihrer Dauer, aber dem ungeachtet nicht minder beschränkte Gränzen angewiesen, die auch sie nicht überschreiten können. Um uns diesen kleinen Platz und diese kurze Zeit, auf die der Mensch angewiesen ist, um uns die Schwäche und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens recht fühlbar zu machen, wissen unsere Dichter kein anderes Mittel, als die Vergleichung mit denjenigen Dingen auf der Oberfläche unserer Erde, die besser gegründet, fester gestellt und dauernder eingerichtet erscheinen, mit Urwäldern, die ganze Länder seit vielen Jahrtausenden bedecken, mit himmelhohen Bergen, mit dem ungemessenen Ocean, mit der Sonne und den übrigen Gestirnen, die, wie es scheint, von jeher über uns auf- und untergehen, und immerdar bestehen werden Allein alle diese Gleichnisse, so schön sie auch der kunstvollste Pinsel des Malers ausschmücken mag, sind doch nur Täuschungen unserer Phantasie, nur Beweise unserer Unkenntniß der Natur. Diese Wälder vermodern, wenn ihre Zeit gekommen ist; diese Berge verlieren mit jedem Tage von ihrer Höhe; der Ocean zieht sich von seinen Gestaden zurück und vertrocknet, und auch diese Sonne, und mit ihr alle Gestirne des Himmels, sie werden alle dermaleinst verlöschen, und von ihnen allen wird dort oben, wie von Babylon und Karthago hier unten, keine Spur mehr gefunden werden. Auch diesen Gestirnen, diesem unermeßlichen Wald von Welten, ist demnach eine Gränze gesteckt. Auch sie werden, wenn sie verblüht haben, fallen, wie die welken Blätter unserer Bäume, den Winden zum Spiele hingegeben, und dieselbe Woge, die sie so lange getragen hat, wird sie, wenn ihre Zeit gekommen ist, auch hinabziehen in die ewige Nacht. Das Ephemeron lebt nur wenige Stunden; der Mensch, wenn das Glück ihm günstig ist, achtzig Jahre; Reiche und Nationen zählen ihre Lebensdauer nach Jahrhunderten; unsere Gebirge nach vielen Jahrtausenden, und die Gestirne des Himmels, an deren Bewegungen wir diese Jahrtausende abmessen, vielleicht noch Milliarden solcher Perioden — aber wenn einmal ihre Dauer um, und ihre Bestimmung erfüllt ist, wenn einmal auch die Gewichte dieser großen Weltenuhr abgelaufen sind, dann wird auch sie still stehen, und von allem, was da war, wird nichts mehr seyn, als der Moder der Verwesung, aus dem nur durch den Hauch der Allmacht wieder ein anderes Leben in neuen Formen, eine neue Welt hervorgehen kann, wie hier unten, nach jeder winterlichen Erstarrung unserer Fluren, der kommende Frühling wieder Leben über sie ausgießt, und neue Gebilde aus dem erstorbenen Boden hervorruft.

Die drey letzten Kapitel des zweyten Buches widmet er der Untersuchung, ob die drey Naturgesetze, der allgemeinen Schwere, der Bewegung und der Friction, die zweckmäßigsten aus allen möglichen, und daher eben die mit weisem Vorbedacht gewählten seyn mögen. — Nach einigen propädeutischen Betrachtungen über unser Unvermögen, Fragen dieser Art genügend zu beantworten, da es keineswegs in unserer Macht steht, das Ganze der gegenwärtigen Natur, und noch weniger des gränzenlosen Reichs der Möglichkeiten zu übersehen, geht er zu der näheren Betrachtung des ersten der drey erwähnten Gesetze über, nach welchem nämlich jedes Massenelement alle anderen Elemente des Universums im verkehrten Quadrate seiner Entfernung anzieht. Nach diesem Gesetze werden z. B. drey Planeten, die in der Entfernung 1, 2 und 3 von der Sonne abstehen, von dieser in den Verhältnissen 1, $^1/_4$ und $^1/_9$ angezogen, und diese Planeten beschreiben zugleich, in Folge desselben Gesetzes, Linien der zweyten Ordnung oder sogenannte Kegelschnitte, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt. Betrachtet man aber die Bewegung der Körper in geringen Höhen über der Oberfläche der Erde, wo daher die Entfernungen derselben von dem Mittelpunkte der Erde, in Beziehung auf den Halbmesser der letzten, alle als unter sich gleich, also auch die auf sie wirkende Kraft der Erde als constant angenommen werden kann, so findet man, daß, vermöge dieser Gesetze, die auf der Oberfläche der Erde frey fallenden Körper sich so bewegen, daß ihre Geschwindigkeiten den Zeiten, und die von ihnen zurückgelegten Räume den Quadraten dieser Zeiten proportional sind. Auf diese zwey Sätze lassen sich bekanntlich alle Bewegungen reduziren, die wir am Himmel und auf der Erde beobachten.

Es entsteht nun die Frage, ob dieses Gesetz der allgemeinen Schwere, dessen Entdeckung wir bekanntlich Newton verdanken, das beste und zweckmäßigste aus allen anderen ist, oder, da die so gestellte Frage für uns vielleicht unbeantwortbar seyn wird, ob sich wenigstens mehrere Vortheile angeben lassen, welche diesem Gesetze ausschließend zukommen?

Zuerst läßt sich, allerdings nur durch Rechnungen, die hier nicht näher angeführt werden können, zeigen, daß es um die Einrichtung der Natur sehr übel stehen würde, wenn der Urheber derselben irgend ein directes Verhältniß der Kraft zur Entfernung gewählt hätte, d. h. wenn die Kraft der Anziehung eines Körpers auf einen anderen mit der Entfernung derselben zunehmen möchte, während sie jetzt, wie das Quadrat dieser Entfernung, abnimmt, und daß daher alle diese directen Verhältnisse, als unzweckmäßig, ausgeschlossen werden müssen. Wenn z. B.

die Kraft sich direct wie die erste Potenz der Entfernung verhielte, so würden zwar noch alle Planeten und Kometen, wie vorhin, Linien der zweyten Ordnung beschreiben; aber die Sonne würde nicht mehr in dem Brennpunkte, sondern sie würde in dem Mittelpunkte dieser Linien stehen, und, bey geschlossenen Bahnen, würden die Umlaufszeiten aller dieser Körper um die Sonne unter sich vollkommen gleich seyn, so daß z. B. Merkur und Uranus in derselben Zeit sich um die Sonne bewegen würden, während jetzt die Umlaufszeit des ersten dieser Planeten nur 88 Tage, die des anderen aber 30687 Tage oder nahe 80¹/₃ Jahre beträgt. Dieß möchte nun immerhin mitgehen, und wir könnten uns vielleicht solche Planeten, ohne Schaden für uns oder für das ganze System, noch gefallen lassen. Allein mit der Bewegung der Körper auf der Oberfläche unserer Erde würde es dafür desto sonderbarer werden. Diese Körper würden nämlich gar nicht mehr gegen die Erde fallen. Die Sonne und die Planeten, welche alle weit mehr von diesen Körpern entfernt sind, als die Erde selbst, würden auch diese Körper um so mehr anziehen, je weiter sie davon entfernt sind. Jeder Stein, jeder Ball, einmal aus der Hand gelassen, würde sofort, als ein neuer kleiner Mond, um die Erde fliegen, ohne je wieder auf die Oberfläche derselben zurückzukehren. Alle Körper auf dieser Oberfläche, die belebten wie die leblosen, würden, wenn sie nicht an dieselbe fest angeschlossen wären, unstät um sie schwanken, ohne weiteren Zusammenhang, ohne Gleichgewicht, ohne weiter eine Beziehung gegen die Erde selbst zu äußern. Ein solcher Zustand würde eine allgemeine Verwirrung dieser Körper erzeugen, von welcher es schwer seyn mag, sich einen angemessenen Begriff zu machen. — Andere directe Gesetze der Gravitation würden offenbar alle dieselbe Folge für die irdischen Körper haben, und überdieß auch in der Bewegung der Planeten große Unregelmäßigkeiten erzeugen, so daß daher diese directen Gesetze völlig ausgeschlossen werden müssen.

Es sind demnach bloß diejenigen Gesetze noch zu untersuchen, in welchen sich die Kraft verkehrt wie irgend eine positive Potenz der Entfernung verhält. Die Geometer haben sich schon in früheren Zeiten mit den hieher gehörenden Aufgaben viel beschäftigt. Newton fand bereits, daß für die dritte Potenz dieser Art die Planeten im Allgemeinen hyperbolische Spiralen um die Sonne beschreiben würden, und daß, für die dritte Potenz, die Bahnen derselben Kreise seyn würden, wo aber der Mittelpunkt der Sonne in der Peripherie dieser Kreise liegt. In beyden Fällen würden die Planeten in kürzerer oder längerer Zeit in die Sonne stürzen, und das ganze System könnte keinen Bestand haben.

Selbst für die erste Potenz, oder wenn die Kraft sich verkehrt wie die Entfernung verhält, würde die Bewegung der Planeten um die Sonne von so vielen Unordnungen und Anomalien begleitet seyn, daß eine längere Dauer derselben höchst unwahrscheinlich wird. Unser Verf. hat mehrere der hieher gehörenden Fälle in einem eigenen Werke (On the free motion of Points and on universal gravitation, Cambridge 1832) analytisch discutirt, und dafür sehr interessante Resultate gefunden. Ohne uns hier dabey aufzuhalten, bemerken wir nur, daß bey allen diesen indirecten Gesetzen, bloß das der Natur ausgenommen, die Bahnen der himmlischen Körper keine einfachen Curven, sondern meistens höchst complicirte und in einander verschlungene krumme Linien seyn würden, und daß daher z. B. bey unserer Erde die Jahreszeiten nicht mehr mit denselben Entfernungen von der Sonne zusammenfallen würden, wodurch, da diese Entfernungen unter sich viel mehr verschieden, als jetzt, ausfallen, diese Jahreszeiten selbst bis zur völligen Nichterkennung derselben verworren werden müßten.

Merkwürdig ist ferner noch, daß das Naturgesetz unter allen möglichen, ein einziges ausgenommen, dasjenige ist, in welchem Kugeln von willkürlicher Größe äußere Punkte genau eben so anziehen, als ob die Masse der Kugel in ihrem Mittelpunkte vereinigt wäre. Zwar hat auch das Gesetz, nach welchem die Anziehung sich wie die Entfernung verhält, dieselbe Eigenschaft; aber wir haben bereits oben gesehen, welche Unordnungen dieses Gesetz unter den Körpern auf der Oberfläche der Erde erzeugen würde. Nur dadurch ist es uns möglich gewesen, die Bewegung der himmlischen Körper, da dieselben sehr nahe eine kugelförmige Gestalt haben, zu berechnen. Wenn sie irgend eine andere Form hätten, und wenn wir gezwungen wären, bey der Untersuchung ihrer Bewegungen auf diese Form Rücksicht zu nehmen, so würden die für einen solchen Fall nothwendigen Rechnungen alle Kräfte des menschlichen Geistes übersteigen, und wir würden über die Einrichtung unseres Sonnensystems noch in demselben Dunkel schweben, mit dem sich unsere Vorfahren vor mehreren Jahrtausenden zufrieden stellen mußten. Wenn sich z. B. die Anziehung wie verkehrt die Entfernung verhielte, so würde die Attraction einer Kugel auf einen äußeren Punkt nicht mehr durch einen einzigen, einfachen und geschlossenen Ausdruck, sondern nur durch eine unendliche Reihe gegeben werden können, deren jedes Glied für sich einem einzelnen Gesetze gleichgeachtet werden müßte.

Die nun S. 221 u. f. folgenden Untersuchungen, ob die Attraction der Masse eigenthümlich ist, ob sie in einem Druck

oder Impuls besteht, oder ob sie, nach Le Sage in seinem Lucrece Newtonien, von den Strömungen eines Aethers kömmt, der alle Räume erfüllt, und, indem er sich nach allen Richtungen in gerader Linie bewegt, alle Körper durchdringt u. s. w., können hier als überflüssig ganz übergangen werden, da Dinge dieser Art keiner Rechnung unterworfen werden können, und daher besser unseren Metaphysikern überlassen bleiben.

Interessanter ist dafür, was er S. 226 über den bekannten Versuch Clairault's, das Gesetz der Schwere zu verbessern, mittheilt. Newton hatte durch Rechnung gefunden, daß die Apsidenlinie des Mondes in achtzehn Jahren die ganze Peripherie des Kreises zurücklege, da dieß doch, den Beobachtungen zufolge, schon in neun Jahren geschieht. Die Geometer bemühten sich lange vergebens, diesen Widerspruch zwischen Theorie und Beobachtung zu heben. Clairault kam endlich auf die Idee, dem von Newton gefundenen Gesetze noch ein zweytes, gleichsam als Zusatz, anzuhängen. Nach dieser sogenannten Correction sollte die Anziehung der Erde und überhaupt aller Körper aus zwey Gliedern bestehen, deren das eine größere wie verkehrt das Quadrat der Entfernung, und das andere, viel kleinere, wie verkehrt die vierte Potenz der Entfernung sich verhält. In der That gelang es ihm, durch dieses zweygliedrige Naturgesetz jene Erscheinung in den Apsiden der Mondesbahn den Beobachtungen gemäß darzustellen. Allein dem ungeachtet lehnte sich Büffon gegen diese Erklärung nicht ohne Heftigkeit auf. Ohne sich auf mathematische Gründe einzulassen, von denen er nichts verstand, suchte er seinen Gegner durch metaphysische oder teleologische Argumente zu bekämpfen. Die Anziehung, sagte Büffon, ist die Folge einer Emanation, und sie muß sich daher, wie verkehrt das Quadrat der Entfernung, verhalten, wie wir das auch bey leuchtenden, riechenden, wärmenden Körpern sehen. Da ferner dieses Gesetz schon durch so viele Thatsachen streng erwiesen ist, so muß diese einzige Ausnahme auf einem anderen Wege ihre Erklärung finden. Auch fand Büffon es der Natur ganz unangemessen, zwey Gesetze aufzustellen, wo eines schon genügt hätte u. dgl. Darauf entgegnete Clairault, daß wir noch gar nicht wissen, daß die Intensität des Lichtes, der Wärme und des Geruchs sich verkehrt, wie das Quadrat der Entfernung verhalte; daß wir eben so wenig wissen, ob die Anziehung eine Folge der Emanation ist; daß jenes erste, einfache Gesetz noch gar nicht in aller Strenge erwiesen ist, sondern nur so weit, als unsere Beobachtungen gehen, die aber noch immer so unvollkommen sind, daß jenes zweyte, kleinere Glied dabey noch nicht fühlbar geworden ist; daß wir von den Absichten der Natur, von ihrer Liebe

zur Einfachheit und Sparsamkeit, gar nicht sprechen können, weil wir das Ganze nicht übersehen, und daß wir endlich in der Cohäsion der Körper, in der Capillar-Attraction und in so vielen anderen Fällen Beyspiele genug von Gesetzen haben, die nicht wie die verkehrten Quadrate der Entfernungen sich verhalten u. s. Man sieht, was man auch gegen diese Einwendungen jetzt, wo diese Kenntnisse der Natur sich schon mehr erweitert haben, wieder einwenden könnte. — Am Ende zeigte sich, daß der ganze lange Streit unnütz war, und daß die Ursache dazu in einem Rechnungsfehler lag, den Newton und alle seine Nachfolger bis auf Clairault begangen hatten. Sie alle hatten die, allerdings etwas lange und beschwerliche Rechnung so weit fortgeführt, als sie für nöthig hielten, das gesuchte Resultat der Wahrheit nahe genug zu erreichen. Aber erst viel später fand Clairault selbst, indem er dieselben Rechnungen noch einmal mit größerer Sorgfalt vornahm, daß einige Glieder derselben, die bisher als ganz unbedeutend weggelassen wurden, durch eine unerwartete Wendung des Kalkuls, viel bedeutender wurden, als man anfangs glaubte, und indem er nun diese bisher vernachläßigten Glieder in seine Rechnung aufnahm, fand er sofort die gewünschte vollkommene Uebereinstimmung zwischen der Theorie und den Beobachtungen.

Der Verf. geht dann S. 231 zu der näheren Untersuchung der bekannten Axiome der Mechanik über. Die englischen Schriftsteller über diesen Gegenstand erkennen mit Newton drey dieser Axiome: 1) Das sogenannte Gesetz der Trägheit; 2) das der Proportionalität der Kraft mit der Geschwindigkeit; und 3) das der Gleichheit der Wirkung einer Kraft, sie mag auf einen ruhenden oder auf einen bereits in Bewegung begriffenen Körper angebracht werden. Dieses letzte Axiom führt bekanntlich unmittelbar auf die Zerlegung oder auf das Parallelogramm der Kräfte, aber die französischen Schriftsteller über Mechanik erkennen dasselbe nicht mehr als ein Axiom, sondern als ein Theorem, dessen Wahrheit sie zu beweisen suchen.

Das erste der oben genannten Axiome besteht darin, daß ein ruhender Körper immer ruhen, und ein in Bewegung begriffener sich immer in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit bewegen wird, so lange keine weitere äußere Kraft auf ihn einwirkt. Der Verf. sucht nun, seiner Absicht gemäß, zu zeigen, daß diese Einrichtung wieder die beste, ja die einzige seyn soll, welche der Urheber der Natur wählen konnte, um seinem Werke Halt und Dauer zu geben. Er gesteht aber gleich anfangs selbst, daß dieses Unternehmen mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und daß Discussionen dieser Art einen zu-

rückstoßenden, scholastischen Charakter an sich tragen, da sie mehr auf Wortstreit, als auf eine gründliche Erwägung der Sache selbst führen. Wir wollen ihm in seinen Versuchen nicht folgen, da sie in der That am Ende zu nichts führen, und bloß bemerken, daß er, als einziges Beyspiel in der Natur, die Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne, für sein Axiom aufzufinden weiß. »Man behauptet,« sagt er, »daß jede »Bewegung offenbar immer dieselbe bleiben muß, so lange nichts da ist, was sie ändern sollte. Allein das heißt,« entgegnet er, »mit bloßen Worten streiten. Man sieht dabey die Geschwin»digkeit oder die Bewegung eines Körpers als ein Ding »an sich an, das schon a priori einen Anspruch auf unverän»derliche Beständigkeit hat. Aber warum soll die Geschwindig»keit eines Körpers immer dieselbe bleiben, und warum nicht auch »z. B. seine Temperatur? Heiße Körper werden mit der Zeit küh»ler, wenn sie sich selbst überlassen bleiben; warum sollen nicht »auch bewegte Körper, sich selbst überlassen, mit der Zeit sich »weniger, langsamer bewegen? Wie soll ein Körper in der näch»sten Secunde tausend Fuß beschreiben, bloß weil er in der vor»hergehenden Secunde ebenfalls tausend Fuß beschrieben hat? — »Allerdings, die Erfahrung zeigt uns, daß es so ist. Aber könnte »es nicht auch anders seyn? — Wir wissen es nicht. Aber so »viel wissen wir, daß, wenn es anders wäre, es nicht besser »seyn würde, als es jetzt ist. Wenn z. B. die Bewegungen der »himmlischen Körper mit der Zeit von selbst immer langsamer »würden, so müßte am Ende die ganze große Maschine unseres »Planetensystems in den Zustand einer todten Ruhe versetzt wer»den. Wenn unsere Erde jeden folgenden Umschwung um ihre »eigene Achse auch nur um den hundertsten Theil einer Secunde »langsamer machte, so würde seit 6000 Jahren, seit dem An»fange unserer Menschengeschichte, der Tag schon um volle sechs »Stunden länger geworden seyn, als er im Anfange dieser Pe»riode war. In 24000 Jahren nach jener Epoche würde unser »Tag noch einmal so groß oder gleich 96 Stunden seyn, und in »720000 Jahren würde er 30mal so lang als jetzt seyn, oder »jeder Tag der Erde würde einen ganzen gegenwärtigen Monat »betragen. Dadurch würden die vielen Einrichtungen der Natur, »die so innig mit der Länge des Tages zusammenhängen, in die »größten Unordnungen gerathen. Und noch schlimmere Folgen »würde eine ähnliche Vermehrung der Geschwindigkeit in der »jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne haben. Mit je»dem Jahre würde sie der Sonne mehr und mehr genähert wer»den; sie würde in immer kleineren Windungen und mit immer »größerer Geschwindigkeit um die Sonne kreisen, und endlich auf

»sie stürzen. Dasselbe würde der Fall mit allen anderen Plane»ten und Kometen seyn, und das ganze Sonnensystem würde, »am Ende einer bestimmten Periode, in einem einzigen ungeheu»ren Klumpen, in einer ungeformten, allem Leben widerstreben»den Masse bestehen.«

Mit besonderem Fleiße scheint der Verf. das letzte Kapitel des zweyten Buches, von der Friction, S. 238 u. f., ausgearbeitet zu haben. Zuerst betrachtet er sie als das beste und am meisten verbreitete Mittel, die Bewegung, wo wir sie nicht haben wollen, zu hindern. Ohne Friction würden wir nicht, oder doch nicht ohne große Mühe, stehen und gehen können, wie jedem das Glatteis lehrt. Daß aber auch das glatteste Eis noch Friction hat, zeigt uns jeder auf dasselbe geworfene Stein, der wohl weiter, als auf der rauhen Erde, fortgeht, aber doch bald, in Folge der Friction, stille steht. Auf einem ganz glatten Eis und mit ganz glatten Schuhen würde auch der beste Schlittschuhläufer nicht mehr gehen können. Nur die Friction ist die Ursache, daß wir beym Gehen den einen Fuß, ohne zu gleiten, feststellen können, während wir den anderen Fuß und den ganzen Körper vorwärts bewegen. Beym Laufen, Hüpfen, oder wenn wir größere Lasten durch Anstemmung unseres Körpers weiter schieben wollen, sehen wir noch deutlicher, wie abhängig alle unsere Kraftäußerungen von der Friction sind. Ohne ihre Hülfe würden wir keinen Gegenstand mit unseren Händen festhalten, keines unserer Instrumente handhaben, nicht einmal unsere Messer und Gabeln gehörig gebrauchen können. — Man hat Häuser ohne Mörtel, bloß durch auf einander gelegte, wohl geformte Steine erbaut, und solche Gebäude selbst sehr fest und dauerhaft gefunden. Die Friction vertritt hier die Stelle des Mörtels, des Kittes und aller übrigen Bindungsmittel. Ohne Friction würden die Steine eines solchen Gebäudes von dem leisesten Winde, wie die dürren Blätter eines Baumes, aus einander gestreut werden. Ja selbst der Mörtel hält diese Steine nicht etwa so zusammen, wie es Klammern oder Ketten thun würden — er vermehrt nur die Friction dieser Steine, und gibt dadurch vorzüglich dem Gebäude seine Festigkeit.

Man hält diese Friction gewöhnlich für eine unbedeutende, kleine Kraft. Allein sie ist im Gegentheile oft sehr groß. Für einen auf ebenem Boden liegenden Körper beträgt sie den dritten, den halben Theil, ja oft das Ganze seines Gewichtes. Die Friction, welche die Gewölbsteine einer Brücke leiden, kann so groß werden, daß sie dem Gewichte der ganzen Brücke nahe kömmt. Nach unserer Theorie gibt es nur bestimmte Formen von Gewölben, die halten; allein in der Ausführung halten auch

viele solche Formen, die es, nach der Theorie, nicht thun würden, und es würde eine nicht leichte Aufgabe der Baukunst seyn, ein Modell einer Brücke zu machen, das nach seiner Vollendung zusammenfallen muß. Andere auffallende Wirkungen der Friction sehen wir bey dem Hinabwinden großer Fässer in tiefe Keller, wo bloß einige Windungen des Seils um einen Cylinder von Holz die große Last des Fasses im Gleichgewichte halten. Auch bedienen wir uns, oft ohne es zu wissen, dieser Kraft in allen unseren Künsten und Hahdwerken, selbst im gemeinen Leben, vorzüglich um dadurch Ruhe, Stabilität und gemäßigte Bewegung hervorzubringen. Diese Kraft ist immer zu unserem Dienste bereit, sie ermüdet nie, sie steigt mit unseren Bedürfnissen, sie regulirt und controllirt alle Bewegungen, tritt allen anderen, wenn sie zu heftig werden, hindernd entgegen, und gewinnt endlich auch die Oberhand über alle anderen irdischen Kräfte, so groß und heftig und andauernd diese letzten auch seyn mögen. Ohne ihre wohlthätige Hülfe würden unsere Tassen und Bücher, die auf unseren Tischen liegen, würden diese Tische selbst und was sonst unbefestigt in unseren Zimmern steht, so wie die losen Erdschollen und die Steine auf unseren Feldern in immerwährender Bewegung seyn, und jeder Fußtritt auf dem Zimmer, jedes Lüftchen auf dem Felde würde alle diese Gegenstände durch einander jagen, und wir würden in unseren Wohnungen nur wie in einem vom Sturme hin und her geworfenen Schiffe leben können.

Es ist im hohen Grade merkwürdig, daß diese Kraft, die auf der Erde eine so große, weitverbreitete Rolle spielt, am Himmel gar nicht gefunden wird. Auf der Erde finden alle Bewegungen, welcher Art sie auch seyn mögen, durch die Friction ein frühes Ende — selbst unsere Maschine, durch welche wir die Bewegungen der Himmelskörper darstellen wollen, muß täglich aufgezogen werden, wenn sie nicht stille stehen soll — diese Himmelskörper selbst aber gehen seit Jahrtausenden ihren Gang ungestört fort, und wir wenigstens sehen nichts, was sie auch fernerhin in ihrer Bewegung aufhalten sollte. Und doch folgen die Planeten ganz demselben Gesetze der allgemeinen Gravitation, welchem auch die Steine gehorchen, die auf der Oberfläche der Erde geworfen werden. Aber dort erzeugt dieses Gesetz eine immerdauernde Bewegung, während hier, auf der Erde, der entgegengesetzte Zustand vorherrscht, der Zustand, in welchem Ruhe die Regel ist, und Bewegung, stets unterbrochene und gehinderte Bewegung, nur als Ausnahme von dieser Regel erscheint. In der That, auf der Oberfläche dieser selbst so festen Erde ist Festigkeit und Ruhe die prädominirende Erschei-

nung, und zwar nicht bloß in den einzelnen Körpern selbst und in dem Zusammenhange ihrer Theile, sondern auch unter den verschiedenen, auf dieser Erde zerstreuten Körpern, die, wenn das sie an die Erde bindende Gesetz der Friction aufgehoben wäre, alle sofort ihre Stellen verlassen, und einen allgemeinen, durch keine andere Kraft mehr zu hindernden Tanz beginnen würden, der sie immerwährend unter und über einander treiben, und der die Erde völlig unbewohnbar machen müßte.

Und wenn, im Gegentheile, dieselbe für uns so wohlthätige Kraft sich auch bis in jene hohen Regionen erstreckte, in welchen die Planeten und Kometen ihre Bahnen um die Sonne beschreiben, dann würde es mit der Herrlichkeit des ganzen Systems bald zu Ende gehen. Wenn diese Planeten, wie Decartes wollte, sich in flüssigen Mitteln bewegen, und wenn diese Mittel dem Gesetze der Friction unterliegen, so würden sie ihre Bewegungen immer mehr verzögern, der Sonne mit jeder neuen Revolution näher rücken, und endlich alle in ihren versengenden Schooß hinabstürzen.

Sonach ist diese Kraft, die auf der Erde ihren wohlgegründeten Thron aufgeschlagen hat, aus den Räumen des Himmels gänzlich verwiesen. Hier ist sie nothwendig, und hier ist sie auch aller Orten — dort könnte sie nur schaden, und man findet sie nirgends. Und Beydes, so entgegengesetzt es auch scheinen mag, diese allgemeine Aufnahme hier unten und diese völlige Verbannung dort oben, Beydes dient doch nur zu einem und demselben Zwecke, zur Erhaltung der Stätigkeit in dem Laufe der ganzen Natur. Das stabile Gleichgewicht aller irdischen, uns zunächst umgebenden Dinge, so wie die eben so unwandelbare Bewegung der Himmelskörper in ihren weiten Bahnen — beydes ist nur eine Folge, hier des Daseyns und dort der Abwesenheit dieser wunderbaren Kraft.

Das nun S. 251 folgende dritte und letzte Buch dieser Schrift ist Religious View überschrieben, und enthält, unter vielen Wiederholungen und Zusammenstellungen des bereits in den zwey ersten Büchern Gesagten, diejenigen Folgerungen, wegen welchen das ganze Buch geschrieben ist, nämlich seine Art, den kosmologischen Beweis für die Existenz des höchsten Wesens, des Schöpfers, Erhalters und Lenkers des Weltalls zu geben. Da aber das, was er hier beweisen will, für jeden Leser von gesundem Menschenverstande ohnehin unbestritten und unbestreitbar zugleich ist, und da der Verf. bereits in den zwey ersten Büchern seiner Schrift diesen Ton schon so oft angestimmt hat, so, daß beynahe jeder einzelne Paragraph immer mit demselben Refrain schließt, so hätte er, um nichts, auch das Wichtigste nicht, zweymal zu

sagen, entweder dort oder hier sich seine Mühe besser ersparen können. Am besten hier ohne Zweifel, da das ganze letzte Buch dieser Schrift, wie gesagt, meistens nur Wiederholungen enthält, die, in dem breitesten Predigertone vorgetragen, nichts weniger als vortheilhaft gegen die übrigen Theile des Werkes erscheinen, so daß dieses letzte Buch, bey einer zweyten Auflage des Ganzen, recht gut wegbleiben kann, wo dann die beyden ersten Bücher, wenn noch in ihnen die erwähnten ewig wiederkehrenden Refraine apocopirt werden, als eine recht gut und schön geschriebene populäre Physik und Astronomie gelten können, die gewiß jeden Leser, der für Gegenstände dieser Art Sinn hat, sehr freundlich ansprechen, und ihn auch, wenn es ihm nicht ganz an gemüthlicher Stimmung fehlt, von selbst auf jene Folgerungen führen werden, ohne daß es nöthig wäre, sie ihm auf jedem Blatte aufzudrängen, und gleichsam darauf hinzustoßen.

Dieselbe, an sich selbst allerdings sehr lobenswürdige Tendenz dieser Schrift, die den Verf. zu diesen immer wiederkehrenden Versicherungen und Betheuerungen einer Sache, die sich doch ohnehin schon gleichsam von selbst versteht, verleitet hat, führte ihn auch noch auf einen anderen Abweg, der mit einiger Umsicht eben so leicht zu vermeiden gewesen wäre. Er beweist zu viel, und er sucht die Kraft der Wahrheit nicht in der Stärke, sondern in der Anzahl seiner Beweise. Wenn die Sache, die er dadurch beweisen will, nicht schon ohne ihn so wohl begründet wäre, so könnte er ihr dadurch nur schaden. Wir haben bereits oben schon mehrmal Gelegenheit gehabt, solche wenig überlegte Exaggerationen, z. B. von dem Kalender der Flora, anzuführen. So behauptet er S. 70 in einem seiner teleologischen Anfälle, daß die Natur jeder einzelnen Stelle der Erde absichtlich eigene Pflanzen gegeben habe, damit dadurch die Menschen zum Austausch der Produkte ihrer Länder, zum Handel, und dadurch zur gegenseitigen Bildung veranlaßt, ja gleichsam gezwungen werden, da doch dieser Satz nur, wenn er umgekehrt wird, seine natürliche Stellung erhält. Denn sonst würde auch jene bekannte Phrase richtig seyn, daß die Natur die größten Ströme absichtlich bey den größten Städten vorbeygeleitet habe, damit die Leute doch hinlänglich Wasser zum Trinken und Waschen haben mögen. — So soll, wie es auf einer anderen Stelle heißt, dem Landbauer jeder Gegend ich weiß nicht welcher instinctartige Trieb angeboren seyn, nicht die vaterländischen Gewächse auf seinen Feldern und Gärten zu pflanzen oder zu veredeln, sondern vielmehr fremde, ausländische Pflanzen zu ziehen, und diesem Instinkt haben wir es zu danken, daß wir jetzt so viele Früchte auf unserem Boden haben, die man früher nur in

viel wärmeren Gegenden angetroffen hat. Auch dieser, wie so mancher andere Satz, ist wieder schief gestellt, und bedarf daher einer Berichtigung. Als unsere Vorfahren, die alten Deutschen, ihre Eichenwälder verließen, und gegen das römische Reich vordrangen, bedurften sie kaum eines eigenen Instincts oder einer prädestinirten Einrichtung ihres Organismus, um die feinen, schmackhaften Obstsorten und Weine Italiens ihren vaterländischen Holzäpfeln und ihrem Meerrettich vorzuziehen, und die bloße Kenntniß jener besseren Dinge war wohl schon hinreichend, auch den Besitz derselben wünschenswerth zu finden.

Beweise dieser Art, und wie viele dergleichen findet man in dieser Schrift, beweisen eigentlich gar nichts, oder doch gewiß nicht das, was der Verf. so gern durch sie bewiesen haben möchte. Es gibt ja so viele andere, weit bessere, und ein einziger wahrhaft guter und unwiderlegbarer wird hundert anderen dieser Art vorzuziehen seyn.

Der Verf. müht sich ab, von allem, was er in den verschiedenen Gegenden der Erde findet, zu beweisen, daß es auch da, und nur da gefunden werden muß, und daß nichts anderes mehr daselbst gefunden werden kann. Allein dieß heißt von den Kräften der Natur, und noch mehr von Demjenigen sehr menschlich, also kleinlich denken, der eben diese Kräfte in die Natur gelegt, und sie so gebildet hat, daß sie sich mit unendlicher Schmiegsamkeit den mannigfaltigsten Verhältnissen accommodiren kann. Dieselben Stellen, die früher vom Meere bedeckt waren, sind jetzt trocken gelegt, und bilden das Festland, und die Gipfel unserer höchsten Berge bildeten vielleicht vor Jahrtausenden den Boden des Oceans. Aber sie alle tragen in ihrem jetzigen Zustande noch immer die demselben angemessenen Pflanzen und Thiere, wie sie es in ihrem früheren Zustande mit anderen Pflanzen und Thieren gethan haben: überall ist Leben, und überall wird Leben seyn, welche Veränderungen auch die Folge der Zeiten auf unserer Erde heraufführen mag. Wir wünschen uns Glück, bis zu der Erkenntniß vorgedrungen zu seyn, daß alles, was wir um uns sehen, so zweckmäßig eingerichtet sey, daß es gar nicht anders mehr seyn könne. Aber wir würden noch viel mehr Ursache haben, uns zu unserer Kenntniß der Natur Glück zu wünschen, wenn wir einsehen könnten, wie diese selbe Natur, auch unter ganz anderen Verhältnissen, wieder neue und eben so angemessene Kräfte zu entwickeln, eben so zweckmäßige Erzeugnisse in derselben Fülle hervorzubringen im Stande ist. Wir bewundern es, daß alles so ist, wie es, nach unserer Meinung, seyn muß; aber müssen wir es nicht noch viel mehr bewundern, daß dieselbe Kraft des immer und unter allen Verhältnissen thätigen

Lebens, welche die schaffende Allmacht in die Natur gelegt hat, unter anderen Bedingungen auch ganz andere Geschöpfe hervorbringen kann, die eben so gut und zweckmäßig sind, als sie, diesen neuen Bedingungen gemäß, wieder seyn müssen? — Unsere Erde muß vor Zeiten ohne Zweifel ganz mit Wasser bedeckt, und die Temperatur, ja die ganze Beschaffenheit ihrer Oberfläche muß von der gegenwärtigen so sehr verschieden gewesen seyn, daß sie, nicht nur für den Menschen, der damals noch nicht war, sondern für beynahe alle die Thiere und Pflanzen, die wir jetzt auf dem Festlande und auf den Inseln sehen, nicht anders als ganz unbewohnbar seyn mußte. Dafür erzeugte sie in jener ersten Periode andere Thiere und Pflanzen, die zu jenem Zustande eben so gut paßten, wie die jetzt lebenden dem gegenwärtigen Zustande der Erde angemessen sind. Wer mag es läugnen, daß vielleicht schon mehrere solche Perioden, mehrere solche totale Metamorphosen der ganzen Erde vorübergegangen sind, und daß ihnen auch noch mehrere folgen werden? Sehen wir nicht in den Eingeweiden dieser Erde, so wie auf den Gipfeln ihrer höchsten Berge die Trümmer jener untergegangenen Vorwelt, die Ueberreste und Abbildungen von so vielen Pflanzen und Thieren, zu welchen wir, in der heutigen Welt, die Originale vergebens suchen? Und warum sollten diese Verwandlungen, so gewaltsam und zerstörend sie auch unseren kurzsichtigen Blicken erscheinen, warum sollten sie, verbunden mit jener Schmiegsamkeit der Natur, sich selbst den entgegengesetztesten Verhältnissen anzupassen, nicht eben so, ja noch viel mehr in den Plan ihres unendlichen Urhebers gehören dürfen, als diese starre, unbeholfene Natur unseres Professors, die nur für einen einzigen Zustand paßt, und bey der geringsten Veränderung desselben sogleich ihrem Untergange entgegen zu eilen droht? Er glaubt gefunden zu haben, warum wir nur zwey Füße, andere Thiere aber vier, und wieder andere hundert erhalten haben; er hat uns gezeigt, daß die Füße zum Gehen und die Flügel zum Fliegen gehören, und er hat uns mit vielem Scharfsinne bewiesen, warum alle Thiere gerade an den Stellen, wo sie ihre Augen tragen, auch eben so viele Löcher in den Pelz geschnitten haben. — Wir wollen ihm seine Freude nicht verkümmern, und uns indeß damit trösten, daß wir von dem Ganzen und von dem diesem Ganzen zum Grunde liegenden Plane eben so wenig, als er selbst, wissen; daß wir aber dieser Unwissenheit und der aus ihr entspringenden Ehrfurcht vor dem, was wir nicht begreifen können, angemessener halten, entweder, was das Beste wäre, ganz zu schweigen, oder doch, wenn wir ja unser thörichtes Lob, denn was kann es anders seyn, für wichtig genug oder gar für nothwendig halten,

wenigstens nicht so menschlich beschränkt zu loben, und am Ende noch sich selbst zu schmeicheln, man habe was Großes gethan, indem man das Höchste, weil man es nicht erreichen konnte, wenigstens zu sich herabzuziehen versucht habe.

Noch dürfen wir eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns an mehr als einer Stelle dieses Werkes aufgedrängt hat. Es ist kein Zweifel, der Verf. entwickelt in demselben viele und vielseitige Kenntnisse, selbst solche, die eine nähere Bekanntschaft mit Mathematik und Astronomie bezeugen, und die man sonst auch bey hochgebildeten Männern, nicht nur bey uns, sondern auch im Auslande selten genug antrifft. Auch ist der Styl ausgezeichnet und sein Vortrag schön, und, wo sich die Gelegenheit dazu anbietet, selbst blühend zu nennen. Allein für ein Werk dieser Art, das doch, zwar nur für Gebildete, aber doch auch für einen größeren Kreis von nicht streng wissenschaftlichen Lesern bestimmt ist, ist der Verf. oft nicht deutlich genug, oder vielmehr, um ihm nicht Unrecht zu thun, setzt er zu viel Vorkenntnisse voraus, und bleibt eben deßwegen für den bey weitem größeren Theil seiner Leser dunkel. So will er, um mich durch ein Beyspiel deutlich zu machen, S. 158 beweisen, daß die geringe Excentricität der Erdbahn absichtlich gewählt sey, um dadurch die Jahreszeiten der Erde in derjenigen Ordnung zu erhalten, in welcher sie nun für uns so wohlthätig wirken. Dieß thut er nun mit folgenden Worten, die wir dem Originale möglichst getreu wieder geben: »Eine kreisförmige oder nahe kreisförmige »Bahn der Erde ist die einzige, in welcher wir einen solchen Ver»lauf der Jahreszeiten erhalten können, wie wir denselben jetzt »in der That haben; die einzige, für welche das Klima der nörd»lichen und südlichen Hemisphäre nahe dasselbe ist; und was noch »wichtiger ist, die einzige, für welche der Charakter der Jahres»zeiten für alle Jahrhunderte immer derselbe bleibt. Denn wenn »die Excentricität der Erdbahn beträchtlich groß wäre, so würde »der Wärmeunterschied, der von der Verschiedenheit der Entfer»nung der Erde von der Sonne kömmt, sich mit demjenigen »Wärmeunterschiede vermischen, der von der Lage der Erdachse »gegen die Ekliptik bedingt wird, welcher letzte jetzt eigentlich der »einzig beträchtliche ist. Da nämlich durch die Bewegung des »Periheliums oder der Sonnennähe, die kürzeste Entfernung der »Erde von der Sonne, in verschiedenen Jahrhunderten, auch »auf verschiedene Monate im Jahre fällt, so würde dadurch die »Vertheilung der Wärme über das ganze Jahr nach und nach »völlig umgekehrt werden. Der Sommer und Winter des tropi»schen Jahres, wie wir dasselbe jetzt haben, würde sich nämlich »mit der Hitze und Kälte des anomalistischen Jahres, das eine

»von jenem Jahre verschiedene Dauer hat, vermischen, und die »Folge davon würde seyn, daß die Differenz der zwey Jahres- »zeiten zuweilen sich gegenseitig neutralisiren, zuweilen aber auch »durch Anhäufung dieser Ungleichheiten sich so steigern müßte, »daß dieselbe für uns ganz unerträglich seyn würde.«

Das Vorhergehende ist alles eben so wahr als gut gesagt, aber, wie wir besorgen, nur für astronomische Leser vollkommen verständlich. Die meisten anderen werden diese von dem Verf. gegebene Erklärung, wenigstens bey der ersten Lesung derselben, nur wie durch einen Schleyer sehen, und davon trägt er, der Verf., die Schuld, da das Ganze wohl der Art ist, daß es auch einem der Astronomie völlig fremden Leser mit wenigen Zeilen vollkommen deutlich gemacht werden könnte, ohne erst zu dem gelehrten Apparat von Kunstworten, Excentricität, Perihelium, tropisches und anomalistisches Jahr u. s. f., seine Zuflucht zu nehmen. Es ist ein großer und leider sehr oft wiederkommender Uebelstand selbst der besten neueren populären Schriften, dem ersten Erforderniß einer solchen Schrift, der allen Lesern gleichmäßig zugänglichen Deutlichkeit, wenn auch nur in einzelnen Stellen, nicht immer zu huldigen, und sich dafür, so oft der Gegenstand mehr Hindernisse darbietet, sogleich in die höheren Regionen zu versteigen, und, statt dem gemeinverständlichen Vortrage, der hier allein zugelassen werden soll, in den streng wissenschaftlichen überzugehen. Die Verfasser finden es allerdings bequemer, in ihrer eingelernten und gewohnten Sprache zu sprechen; aber der Leser versteht sie nicht mehr, wird bey seinem besten Willen um seinen guten Muth, oft bis zu einer Art von Verzweiflung an sich selbst gebracht, und legt endlich in gerechtem Unwillen das Buch zur Seite, wodurch dann der ganze Zweck, den der Verf. durch seine populäre Schrift erreichen wollte, verloren geht. Was man auch gegen das in unseren Tagen so beliebte Popularisiren der Wissenschaften gesagt haben mag, so sind doch die Vortheile desselben so groß, daß dadurch alle Nachtheile, die es etwa haben könnte, mehr als aufgewogen werden. In der That beziehen sich auch diese so oft angeführten Nachtheile nicht auf die Sache selbst, die an sich vollkommen gut ist, sondern nur auf den Mißbrauch derselben. Wo ist aber das Gute, das durch Mißbrauch nicht aufhören könnte, gut zu seyn! — Wenn diese Volksschriften, oder wie man sie sonst nennen mag, von solchen Männern geschrieben werden, die erstens ihren Gegenstand innig durchdrungen haben und vollkommen kennen, und die zweytens die Gabe besitzen, ihre Sache auch dem derselben unkundigen Leser deutlich zu machen, und sich zur Fas-

fungskraft desselben herabzulassen, so ist ihr Nutzen wohl unbestreitbar. Die erste dieser Eigenschaften findet man noch häufig genug, besonders bey den Engländern, deren populäre Schriften über beynahe alle, besonders über die sogenannten Naturwissenschaften, wahrhaft ausgezeichnet sind, wie denn auch ihre Verfasser größtentheils selbst zu den ausgezeichnetsten Männern ihres Faches gehören. Nicht so bey uns, wo sich größtentheils nur die Mittelklasse der Gelehrten und die Anfänger mit diesem Geschäfte befassen; daher denn auch die meisten dieser Schriften, wie z. B. beynahe alle unsere Sonntags-, Pfennig- und Hellermagazine auf jeder ihrer Seiten das Gepräge der Mittelmäßigkeit, der Unwissenheit und Nachläßigkeit ihrer Verfasser an sich tragen. Die zweyte der erwähnten Eigenschaften, die Gabe der lichtvollen Deutlichkeit und die Geduld, die zur Erreichung derselben in vielen Fällen erfordert wird, diese ist überall, auch bey den Britten noch, selten zu nennen, wie man durch gar manches Beyspiel der in allen übrigen Beziehungen vortrefflichsten Schriften dieser Art zeigen könnte. Kaum eines derselben wird man nennen dürfen, in welchem nicht mehrere Stellen, Paragraphe, ja ganze Kapitel an dieser Krankheit darnieder liegen. Es mag allerdings Gegenstände geben, die sich dem mit den nöthigen Vorkenntnissen nicht versehenen Fremdling nur mit vieler Mühe deutlich machen lassen, und wo auch der damit vollkommen vertraute Mann und der geübte Schriftsteller mit dem, was er darüber mit dem ersten Wurfe zu Papier bringt, nicht zufrieden seyn darf, wenn er sonst gewohnt ist, strenge Forderungen an sich zu stellen, sondern wo es einer wiederholten Feile und eines oft langen Sichtens und Abschlemmens bedarf, bis endlich das Ganze fein genug geworden ist, um durch das enge Sieb zu gehen, durch welches allein ein Werk seinen Weg zur Unsterblichkeit finden kann. Denn eigentlich muß sich alles, welcher Art es auch sey, vollkommen deutlich machen lassen, wenn es nur in die rechten Hände kömmt. Das Größte und Schwerste, was der menschliche Geist erfunden hat, das Gesetz der allgemeinen Gravitation, läßt sich jetzt auf den Nagel eines Fingers schreiben, und mehrere mathematische Wissenschaften, wie z. B. die Trigonometrie, die Mechanik u. s., die früher durch ganze Folianten nicht erschöpft werden konnten, sind jetzt, wo man diese Gegenstände besser kennen gelernt hat, auf eine einzige Formel, auf eine einzige Zeile zurückgeführt worden, in welcher, wenn auch nur, wie Liebetraut im Götz sagt, implicite, nicht explicite, die ganze Wissenschaft enthalten ist. Sollte es aber in der That solche Dinge im Reiche der höheren Erkenntnisse geben, die sich durchaus keiner gemeinfaßlichen Erklärung

fügen, und die durchaus nur der strengen Wissenschaft vorbehalten bleiben wollen, so wird es angemessener seyn, sie ganz zu übergehen, als den Leser durch unverständliche Worte zur Verzweiflung zu bringen. Et quae desperat nitescere posse relinquit, was immer besser ist, als sich eitlen Hoffnungen hingeben, und das Unmögliche möglich machen wollen.

Littrow.

Art. III. Mémoires de Fleury, de la Comédie française (1757 à 1820). Paris, Ambroise Dupont, éditeur 1836 — 1838. 6 Bände, 2331 Seiten.

Seit der Erfindung des Drama sind Schauspiel und Schauspieler stets der Gegenstand eines besonderen Interesse für alle civilisirten Nationen gewesen, und nicht ohne Grund ist vielfach behauptet worden, daß man von der Stufe, auf welcher dramatische Dichtkunst und dramatische Darstellung bey einem Volke stehen, auf die Stufe der Bildung schließen könne, welche die Nation selbst einnimmt. Es ist unläugbar, daß die Franzosen im Fache des Schauspieles den übrigen Völkern weit voraus waren, und Jedermann weiß, daß sie ihren Corneille, ihren Racine, ihren Destouches, ihren Marivaux, wie ihren Lekain und ihre Clairon lange vorher besaßen, ehe Lessing und Sonnenfels das deutsche Theater zu reformiren begannen. Schon vor jener Epoche, welche die vorliegenden Memoires behandeln, übten französische dramatische Literatur und Kunst einen mächtigen Einfluß auf ganz Europa. In allen Hauptstädten sah man französische Schauspiele. Aufresne bildete eine Schauspielergesellschaft in Petersburg; Monvel ward der Liebling Gustav's; die Raucourt wagte die ersten Versuche ihres jungen Talentes in Madrid; Friedrich II. ließ Lekain mit großen Kosten nach Berlin kommen; auch Wien hatte seine französische Bühne, und Fleury's Schwester war Vorleserin bey der künftigen Gemahlin Ludwig's XVI. Selbst bis Rom verbreitete sich der Geschmack für das französische Drama. In Paris aber, wo nicht nur der Hof und der Adel den lebhaftesten Antheil daran nahm, ja sich in seinen Zirkeln mit Ausübung der Kunst selbst unterhielt, sondern Alles, was zur gebildeten Welt gerechnet seyn wollte, jeden Abend mit Leidenschaft der Bühne zuströmte, hatte das Schauspiel des ersten Ranges, welches sich vorzugsweise das »französische Theater« (Théâtre français, oder auch kurzweg les Français) nannte, zur Zeit, als Fleury seine Künstlerlaufbahn betrat, den höchsten Glanzpunct erreicht. In der That konnte man nur dort diesen Verein von Talenten, diese

Bekanntschaft mit der Bühne, diese geistreiche Feinheit des Spieles finden, welche die Ideen des Lustspieldichters geltend machen; und nur zu Paris war es, wo die Schauspieler zu jenem gegenseitigen Wettstreit, zu jenem vollkommenen Zusammenspiele gelangten, welche die Kenner bezauberten und die gebildete Gesellschaft entzückten.

Ein Werk nun, welches das Wesen und die Schicksale dieser Bühne schildert, würde schon an und für sich anziehend seyn, wird es aber noch vielmehr dadurch, daß diese Schilderung von einem Manne kömmt, der seiner geliebten Kunst zwey und sechzig Jahre seines Lebens mit Ruhm gewidmet hatte, und die Ausgezeichnetsten seines Faches zu seinen Kunstgenossen zählte.

Fleury, welchem eine sorgfältige Erziehung, ein zierliches Benehmen, jene anmuthige Kühnheit, die seinen Landsleuten damals eigen war, und ein seltenes Talent für die Schauspielkunst das Wohlwollen aller Gebildeten verschafften, lebte zu Paris in einem Kreise, der alles in sich begriff, was in Beziehung auf Rang, Wissenschaft, Kunst oder Mode hervorragte, und war daher eben so in fortwährender Gelegenheit, die Sitten und Meinungen aller Stände zu beobachten, als es ihm, in seiner Stellung zur ersten Schaubühne der Hauptstadt, leicht wurde, nicht nur den Gang des gesammten dortigen Bühnenwesens genau zu kennen, sondern selbst darauf bedeutenden Einfluß zu üben.

»Fleury« — so schließt Herr J. B. Lafitte seine Vorrede zu diesen Memoires — »Fleury war ein geistreicher Weltmann und Beobachter, ein Künstler von lebhafter, fruchtbarer Einbildungskraft, ein Schauspieler voll Anmuth und Feuer. Zwey Generationen von Publicum, Autoren und Schauspielern sind an ihm vorübergegangen; er hat allen Schlachten des Parterres, allen Streitigkeiten der Dichter beygewohnt; er sah das Drama dreymal die Gestalt verändern, und dreyerley Volk vor diesen verschiedenen Dramen als Zuschauer. Das wohlriechende Lustspiel (la comédie ambrée), das philosophische Trauerspiel, die politische Comödie und das revolutionäre Drama haben seine Mitwirkung in Anspruch genommen, die er nicht immer mit gleich gutem Willen leistete; aber am Ende seiner Laufbahn konnte er mit Sheridan, als er der Philosophie des Theaters nachforschte, ausrufen: Fürwahr! ich bin der beste Richter in dieser Sache; ich habe die meisten Zeugen für und wider die Geschichte vernommen!«

Nachdem die Leser aus der Schilderung des Autors und seiner Verhältnisse schließen konnten, was von seinem Werke zu hoffen sey; sollen sie nun auch erfahren, was er wirklich geboten

hat. Er selbst sagt am Schlusse seiner Denkschrift: »Einige, denen ich sie vorgelesen habe, bemerken, ich hätte zu viel, Andere, ich hätte nicht genug gesagt.« — Referenten scheint, daß beyde Theile Recht haben. Wenn man, nach dem, auf dem Titel angegebenen Zeitraume, welchen diese Memoires umfassen, erwarten konnte, noch Vieles aus den ersten Zeiten der Restauration, Manches von seinen letzteren Kunstgenossen, Lafont, Michelot, Monrose, Firmin, der Georges, Duchesnois, der ewig jungen Mars und Anderen zu erfahren; muß man dagegen eingestehen, daß das Werk an Interesse bedeutend gewonnen hätte, wenn es statt in sechs, nur in drey Bänden bestünde. Nicht nur, daß es, trotz der Feinheit, der Laune und dem Witze, die man allenthalben darin antrifft, durchaus an übermäßiger Breite leidet, daß die darin erzählten Begebenheiten bis in das kleinste Detail ausgeführt, und nicht nur fast alle Diners und Soupers, denen der Autor beygewohnt hat, sondern auch die von sämmtlichen Anwesenden dabey geführten Gespräche — oft auf vielen Seiten — angeführt sind; finden sich auch unter einer großen Zahl höchst anziehender Anecdoten, eine noch größere, die nur den Verfasser, welcher die darin vorkommenden Personen gekannt hat, interessiren konnten, aber weder auf dessen Schicksale den mindesten Einfluß übten, noch in artistischer oder politischer Rücksicht auf allgemeine Theilnahme Anspruch haben, und daher füglich hätten wegbleiben können.

Um den Lesern daher einen Begriff von dieser Denkschrift zu geben, wird es hinreichen, dasjenige, was sie über das Leben und Wirken Fleury's oder über seine Kunst im Allgemeinen enthält, und einige der anziehendsten Anecdoten in Kürze anzuführen. Wenn dabey die chronologische Ordnung der Begebenheiten vermißt wird, so mag gegenwärtige Anzeige durch das Werk selbst entschuldigt werden, worin von solcher Ordnung gar wenig zu finden ist, da der Autor sowohl die ihn, als die Andere treffenden Ereignisse, mögen sie in eine frühere oder spätere Zeit fallen, meistens dann erzählt, wann sie ihm eben beyfallen.

Aus dem ersten Kapitel erfahren wir, daß wir seine Memoires eigentlich den im Jahre 1808 in Valançay anwesenden spanischen Prinzen zu verdanken haben. Fleury war nämlich auf seinem Landgute im Blaisois, bey Ménars; die Neugierde spornte ihn, zu sehen, wie jene hohen Vertriebenen in ihrem vergoldeten Gefängnisse behandelt würden; er kannte den Gouverneur des Schlosses, bey welchem er freundliche Aufnahme hoffen konnte und auch fand. Er sah die Prinzen, die noch erst so mächtig waren, und nun ihre glänzende Rolle ausgespielt zu haben schienen. Die ernsten Betrachtungen, die sich ihm hierüber

darboten, führten ihn auf die Vergänglichkeit des Ruhmes überhaupt, und, das wahrscheinlich baldige Verschwinden seines eigenen bedenkend, beschloß er, ihm durch eine Selbstbiographie, so viel als möglich, noch nach seinem Tode eine Fortdauer zu sichern. »Ich erinnerte mich,« sagt er, »an den Zeitpunct, in welchem wir anderen großen Herren — freylich nur Herren zu bestimmten Stunden — nach zwanzig oder dreyßig Jahren die Bühne verlassen müssen, auf der wir glänzten. Dieß ist für jeden Schauspieler ein erster Tod, trauriger als der wirkliche. Seinen eigenen Ruf überleben, und während dieser noch etwas ist, selber nichts mehr seyn! — Maler und Bildhauer finden in den Gallerien, in den Werkstätten, in den Sälen der Kunstfreunde eine Zuflucht; Autoren sehen sich in den Schränken der Leihbibliotheken; aber auf der Bühne läßt man kaum einen Namen, der die Luft bewegt, höchstens den Beynamen eines Mannes von Talent, ohne alle nähere Angabe dieses Talentes; man ist, obschon noch am Leben, nichts mehr als das arme Ich in seinen vier Wänden, nachdem nur das Ich auf der Bühne von Bedeutung war. Man ist erstaunt, uns noch zu sehen, wenn unser offizielles Leben beschlossen ist: man zählt nicht mehr; Jeder scheint uns zu fragen: Ey! woher kommen Sie? Sollten Sie noch von dieser Welt seyn? — Man hätte dann nur Eine Antwort: Zündet die Lampen an; gebt mir Mitwirkende, Decorationen, einen Saal, ein Publicum, einen Dichter: und ich will Euch den Beweis geben, daß ich lebe. — Aber ach! könnte man's auch? — Man würde mehr Eifer als Kraft zeigen; man ist todt von dem Tage an, an welchem der Vorhang zum letzten Male vor uns herabgerollt ist.«

Diese melancholischen Gedanken trieben ihn an, seine Existenz auf andere Weise zu verlängern. Er hatte so lange gelebt, so viel gesehen, so viele Geheimnisse erfahren; er kannte das unsichtbare Räderwerk so vieler Begebenheiten, hatte so viele wichtige und leichtfertige, lächerliche und tragische Dinge im Gedächtnisse, daß es ihm nicht an Stoff fehlen konnte, seine Memoires zu schreiben. Er setzte sich hin und schrieb, oft, trotz den Bitten seiner Tochter, »seiner Antigone« *), die ihn nach Valançay begleitet hatte, halbe Nächte hindurch; seine Begierde, als Autor zu erscheinen, wäre ihm aber bald übel bekommen. Man wollte eben zu jener Zeit Spuren einer Verschwörung zur Befreyung Ferdinand's entdeckt haben. Fleury's Ankunft und Besuch im Schlosse; der Antheil, welchen die Prinzen, ob-

*) Wahrscheinlich eine natürliche Tochter, da ihre Mutter nirgends genannt ist.

schon nur aus der Ferne, an ihm zu nehmen schienen; sein tägliches Schreiben bey Kerzenlicht, das man beobachtet hatte, machte ihn bey der französischen Polizey der Theilnahme an jener angeblichen Verschwörung verdächtig; ein Commissär trat eines Morgens in sein Zimmer, verlangte höflich alle seine Schriften, und nahm sie versiegelt mit sich hinweg; in kurzer Zeit aber erhielt er sie, mit einer Entschuldigung, versiegelt wieder, besser geordnet, als sie vorher waren; nur daß einige Blätter fehlten, in welchen er sich über Napoleon eben nicht sehr günstig ausgesprochen hatte. Seine Arbeit war ihm indessen durch diesen Vorfall noch lieber und wichtiger geworden, und er vollendete sie in der Folge mit desto größerem Fleiße.

Joseph Abraham Dénard, genannt Fleury, dessen Vater Schauspieldirector bey dem Könige Stanislaus Leszinski gewesen, wurde auf einer Reise geboren, in welcher jene Truppe eben begriffen war. Seine Aeltern übergaben ihn der Pflege einer Amme, die es klüger fand, die gut bezahlten Pflegekosten einzustreichen, und das Kind im Findelhause schmachten zu lassen. Nach unerhörten Begebenheiten kam dieser »tragi-komische Säugling,« als sieben Jahre verflossen waren, in die väterlichen Arme zurück, und debütirte, unter der Leitung seiner Aeltern, im Frühjahre 1757 auf dem Theater zu Nancy, wo Stanislaus, als Herzog von Lothringen und Bar, damals residirte. Der Ruf eines wunderbaren Talentes war dem kleinen Debütanten vorausgegangen; der ganze Hof fand sich im Theater ein, alle Logen waren besetzt, und die übrigen Plätze doppelt bezahlt. Er trat in dem Lustspiele: Le Glorieux, von Destouches, als komischer Bedienter auf, und wußte aus der kleinen Rolle so viel zu machen, daß der Beyfall stürmisch war, und der König ihn zu sich in die Loge kommen ließ, nachdem alle übrigen Zuschauer sich um die Gunst beworben hatten, dem neuen Schauspieler durch Liebkosungen ihre Anerkennung zu bezeigen; so, daß der Knabe mit der ihm eigenen Unbefangenheit dem Monarchen sagte: Alle schönen Damen da unten haben mich umarmt. — Fleury erzählt die Geschichte dieses ersten Versuchs mit ergötzlicher Laune; wie er denn überhaupt sehr angenehm, wenn auch weitläufig, erzählt.

Sein Vater, einzig damit beschäftigt, seine Anlagen zum komischen Schauspieler auszubilden, vernachläßigte seine übrige Erziehung dergestalt, daß er kaum lesen und nothdürftig schreiben lernte. Desto mehr Sorgfalt wurde auf seine Vervollkommnung in Haltung, Benehmen und im gesellschaftlichen Umgange verwendet. Die Gelegenheit, in dieser Art äußerlicher Erziehung, »welche Bonaparte die Erziehung der Haut nannte,«

war die günstigste. Der König, welcher der Familie Fleury die größte Huld bewies, war besonders dem angehenden Künstler zugeneigt; er mußte dem Hofe nach Lüneville und Commercy folgen, welche Städte Stanislaus in letzterer Zeit wechselweise zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Seinem Beyspiele folgend, bemühte sich Alles, was zu seinem kleinen, aber glänzenden Hofe gehörte, dem jungen Fleury sich freundlich zu zeigen. »Eine gewählte Gesellschaft, große Herren, Autoren, geachtete Damen, ein gnädiger Fürst, der zugleich Kunstkenner war, eine königliche Gastfreyheit, Vorbilder aller Gattung, Geist, Geschmack, Artigkeit, und nebst allem diesen die zierlichsten Sitten fanden sich an diesem Hofe, welcher der damalige Hof von Frankreich im Kleinen war: eine gewisse Unverschämtheit ausgenommen, welche hier nicht an ihrem Platze gewesen wäre.« Kein Wunder, daß Fleury in solcher Umgebung, zumal bey dem richtigen Tacte und der Nachahmungsgabe, die ihm eigen waren, zum Jünglinge von Welt und Ton heranwuchs, und daß er zu seinem Berufe für das feine Lustspiel Eigenschaften sammelte, welche Schauspielern, die ihre Zeit bey den Restaurateurs oder auf dem Billard zuzubringen pflegen, ewig unerreichbar bleiben.

So erreichte Fleury sein funfzehntes Jahr. Der scheinbare Hang des Jünglings zu Spöttereyen schien dem Vater ein Wink, denselben zu dem Fache der Valets zu verwenden, die, wie man weiß, in den älteren französischen Lustspielen immer mehr Witz haben, als ihre Herren; während Fleury ein Feind der Livree war, und nur das Hofkleid ihn anlocken konnte. Oft schlich er sich in das Kleidermagazin seines Vaters, behängte sich dort mit allen glänzenden Anzügen, und, indem er vor dem Spiegel, der für die Comparsen aufgehangen war, hin und wieder ging, sich bald ein vornehmes, bald ein nachläßiges Ansehen gab, und jetzt diesen, dann jenen nachahmte, begrüßte er sich links als Marquis, rechts als Herzog, steigerte so seine Titel und seine schönen Manieren, und endete nicht früher, als bis er alle Rangordnungen, bis zum König hinauf, durchprobirt hatte.

Bey solchen Neigungen ist es begreiflich, daß die Absichten seines Vaters ihm durchaus nicht behagten. Er hatte darüber manchen Streit mit ihm, und wünschte nichts sehnlicher, als Nancy bald zu verlassen, und selbstständig zu werden. Die Gelegenheit hierzu ergab sich bald. Er hatte eine Schwester, welche »der Diamant der Truppe und der Stolz ihrer Familie« war. Ein junger Offizier, der Vicomte Clairval de Passy, entbrannte in so heftiger Liebe für sie, daß er, um sich mit ihr

vermählen zu können, seine Stelle aufgab, und sich, unter dem Namen Sainville, der Schauspielergesellschaft anreihte; ein Entschluß, den Fleury erhaben fand, der seinen Ältern aber nicht gefallen wollte, da sie lieber gesehen hätten, daß Clairval ihre Tochter zur Vicomtesse, als diese ihn zum Schauspieler gemacht hätte. Der junge Mann hatte eine schöne Stimme, man suchte für das Genfer Operntheater einen ersten Sänger; der verwandelte Vicomte ging mit seiner Frau dahin, und Fleury begleitete das junge Paar, nachdem er von seinem Vater die Erlaubniß dazu erhalten hatte.

Wir finden ihn nun zu Genf, im flammendsten Enthusiasmus über die Lage und Umgebungen dieser Stadt. Allein der Aufenthalt in derselben war nur von kurzer Dauer: nach einigen Vorstellungen sprach man von der Rückkehr zu den Aeltern. Fleury, der sich für immer frey wähnte, war darüber in Verzweiflung. Glücklicher Weise hatte Hr. v. Voltaire von der französischen Schauspielergesellschaft in Genf gehört, und schon früher aus Lüneville vernommen, welch ein Talent Fleury's Schwester in einigen seiner Trauerspiele entwickle. Er berief die Truppe zu sich, und bald befand sie sich, Herrn und Madame Sainville an ihrer Spitze, in dem Schlosse des berühmten Dichters. Die Vorstellungen zu Fernay hatten einen großen Ruf im Lande; es versammelte sich dort eine auserlesene Gesellschaft, und wenn das erhabene Genf unsern Jüngling düster gemacht hatte, gab das bewegte Fernay ihm seinen gewohnten Uebermuth wieder. Dieser steigerte sich in Kurzem dergestalt, daß er sogar feindliche Anschläge gegen die übel frisirte Perücke des Herrn vom Hause zu hegen wagte. Voltaire wandte sich schnell gegen Fleury, sah ihn an, maß mit seinem durchdringenden Blicke den ganzen kleinen Menschen, der vor diesem mächtigen Zauber plötzlich inne hielt, und sagte nach einer Pause langsam und nachdrücklich: »Erlauben Sie, mein« ... er schien irgend einen Namen zu suchen, welchen er dem Verwegenen an den Kopf werfen wollte — »mein Herr von Fleury, Ihnen zu sagen« — hier mäßigte er seine Stimme — »daß ich nicht Fürst genug bin, um Pagenstreiche zu begreifen und zu dulden; am Hofe zu Fernay achtet man die Perücken aus Rücksicht auf das, was darunter stecken kann.« — Und als er den Uebermüthigen niedergeschlagen und reuevoll sah, faßte er ihn am Kinn, hob ihm den Kopf in die Höhe, und sprach: »Frisch! Sieh mich an! Du wirst ein Taugenichts seyn, aber du wirst ein Schauspieler werden.«

»Von diesem Augenblicke an,« sagt Fleury, »faßte ich den Vorsatz, alles zu thun, den ersten Theil dieser Prophezeyung

zu rechtfertigen, um vom Schicksale auch die Erfüllung des letzteren zu erlangen.«

Voltaire selbst leitete Proben und Vorstellungen. »Ich sehe ihn noch,« erzählt der Autor, »in seinem gewöhnlichen Costüme: graue Schuhe, eisengraue, oben gerollte Strümpfe, große Weste von Zitz, lang bis an die Knie; große, lange Perücke, oben in eine kleine sammtene Mütze zusammengepreßt, welche in Form eines Helmes zurückgeschlagen war, und, um das Ganze zu vollenden, der Schlafrock, ebenfalls von Zitz, dessen Zipfel er in die Gurte des Beinkleides hinaufzog, wenn er uns einübte. Jeder Andere würde so als eine Carricatur erschienen seyn, aber Voltaire hatte die Gabe, Jeden zu bezaubern, und Alles vergessen zu machen. Vertraulich und zugänglich außerhalb der Bühne, war er auf derselben bloß Dichter, und vielleicht ein schwer zu befriedigender Dichter.« — Der Genfer Schauspieler, welcher die Rolle des Lusignan probirte, glaubte Wahrheit darein zu legen, wenn er einen alten kranken Mann daraus machte. »Es ist ein Mann,« sagte er, »dessen Leben abgenützt ist, und der so eben aus dem Gefängnisse kömmt.« — »Nein, nein, mein Herr, und tausendmal nein!« rief Voltaire, »das ist ein Mann, der aus dem Grabe stieg; ein vom Tode Erweckter; es ist ein christlicher Samuel, ein Spruch aus dem Evangelium mitten unter den Blättern des Koran. Versetzen Sie sich in jene Zeit; seyen Sie religiös, haben Sie den Glauben! Das ist nicht nur der Missionär dem Ungläubigen gegenüber; es ist der Krieger Christi gegenüber seiner Tochter; der Vater, der die Seele seines Kindes rettet; das reine Blut der christlichen Könige, das nicht will, daß das Blut der Tochter der Könige ausarte. Der Apostel muß hier den Greis unterstützen! Sie sprechen zu Zayren von Gott: Sie sprechen vor Gott, gestärkt von Gott. Die Größe des Gegenstandes leiht der Schwäche des Menschen Kraft. Befeuern Sie sich! Ey, mein Herr! Sie sind schon im vierten Acte todt; schonen Sie sich bis dahin nicht. Der Eifer des Christen darf nur durch die Handlung des Vaters gemäßigt seyn. Das Gleichniß der Lampe, die im Erlöschen noch ihre letzten Strahlen wirft, ist hier an seinem Platze. Dieß sind die Abstufungen: Apostel, Vater, Greis. Merken Sie das wohl, mein Herr!« — Fleury hätte vor seiner Abreise von Fernay gar zu gern noch einige Lectionen des großen Lehrers über die Rolle des Nerestan empfangen; allein, seit dem Vorfalle mit der Perücke war er furchtsam geworden, bat seine Schwester, für ihn das Wort zu führen, und folgte ihr in der Hoffnung eines guten Erfolges von diesem Schritte. Die Lection war aber kurz: »Studiere dich in deinem

Cabinette, vergiß dich auf der Bühne. Anderes habe ich dir nicht zu sagen; in deinem Alter kann man Talent haben, aber noch nicht die Kunst begreifen.«

Kaum bey seinen Aeltern angelangt, mußte er sich von seiner geliebten Schwester trennen, die mit ihrem Gatten ein Engagement in Wien erhalten hatte. Eifersüchtig auf den Vorzug, welchen man dort dem Talente seiner Frau gab, suchte Sainville sich Anfangs dadurch zu entschädigen, daß er sein Glück bey anderen Frauen suchte. Dieser falsche Schritt zog bald weitere nach sich. Verschwendung, Spielsucht, Schulden und die Folgen alles dessen zwangen ihn zur Flucht, nachdem die allgemeine Achtung, in welcher seine Gattin stand, ihn vor ernsterem Unglück bewahrt hatte. Er ging nach Schweden, wo er, mit noch größeren Vergehen belastet, im Jahre 1792 starb. So traurig endete diese Ehe, die so sonderbar begonnen hatte.

Felicitas (so hieß Fleury's Schwester), geehrt durch ihren tadellosen Wandel und den Muth, womit sie ihr Unglück ertrug, hatte sich der Gnade des kaiserlichen Hofes zu erfreuen, und ward, durch einen jener glücklichen Zufälle, die Fleury's Familie so oft unter mächtigen Schutz stellten, Vorleserin bey der Erzherzogin Maria Antoinette, die von ihr nicht nur die französische Literatur, sondern auch die Sitten, den Geschmack, die Gewohnheiten Frankreichs kennen lernen wollte. »Man hätte sagen können, die Prinzessin wollte in Felicitas die Franzosen liebgewinnen.« — Dies Professorat währte indessen nicht lange, und, auf Veranlassung Ludwig's XV. nahm der Abbé de Vermond die Stelle der Madame Sainville ein; derselbe, welcher später den Erzbischof von Toulouse, und mit diesem die Revolution dem Könige zuführte.

Fleury ging bald nach seiner Rückkehr in das väterliche Haus nach Troyes. Man könnte meinen, daß er dort nicht eben viele Gelegenheit erwarten konnte, sein Talent zu vervollkommnen; aber es gab damals sehr gute Provinzialtheater, und er hatte einst seinen Vater sagen hören, daß man kein guter Schauspieler werden könne, wenn man sich nicht auf mehreren Theatern versuche. »Ich glaube selbst,« bemerkt er, »daß es für einen jungen Schauspieler gut ist, zu reisen; man macht vor demselben Publicum seine Studien weniger gewissenhaft, weniger gründlich; die uns anfangen sahen, würdigen erst spät unsere Fortschritte, und wenn sie die guten Eigenschaften eines Mimen entdeckt haben, haben sie zu wenig Acht auf seine Fehler; sie gewöhnen sich daran; gehört er nicht zum Hause? Vom Anfang bis zum Ziele bringt jeder Schritt eine unmerkliche Aenderung hervor, worüber uns nur ein neues Publicum aufmerksam

machen kann; ein öfterer Wechsel der Bühne gibt uns strenge, aber nützliche Richter; hier sagt man uns das Eine, dort das Andere; hier ermuthigt man uns zu einem neuen Versuch unseres Talentes, dort verbessert man an uns eine üble Gewohnheit. Das eine Publicum verlangt Wärme, jenes Anmuth, ein Anderes Zierlichkeit und Kraft. Ein Schauspieler, der früher dort war, ließ Erinnerungen zurück; bald ist es ein glänzendes Spiel, das nachzuahmen, bald ein Herkommen, das zu beobachten ist, bald ein Fehler, über dessen Mangel man uns Glück wünscht. Ferners: Alle Bühnen haben ihre Nestors, alte Eingewohnte auf den Brettern; die kennen die Geheimnisse des Handwerks; sie haben in ihrem Gedächtnisse viele Hülfsmittel gesammelt, die uns unbekannt sind; ihr Haß ist nützlich, ihre Freundschaft dient uns. Dann kommen die Festigkeit, die Zuversicht, die Sicherheit im Tone und das Zuhauseseyn. Ohne Freyheit, wo bleibt die Anmuth, und ohne diese beyden Eigenschaften, wo bleibt der Zauber, das heißt: wo bleibt der Schauspieler?«

Fleury wußte, daß er in Troyes Madame Nicetti, die Schauspieldirectorin jener Stadt, finden würde; er stellte sich ihr vor, berief sich auf den Namen seines Vaters, und wurde als erster komischer und tragischer Liebhaber »en chef et sans partage« aufgenommen. Die sechzig Livres monatlich stachen gegen diesen prächtigen Titel freylich ab; allein, er war zufrieden; und der Genuß seiner gänzlichen Unabhängigkeit, nachdem er sich bisher nur einer halben zu erfreuen hatte, machte ihn vollends glücklich.

In Troyes lernte er einen jungen Engländer, Paulin Goy, kennen, der bey derselben Truppe war, und mit welchem er ein dauerndes Freundschaftsbündniß schloß. Die komische Veranlassung zu einem Zweykampfe mit ihm, und seine dadurch herbeygeführte Bekanntschaft mit der berühmten Schauspielerin Demoiselle Clermonde, müssen hier, wie so vieles Andere, übergangen werden, was nicht wichtigen Einfluß auf Fleury's Geschichte, oder allgemeines Interesse für Kunst und Künstler hat. Aus gleichem Grunde muß Referent die Leser bitten, die Biographie der Clermonde im Werke selbst (I. 106—132) aufzusuchen.

Dieses »vollkommenste, himmlischste aller Wesen,« und Fleury, in leidenschaftlicher Liebe vereinigt, beschlossen, sich auf dem Theater zu Versailles zu finden. Das Engagement der Einen, zu Amiens, ging zu Ende, das des Andern war nur für kurze Zeit bindend. Fleury's Vater war ein Freund der Directorin des Versailler Theaters, Dlle. Montansier, das Theater selbst in der Nähe von Paris, und so zu sagen eine

Vorschule des großen Theaters *) der Hauptstadt. Es war im Jahre 1770, gegen das Ende der Regierung Ludwig's XV., als unser Künstler in Versailles ankam. Mademoiselle Montansier war durch seinen Vater auf seine Ankunft vorbereitet; er ward daher wie ein Kind des Hauses aufgenommen, und ohne Verzug angestellt. Eine Schilderung des Charakters und Benehmens, so wie ein Theil der Geschichte dieser Schauspieldirectorin folgen nun. Fleury debütirte mit Glück, was er bescheiden mehr seinen äußerlichen Vorzügen, als seinem noch unausgebildeten Talente zuschrieb. Da man sich von merkwürdigen Menschen doch gern ein Bild macht, so mag hier sein Porträt, so wie sein Freund Paulin es zeichnete, einen Platz finden: »Mit neunzehn oder zwanzig Jahren gefiel Fleury allgemein, obgleich er weder ein schöner, noch selbst ein hübscher Mann war. Er war eher klein als groß, gut gewachsen, zart, munter und sehr geschickt in allen Leibesübungen; er besaß jene natürliche Anmuth, die man sich nicht geben kann. Seine Physiognomie, lebhaft und geistreich, paßte trefflich zu einem Paar durchdringenden Augen, deren Glanz man kaum ertragen konnte. Fleury hatte mehr angebornen als gebildeten Geist; mit sicherem Tact und frühreifer Urtheilskraft begabt, zeichnete er sich vor Allem durch jenen Ton der guten Gesellschaft aus, den ihm Niemand abstreiten konnte. Mit einem zuvorkommenden Aeußeren verband er sehr gediegene Eigenschaften; Alle, die ihn später kannten, wissen, daß Ehrliebe und Redlichkeit die Grundlage seines Charakters ausmachten. Mit solchen Vortheilen ist es nicht zu wundern, daß er zugleich ein vorzüglicher Schauspieler und ein Weltmann nach der Mode geworden; aber nur nach vieler Mühe und Arbeit gelang es ihm, einer der ersten Schauspieler des großen Theaters zu werden.«

Fleury konnte es bey Dlle. Montansier nicht durchsetzen, daß sie die Clermonde zugleich mit ihm angenommen hätte. Von Verdruß darüber einerseits, von Liebe andrerseits bestimmt, war er schon Willens, seiner Geliebten auf das Theater zu Caën zu folgen, wo sie einen Platz fand, als die Verbindung mit ihr sich zerschlug. Er war noch in Verzweiflung darüber, als man den Wagen der Madame Drouin, vom großen Pariser Theater, meldete, die gekommen war, ihn zu Mademoiselle Dangeville abzuholen, zu deren Fest er schon vor mehreren Tagen eine Einladung erhalten hatte. Bey dieser gefeyerten Schauspielerin sollte er alle Berühmtheiten der theatralischen und der gelehrten Welt antreffen. Er hatte seinen Vater

*) So mag im Laufe dieser Anzeige das Théâtre français heißen.

mit Enthusiasmus von ihr sprechen hören, und Jedermann rühmte sie als eine jener glänzenden Erscheinungen, die nur in langen Zwischenräumen wiederkehren. Sie, die beste Schauspielerin, die man auf der französischen Bühne im Fache der Soubretten jemals gesehen, hatte sich damals, zum allgemeinen Bedauern, bereits von der Bühne zurückgezogen, und lebte, sechzig Jahre alt, auf ihrem Landsitze zu Vaugirard, geehrt, gesucht und umgeben von ihren zahlreichen Freunden und ehemaligen Bewunderern. Die Gesellschaft, welche Fleury dießmal bey ihr fand, war auserlesen. Aus den vielen ruhmvollen Namen, welche Fleury herzählt, sollen hier nur zwey der größten Schauspieler aller Länder und Zeiten, der Tragiker Lekain und der unübertroffene Komiker Préville angeführt werden. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Festes füllt die Seiten 153 — 158 des ersten Bandes. Es hatte ihn übrigens auf's Neue in seinem Vorsatze bestärkt, weder Studium noch Anstrengung zu sparen, um zu seinem höchsten Ziele, einer Stelle bey dem großen Theater, zu gelangen.

Auf jenem zu Versailles spielten zuweilen auch die Pariser Künstler während ihrer Urlaubszeit. Lekain, welcher eine besondere Neigung für Fleury gefaßt hatte, wollte ihn dort zum tragischen Schauspieler weihen, wozu er jedoch weder Lust noch Anlage hatte. Das große Theater, reich an trefflichen Schauspielern, hatte den Verlust zweyer Schauspielerinnen zu beklagen, die jedesmal angeführt wurden, wenn von Vollkommenheit der Kunst die Rede war: die oben erwähnte Dangeville und Mademoiselle Clairon, eine der größten tragischen Mimen, die je gelebt haben. Fleury hatte sie nie gesehen; nun aber sollte sie bey Gelegenheit der Vermählungsfeste Ludwig's XVI. wieder erscheinen, und auf dem Hoftheater zu Versailles die Rolle der Athalie geben. Dieß geschah auch wirklich, aber Mademoiselle Clairon blieb hinter der von ihr gehegten Erwartung weit zurück. Fleury selbst sagt, sie habe die Rolle mehr declamirt als empfunden. Man gab, wie sich denken läßt, dieses Meisterstück Racine's mit der höchsten Pracht; auch die Chöre fehlten nicht, über deren Wirkung jedoch die Meinungen getheilt waren. Unser Autor war von denjenigen, welche behaupteten, sie hätten die Handlung geschwächt und erkältet. »Ich bin nicht gelehrt genug,« sagt er, »um den Effect der Chöre der antiken Tragödie zu würdigen. Die Griechen und Römer (sie mögen mir verzeihen, daß ich von ihnen spreche) hatten, nach dem, was ich von ihnen gelesen, und was Gelehrte mir gesagt haben, auf der Bühne eine Art von abgemessener Rede, die sogar von Instrumenten unterstützt ward.

Der gewöhnliche Dialog war also eine Verbindung der Worte mit der Musik, und wenn die Chöre dazu traten, gab es keine Verschiedenheit, die verletzte, weil das Ohr schon auf den Gesang vorbereitet war; bey ihnen konnten die Chöre eine gute Wirkung machen; bey uns ist es anders; hier, in den Zwischenacten angebracht, schaden sie vielmehr, nicht nur, weil dadurch die Ruhepuncte wegfallen, sondern weil diese Musik, indem sie das Stück durch vier gleiche Intervalle zerschneidet, und jedesmal zu bestimmter, im voraus bekannter Zeit kömmt, die Handlung zerschneidet, und dem Stücke bloß durch die Willkür des Autors und die Zustimmung des Publicums angehört. Die Anwendung der Musik wäre ohne Zweifel gut, wenn sie in das Drama selbst einwirkte. Man muß die Chöre nicht verbannen, man muß sie gut anbringen. Die schöne Wirkung der Musik zeigte sich im Momente der Prophezeyung; hier machten die Accorde des Tonsetzers einen tiefen Eindruck, weil sie in diesem Augenblicke nicht nur nothwendig, sondern unentbehrlich waren; hier fügte die Musik einen Effect zu den übrigen Effecten, indem sie den hohen Priester unterstützte, und seine prophetische Inspiration erhöhte.«

Man sieht, daß Fleury hierin mit unserem vaterländischen Dichter Heinrich von Collin völlig übereinstimmte, der sich ein Trauerspiel in begleiteten Recitativen und mit in die Handlung eingreifenden Chören als das vollkommenste und wirksamste theatralische Kunstwerk dachte, das man erfinden könnte.

Eine Beschreibung des glänzenden Festes, und ein Bild der schönen und liebenswürdigen Kaiserstochter, welcher zu Ehren es Statt fand, folgen nun.

Bald darauf sah Fleury die tragische Schauspielerin Dumesnil in der Rolle der Semiramis auf dem großen Theater, das er so oft besuchte, als seine Anstellung in Versailles es ihm nur immer gestattete. Er fand sie an Wahrheit der Darstellung, an Ausdruck der Leidenschaften, an Kraft und Feuer der Clairon weit überlegen, und fühlte sich sehr glücklich darüber, daß Lekain ihn mit ihr bekannt machte.

Die Gunst, welche ihm zu derselben Zeit Mademoiselle Basse, eine sehr hübsche Schauspielerin des Versailler Theaters, zuwandte, und die Eifersucht ihrer zahlreichen Anbeter, welche größtentheils zu den Offizieren der Chevauxlegers von der Leibwache des Königs gehörten, brachten Fleury in eben so verdrießliche als gefährliche Händel, die er auf zehn Seiten umständlich erzählt, und aus welchen er sich eben so tapfer als ehrenvoll zu ziehen wußte.

Von Lekain unterstützt, machte er zu Anfang des Jahres 1771 Schritte, um bey dem großen Theater angestellt zu werden,

das mehr und mehr das Ziel seiner Wünsche ward. Die Grundlage, auf welcher die Verwaltung dieses Institutes beruhte, war ungefähr dieselbe, welche 1680, sieben Jahre nach Molière's Tode, bestand. Die Schauspieler regierten sich selbst, unter der Oberaufsicht der königlichen Kammerherren. Der Ertrag der Einnahmen wurde in zwey und zwanzig Theile unter diejenigen Schauspieler, welche gleichsam Actionäre waren (acteurs sociétaires), auf ungleiche Weise und nach gewissen Verhältnissen vertheilt; die ersten Schauspieler erhielten einen ganzen Theil, die andern einen halben, drey Viertheile oder ein Viertheil, je nach ihrem Dienste und Verdienste. Alle Monate wurde die Rechnung geschlossen, und, nachdem die Verwaltungskosten, so wie die Pensionen der in Ruhestand versetzten Schauspieler, von der Einnahme abgeschlagen waren, zur Bildung der zwey und zwanzig Theile geschritten. Von allen Gehalten machte man verhältnißmäßige Abzüge für den Pensionsfond. Diese Einrichtung kam von Molière, welcher wollte, daß die Mitglieder in ihren alten Tagen vor Noth geschützt, ja selbst in eine anständige Lage versetzt werden sollten; Schauspieler, die man versuchsweise aufnahm, empfingen bloß einen zeitweisen Gehalt, und die Verwaltung hatte das Recht, sie wieder zu entlassen.

»Bey dieser republikanischen und finanziellen Verfassung,« sagt Fleury, »hatte jeder neue Ankömmling einen schweren Stand. Die natürlichen Oberhäupter, die Aeltesten, hatten zwey Dinge zu vertheidigen, die mit dem Begriffe des Dienstalters verbunden sind: ihre Börse und ihre Eitelkeit, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie beyde auf's beste bedachten.«

In der That, wenn man außer den Inconvenienzen, welche man schon bey dem ersten Blick auf eine solche Verfassung gewahr wird, noch so viele andere erwägt, die durch reiferes Nachdenken hierüber, und vor Allem durch die Erfahrung sich zeigen; so würde man nicht begreifen, wie dieses Institut so lange dauern konnte und noch dauert, man muß denn voraussetzen, daß jedesmal, wo Willkür und Anarchie zu sehr überhand nehmen, und dem Ganzen den Untergang drohen, der Hof — obschon er keinen unmittelbaren Einfluß darauf nimmt — durch sein Ansehen und seine Dazwischenkunft die Ordnung wieder herzustellen, und bis auf einen nächsten Sturm zu erhalten sucht. Wer da weiß, welche Nachtheile für ein solchergestalt organisirtes Theater daraus entstehen müssen, daß die älteren Mitglieder, auch wenn sie nicht die vorzüglicheren sind, sich eine gewisse Suprematie über die jüngeren beylegen; daß bey der Annahme von dramatischen Werken selten der innere Werth derselben — welchen die wenigsten,

selbst wenn sie noch so ausgezeichnete ausübende Künstler sind, richtig zu würdigen wissen — sondern der Umstand entscheidet, ob sich Rollen darin befinden, in denen man glänzen kann; daß bey der Rollenvertheilung die Aelteren zuerst für sich selbst, oder die Glieder ihrer Familie, oder irgend ein Mitglied, das ihre Gunst zu erwerben wußte, bedacht sind, wenn gleich Andere viel besser dazu geeignet wären; daß einem talentvollen Anfänger, oder auch dem bewährten Künstler irgend einer anderen Bühne der Eintritt ungeheuer erschwert, ja fast unmöglich gemacht wird, weil dieser oder jener Einheimische fürchtet, von ihm verdunkelt zu werden, oder weil das Fach des Fremden dasjenige ist, in welches eines der Mitglieder in späterer Zeit überzutreten dachte; daß endlich solch ein Candidat Allen, die das Wort führen, gefallen soll, so verschieden und sich widersprechend auch die Meinungen und Ansichten jener Herren und Damen seyn mögen; und daß durch alles dieses jeder Weg versperrt wird, die Gesellschaft durch kräftigen Zuwachs aufzufrischen, ja selbst Lücken in den Rollenfächern, welche durch Todfälle oder Abgänge entstanden sind, wirksam wieder zu besetzen; wer dieß und noch so manches andere dahin Einschlagende weiß, wird der Meinung des Referenten gewiß beypflichten, und mit ihm überzeugt seyn, daß eine literarisch und künstlerisch gebildete, einsichtsvolle und unparteyische Direction (freylich Eigenschaften, die sich nicht immer zusammen finden), welche, mit dem nöthigen Ansehen gerüstet, gänzlich außerhalb der Sphäre ausübender Kunst, urtheilend und ordnend über derselben steht, die beste Verfassung einer großen Schaubühne sey.

Bellecourt, Monvel und Molé theilten die Fächer unter sich, in deren einem Fleury hätte angestellt werden können. Bellecourt sagte in dem gebieterischen Tone seiner Rollen: »Man brauche Niemanden.« Molé versicherte, daß das große Theater auch ohne diesen Candidaten blühen würde (*fleuri*rait), und Monvel, obschon noch nicht Mitglied des Comité, stimmte außerhalb desselben wider ihn. Da dieses eigennützige Triumvirat schon längst seinen Willen zum Gesetz erhoben hatte, verschob er seine Hoffnungen und ging, auf den Rath Lekain's, zu der Lyoner Bühne, welche von Madame Lobreau mit parisischem Glanz geleitet wurde. Eine Characterschilderung dieser verständigen Frau und eine sich darauf beziehende Anecdote aus früherer Zeit müssen hier übergangen werden.

Das Publicum von Lyon war als ein sehr strenges bekannt. Fleury erfuhr es zu seinem Schrecken. Er trat zum ersten Male auf und wurde... ausgepfiffen! »Die Posaunen des jüngsten Gerichtes können den Schuldigen nicht schrecklicher klingen,«

sagt er, »als diese erniedrigenden Töne meinen Ohren.« — »Sie gelten dem Künstler, nicht dem Menschen,« tröstete man ihn; als ob man den Künstler vom Menschen trennen könnte! »Das Pfeifen,« fährt er fort, »erstickt mehr Talente, als es deren bildet; es ist keine Mahnung, sondern eine Marter; seine erste Wirkung ist, den Künstler über sich selbst zweifelhaft zu machen, ihn einzuschüchtern und seinen Eifer abzukühlen. Wenn man bedenkt, daß sein Stand derjenige ist, den man am meisten aufmuntern sollte, weil das Werk des Schauspielers bloß in ihm selbst besteht; daß von ihm nichts zurückbleibt, wenn er einst nicht mehr ist; so wird man ihn wegen der Leichtigkeit bedauern müssen, mit welcher ein Elender oder ein Unbesonnener ihn vernichten kann. Durch solche Behandlung bleibt er auf seiner Bahn zurück, und, zum Künstler geboren, stirbt er als Handwerker.« — Die Anwendung dieser wahren Worte von unbefugten Pfeifern auf unbefugte Recensenten wird wohl Jedermann beyfallen.

Fleury, im Bewußtseyn dessen, was in ihm lag, ließ sich von jenem Unfalle nicht niederschlagen, und von seiner trefflichen Vorsteherin mit eben so viel Umsicht als Beharrlichkeit unterstützt, gelang es ihm durch Studium und Muth in kurzer Zeit, das so schwer zu befriedigende Publicum für sich zu gewinnen, während seine regelmäßige Aufführung, sein feines Benehmen ihm die Pforten der angesehensten Häuser öffneten. Dieser letztere Vortheil trug sehr wesentlich auch zu dem ersteren bey; denn von diesen Abendgesellschaften kam immer auch seinem Talente etwas zu Gute. — »Wenn der dramatische Schriftsteller dem Horcher an der Thüre gleicht,« liest man hier, »muß der Schauspieler in die Salons vordringen. Der Eine kann die Wahrheit durch das Hören finden; der Andere muß sehen, um wahr seyn zu können. Bald wußte man mir Dank für meinen Umgang mit Leuten von Geschmack; bald machte ich mir das ganze Parterre zu eigen; ja ich brachte es sogar bis zur Eroberung der Abonnirten! Da diese im Theater wenig Neues finden, sind auch sie immer derjenige Theil des Publicums, der sich langweilt. Der Abonnirte kömmt, um die Zeit, die Schauspieler und die Stücke zu tödten. Er gähnt, zischt oder spricht. Für ihn gibt es keine Illusion; er weiß die Werke und die Schauspieler auswendig; ja, er rühmt sich sogar, die Schauspielerinnen auswendig zu wissen, denn er ist boshaft und ruhmredig; gibt man ihm dieß zu, ist er nicht mehr schädlich, er protegirt, er hält es mit der Direction und den Schauspielern; und will man sich mit ihm auf guten Fuß setzen, so hüte man sich ja, ihn errathen zu lassen, was alle Welt weiß: daß er nur ins

Theater kömmt, um nicht ins Kaffeehaus gehen zu müssen, und um eine Portion Molière für den Preis einer Tasse Kaffee zu schlürfen.« — Eine günstigere Schilderung entwirft Fleury von den gewöhnlichen Theatergästen (les habitués), bey welchen man Nachsicht, Aufmunterung und guten Rath finde.

Der Herzog von Duras, Oberkammerherr des Königs, hatte zur Zeit, als Fleury zu Versailles sich so ehrenvoll aus seinem Handel mit den Offizieren zog, ihm versprochen, sein Benehmen nicht zu vergessen, seine Fortschritte auch aus der Ferne zu verfolgen, und für ihn zu sorgen. Er hielt Wort. Da das große Theater unter die Dependenzen seiner Stelle gehörte, und das Recht ihm zustand, jenes Institut durch Künstler aus den Provinzen zu ergänzen, berief er ihn auf Gastspiele nach Paris.

Der Augenblick schien günstig: Bellecourt war alt und krank, Molé und Monvel hatten mehr Jeder ein Fach für sich, als daß sie sich wechselseitig substituiren konnten; Fleury konnte daher hoffen, einen Platz als Stellvertreter (double) zu finden. Er reiste ab, nachdem er der Directorin versprochen hatte, auch wenn es ihm zu Paris glückte, vorher zurückzukommen, um sein Engagement in Lyon zu vollenden. — Sein erster Schritt in der Hauptstadt war zu seinem Beschützer Lekain, der ihn als künftigen Mitgenossen empfing, die Rollen mit ihm besprach, die ihm die vortheilhaftesten wären, ihm guten Rath hinsichtlich des Benehmens gab, das er beobachten sollte, und ihm ganz besonders empfahl, sich von den Unannehmlichkeiten nicht abschrecken zu lassen, die ihm bey seinen Gastdarstellungen ohne Zweifel begegnen würden.

Der verhängnißvolle Tag brach an. Es bestand die Vorschrift, daß jeder Candidat im Trauerspiele und im Lustspiele auftreten mußte. Zum ersten wurde Mérope gewählt, und am 7. März 1774 aufgeführt. Fleury hatte den Aegisth zu spielen. Die Beschreibung seines Gemüthszustandes an diesem Abend wird bescheidene junge Künstler an Selbsterlebtes erinnern. Auf solch einem Theater! Vor solch einem Publicum! und mit solchen Schauspielern! Mademoiselle Dumesnil (Merope) mußte dem gänzlich Vernichteten die ersten Verse seiner Rolle souffliren, und ihn während der Vorstellung fortan aufmuntern. Dennoch würde sein erstes Erscheinen von den an das Beste und Höchste verwöhnten Zuschauern ungünstig aufgenommen worden seyn, wenn nicht in dem, nach der Tragödie gegebenen Lustspiele: Les fausses infidélités, die Rolle des Ermilli den ersten Eindruck verbessert hätte.

Fleury bedauerte, vor seinem ersten Auftreten das Publi-

cum nicht hinlänglich studirt zu haben. »In Paris,« sagt er, »findet man, mehr als irgendwo, einen örtlichen Geschmack, eine angenommene Darstellungsweise; das Publicum zieht einen Schauspieler vor, und erhebt ihn zu seinem Vorbilde; nach dieser Form müssen alle Anfänger gemodelt seyn, oder sich in das Schicksal ergeben, lange Zeit keine Anerkennung zu finden, es wäre denn, daß ein ausgezeichnetes, unbestreitbares Talent das Vorurtheil überwältigt; denn das Publicum läßt sich nie durch halbe Erfolge gewinnen.« — Dieß ist wohl nicht nur in Paris, sondern beynahe überall so, und es wäre nicht schwer, selbst aus der Geschichte des Wiener Hoftheaters Beyspiele anzuführen.

Um das Versäumte einzubringen, studirte unser Künstler nun mit desto größerem Fleiße, nebst dem Parterre, auch die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft: Bellecourt, Molé, Monvel und Préville, den Komiker. Hier folgt auf vierzehn Seiten eine Schilderung der Gestalt und der Talente dieser vier Pfeiler des großen Theaters, welche Referent, nach der Grundlage dieser Anzeige, den Lesern eben so wenig mittheilen kann, als das ganze folgende Kapitel, welches die Siege einiger Demoisellen der Oper, ein Porträt Lekain's, ein Souper bey demselben, und — auf neunzehn Seiten — eine wörtliche Abschrift des Tischgespräches der Gäste enthält, unter welchen auch Monvel, der Marquis de Villette und Laharpe sich befanden.

Fleury war nach Lyon zurückgekehrt, wo er bald darauf den Tod Ludwig's XV. und die Thronbesteigung seines Enkels erfuhr. Er hatte dort den Beyfall und die Gunst des Publicums gewonnen, und lebte still und zufrieden, als er vom Oberkammerherrn einen zweyten Ruf zur Pariser Bühne erhielt. Er kam den 7. Februar in der Hauptstadt an; sein erster Gedanke war an Lekain; er bat ihn in einem Billete um eine Unterredung, und die Antwort, von fremder Hand, war die Nachricht, daß sein Beschützer sterbend sey. Fleury eilte hin; er konnte ihn nicht mehr sehen, und der 8. Februar 1778 war der letzte Tag dieses berühmten Schauspielers, welcher kaum sein neun und vierzigstes Jahr erreicht hatte. Denselben Tag, als man seine Reste mit großem Pomp zu Grabe trug, kam der Patriarch von Ferney nach einem Zwischenraume von sieben und zwanzig Jahren wieder einmal nach Paris. Er hatte bey der Aufführung seines Trauerspiels Iréne auf Lekain gerechnet; bey der Nachricht seines Todes fiel der Greis in Ohnmacht. Durch ein seltenes Mißgeschick hatte Voltaire denjenigen nie spielen gesehen, der am meisten zu seinem Dichterruhme beytrug und seine Werke am besten verstand; den Künstler, den er selbst ge-

bildet hatte, und welcher im Jahre 1750 die Erlaubniß zu debutiren nicht eher erhalten konnte, als einige Tage nach der Abreise seines Wohlthäters nach Preußen. Nun, da er seinen ehemaligen Schüler im vollsten Glanze seines Talentes und seines Ruhmes zu sehen hoffte, war dieser nicht mehr!

Der Schmerz, welchen Voltaire hierüber fühlte, wurde einigermaßen durch die Auszeichnung gemildert, die man ihm bewies. Ganz Paris drängte sich nach dem Hotel des Marquis von Villette, bey dem er abgestiegen war. Eine ganze Woche hindurch besuchten ihn dort Hof und Adel, Militär und Gelehrte. Die Academie begrüßte ihn durch eine Deputation; die Schauspielergesellschaft des großen Theaters bewies ihm ihre Achtung, wobey Bellecourt das Wort führte. Er empfing alle Besuche im Schlafrock und in der Nachtmütze, und ließ sich die ihm noch Unbekannten durch den Marquis von Villette vorstellen, nachdem die Marquise die Kommenden empfangen hatte.

Fleury blieb noch, als seine Cameraden sich entfernten; denn der Philosoph erinnerte sich des muthwilligen Jungen noch wohl, der ein Complott gegen seine Perücke geschmiedet hatte.

Irène ging am 16. März in die Scene. Bey der sechsten Vorstellung erschien Voltaire, nachdem er einer Sitzung in der Academie beygewohnt hatte.

Sein Empfang im Schauspielsaale war enthusiastisch, und zwischen dem ersten und zweyten Stücke ward seine Büste, von der ganzen Künstlergesellschaft umgeben, durch Dlle. Lachassaigne gekrönt, während Madame Vestris Verse, von St. Marc verfaßt, zum Lobe des Dichtergreises sprach. Am folgenden 30. May starb er in dem hohen Alter von 84 Jahren.

Fleury erschien nun zum zweyten Male auf dem großen Theater. Die Rollen des Sainville in der Gouvernante und des St. Albin im Père de famille verschafften ihm bey dem Publicum eine günstigere Aufnahme als das erste Mal. Die Königin war zugegen, und hatte gegen ihre Umgebung über den Debutanten sich günstig geäußert. Er kannte ihre erste Kammerfrau, Madame Campan, noch von Versailles her; diese bewirkte ihm eine Audienz bey Ihrer Majestät, wobey er dem Gerüchte widersprach, daß er Anspruch auf die Stelle eines wirklichen Mitgliedes (Sociétaire) mit dem Genusse eines ganzen Antheils mache, welches Gerücht durch eine Intrigue verbreitet wurde, um seine Aufnahme zu verhindern; er erbot sich vielmehr, die drey ersten Schauspieler in ihren Rollen zu substituiren, und mit dem Viertheile eines Antheils zufrieden zu seyn. Dagegen aber bestand er, zur Sicherung seiner Zukunft, auf seiner Anstellung als wirkliches Mitglied, damit er gewiß sey,

für immer dem großen Theater anzugehören, und nicht Gefahr laufe, als bloß besoldeter Schauspieler, etwa einer Laune wegen, entlassen zu werden. Um diesen Preis, und um die Ehre, königlicher Schauspieler (comédien du Roi) zu seyn, entsagte er dem weit einträglicheren Engagement in der Provinz. Die Königin empfahl ihn dem Herzoge von Duras, und Fleury wurde — »un peu malgré de tout le monde«. — als wirkliches Mitglied aufgenommen.

Kaum eingetreten, ward er von dem Schauspieler Dugazon zu einem Zweykampfe gereizt, worin dieser den Kürzeren zog. Wie nun unser Autor von Niemanden sprechen, ja kaum Jemand nennen kann, ohne sogleich eine Anecdote von demselben zum Besten zu geben, so auch hier. Für die Hauptsache ist sie jedoch ohne alles Interesse.

Fleury hatte einen Sprachfehler, der ihn, besonders im Trauerspiele, zur Verzweiflung brachte. Auf den Rath Dugazon's, den er sich vom Feinde zum Freunde umgewandelt hatte, verbesserte er diesen Fehler vollkommen, indem er seine Rollen laut lesend studirte, und dabey, ein zweyter Demosthenes, kleine Kiesel in den Mund nahm. Den Rest dieses Kapitels nimmt eine von ihm mit Dugazon an einem dritte Orte erlebte Anecdote ein, die eigentlich nur die Einleitung zu einer später vorkommenden gräßlichen, jedoch nicht in den Plan dieser Anzeige gehörigen ist, da Fleury dabey durchaus unbetheiligt bleibt.

Das nächste Kapitel beginnt mit der Schilderung des Saales, in welchem die Zuschauer zwischen dem ersten und zweyten Stücke sich zusammenfanden, um nicht nur über das Spectakel selbst, sondern über alle möglichen Gegenstände, »Krieg, Finanzen, Parlament, Franklin und Amerika,« aber »ohne Bitterkeit und Anmaßung,« ohne weder die Höflichkeit zu verletzen, noch ins Pedantische zu gerathen, leichthin und scherzend sprachen. Die Auswahl der Pariser Gesellschaft war da zu treffen; große Herren, Gelehrte und Künstler mischten sich im unterhaltenden Gespräche. Von solch einem Vereinigungsorte, Foyer genannt, können wir uns schwer einen Begriff machen, da nur sehr wenige deutsche Theater dergleichen besitzen. Man findet hier ein lebendiges Bild davon, nebst einer Zugabe über die verschiedenen Perücken des Ministers Sartine, aus deren einer die Allianz Frankreichs mit Nordamerika entsprungen seyn soll; über ein Drama, das bey dem Abschlusse dieser Allianz verfaßt, und mit großem Beyfalle gegeben wurde; über Herrn von Lafayette; den amerikanischen Krieg u. m. a.

Ein anderer Krieg, zwischen den beyden tragischen Schau-

spielerinnen, Mademoiselle Sainval und Madame Vestris, an welchem nicht nur die Künstlergesellschaft, sondern auch das Publicum den lebhaftesten Antheil nahm, wird nun auf zwanzig Seiten umständlich beschrieben. Er endete mit einer förmlichen Verweisung der Sainval, nebst beygefügtem Verbote, weder auf irgend einer Provinzialbühne aufzutreten, noch im Auslande ein Engagement zu suchen; in welch letzterer Beziehung sogar die auswärtigen Gesandten gewarnt wurden. Dieser Spruch theilte Schauspieler und Zuschauer in zwey feindliche Parteyen; man mußte für eine Zeit die Tragödie völlig bey Seite lassen, denn so oft Madame Vestris auftrat, gab es Tumult und Arrestationen; das Militär mußte an jedem solchen Abende ausrücken, und, »wären die Sachen nur noch ein wenig weiter gegangen,« sagt Fleury, »so hätte man Hermionen mit Kanonen beschirmen müssen.— Das Wiederauftreten der jüngeren Sainval, die seit dem Exil ihrer Schwester sich hartnäckig geweigert hatte, zu spielen, besänftigte endlich die Gemüther, und, in die Zeit vor diesem Kriege zurückgehend, erzählt Fleury, wie er die Bekanntschaft des Dichters Dorat gemacht habe. Es war nämlich Zaire angekündet; Molé sollte den Nerestan spielen; um drey Uhr läßt er sagen, daß er unpäßlich sey. Man gibt Fleury sogleich den Auftrag, ihn zu ersetzen, und dieser antwortet, daß er dazu bereit sey. Er tritt auf, und das Publicum, welches seinen beliebten Schauspieler zu sehen erwartete, äußert seine Unzufriedenheit. Dem ungeachtet setzt er seine Rolle fort, und als er, tief gekränkt, in die Coulisse zurückkehrte, fand er Molé, der bloß dahin gekommen zu seyn schien, sich an Fleury's Verlegenheit zu weiden. Dieser stellte sich so in seine Rolle vertieft, daß er Niemanden um sich gewahr werde, und als der zweyte Act ihn wieder auf die Bühne rief, streckte Molé den Kopf, um zu sehen, wie man seinen Stellvertreter empfangen würde; Fleury aber begrüßte das Publicum, und sprach: »Meine Herren, ich mußte meine Pflicht erfüllen, und die Rolle des Nerestan spielen; aber Herr Molé ist in diesem Augenblick im Theater, und ich habe die Ehre, Ihnen zu berichten, daß er sich der besten Gesundheit erfreue.« — Dort steht er! rief ein Zuschauer aus den ersten Reihen, und zeigte auf Molé; dieser jedoch stand, von Fleury's Anrede und dem Verrathe des Zuschauers betäubt, wie angenagelt, gleichsam als ob er die Aussage seines Substituten bekräftigen wollte. Das Publicum applaudirte. Nerestan wurde mit Beyfall ausgespielt, und Molé hatte keine Lust mehr, unserem Autor derley Streiche zu spielen. — Der erwähnte Zuschauer aber war Dorat. — Nun wird sowohl die Person als der Character die-

ſes Dichters geſchildert, welcher dem großen Theater in der Folge manches gern geſehene Stück geliefert hat; und dieſe Schilderung mit einer Anecdote beſchloſſen, dergleichen nirgends fehlen darf, wo von Jemanden zum erſten Male die Rede iſt.

Der Platz der älteren Sainval war indeſſen noch immer unbeſetzt. Die Raucourt, nachdem ſie zwey Jahre lang von der Bühne ſich entfernt gehalten, und ein Jahr, Schulden halber, in den Niederlanden zugebracht hatte, wünſchte beym großen Theater wieder einzutreten. Sie fand einen Weg zur Königin, welche die Reuige nicht nur gnädig aufnahm, ſondern, um ſie vor Rückfällen ſicher zu ſtellen, auch verheiraten wollte. Der beglückte Gatte ſollte, nach dem Vorſchlage der Madame Campan ... Fleury ſeyn! Gegen die Wiederanſtellung proteſtirte die Schauſpielergeſellſchaft, welche ſie früher förmlich ausgeſchloſſen hatte; gegen die Heirat aber proteſtirte noch weit mehr Fleury. Mademoiſelle Raucourt war ſchön, beſaß ein ausgezeichnetes Talent, und hatte ihrer erhabenen Beſchützerin verſprochen, nie wieder in die Lebensweiſe der letztverfloſſenen drey Jahre zurückzufallen. Dieſes Verſprechen hatte allerdings einige Bürgſchaft in der Thatſache, daß ſie ſich nach ihrem erſten Eintritte bey dem großen Theater, damals ein reizendes Mädchen von ſiebzehn Jahren, lange, ſehr lange tadellos betragen hatte, und vielleicht nur durch einen beſonderen Zuſammenfluß von Umſtänden in jene Verirrungen gerathen war; allein, wer wird es unſerem Autor verargen, wenn dieſe Bürgſchaft ihm keine hinreichende für das künftige Glück ſeines Lebens ſchien? Ihm, dem die Gefahren, von welchen ein junges Frauenzimmer im Schauſpielerſtande umgeben iſt, aus täglicher Erfahrung ſo wohl bekannt waren?

»Junge Frauenzimmer, die ſich der Bühne widmen« — ſagt er — »bedürfen einer mehr als gewöhnlichen Tugend. Die Verſuchung naht ſich ihnen dort in ihrer verführeriſchſten Geſtalt, und ſie naht ſich immerfort. Die Verpflichtung, auf der Scene ſtets hübſch, ſtets geiſtreich, ſtets liebenswürdig oder ſtets leidenſchaftlich zu erſcheinen; jene weitere Verpflichtung, ſich außerhalb der Bühne eben ſo zu zeigen, wie man auf der Bühne war; folglich ein immerwährender Bedarf von Putz und Luxus; die Protectionen, ohne welche man nicht vorwärts kömmt; der Wettſtreit der Eigenliebe, den man zu bekämpfen hat; die Kühnheit derjenigen, welche auf die Stellung ſolcher Frauenzimmer ſpeculiren, und einen Preis auf ihr Wohlwollen ſetzen; das geringe Vertrauen, welches die öffentliche Meinung in ſie ſetzt, die nur gar zu oft die ſittlichen mit den leichtfertigen vermiſcht; die Kunſt endlich, die Kunſt ſelber, welche zu Fehltritten einzuladen

scheint, aus Allem Nutzen zieht, und die Schwächen des Herzens zu ihren Erfahrungen zählt; mehr als dieß vielleicht der Weihrauch, der ohne Unterlaß zu den Füßen dieser Göttinnen brennt, und ihnen zu Kopfe steigt (es gibt vom Kopfe zum Herzen, ich weiß nicht welchen, geheimnißvollen Weg): welche Klippen! In der That, wollte man die Verhältnisse berechnen, wollte man all den Beystand prüfen, welchen die Welt den Damen im bürgerlichen Leben bietet, während sie ihn denen vom Theater ohne Barmherzigkeit verweigert; die Schranken, die sie um jene zieht, während sie sie vor diesen niederreißt; die Waffen, welche sie jenen leiht und diesen raubt; könnte man nicht die Damen, welche die unsrigen am meisten anschwärzen, fragen: Nach den Eigenschaften, die Sie von unseren jungen Schauspielerinnen fordern, kennen Sie viele Weltfrauen, welche würdig wären, dem Theater anzugehören?«

Während man mit dem großen Theater wegen Wiederaufnahme der Raucourt in Unterhandlungen trat, ließ man sie auf der Bühne zu Fontainebleau vor dem Hofe spielen, wo sie außerordentlich gefiel. Die Königin selbst machte Fleury den Vorschlag, die gefeyerte Künstlerin zur Gattin zu nehmen. Dieser war davon so überrascht, daß er kaum die Bitte herausstottern konnte, ihm Zeit zur Ueberlegung zu gönnen.

Indessen wurden alle Hindernisse, welche sich dem Wiedereintritte jener Künstlerin entgegen stellten, durch eine königliche Verordnung gehoben, und sie erschien am 28. August 1779 zuerst als Dido, dann als Phädra. In dieser letzteren Rolle, die so häufige Gelegenheit zu Anspielungen auf die Geschichte der Schauspielerin bot, benützte das Publicum jede derselben auf die grausamste Weise, und es gehörte ein wahrhaft heroischer Muth von Seite der Mißhandelten dazu, um das Stück zu Ende zu spielen!

So sehr Fleury die Zuschauer tadelte, die, wie Gretry einst sagte, im Theater versammelt, so streng auf Tugend halten, während doch nicht Einer die Schauspielerin tugendhaft machen möchte; so kam ihm jener Auftritt doch gelegen, weil er nun hoffen durfte, zur Verbindung mit einem Mädchen nicht gezwungen zu werden, deren Lebenswandel öffentlich gerügt wurde. — Er hatte, als Regisseur im Wochendienste, das Repertoire nach Hofe zu bringen, und suchte, bey der Königin vorgelassen zu werden, um ihr seine unterthänigsten Zweifel über die ihm zugemuthete Heirat vorzutragen; allein, da man dieß voraussah, mußte er sich dießmal mit einer Audienz bey der Kammerfrau begnügen, die übrigens auf dem Projecte als auf einer bereits abgemachten Sache mit dem Beyfügen beharrte,

daß auch sein und der Raucourt Vater diese Verbindung wünschten. Als er das Schloß verließ, erhielt er auf geheimnißvolle Weise ein Billet seiner seyn sollenden Braut, des Inhalts, daß auch sie gegen diese Heirat gestimmt sey, und es auf sich nehme, sie scheitern zu machen.

Den Fortgang dieser Sache unterbrechend, wendet Fleury sich zu der Verlegenheit, in welche das große Theater, theils durch eine Posse von Dorvigny: Jeannot, ou les battus payent l'amende, das auf einer Nebenbühne hundert und zwölf Mal mit unbeschreiblichem Beyfall gegeben wurde, und worin ein Herr Volange in der Rolle des Jeannot unerhörte Triumphe feyerte; theils durch die Zwistigkeiten der Schauspielergesellschaft mit ihren Autoren gesetzt wurde, deren Ursachen, durch Anecdoten verdeutlicht, angeführt werden. Beaumarchais verbündete sich mit Mercier, Palissot und anderen zu einer förmlichen Blocade des großen Theaters, dem sie alle Lebensmittel abschneiden wollten. In solcher Noth nahm es seine Zuflucht zu eben dem Dorvigny, der ihm früher durch seinen Jeannot so vielen Schaden zugefügt hatte. Die Abstammung, welche ein Gerücht ihm gab, führt Fleury auf eine lang ausgesponnene Anecdote aus dem inneren Leben Ludwig's XV. — Das erste Stück, welches das große Theater von Dorvigny aufführte, war ebenfalls eine Art von Posse: Les noces houzardes, das anfangs vielen Widerspruch fand, und endlich gefiel. Indessen konnte es doch nur wenig dazu beytragen, die Finanzen dieses Institutes zu heben, und das Mißgeschick desselben ward noch durch den Rücktritt zweyer ausgezeichneter und beliebter Schauspielerinnen, Hus und Drouin, vergrößert.

Mitten in diesen Bedrängnissen ließ Madame Campan unserem Künstler melden, daß der Hof das nächste Mal, als er das Repertoire vorlegen würde, seinen bestimmten Entschluß über die projectirte Heirat erwarte. Der gefürchtete Tag brach an; er wurde zur Königin eingeführt, wo sich Monsieur, Bruder des Königs, und mehrere Damen befanden. Glücklicher Weise für den armen Geängsteten fing Monsieur damit an, der Königin die Neuigkeit zu erzählen, daß Mademoiselle Raucourt ein Verhältniß mit dem Prinzen d'Henin, Gardekapitän des Grafen von Artois, angeknüpft habe. Dieß endete das vorgehabte Gespräch, noch ehe es angefangen; Ihre Majestät wendete sich mit einem strengen Blicke gegen Madame Campan: »Sie hören! Man hat uns hintergangen.« Dann mit ihrem gewöhnlichen huldvollen Lächeln zu Fleury: »Je nun, ich irrte. Ich sehe wohl, daß aus allen Mädchen Frankreichs die, welche wir Ihnen bestimmt hatten, am schwersten zu heira-

ten gewesen wäre.« — Man kann sich denken, mit welch leichtem Herzen Fleury das Schloß verließ!

Seine öftere Erscheinung am Hofe hatte ihm indessen mehrere Bekanntschaften von Gewicht verschafft. An der Spitze derselben stand die des Marschalls, Herzogs von Richelieu. Er selbst das Vorbild des feinsten Weltmannes, wählte auch seine Gesellschaft, in welche Fleury Zutritt hatte, aus den ersten Personen des Hofes und der Stadt. Fleury, dessen Gedanken vor Allem auf seinen Beruf gerichtet waren, fühlte sich um so glücklicher, diese Schule des guten Tones besuchen zu dürfen, als Bellecourt gestorben war, und sich ihm dadurch ein weiteres Feld öffnete, sein Talent zu zeigen, als ehedem »Das Publicum,« sagt er, »hielt damals sehr viel auf diesen Ton der guten Gesellschaft, von dem ich schon öfters sprach. Jeder Schauspieler, dem das Fach der Liebhaber zugewiesen war, mußte auf der Bühne das Vorbild eines leichten, edlen Benehmens und des guten Geschmacks seyn; er mußte eine vornehme Haltung, eine anmuthige Kühnheit, eine liebenswürdige Geckenhaftigkeit (fatuité) zeigen; Kleidung, Gang, Ton, Bewegung, alles mußte den Stempel der höchsten Eleganz tragen; er mußte Seinesgleichen mit angenehmer Vertraulichkeit, Niedere mit jener Herablassung, die sie ihre Stellung fühlen macht, und alle Welt, mit Inbegriff der Damen, mit jener Artigkeit behandeln, die noch immer einen gewissen Grad von Ueberlegenheit durchschimmern läßt. So mußte der Schauspieler damaliger Zeit seyn. Bescheiden, wo es am Platze war, im Laufe des Tages, mußte er sich, sobald der Vorhang aufgezogen war, auf seinen rothen Absätzen erheben, und, im wörtlichen Sinne, ein großer Herr zu bestimmter Stunde werden.« — Es ist ein Glück für manche Schauspieler vom Fache Fleury's, daß das deutsche Publicum, in der Regel, nicht so viel fordert, als das französische im achtzehnten Jahrhundert verlangt hatte.

Referent bedauert, ein Bild des Herzogs von Richelieu und seiner gewöhnlichen Gesellschaft übergehen zu müssen, deren vorzügliche Mitglieder ebenfalls geschildert werden. Von den Nachrichten über die interessanten Soupers, welchen Fleury beywohnte, muß jedoch hier eine kleine Anecdote Platz finden, weil sie zeigt, wie der Herzog Künstler zu betrachten und zu behandeln pflegte. Ein gewisser Caillot, ehemals Mitglied des italienischen Theaters, wurde von den Damen aufgefordert, eine Ariette zu singen, die ihm einst so vielen Beyfall verschaffte. »Meine Damen,« fiel Richelieu ein, »Caillot ist nicht für uns hier; er ist es für sich; bey mir zahlen die Künstler nicht ihre Zeche; ich bin allzuglücklich, sie bey mir zu empfangen;

Caillot kömmt nicht, um uns, sondern um sich zu unterhalten, sich selbst, verstehen Sie?«

Während das große Theater durch sein Zerwürfniß mit den Dichtern litt, machte ihm noch die Liebhaberey der Großen und Reichen, in ihren Hotels selbst Comödie zu spielen, vielen Eintrag. Gerade der vornehmste Theil der Zuschauer entging ihm, da sie fast täglich zu irgend einem Privattheater geladen waren. Ein Herr vom Hofe, der unter jene freywilligen Schauspieler gehörte, fragte einst Préville: »Wie spielen Sie diese Rolle?« — Der Künstler setzte ihm den Sinn der Rolle, und den Geist, in welchem sie, seiner Meinung nach, gespielt werden sollte, aus einander. »O, ich nehme sie nicht so; ich spiele sie ganz anders,« entgegnete Jener. — »Das muß so seyn,« sagte Préville, »Eure Hoheit nimmt sie als Enkel des großen Condé.«

Aber auch ausgezeichnete Talente befanden sich unter den Dilettanten der Schauspielkunst. Fleury nennt später die Herren von Miromesnil und von Vaudreuil als die vorzüglichsten. Eines Abends hatte der erstere einen Trunkenen vorzustellen, und löste die Aufgabe mit allgemeinem Beyfalle; nur Vaudreuil behauptete, sein Freund habe schlecht gespielt, und sey von ganz verkehrten Grundsätzen ausgegangen. »Herr von Miromesnil,« sagte er, »suchte zu wanken; der Betrunkene sucht sich fest zu halten. Herr von Mirvmesnil suchte das Gleichgewicht zu verlieren; der Trunkenbold trachtet, das verlorene wieder herzustellen. Das Komische dieser Stellung liegt eben in der Bemühung desjenigen, der das Problem der Schwere lösen will, und den Stützpunct zu finden sucht. Er wankt nicht, weil er schwach ist, denn der Wein gibt Kraft; er schwankt, weil er sich nicht erinnern kann, wie man geht. Der obere Körper ist trunken, und besonders die Augen sind es. Man muß die Mühe des Gedächtnisses gewahr werden, das sucht, und wenn es nicht gelingt, von neuem zu suchen anfängt, sich selbst ausschilt, und abermals sucht. Man sehe weder rechts noch links, weder vor- noch rückwärts, und vor Allem verlasse man nie den Boden! So sieht man auch den Betrunkenen sich stets mit den Füßen an den Boden krallen, und sie nur mit Vorsicht heben. War das so bey Herrn von Miromesnil?« — Als Jedermann über diese, eines Professors würdige Lection erstaunte, sagte Herr von Vaudreuil: »Spotten Sie nicht, meine Herren; alles dieß ist bloß eine Citation aus einem Gespräche Garriks mit Préville *).

*) Das Facsimile eines Briefes von Garrik an Préville, welches sich auf dieses Gespräch bezieht, ist dem zweyten Bande dieser Memoires beygefügt.

Fleury gibt nun Nachricht von dem Zustande und der Besetzung der drey vorzüglichsten aus den erwähnten Gesellschaftstheatern, von welchen jenes der Königin, zu Trianon, gegen das Ende des Jahres 1780 zu Stande kam. Dieß führt ihn nothwendig auf merkwürdige Personen, und diese, nach seiner Art, auf eine Menge kleinerer oder größerer Erzählungen, deren viele nicht mehr die geringste Beziehung mit den Hausbühnen haben.

Das große Theater setzte, aus Mangel an Neuigkeiten, L'orphelin de la Chine von Voltaire und La veuve du Malabar von Lemierre (bey uns unter dem Titel Lanassa bekannt) neu in die Scene, und das letztere Drama, mit großer Pracht ausgestattet, hatte einen glänzenden Erfolg. Man rief den Autor, und als dieser nicht erschien, entstand entsetzlicher Lärmen; man wollte das nachfolgende kleine Stück gar nicht spielen lassen, und nur durch Hülfe des Militärs konnte die Ruhe hergestellt werden. Fleury bemerkt, schon von jener Zeit an sey das ehemals so friedliebende Parterre so unruhig geworden, daß man, so oft nur irgend etwas Außerordentliches vorkam, die Wachposten verdoppeln mußte.

Der Rest dieses Kapitels ist dem Andenken Dorat's gewidmet, der an demselben Tage starb, an welchem die Witwe von Malabar in ihrer verschönerten Gestalt zum ersten Male die Bühne betrat.

Das ganze folgende Kapitel füllt eine rührende Geschichte aus, welche der Autor in der Absicht mittheilt, um zu zeigen, wie weit zurück damals in ganz Frankreich, besonders aber zu Toulouse, wo das Unglück sich begab, die Aufklärung war, und welche Folgen die Excommunication aller Schauspieler und Schauspielerinnen hatte, die damals noch in voller Kraft bestand. Da der Vorfall mit zur Geschichte des französischen Theaters gehört, will ich versuchen, die sechs und zwanzig Seiten, die sie im Werke einnimmt, in einige Zeilen zusammen zu drängen.

Ein junger Schauspieler von Talent lernte auf einer Reise ein liebenswürdiges Mädchen, die Tochter eines Tuchhändlers aus Toulouse, kennen, und entbrannte für sie in so heftiger Liebe, daß er beschloß, seine sonst so geliebte Kunst, bey welcher er nie auf Mariannens Hand hoffen durfte, zu verlassen, und sich zum Handelsstande zu wenden. Durch einen glücklichen Zufall entließ der Kaufmann so eben einen nachläßigen Commis, und d'Ussieux (so hieß der junge Künstler) trat an seine Stelle. Er gewann die Gunst der Aeltern eben so leicht, als er die des Mädchens gewonnen hatte; der Tag der Trauung ward bestimmt,

und der Priester wollte eben den Segen über das Brautpaar sprechen, als der abgedankte Commis sich zum Altar drängte und rief: »Ihr seyd alle betrogen! Dieser Mensch heißt nicht d'Ussieux, sondern d'Emmery (diesen Namen hatte er wirklich als Schauspieler angenommen), und ist ein Schauspieler!« — »Ein Schauspieler!« tönte es durch die ganze Kirche, »hinaus mit ihm, daß er den heiligen Ort nicht länger beflecke!« — D'Ussieux war in Ohnmacht gefallen, und wurde, wie todt, in seine Wohnung gebracht. Marianne hatte mehr Geistesgegenwart behalten, unterstützte ihren darniedergeschlagenen Vater, und ging mit ihren Aeltern nach Hause. Um Mitternacht klopfte es an des jungen Mannes Thüre. Marianne, ein Körbchen in der Hand, trat ein. »Das Anathema soll die nicht scheiden,« sprach sie, »welche vor Gottes Altar sich Treue geschworen haben, und da es keine Hochzeit ohne Mahl gibt, bringe ich es gleich mit.« Mit heiterer Geschäftigkeit nahm sie ein Paar Gerichte und Wein aus dem Körbchen, munterte ihren Geliebten auf, ihr den Tisch decken zu helfen, und setzte sich fröhlich mit ihm zum Mahle. Er, wie in einem Traume befangen, that, beynahe unbewußt, was sie forderte, und als das kleine Souper geendet war, sagte das Mädchen: »Marianne Crussal und Prosper d'Ussieux werden nicht getrennt werden... Speise und Trank waren vergiftet!!« — Marianne starb noch vor Tages Anbruch; Prosper wurde gerettet, aber sein Verstand war dahin. Aus einigen seiner lichten Augenblicke schöpfte man obige Catastrophe.

Laharpe, Beaumarchais und andere Dichter hatten indessen so lange gegen das große Theater cabalirt, bis sie ihm einen Rivalen erweckt hatten: die ehemalige italienische Comödie verwandelte sich in ein zweytes großes Theater (second Théâtre français), entließ alle seine Schauspieler bis auf Carlin, versah sich mit tüchtigen Künstlern, und erhielt die Erlaubniß, alle Gattungen von Spectakel, auch jene aufzuführen, welche bisher ein ausschließliches Eigenthum des ersten Theaters waren. Unter den Mitgliedern dieser umgewandelten Bühne bemerkt Fleury besonders einen Raimond und eine Madame Verteuil, welche den Sieg über alle jungen Liebhaberinnen des großen Theaters davon trug, »deren Taufzeugnisse freylich schon von altem Datum waren.« — Einige Anecdoten aus dem Leben des Dichters Cailhava, dem erbittertsten Feinde der ersten Bühne, wollen die Leser im Werke selbst aufsuchen. So verächtlich übrigens die ersten Schauspieler des älteren Institutes von dem neuen sprechen mochten, mit so vielem Stolze sie auch ihre Supprematie zu behaupten suchten; im Inneren war ihnen nicht

eben gut zu Muthe. »Sie konnten seltener Urlaub nehmen, weniger Geld gewinnen, sich nicht mehr so oft das Vergnügen verschaffen, ins Theater zu kommen, um ihre Stellvertreter auspfeifen zu hören; sie konnten sich nicht mehr so kostbar machen; nicht mehr jeden Debutanten, der ihrer Eigenliebe gefährlich schien, zu Boden drücken.« Für Demoiselle Contat und Fleury war aber die Sache so übel nicht. »Wenn es gilt, Schlachten zu liefern, schmeichelt man auch den unteren Chargen, ermuthigt sie, und macht ihnen Hoffnung zum Avancement.« Préville war der Lehrer der geistreichen Contat, und sie zeigte sich eines solchen Meisters würdig. »Nicht als ob diese junge Schauspielerin nicht selbst alle Geheimnisse einer Kunst würde gefunden haben, die sich nicht lehren läßt; aber der große Mime, erstaunt über das frühreife Fassungsvermögen des liebenswürdigen Mädchens, wollte ihr die Elemente der Diction erleichtern; eine Art von Solfeggio der Rede, das man nothwendig lernen muß, um vor dem Publicum erscheinen zu können, und noch nothwendiger wieder vergessen, wenn man vor demselben Erfolg haben will.« Mademoiselle Contat war funfzehn Jahre alt, als sie 1776 zugleich mit Demoiselle Vadé debutirte, welche man ihr entgegensetzte. Vergebens begünstigte man diese und unterdrückte jene. Man gab der Contat die schlechten Rollen; sie wußte sie zu guten zu gestalten; Fleiß, Beharrlichkeit und ein bischen Aerger über ihre Zurücksetzung (der, wie Fleury behauptet, manchmal von guter Wirkung im Spiele seyn soll) brachten sie dahin, daß sie unnachahmlich, und, nach Préville's Tode, die erste Zierde des Theaters wurde. Fleury war lange mit ihr in gleichem Falle; die Rollen, welche Molé und Monvel verschmähten, wurden ihm zugetheilt, und nur auf demselben Wege, den seine Kunstgefährtin ging, gelang es ihm, den Platz zu erreichen, der seinem Talente gebührte.

Zur vollen Kenntniß der Einrichtung des ersten französischen Theaters gehört wohl auch folgende Stelle:

»Der Autor, dessen Stück gegeben wird, ist Herr, die Rollen nach seinem Willen zu vertheilen, und man darf ihm weder das Recht älterer Schauspieler, noch deren Eintheilung nach den verschiedenen Fächern entgegensetzen. Der Autor ist, auf eigene Gefahr, der oberste Richter derjenigen, welchen er sein Werk anvertraut; wenn aber der Schauspieler einmal im Besitz einer Rolle ist, so ist er seinerseits ebenfalls Herr derselben, die Rolle wird sein Eigenthum, Niemand kann sie ihm, ohne seine Einwilligung, nehmen; und solch ein Fall ist selten, aus zwey einander entgegengesetzten Ursachen; die erste und gewöhnlichste, weil man sich selbst nicht genug kennt; die zweyte, weil man sich

zu gut kennt, und eine Rolle, die demjenigen ungünstig ist, der sie hat, dem anderen vortheilhaft werden könnte, der sie bekäme. Dieses Gesetz unseres Theaters hat seine gute und seine schlimme Seite. Für die Autoren ist es tyrannisch; denn ein kranker Schauspieler, welcher eine wichtige Person in dem Stücke darzustellen hat, kann den Erfolg desselben bis zu seiner Genesung hinausschieben (ich rede hier von natürlichen Krankheiten, denn es gibt noch andere, zum Beyspiele bösen Willen, ein Fieber, das der Arzt nicht heilen kann). Aber der Schauspieler, der eine Rolle lange studirt, sich gewissenhaft mit ihr beschäftigt, manche Nacht durchwacht, manchen Rath eingeholt, allen Proben beygewohnt, und tausend Kränkungen vom Autor ertragen hat, der nicht immer liebenswürdig ist, der Schauspieler, sage ich, hat auch seine Rechte. Von beyden Seiten ist es schwer, das Gleichgewicht einzuhalten. Es besteht fürs Erste das Gesetz, dann der Mißbrauch desselben, und beym Theater wird der Mißbrauch oft zur Regel, weil es, außerhalb all dieser Verhältnisse, noch einen Dritten dabey Interessirten gibt: das Publicum. Uebrigens mischte sich bey uns das Recht des Dienstalters in alle sonstigen Rechte. Obschon, in Beziehung auf Kunst, ein Taufschein die armseligste aller Empfehlungen ist, haschten unsere Aelteren, auf das Register ihrer Aufnahme gestützt, gleichwohl alle guten Rollen weg. Die Autoren, wenigstens jene, die keine genaue Kenntniß der Verhandlungen bey unseren Comiteen hatten, versuchten öfters, dies Joch abzuschütteln; aber die Aelteren ließen die Schrecken einer furchtbaren Mehrheit vor sich hergehen, und da die Annahme oder Zurückweisung eines Stückes von einer, außerhalb der bestehenden Grundsätze entworfenen Rollenvertheilung abhängen konnte, wurden die widerspänstigen Schriftsteller bald geschmeidig, und überließen — das Bulletin *) an der Gurgel — die guten Rollen den Aelteren auf die beste Art von der Welt.«

Dieß alles liefert einen neuen Beweis für die schon früher geäußerte Meinung des Referenten, daß eine solche Bühnenverfassung, mag sie sich in der Theorie noch so lockend darstellen, in der Praxis doch eben so wenig dem Besten der Kunst und dem Ruhme der Bühne, als dem Vergnügen des Publicums zu entsprechen vermag.

*) Fleury spricht hier vom Bulletin noch bevor es eingeführt war. Damals gaben die Mitglieder des Comité ihre Meinung noch durch Bohnen ab: weiße, schwarze und bunte stellten die Annahme, die Zurückweisung oder die Annahme mit Abänderungen eines Stückes vor. Erst später ward es zur Regel, die Meinungen schriftlich und motivirt abzugeben.

Fleury führt die Leser nun bald in das Privattheater der Mademoiselle Guimard (eines der vorzüglichsten) und der Herzogin von Villeroi, bald in jenes, das Monsieur zu Brunois unterhielt, oder nach Fontainebleau an den Hof; denn bey all diesen war er wechselweise beschäftigt. Durch einen der ärgsten Anachronismen, deren es in diesen Memoires so viele gibt, befindet man sich aber plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, in Dresden, wohin der Kaiser Napoleon das französische Theater, und folglich auch Fleury berief; und dieser Sprung sollte bloß zeigen, bis zu welchem Grade der Täuschung er es in der Kunst, Personen nachzuahmen, gebracht habe, was in einer ziemlich langen Anecdote geschieht, um sodann, in gleicher Absicht, wieder in die frühere Zeit und zu dem Theater in Brunois zurückzukommen. Hier war es ein junger Geck aus der großen Welt, dort der berühmte Arzt, Baron Desgenettes, den er zum Vorbilde gewählt hatte. Eine dritte Anecdote, deren Inhalt eine Lection in der Schauspielkunst ist, welche er von einem großen Herrn empfing, schließt dieses weitläufige Kapitel.

Das nächstfolgende gewährt ein zwar breit ausgeführtes, aber mit so viel Witz, Laune und Gemüth hingestelltes Bild Carlin's (Carlo Bertinazzi), des berühmten Arlequin's, und seiner Familie, zu welchem Fleury in seinen Garten zu Chaillot, den er seine Villa nannte, geladen war, daß jeder Leser es dem Referenten danken wird, ihn auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben. Mehrere Anecdoten, theils scherzhafte, theils rührende, geben Zeugniß von dem Geiste und Herzen dieses trefflichen Künstlers, der, um seinen nie getrübten Ruhm nicht zu überleben, im sieben und sechzigsten Jahre die Bühne verließ, nachdem er durch zwey und vierzig Jahre ihr glänzendster Stern gewesen. Die schönste Bürgschaft für seinen Character bietet der Umstand, daß er einst der Jugendfreund des ehrwürdigen Ganganelli war, und Clemens XIV. sich seines ehemaligen Schulcameraden noch liebevoll erinnerte.

Fleury kömmt nun an eine wichtige Epoche des großen Theaters, an die Eröffnung des neuen Schauspielsaales in der Vorstadt Saint-Germain, welche am 9. April 1782 mit Racine's Iphigénie Statt fand. Eine merkwürdige Neuerung dieses Gebäudes, das manche Vorzüge mit manchen Mängeln verband, war die Einrichtung des Parterre mit Sitzbänken. Schon lange war dieß der allgemeine Wunsch, besonders seit das Parterre immer stürmischer wurde. Die Plätze wurden durch jene Verbesserung theurer, und so hoffte man, ein besser erzogenes Publicum dahin zu erhalten. Allein das sitzende Parterre

pfiff den dramatischen Prolog, von Jaubert, welcher der Iphigénie vorausging, eben so wacker aus, als ob es ein stehendes gewesen wäre, und Fleury meint, das beste Mittel, die Parterregäste zu civilisiren, wäre, wenn auch das schöne Geschlecht diesen Platz besuchte, wo dann die Galanterie auch den Wohlanstand mit sich bringen würde. Das verunglückte Vorspiel wurde durch ein anderes von Laharpe ersetzt, das den besten Erfolg hatte. Der bekannte Eigendünkel dieses Dichters und Kritikers ward durch diesen Sieg noch beträchtlich erhöht, und gab Anlaß zu folgendem Epigramme:

> Si vous voulez faire bientôt
> Une fortune immense autant que légitime,
> Il vous faut acheter La-Harpe ce qu'il vaut,
> Et le vendre ce qu'il s'estime.

Die übrigen Blätter dieses Kapitels handeln von den Stücken, welche nach der Iphigénie im neuen Schauspielhause aufgeführt wurden, und von dem Schicksale, welches sie erfuhren.

Der nächste Abschnitt erzählt die Einzelnheiten eines Duells zwischen den Schauspielern Dugazon und Dazincourt, und würdigt die Talente der Secundanten Dessessarts und Auger, ebenfalls Schauspieler, von welchen zugleich mehrere Anecdoten eingeflochten sind. Da dieser Zweykampf, und noch mehr die Banqueroute des Prinzen von Guéméné, dessen erwähnt wird, dem Hauptinhalte des Werkes ganz fremd sind, kann hier nicht weiter davon die Rede seyn.

Man wollte Fleury zum zweyten Male verheiraten. Mademoiselle Luzi, welche auf dem großen Theater im Fache der Soubretten gespielt, seit einem Jahre aber — aus Andacht, wie die Einen — ihrer Jahre wegen, wie Andere behaupteten — die Bühne verlassen hatte, war ihm dießmal zugedacht; er bat jedoch den Eheprocurator, die Heiratsgedanken von selbst kommen zu lassen, ohne sie in ihm zu erwecken. — Seine Stellung beym Theater hatte sich indessen bedeutend verbessert. Bellecourt war gestorben, und Monvel ging als erster Schauspieler und Director der königl. Bühne nach Stockholm; Fleury ward dadurch nach Molé der Erste. Der Marquis in dem Lustspiele: L'école des bourgeois, war die erste Rolle, welche er in der neuen Eigenschaft eines Ancien spielte, und womit er einen überaus glänzenden Erfolg bewirkte, wie sich denn dieß hernach in mehreren anderen Stücken wiederholte, so daß man ihn bald in den Journalen neben Molé setzte, was seinem Ehrgeize nicht wenig schmeichelte. Wer aber hätte auch mehr als Fleury verdient, für so redliches, unermüdetes Streben nach Wunsch belohnt zu werden? Er selbst sagt bey dieser Gelegenheit: »Ich hatte gear-

beitet, gedacht, studirt, ich hatte Seele und Leib gequält, meine Kräfte gemessen, mein Herz befragt; ohne all diesem, und ohne die Gewißheit, Talent zu besitzen, und aus meinem Namen einen Namen von gutem Klange zu machen; hätte ich wohl etwas vom Theater gewollt? Nein, ich hätte lieber in einem Regimente gedient, als eine müßige Jugend in den Coulissen und ein elendes Alter vor dem Publicum hingeschleppt.« — Schauspieler mit solchen Gesinnungen sind nicht häufig, aber sie gelangen sicher an's Ziel.

Das ganze nächste Kapitel — überschrieben: **Histoire de Migon** — enthält die Geschichte einer ehemaligen Geliebten des Schauspielers Dugazon, dessen schon öfters erwähnt worden. Schon diese wenigen Worte werden die Leser überzeugen, daß die Erzählung ohne allen Zusammenhang mit Fleury oder der Kunst sey. Dennoch wird Jedermann diese gräßliche Geschichte mit dem höchsten Interesse lesen: wäre es auch nur, um zu erfahren, zu welchem Grade von Grausamkeit ein hoher Grad von Sittenverderbniß führen kann, und wie beyde vereint einen Gipfel erreichen können, von dem sich die ausschweifendste Phantasie kaum eine Vorstellung zu machen im Stande ist.

Im Jahre 1784 erschien: **Le mariage de Figaro**, von Beaumarchais; ein Lustspiel, uns, mehr als aus Uebersetzungen, durch seine geschickte Umwandlung in eine Oper durch den Abate da Ponte bekannt, und durch Mozart's göttliche, ewig unerreicht bleibende Musik unschätzbar. — Um den außerordentlichen Erfolg dieses Stückes zu begreifen, ist es nöthig, die damalige Lage des Schauspiels ein wenig zu betrachten. Die Quellen des Lustspiels schienen vertrocknet; keine Thorheit, keine Mode, kein Vorurtheil, kein ergötzlicher oder tadelnswerther Character, die nicht schon gegeißelt worden wären! So glaubte man wenigstens; obschon nur den Kurzsichtigen Dinge ähnlich schienen, die in der That von einander sehr verschieden waren, und Fleury mit Recht bemerkt, »daß nicht die Gegenstände den Autoren, sondern diese den Gegenständen gefehlt haben.« — Ueberdieß wurde die Sittlichkeit, je mehr sie innerlich abnahm, desto prunkender von außen zur Schau getragen, und Molière demnach für unzart erklärt. Auch die Werke der besten seiner Nachfolger wurden kaum mehr gespielt. »Man applaudirte Reynard mit den Fingerspitzen;« Dancourt ward von der Bühne verbannt, Lesage fand man zu derb; Destouches allein erhielt sich noch in Gunst. Die Vaudevilles, die Possen, die Pantomimen der Nebentheater hatten den Sieg über das geregelte Schauspiel davongetragen. »Das Publicum hatte den Geschmack am Guten verloren, und war von dem

Schlechten übersättigt.« Ein Zustand, der in unseren Tagen nicht nur in Beziehung auf das Schauspiel, sondern noch weit mehr in jener auf Musik einzutreten beginnt. In solcher Zeit mußte ein Lustspiel, wie das genannte, welches die Anhänger des Classischen zwar ein dramatisches Ungeheuer nannten, ihm aber doch »viel Geist, viel Heiterkeit und echt comische Situationen« nicht absprechen konnten, um so mehr Glück machen, als es, in spanischem Rahmen, ein kräftiges und ergötzliches Bild damaliger Sitten und Grundsätze der besseren Gesellschaft darstellte. Es wurde lange vor seiner Erscheinung davon gesprochen; Beaumarchais hatte es in einigen vornehmeren Zirkeln mit großem Beyfalle gelesen; aber es hieß, daß es zur öffentlichen Darstellung nicht geeignet sey. Desto größer war die Ueberraschung der Schauspielergesellschaft des Haupttheaters, als sie im April 1783 den Auftrag erhielt, es für Versailles einzustudiren. Die ersten Proben hatten zu Paris auf dem Théâtre des menus plaisirs Statt, welches Beaumarchais durch den Schutz des Grafen von Artois zu diesem Zwecke erhielt. Nachdem im Laufe des May verschiedene Hoftheater, das zu Trianon, zu Choisy, Brunois, genannt wurden, wo das Stück gegeben werden sollte, wurde endlich beschlossen, daß es auf derselben Bühne, wo es probirt worden, auch vorgestellt werden soll. Nach dreyßig — sage dreyßig *) Proben, von welchen die letzteren fast öffentlich waren, bestimmte man den 13. Juny zur Aufführung. Hof und Stadt bewarben sich um Logen, ganz Paris stritt um die Eintrittskarten. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags kam das schriftliche Verbot des Königs, das Stück zu spielen. Niemand war darauf vorbereitet, und man kann sich die Ueberraschung denken, als um 6 Uhr Abends sechs- bis siebenhundert Wägen am Eingange in das Theater zurückgewiesen wurden. — Jeder andere als Beaumarchais hätte sich von solch einem Streiche entmuthigen lassen; er kannte aber den Hof und das Publikum zu gut, um seine Sache aufzugeben.

*) In dieser Zahl liegt der Schlüssel zur Erklärung, wie es komme, daß unter Allen, die jemals Paris und das große Schauspieltheater besuchten, nur eine Stimme über das sonst nirgends gefundene vortreffliche Memoriren und das bis in die kleinsten Einzelnheiten vollendete Zusammenspielen herrscht. Während die meisten Theater mit einer, in der Regel ziemlich nachläßigen und unvollkommenen Lese- und drey Theaterproben genug gethan zu haben meinen, und dem Publicum dann, statt einer gerundeten Aufführung, eine mangelhafte Generalprobe bieten, lassen die französischen Bühnenkünstler es sich nicht verdrießen, dreyßig Proben zu machen, um dem Autor und den Zuschauern ihr Recht im vollsten Maße gewähren zu können.

Es ist hier nicht der Raum, alle die Schritte, die er gethan, die Verhältnisse, die er benützt hat, so umständlich zu berichten, als im Werke selbst geschehen ist; genug, am 27. April 1784 las man die Aufführung des Lustspiels: Le mariage de Figaro, ou la folle journée, im großen Theater, an allen Straßenecken von Paris. Zehn Stunden vor der Eröffnung des Theaters war die ganze Hauptstadt an der Pforte versammelt. Fleury führt an, welche Personen aus den höheren Ständen, und auf welche Weise, sich um Logen bewarben, und schildert überhaupt den Zudrang der Theaterfreunde mit lebhaften Farben. Die Aufführung ging vortrefflich, und der enthusiastische Beyfall war über alle Beschreibung. Die ersten zwanzig Vorstellungen trugen hunderttausend Franken ein; bey der sieben und zwanzigsten war der Zulauf noch immer derselbe; man kam aus allen Provinzen, man kam vom Auslande, und dieses Phänomen erhielt sich über die fünf und siebzigste Vorstellung hinaus. Die Annalen des großen Theaters zeigten kein ähnliches Beyspiel. »Ich weiß etwas noch Tolleres als mein Lustspiel,« sagte Beaumarchais, »seinen Erfolg.« — Des Dichters Glück stieg aber noch höher: sein Werk wurde auch bey Hofe aufgeführt, und der Graf von Artois gab den Figaro.

Das erste Kapitel des dritten Bandes behandelt einen Theil der Geschichte des ehemals sogenannten italienischen Theaters, und gibt ein Bild und mehrere Anecdoten des Dichters Desforges, der für jenes Theater schrieb. Fleury sagt, als er die Vorzüge desselben anführt, unter welchen die Zeichnung von Characteren oben an steht: »Mich dünkt, daß bey einem dramatischen Schriftsteller die Gabe der Erfindung sich weit mehr in der Schöpfung der Charactere als in jener der Fabel zeige; für die erstere, in welcher die komische Kunst wesentlich besteht, muß man mehr Beobachter seyn, und eine höhere Reife des Talentes besitzen; für die andere bedarf man mehr Uebung, mehr Metier, mehr Einbildungskraft vielleicht, aber von jener Gattung, deren Molière sehr gut entrathen konnte.« — Diese richtige Bemerkung, welche den Characteren den gebührenden Platz über der Fabel anweiset, veranlaßt Referenten zu der Frage, was Fleury wohl sagen würde, wenn er die heutigen Erzeugnisse seiner dichterischen Landsleute sähe, die — wie wir aus den Uebersetzungen erfahren, die jetzt fast das ganze Repertoire der deutschen Bühnen ausmachen — die Werke Casimir de la Vigne's abgerechnet, kaum eine zusammenhängende, einigermaßen wahrscheinliche Handlung, viel weniger aber Charactere enthalten? Vielleicht würde es ihn trösten, daß auch die neueren deutschen Lustspiele — mit wenig ehrenvollen Aus-

nahmen — hieran denselben Mangel leiden; desto weniger begreiflich aber dürfte es seyn, daß so viele Theaterdirectionen beynahe alles Aeltere, worin Charactere vorkommen, von ihrer Bühne entfernt haben, um jenen gehalt- und farblosen Neuigkeiten allein das Feld zu überlassen. Wollte man auch nicht den vielgetadelten und gleichwohl von Directionen, Schauspielern und Zuschauern schwer vermißten Kotzebue anführen, obschon man auch ihm das Talent, Charactere zu schaffen, nicht absprechen kann, wie sein Bruderzwist, seine silberne Hochzeit u. a. bezeugen; so ist doch gewiß zu bedauern, daß auch die besseren Werke Iffland's — und ihre Zahl ist nicht gering — beynahe völlig von der Bühne verschwunden sind. Mit der tiefsten Verehrung für den unsterblichen Schiller gesteht Referent den Wunsch, daß der große Dichter seine Parodie: Shakespeare's Schatten, nicht geschrieben haben möchte. Obschon sie offenbar gegen Iffland gerichtet ist, glaubt Referent dennoch, daß Schiller's Absicht nur seyn konnte, zu verhindern, daß das Großartige und Erhabene von dem bürgerlichen und Familienleben nicht gänzlich verdrängt werde, wie es damals den Anschein hatte. Dieses letztere Genre völlig zu verwerfen, konnte wohl nicht die Meinung eines so verständigen Mannes seyn, wie Viele voraussetzen wollen. Ihm ist gewiß nicht entgangen, daß Begebenheiten aus einer Zeit, die in fabelhafter Ferne liegt, und Menschen, die in einer Verfassung lebten, eine Erziehung erhielten, in einer Religion aufgewachsen waren, die von unserer Verfassung, unserer Erziehung, unseren Religionsbegriffen himmelweit verschieden sind, uns mehr interessiren sollten, als Ereignisse, die uns näher stehen, und Menschen, die unserer Zeit und unseren Verhältnissen gemäß handeln: und daß wir uns in den Heroismus eines Regulus, in die Opferung der Iphigenia u. s. w. eben so schwer hineindenken, als wir nach unseren moralischen und religiösen Begriffen einsehen, wie man ein großes Verbrechen durch ein noch größeres, den Selbstmord, zu sühnen vermag. — Wenn manche Recensenten, auf Schiller's Worte:

»Was kann denn dieser Misere
Großes begegnen?«

gestützt, die Spornen zu verdienen glauben, wenn sie gegen Iffland zu Felde ziehen; so wird es erlaubt seyn, sich bey ihnen zu erkundigen, ob denn der Misere unserer neueren, jetzt im Schwunge gehenden Lustspiele Größeres begegnen könne? Ob leichtsinnige Frauen, betrogene oder betrügende Gatten, falsche Freunde, und was sonst von dergleichen die Elemente der modernen französisch-deutschen Stücke ausmacht, dem Zweck des

Theaters, Verstand und Herz zu bilden, besser entspreche, als die nach dem Leben gezeichneten Familiengemälde Iffland's, die bald das Glück liebender Gatten, bald die Freuden oder Leiden redlicher Aeltern, bald die gewissenhaft erfüllte Pflicht des Staatsdieners oder Hausvaters, bald die thätige Hülfe des treuen Freundes darstellen, und uns belehren, wie man das Gute schätzen, das Schlimme ertragen, Prüfungen der Vorsehung bestehen, oder verirrte Herzen auf die rechte Bahn zurückführen könne; und die obenein das Verdienst haben, daß deren größter Theil fest gezeichnete und consequent durchgeführte Charactere in Handlung setzen, ja daß bey einigen, z. B. in der Erinnerung, jede Rolle, von der ersten bis zur letzten, ein Character ist, während man in einem halben Dutzend der neuesten Producte zusammengenommen kaum einen findet?

Von dem Dichter für die zweyte Schauspielbühne kömmt Fleury auf die Bühne selbst, lobt ihr Repertoire, ihre Schauspieler, und gesteht, daß, wenn nicht Figaro Wunder gewirkt hätte, es dem großen Theater übel hätte ergehen können. Dennoch sagt Fleury: »Für die Kunst und die Schauspieler ist nichts vortheilhafter, als zwey rivalisirende Bühnen. Man sagt, das Publicum theilt sich; nein, es vermehrt sich. Der Wettstreit der Kunst interessirt; der Preis bleibt dem Geschicktesten; der Geschmack an der Kunst gewinnt, breitet sich aus, setzt sich fort; Parteyen bilden sich: der ist für diesen, der für jenen. Das große Theater gibt ein neues Stück; es wird Wunder thun! Die Gesellschaft des italienischen führt ein anderes auf; es wird zum Erstaunen seyn! Die Schauspieler studiren, forschen, berathen sich, zanken sich; die Schriftsteller, die sonst andere Fächer bearbeiteten, wenden sich zum Drama, zum Lustspiele, zur Tragödie. Das Feuer brennt in allen Köpfen: Scenen, Acte, Dialoge sind in steter Gährung; die Flamme theilt sich dem Publicum mit; dieser oberste Richter geräth in Bewegung, läuft von einer Bühne zur anderen, ermuntert, gibt Beyfall, wird leidenschaftlich, wählt seine Lieblinge, streitet sich, theilt sich, ist jedoch immer einig über den einen Punct: ins Theater zu gehen!« — Man sieht übrigens, daß hierbey zwey Dinge vorausgesetzt werden: erstens, daß beyde Bühnen die nämliche Gattung von Spectakel darbieten; zweytens, daß ihre Schauspieler auf gleicher, oder doch beynahe gleicher Kunsthöhe stehen, denn zwischen ungleichen Kräften kann kein ersprießlicher Wettstreit bestehen.

Wir finden nun die Schilderung eines der vorzüglichsten Künstler des zweyten Theaters, Granger, und ein Verzeichniß der Rollen, die seinen Ruhm gründen halfen; dann folgen einige

Anecdoten aus der Zeit, wo der Herzog von Richelieu dieses Theater in besonderen Schutz nahm.

Im nächsten Kapitel kömmt Fleury, nach dem Geständnisse, daß es ihm, bey einem außerordentlichen Gedächtnisse für Begebenheiten, durchaus an einem für Daten fehle, woher auch seine häufigen Verstöße gegen die chronologische Ordnung in seinen Berichten stamme, nochmal auf Beaumarchais und seinen Figaro zurück, und theilt mehrere Epigramme, Satyren, Recensionen u. s. w., welche von seinen Feinden, oder vielmehr von seinen Neidern ausgingen, so wie die Antworten mit, welche der Dichter auf jene Angriffe in öffentlichen Blättern erscheinen ließ. So wenig, als über diese literarischen Scharmützel, kann Ref. sich über die Streitigkeiten weiter einlassen, welche wegen des Platzes entstanden, wohin man die Statue Voltaire's, von Houdon's Meistergriffel, stellen sollte, welche seine Nichte und Erbin, Madame Denis (später Madame Duvivier) anfangs der Academie, dann aber dem großen Theater zum Geschenk machte. Die Absicht der Geberin war, daß die Statue im Foyer prangen sollte; allein Molé wollte eine auf seine Veranlassung verfertigte Büste Molière's dahin setzen. Die Schauspieler der Comödie waren für die Büste, jene der Tragödie für die Statue, und der Streit währte so lange, daß endlich durch eine königliche Verordnung entschieden wurde, Voltaire solle mit einem Platz im Vestibule vorlieb nehmen. Eine bey dieser Gelegenheit eingemischte sehr comische Scene zwischen Madame Denis, Voltaire's Affen und Herrn Duvivier wird man im Werke selbst mit Vergnügen lesen.

Ein zufälliges Zusammentreffen Fleury's und Dugazon's mit dem berüchtigten Cagliostro gibt dem ersteren Gelegenheit, einige noch nicht bekannte Anecdoten von jenem Charlatan mitzutheilen, aus welchen sich eine gar zu kostbare nicht unterdrücken läßt. Eine Dame (Lady Mantz) erzählte in einer Gesellschaft, in welcher auch Fleury sich befand, daß sie sich von Cagliostro den Schatten d'Alembert's habe citiren lassen. Sie wünschte, eine Frage an ihn zu stellen; der Geisterbanner bewilligte es, sagte ihr jedoch, daß nur er den Geist vernehmen könne, und ihr seine Antwort bekannt machen werde: zugleich ermahnte er sie, eine wichtige, und eines Besuches von solchem Range würdige Frage zu stellen, weil eine leichtsinnige das größte Unglück herbeyführen könnte. — »Und was fragten Sie d'Alembert?« sagte Fleury. — Ich fragte ihn, ob es eine andere Welt gebe. — »Das ist seltsam genug; was mich betrifft, so ist es mir nicht unangenehm, zu erfahren, woran ich mich diesfalls halten kann. Was antwortete der Philosoph?« —

»Ach Fleury! Etwas entsetzliches, erschreckliches; zumal für mich, die ich nach all meinem Unglück auf ein besseres Leben hoffen durfte! Werden Sie es glauben? Er antwortete, mit der feinen Stimme, die Sie wohl kannten...« »Wie! mit der feinen Stimme, die ich kannte! Es antwortete ja Cagliostro für ihn.« — »Ohne Zweifel; aber vielleicht, daß Cagliostro in seiner Begeisterung ihn nachahmte. Er antwortete: Es gibt keine andere Welt.« — »Das antwortete er?« — »Ach Gott! ja: das ist trostlos.« — »Und hat Niemand etwas dagegen eingewendet?« — »Eingewendet! einem d'Alembert! einem Philosophen! einem verstorbenen Academiker! und der als Geist kömmt?« — »Woher?« — Je nun, wahrscheinlich von... von..« — »Sehen Sie, das hätte man ihm einwenden sollen: Es gibt keine andere Welt! Woher kömmst Du denn?«

Unter den übrigen Anecdoten ist eine von demselben Ungeheuer, dessen schon einmal in Beziehung auf Migon, der Geliebten Dugazon's, erwähnt worden, die nicht weniger empörend ist, und deren Fleury sich durch den Umstand erinnerte, daß die Gefährtin jenes Bösewichts eine Schwester Seraphina's, der Gattin Cagliostro's, war (II. Bd. S. 100—108).

Von dem Marquis de Boufflers zu dem Herzoge von Orleans berufen, um dort ein Drama vorzulesen, weigerte sich Fleury, mit der Versicherung, daß ihm dazu der Muth fehle. »Sie spielen doch vor dem König!« erwiederte der Marquis. »O, zwischen Spielen und Lesen ist ein großer Unterschied,« sagte Fleury. »Denken Sie nur! Das Publicum dicht vor Ihnen! Keine Illusion, keine Schminke, kein Costum, keine Coulissen! Auf der Bühne braucht man nur eine Physiognomie anzunehmen; beym Lesen muß man alle andeuten, seine Stimme fünf- oder sechsmal beständig wechseln, mehrere Charactere zeichnen, sich alt und jung, friedfertig und aufbrausend, ungeduldig und phlegmatisch machen; jedes Geschlecht und jedes Alter annehmen, und alles dieß zwey Schritte von den Zuhörern entfernt, auf einem kleinen Stühlchen, an einem Tische, zwischen zwey Kerzen! — Das ist zum erschrecken!« — Dieser trefflichen Auseinandersetzung des Unterschiedes zwischen Spielen und Lesen folgt eine über Gebühr ausgedehnte Erzählung von den Schicksalen des gelesenen Stückes, das eine hochgestellte Dame zum Verfasser hatte, und, ungeachtet einer späteren Umarbeitung, dem Publicum missfiel.

Préville, der Molière des komischen Spiels; Brizard, der das Fach der alten Väter ausfüllte, und als alter Horatius unübertrefflich war; Madame Préville, vorzüglich in Anstandsrollen, und die lebhafte, geistreiche Fanier, zogen

sich um diese Zeit zugleich von der Bühne zurück, und nahmen an einem und demselben Abende vom Publicum Abschied. Es war ein Tag der Trauer, versichert Fleury, für die Künstlergesellschaft und die Theaterfreunde. Er feyert das Andenken an seine Gefährten durch eine Menge, meistens anziehender Anecdoten auf den folgenden 26 Seiten. — Einen guten Theil des nächsten Kapitels nimmt eine Erklärung seiner Grundsätze über die Liebe ein, die sich vor dem Richterstuhle einer gewissenhaften Moralität kaum möchten vertheidigen lassen. Wie er die eheliche Treue begriff, wird man errathen, wenn man weiß, daß er sein System hierüber auf folgenden Vers gründete:

Plus je vis l'étranger, plus j'aimai ma patrie.

Dieser Stoff führt ihn auf weitere Anecdoten aus den Galanterien Monsieur's und zu einem aufrichtigen Lobe Ludwig's XVI., dessen streng sittlicher Lebenswandel seinen Hof zwang, wenigstens den äußeren Anstand unverletzt zu erhalten. Von unserem Autor selbsterlebte Aventuren, die wohl besser unerzählt geblieben wären, füllen den Rest dieses Abschnittes.

Um diese Zeit machte Fleury die Bekanntschaft des dramatischen Schriftstellers Mercier. Sein Porträt, Nachrichten von seinen Werken und eine Menge von Anecdoten finden sich auf nicht weniger als 58 Seiten. Unter den letzteren ist eine Scene zwischen dem General Savary, damals Polizeyminister unter Napoleon, und dem Dichter, der sich einige witzige Aeußerungen über den Kaiser erlaubt hatte, eben so originell als ergötzlich.

Hier ist es, wo die Eigenheit Fleury's, seinem Gedächtnisse nachzuschreiben, was es ihm eben eingab, und sich von dem unerschöpflichen Strome der verschiedenen Anecdoten, die sein Kopf bewahrte, ohne alle Rücksicht auf den Hauptzweck seiner Memoires, hinreißen zu lassen, am auffallendsten hervortritt. Wenn schon Mercier bloß in seiner Eigenschaft als Theaterdichter zu erwähnen gewesen wäre, da er übrigens weder auf Fleury's Bildung und seinen Ruhm, noch auf seine Schicksale den mindesten Einfluß hatte; so wird man noch weniger begreifen, wie unser Autor, einzig durch den Umstand veranlaßt, daß Mercier ein Drama, betitelt: Winkelmann, geschrieben hatte, diesem berühmten Antiquar ein ganzes Kapitel von 60 Seiten widmen konnte, welches Referent daher, als dem vorliegenden Werke in jeder Beziehung fremd, billig überschlägt, nicht ohne die Leser jedoch auf dasselbe, als auf einen für sich bestehenden, interessanten Beytrag zu Winkelmann's Lebensgeschichte, aufmerksam zu machen.

Fleury, obschon ihm nichts so sehr am Herzen lag, als sein Stand, und er keinen anderen Ehrgeiz kannte, als sich darin auszuzeichnen, konnte bisher nie auf eine entschiedene Weise zu diesem Ziele gelangen. Zwar hatte er in mehreren Stücken, als: Le bienfait anonyme, les rivaux amis, les amours de Bayard, la maison de Molière, les châteaux en Espagne u. a. die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen; allein in all diesen Stücken war auch der alles verdunkelnde Molé, und spielte, wie billig, die erste Rolle. Er hätte sich lieber eine minder wichtige, als die er zu geben hatte, gewünscht, wenn sie nur die vorzüglichste im Stücke gewesen wäre. »Man wird nicht Schauspieler außer der Linie,« sagt er, »wenn man nicht die Verantwortlichkeit einiger Hauptrollen auf sich genommen hat. Jede große Leistung neben der unseren zerstört diese; eine mindere, neben welcher keine andere steht, die jene in Schatten stellen könnte, reihet uns in die Classe der ersten Schauspieler.« — Indessen war der Augenblick, in dem sein Stern aufgehen sollte, nicht fern, und die Straße des Ruhmes sollte ihm durch das Lustspiel: L'école des pères. von dem jungen Dichter Pieyre, geöffnet werden. Dieses Stück war die Reaction des anständigen Drama gegen die leichtfertige Comödie; der König und die Königin munterten die Dichter auf, welche nach derley ehrenhaften Erfolgen strebten. Das Stück wurde auf einem der königlichen Lustschlösser in Gegenwart des Hofes aufgeführt; Fleury gefiel ungemein, und bald darauf noch mehr als Marquis du Loret im Turcaret, welches Lustspiel bloß auf seinen Wunsch zur Darstellung gewählt wurde. Während dem hatte der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des großen Friedrich, der in Paris anwesend war, der Schauspielerin Contat durch ein Billet einen angehenden Schriftsteller empfohlen, und sie ersucht, der Probe eines kleinen Lustspiels in zwey Acten — Les deux Pages — beyzuwohnen, das eine Anecdote Friedrich's II. zum Stoff hatte. Das Anliegen des Autors bestand darin, daß Madame Dugazon die Rolle, welche ihr zugedacht war, als für sie zu unbedeutend, verschmäht hatte, und dieselbe einer Schauspielerin zugetheilt wurde, der es nicht an gutem Willen, aber an Talent fehlte. Mademoiselle Contat sollte daher sich überzeugen, daß aus jener Rolle viel zu machen sey, und Madame Dugazon zu deren Annahme bereden. Sie that mehr, sie übernahm sie selbst, und bewog den Verfasser, den Hauptpart, Friedrich II., ihrem Freunde Fleury, statt des Dugazon, dem er ihn bestimmt hatte, anzuvertrauen. Fleury sah dadurch seinen so lang und so heiß gehegten Wunsch, eine ausgezeichnete Character-

rolle zu spielen, unvermuthet erfüllt, war vor Freude darüber außer sich, und von Dank gegen seine wohlmeinende Kunstgefährtin durchdrungen. »Nichts hebt einen Schauspieler mächtiger,« sagt er, »als einen historischen Namen aus neuerer Zeit zu tragen; gelingt es ihm nur irgend, sein Vorbild zurückzurufen, so entsteht in der Seele des Zuschauers, ohne daß er es weiß, eine Art Verschmelzung des Schauspielers mit der erhabenen Person, die er vorstellt; es ist wie eine von ihm bewirkte Auferstehung, für die Jeder ihm Dank weiß.« — Das Stück ward ungefähr drey Monate vor den Osterferien angenommen, und sogleich fing Fleury an, sich auf seine Rolle vorzubereiten. Da die unglaubliche Mühe, die er darauf wandte, einen Beweis liefert, was ein Künstler zu thun vermag, wenn ihm seine Kunst und sein Ruhm wirklich theuer sind, mag Einiges davon hier Platz finden Er suchte sich unverweilt mit kostbaren Documenten zu umgeben, lief, erkundigte sich; der Autor lieferte ihm eine Menge Nachweisungen, ein Offizier aus dem Gefolge des Prinzen Heinrich theilte andere mit; einer seiner Freunde, der lang in Preußen war, und das Glück hatte, sich dem Philosophen von Sanssouci öfters nahen zu dürfen, gab ihm unschätzbare Beyträge zu seinem Studium, und durch St. Fal erhielt er ein herrliches Bild Friedrich's, von Ramberg. Nun nannte er seine Wohnung Potsdam, und beschloß, alles in der Idee zu thun, er sey Friedrich II. Um sich davon recht zu überreden, ließ er sich Uniform, Hut, Stiefel und alle Nebendinge des Costums nach jenem Bilde machen, und kleidete sich damit für den ganzen Tag. Gleich nach dem Aufstehen setzte er sich an den Spiegel, und, das Bild des Königs neben sich auf einem Pulte, versuchte er mit schwarz und weiß, roth und braun, sein Gesicht dem Gemälde möglichst ähnlich zu machen. Er suchte die Kleidung nach seinen Bewegungen zu biegen, und ihnen das Ansehen längeren Gebrauches zu geben. »Das Kleid soll das Alter, den Stand, und bey dem Greise, so zu sagen, Runzeln zeigen. Man bewundert die geheimen Mittel zum Zwecke nur, wenn dieser erreicht ist, und auf der Bühne muß es scheinen, als hätte man den Effect auf den ersten Versuch, gleichsam wie mit einer Zauberruthe, bewirkt.« — Nachdem er ein und achtzig Tage »incognito regiert« hatte, das heißt, nach unzähligen Bestrebungen, sich in Gang, Haltung, Blick und Miene seinem Originale zu nähern (worüber er umständliche Nachricht gibt, und noch eine dahin gehörige Anecdote beyfügt), wagte er endlich, den großen König bey der Probe auf der Bühne zu zeigen. Diejenigen, welche den Monarchen kannten, und Fleury bey seinen Studien behülflich gewesen, waren vor Er-

staunen und Verwunderung über die Aehnlichkeit außer sich. Die Proben, welche Fleury früher zurückhielt, wurden nun beschleunigt; der Tag der Aufführung kam endlich heran, eine ausgewählte Gesellschaft hatte sich eingefunden, Prinz Heinrich fand sich in derselben. Fleury war seiner Sache zu gewiß, als daß er hätte befangen seyn können. Der erste Act hatte durch das Spiel der Contat sehr gefallen, Alles war aber auf den zweyten, auf die Erscheinung Friedrich's gespannt. Fleury trat auf, es herrschte die größte Stille, aber bevor er noch ein Wort gesprochen, erweckte er schon durch ein wohlangebrachtes, ganz im Character begründetes stummes Spiel einen Sturm von Beyfall, der ihn den ganzen Abend bey jedem Auftreten und Abgehen begleitete. Mehr noch als dieser, freuten den Künstler die Thränen, die er in den Augen des Prinzen Heinrich bemerkte, welcher ihm am folgenden Tage eine kostbare Dose, einst ein Eigenthum des Königs, überschickte. Einige Anecdoten beschließen die Nachrichten von diesem merkwürdigen Abende, der den Ruhm Fleury's als eines der ausgezeichnetsten Schauspieler für immer feststellte.

(Der Schluß folgt.)

Art. IV. 1) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Francis P. Grund, ins Deutsche übersetzt vom Verfasser. Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

2) De la Démocratie en Amérique, par *Alexis de Tocqueville*. *Paris* 1836.

Die menschlichen Forschungen auf dem Gebiete des Wissens wie des Lebens haben von jeher den eigenen Anblick gewährt, daß sie in durch Raum oder Zeit entrückten Verhältnissen den Schlüssel zur Lösung der eigenen Fragen gesucht, und gerade dort zur Erkenntniß ihrer Zustände zu gelangen gestrebt haben, wo Alles unter fremdartigen Bedingungen entstanden, und in neuen Pfaden zur ferneren Entwicklung gediehen war.

So ist es begreiflich, daß Nordamerika, als es sich in Folge seines mit Glück geführten Freyheitskampfes zur politischen Selbstständigkeit emporgerungen hatte, den Blick der Staatsweisen des achtzehnten Jahrhunderes auf sich lenken mußte, und wie in den Bewegungen des Mittelalters die alten Republiken als Muster und Vorbilde galten, so wurde nunmehr das eben erstandene Staatenleben Nordamerikas hervorgezogen. Von jeher ward mit der Vergangenheit Rath gepflogen. Es liegt dieß in der Natur der Dinge. Warum sollte auch nicht in dem Auf-

streben einer anscheinend mit aller Kraft der Jugend reichlich ausgestatteten Welt die Zukunft des zwar ergrauten, aber vielleicht dennoch einer Wiedergeburt nicht unfähigen Europas erkannt werden? Von dieser Seite faßte wenigstens die öffentliche Meinung der letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts die Geschichte der eben politisch erstandenen Freystaaten Nordamerika's auf. Mit größtem Interesse wurden die ersten Ausbrüche des Unabhängigkeitskampfes verfolgt, mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwicklung, die Bildung der Freystaaten betrachtet, die Gestaltung eines mächtigen Staatenbundes auf der Grundlage der Volksgewalt, so hoch gehalten in den Augen einer erfahrungslosen Zeit, mit Jubel begrüßt; in der ganzen Umgestaltung eine neue Aera, ein goldenes Zeitalter gepriesen. Es fehlte nicht an gewandten Federn, die hier die öffentliche Meinung bildeten, ihr in ihrem Sinne nachhalfen; und so prinzipienlos oder so ganz naiv unerfahren war die damalige Politik, daß ein monarchischer Staat nicht Anstand nahm, freylich nicht ungestraft, den jungen Freyheitshelden die Hand zu reichen. Damals setzte sich das allgemeine Urtheil fest, welches in den nordamerikanischen Freystaaten das Urbild einer erwünschten Umgestaltung der eigenen Zustände erkannte, und so tief wurzelte dieser Glaubenssatz, daß selbst nach den bitteren Erfahrungen der Revolutionsepoche diese ersten, dem Umschwunge günstigen Ideen nicht völlig verwischt werden konnten. Das Verdienst, diese durch Tradition auf uns gekommene Ehrfurcht vor der Verwirklichung jener Fiktion des Socialkontraktes, die den amerikanischen Konstitutionen zum Grunde liegen, durch bessere Ueberzeugungen zu verdrängen, gebührt der neuesten Zeit. Der Weg hiezu war so einfach als natürlich. Es handelte sich eben nur um unbefangenen Sinn, lebendige Auffassung und Darstellung der Thatsachen. Die Schlußfolgerung konnte sodann dem Leser überlassen bleiben. Michael Chevalier und Tocqueville haben hierin am meisten gethan. Unter den zahlreichen Schriften über Nordamerika ragen ihre Werke gigantisch hervor. Sie haben das Verdienst der Wahrheit der Darstellung, und wo auch die Betrachtungen und Endschlüsse dieser Verfasser sich in entgegengesetzten Richtungen begegnend durchkreuzen, läßt sich mit leichter Mühe das Faktische von dem Raisonnement unterscheiden, und recht wohl zu einem eigenen Urtheile gelangen.

Es ist hier nicht der Ort, in eine Vergleichung dieser beyden geistreichen Schriftsteller einzugehen. Michael Chevalier ist durch seine Briefe aus Nordamerika, welchen durch das Journal des débats ein größerer Kreis von Lesern ward, hinlänglich bekannt. Er hat jenen veralteten, zum Theil auf falschen Theorien,

zum Theil auf ganz unrichtigen und geflissentlich verfälschten Ansichten von dem faktischen Bestande beruhenden Ideen, nach welchen die Unionstaaten das eigentliche Eldorado der Freyheit waren, wohl für immer den Todesstoß beygebracht. Seiner einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Darstellung vermochte unsere erkenntnißreiche Zeit nicht zu widerstehen. Ihm gebührt außerdem, was hier nur vorübergehend bemerkt werden darf, der Ruhm, der erste, wenigstens unter seinen Landsleuten, auf den Gegensatz zwischen der nachhaltigen Wirksamkeit des katholischen Prinzipes in den ehemals spanischen Kolonien Amerikas und der durchaus materiellen Interessen zugewandten Richtung im nördlichen Theile dieses Welttheils hingewiesen zu haben *). So wie Chevalier die äußere Erscheinung Nordamerikas in ihrer inneren Bedeutung auffaßt, und mit geistreichen Pinselstrichen darstellt, steigt Tocqueville in die Tiefen der geistigen Grundlage hinab, auf welcher dieses sonderbare Gebäude erstanden ist. Wir werden hierauf zurückkommen.

Kaum können wohl neben solchen Namen Mrs. Trollope, Basil Hall, Hamilton, Francis Grund genannt werden. Dennoch ist das neuerlich erschienene Werk des letzteren, dem sein Verdienst abzusprechen wir weit entfernt sind, in mehrfacher Beziehung der Beachtung werth. Zwar gebricht es ihm ganz an einer tieferen Auffassung der Zustände, welche er zu beschreiben unternommen hat; aber eine Fülle von weniger gekannten Thatsachen, eine genaue Bekanntschaft mit der äußeren Gestalt der Union, und eine einfache, übrigens keineswegs elegante Darstellungsweise entschädigen den Leser einigermaßen für den Abgang einer philosophischen Begründung seines Urtheils. Für uns hat dies Werk noch einen anderen Werth. Es enthält mehr oder minder den Ausdruck der amerikanischen Ansicht über die eigenen Zustände. Der Verfasser, obwohl Deutscher von Geburt, hat sich mit dem Volksgeiste in den vereinigten Staaten dergestalt identifizirt, daß sein Urtheil, besonders im Gegensatze mit den durch die englischen Touristen in ihrem Vaterlande verbreiteten Ansichten, durchaus als amerikanisch par excellence gelten kann. In sofern glaubten wir es aber, und auch nur in sofern, der Beachtung des deutschen Lesers werth. Der polemische Theil des Buches läßt viel zu wünschen übrig, oder vielmehr wir wünschten ihn lieber ganz hinweg, denn auch Styl und Haltung sind zu amerikanisch, um nicht unsere Begriffe

*) In seinen Briefen aus Mexiko und Havanna, welche das Journal des Débats im Laufe der Monate July und August 1837 veröffentlicht hat.

von Decenz und hergebrachter Zurückhaltung bey Angriff und Vertheidigung einigermaßen zu verletzen. Herr Grund ereifert sich nicht nur, und dieß mit vollem Rechte, über der bekannten Mrs. Trolloppe etwas vornehm wegwerfende Urtheile, auch Hamilton's man and manner in Amerika (welches er mit »Männer und Manieren« übersetzt) sind ihm mehr oder minder ein Gräuel. Herr Grund ist immer und überall bereit, für alles, was amerikanisch, in die Schranken zu treten. Noch in diesem Augenblicke lesen wir in der allgemeinen Zeitung polemische Korrespondenzartikel aus Washington, hauptsächlich gegen die Mittheilungen der preußischen Staatszeitung gerichtet, welche eben nicht in gleichem Maße wie Herr Grund sich für die amerikanischen Zustände begeistern konnte. Auf jene Artikel, welche übrigens, in sofern Inhalt und Form zu einem Schlusse berechtigen, der Feder unseres Verfassers möglicher Weise entflossen seyn dürften, verweisen wir jene unserer Leser, welche eine Apologie des hier besprochenen Werkes lesen wollen.

Wir wiederholen es, als Ausdruck der in den Freystaaten unter der großen Masse gäng und gäben Ansichten von Freyheit, Selbstregierung u. dgl. hat das Buch des Herrn Francis Grund seinen eigenthümlichen, wenn gleich nur sehr relativen Werth. Ob seine Polemik den anders denkenden Leser seiner Ansicht zuzuwenden vermöge, möchten wir fast in Zweifel ziehen. Wie sehr, wie so durchaus Herr Grund Amerikaner sey, ließe sich mit zahlreichen Proben belegen. Selbst anerkannte Mißbräuche, worüber sogar in den Vereinsstaaten, in den höheren Klassen wenigstens, kein Streit mehr ist, finden in dem vorliegenden Werke, wenn nicht Vertheidigung, doch erläuternde Entschuldigung. Man sehe nur, was Herr Grund über das Lynchgesetz sagt:

»Das Lynchgesetz der vereinigten Staaten ist kein Kind der Demokratie, sondern viel älterer und edlerer Abstammung, denn es kömmt schon in der frühesten Geschichte der Kolonien vor. Es verdankt seinen Ursprung jenen glücklichen Zeiten, in welchen religiöse Gebräuche und Sitten für Gesetze galten, und in welchen die Einfalt der ersten puritanischen Ansiedler die einfachsten Mittel ergriff, die größte Gerechtigkeit zu üben. Es ist eigentlich patriarchalischer Natur, die, eingedenk der Weisheit Salomons, ihre Kinder mit der Ruthe züchtigt. Die Pilgerväter, welche sich in Neu-England niederließen, waren ein religiöses Volk, das mehr auf die Autorität seiner Kirchenvorsteher und Aeltesten gab, als auf alle positiven Gesetze Großbrittaniens, die schon wegen der großen Entfernung der Gesetzgeber und der Art, wie man sie zu Werkzeugen der Tyranney mißbrauchte,

den größten Theil ihrer Kraft verloren hatten. Ihre kleine Gesellschaft war mehr durch gegenseitiges Einverständniß und Gemeinschaft der Sitten regiert, als durch geschriebene Gesetze, mit Ausnahme derer, welche ihre Prediger, als zur Seligkeit führend, von der Kanzel verkündeten. Die Bibel gab ihnen das Beyspiel von körperlichen Strafen unter den Juden, und sie waren damals noch zu bescheiden, sich für bessere Gesetzgeber zu halten als Moses.«

»Die körperlichen Züchtigungen, welche die Puritaner gleich anfangs in ihrer kleinen Niederlassung einführten, wurden nach und nach verschärft, im Verhältnisse zur zunehmenden Lauigkeit der religiösen Gemeinden, bis um die Zeit der amerikanischen Revolution, wo alle Mißbräuche den höchsten Gipfel erreicht hatten, die originelle Methode des »Betheerens und Befederns« (tarring and feathering) an die Stelle der gelinden Ruthen- oder Stockstrafe trat. Der Anfang wurde bekanntlich mit den englischen Accisebeamten in Boston gemacht, und bald in allen anderen Provinzen nachgeahmt, und da man in dem ersten Beyspiel ein patriotisches sah, erregte es überall Bewunderer und Nachahmer. Es wurde zur Nationalsitte und populären Justiz der Amerikaner. Die darunter am meisten litten, waren englische Schauspieler, die das amerikanische Publikum beleidigt hatten, falsche Spieler, Weiberverführer, Betrüger u. dgl.; kurz, wenn man die öffentliche Sittlichkeit oder den Anstand in Gefahr glaubte, nahm man zum Lynchgesetze, als einem bewährten Hausmittel, seine Zuflucht; aber nie in der Absicht, die bestehenden Gesetze dadurch umzustoßen oder zu lähmen. Man brauchte das Mittel nur ad interim, bis man den studirten Arzt herbeyrufen konnte, und nahm manche Radikalkur vor, ohne den Doctor zu bezahlen. In der letzten Zeit wurde das Lynchgesetz auch auf herumziehende Prediger angewandt, die etwas zu eifrig für die Emancipation der Negersclaven in den südlichen Staaten, es auf sich nahmen, »Rache« statt »Versöhnung« zu predigen, und dadurch das Volk gleichsam aufforderten, diese Lehre auf diejenigen anzuwenden, welche so vielen Eifer für ihre Fortpflanzung bewiesen.«

»Aber, wie gesagt, das Lynchgesetz ist kein eigentlicher Widerstand gegen die bestehenden Landesgesetze, oder wird wenigstens von seinen Anhängern als kein solcher betrachtet, sondern vielmehr als ein Anhang zu ihnen — eine Art gemeines Gesetz (common law), das so alt ist, als das Land selbst, und, was auch die Meinung der Rechtsgelehrten hierüber seyn mag, dennoch schon manches Gute hervorgebracht hat. Freylich erzählt man sich den Ursprung des Lynchgesetzes auf verschiedene Art,

aber das Gesagte faßt den Geist und die Philosophie seiner ganzen Geschichte.«

Diese Begriffe sind allerdings dem Erkenntnißvermögen des Europäers so ferne gerückt, daß es ihm wohl verziehen werden muß, wenn er hieran eben so wenig Gefallen finden kann, als an der, wie der Verfasser selbst gesteht, »etwas barbarischen Nationalbelustigung des Augenausdrückens (gowging), welche dem Westländer lieber ist, als der ritterliche Zweykampf mit Schwert und Lanze.«

Dieß vorausgeschickt, wird es dem Leser, wenn er den dadurch gegebenen Standpunkt des Autors wohl im Auge hält, leicht werden, die Tendenz des Buches richtig aufzufassen und zu würdigen. Gelingt es daher Herrn Grund wohl schwerlich, uns unbedingt für sein zweytes Vaterland zu gewinnen, so enthält sein Werk einen darum nicht minder werthvollen Schatz von neuen, oder doch nur wenig und unvollkommen bekannten Notizen. Wir heben hiervon einige Proben aus.

Der Verfasser führt uns zunächst in die amerikanische »Gesellschaft« ein.

»Kaum,« beginnt er sein erstes Kapitel, »gibt es ein englischen Lesern mehr bekanntes Thema, als das über amerikanische Sitten. Von Mrs. Trollope's grotesken Skizzen bis auf die hohen und eleganten Eingebungen Hamilton's und Basil Hall's wurde das brittische Publikum mit der wichtigen Materie eines amerikanischen Gesellschaftszimmers unterhalten. Vielleicht täusche ich meine Leser, wenn ich von dem gebahnten Wege abweiche, der so vielen Stoff zu Vergnügen und Gelächter gab; denn ich werde weder das einfältige Geschwätz von Knaben und Mädchen wiederholen (was man überall hören kann), noch werde ich die, welche mich mit Freundschaft aufnahmen, zum Ziele des Witzes oder Spottes machen.«

»Unter amerikanischen Sitten verstehe ich weder die der fashionablen Coterien, noch die besonderen Gebräuche einzelner Provinzen, bis zu welchen die Verfeinerungen des Geschmackes kaum vorgedrungen sind, sondern die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse der Amerikaner unter sich und mit Fremden.«

»Die Gesellschaft in Amerika bildet sich aus einer großen Anzahl heterogener Elemente, und die Regeln der Convenienz sind deßhalb weniger bestimmt, als in Europa. In den großen Städten besteht sie aus Personen aller Länder und Welttheile, mit einer schätzbaren Beymischung von »Süd-, Ost- und Westländern,« welche Namen beynahe eben so viele Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes bezeichnen. Unter diesen Umständen bietet ein amerikanischer Salon oft Anomalien dar, welche an-

fangs gebildeten Europäern auffallen mögen, die aber selten beleidigen, und sich immer durch die moralischen und politischen Verhältnisse des Landes erklären lassen.«

»In der Abwesenheit eines Hofes und eines mächtigen Adels sind Kunst und Verfeinerung weniger Zierden der Gesellschaft und mehr das Eigenthum Einzelner, welche das Glück hatten, zu den höheren europäischen Zirkeln zu gelangen, als eine allgemeine Charakteristik einer guten Erziehung. Die Amerikaner haben, mit wenigen Ausnahmen, keine Zeit für die Ausbildung des eleganten Welttons, den sie als bloßen Zusatz zur Civilisation ansehen; aber sie sind dessen ungeachtet ein sehr geselliges Volk, und auf eigene Art unterhaltend und angenehm.«

»Es war immer der Fehler europäischer Schriftsteller, daß sie amerikanische Sitten, und besonders die der sogenannten aristokratischen Coterien, mit dem Anstande und der gemessenen Ruhe der höheren Stände Europas verglichen. Gelegenheitlich ließen sie sich auch herab, von Kaufleuten und Manufakturisten zu sprechen, die sie selbst denen von Liverpool und Manchester gleichstellten; aber mit einer Mäßigung, welche ihrer Klugheit zur Ehre gereicht, trieben sie ihre Forschbegierde nicht weiter, damit nicht etwa die höhere Ausbildung der niederen Klassen für die geringeren Vollkommenheiten der höheren Zirkel Ersatz leiste, und eine gewisse namenlose Klasse Europas kein Glied zur Vergleichung in Amerika fände. Es scheint, als ob die Thatsache ihnen ganz unbekannt wäre, daß Amerika wirklich ist, was Hamilton von der Stadt Philadelphia sagt — médiocre par excellence; — denn seine politischen Institutionen rauben ihm den Glanz eines Thrones, — den Brennpunkt der verfeinerten Gesellschaft Europas, — aber beschützen es zugleich gegen den heillosen Einfluß eines müßigen, stürmischen Pöbels *) — den Untergang bürgerlicher Tugend und Sittlichkeit. Die Sitten der Amerikaner sind daher eben so weit entfernt von der Eleganz der Höfe, als von der Gemeinheit der geringeren Klassen Europas, und vielleicht gleich frey von den Lastern beyder. Die wahren Sitten eines Volkes äußern sich nicht in den Gesellschaftszimmern: — les hommes du salon se ressemblent partout — sondern in den gewöhnlichen Handlungen seines öffentlichen und Privatlebens, und es ist daher weder recht, noch klug, eine einzelne Klasse, und die nur unter gegebenen Verhältnissen, zum Gegenstande des Vergleiches mit Europa zu machen.«

*) Aber von wem gehen die periodisch wiederkehrenden Plünderungsscenen dieser Stadt aus?

»Um die Sitten und Gebräuche der Amerikaner zu würdigen, müssen wir auf ihren Ursprung zurückgehen, wo es sich zeigen wird, daß beynahe alles, was ihr Charakter Werthvolles und Kräftiges enthält, von England abstammt, daß aber zu gleicher Zeit viele Eigenheiten und Schwächen aus derselben Quelle fließen, und besonders diejenigen, welche ihnen von den Engländern am wenigsten verziehen werden.«

»Neu-England hatte unter allen Kolonien den größten Einfluß auf die Einführung nationaler Gebräuche, denn ein Theil seiner kräftigen Bevölkerung zog beständig nach Westen, um dort die Grundsätze zu erneuern und zu verewigen, welche zur Niederlassung von Plymouth führten *). Aber die Bewohner Neu-Englands waren Engländer, und sind es heute noch, in ihrer Art zu fühlen und zu denken, und wir müssen demnach den Engländern die Mehrzahl jener Eigenheiten zuschreiben, die wir jetzt an den Amerikanern rügen, wie in der That auch die meisten Tugenden, durch welche sie sich vor anderen Völkern auszeichnen.«

»Alles, was dem brittischen Stolze zur Nahrung dient, wirkt eben so mächtig auf die Amerikaner. Sie sind von gleicher Abstammung; aller Ruhm des brittischen Namens ist der ihrer Voraltern, und sie selbst theilen sich in die Ehre seiner Erwerbung. Ihre Vorfahren waren die kühnen Ansiedler, welche zuerst brittische Gesetze und brittischen Genius an die Ufer der neuen Welt verpflanzten, um sie dort zu verewigen. Aber auf diesen Grund bauten sie weiter.«

»Ein zweyter, nicht weniger merkwürdiger Charakterzug der Amerikaner besteht in einem Grade von Ernst, der zuerst als Mangel an Geselligkeit erscheint. Der Amerikaner ist beynahe von seiner Wiege an gewohnt, über sich und seine Verhältnisse nachzudenken, und von der Zeit, wo er handelnd auftritt, auf die Mittel bedacht, sie zu verbessern. Ist er reich, und deßwegen mehr betheiligt im Gesammtwohl des Staates, dann fordert jedes neue Gesetz, jeder Wechsel in den Personen der Volksvertreter (und es sind deren viele im Laufe des Jahres) seine Sorgfalt für die Zukunft; ist er arm, dann kann jede Veränderung im Staate ihm die Mittel bieten, seine Glücksumstände zu verbessern. Er ist deßhalb immer wachsam, stets bedacht auf die

*) Plymouth war die erste Niederlassung in Neu-England und der Landungsplatz der Puritaner, welche im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nach Amerika kamen, um den Verfolgungen der englischen Hochkirche zu entgehen, die unter der Verwaltung des Bischofs Laud in England den Gipfel von Grausamkeit erreicht hatten. — Noch jetzt heißen die ersten Ansiedler »the pilgrim fathers (die Pilgerväter).

Zukunft — nicht, wie die meisten Europäer, als bloßer Zuschauer, sondern selbst seine Rolle spielend — und beschäftigt, den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten, oder ihn zu verbessern. Aehnliche Erscheinungen bietet zuweilen England und vielleicht auch Frankreich dar; aber diese sind nicht zu vergleichen mit den Wirkungen der allgemeinen Wahlfreyheit in Amerika.«

»Die ganze Masse der Bevölkerung ist beständig bewegt. Auf sie bauend oder sie fürchtend dringt man unaufhörlich von allen Seiten auf einen Ausspruch der öffentlichen Meinung. Kein Mann ist so reich und mächtig, den ihr Einfluß nicht zittern machen, keiner so arm und niedrig, in dem sie nicht die Hoffnung auf Erfolg und Beförderung erwecken könnte. Sie ist das mächtigste Organ öffentlicher Gerechtigkeit, niemand schonend, vom Präsidenten der Staaten bis zum schlichtesten Bürger, erhebend, erniedrigend oder zermalmend, was sich ihr entgegenstellt, und ihren Richterspruch verdient.«

»Dieser Zustand beständiger Aufregung gibt den Amerikanern das Ansehen geschäftiger Unruhe, wofür sie schon oft von Europäern bemitleidet wurden, ist aber dessen ungeachtet der eigentliche Grund ihrer Zufriedenheit. Ruhe findet der Amerikaner nur in seinem Hause, im Kreise seiner Kinder; alles außer demselben ist fortwährendes Wirken und Treiben, in der Politik wie im Handel, auf den Straßen und Kanälen wie in den Wäldern des Westens.«

»Der Einfluß dieses Nationalcharakters auf die gesellschaftlichen Zirkel Amerikas ist freylich fühlbar, aber nicht in der Art, wie er von Europäern beschrieben wird. So z. B wirkt er nicht zerstörend auf die Gastfreundschaft, die man stets an den Amerikanern rühmte, obschon man sie nur zu oft mißbrauchte; er hindert sie nicht, ihre Freunde herzlich zu empfangen, oder in ihren häuslichen Kreisen sich glücklich zu fühlen. Aber gewohnt zu denken und zu überlegen, sind die Gemüther der Amerikaner zu voll von den Begebenheiten des Tages und der Erwartung der Zukunft, um bey allen Gegenständen des Gespräches jene vornehme Gleichgültigkeit zu behaupten, welche weder reizt noch anspricht, und deßwegen in Europa zum guten Ton gehört. Die Amerikaner drücken sich oft mit einer Wärme aus, welche an Enthusiasmus gränzt, und fordern deßhalb mehr Aufmerksamkeit und Mitgefühl von ihren Zuhörern, als Europäer von Rang auf gewöhnliche Gegenstände des Gesprächs zu verwenden pflegen. Aus diesem Grunde ist die Gesellschaft in Amerika oft ermüdend, und es haben sich Fremde geäußert, daß man einer eigenen Vorbereitung bedürfe, um sie würdigen und genießen zu können. —

Die Amerikaner fordern vielleicht von ihren Gästen mehr, als jenen zu leisten angenehm ist, und erwarten von ausgezeichneten Gelehrten oder anderen berühmten Männern, daß sie der Gesellschaft etwas zum Besten geben. Bey solchen Gelegenheiten gibt es keine aufmerksameren Zuhörer, aber auch keine, welche den Sprecher mehr mit Einwürfen und Fragen bestürmten, als die Amerikaner, so daß ein Mann von ausgezeichneten Talenten statt auf Erholung nur auf eine schwere Prüfung seiner Fähigkeiten rechnen darf.«

»Fassen wir das Ganze der amerikanischen geselligen Bildung zusammen, so ergibt sich das Resultat, daß sie zwar der europäischen, und besonders der englischen, in den Künsten der Verfeinerung und des äußeren Anstandes nachsteht; aber in Bezug auf allgemeine Intelligenz, richtigen Verstand und Reinheit der Sitten manches vor der europäischen voraus hat. Die Gesellschaft in den vereinigten Staaten hat bis jetzt wenig Anziehendes für den Weltmann; aber es gebricht ihr indessen nicht an Stoff für den Geist und das Gemüth des weniger verfeinerten Naturmenschen; es steht ihr nicht der Luxus der aristokratischen Coterien Europas zu Gebote; aber sie besitzt alles, was zum Wohlstande und vernünftigen Genuß des Lebens gehört; ihr Ton und die Regeln ihrer Etikette mögen nicht den Erwartungen eines Hofmannes entsprechen, aber sie ist bis jetzt unübertroffen in einfacher Herzlichkeit und unbefangenen Sitten.«

Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verfasser zur Schilderung des ersten und vornehmsten Bestandtheiles der Gesellschaft, der Damen, über.

»Die amerikanischen Schönen sind gewöhnlich sehr zart und schlank von Gestalt, von äußerst gerundeter, symmetrischer Form, aber weniger fleischig und derb, und von etwas schmächtigerem Knochenbau, als die meisten Europäerinnen. Ihr Teint, welcher sich im Süden dem spanischen nähert, ist im Norden noch weißer und blühender, als der englische; und so lange sie jung sind, ist die Mehrzahl von ihnen entschieden hübsch und angenehm. Ein besonderer Ausdruck klarer Intelligenz, und eine gewisse nicht zu beschreibende sehnsüchtige Melancholie (letztere vielleicht die Folge des Klima) geben ihren Gesichtern einen eigenen Reiz, zu dem sich anderswo keine Parallele findet. Ein amerikanisches Mädchen in ihren Zehn-Jahren (in her tens) ist eine wahre Sylphide. Ihre Glieder sind zart und harmonisch gemodelt, ihre Bewegung leicht und voll Grazie, und ihr ganzes Wesen würdig und anmuthig. Aber dieser Reize wartet ein baldiger Tod. In einem Alter von vier und zwanzig Jahren verliert sich schon eine gewisse Fülle der Proportionen, und einmal dreyßig

vorüber, zeigen sich überall die Spuren der Zerstörung. Als die Hauptursache dieses schnellen Verblühens wird gewöhnlich das Klima angeführt; aber ich glaube es der Gewissenhaftigkeit zuschreiben zu können, mit welcher die amerikanischen Frauen ihre Pflichten als Mütter erfüllen. Kaum sind sie verheiratet, so ziehen sie sich schon zurück von allem geräuschvollen Leben, und einmal Mutter geworden, sind sie begraben für die übrige Welt. Als ehrbare Matronen treten sie zwar noch einmal auf, ihre Kinder in die Gesellschaft einzuführen, aber bloß als stumme Zeugen des Triumphes ihrer Töchter. Eine amerikanische Mutter ist die Amme, Lehrerin, Freundin und Rathgeberin ihrer Kinder. Beynahe das ganze Geschäft der Erziehung fällt auf sie, und die Aufgabe übersteigt oft ihre physischen Kräfte. In Neu-England hören die Frauen ihre Kinder nicht nur die Lectionen aufsagen, die jenen in der Schule aufgegeben werden, sondern erklären sie, und helfen ihnen in der Auflösung arithmetischer und algebraischer Aufgaben. Es gibt verheiratete Frauen, welche sich ernstlich mit Mathematik und alten Sprachen befassen, zu keinem anderen Zwecke, als die Erziehung ihrer Kinder dadurch zu fördern; und ich habe Jünglinge gekannt, welche die Universität bezogen, ohne in den Vorbereitungswissenschaften irgend einen anderen Unterricht, als den ihrer Mütter genossen zu haben. Aber die fortwährenden Anstrengungen in der Erfüllung der theuersten Pflichten, die stets vermehrte Sorgfalt für die Fortschritte und das Wohl ihrer Kinder, und das dadurch herbeygeführte unmäßige Hüten des Zimmers oder der Ammenstube schwächt ihre von Natur schon etwas zarte Gesundheit, und es ist mit Aufopferung von Schönheit und Jugend, daß die amerikanischen Frauen ihren Kindern den Tribut mütterlicher Liebe zollen. Kein menschliches Wesen kann die Zärtlichkeit einer Mutter belohnen, aber die Amerikaner haben in dieser Beziehung noch größere Verpflichtungen, als die Einwohner anderer Länder.«

»In Bezug auf Erziehung gleichen die amerikanischen Damen den englischen, was ihrem Verstande und ihrer Sittlichkeit zur Ehre gereicht. Wenn ich mich nicht irre, so herrscht in dieser Beziehung weniger Unterschied zwischen den amerikanischen und englischen Frauen, als zwischen den Männern dieser Nationen. Die mehr beschränkte Sphäre der Frauen bietet weniger Stoff zu Absonderungen, als die verschiedene Beschäftigung und Politik der Männer. Weder die sittliche noch die religiöse Bildung der Amerikanerinnen ist von der der Engländerinnen wesentlich verschieden. Die Grundsätze der geoffenbarten Religion und eine kernhafte Moralphilosophie bilden in beyden Ländern den Grund

aller weiblichen Erziehung, und mit Ausnahme der fashionablen Zirkel sieht man selten die bloßen agrémens de société jenen gehaltreicheren Kenntnissen vorgezogen, welche junge Mädchen auf ihre künftige Bestimmung zu Gattinnen und Müttern vorbereiten. Weibliche Würde ist immer mehr das Resultat von Charakter und Grundsätzen, als von äußerer Feinheit und Grazie; und in dieser Beziehung kann ich mir keine Frauen denken, welche den Amerikanerinnen und Engländerinnen vorangingen. In den vereinigten Staaten, wo keine Klasse in den Augen des Volkes herabgewürdigt dasteht, und daher auch in ihrem eigenen Gefühle nicht entehrt ist, findet man diese Würde selbst unter den Weibern der niedersten Stände, und sie erzeugt dort einen Stolz, welcher von Europäern oft als Unbescheidenheit angesehen wird, der aber aus dem Bewußtseyn eines untadelhaften Lebenswandels entspringt, welcher gerechten Anspruch auf unsere Achtung machen kann, wo immer wir ihn antreffen mögen. Unter den niederen Klassen Europas habe ich nie etwas Aehnliches bemerkt.«

»Was die Verfeinerungen des Lebens und den Weltton betrifft, mögen die amerikanischen Damen den Europäerinnen der höheren Stände nachstehen; aber die Elemente einer sogenannten englischen und selbst gelehrten Erziehung sind in keinem Lande weiter verbreitet, als in den vereinigten Staaten. Außer Latein und Griechisch studiren die Töchter begüterter Amerikaner die Elemente der Chemie, Mineralogie, Botanik, Physik, Algebra, Geometrie und Astronomie, uud die talentvolleren sogar Hebräisch und die höheren Zweige der reinen und angewandten Mathematik. Auf diese Studien verwenden sie gewöhnlich eben so viel Zeit, und manchmal noch mehr, als die jungen Männer auf ihre Collegien, und es ist daher leicht zu erklären, warum die Weiber in den vereinigten Staaten den Männern, in Bezug auf allgemeine Kenntnisse, so sehr überlegen sind. Es gibt wenig wissenschaftliche Gegenstände des Gespräches, welche eine amerikanische Dame verlegen machen könnten, und noch weniger bekannte englische Schriftsteller, mit deren Werken nicht selbst die Weiber und Töchter achtbarer Gewerbsleute vertraut wären.«

»Musik und Malerey werden in Amerika weniger betrieben, als in Frankreich oder Deutschland; aber dessen ungeachtet wird in den amerikanischen Salons eben so viel gespielt und gesungen, als in den englischen, und es fehlt eben so wenig an der künstlichen Grazie des Tanzes. Einen Fehler kann ich nicht umhin zu bemerken, nämlich die unvollkommene Erlernung fremder, besonders neuerer Sprachen.«

»Was ich eben hinsichtlich wissenschaftlicher Kenntnisse bemerkte, gilt vorzüglich von den neuenglischen Damen, von wel-

chen man sagt, daß sie immer mehr oder weniger den bas bleu zeigten; aber es gibt schwerlich eine angenehmere oder für Gelehrte und wissenschaftlich gebildete Menschen anregendere Conversation, als die amerikanischer Damen. Die Gesellschaft in Boston ist besonders merkwürdig wegen der großen Anzahl literarisch gebildeter Frauen, und ein gewisser Geschmack für Literatur herrscht vielleicht deßwegen selbst unter den dortigen Kaufleuten. Der Einfluß dieser intellectuellen Verfeinerung zeigt sich auffallend in den Sitten und Manieren der Einwohner dieser Hauptstadt, und hat eine ehrenvolle Auszeichnung zu ihren Gunsten hervorgebracht, indem sie in Amerika allgemein das Athen der vereinigten Staaten heißt.«

»Die Damen von Philadelphia und des Südens im Allgemeinen besitzen andere, nicht weniger auszeichnende und angenehme Vorzüge. Ihr Gebiet ist das der schönen Künste und der Grazie. Ich habe in Philadelphia und Charleston eben so gute Privat-Concerte gehört, als in Frankreich oder Deutschland, und ich bin gewiß nicht gesonnen, in dieser Beziehung die Ansprüche meines eigenen Vaterlandes herabzuwürdigen. Mit dem Zeichnen und der Malerey geht es auch schon besser als im Norden, und fremde Sprachen, besonders Französisch und Spanisch, werden mit großer Geläufigkeit gesprochen. Die äußeren Manieren der südlichen Frauen zeichnen sich durch größere Grazie und Eleganz aus, und ihre persönlichen Vorzüge sind in England unter der Benennung von »amerikanischen Schönheiten« (American beauties) hinlänglich bekannt. Aber diese Ausstattungen verhindern sie nicht, ihre Pflichten als Gattinnen und Mütter zu erfüllen, und es ist eine irrige Meinung, obschon selbst in den nördlichen Staaten der Union hinlänglich genug verbreitet, daß die südlichen Damen ihre Haushaltungen schlecht verständen oder die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigten. Der Fall ist ganz der entgegengesetzte.«

»Das Haus eines südlichen Pflanzers ist im Allgemeinen eben so gut bestellt, als das eines Landmannes im Norden, obgleich es durch die Anwesenheit von Sclaven bey weitem zusammengesetzter ist. Im Falle einer Krankheit, selbst unter den Negern, oder eines anderen ungünstigen häuslichen Zufalls, wird die Geduld und Ausdauer der südlichen Damen oft hart auf die Probe gestellt, und was die Erziehung der Kinder betrifft, so fällt sie ganz den Frauen anheim; denn im Süden stehen den Aeltern nur sehr wenige gute Schulen und Bildungsanstalten zu Gebote, und unter diesen keine für die Erziehung von Töchtern.«

»Europäer haben manchmal von amerikanischen Damen bemerkt, daß sie zwar meistens hübsch und artig wären, aber im

Allgemeinen wenig Einbildungskraft besäßen, und in ihrer äußeren Ruhe mehr Statuen als beweglichen Geschöpfen glichen. Bey der Mehrzahl amerikanischer Frauen findet man allerdings jene ruhige Herrschaft über Affecte und Leidenschaften, welche ihnen von weiblicher Würde und Grazie unzertrennlich scheint; aber daraus folgt keineswegs, daß es ihnen an Einbildungskraft oder Gefühl gebricht. Ihre Augen sind zwar weniger ausdrucksvoll in dem, was Italienerinnen oder Spanierinnen Liebe heißen; aber sie strahlen mehr Verstand und Güte, und die große Zahl Europäer, welche jährlich in den vereinigten Staaten sich verheiratet, beweist hinlänglich, daß sie fähig sind, Liebe und dauernde Freundschaft zu erwecken. Aber den stärksten Beweis ihres zarten Gefühls liefert der in Amerika allgemein eingeführte Gebrauch, aus Liebe (for love) zu heiraten, zu welchem bloß einige Coterien in den großen Städten einzelne Ausnahmen bilden. Der Einfluß dieser lobenswerthen Sitte, gegründet auf das Prinzip gegenseitiger freyer Wahl, zeigt sich auffallend in dem schnellen Wachsthum der Bevölkerung, und vielleicht auch in der Zusammensetzung und Kraft des amerikanischen Volkes.«

»Hinsichtlich der Sittlichkeit und Tugend amerikanischer Frauen genügt es zu sagen, daß sie den Engländerinnen nicht nachstehen, welche in Europa ziemlich allgemein für die besten Gattinnen und Mütter gelten. Der geringste Verdacht gegen die Tugend einer Dame ist in Amerika wie in England hinreichend, sie von der Gesellschaft auszuschließen; aber in Amerika ist die öffentliche Meinung eben so streng gegen die Männer, und dieß ist ein entschiedener Vorzug der amerikanischen Gesittung. Daher ist auch kein Land, in welchem Lästerschulen, selbst unter den höheren Ständen, so selten wären, als in den vereinigten Staaten, oder, wo der Ausdruck »intrigue« weniger gekannt oder verstanden würde. Ich erinnere mich noch recht lebhaft eines jungen Franzosen, welcher der Gesellschaft in Amerika durchaus kein Interesse abgewinnen konnte, »weil sie auch nicht dem leisesten Gedanken auf eine liaison Raum gäbe.« »Ah!« rief er aus, »c'est le paradis des maris.«

»Bis hieher sprach ich von den Sitten der Amerikaner im Allgemeinen, noch aber bleibt manches über ihre besonderen häuslichen Gebräuche zu erinnern übrig. Die Häuser der reicheren Amerikaner gleichen denen der wohlhabenden englischen Mittelklasse, und sind reichlich versehen mit Allem, was zur Bequemlichkeit und zum angenehmen Genuß des Lebens gehört. Besondere Gegenstände höheren Luxus beschränken sich auf wenige Nachahmer europäischer Moden; aber nirgends fehlt es an dem Nöthigen und Brauchbaren. Nie wird ein prahlerischer Versuch

gemacht, Vermögen und Reichthum zur Schau zu stellen, sondern alles vermieden, was der republikanischen Einfachheit zuwider, entweder beleidigen oder doch unnützer Weise die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich ziehen könnte. Möbel, Kleidung, Equipagen ꝛc. sind alle vom einfachsten Schnitt, und die ältesten und aristokratisch gesinntesten Familien geben in dieser Beziehung den jüngst beförderten Fashionables ein löbliches Beyspiel. Was für politische Gründe sich auch für diesen Geschmack anführen lassen, gut bleibt er immer, und von der Mehrzahl der Nation angenommen, drückt er dem häuslichen Leben der Amerikaner einen eigenen Charakter der Einfachheit auf. Unmöglich kann sich ein Europäer längere Zeit in den vereinigten Staaten aufhalten, ohne in der Stadt wie auf dem Lande, in seinem Hause wie auf öffentlichen Straßen und Plätzen beständig daran erinnert zu werden, daß er in einer Republik lebt, und daß in dieser Republik die höchste Gewalt einzig und allein in der Majorität des Volkes liegt; denn was immer geeignet ist, durch zu auffallende Unterscheidung von den niederen Klassen Neid und Eifersucht zu erwecken, wird von der öffentlichen Meinung verdammt, und daher von den höheren Ständen sorgfältig gemieden. Aber die große Prosperität des Landes erlaubt selbst den arbeitenden Klassen sich Genüsse zu verschaffen, welche außer dem Bezirke mancher höheren Stände Europas liegen, und verhindert, daß der Maßstab zu tief sinkt.«

»Bey dem Eintritte in das Haus eines achtbaren Gewerbsmannes in den größeren Städten der vereinigten Staaten möchte man staunen über die Reinlichkeit und Bequemlichkeit seiner Einrichtung, die großen, lichten Sprachzimmer, belegt mit schönen Teppichen, die Mahagony-Möbels und die ziemlich gute Bibliothek, des Haushälters Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Werken englischer Literatur beurkundend. Dieß sind Vorzüge, welche in Europa nur wenigen Personen dieses Standes vorbehalten sind, die aber in Amerika in dem Gebiete bescheidener Hoffnungen und Erwartungen beynahe aller niederen Klassen liegen. Was ist dieß nicht für ein Antrieb zur Thätigkeit! Welche Prämie für Nüchternheit und gute Aufführung!«

Wir können nicht umhin, dieser wohlhäbigen Bewunderung der Teppiche und Mahagony-Möbel, womit der Gewerbsmann seine Wohnung schmückt, ein uns aus sehr achtbarer Quelle *)

*) Von Mr. Connelly, ehemals Vorsteher und Prediger der Gemeinde in Natchez, dessen Name in den südlichen Staaten seines Vaterlandes nicht ohne Autorität und Einfluß, und auch in England bekannt geworden ist, und einen guten Klang bewährt hat.

zugekommenes Urtheil eines Amerikaners über dieselbe Thatsache entgegen zu stellen. »Rastlosigkeit,« heißt es in diesem Schreiben, ddo Natchez (Mississipi) 9. April 1838 — »Mißvergnügen, unersättlicher Drang und Geneigtheit zu gewagten Unternehmungen, und ein völliger Mangel von leitenden Grundsätzen sind hier fast eben so allgemein, als der physische Wohlstand, und müssen als nothwendige Folge der Leichtigkeit gelten, mit welchen die unteren Klassen mehr erwerben, als sie bedürfen. Wo eine Gliederung und Gesellschaft nach Ständen nicht feststeht, wird der gemeine Mann sein Geld nicht auf eigentliche Verbesserung seiner Lage (comfort), sondern immer zunächst auf Anschaffung von Luxusgegenständen verwenden. Nicht nur Frömmigkeit führt zur Selbstverläugnung, auch Hoffart, Stolz und die Eitelkeit der menschlichen Natur. Die Selbstverläugnung, welche hier zu Lande die Volksklasse übt, ist letzterer Art; sie scheut es nicht, sich den Comfort des Lebens zu versagen, um für dieses Opfer einen Grad von Wichtigkeit und schimmernden Glanz in den Augen ihres Gleichen zu erkaufen. Sie können in den Vereinsstaaten, besonders im Süden und Westen, Hunderte und aber Hunderte von Leuten treffen, mit den feinsten Röcken am Leibe, goldene Uhren in den Taschen, Geschmeide um den Nacken und Brillantringe an den Fingern, die in allen übrigen Dingen wie das liebe Thier leben, elende Nahrung genießen, schlecht gebettet und bewohnt; die eben so ungeschlacht in ihrer äußeren Erscheinung, als roh und ungebildet in ihren Sitten und moralischen Begriffen sind. Ich gehe um einen Schritt weiter. Ich habe Häuser gesehen, deren Estrich mit herrlichen Teppichen belegt war, und wo das reichste Porzellän die Tische schmückte; die Hausfrau aber unterzog sich selbst allen Verrichtungen in der Küche *). Nur wo das Volk sein Verhältniß erkennt und würdigt, und mit seiner Lage zufrieden ist, oder sie als bestimmt und in gewisser Weise festgestellt betrachtet, wird es mehr auf wirkliche Verbesserung des Lebens, denn auf Befriedigung der Eitelkeit bedacht seyn.«

In so schroffen Widersprüchen mit diesen Ansichten das Urtheil des Verfassers stehen mag und wirklich steht, so spricht er ihnen doch auf der nächsten Seite gewissermaßen das Wort, indem er den Mangel an öffentlichen Spaziergängen in den amerikanischen Städten rügt. Es bedarf wohl hier keiner Hindeutung auf den inneren Zusammenhang mit dem in Connelly's Brief ausgesprochenen Tadel.

---

*) »And the owner of the house used every day of his life the rail of a fence instead of a watercloset.«

»Ein Mangel herrscht in der gewöhnlichen Unterhaltungsroutine in den vereinigten Staaten, welcher besonders für die arbeitende Klasse drückend ist, nämlich die gänzliche Abwesenheit öffentlicher Gärten und Spaziergänge in allen größeren Städten. Nichts begünstigt so sehr eine gewisse allgemeine Sympathie aller Stände, ein momentanes Vergessen aller gesellschaftlichen Absonderungen, welches uns mit der Menschheit versöhnt, als öffentliche Belustigungsörter, besucht von allen Klassen der Bevölkerung, und von allen gleich genossen und geliebt. In Europa ist beynahe keine Stadt ohne sie, und in Deutschland kaum ein Dorf; aber in Amerika scheinen sie den häuslichen Sitten des Volkes zu widerstreben. New-York besitzt etwas in der Art eines öffentlichen Belustigungsortes in dem Garten des Herrn Niblo und der Batterie. Aber gewöhnlich stehen beyde dem Publikum nur gegen einen Eintrittspreis offen, und ihr Flächenraum ist viel zu klein, auch nur den hundertsten Theil der Einwohner zu fassen Die Batterie kann überdieß nur des Abends besucht werden, denn sie besitzt weder Bäume, noch Sträuche zum Schutze der Spaziergänger gegen die Sonne, obschon der Platz selbst durch seine Höhe eine reizende Aussicht auf den Hafen gewährt; Boston allein unter allen Städten in den vereinigten Staaten besitzt einen großen öffentlichen Spazierort; aber selbst dieser (das großmüthige Geschenk eines verstorbenen Bürgers) ist wenig besucht, ungeachtet seiner malerischen Umgegend, und obgleich die Spaziergänge selbst durch eine doppelte Reihe von Kastanienbäumen reichlich beschattet sind. Uebrigens scheint es nicht, als ob die Bostoner keine Lust hätten, von diesem Vergnügungsorte Gebrauch zu machen, aber unglücklicher Weise hat der Geschmack der höheren Stände sich dagegen ausgesprochen, und bis jetzt ängstlich jede Vermischung mit der bunten Reihe vermieden. Dieses krankhafte Zartgefühl der höheren Klassen hat seinen Grund in der gänzlichen Abwesenheit aller äußeren Unterscheidungszeichen, welche sie als Gegenstände besonderer Hochachtung und Verehrung bezeichnen könnten; aber ich muß den Charakter der Amerikaner sehr mißverstehen, wenn meine Vermuthung nicht gegründet ist, daß ein größerer Grad von Herablassung von Seiten der Gebildeten und Reichen bey dem Volke allgemeine Anerkennung fände, so wie im Gegentheil eine zu große Absonderung der ersteren sie eines großen Theiles der Gewalt und des Einflusses berauben muß, den sie sonst sicher besitzen würden.«

Was es mit dieser Verachtung der bunten Menge in den vereinigten Staaten für eine Bewandtniß habe, soll später zur Sprache kommen. Wir werden dann aber gewichtigeren

Zeugnissen folgen, und das tiefere Urtheil eines Michel Chevalier und Tocqueville hierüber vernehmen. Ersterer berührt im Laufe seines Werkes zu wiederholten Malen die Exklusivität der höheren Klassen in den Vereinsstaaten. »Hier säße ich denn,« schreibt er aus dem Badeort Bedford, »an den Quellen von Bedford! Es ist dieß einer der Vergnügungsorte der Vereinsstaaten; aber schon heute, am dritten Tage meines hiesigen Aufenthaltes, ergreift mich der Drang zu fliehen. Die Amerikaner und noch mehr die Amerikanerinnen müssen sich zu Hause ganz gewaltig langweilen, weil sie es über sich vermögen, die Ruhe und Bequemlichkeit des heimatlichen Herdes mit diesem Gelärme ohne Frohsinn, dieser Misere, die aller Poesie so völlig baar ist, umzutauschen. Es scheint wirklich, als ob in den eigentlich demokratischen Ländern, wie die nördlichen Staaten, ein Badeleben im europäischen Sinne nicht Wurzel fassen könne. Gewiß, sollte jemals unser Europa sich demokratisiren, auch dort würden unsere herrlichen Sommerstelldichein alsbald profanirt, und ihres eigenthümlichen Reizes beraubt werden. Es gibt wenige Vergnügungen, die nicht in demselben Augenblicke verschwänden, in welchem sie Allen zugänglich werden, und dieß bloß aus diesem Grunde. So schmachtet der Amerikaner zu Saratoga und Bedford in tödtlicher Langeweile, bloß weil er weiß, daß in Philadelphia und New-York zwanzigtausend Familienväter leben, die, wenn sie Lust haben, und sie haben diese leider, ihre Frauen und Töchter eben so leicht, als er, in das Bad zu führen vermögen, um dort, wie er, den Tag über auf einem Stuhle in der Gallerie zu gähnen, sodann die Waffe, das heißt Messer und Gabel, in der Hand, nach dem Speisesaale zu dringen, um dort einen Antheil am schlechten Mittagstisch zu erobern, Abends sich in den zum Ersticken gefüllten Tanzsaal zu drängen, und endlich zu schlafen, wenn dieß anders bey dem Getöse, auf einem elenden Lager, in den dröhnenden Bretterbuden möglich ist. Der Amerikaner durchfliegt die herrlichen Gegenden des Hudson, ohne sie eines Blickes zu würdigen, weil er diesen Genuß mit sechshundert bis tausend Reisenden theilen muß, welche mit ihm auf demselben Dampfboote eingepfercht sind. Wahrhaftig; ich selbst bin in diesem Punkte Amerikaner geworden. Der prachtvolle Anblick des Westpoint und der Highlands übt nur dann seinen Reiz auf mich, wenn mich der Fluß allein in meiner Barke dahin trägt. Die Demokratie ist noch zu jung; es hat ihr bisher an Zeit gefehlt, um ihre Belustigungen zu organisiren« u. s. w.

Doch kehren wir zu unserem Autor zurück, welcher zunächst der Architektur einige Betrachtungen widmet.

»Der Styl der amerikanischen Gebäude ist hauptsächlich englisch, mit einigen geringen Variationen in Newyork und Philadelphia; aber im Süden sind die Häuser mehr dem Klima angemessen, und von einer Bauart, welche der spanischen gleicht. Die Salons befinden sich gewöhnlich im Erdgeschoß (in den neueren Häusern sind sie im ersten Stocke angebracht), und communiciren mit einander durch Flügelthüren; das nächste Geschoß enthält die Schlaf- und Ammenstuben, und der dritte und vierte Stock wird von den übrigen Gliedern der Familie und dem Gesinde bewohnt. Beynahe alle Häuser der reicheren Bürger enthalten ein oder mehrere übrige Zimmer für Freunde vom Lande, und dieselbe Gastfreundschaft wird nicht selten auch Fremden erwiesen. Die meisten neuen Häuser sind von Backsteinen gebaut, und bestehen aus drey oder vier Stockwerken, denn die Amerikaner lieben große und geräumige Wohnungen, und der Bauplatz ist in den großen Städten schon zu theuer, als daß es ihnen erlaubt wäre, sich im Flächenraume nach allen Seiten auszubreiten. Das Aeußere der Gebäude ist weniger durch Styl und Eleganz ausgezeichnet, als das Innere reinlich und bequem, und es herrscht der Gebrauch, wie in England, daß jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt. Die vorzüglichsten Verzierungen bestehen in einem Portal von verschiedenen Dimensionen und Ordnungen, und einem Stufengange, welcher zum Eingange führt. In Boston und New-York besteht dieser aus Sandstein oder Granit, aber in Philadelphia aus schönem weißen Marmor, welcher durch tägliches Waschen eben so rein wird, als die Zimmerboden, und viel zum hübschen Aussehen der Straßen beyträgt.«

»Die Wohnung eines Pflanzers in den südlichen Staaten ist ganz und gar für den Sommer gebaut. Jedes Zimmer hat so viele Fenster, als bequem angebracht werden können, und ein großer bedeckter Balkon, auf hölzernen oder steinernen Stufen ruhend, nimmt die ganze Faßade des Gebäudes ein. Dieser Balkon geht manchmal um das ganze Haus herum, und oft ist noch ein zweyter und dritter angebracht, nach der Zahl der Stockwerke des Gebäudes. Ihr Eindruck auf das Auge ist nichts weniger als unangenehm, und ihr praktischer Vorzug, Schutz gegen die Sonne und den starken Thau jener Klimate gewährend, macht sie zum angenehmsten Aufenthalt der ganzen Familie.«

»Alle Straßen der großen Städte sind gut gepflastert, und die Fußwege (gewöhnlich von Backsteinen oder Steinplatten) erhaben wie in England, die Gehenden gegen Wagen und Pferde zu schützen. In Boston und Philadelphia sind sie sehr reinlich gehalten, aber in New-York, mit Ausnahme der Straße Broadway (die Hauptstraße der Stadt), enthalten sie oft Nahrung

für Tausende jener niedlichen Geschöpfe, von welchen Pope mit Begeisterung sagt:

»Sie pflügen und gehorchen nicht.«

»Das unaufhörliche Gedränge und Treiben in den Straßen scheint die Möglichkeit auszuschließen, sie zu kehren oder zu reinigen. Aber hieraus muß man nicht etwa schließen, daß der Theil von New-York, welcher von den vermöglicheren Einwohnern der Stadt bewohnt wird, und das Westende heißt (auch jetzt schon mit den fashionablen Quartieren Londons wetteifert), in demselben schmutzigen Zustande sich befindet. Dort ist alles reinlich und artig. Die Straßen werden täglich gekehrt und mit Wasser besprengt, um den Staub zu dämpfen; die Fußwege sind sauber gehalten, die Pforten der Häuser sind von Marmor oder Granit, kurz jener Theil übertrifft an Schönheit und Eleganz alles, was in dieser Beziehung in den Städten der Union sich vorfindet. Auch ist die Nachbarschaft der Wohnungen der niedersten Klassen nicht ekelhafter und ärmlicher, als manche der schmutzigen engen Gassen von London und Southwark, und bey weitem prächtiger, als die elenden Hütten der Armen in Dublin. Wenn die Amerikaner von den Armen sprechen, so wird diese Benennung bloß als Gegensatz zu den Reichen gebraucht; aber nie bezeichnet sie jene unglückliche Klasse der menschlichen Gesellschaft, welche in den größeren Hauptstädten Europas die Augen und das Gefühl mit Scenen des verworfensten Elendes beleidigen. Wie lange dieser Zustand allgemeiner Prosperität währen wird, ist schwer zu bestimmen; aber so lange noch ein Theil des westlichen Territoriums zu neuen Niederlassungen übrig bleibt, läßt sich ihren Fortschritten kein Ziel setzen.«

»Bey dem Anfange dieses Werkes nahm ich mir vor, keine leblosen Gegenstände zu beschreiben, weiter als nöthig ist, um die Sitten und Gebräuche des Volkes zu verstehen. Ob architektonische Werke hieher gehören, kann ich nicht recht bestimmen; aber ich halte es nicht unzweckmäßig für den Plan dieses Werkes, einige Bemerkungen über amerikanische Kirchen beyzufügen. Die größere Zahl derselben, wenn man auf das Vermögen ihrer respektiven Gemeinden Rücksicht nimmt, sieht sowohl innerlich als äußerlich ärmlich aus, und es ist in dieser Beziehung ein größerer Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Gotteshäusern, als zwischen den Wohnhäusern der reicheren amerikanischen Bürger und den Pallästen europäischer Fürsten. Wenn es Republikanern je erlaubt ist, Pracht und Herrlichkeit zu zeigen, ohne den Stolz ihrer Mitbürger zu beleidigen, so ist dieß gewiß in ihren Tempeln und den Sälen ihrer gesetzgebenden Versamm-

lungen. Was die letzteren anbelangt, so besitzen die Amerikaner bereits ein kühnes Monument ihrer Nationalgröße. Das Kapitol von Washington, auf einem Hügel ruhend, welcher eine ununterbrochene freye Aussicht von vielen Meilen in der Runde und auf den breiten Potomac-Fluß gewährt, ist ein Gebäude von imposanten, kolossalen Proportionen, und schon durch seine Lage unglaublich majestätischer, als irgend ein europäischer Pallast. Auch das Innere entspricht der Würde seines Zweckes; aber den erhabensten Eindruck verdankt es dem Umstande, daß es hoch, frey und allein dasteht, wie die Verfassung, die es im Busen verwahrt, Hügel, Thäler und Ströme des mächtigen Landes überschattend, über das es den segnenden Einfluß der Gesetze und Gerechtigkeit übt.«

»Aber wiewohl die Amerikaner das Recht haben, auf die Pracht ihrer Kongreßsäle stolz zu seyn, so besitzen sie doch bis jetzt noch kein einziges Bethaus, auch nur im geringsten den größeren europäischen Kirchen ähnlich, wo sie dem Allmächtigen danken könnten für den beyspiellosen Wohlstand, mit welchem er ihr Land gesegnet hat. Einige nicht ganz mißlungene Versuche von Kathedralkirchen finden sich allerdings in Boston und Baltimore, aber weder ihr Verhältniß, noch ihr Styl, ja selbst nicht einmal das Baumaterial gleicht den edleren Denkmälern gothischer Baukunst.«

»Unsere Empfindungen und Gefühle sind immer mehr oder weniger gefärbt vom Widerschein der uns umgebenden Gegenstände, und ich kann deßwegen nicht dem Glauben entsagen, daß ein höherer architektonischer Styl in einem Gebäude öffentlicher Gottesverehrung der Einbildungskraft gar sehr zu Hülfe komme, und den Geist fähiger machen kann, sich von weltlichen Dingen zur Anschauung des Himmels und der Anbetung seines Gottes zu erheben.«

»Ich habe Personen gekannt, welche nie so inbrünstig beten konnten, als wenn sie von den finsteren Gewölben einer gothischen Kathedrale umschlossen waren, und ich selbst habe bey ähnlichen Gelegenheiten dasselbe empfunden.«

»Außer dem Mangel an Styl und Verzierungen in beynahe allen Kirchen herrscht in Amerika noch der Gebrauch, Gotteshäuser oder wenigstens Kirchthürme von Holz zu bauen, denen nicht selten die groteskesten Formen gegeben werden, in welchen man alle Ordnungen von Noah's Zeiten bis auf unsere Tage wiederfindet. Die allgemeinste aber scheint die auch in England sehr beliebte Form von ausgezogenen Taschenperspectiven oder Löschhörnern zu seyn, auf welchen gewöhnlich statt des Kreuzes Wetterfahnen in Gestalt von Vögeln, Heuschrecken, Engeln oder

Maykäfern vom Winde herumgedreht werden. Diese Verderbtheit des Geschmacks läßt sich nur durch die Wohlfeilheit des Materials entschuldigen, welche diesen Gebrauch in der Anwendung empfiehlt. Eine Kirche soll das Symbol der Unwandelbarkeit und Ewigkeit, der Attribute des unendlichen Wesens, seyn; aber nichts kann diesen so sehr widerstreben, als ihr Bau aus einem so zerstörbaren Stoffe als Holz. Ein Uebertünchen von Kalk, um ihm das Ansehen von Stein zu geben, ist noch weniger an seinem Platze, und hat beynahe das Aussehen eines architektonischen Betrugsversuches, der in einem Gotteshause am wenigsten zu entschuldigen ist. So ein Gebäude scheint seines hohen Zweckes unwürdig, und ist eine niedrige Nachäffung von Größe, welche, ohne den Geist zu erheben, nur das unglückliche Bild menschlicher Schwachheit enthält.«

»Aber die Amerikaner sind nicht karg gegen ihre Prediger, deren Besoldung, mit dem geringen Gehalte der höchsten Staatsbeamten verglichen, man nicht anders als großmüthig nennen kann, und wodurch es ihnen leicht wird, in Häusern zu leben, welche in besserem Geschmack erbaut und von innen besser eingerichtet sind, als die, in welchen sie das Wort Gottes verkündigen.«

»Dieß ist wiederum republikanisch, und beweist, daß die Amerikaner überall mehr auf die Sache selbst, als auf ihre Form sehen. Die Person des Predigers trägt am Ende doch mehr als alles Uebrige zum Gottesdienste bey; denn sein Beyspiel und seine Ermahnungen haben einen segnenderen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit seiner Gemeinde, als der prächtigste Dom oder das ergreifendste Cantabile von Haydn. Aber auch die letzteren haben ihre Vorzüge, welche man seiner Zeit in Amerika eben so gut anerkennen wird, als in Europa. In den westlichen Staaten, wo sich täglich neue Niederlassungen bilden, wäre es widersinnig, Gebäude aufzuführen, deren Gebrauch der dritten oder vierten Generation vorbehalten seyn würde; dort müssen die Menschen hauptsächlich auf baldige Nutzbarkeit sehen, und es ist gewiß besser, daß das Volk in hölzernen Kirchen betet, als daß es keine Kirchen hat.«

Im dritten Kapitel, welches von den Fremden in Amerika handelt, finden wir manche interessante Notizen.

»Wenn Tausende von Emigranten aller Nationen jährlich nach Amerika sich einschiffen, mit dem festen Entschluß, dort ihre Heimat aufzuschlagen, ist es wohl natürlich, zu fragen, ob sie bey ihrer Ankunft alle auf denselben freundlichen Empfang hoffen dürfen, und wenn es Vorurtheile in Bezug auf die Einwohner verschiedener europäischer Staaten gibt, zu wessen Gunsten

oder Nachtheil diese bestehen? Auch könnte man fragen, ob diese Vorurtheile rein nationalen Ursprungs sind, in welchem Falle sie sich auf die Sitten und Gebräuche dieser Völker beziehen, oder ob sie von ihrer verschiedenen Beschäftigung herrühren, welche die Bewohner einzelner Länder mehr oder weniger auszeichnend, mit den herrschenden Grundsätzen der amerikanischen Industrie einen unangenehmen Gegensatz bilden. In beyden Fällen wäre die Untersuchung nützlich und interessant, denn sie würde Fremde in Amerika nicht nur lehren, auf ihrer Huth zu seyn, sondern auch dazu dienen, eine große Zahl Eigenheiten in dem Umgange der Amerikaner mit Fremden zu erklären, welche von den meisten Reisenden unrichtigen Ursachen zugeschrieben werden.«

»Daß die Amerikaner Vorurtheile haben, will ich nicht in Abrede stellen; — welche Nation wäre gänzlich frey von ihnen? — obschon ihre bey weitem größere Zahl den Engländern zu gute kömmt, und der Rest durch den beständigen Umgang mit fremden Nationen und die allgemein verbreiteten Mittel des Unterrichts verhältnißmäßig geringer ist. — Ein großer Theil derselben ist überdieß herausgefordert durch die Vorurtheile Anderer, und besonders durch die der Engländer.«

»Die Amerikaner sind stolz auf ihre Unabhängigkeit, stolz auf die moralischen und politischen Fortschritte ihres Landes seit jener Zeit, stolz auf ihre erworbene Macht und Reichthümer, und besonders eifersüchtig auf jede Aeußerung anderer Nationen in Bezug auf die Weisheit ihrer Verfassung, und ihre Vaterlandsliebe und Ausdauer. Die Amerikaner sind nicht leicht zu überreden, daß die Engländer je gerecht gegen sie seyn werden (und bis jetzt ist ihnen auch von den Engländern wenig Gerechtigkeit widerfahren), und machen sich deßwegen größerer Umgangsfehler gegen die Britten schuldig, als gegen Personen irgend einer anderen Nation. Ein Deutscher oder ein Franzose kann Jahre lang in den vereinigten Staaten sich aufhalten, ohne den üblen Einfluß jener amerikanischen Eigenheiten zu empfinden, welche den Engländern oft sehr lästig fallen; er könnte sich vielleicht über manches Vorurtheil beschweren, aber seine Klage würde aus derselben Quelle entspringen, und ganz der gleich seyn, welche ein längerer Aufenthalt in England selbst zur Folge haben dürfte. Ich will mich deutlicher erklären:

Es existirt in Amerika, wie vielleicht in jedem anderen civilisirten Lande, ein starkes Vorurtheil zu Gunsten der englischen Nation. Die Amerikaner lieben und bewundern das englische Genie, das sie sich selbst zum bleibenden Vorbild gewählt haben; sie hegen die größte Achtung für englische Gesetze und Gebräuche,

auf welchen ihre eigenen beruhen, und ehren das Andenken an die Thaten jenes glorreichen Volkes, von dem sie selbst abstammen: ja sie gestehen der englischen Nation sogar viele Vorzüge zu; aber sie sind zu wohl unterrichtet, dieselben auszeichnenden Eigenschaften auf einzelne Engländer anzuwenden.«

»Ein Amerikaner empfängt als Privatmann jeden Fremden mit Artigkeit, und ist immer bereit, ihn nach seinen Kenntnissen und seinem erworbenen Rufe auszuzeichnen. In den Worten Hamilton's kennt er feine Lebensart recht gut, wenn er sie sieht, aber er ist der Letzte, welcher einem Menschen deßhalb huldigt, weil ihn England hervorgebracht hat. Aber dieß erwarten die meisten Engländer, und finden sich deßhalb oft bitter getäuscht. Aber wenig gebildete Engländer werden Amerika besuchen, ohne von den Einwohnern herzlich empfangen zu werden, und die Ueberzeugung davonzutragen, daß die Vorurtheile der Amerikaner im Allgemeinen ihren Landsleuten günstig sind. Die Amerikaner sind bey solchen Gelegenheiten immer besorgt, den günstigsten Eindruck hervorzubringen, und sind deßwegen geneigt, die Vorzüge ihres Landes zu preisen, und vielleicht zu hoch anzuschlagen, da ihnen schon die Gewohnheit ihrer Gäste bekannt ist, in solchen Fällen den gehörigen Disconto zu machen.«

»Viele Anomalien, deren sie sich gegen die Engländer schuldig machen, haben ihren Grund in der Ueberzeugung, daß ihre gewöhnliche Einfachheit der Manieren leicht mißverstanden werden könnte, und daß die Engländer, welche die Gewohnheit haben, alle Völker nach ihren eigenen conventionellen Formen zu beurtheilen, nicht leicht auf jene Veränderungen Rücksicht nehmen dürften, welche Verschiedenheiten des Klimas, der politischen Einrichtungen und die früheren Gewohnheiten des Volkes nöthig gemacht haben. In solchen Fällen bemühen sie sich daher, europäische Manieren, ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten, buchstäblich nachzuahmen, und unterziehen sich eben dadurch dem Richterspruche, der sie verdammt. Die Amerikaner begehen nicht leicht denselben Fehler in Bezug auf Europäer des Festlandes. Diesen zeigen sie sich wie sie sind, und sind sogar stolz auf ihre volksthümlichen Eigenheiten. Die Folge ist ein freyerer Umgang und ein Grad von Herzlichkeit, welchen die Engländer nur zu oft vermissen. Wenig ausgezeichnete Deutsche oder Franzosen würden so viel philosophische Kritik und Analyse auf den äußeren Anstand derer verwenden, von denen sie mit Liebe und Gastfreundschaft empfangen werden; sie würden in den civilen und politischen Institutionen der Vereinsstaaten genug Stoff zum Nachdenken finden, und wenigstens diesen Vorzug vor den Eng-

ländern genießen, daß sie sich mit Amerikanern besprechen könnten, ohne als Spione angesehen zu werden.«

»Unter der großen Anzahl Werke, welche in England über die vereinigten Staaten erscheinen, ist es wirklich erstaunlich, den großen Raum zu sehen, welchen »die Manieren« allein einnehmen; und zwar nicht etwa die Manieren des Volkes, sondern (mit Ausnahme der Mrs. Trollope) die der fashionablen Coterien. Ist dieß nicht hinlänglich, den Glauben der Amerikaner zu rechtfertigen, daß die Engländer gallsüchtige Kritiker seyen, deren Strenge mit den Verbindlichkeiten wächst, mit welchen man sie überhäuft, um sich ihrer Freundschaft zu versichern.«

»Nichts in der That ist lächerlicher, als die außerordentliche Mühe, die sich Amerikaner geben, Fremden zu gefallen, von welchen man weiß, daß sie über ihr Land zu schreiben gedenken. Touristen, besonders Engländer, werden buchstäblich mit Höflichkeiten erdrückt, und vielleicht hauptsächlich von den fashionablen Coterien so freundlich aufgenommen, weil man hofft, daß ihr Aufenthalt kurz und ihr Dank unvergänglich seyn wird — wie Papier und Tinte. Auch haben eine Menge von Personen die Hoffnung, auf diese Art dem englischen Publikum vorgeführt zu werden, deren Ruhm, auf Amerika beschränkt, der Vergessenheit anheimfiele, und deren Orakelsprüche der Welt gänzlich unbekannt blieben, wenn man sie nicht läse, als unschätzbare Proben amerikanischer Weisheit.«

»Kaum ist daher die Ankunft englischer Literatoren in den Zeitungen verkündet, so ist auch schon alles in Bewegung, und die Frage wird ernstlich verhandelt, auf welche Art man sie zu empfangen, und welche Opfer man ihren Vorurtheilen zu bringen habe, um ihre gute Meinung zu gewinnen. Jetzt werden sie mit Visiten und Einladungen bestürmt, Bälle folgen auf Concerte, Thees auf Diners und Dejeuners, und es bleibt ihnen wirklich keine Zeit übrig, das zu sehen, was wirklich ihre Aufmerksamkeit verdient. Von dem Augenblick ihrer Landung bis zur Stunde ihrer Abreise läßt man sie nicht allein, und sie haben daher keine Gelegenheit, Amerika zu sehen wie es ist, sondern wie es ihnen gezeigt wird. Die Amerikaner sitzen dann ihren englischen Miniatur- und Groteskmalern, und, wie es bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, verziehen ihre Gesichter entweder zu einem finsteren Ernst, oder verunstalten sie durch ein einfältiges Lächeln, welches gegen ihre Gewohnheit des Denkens und Ueberlegens sonderbar genug absicht. Unter solchen Umständen kann man ein vollkommenes Porträt kaum von einem Künstler erwarten, um wie viel weniger von den Pseudo-Dilettanten, welche kürzlich noch in jenen Regionen wanderten.«

»Aber die Aufgabe eines englischen Touristen wird doppelt schwer durch die unmäßige Schmeicheley, mit welcher man seine Eitelkeit mästet. Er muß sich am Ende selbst für einen großen Mann halten, wenn er die Elite eines mächtigen Volks um seine Gunst buhlen sieht. — Er wird wenigstens scheinbar zum Schiedsrichter ihrer religiösen und politischen Zwistigkeiten gemacht, denn sie verehren ihn als den Apostel ihres Ruhmes, oder fürchten ihn als den unerbittlichen Censor ihres öffentlichen und Privatlebens. Beyde Theile, der Amerikaner und der Tourist, sind in einer falschen Stellung: und wenn die ersteren sich dadurch, daß man sie karikirt, getäuscht fühlen, so muß die Demüthigung des letzteren wenigstens eben so groß seyn, wenn er nach der Rückkehr in sein Vaterland sich seiner eingebildeten Macht entäußert, und sein opus magnum zu den ephemeren Erzeugnissen der Tagesliteratur herabsinken sieht. Die unheilbaren Wunden, die er den Amerikanern schlug, werden kaum von den Wenigen gefühlt, die ihre Gastfreundschaft so schlecht belohnt sehen, und die Masse des Volks geht ihren Riesengang fort, in ihrer glücklichen Einfachheit, gar nicht wissend, daß es auf ihre Beleidigung abgesehen war.«

»Die Vorurtheile der höheren amerikanischen Zirkel für oder gegen die Engländer sind gänzlich verschieden von denen, welche unter den niederen Klassen herrschen; und die Artigkeiten, mit welchen ein gebildeter Engländer bey seiner Ankunft in den vereinigten Staaten überhäuft wird, erleiden eine wesentliche Veränderung von der Zeit an, wo er damit umgeht, sich häuslich niederzulassen, und mit den Eingebornen in Konkurrenz zu treten. Er wird dann inne werden, daß im Verhältniß, als sich die Elite von ihm zurückzieht, die mittleren Klassen bereit sind, ihn unter sich aufzunehmen. Es wird ihm nicht schwer fallen, Gönner und Freunde zu erwerben, und er wird auf keine Vorurtheile stoßen, welche ihm die Aussicht auf Erfolg versperren, wenn er dabey nur auf seine eigene Anstrengung, und nicht auf Nationalvorzüge rechnet.«

»Die Amerikaner sind stets bereit, mit Engländern als ihres Gleichen umzugehen; willig betrachten sie das englische Volk als einen theuern Bestandtheil ihrer eigenen Familie; aber sie verzeihen selten auch nur den geringsten Grad von hochmüthiger Anmaßung, und sind hartnäckig und unerbittlich in Bezug auf jede Nationalfrage. Die Amerikaner sind unter allen Völkern der Erde am bereitesten, Beleidigungen anzunehmen und sie zu rächen, aber besonders, ja ich möchte sagen krankhaft reizbar in Bezug auf Engländer. Sollte daher ein Engländer von öffentlichem Charakter das Unglück haben, sich einer solchen Beleidi-

gung schuldig zu machen, dann thut er wohl daran, der Volksrache so schnell als möglich zu entgehen. Seine besten Freunde könnten ihn nicht gegen Mißhandlungen schützen, und es bleibt ihm nichts Besseres zu thun übrig, als seine Feinde so schnell als möglich zu versöhnen. Ich schreibe dieß zum Besten jener englischen Schauspieler, welche von Zeit zu Zeit nach Amerika gehen, um ihre Schulden zu bezahlen. Ich rathe ihnen, nie die Gunst des Publikums zu mißbrauchen, und in ihrer Sprache, sowohl auf den Brettern, als in Privatgesellschaften, sich vor jeder Volksbeleidigung in Acht zu nehmen; auch nicht den Stand irgend eines Menschen für so unbedeutend zu halten, daß er ihnen nicht schaden könne; mit Einem Worte, sich ja zu hüten, Schuldner des Volkes zu werden, denn die Amerikaner machen sich sicher bezahlt« *).

*) Als Beyspiel der Volkswuth über unanständige Aeußerungen englischer Schauspieler will ich von den vielen mir bekannten Fällen einen anführen. Herr A** aus L** sollte in New-York und Boston als Sänger auftreten, und macht zu diesem Ende die Reise nach den vereinigten Staaten in einem amerikanischen Packetboote. Auf der Reise fand er Anlaß mit noch einem Engländer die amerikanischen Matrosen zu tadeln, und sie sogar bey einer Gelegenheit in Gegenwart des zweyten Schiffsgehülfen — Fischverkäufer (Fish-mongers) zu heißen, welche Beleidigung jener sogleich mit einem Faustschlage rächte, der den Sänger der Musen zu Boden streckte. Statt die eigenmächtige Handlung eines Subalternen zu ahnden, erwiederte der Schiffskapitän auf die Klage des Herrn A**, daß er unmöglich einen seiner Leute eines Vergehens willen strafen könne, dessen er sich selbst schuldig gemacht haben würde, und von seinen Reisegefährten erhielt er auch keine befriedigende Antwort; ja die letzteren (geborne Amerikaner) weigerten sich sogar, mit ihm gleichzeitig an einem Tische zu essen. — Aber hier endigten seine Leiden noch nicht. Bey seinem ersten Auftreten in New-York sah er zu seinem Erstaunen die Gallerien und Logen nur mit Männern besetzt, und als er anfangen wollte zu singen, verkündete ihm das Geschrey und Gepfeife der Menge, daß er wohl daran thue, sich zurückzuziehen. Statt der angekündigten Oper verlangte das Volk für diesen Abend nur Nationallieder und Märsche. Das Orchester mußte Hail Columbia, Yanke e doodle, Washington's Marsch, Jackson's Marsch und wohl auch die Marseillaise spielen; weiter fielen keine Unordnungen vor. Aber mit diesem gemäßigten Ausspruch der öffentlichen Meinung war der englische Musensohn nicht zufrieden; den nächsten Abend ward er als primo uomo in einer Rossinischen Oper angekündigt. Jetzt befürchteten die Bewohner der anliegenden Straßen die Wuth des durch Verachtung seiner Meinung gereizten Pöbels. Morgens 10 Uhr waren bereits die Fenster in den der Umgebung des Theaters gelegenen Häusern für zehntausend Thaler versichert, und der Eigenthümer des Theaters genöthigt, den Gerichtshöfen eine weitere Kaution von zehntausend Thalern für die Aufrechthaltung

»Auch ist es nicht immer Volkswuth, welche man bey solchen Gelegenheiten am meisten zu fürchten hat. Bey einer öffentlichen Beleidigung vereinigen sich alle Klassen, den Schuldigen zu bestrafen. Sein Fortkommen in den vereinigten Staaten ist auf ewig gelähmt, und er findet sich sogleich von aller Gesellschaft ausgeschlossen, zu welcher ihn weder Vermögen, noch Witz und Verstand eine neue Bahn brechen können. Aber wenn die Amerikaner streng in der Bestrafung von übermüthigem Hochmuth und Arroganz sind, so sind sie doch eben so großmüthig in ihrer Belohnung von Bescheidenheit. Was sie von den Engländern ansprechen, ist bloß das, was die Engländer selbst von der ganzen Welt verlangen: Uebereinstimmung mit ihren Sitten und Gebräuchen, und Enthaltung von aller vorwitzigen Kritik; wofür sie ihrerseits bereit sind, jede vernünftige Concession zu machen, und sogar manchem Nationalvorzug jene öffentliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche Spott und Verhöhnung von ihnen gewiß nicht erpressen könnten.«

Was der Verfasser über den Zustand der Künste sagt, und

---

des Stadtfriedens zu leisten. Abends sechs Uhr (eine Stunde vor dem Anfange der Vorstellung) waren alle Zugänge des Theaters dicht mit Menschen versperrt, das Theater aber selbst beynahe leer. — Man ließ Herrn A** auftreten, aber sobald er zu singen anfangen wollte, warf man mit faulen Eyern, Aepfeln und Birnen, wohl auch mit Steinen nach ihm. Unter wildem Gebrüll sprengte jetzt das in den Straßen harrende Volk die Thüren des Theaters, strömte ins Parterre und von da auf die Bühne. Alle Fenster, Spiegel 2c. des Schauspielhauses wurden zerschlagen, und der Friede erst dann wieder hergestellt, als der Unternehmer hervorkam, das Volk um Verzeihung bat, und ankündigte, daß Herr A** nicht wieder auftreten würde. Herr A** versuchte später anderswo zu singen, namentlich in Boston, Philadelphia, Baltimore 2c., aber überall wiederholte sich dieselbe Scene — es kamen keine Damen ins Theater, deren Gegenwart das Volk im Zaum gehalten hätte. Gänzlich in seinen Erwartungen getäuscht, und ohne die Mittel zur Rückreise nach England, sollte seine Frau für ihn Gastrollen geben, was auch sogleich von den Theaterunternehmern angenommen ward. Dießmal kamen die Damen ins Theater, und obwohl sie zitternd auftrat, wurde sie mit rauschendem Beyfall empfangen, und nach beendigter Vorstellung ungeachtet ihres mittelmäßigen Spieles sogar hervorgerufen. Sie gab später in allen großen Theatern der Union Benefice-Vorstellungen, und rettete, wo nicht die Ehre, doch wenigstens den Geldbeutel ihres Mannes vor gänzlicher Vernichtung.

Ich habe dieses Beyspiel besonders gewählt, weil es von der hohen Achtung zeigt, welche die Damen in den Vereinsstaaten genießen; obwohl man mit den Männern, wie aus der Erzählung hervorgeht, kein besonderes Federlesen macht.

gleichsam nur skizzenhaft hinwirft, findet in den Erzählungen aller unbefangenen Reisenden Bestätigung, innere Begründung in dem Wesen und der Natur der amerikanischen Zustände.

»Die Amerikaner, als ein Volk, haben keine große Lust an dramatischen Vorstellungen, obschon jede große Stadt der Union mit einem oder mehreren großen Schauspielhäusern versehen ist. An der Ausstattung dieser Gebäude zeigen die Amerikaner oft sehr viel Eleganz, und in New-York und Philadelphia sind sie mit Geschmack verziert. Boston hat zwey Theater, New-York drey und eine italienische Oper, Philadelphia drey, Baltimore eines, Washington eines, Cincinnati eines, und die Stadt Neu-Orleans besitzt außer dem englischen Schauspielhause ein sehr gutes französisches Vaudeville und eine Opéra comique. Die Sänger der letzteren verlassen Neu-Orleans im Sommer, und geben Vorstellungen in allen bedeutenden Städten des Nordens, welche daher, außer den englischen Schauspielen, auf eine Zeit wenigstens, ein französisches Theater besitzen.«

»Alle diese Einrichtungen scheinen den Beweis zu liefern, daß die Amerikaner Interesse an dramatischen Vorstellungen finden; aber wenn wir die finanziellen Operationen der Theaterunternehmer untersuchen, müssen wir entweder schließen, daß sie den Geschmack des Volkes nicht hinlänglich kennen und nähren, oder daß die Amerikaner noch nicht gewohnt sind, sich auf diese Art zu unterhalten.«

»Ich halte dafür, daß der Fehler nicht so sehr in den Theaterunternehmern, als in den Sitten des Volkes liegt. Die Amerikaner lieben keine Art von öffentlicher Lustbarkeit, und unterhalten sich am besten mit Geschäften. Ihr Vergnügen besteht in fortwährender Arbeit, und ihre Abende verleben sie so einfach wie möglich zu Hause in ihren Familien oder unter ihren Freunden. Die beständige öffentliche Aufregung, verursacht durch ihre politischen Verhandlungen, die Größe ihrer Nationalunternehmungen, und die unaufhörliche Thätigkeit aller Klassen machen Ruhe und Erholung weit wünschenswerther, als jede neue Aufregung, wäre es auch nur zum Vergnügen. Die Amerikaner sind noch zu jung, sie sind selbst noch zu thätige Schauspieler in dem historischen Drama ihrer unermeßlichen Republik, um sich mit der Betrachtung der Welt zu ergötzen, wie sie von der Schaubühne zurückgeworfen wird. Noch ist nichts »faul im Staate,« ihren Geschmack für Tragödie zu nähren.«

»Auch sind theatralische Vorstellungen den religiösen Doctrinen der Mehrzahl der Amerikaner zuwider, und stehen beynahe immer im Widerspruche mit ihren häuslichen Einrichtungen und Sitten. Darum sieht man so wenig Damen in den amerikani-

schen Schauspielhäusern, und das zu ofte Besuchen derselben gereicht auch den Männern zu keiner besonderen Empfehlung. In vielen Städten, wo Theater eingeführt gewesen, sind sie durch den Einfluß der Geistlichkeit wieder verbannt worden, und es gibt in Amerika christliche Gemeinden, welche ihren Gliedern gänzlich verbieten, sich in Schauspielhäusern zu zeigen.«

»Unter diesen Umständen machen die amerikanischen Theaterunternehmer fast nie gute Geschäfte, außer wenn englische Schauspieler ankommen, was denn nicht nur einzeln, sondern in Massen geschieht. Einige davon, wie z. B. Herr Power und Mlle. Fanny Kemble (jetzt Mrs. Butler), haben sogar Werke über Amerika geschrieben, und zur Unterhaltung des Publikums auch außer dem Schauspielhause beygetragen.«

»Aber obgleich viele englische Schauspieler in Amerika Glück gemacht haben, schreibt sich ihr Erfolg doch nicht von dem Geschmacke des Volkes an dramatischen Vorstellungen her. Es ist hauptsächlich Neugierde, und kein besonderes Interesse an der Vorstellung, welche dann die Amerikaner reizt, und sie gehen ins Theater, mehr um zu sehen, was den Engländern gefällt, als um sich zu unterhalten Sobald aber ihre Neugierde befriedigt ist, beschränken sie sich wieder auf ihr häusliches Leben, und überlassen das Drama den Schauspielern. Die Ausstellung eines gelehrten Elephanten oder eines wohlabgerichteten Hundes hätte dieselbe Wirkung hervorgebracht; und unter allen in Amerika zur Schau ausgestellten Dingen hat keines ein so zahlreiches und fashionables Publikum auf so lange Zeit angelockt, als die Mälzel'sche Schachfigur und »der Brand von Moskau.« Aber Herr Mälzel, der diese Wunder den Amerikanern zeigte, ist ein sehr angenehmer Wiener, der mit einem breiten freundlichen Lächeln die ersten Bänke in seinem Saale den Kindern anwies, und sie dabey regelmäßig mit Zuckerbackwerk fütterte. Die Kinder begehrten nun täglich den Automaten zu sehen, und die Aeltern und Ammen mußten natürlich mitgehen, um sie zu hüten. Man sagt, daß Herr Mälzel in Boston, Philadelphia und New-York allein 10000 Pfund Sterling eingenommen habe. Jetzt ist er in Südamerika, wo er weniger glückliche Geschäfte machen dürfte.«

»Zudem war der Mechanismus des Automaten den Amerikanern eine Aufgabe, die sie sehr interessirte, und ihr mechanisches Genie zeigte sich bey dieser Gelegenheit auf eine eclatante Weise. Kaum nämlich war die Schachfigur des Herrn Mälzel im Publikum bekannt, so stand auch schon in New-York ein amerikanischer Nebenbuhler auf, dessen Einrichtung ganz der des europäischen Automaten gleich kam. Der Mechanismus war genau derselbe, und die Figur selbst wurde, wie die deutsche,

zuerst mit der einen, dann mit der anderen Thüre geöffnet, vorgewiesen. Aber Herr Mälzel hatte den Triumph, seinen Nebenbuhler zu schlagen, oder ihn wenigstens seine Ausforderung ablehnen zu machen; denn der Mann, der den amerikanischen Automaten lenkte, war kein so guter Spieler, als Herr Schlumberger, im Dienste des Herrn Mälzel, dessen Geschicklichkeit im Schach lange Jahre hindurch von den Spielern des Café de Régence auf die Probe gestellt ward. — Unter allen Schauspielern und Actricen, welche von Zeit zu Zeit nach Amerika kamen, hatte niemand ein so entschiedenes Glück, als Miß Fanny Kemble; aber selbst die persönlichen und geistigen Reize dieser talentvollen Schauspielerin und Dichterin hatten einen fürchterlichen Nebenbuhler in dem Türken-Automaten des Herrn Mälzel.«

»Es scheint daher, daß die Amerikaner zwar manchmal willig sind, ihr Geld auf Theater oder sonstige öffentliche Vergnügungen zu verwenden, daß aber Wenige von ihnen daran denken, Schauspieler zu werden; daß sie zwar gerne sich selbst unterhalten, aber nicht gerne Anderen zur Unterhaltung dienen. Dieß ist von einem jungen kräftigen Volke zu erwarten, dessen Talente im Handel und Gewerben einen besseren Lohn finden, als auf den Brettern, und dessen Sitten und Erziehung dem vergleichungsweise müßigen Schauspielerleben geradezu widersprechen. Aber dessen ungeachtet haben die Amerikaner einige gute Schauspieler hervorgebracht, und an Komikern scheint es ihnen nie gefehlt zu haben, denn für die Komödie haben sie eine entschiedene Vorliebe.«

»Aber der Witz der Amerikaner ist sehr verschieden von dem englischen, und mit wenigen Ausnahmen gänzlich ohne Humor. Nie sah ich einen Amerikaner den breiten Humor John Bulls nachahmen, ohne daß er outré und unnatürlich ausfiel; aber immer glückte ihm sarkastischer Witz und Satyre. Auch habe ich in Amerika nie jenes laute Gelächter gehört, welches ein englischer Komiker seinen Zuhörern entlockt; denn die Amerikaner lachen nicht über ehrliche Grobheit oder gutmüthige Einfalt, und sind unter allen Völkern der Erde am wenigsten fähig, jenen nichtssagenden Witz nachzuahmen, den die Franzosen la bagatelle nennen.«

Wenn Jonathan (so heißt der Amerikaner im Gegensatze zu John Bull) lachen soll, so muß man ihm einen Grund geben, oder er muß zu irgend einem Zwecke lachen. Eine Aehnlichkeit findet sich indeß immer zwischen ihm und seinem Bruder, dem Engländer: beyde lachen gern auf Kosten ihrer Nachbarn. Engländer, Franzosen, Holländer und Deutsche müssen einer nach dem anderen den Stachel des amerikanischen Witzes fühlen, und

die verschiedenen Nachkömmlinge dieser Nationen in den Vereinsstaaten liefern hiezu hinlängliche Anekdoten Dafür haben die Deutschen in Pensylvanien, wie die Holländer in Neu-Jersey, die Kreolen von Neu-Orleans u. s. w. ihre Karrikaturisten, und werden successive auf den amerikanischen Bühnen dem Publikum in den buntesten Farben vorgeführt. Die Bewohner der westlichen Staaten sind ganz besonders der Gegenstand unaufhörlichen Gelächters, und unter diesen sind die Kentukier wegen ihrer Kühnheit und Naivetät die ausgezeichnetsten. Letztere sind vielleicht die einzigen Amerikaner, welche Naturwitz mit Humor und guter Laune verbinden. Sie sind die Irländer von Amerika, über die alle Welt lacht, und die sich wieder über die ganze Welt lustig machen. Man erzählt sich die besten Anekdoten von ihnen, und die besten Repartien schreibt man ihrem Mutterwitze zu. Gewöhnlich stellt man sie verwegen in Unternehmungen, unerschrocken in Gefahren und eben so lustig in Gesellschaft dar, als die Söhne der »Smaragden-Insel.« Aber sie haben diesen Vorzug vor den Irländern, der sich in ihrem ganzen Wesen zu erkennen gibt, daß sie wissen, daß man ihr Verdienst anerkennt und ihre Eigenheiten gern entschuldigt, weil sie oft das Produkt ausgezeichneter Tugenden sind.«

»Der vorspringendste amerikanische Witz besteht in ihren politischen Karrikaturen, welche die ganze Schneide der französischen mit dem Kern und dem Gewicht der englischen verbinden.«

»Aber ungeachtet dieses Witzes lachen die Amerikaner doch weniger, als die Engländer und Franzosen, und gebrauchen die Satyre nur, um sich Genugthuung zu verschaffen oder einen Feind zu demüthigen. Deßwegen haben wenig englische Komiker das amerikanische Publikum auf längere Zeit unterhalten, und ihre eigenen Landsleute müssen ebenfalls an gutem Erfolge verzweifeln.«

»Ich kenne keinen mitleidswürdigeren Gegenstand, als einen Komiker auf einer amerikanischen Bühne. Er soll beständig witzig seyn, aber doch niemand beleidigen. Alles, was er thut oder sagt, soll auf etwas abgezielt seyn, aber wo er sich hinwendet, ist er sicher, zu beleidigen und das Gewitter über seinem Kopfe zusammenziehen zu sehen. Er soll Politiker seyn, aber keine Partey verunglimpfen; er soll die Launen und Schwachheiten der Damen lächerlich machen, aber keine der Anwesenden beleidigen; er soll dem Geschmacke der Reichen huldigen, welche seine Talente am besten belohnen können, muß sich aber hüten, den Zorn der Armen zu reizen, denn sonst wird er ausgepfiffen, und muß, wenn es zu spät ist, seinen Vorwitz bereuen.«

»Deßwegen werden so wenig Charaktere auf den amerikani-

schen Bühnen gut gegeben, unter welchen der eines Matrosen am meisten gefällt. Auch der irländische ist in letzterer Zeit populär geworden; aber seit Power in diesen Rollen aufgetreten, können nur wenig Amerikaner darin auf Glück hoffen. Daher sind Calembourgs (Puns) die gewöhnliche Aushülfe amerikanischer Komiker in Verzweiflung. Aber dieß ist eine Art Witz, welche immer, früher oder später, Ekel erregt, und eine solche Verschiedenheit der Objecte erfordert, daß er nicht leicht zu ersetzen ist, wenn er sich einmal auf irgend einen Gegenstand ergossen hat. Die Anstrengungen eines solchen Witzlings, um die Ebbe und Fluth seines Geistes zu verbergen, sind unangenehm störend, und benehmen seinen Einfällen den größten Theil seines Effekts. Auch kann ein Punsler nicht immer neu und erfolgreich seyn, und der üble Eindruck eines schlechten Calembourgs oder eines bereits gebrauchten und abgenützten zerstört oft alles Vergnügen über den gelungenen. Wir können denselben Charakter hundertmal gezeichnet sehen, und uns noch immer an ihm ergötzen; aber niemand kann ohne Ekel demselben Wortspiel mehr als einmal zuhören.«

»In der Musik scheinen die Amerikaner bessere Fortschritte zu machen, als in der Tragödie oder dem Lustspiele, und die Errichtung einer italienischen Oper in New-York, in einem Style, der jeder europäischen Oper Ehre machen würde, beweist wenigstens den guten Willen eines Theils der Einwohner, zur Verfeinerung des Geschmacks nach Kräften beyzutragen. Das italienische Opernhaus in New-York wurde in einem prachtvollen Style erbaut; Sänger wurden mit großen Kosten aus Italien nach Amerika gebracht, das Orchester füllte sich mit vortrefflichen Musikern aus Frankreich und Deutschland, kurz man ließ nichts ungethan, was das Volk ansprechen und seinen Beyfall erregen konnte. Aber die Preise der Logen und des Parterres waren zu hoch (gerade das Doppelte anderer Theater) und die Vorstellungen nicht genug variirt, den Amerikanern Geschmack abzugewinnen. Das Unternehmen fiel daher unglücklich aus, und verursachte den Theilnehmern einen bedeutenden Verlust. Die Hauptursache dieses Mißglückens war aber in jedem Falle die Sprache, welche der bey weitem größere Theil der Zuhörer beynahe gar nicht verstand, und welche den Amerikanern doch nicht so wohltönend vorkam, als das Englische.«

»Die meisten italienischen und deutschen Tonkünstler und Sänger, welche zuerst in den vereinigten Staaten Concerte gaben, wurden später Musiklehrer, und haben in dieser Eigenschaft nicht nur ihr Fortkommen gefunden, sondern sich sogar ein anständiges Vermögen erworben. Das Fortkommen der Lehrer

muß man den raschen Fortschritten der Zöglinge zuschreiben, welche sich nur durch ihre Liebe für Musik erklären lassen.«

»Es fehlt auch bey Opern, welche in englischer Sprache vorgetragen werden, nicht an Zuhörern, und die Namen der besten italienischen, deutschen und französischen Tonsetzer sind auf diese Weise den Amerikanern eben so bekannt geworden, als europäischen Dilettanten. »Der Freyschütz,« »der Barbier von Sevilla,« »la Dame blanche,« »Fra Diavolo« und »Gustavus« haben alle auf der amerikanischen Bühne Glück gemacht, und ich könnte hinzufügen, daß Madame Malibran selbst durch das Beyfallklatschen des amerikanischen Publikums in die musikalische Welt eingeführt wurde.«

»Die allgemeine Vorliebe der Amerikaner ist jedoch für Kirchenmusik, und es gibt bereits in allen großen Städten der Union Gesellschaften zu ihrer Aufmunterung und Ausbildung. Unter diesen sind die »Haendel und Haydn society« und die »Musical fund society« die vorzüglichsten, nicht nur in Bezug auf ihre Organisation, sondern auch durch den Kunstsinn und die Geschicklichkeit ihrer Präsidenten. Letztere zählt unter ihren Gliedern nicht nur eine große Anzahl deutscher und französischer Dilettanten, sondern auch mehrere amerikanische Tonkünstler, deren Talente durch öftere Concerte und Oratorien beständig geübt werden. Auch setzt die Gesellschaft jedes Jahr großmüthige Preise auf die besten Compositionen in den verschiedenen Zweigen der Tonkunst.«

»Aber eine Thatsache ist besonders merkwürdig in der Haendel and Haydn society in Boston, daß ihre Mitglieder meistens aus Gewerbsleuten bestehen, welche Musik aus keinem anderen Zwecke betreiben, als weil sie sie wirklich lieben, und sie in ihren Kirchen einführen wollen. Gesang ist daher ihr Hauptgegenstand, und die Chöre der beste Theil ihrer Oratorien. Dieser Geschmack ist gewiß sehr löblich, und dieß um so mehr bey einer Menschenklasse, der man sonst eben keinen besonderen Geschmack in den Künsten zutraut.«

»Es ist wirklich ein sonderbares Schauspiel, die Compositionen der alten deutschen Tonkünstler von einer Gesellschaft ehrlicher Handarbeiter in der neuen Welt aufführen zu sehen, während sie in Deutschland kaum noch gebildete Zuhörer finden, so lange Lanner und Strauß alle Stände tanzen machen. Das tiefe Gemüth der Deutschen scheint durch eine sonderbare Revolution in die Fersen versetzt zu seyn, wo es unaufhörlich dieselben wüthenden kreisförmigen Bewegungen hervorbringt, die man in Amerika nur an den Dampfmaschinen bewundert. Selbst die klassischen Mozart'schen Opern verschwinden nach und nach von

den deutschen Bühnen, um in England betteln zu gehen, und es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn ich es als meine aufrichtige Meinung anführe, daß die besten Compositionen von Mozart und Beethoven Engländern und Amerikanern vertrauter werden, als ihren eigenen Landsleuten.«

»In amerikanischen Privatgesellschaften zeichnen sich nur die Damen durch musikalische Talente aus, die Herren spielen höchstens die Flöte. Während meines langen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten habe ich keinen einzigen amerikanischen Violinspieler gehört. Die Damen, welche überhaupt mehr Zeit auf ihre Erziehung verwenden, sind auch in dieser Beziehung den Männern überlegen, und spielen oft sehr gut Klavier, Guitarre und wohl auch die Pedalharfe. Die Damen von Philadelphia und Baltimore sind die gebildetsten in den Künsten, und haben nicht nur angebornen Geschmack für Musik, sondern auch die besten deutschen Lehrer. Sie sind zum Theil selbst deutscher Abstammung, welches viel zu ihrer Vorliebe für den »Einklang süßer Töne« beyträgt; und die größere Wärme des Klimas scheint ihre Neigung zur Harmonie eher zu stärken als zu schwächen.«

»Im Ganzen glaube ich, daß die musikalischen Talente der Amerikaner höher stehen, als die der Engländer, besonders die der mittleren und südlichen Staaten, wo sie durch den Einfluß europäischer Einwanderer beständig gesteigert worden sind. Die Engländer werden so lange die beste Musik hören, als sie willens sind, sie zu bezahlen; aber die Amerikaner werden sie bald selbst machen. Die Engländer werden stets die größten Consumenten musikalischer Talente bleiben, aber die Amerikaner werden sie selbst erzeugen.«

»Kein Uebergang scheint natürlicher, als der von Musik zur Malerey, und ich will daher auch über diesen Gegenstand etwas bemerken. So viel mir bekannt, ist in Amerika kein Mangel an Talent weder für Zeichnung noch Malerey; aber bis jetzt ist noch nichts für die Aufmunterung der Künste gethan. Die Erziehung eines amerikanischen Künstlers, mit Ausnahme einiger mittelmäßigen Zeichenlehrer, ist gänzlich ihm selbst überlassen, oder seinem Schicksale, das ihn bestimmt, nach Europa zu reisen, und die älteren Meister zu studiren. Noch existirt keine öffentliche Gallerie in irgend einer der großen Städte der Union, zu welcher ein junger Mann freyen Zutritt hätte, oder wo er sich einen guten Geschmack erwerben könnte; ja es gibt nicht einmal eine Malerschule oder sonst eine öffentliche Lehranstalt einer höheren Ordnung, Talente dieser Art zu entwickeln und zu nähren, und doch haben die Amerikaner einige ausgezeichnete Künstler hervorgebracht, bey welcher Gelegenheit ich bloß die Namen

von Stewart und West anzuführen brauche. Ersterer war einer der besten Porträtmaler seiner Zeit; letzterer ist zu wohl bekannt, als daß er eines Commentars bedürfte. Mr. Alson aus Cambridge in Neu-England ist durch sein eigenes Genie ein historischer Maler von hohem politischen Schwung geworden, und Mr. Harding, welcher früher Soldat und dann Anstreicher gewesen, ist ohne alle Beyhülfe, als die seines eigenen Genies, einer der vorzüglichsten amerikanischen Porträtmaler geworden. Er ging nach England, um zu lernen und sein Talent auszubilden, gefiel aber dort so allgemein und bekam so viel zu thun, daß er nicht nur seinen Zweck erreichte, sondern auch den Grund zu seiner pekuniären Unabhängigkeit legte.«

»Wo sich Talent durch solche Hindernisse durcharbeitet, und zuletzt über alle Schwierigkeiten triumphirt, die es auf seinem Wege findet, muß es wirklich ächt und kräftig seyn, und den Schluß rechtfertigen, daß mit etwas mehr Aufmerksamkeit von Seite des Volks und einigen zweckmäßigen Instituten für Erziehung der Künstler, Amerika auch in dieser Beziehung bald mit Europa wetteifern würde. Deutsche und Franzosen haben oft bemerkt, daß Amerika noch lange kein Feld für den historischen Maler seyn wird, und dieß mag auch für die nächsten funfzig Jahre der Fall seyn; aber man könnte fragen, in welchem Theile von Europa seinen Talenten Gerechtigkeit widerführe. Wo sind die historischen Maler in Europa, die in diesem Zeitalter politischer und mechanischer Reform gewiß sind, nicht Hungers zu sterben?«

In den folgenden Kapiteln findet der Leser manche neue Notizen über Literatur, Schulwesen, Mäßigkeitsvereine u. s. w. Der Verfasser weiset hiebey häufig auf die englische Abstammung der nordamerikanischen Bildung hin.

Da es nicht in unserem Plane liegt, die Polemik des Verfassers kritisch zu beleuchten, und die oben gegebenen Andeutungen zur Bezeichnung seiner Richtung hinreichen dürften, so führen wir den Leser über diesen, übrigens an manchen interessanten Notizen reichen Theil des vorliegenden Werkes hinweg. Sehr interessante Aufschlüsse enthält das achte Kapitel. In der Beurtheilung des Amerikaners im Allgemeinen finden wird zwar nur die gewöhnliche Ansicht bestätigt, dagegen ist die Lage und Stellung der Deutschen in den Unionsstaaten, so viel uns bekannt ist, in keinem Werke so gründlich, wenn gleich in Kürze, erörtert worden. Wir lassen den Verfasser selbst sprechen:

»Es gibt wahrscheinlich kein Volk, dem Geschäfte Vergnügen und Thätigkeit Zerstreuung gewähren, wie dieß bey den Einwohnern der vereinigten Staaten der Fall ist. Beschäfti-

gung ist nicht bloß die Ursache ihrer Zufriedenheit und die Grundlage ihrer Nationalgröße, sondern ohne dieselbe fühlen sie sich schlechterdings unglücklich; denn statt der Süßigkeit des Nichtsthuns, des dolce far niente der Italiener, träumen sie nur von dem Gräuel des Müßiggangs (the horror of having nothing to do). Thätigkeit ist die eigentliche Seele des Amerikaners, und nicht bloß das Mittel, Wohlstand und Vermögen zu erwerben, sondern die Quelle aller irdischen Freuden, die Glückseligkeit, die ihm über Alles geht, wie einst unseren christlichen Vorfahren die Eroberung des gelobten Landes oder den Türken die Verbreitung des Korans.«

»Von der frühesten Morgenstunde bis in die späteste Nacht hinein sind die Straßen, öffentlichen Aemter, Rechnungsstuben und Kaufhäuser der großen Städte mit Menschen aller Stände und Gewerbe angefüllt, von denen jeder seinem Geschäfte nachgeht, wie ein perpetuum mobile, als ob er gar nicht ans Aufhören der Arbeit oder an die Möglichkeit der Ermüdung dächte. Das Wogen der Menschen auf den Straßen ist so unaufhörlich und regelmäßig, daß ein Müßiggänger sicher ist, entweder gänzlich von dem Pfade für Fußgänger verdrängt, oder so lange hin und her geschoben zu werden, bis er mit der Menge Schritt hält. Begegnet er einem Freunde, dann spricht dieser gewiß nur von Geschäften, und besucht er irgend ein öffentliches Haus, um sich zu erfrischen, so unterhält man ihn wieder mit Geschäften. Wohin er sich wenden mag, folgt ihm das Geräusch und das Treiben der geschäftigen Menge, und wenn er sich endlich zu Tische setzt, hoffend, sich wenigstens Mittags eine Stunde auszuruhen, dann wird er zu seinem Schmerze inne werden, daß die Amerikaner auch das Essen als ein Geschäft betreiben, und es in weniger Zeit abmachen, als er braucht, um sich gemächlich niederzulassen. In ein paar Minuten verhallt das Geklirre der Messer und Gabeln, und er ist wieder sich selbst überlassen, während dem die anderen ihren Geschäften nachgehen. Abends, wenn er keine Freunde hat, wird kein Zudringlicher seine Ruhe stören, denn die Männer sind entweder zu Hause bey ihren Weibern, oder bereiten sich vor auf die Geschäfte des nächsten Tages.«

»Wer nach den vereinigten Staaten geht, um sich dort niederzulassen, muß bereit seyn, Vergnügen an Geschäften und Geschäfte im Vergnügen zu finden, sonst wird er sich getäuscht fühlen, und sich zurückwünschen unter die geselligen Müßiggänger Europas. Sogar reisen muß er in Amerika, als ob es ein Geschäft wäre. Umsonst würde er hoffen, dabey seiner Bequemlichkeit zu pflegen, denn er muß darauf gefaßt seyn, wenigstens 15 bis 20 englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen, oder

beschließen, ruhig zu Hause zu bleiben. Nirgends darf er anhalten, außer an den Plätzen, die von den Eigenthümern der Straße oder des Dampfbootes dazu bestimmt sind; und sollte er das Unglück haben, einem Freunde die Hand zu reichen, wäre es auch nur eine Minute, nachdem das Zeichen zur Abreise gegeben, dann hat er zu erwarten, daß er entweder zurückgelassen oder gegen seinen Vorsatz fortgerissen wird, und seine Koffer und Effekten in einem anderen Staate oder Territorium nachsuchen muß. Da es in Amerika keine Extraposten gibt, so ist er genöthigt, in Gesellschaft der großen Karavanen zu reisen, welche unter Begleitung von tausend schnaubenden und klirrenden Dampfmaschinen von allen großen Städten täglich ab- oder auf sie zufahren, wo jeder Gedanke an Unterhaltung schnell den ernsteren Reflexionen auf Sicherheit des Lebens und Eigenthums Platz macht. Seinen Geschmack und die Befriedigung seiner Wünsche muß er der Majorität opfern, die in Geschäften reiset, und deßhalb unendlich mehr auf schnelle Beförderung, als auf Gemächlichkeit sieht; er muß essen, trinken, schlafen und wachen, wie es der Majorität beliebt, und hat kein anderes Mittel gegen das lange Verzeichniß seiner Mühseligkeiten, als die Hoffnung auf ihr baldiges Ende. An dem Ziele seiner Leiden angelangt, muß er nur behutsam seiner Freude Raum geben, und schnell stille stehen, wenn ihn seine geschäftigen Führer nicht neuerdings funfzig oder hundert Meilen weiter fortrollen sollen.«

»Diese Geschäftseile ist keineswegs eine vorzügliche Eigenschaft der Städter oder der Reisenden, sie erstreckt sich auf alle Flecken und Dörfer, und durchdringt selbst die Wälder des Westens. Land und Städte wetteifern mit einander in der Gierde nach industrieller Beschäftigung. Maschinen werden erfunden, neue Kommunikationslinien geschaffen, und die Tiefen des Oceans durchwühlt, um dem Unternehmungsgeist der Amerikaner Nahrung zu verschaffen; und es ist, als ob die vereinigten Staaten eine einzige große Werkstätte wären, über deren Eingang in Lapidarschrift die Worte stünden: Verbotener Eingang, außer in Geschäften.«

»Die Lage eines reichen Privatmannes in den vereinigten Staaten ist wahrlich nicht beneidenswerth; denn ohne Geschmack für Wissenschaft und Literatur, mangelt es ihm nicht nur an Theilnehmern seiner luxuriösen Gemächlichkeit, sondern was schlimmer ist, er verliert die Achtung seiner Mitbürger, welche entschlossen sind, durch Worte und eigenes Beyspiel jeder Art von Müßiggang Schranken zu setzen.. Daß ein solches System einen höchst vortheilhaften Einfluß auf die Moralität des Volkes ausüben müsse, läßt sich kaum bezweifeln, und es ist unstreitig

der vorzüglichste Grund der geringen Anzahl in Amerika begangener Verbrechen und der großen Sittlichkeit, welche selbst unter den niedersten Klassen herrscht. Es ist mehr Philosophie in der Ermahnungsrede des Doctors Panglos: »Travaillons notre jardin,« als ihm vielleicht Voltaire in den Mund legen wollte, und diese Philosophie ist Instinct der Amerikaner geworden. — Sie bedürfen zu ihrem Wohlseyn eben so sehr der Arbeit und Thätigkeit, als Europäer der Nahrung und Kleidung, und sind weniger glücklich im Besitze von Reichthümern, als in der Hoffnung ihrer Erwerbung. Diese Nationaleigenschaft der Bewohner der vereinigten Staaten, verbunden mit ihrer Liebe zur Unabhängigkeit, liefert den vollkommensten Commentar zur Geschichte ihrer Ansiedlungen und zu den unglaublichen Fortschritten ihres Fabrikwesens und Handels. Tausende von Personen, welche als Diener oder in anderen untergeordneten Sphären im Stande wären, sich in den Städten auf eine leichte Art fortzubringen, ziehen jährlich nach den Wäldern des Westens, ihrer Thätigkeit einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen. Willig erdulden sie jede Art von Entbehrung und Mühseligkeit, ihren Durst nach Unabhängigkeit zu stillen; kein Genuß der verfeinerten Städte könnte ihnen Ersatz leisten für den stolzen Anblick der Resultate ihrer unablässigen Thätigkeit. Diese Erscheinung würde man vergeblich durch die Liebe zu Abenteuern und den Durst nach Reichthümern zu erklären suchen. Es gibt keine Goldminen in den westlichen Staaten, keinen activen Handel, dem gleich, der in den östlichen Provinzen blüht, keine angehäuften Güter, ihre Geldgierde zu reizen. Die Schätze des Bodens öffnen sich nur der Arbeit und einer Reihenfolge ermüdender Vorbereitungen, welche mit Entbehrungen aller Art und der gänzlichen Verzichtleistung auf die gewohntesten Bequemlichkeiten verknüpft sind. Der Handel des neubebauten Landes muß durch Anlegung von Straßen und Kommunikationslinien erleichtert werden, welche den Ansiedlern neue und schwierige Arbeiten auferlegen, und nach vielen Jahren nur wird ihre Thätigkeit durch Wohlstand und Reichthum belohnt. Solche Aussichten haben nichts Anlockendes weder für Körper- noch Geistesschwache, und bedingen eine Entschiedenheit des Charakters, gänzlich unvereinbar mit dem unstäten Hange zu Abenteuern. — Auch ist jenes Volk des Westens mit Eigenschaften ausgestattet, welche jeder solchen Zumuthung geradezu widersprechen. Sie sind ein kräftiger, ausdauernder Menschenschlag, gewohnt an jede Beschwerde, welche die Natur dem Menschen auferlegt, und stets bereit, Gefahren und Mühseligkeiten mit einer Freudigkeit zu begegnen, welche offenbar aus moralischem Muthe und Kraft-

gefühl entspringt. Sie unterscheiden sich von den übrigen Amerikanern und vielleicht dem Reste der Menschheit, durch ihren riesenhaften athletischen Körperbau, eine eigene Naivetät ihrer Manieren und einen gewissen grotesken Humor, den man sonst unter den Einwohnern der vereinigten Staaten gänzlich vermißt. Weit weniger geldgierig und handeltreibend, als die Bewohner der Küsten, sind diese Menschen desto bessere Ackerbauer und Krieger, und selbst in Amerika die leidenschaftlichsten und wildesten Anhänger unbegränzter Freyheit. Diese geht den westlichen Ansiedlern über Alles, und sie opfern ihr willig jede Gemächlichkeit, jeden gesellschaftlichen Genuß des Lebens. Ihre amphibische Natur, aus der Nothwendigkeit entspringend, sich frühzeitig mit der Schiffahrt auf den westlichen Gewässern vertraut zu machen, und die Kühnheit ihrer Unternehmungen haben ihnen den charakteristischen Namen »Halb-Roß und Halb-Alligator« (Half horse and half alligator) gewonnen, welcher, in ihrer Art sich auszudrücken, eben so ehrenvoll ist, als der Titel »preux chevalier« es je in der französischen Ritterzeit gewesen.«

»Es scheint, als ob die allgemeine Disposition der Amerikaner, nach Westen zu ziehen und ihre Herrschaft über die Natur auszubreiten, wirklich das Resultat einer ihnen inwohnenden Expansivkraft wäre, welche beständig alle Klassen in Bewegung setzt, und einen großen Theil der Bevölkerung nach den westlichen Gränzen drängt, um dort Raum für ihre physische Gestaltung zu gewinnen. Kaum ist ein neues Territorium oder ein Staat gebildet, so zeigt sich schon wieder dasselbe Prinzip, und bewirkt eine weitere Auswanderung, und so geht es fort, bis physische Gränzen seinen Fortschritten ein Ziel setzen. Europäische Einwanderer füllen nur die Lücken aus; den gebornen Amerikanern allein gebührt die Ehre der Gründung neuer Bezirke und Staaten. Die Amerikaner, die sich auf die Erklärung dieses Phänomens weiter nicht einlassen, sind doch vollkommen überzeugt von ihrer Existenz, und handeln bey allen Gelegenheiten, als ob sie schon die Früchte der Civilisation künftiger Jahrhunderte schmeckten. Geld und Güter werden angehäuft, in keiner anderen sichtbaren Absicht, als sie der nächsten Generation zu vererben, welche zu derselben industriellen Thätigkeit erzogen, bestimmt ist, ihren Kindern ein noch größeres Erbtheil zu hinterlassen. Die arbeitenden Klassen der Europäer, Kaufleute, Brotgelehrte rc., ringen nur nach einem gewissen Vermögen, mit dem sie stets bereit sind, ihre Geschäfte aufzugeben, und den Rest ihres Lebens in Ruhe zu genießen. Die Amerikaner allein sind unermüdlich beschäftigt bis an die Stunde des Todes, ohne von einem größeren Glücke zu träumen, als ihre Kinder und ihr

Land zu bereichern. Reichthümer, welche auf dem Festlande von Europa und selbst in England hinreichend wären, vollkommen unabhängig zu leben, werden in Amerika mit einem Fleiße und einer Beharrlichkeit vermehrt, welche kaum dem industriellen Eifer eines armen Anfängers nachstehen, und der Stand eines Rentiers ist in Amerika gänzlich unbekannt. Die kostspieligen Genüsse der europäischen Reichen kennt die Mehrzahl der Amerikaner kaum dem Namen nach, und der Besitz von Gütern, statt ihre Thätigkeit zu lähmen, ist ein neuer Sporn zu ununterbrochenen Anstrengungen.«

»In diesem Naturtriebe der Amerikaner kann der aufmerksame Beobachter der Geschichte nur die weise Hand der Vorsehung bewundern, obschon dadurch den Fortschritten der Verfeinerung und der schönen Künste auf geraume Zeit ein Ziel gesetzt zu seyn scheint. Ohne Unternehmungsgeist und Arbeitsliebe würden die unermeßlichen Hülfsquellen ihres Landes und die Leichtigkeit des Erwerbes den Amerikanern gar bald zum Verderben gereichen, und zur Einführung luxuriöser Gebräuche dienen, welche die Sittlichkeit des Volkes untergraben, und in Folge dessen die Republik selbst in Gefahr bringen müßten. Die plötzliche Einführung europäischer Verfeinerung in den vereinigten Staaten, wenn sie allgemein möglich wäre, führte jetzt schon zum Untergange ihrer republikanischen Verfassung. Die Urheber der amerikanischen Constitution, dieses Meisterwerks des theoretischen Verstandes, bedachten keinen Zustand, wie er in Europa vorherrscht, und konnten deßhalb mit größerer Zuverlässigkeit die höchste Staatsgewalt dem Rechtssinne und der Tugend des Volkes anvertrauen. Die Vereinsstaaten waren damals nur dünn bevölkert, und ihre Bewohner über einen großen Flächenraum verbreitet.«

»Dieser Umstand half der Regierung ganz erstaunlich, die Leidenschaften der Unzufriedenen abzukühlen oder sie unschädlich zu machen. Selbst die Menge der entgegengesetzten Interessen und Parteyen war eine Bürgschaft für den Fortbestand der Republik; denn sie lähmte die Macht der Opposition, und hinderte die Gegner der neuen Verfassung sich über irgend einen wichtigen Punkt zu verständigen, und so vereint die Sicherheit des Staates zu bedrohen. Jede liberale Regierung muß zuerst mehr auf die Schwäche der Opposition zählen, als auf ihre eigene Stärke; denn diese zu vermehren ist immer gefährlich, ehe die Rechte der Regierten allgemein anerkannt sind, und durch ihren Einfluß auf die Sitten und Gebräuche des Landes eine geschichtliche Basis gewonnen haben.«

»In dieser Beziehung sind die westlichen Ansiedlungen von

unglaublichem Nutzen für den Staat; denn durch sie werden die atlantischen Provinzen nicht nur eines Theils ihrer zunehmenden Volksmenge entledigt, sondern der Nation selbst größere Hülfsquellen geöffnet, welche das Fortkommen der Uebrigbleibenden erleichtern. Jede neue Niederlassung braucht Arbeiter für den Bau von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen u. s. w., um sich mit den östlichen Provinzen in Verbindung zu setzen, — jede neue Bahn oder Straße vermehrt den Handel und die Industrie der Städte. Aber es ist nicht so sehr der allgemeine Wohlstand (obschon dieser unter die glücklichsten Resultate gehört), als die allgemeine Beschäftigung und das Entstehen neuer und mächtiger Interessen, welche hier in Anschlag kommen. Jede neue Kolonie von Ansiedlern enthält in sich selbst den Kern einer republikanischen Verfassung, und wiederholt gewissermaßen die Geschichte der ersten englischen Niederlassung. Ihre Beziehung zu den atlandischen Staaten ist ungefähr die der ersten amerikanischen Kolonie zum englischen Mutterlande, und erweitert das Gebiet der Freyheit. Jede so geformte Gesellschaft schwächt die ungestüme Leidenschaft der Parteyen, indem sie ihnen die näheren Berührungspunkte raubt, während die zunehmende Macht des Westens der Verbreitung gewisser Theorien ein Ziel setzt, welche beständig von Europa her den Fortbestand der östlichen Staaten bedrohen.«

»Die westlichen Staaten in Amerika sind durch ihre besondere Lage im Stande, alle Hülfsquellen und Eigenheiten demokratischer Formen zu entwickeln, ohne durch das Daseyn eines entgegengesetzten Prinzips zu Uebertreibungen und Ausschweifungen gereizt zu werden, denen ähnliche Verfassungen in anderen Ländern nicht leicht entgehen können.«

»Selbst ihre Anzahl vermehrt die Intensität des republikanischen Lebens, indem sie die Zahl der Vereinigungspunkte vermehrt, ohne welche das Prinzip der Freyheit durch Ausbreitung zu sehr geschwächt würde. Es ist ein vortreffliches Grundgesetz der vereinigten Staaten, daß jeder einzelne Staat seine unabhängige Regierung hat, und auf diese Art der Wächter seiner eigenen Freyheit wird.«

»Jede Stadt, jedes amerikanische Dorf hat seine besondere republikanische Verfassung, welche, auf das Prinzip der Wahlfreyheit gestützt, in ihrer eigenen Sphäre eben so unbeschränkt und unabhängig ist, als ein souveräner Staat. Auf dieser breiten Basis ruht das ganze Gebäude amerikanischer Freyheit. Der Amerikaner ist frey in seiner eigenen Behausung, in seinem Städtchen oder Dorfe. Die Grafschaft (county), das Aggregat der Städte oder Dörfer repräsentirend, ist bloß eine Erweiterung

desselben Prinzipes; der Staat selbst repräsentirt die verschiedenen Grafschaften und der National-Congreß die Union der vereinigten Staaten. Ueberall, in jedem Verhältnisse des Lebens, findet der Amerikaner einen Anhalts- oder Centralpunkt seiner politischen Meinungen. Zuerst wird sein politisches Gefühl von der Civilverwaltung seines Geburtsortes in Anspruch genommen, dann von der Grafschaft, dann vom Staate selbst, und endlich von der Union der Staaten. Ist er ehrgeizig, dann ist er genöthigt, in seiner Vaterstadt oder Grafschaft in einer untergeordneten Sphäre zu präludiren; von da wird er zum Range eines Repräsentanten oder Senators des Staates befördert; und erst nachdem er diese Vorbereitungsklassen durchlaufen, darf er hoffen, als Volksvertreter oder Senator der Republik im Kongresse der Nation aufzutreten. Die Grafschaft ist die Vorbereitungsschule für die Politik des Staates, und die Politik des Staates führt zu der Nation.«

»Die Vorzüge dieses Systems sind mannigfaltig. Es erzeugt politische Thätigkeit, wo sonst ein bloßes passives Mitgefühl oder gänzliche Erschlaffung anzutreffen wäre; weckt die Liebe zu den politischen Einrichtungen des Landes, indem es die Gegenstände der Volksliebe vermehrt, und sie den Sphären einzelner Personen anpaßt, beschwichtigt die Leidenschaften politischer Parteyen, indem es ihnen öfters Gelegenheit gibt, sich nach allen Seiten hin abzukühlen; errichtet ein Bollwerk in jedem kleinsten Städtchen oder Dorfe, und gewöhnt alle Klassen an eine verfassungsmäßige Verwaltung; unterwirft die Bevölkerung einzelner Staaten Gesetzen und Institutionen, welche denen der Union entsprechen, und bildet zahlreiche Schulen für Anfänger in der Politik; nöthigt aber auch die Schüler, sich in jeder derselben lange genug aufzuhalten, um die Universität des Kongresses nicht ohne Erfahrung und in einem unreifen Alter zu beziehen.«

»Dieses System, so lange es währt — und bis jetzt zeigen sich keine Symptome seiner baldigen Veränderung — muß ganz junge Männer oder Neulinge in der Politik aus dem Senate und dem Hause der Volksvertreter der vereinigten Staaten verbannen, und die Präsidentenwürde selbst der Weisheit und Erfahrung von Sechzigern vorbehalten.«

»Die westlichen Staaten der Union sind eigentliche Ammenstuben nordamerikanischer Freyheit; jede neue Ansiedlung ist eine Republik im Embryo. Sie verbreiten politisches Leben nach allen Richtungen, und bilden so viele neue Befestigungspunkte, daß das Prinzip ihrer Verfassung von einer theilweisen Invasion seines Territoriums nichts zu fürchten hat.«

»Daher ist jeder neue Staat eine Bürgschaft für den Fortbestand der Konstitution, und zugleich eine frische Quelle des stets wachsenden Nationalreichthums. Er vermehrt das Interesse Aller an der Aufrechthaltung der Union, und bedingt das Fortkommen einzelner Personen durch den Wohlstand der ganzen Nation. Aber jedes neue Jahr ihrer Existenz vermehrt ihre Stärke und Cohäsion durch die Gewohnheit des Gehorsams und die größere Achtung für ihr geschichtliches Alter.«

»Wenn es wahr ist, daß das Leben der Völker dem Daseyn einzelner Menschen gleicht, dann ist es gewiß eben so wahr, daß die verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung denselben Gefahren ausgesetzt sind. Ein Drittheil der Gebornen stirbt in der Kindheit; die meisten sind gesund in ihrem Mannesalter, und der Tod harrt ihres Alters. Klimatische und andere Verhältnisse erzeugen endemische Krankheiten, aber unter diesen sind Fieber und Auszehrungen die gewöhnlichsten. Ein Kind ist mehr Krankheiten ausgesetzt, als ein Mann, und so ist es mit einem jungen Staate. Die vereinigten Staaten nähern sich mit Riesenschritten der Periode ihrer Mannbarkeit, und die Verfassung eines Jahrhunderts wird auf stärkeren Grundfesten ruhen, als die jetzige. Das Volk wird ihren heilsamen Einfluß empfunden haben, und sie verehren als das theure Erbtheil seiner Väter; jedes folgende Geschlecht wird mit größerer Achtung für sie geboren werden, und schon in seiner Kindheit lernen, sie als den Grundstein seines Glückes zu betrachten.«

»Alter gebietet immer Ehrfurcht, und ein Volk ist nicht so leicht zu bewegen, die Regierungsform zu zerstören, unter welcher es Jahrhunderte lang geblüht, als eine selbst geschaffene, die es hoffen darf, nach eigenem Plane wieder aufzubauen.«

»Wir verlassen ungern ein altes Wohngebäude, obschon uns ein neues und besseres geboten, und die Macht der Gewohnheit und das Liebwerden durch die Zeit wirken stärker, als die Gewalt der Prinzipien und Beweisgründe.«

»Ich glaube, daß die Amerikaner instinktmäßig den rechten Weg eingeschlagen haben, und daß man der jungen Republik keinen besseren Ermahnungsspruch zurufen kann, als den des Philosophen Panglos: »Que chacun travaille son jardin.«

Wir behalten uns vor, diese Ansichten weiter unten bey Darstellung der Ideen Tocqueville's über die nordamerikanische Staatsverfassung einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Der Verfasser fährt fort:

»Aber das westliche Gebiet der Union wird nicht bloß von Auswanderern aus den atlantischen Staaten bevölkert; ein großer Theil seiner Bewohner besteht aus fremden Ansiedlern aus

der Schweiz und aus Deutschland. Die Irländer, welche zwar in großen Massen nach den vereinigten Staaten auswandern, ziehen fast immer den Aufenthalt in den Städten, mit wechselnder und unstäter Beschäftigung, dem ruhigen Landleben der Deutschen vor, welche sich gewöhnlich mit Agrikultur beschäftigen. Die Vortheile der deutschen Ackerbauer in den vereinigten Staaten über alle anderen Mitbewerber sind zahlreich und mannigfaltig; aber sie entspringen größtentheils aus Ursachen, welche eine nähere Beachtung verdienen.«

»Die meisten deutschen Auswanderer, wenn wir etwa die geringe Zahl Gelehrter oder politisch Verbannter ausnehmen, ziehen nach Amerika mit dem festen Entschlusse, sich dort eine Heimat zu gründen, und in ihren Beziehungen als Auswanderer sich gegenseitig beyzustehen. Dieß ist unstreitig der vorzüglichste Grund ihres Fortkommens. Ohne die Alternative der Rückkehr in ihr Vaterland sind sie genöthigt, allen ihren Fleiß auf den Anbau des Bodens zu verwenden, und zwar nicht als Abenteurer, um einen Versuch zu wagen, sondern als Landwirthe, entschlossen, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Gewöhnlich lassen sie sich in den nordwestlichen Staaten nieder, und auf diese Weise von aller direkten Kommunikation mit ihrem Vaterlande abgeschnitten, lernen sie bald, sich in Amerika zurecht zu finden, ohne sich durch trübes Hinblicken auf ihre Heimat das Herz schwer zu machen, und die Lust zu Thaten zu verlieren. Ihre Art, beysammen zu bleiben, und ganze Dörfer und Städte auf einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger schmerzhaft, und erlaubt ihnen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, einen Theil ihres eigenen Vaterlandes in die wilden Einöden der neuen Welt zu verpflanzen. Sie fühlen kaum, daß sie Fremde sind, so lange jeder von ihnen in seinem nächsten Nachbar den Freund seiner Jugend oder den Gespielen seiner Kindheit findet — ja sie scheinen kaum ihrer Heimat entrissen zu seyn; denn sie sind nicht getrennt von denen, die sie lieben. Auf diese Art behalten die deutschen Auswanderer in den vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborne Einfachheit der Sitten, und sind durch Sparsamkeit und Fleiß und durch gegenseitige Unterstützung gar bald im Stande, sich bequem einzurichten, und ihren Ansiedlungen Einheit und Dauer zu verschaffen. Weniger Handels- und Geldspekulationen ergeben, wenden sie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbesserung und Vermehrung ihrer Grundstücke, und werden eben dadurch sicherer wohlhabend und unabhängig. Sie sind zwar weniger unternehmend, als die eingebornen Amerikaner, besonders die Neu-Engländer, und werden deßhalb oft der Plattheit und Unregsamkeit beschuldigt; aber sie stehen dessen

ungeachtet keinem Theile der Bevölkerung an Arbeitsamkeit nach, und ihre industrielle Ausdauer findet allgemeine Anerkennung. Wenige von ihnen werden durch glückliche Konjunkturen reich, aber selten sind sie nachlässig in der Bestellung ihres Hauswesens, und aus angestammter Neigung sich nur mit Agrikultur beschäftigend, sind sie weniger den Launen des Glücks ausgesetzt, und des endlichen Erfolgs ihres Fleißes gewiß. Ihre Landgüter sind die schönsten in den vereinigten Staaten, was sie vorzüglich dem Grundsatze verdanken, nie mehr Grundstücke zu besitzen, als sie selbst anbauen können, und diese immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Spekulation anzukaufen. Ihre Wohnhäuser sind eng und klein, aber die ungeheuren Dimensionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Besitzes und die Vorsicht und Klugheit thätiger Landleute. Die Verbesserung ihrer Felder liegt ihnen mehr am Herzen, als ihre häusliche Bequemlichkeit oder die Ausstattung ihrer Wohnungen. Sie beweisen die größte Sorgfalt für ihr Hornvieh, und ihre Arbeit ist um so ergiebiger, als sich alle Glieder ihrer Familie darein theilen.«

»Merkwürdig ist es, daß diese Charakterzüge der deutschen Landwirthe dieselben bleiben, wo immer sie sich niederlassen; seyen es nun in Pensylvanien oder im Staate Ohio, in Illinois oder im Norden von Virginien, in Maryland oder im Thale des Missisippi-Gebietes. Weder der Boden noch das Klima scheinen auf ihre Sitten und Gebräuche einen mächtigen Einfluß zu üben. Selbst die Zeit ist nicht im Stande, ihre Lebensart zu ändern. Die mährischen Brüder, welche unter dem Schutze des Generals Oglethorpe vor ungefähr einem Jahrhundert nach Amerika zogen, waren nicht wesentlich verschieden von denen, welche früher nach Südkarolina und Pensylvanien auswanderten, und William Penn's eigene Beschreibung der Letzteren entspricht jetzt noch den Eigenschaften der Deutschen in diesem Staate.«

»Nicht ganz uninteressant für deutsche Leser dürfte eine Beschreibung des Zustandes jener Auswanderer seyn, welche noch vor wenig Jahren die romantische Idee faßten, am rechten Ufer des Missisippi-Stromes ein neues Deutschland zu gründen. Daß dergleichen Ideen unzweckmäßig und unausführbar sind, ist wohl von selbst einleuchtend: denn nicht nur würde eine solche Niederlassung, wenn sie möglich wäre, von den Eingebornen mit scheelen Augen betrachtet werden, und deßwegen des nöthigen Schutzes und Beystandes entbehren, sondern die Deutschen sind zu so einer Kolonisation gar nicht geschaffen. Hierzu gehört eine Einigkeit und eine politische Organisation, wie sie unter den verschiedenen europäischen Auswanderern gar nicht denkbar ist.«

»Die amerikanischen Auswanderer aus den östlichen Staaten der Union haben in dieser Beziehung einen kaum zu berechnenden Vorsprung vor allen Europäern; denn nicht nur ist ihnen der Gebrauch gesetzlicher Freyheit zur Gewohnheit geworden, sondern sie bilden schon auf ihrem Zuge einen vollkommen geordneten politischen Körper, alle Elemente enthaltend, die dem künftigen Staate zur Basis dienen sollen. Dazu sind ihnen keine fremdartigen Bestandtheile beygesellt, welche den Einrichtungen der übrigen Staaten oder den Grundgesetzen der Union widersprächen. Wenn ihnen auch anfangs Vieles fehlt, was zur Bildung eines Staates gehört, so wissen sie doch diesen Mangel durch ihre mitgebrachten Sitten und Gebräuche zu ersetzen, und besitzen in den Erinnerungen an ihre Heimat das vollkommenste Vorbild ihrer künftigen politischen Gestaltung. Der öftere Wechsel und die Einsetzung der Beamten durch freye Wahl sind eine ihnen angestammte Sitte, und daher weniger Mißbräuchen unterworfen, als die Nachahmung dieses Verfahrens unter den verschiedenartigen europäischen Einwanderern.«

»Ohne eigene Gesetze, dienen ihnen die englischen zur Richtschnur, die durch gegenseitiges Einverständniß so lange allgemeine Gültigkeit haben, bis sie durch besondere Statuten einzelner Staaten widerrufen sind. Den meisten europäischen Auswanderungsgesellschaften im Gegentheil fehlt es gleich im Anfange an dem nöthigen Zusammenhange und einem klaren Bewußtseyn von dem, was sie eigentlich wollen. Ohne sich um wechselseitige Beziehungen der verschiedenen Staaten und ihre innere Einrichtung zu kümmern, wollen sie schlechthin ein neues politisches System erbauen, ohne zu bedenken, daß jedes von den Formen des amerikanischen abweichende nothwendig mißglücken, und, den Grundgesetzen der Union widersprechend, allgemeine Opposition finden muß. Jedes Territorium steht überdieß unter der unmittelbaren Regierung des Kongresses, welcher allein das Recht hat, den Gouverneur und alle hohen und niederen Beamten zu ernennen. Es versteht sich daher von selbst, daß keine Gesellschaft von Auswanderern, wenn sie noch so zahlreich wäre, und sich auf Hunderttausende beliefe, hoffen könnte, sich nach eigenen Gesetzen und Gewohnheiten zu regieren. Sie müßten in jedem Falle zuerst ein Territorium der Republik bilden, und eine große Zahl eingeborner Amerikaner unter sich aufnehmen, ehe es ihnen möglich wäre, einen eigenen unabhängigen Staat zu bilden, der so lange aus dem Vereine ausgeschlossen bliebe, bis seine Einrichtungen denen der übrigen Staaten entsprächen.«

»Der Kongreß nämlich errichtet jedes neue Territorium der

Republik, und verkauft die dahin gehörigen Ländereyen, übt aber über dasselbe so lange die höchste Staatsgewalt aus, bis seine Bevölkerung, die Zahl von funfzigtausend übersteigend, das Recht der Selbstregierung nachgesucht, und durch seine Aufnahme in die Union als unabhängigen Staat, erhalten hat. Bis dahin werden alle Beamten vom Kongreß ernannt, und es ist daher nicht zu erwarten, daß er sich hiezu der Fremden und Uneingebürgerten bediene, die mit den Gesetzen des Landes unbekannt, ihre Aemter schlecht verwalten würden.«

»Aber ohne Selbstregierungssucht und Wahlfreyheit müssen die deutschen Einwanderer auf jede besonders zu bildende Verfassungsform Verzicht leisten, um so mehr, als die unaufhörlichen Auswanderungen aus den östlichen Staaten der Union beständig eine weit größere Zahl eingeborner Amerikaner nach Westen drängt, als zu irgend einer Zeit Europäer dort eintreffen könnten. Bey den öffentlichen Versteigerungen der Staatsländereyen (government lands) findet sich immer eine sehr große Zahl eingeborner Amerikaner ein, welche sich gewöhnlich so unter einander zu verstehen wissen, daß es Fremden unmöglich wird, wohlfeil einzukaufen. Finden sich gar europäische Käufer ein, welche durch irgend etwas vor Anderen sich auszeichnen, oder deren Sitten und Gebräuche, denen des Landes widerstrebend, kein gutes Auskommen mit ihren Nachbarn hoffen lassen, dann werden nicht selten die Preise auf das Doppelte und Dreyfache des Werthes hinaufgetrieben, und eine ganze Gesellschaft theilt sich dann willig in den erlittenen Verlust. Gemeiniglich werden große Landstrecken von Kompagnien Amerikaner aufgekauft, und in kleinen Parzellen wieder veräußert, — und ich würde Europäern, welche sich in den vereinigten Staaten niederlassen wollen, geradezu rathen, sich an die Agenten dieser Gesellschaften zu wenden, welche ihnen wenigstens erlauben, das zu kaufende Land zu besehen, während dem alles dem Staate gehörige nach der Karte verkauft wird. Auch besitzen die amerikanischen Länderkompagnien durch ihren ausgedehnten Kredit und ihre Beziehungen zur Centralregierung oder zu den einzelnen Staaten Vortheile, welche sie in den Stand setzen, mit weniger eigentlichen Mitteln die größten europäischen Kapitalisten zu überbieten, so daß man beynahe immer besser thut, ihnen einen mäßigen Gewinn zu gönnen, als sich mit ihnen gleichzeitig in Konkurrenz zu setzen. Auch sind die von ihnen feilgebotenen Ländereyen gewöhnlich in der Nachbarschaft von schon urbar gemachten Distrikten, wo das Fortkommen junger Ansiedler sicherer ist, als in den Gränzbezirken des Westens, wo die fortwährenden Inkursionen der Indianer Leben und Eigenthum der Landwirthe in

Gefahr setzen. Die beständig nach Westen ziehenden Neu-Engländer verfahren mit der Kolonisation neuer Distrikte nicht wie die Deutschen; sie lassen sich nirgends permanent nieder, sondern bauen bloß ihre Hütten, umzäunen ihre Grundstücke, brennen die Bäume ab, pflügen den Boden um, und ziehen dann weiter, zufrieden mit dem hohen Verkaufspreise ihrer verbesserten Ländereyen (improved lands), um sechzig bis hundert Meilen tiefer nach Westen einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden.«

»Die Deutschen sind weniger dazu geeignet, ihre Ansiedlungen fabrikmäßig zu betreiben, und ihre Häuser und Grundstücke auf den Verkauf einzurichten. Sie sind in ihrer Heimat viel zu sehr an Häuslichkeit gewöhnt, um sich in einem halben Nomadenzustande glücklich zu fühlen, und es fehlen ihnen auch die nöthigen Relationen mit den Einwohnern der Gränzstaaten und der Beystand der Centralregierung, um sich ohne Gefahr den Entbehrungen und Mühseligkeiten solcher Missionen zu unterziehen. Viele der neuen westlichen Ansiedlungen müßten verunglücken, wenn die dazu bestimmten Amerikaner in den Bewohnern der schon bebauten Distrikte keine Freunde, und in den Geldvorschüssen aus den östlichen Staaten keine Mittel fänden, ihren Kredit und dadurch ihre industrielle Thätigkeit zu heben. Um sich einen Begriff zu machen von den ungeheuren Hülfsquellen, welche eingebornen Amerikanern auf diese Art zu Gebote stehen, werfe man einen Blick auf die Kolonisation von Texas. Ungeachtet aller Restrictionen der mexikanischen Regierung und des ihrerseits verweigerten Eintritts in ihr Gebiet ging die Auswanderung dahin aus den vereinigten Staaten unaufhaltsam ihren Gang fort; die von Mexiko angesprochenen Ländereyen wurden von den Auswanderungsgesellschaften zu New-York, Boston und Philadelphia, trotz alles Einspruchs der Regierung, öffentlich feilgeboten, und nicht nur von gebornen Amerikanern, sondern auch von Fremden, und besonders Engländern, gierig aufgekauft. Die neuen Niederlassungen erhielten den größten Theil ihrer Lebensmittel zu Wasser aus den Seestädten der Union; und dieselbe Handelskompagnie, welche von New-York aus den jungen Staat regierte, und seine Bewohner durch Geld und andere Vorschüsse thätig unterstützte, versah diese auch mit den nöthigen Waffen zur Vertheidigung, und beschenkte sie sogar mit einer Flotte. Die Texaner, welche auf diese Art Schuldner der vereinigten Staaten geworden, wußten recht wohl, daß diese, um ihr Kapital zu retten, in einem vorauszusehenden Kampfe mit Mexiko nicht unthätig bleiben, oder das Geschick der von ihnen begründeten Kolonie dem Zufalle überlassen konnten. Auch rechneten sie billiger Weise auf die Sympathie ihrer Landsleute, und der

Erfolg zeugte, daß sie sich nicht täuschten. Gleich der erste Aufruf an die Amerikaner stellte Millionen zu ihrer Verfügung, und obwohl die von den Gouverneuren der Staaten Tennessee und Kentucky aufgebotene Miliz auf Befehl des Präsidenten (des Generals Jackson) wieder aus einander ging, war ihre Zusammenberufung doch ein Mittel, Tausende von Freywilligen nach Texas zu führen, und dem ungleichen Kampfe eines Kolonistenhaufens gegen die Streitmacht eines ganzen Staates Nachdruck und Sieg zu verleihen. Auf ähnliche Art, wenn auch nicht in demselben Maße, werden alle neuen Niederlassungen der Amerikaner von den Handels- und Seestädten der Union unterstützt; aber es wäre thöricht, wenn Europäer und besonders Deutsche, auf solche Hülfe rechnen wollten.«

»Die deutschen Kaufleute in den Seestädten der vereinigten Staaten sind gewöhnlich Agenten europäischer Häuser von Hamburg oder Bremen, die sich um das Fortkommen ihrer deutschen Landsleute wenig kümmern, und noch weniger bereit sind, unaccreditirten Personen Geld oder andere Vorschüsse zu liefern. In dringenden Fällen rathe ich den Deutschen, sich geradezu an eingeborne Amerikaner zu wenden, welche wenigstens aus Staatsklugheit oder aus wohlberechneter Vaterlandsliebe jede neue Ansiedlung begünstigen, und um ihres eigenen Handelsvortheils willen Geld und Güter ehrlichen Menschen anvertrauen.«

»Die zur Ansiedlung von Deutschen geeignetsten Staaten bleiben immer Pensylvanien, Ohio, Illinois und Missisippi. Weiter nach Süden ist das Klima zu heiß und ungesund, und im Norden in der Nähe der großen, stillen Gewässer sind die Einwohner ebenfalls endemischen Krankheiten unterworfen. Das Klima von Kentucky wäre zwar den Deutschen zuträglicher; aber Kentucky ist ein Sclavenstaat, und als solcher wohl eine Ausbeute für Handwerker, keineswegs aber für Ackerbauer. Die Ehre, neue Staaten zu gründen, überlassen Europäer billig den amerikanischen Schanzgräbern; ihr Besitz macht selten glücklich, und am wenigsten entspräche sie den Wünschen und Hoffnungen der Deutschen. Arbeit und Mühseligkeit warten anfangs überall auf sie; aber Muth und Ausdauer siegen am sichersten, wo die vielseitigen Niederlassungen und bereits erworbenen Reichthümer ihrer Landsleute den Deutschen einen mächtigen politischen Einfluß verschafft haben, wie dieß in den obgenannten Staaten der Fall ist.«

»Uebrigens gehe keiner nach Amerika in der Hoffnung auf ein leichtes Fortkommen. Nichts als Fleiß führt zu Wohlstand und Reichthum in den vereinigten Staaten. Amerika bietet der Industrie zwar ein größeres Feld; aber es fehlt jetzt schon nicht

mehr an zahlreichen Mitbewerbern, welche den europäischen Einwanderern schwere Pflichten auferlegen, und ohne Umsicht und Arbeitsamkeit ist jede Art Erfolg noch unsicherer als in Europa.«

»Noch ist zu bemerken, daß es thöricht ist, sich in Amerika in der Absicht niederzulassen, die Arbeit der Armen zu miethen. Der Preis derselben ist hoch, und oft ist sie nicht für Geld zu bekommen. Die meisten deutschen Landleute ziehen mit Recht vor, sich gegen einen gewissen Antheil an dem Ertrage eines Gutes zu verdingen, in der Hoffnung, einst einen Theil desselben zu besitzen, — welches für sie das sicherste Mittel ist, sich unabhängig zu machen. Proud in seiner Geschichte von Pensylvanien bemerkte schon den Umstand, wie die armen arbeitenden Klassen in Amerika alle reich würden, während vermögliche Personen, welche mit Geld und großen Ländereyen anfangen, nach und nach in Armuth versänken, und führt die Klugheit vieler reicher Deutschen an, die sich zuerst als Knechte verdingten, bis sie hinlängliche Kenntnisse des Klimas und Bodens besaßen, eine größere Wirthschaft auf ihre eigene Rechnung zu betreiben.«

»Das ruhige Temperament der Deutschen erlaubt ihnen nicht, sich mit Politik zu beschäftigen, obschon ihre Zahl groß genug wäre, eine starke Partey zu gründen. In Pensylvanien haben sie dessen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieses Staates sind seit der Revolution stets Deutsche gewesen. Darüber ist man gegenwärtig so einverstanden, daß selbst bey der letzten Wahl, wo sich zwey Demokraten und ein Whig-Candidat um die Gouverneurswürde bewarben, alle drey deutscher Abkunft waren, und kein Anderer hätte die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt. Im Staate Ohio, obschon dieser zuerst von Neu-Engländern colonisirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünf und vierzigtausend stimmbefugte Deutsche. Der Staat von New-York, obschon ursprünglich von Holländern angesiedelt, enthält eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in mehreren Grafschaften, besonders in der von Columbia, die Heimat Martin van Buren's, des jetzigen Vicepräsidenten und künftigen Präsidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf und zwanzigtausend stimmfähige Deutsche; die Bevölkerung von Illinois ist beynahe ein Drittheil deutsch, und in das Missisippi-Thal strömen Tausende von neuen Einwanderern. Ich glaube ohne Uebertreibung die Zahl der jährlich von Deutschen oder Abkömmlingen derselben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttausend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachsen wird. In der Stadt New-York sogar haben die Deutschen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeisters und an-

derer städtischer Beamten; denn sie haben dort nicht weniger als dreytausend fünfhundert Stimmen.«

»Unter solchen Umständen wird das sogenannte deutsche Votum (German vote) natürlich ein Gegenstand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteyen und Grade; und es fehlt zu diesem Zwecke nicht an deutschen Zeitungen, wo es Niederlassungen von Deutschen gibt. In Pensylvanien allein existiren mehr als dreyßig deutsche (meistens wöchentliche) Blätter, und im Staate Ohio werden eben so viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die »New-Yorker-Staatszeitung ist ganz das Wort der deutschen Demokratie jener Stadt. Wären diese vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redacteur die Eigenheiten der Deutschen, die besonderen Verhältnisse ihrer Ansiedlungen und ihre Beziehungen zur Centralregierung verstände, dann könnte man sie zu einem politischen Hebel bilden, welcher fähig wäre, jeder Partey Stärke und Dauer zu geben, für die er sich einmal erklärte.«

»Aber die Deutschen in den vereinigten Staaten besitzen bis jetzt noch kein kräftiges, politisches Organ, das ihren Meinungen und Grundsätzen Nachdruck geben könnte, und ihre Politik ist daher bloß ein Widerschein der herrschenden Doctrinen anderer Staaten: sie sind sich ihrer Macht nicht bewußt, und sind mehr besorgt für die Vermehrung ihrer Zahl, als für die Vereinigung ihrer Anstrengungen und die Richtung derselben nach einem bestimmten Ziele.«

»Die amerikanischen Deutschen sind weniger reizbar, als ihre Brüder im Süden und Norden, und daher gleichgültig gegen eine Menge anscheinlich unwichtiger Fragen, deren Beziehung zu den Grundsätzen der Regierung ihrer Aufmerksamkeit gänzlich zu entgehen scheint Auf diese Art werden sie oft in ihren eigenen Reihen besiegt, und gegen ihren Willen und Vorsatz zu Spielzeugen ränkevoller Parteygänger mißbraucht. Aber bey der ersten wichtigen Staatsfrage, wie zum Beyspiel die der Präsidentenwahl, vereinigen sie sich wieder, und ungeachtet aller Anstrengungen ihrer Gegner, sie durch Hinweisung auf ihre Lokal-Interessen und Aufregung ihrer Vorurtheile zu entzweyen — ein Versuch, welcher in anderen Staaten selten gänzlich fehl schlägt — beharren sie in der Wahl ihrer Männer und Grundsätze.«

»Die Deutschen in den vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, sondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchst freysinnigen Grundsätzen, deren Anwendbarkeit sie nie in Zweifel ziehen, sobald sie ihren Ideen von moralischer Gerechtigkeit ent-

sprechen. Sie lassen sich selten auf Details ein, geben aber fast nie einen Grundsatz auf, und sind deßhalb weniger selbstsüchtigen und eigennützigen Einflüssen ausgesetzt. Ihr praktischer Sinn ist republikanisch, und ich habe schon früher bemerkt, daß sie einen großen demokratischen Instinkt besitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo sie ihre Macht fühlen und eine Partey bilden werden, deren Einfluß die feinsten Berechnungen theoretischer Politiker übersteigen dürfte.«

»Für die Erziehung der Jugend haben die Deutschen in Pensylvanien und Ohio wenig gesorgt, besonders im Vergleiche mit den diesfälligen Bemühungen der Neu-Engländer. Im Jahre 1833 waren in beyden Staaten eine große Anzahl Kinder und Erwachsene, die weder lesen noch schreiben konnten, und obschon man seitdem auch dort angefangen hat, Freyschulen zu gründen, so stehen diese doch in jeder Beziehung weit hinter denen der übrigen Staaten. Die deutschen Landleute — die bey weitem größere Zahl aller in Amerika einheimisch gewordenen Deutschen — zeigen sogar bey allen Gelegenheiten eine entschiedene Abneigung gegen jede Verbesserung des Unterrichts und der Schulen. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines zu Easton in Pensylvanien ansäßigen Deutschen, der auf die Frage, ob es ihn nicht freuen würde, in seinem Städtchen eine Hochschule zu haben, welche seinen Kindern die Mittel einer besseren Erziehung böte, achselzuckend zur Antwort gab, daß seine Söhne dort nichts zu lernen hätten, indem er sie zu arbeitsamen Landwirthen, nicht aber zu müßigen Dieben erziehen wolle, sich von dem Schweiße Anderer zu nähren. Selbst nicht die Aussicht auf größeren Gewinn, durch das Zusammentreffen von Studenten aus New-York und Philadelphia (Easton liegt mitten zwischen beyden Hauptstädten), war im Stande, seine Besorgnisse über den möglichen Mißbrauch von Gelehrsamkeit zu beschwichtigen, und der Gedanke, daß einer seiner Söhne den Stand eines Ackerbauers für den eines Gelehrten, und dadurch die schlichte Einfalt eines Landmannes für den höflichen Ton eines Städters vertauschen könnte, war eine wahre Marter für den guten Mann. Freylich ist in der Einfalt dieser Menschen so viel natürlicher Verstand, daß man sie beynahe Klugheit nennen möchte, obschon sie traurig genug gegen die ehrgeizigen Pläne der Neu-Engländer absticht, welche sich nie zufrieden geben, wenn sie nicht aus ihren Kindern Doctoren oder Advokaten gemacht haben.«

»So entschieden ist die Abneigung der Deutschen gegen das in den vereinigten Staaten fast allgemein eingeführte System der Freyschulen, daß sich in Pensylvanien eine eigene politische Partey gebildet hat, welche unter dem Namen Anti-Free-

School-Party (Anti-Freyschulen-Partey) jede Verbesserung des Schulsystems zu hemmen sucht, und sogar die gesetzgebende Versammlung dieses Staates mit Petitionen bestürmt, die dort eingeführten Freyschulen wieder abzuschaffen.«

»Folgender Auszug aus dem Berichte des Herrn Kerr an die gesetzgebende Versammlung von Pensylvanien über die Zweckmäßigkeit des im Jahre 1834 dort eingeführten Schulsystems wird meinen Lesern den traurigen Beweis liefern, daß es hauptsächlich Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen sind, welche sich in diesem Staate den Fortschritten der Erziehung entgegensetzen.«

»»Der Ausschuß, beauftragt, dem Hause die Zahl der Petitionen anzugeben, welche in den verschiedenen Grafschaften der Republik entweder um die gänzliche Widerrufung oder um eine Modifikation des Schulgesetzes bittet, so wie die Zahl derer, welche gegen diese Widerrufung protestirt; deßgleichen auch, wie viele der gedachten Petitionäre sich bloß durch Zeichen unterschrieben haben, und wie viele Namen von fremden Händen auf das Bittgesuch gesetzt worden sind, berichtet, wie folgt:

»»Daß zwar die Zahl derer, welche um gänzliche Widerrufung des Schulgesetzes bittet, bedaurungswürdig groß ist, aber doch bloß eine kleine Minorität aller Stimmfähigen in sich faßt — nämlich bloß 32000 (!). Die Zahl der um Modifikation Bittenden ist 2084; die derjenigen, welche gegen die Widerrufung protestirt, 2575. Der Ausschuß bedauert, unter der Zahl derer, welche ein allgemeines Erziehungssystem für überflüssig halten, und deßhalb um seine Aufhebung bitten, sechs und sechzig Personen gefunden zu haben, welche nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnten, und sich deßhalb bloß durch Zeichen unterfertigten. So viel der Ausschuß ermitteln kann, sind wenigstens immer zehn Namen aus hundert von fremden Händen auf das Bittgesuch gesetzt. Ob dieses in der Unfähigkeit der Bittenden, selbst ihre Namen zu schreiben, seinen Grund hatte, will der Ausschuß dahingestellt lassen. — Der Ausschuß bemerkt ferner, daß in den meisten Petitionen nicht mehr als fünf von hundert Namen englisch, die meisten aber so unleserlich geschrieben sind, daß sie wohl den stärksten Beweis liefern von der bedauernswerthen Nachläßigkeit der Gesetzgebung, welche so lange säumen konnte, ein allgemeines System der Erziehung mittelst konstitutioneller Anordnungen einzuführen.««

»Wenn dieser Bericht an die gesetzgebende Versammlung sagt, daß nur fünf von hundert Namen englisch waren, so heißt dieß so viel, als 95 Deutsche aus jedem Hundert der Bevölkerung von Pensylvanien waren gegen die Einführung öffentlicher

Schulen, was um so mehr auffallen muß, als die Vorzüge des deutschen Erziehungswesens den Amerikanern wohl bekannt, und die besten deutschen Schulbücher (besonders die preußischen) bereits von ihnen ins Englische übersetzt worden sind. Während die meisten amerikanischen Hochschulen Lehrstellen der deutschen Sprache und Literatur besitzen, haben die Deutschen in Pensylvanien noch keine einzige gute Elementarschule; und obwohl die Meisterwerke deutscher Klassiker bereits amerikanischen Schriftstellern zum Vorbilde dienen, lesen die Deutschen in Pensylvanien noch immer die alten Mährchen und Zaubergeschichten, oder die Lebensbeschreibung des Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini. Die deutschen Prediger, denen es obliegt, über die sittliche und religiöse Erziehung der Jugend zu wachen, und wo möglich die Schulanstalten zu verbessern, besitzen hiezu keinen Muth, oder verbauern unter ihren Gemeinden. Deßwegen stehen die Deutschen in Amerika in keinem besonderen Rufe der Intelligenz, obwohl ihre Ehrlichkeit, Thätigkeit, Ausdauer und die Unverderbtheit ihrer Sitten allgemeine Anerkennung finden.«

»Die Gemüthsart und der Unternehmungsgeist der Irländer sind ganz verschieden von der ruhigen Arbeitsliebe der Deutschen. Die Industrie der niederen Klassen besteht mehr in körperlichen Anstrengungen, als in ihrer Richtung nach einem bestimmten Ziele. Freygebiger, aber auch zugleich weniger sparsam, als die Deutschen, sind sie schon zufrieden mit den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens, theilen sich brüderlich in ihren kärglichen Erwerb, und bekümmern sich wenig um die Zukunft. Während sie sich willig zum Graben der Kanäle oder der Anlegung von Eisenbahnen verwenden lassen, vernachläßigen sie den nützlicheren Anbau des Bodens, welcher doch das sicherste Mittel ist, reich und unabhängig zu werden. Aber der zweyten Generation geht es schon besser. Auferzogen in den großen Städten, findet sie überall Gelegenheit, die vielen Bildungsanstalten zu benützen, welche in allen Theilen der Union den Wißbegierigen zu Gebote stehen, und sich durch Talent und Fähigkeiten zu reichen und ansehnlichen Bürgern emporzuschwingen. Viele der besten amerikanischen Advokaten und Staatsmänner sind irischer Abkunft, und General Jackson selbst stammt aus einer irländischen Familie. Sie sind herzliche, patriotisch gesinnte Menschen, welche bloß des kühlenden Einflusses eines mehrjährigen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten bedürfen, um gute amerikanische Bürger zu werden.«

»An und für sich wird ein gebildeter Irländer in den vereinigten Staaten mehr geschätzt, als ein Deutscher, und durch die größere Verwandtschaft der Ideen ist er vielleicht auch ein

nützlicheres Glied der amerikanischen Gesellschaft; aber im Allgemeinen hat man die Deutschen dennoch lieber. Sie haben mehr, oder wenigstens eben so viel, für die Verbesserung des Landes und die Entwicklung seiner Hülfsquellen gethan, als irgend eine Klasse von Eingebornen. Die ersten amerikanischen Fabriken, welche die Eifersucht Englands erregten, waren die deutschen Papier-, Tuch- und Leinwandfabriken von Pensylvanien, und noch jetzt rivalisiren die Staaten von Pensylvanien und Massachusetts in diesen Zweigen der Industrie. Künste und Gewerbe haben in Philadelphia größere Fortschritte gemacht, als in jeder anderen Stadt der vereinigten Staaten; aber die vorzüglichsten dortigen Handwerker sind Deutsche, und die reichsten Kaufleute dieser Stadt sind ebenfalls Abkömmlinge von Deutschen. Diese Beschäftigungen sind zwar nicht geeignet, einzelne Namen berühmt zu machen, aber sie bezeichnen die Masse als eine höchst arbeitsame, nützliche Klasse der Gesellschaft, welche durch ihre geringere Reizbarkeit und große Beharrlichkeit vielleicht noch bestimmt ist, dem unmäßigen Ehrgeize einer Faction heilsame Schranken zu setzen.«

Der politische Einfluß der Irländer, welcher der Gegenstand so vieler Discussionen in den vereinigten Staaten und in England geworden, und dem eine politische Partey noch kürzlich alle ihre Niederlagen zuschrieb, ist äußerst gering, und nur in den großen Seestädten fühlbar, Es ist eine wohlerörterte Thatsache, daß eine große Majorität des Landes und nicht der Städte die gegenwärtige Administration und die Maßregeln des Generals Jackson unterstützte, und daß beynahe alle Städte, mit Ausnahme von New-York, sich gegen dieselben erklärten. Aber selbst die Majorität in der Stadt New-York hatte keinen besonderen Einfluß auf die des Staates, welche groß genug war, für den etwaigen Verlust einer Stadt Ersatz zu leisten. Die Irländer sind lange nicht so einig, als die Deutschen, und besitzen in keinem Staate genug Vermögen, um einen unmittelbaren Einfluß auf die Wahlen auszuüben. Die Deutschen im Gegentheile bilden an und für sich selbst eine Majorität in Pensylvanien, und eine angesehene reiche Partey in vielen anderen Staaten. Als Eigenthümer des Bodens besitzen sie ein unabhängiges Stimmrecht, welches den niederen Klassen der Irländer im Dienste der Kapitalisten entrissen ist. Daß die Irländer dennoch für die Regierung stimmten, beweist, daß sie es aus Grundsatz thaten, denn die Rücksicht auf ihr eigenes Interesse hätte sie wahrscheinlich zu etwas Anderem verleitet. Handel und Fabrikwesen, von welchen die größere Zahl der Irländer wenigstens mittelbar sich nährt, konnten sie leicht bewegen, anders zu stimmen, während

der Bauer im Inneren des Landes schon durch seine Lage weniger von den Geld-Instituten der großen Städte abhängt. Die Irländer, wären sie auch bis zum letzten Mann einig unter sich selbst, würden doch nicht den Einfluß und die Macht der Deutschen besitzen, welche durch Neigung, Gewohnheit, Beschäftigung und Vermögen die stärksten Demokraten des Landes sind. Ich bin hier von keinem Parteygeiste geleitet, weder für noch gegen die Irländer oder Deutschen; auch spreche ich nicht von der Billigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Stimmen, sondern bloß von dem moralischen Werthe derselben, bestimmt durch ihr eigenes Gewissen.«

»Auf die Ansiedlung neuer Distrikte pflegen sich Europäer, wie bereits erwähnt, wenig einzulassen. Diese Ehre gebührt fast ausschließlich den Auswanderern aus Neu-England, welche man emphatisch die Schanzgräber der vereinigten Staaten nennen darf, deren Unternehmungsgeist und Gefahrverachtung man die wichtigsten Verbesserungen des Landes verdankt. Aber sie begnügen sich mit der Bezeichnung des Weges, welchen Andere einschlagen müssen, und der Befestigung der vorzüglichsten Punkte; die Zwischenräume werden dann mit Ansiedlern aus anderen Staaten und Europäern ausgefüllt. Der Charakter der neuenglischen Auswanderer ist von Washington Irving zu treffend geschildert*), als daß ich es wagen könnte, mehr hinzuzufügen, als nöthig ist, einen gewissen politischen Typus zu verstehen, welchen man in allen Staaten bemerkt, wo sie sich in größerer Anzahl niederließen. Das Talent eines Neu-Engländers ist universal. Er ist ein guter Ackersmann, ein vorzüglicher Schullehrer, ein sehr achtbarer Prediger, ein guter Advokat, ein vorsichtiger Arzt, ein kluger Zeitungsschreiber, ein unternehmender Kaufmann, ein schlauer Krämer und ein thätiger, wackerer Gewerbsmann. Auf diese Weise fähig, alle wichtigen Posten der Gesellschaft zu besetzen, bedarf es nur weniger Neu-Engländer, einem jungen Staate einen bleibenden Charakter aufzudrücken, selbst wenn ihre Zahl geringer wäre, als die der übrigen Ansiedler. Die Staaten von Ohio und Michigan und selbst ein großer Theil des Staates von New-York liefern auffallende Beyspiele dieses moralischen Uebergewichts der Neu-Engländer; aber man würde sich gewaltig irren, wenn man hieraus schlöße, daß ihr eigener Charakter keine Metamorphose erleide, oder daß sie in ihren neuen Beziehungen in den westlichen Staaten bloß als Reformatoren aufträten, ohne ihrerseits durch den Einfluß

*) Wir verweisen den Leser auf die meisterhafte Charakteristik in Michel Chevalier's Briefen über Nordamerika.

fremder Ansiedler bis auf einen gewissen Grad umgeschaffen zu werden. Aber diese Verwandlung dient ihnen zum Heil. Ihr Patriotismus, statt innerhalb der engen Gränzen von Neu-England eingeschlossen zu seyn, ein Fehler, den man ihnen schon im Anfange des Revolutionskrieges vorwarf, nimmt dort einen nationalen Charakter an. Der beständige Umgang mit Fremden aus allen Theilen der Welt, und besonders aus den verschiedenen Staaten der Union, entfernt von ihren Gemüthern gewisse engherzige Vorurtheile und Illiberalitäten, welche ihnen von ihren südlichen Brüdern mit Recht vorgeworfen werden. Toleranz, die letzte und menschlichste Tochter der Civilisation, ist vielleicht die einzige Tugend, mit welcher der Neu-Engländer etwas haushälterisch umgeht; aber selbst diese gedeiht und wächst in den westlichen Staaten, und ich nehme keinen Anstand, meine Meinung auszusprechen, daß die Einwohner jener Landstrecken weit mehr emancipirt sind, als die der atlantischen Staaten, ungeachtet aller möglichen Vorzüge der letzteren in Bezug auf Verfeinerung und Manieren. In Amerika gibt es gewiß keinen bessern Charakter, als den eines Neu-Engländers, verpflanzt nach den westlichen Staaten.«

»Um sich einen Begriff zu machen von dem schnellen Aufblühen des Westens, werfe man bloß einen Blick auf die beyspiellose Vermehrung der Bevölkerung. Der Staat von Pensylvanien, welcher im Jahre 1810 810,091 Einwohner zählte, hatte im Jahre 1830 1,348,233, Zunahme: 538,142. Die Bevölkerung des Staates von New-York, welche im Jahre 1810 sich bloß auf 959,049 belief, hatte sich schon im Jahre 1830 bis auf 1,918,608 vermehrt; Zuwachs: 959,559. Die Einwohnerzahl von Alabama war geringer als 21,000, aber im Jahre 1830 war sie schon auf 309,527 angewachsen; Zuwachs: 288,527, oder nahe an 1374 Prozent in zwanzig Jahren; die von Missisippi, welche 1810 bloß 40,352 betrug, was im Jahre 1830 136,621; Zuwachs in zwanzig Jahren 96,269, oder nahe an 239 Prozent. Tennessee enthielt 1810 261,927 Seelen, aber 1830 schon 681,904; Zuwachs mehr als 160 Prozent. Im Staate Kentucky stieg die Bevölkerung in demselben Zeitraume von 406,511 auf 687,917, oder beynahe um 70 Prozent; die von Ohio vermehrte sich in derselben Zeit von 230,760 auf 937,903, also um mehr als 300 Prozent. Die Bevölkerung dieses Staates belief sich im Jahre 1790 bloß auf 3000 Seelen, sie ist also in 40 Jahren um 31,154$^{67}/_{100}$ Prozent gestiegen. Der Staat Indiana enthielt 1810 nur 24,520 Einwohner; aber im Jahre 1830 schon 343,031; Zuwachs nahe an 1300 Prozent; aber die Bevölkerung von Indiana belief sich im Jahre

1800 nur auf 4875 Seelen; der Zuwachs in dreyßig Jahren, oder weniger als eine Generation, beträgt daher mehr als 6936½ Prozent. Illinois enthielt im Jahre 1800 bloß 12282 Einwohner, welche Zahl im Jahre 1830 schon auf 157,445 angewachsen war; Zuwachs nahe an 1345 Prozent. Die Bevölkerung von Missuri vermehrte sich in demselben Zeitraume um beynahe das Siebenfache, denn die von 1810 zählte bloß 20845, die von 1830 schon 140,455. Die Volkszahl der östlichen Staaten ist zwar nicht in demselben Verhältnisse gestiegen, wie die der westlichen, vermehrte sich aber dennoch schneller, als, mit Ausnahme von Rußland, die irgend eines europäischen Staates, und der Zuwachs der Einwohnerzahl von Pensylvanien und New-York überstieg sogar den der russischen Bevölkerung.«

Was der Verfasser über die Verdrängung der Indianer sagt, wird hier nur angeführt, weil dieß die amerikanische Ansicht ist.

»Mehr als neun Zehntel aller Auswanderer nach Westen sind Ackerbauer oder Pflanzer, und es sind daher besonders Agrikultur-Interessen, welche die schnelle Ansiedlung des unermeßlichen Territoriums der vereinigten Staaten herbeyführen, das jetzt noch dem Unternehmungsgeiste offen steht. Handel und Gewerbe folgen zwar dem Pfade jener Ansiedler, aber sie bahnen keinen Weg nach jenen Regionen, und sind eher Begleiter als Urheber der Civilisation. Das Festland von Amerika hätte, wie die Inseln der Südsee, von tausend unternehmenden Kaufleuten und Seefahrern besucht werden können, ohne auch nur auf einen Augenblick seiner Wildheit entrissen zu seyn. Nur der wirkliche Anbau des Bodens — das unbestreitbare Eigenthumsrecht auf alle durch eigene Arbeit erworbenen Güter — legt den Grund zu künftigen Staaten oder rechtfertigt den Besitz eines Landes. Möge daher kein empfindsamer Europäer die barbarische Grausamkeit der Anglo-Amerikaner bejammern, welche die Ureinwohner von dem Boden ihrer Väter scheucht, und sie zwingt, vor der immer weiter schreitenden Civilisation in die westlichen Wälder zu fliehen. — Die Ureinwohner von Amerika, mit seltenen Ausnahmen, besaßen den Boden, auf den sie traten, eben so wenig, als die Luft, die sie einathmeten. Sie hatten ihn nie angebaut; auch besaßen sie einzeln keinen Rechtstitel auf seinen Besitz, gegründet auf eigene Arbeit. Er gehörte ihnen gemeinschaftlich mit den Thieren des Waldes, und diente ihnen, wie jenen, nur zum Raube. Die Engländer konnten eben sowohl das Weltmeer ihr Eigenthum nennen, weil sie sich darauf bewegten, als die Indianer das Festland von Amerika, weil sie in seinen Wäldern hausten. Die Eroberungen von Peru und Me-

xiko, deren Einwohner bereits eine höhere Stufe der menschlichen Bildung erreicht hatten, waren Werke barbarischer Grausamkeit; aber dieser Vorwurf kann die ruhigen Fortschritte der Civilisation nicht treffen, welche in den vereinigten Staaten einen Indianerstamm nach dem andern verdrängen, bis das rothe Menschengeschlecht endlich ganz von der Erde verschwindet.«

»Der amerikanische Ansiedler nimmt Besitz von einem Boden, der, von keines Menschen Hand bebaut, nie einen eigentlichen Herrn hatte. Er baut sein Blockhaus in eine Oedung, welche Raum für Millionen hat, und in welcher kaum einige hundert Jäger der Spur des Wildes folgen. Ist dieß Räuberey? Ist es Grausamkeit, ein Land anzubauen und zu civilisiren, und den Weg zu Reichthümern Tausenden zu öffnen, die sonst arm und unglücklich wären, weil man nicht vermeiden kann, das Jagdrevier einiger wandernder Horden zu betreten, und ihr Wild zu verscheuchen? Aber dieß thun die Amerikaner, und mit den Damhirschen verschwinden die Indianer aus den Wäldern. Umsonst spricht man von der möglichen Civilisation der Indianer. Wäre diese wirklich erreichbar, was mehr als zweifelhaft ist, wenn man an die vielen bis jetzt gemachten unglücklichen Versuche denkt, so würden doch die Indianer in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und mechanische Fertigkeit ihren Lehrern nachstehen, und deßhalb von der Gesellschaft geächtet seyn« *).

»Wir können nicht umhin, das Schicksal dieser Völker zu bedauern; aber kaum können wir daran denken, sie von ihrem Untergange zu retten, ohne uns gegen die übrige Menschheit zu versündigen. Die Macht, welche aus dem Anbau des Bodens und der Gründung fester Wohnsitze entspringt, ist so unwiderstehbar und ausdauernd, daß sie endlich über alle Hindernisse siegen, und selbst den zerstörenden Einflüssen eines Krieges Trotz bieten muß. Dieß ist der Grund, warum die brittischen Kolonien in Amerika so schnell zunahmen, und zuletzt Canada ver-

*) Der gegenwärtige Zustand der Creeks und Cherokesen liefert einen neuen Beweis von der Unfähigkeit der Indianer, eine der amerikanischen ähnliche Gesellschaft zu bilden. Rothjacke (Red Jacket), ein Indianerhäuptling von großer Beredsamkeit, in seiner Antwort auf die von den Missionären an ihn gestellte Aufforderung, zum Christenthume überzugehen, bemerkte, wie es wahrscheinlich wäre, daß Gott die weiße und rothe Menschenrasse zu ganz verschiedenen Zwecken bestimmt hätte. »Euch,« sagte er, »hat er die Künste gegeben, gegen diese hat er unsere Augen auf ewig geschlossen. Gott liebt seine weißen Kinder mehr als die rothen; warum sollte er euch auch nicht eine andere Religion gegeben haben?« — Red Jacket's reply to the missionaries, translated by Thomas Jefferson.

schlangen. Die Militärmacht der französischen Kolonien war der englischen weit überlegen, ihre Fortifikationslinien erstreckten sich von den Mündungen des Missisippistromes bis zum Flusse St. Lawrence; aber sie hatten keinen Besitz von dem dazwischen liegenden Gebiet durch daselbst gegründete Niederlassungen, keine Interessen, geknüpft an die Kultur des Bodens, und der Erfolg bewies ihnen, daß wo das größte Eigenthum angehäuft ist, da müssen auch die stärksten Vertheidigungsmittel seyn, und auf diese Seite muß der Sieg sich endlich neigen. Aber wenn die auf Ausbreitung durch Anbau des Bodens beruhende Politik so mächtigen Nebenbuhlern wie den Franzosen zum Verderben gereichen konnte, was sollte man von dem planlosen, schlecht berathenen Widerstand oder den Angriffen der Indianer erwarten, welche weder militärische Kenntnisse besitzen, noch auf irgend einem Punkte hinlänglich stark sind, der sich immer ausbreitenden Macht der Ansiedler ernstliche Hindernisse entgegen zu setzen?«

»Auch kann das Verlassen ihrer Jagdreviere den Indianern nicht die namenlosen Seufzer entreißen, welche ein ewiges Lebewohl der väterlichen Erde, dem Schauplatze aller Freuden und der Heimat aller Theuren und Geliebten, voll von Erinnerungen und Sagen verflossener Jahrhunderte, einem gebildeten Volke auspreßt. Der Indianer verläßt was eigentlich nie sein war, er läßt keinen Gegenstand andächtiger Erinnerung zurück in seinen Wäldern, und obschon der ganze Stamm den Verlust beklagen mag, so ist doch kein Einzelner seines Eigenthums beraubt. Aber hier müssen wir hauptsächlich die Gefühle einzelner Personen in Anschlag bringen, nicht die des ganzen Stammes oder der Nation. Ein Volk fühlt die ihm zugefügten Leiden nur nach Maßgabe, als seine Schmerzen von Einzelnen gefühlt und verstanden werden; aber dieses fordert einen Grad von moralischer Ausbildung und Nationalität, wovon uns selbst die Geschichte wenig Beyspiele liefert, und von welchen nur geringe Spuren in dem Charakter der Indianer anzutreffen sind. Der Haß der gefärbten Rassen gegen die Weißen und unter sich selbst ist kein Beweis von Vaterlandsliebe oder Anhänglichkeit an ihre heimatlichen Wälder. Haß gegen Andere ist bloß eine negative und barbarische Nationaleigenschaft, aber keineswegs ein nothwendiger Begleiter vaterländischer Tugenden. Der gegenseitige Haß der Rassen ist etwas Thierisches und Instinkthaftes, weit entfernt von der edlen Uneigennützigkeit ächter Vaterlandsliebe. Mit welchen Farben auch die Poesie die Verdrängung der Indianerstämme schmücken mag, es ist doch nur das Fortschleppen eines Krankenbettes von einem Orte, wo der Tod gewiß, zu einem, von dem er weiter entfernt ist. Auch ist er nicht ein jugendlicher

oder Mannestod, sondern der des Greisenalters und der Entkräftung, den der Indianer zu sterben verurtheilt ist, und in seiner modernden Asche reift der Same von Reichen, die bestimmt sind, das Schicksal der Welt zu lenken. Dieß heißt bloß die allgemeinen Naturgesetze auf die Menschen anwenden. Es gibt kein Leben ohne vorausgegangenen Tod, keinen Samen ohne Zerstörung der Blüthen, keinen Sprößling ohne Vernichtung seiner Erzeuger. Ein Volk muß untergehen, um einem anderen Raum zu schaffen, und es ist ein besonderes Glück für die vereinigten Staaten, daß sie dieser Revolution zusehen können ohne fieberhafte Aufregung ihres Inneren, und ohne die natürliche Folge von Begebenheiten durch die Gräuel eines Krieges zu beschleunigen.«

Man braucht wohl kaum auf die Unhaltbarkeit der von dem Verfasser zu Gunsten dieser eben so grausamen als widerrechtlichen Maßregel angeführten Scheingründe hinzuweisen.

Von einem anderen und höheren Gesichtspunkte aus beurtheilt Tocqueville diese Frage. Die Vergleichung dieses Indianerkrieges mit der Eroberung von Peru und Meriko, welche der Verfasser ein Werk barbarischer Grausamkeit nennt, weil die Einwohner dieser Reiche bereits eine höhere Stufe menschlicher Bildung erreicht hatten, zeigt übrigens, wie wenig sein Blick in den Geist jener Epoche eingedrungen ist. Wie ganz anders urtheilt Chevalier hierüber.

»In Europa,« schreibt er aus Meriko, »war die Meinung, die rothe Rasse sey durch die Grausamkeit der spanischen Eroberer ausgerottet worden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, von Haß entbrannt gegen den Katholicismus, machten sich's zur Aufgabe, die vorzugsweise katholische Nation herabzusetzen, und die Conquistadores und die spanische Geistlichkeit als blut- und golddürstige Tieger darzustellen. Sie zählten die in den Minen und um die Teocalli geschlachteten Völker zusammen, und folgerten, daß die neue Welt unter dem Einflusse der Spanier in eine Wüste verwandelt worden seyn müsse. Wie staunte Europa, als es durch Humboldt erfuhr, daß Meriko allein eine Bevölkerung von mehr als sechs Millionen enthielt, wovon kein volles Fünftel weiß war, oder sich dafür ausgab, und daß bey den funfzehn Millionen, welche die Bevölkerung des ehemaligen spanischen Amerika ausmachten, so ziemlich das Verhältniß das nämliche ist. Als die Spanier nach Meriko kamen, trafen sie eine Feudalmonarchie unter einem Fürsten, die sich auf eine zweyfache Aristokratie von Edelleuten und Priestern stützte. Statt der indianischen Nomaden- und Jägerstämme, denen die Engländer und Franzosen im Norden begegneten, und deren Zahl etliche 10,000 nie überstieg, fanden sie dichte ansässige Bevölke-

rungen, die in eine vollkommen gesellschaftliche Ordnung eingerahmt waren. Sie trieben meist Ackerbau, pflanzten Mais und Baumwolle, und erzeugten Cochenille. Sie verstanden zarte Stoffe zu weben, und sie mit den lebhaftesten Farben zu färben, die härtesten Steine zu behauen, Gold und Silber zu schmelzen und zu formen. Sie besaßen selbst einige Werkzeuge von kalt gehämmertem Erz, welche die von Stahl zur Noth ersetzen konnten. Aus den Berichten von Cortez erhellt, daß sie große, wohlgebaute Städte mit geräumigen Pallästen, prächtigen Gärten und ungeheuren Tempeln hatten. In den astronomischen Kenntnissen waren sie so weit, daß ihr Sonnenjahr vollkommener war, als das griechische und römische, und ihre Pyramiden waren, wie die ägyptischen, nach den Weltgegenden gebaut. Sie bewahrten Annalen in Hieroglyphenschrift. Der mexikanische Kaiser hatte seine Eilboten, seine Polizey, seine sehr verschmitzten Diplomaten. Die in der Mitte des siebenten Jahrhunderts von Norden ausgezogenen Tulteken hatten zuerst Wissenschaften und nützliche Künste nach der Hochebene von Analhuac verpflanzt. Andere Einwanderungen führten nach und nach verschiedene nördliche Völker herbey. Im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, zwey Jahrhunderte vor der Eroberung durch Cortez, waren die Mexikaner oder Azteken erschienen. Gekommen aus dem geheimnißvollen Lande Atzlan, überwand diese tapfere und stolze Nation, nachdem sie augenblicklich unterjocht worden, ihrerseits alle benachbarten Stämme, und erstreckte die Gränzen ihres Reichs bis an beyde Meere und bis an die Landenge von Panama. Die aztekischen Häuptlinge bildeten eine eng geschlossene Aristokratie. Das Loos der Masse war erbärmlich, denn nicht nur waren die Azteken sehr harte Herren, sondern auch, weil die mechanischen Künste im Anfang der Gesittung sehr unvollkommen sind, so war viel Arbeit erforderlich, um auch nur eine kleine Zahl Privilegirter im Ueberfluß zu erhalten. In dieser Hinsicht wäre die Civilisation der Mexikaner ohne die Ankunft der Europäer zu ewiger Unbedeutenheit verdammt gewesen. Sie besaß weder Ochsen, noch Pferde, noch irgend einen großen Vierfüßler, und mithin schien der Mensch auf immer zum Lastthiere und zur Maschine bestimmt. Trotz eines ziemlich verfeinerten Luxus verriethen die Sitten und Gebräuche der Azteken einen furchtbaren Grad von Rohheit. Sie liebten Menschenopfer, pflegten ihren Göttern die Kriegsgefangenen zu schlachten. Ihre Fürsten feyerten ihre Thronbesteigung durch Festlichkeiten, deren Glanz sich nach der Menge der Opfer maß. Es war im Grunde das Seitenstück zu den Gladiatorkämpfen, womit die römischen Fürsten die Menge belustigten; aber die Opferweise war gräßlich. Der

Priester riß den Gefangenen das zuckende Herz aus der Brust, und besprengte mit dem ausgepreßten Blute die Götzen, oder mischte es unter Mehl von Mais, und bereitete daraus für sie einen Kuchen. Die Tulteken, die Vorgänger der Azteken, waren menschlicher, und wenn diese ihre entsetzlichen Feste feyerten, bezeugten die Acolhues tiefen Abscheu. Bey der Ankunft der Spanier herrschten sie durch Schrecken, und dadurch erklärt sich der Eifer, mit welchem die Indianer, bis dahin ihre zinspflichtigen Vasallen, zu 30,000, 50,000 und 100,000 unter die spanischen Fahnen eilten. Als Cortez Mexiko nahm, zählte er in seinem Heere 150,000 indianische Bundesgenossen. Spanier hatte er nur einige Hundert. Der Kultus der Azteken allein würde sie als eine von den südlichen Völkerschaften, z. B. Peru, sehr verschiedene Rasse charakterisiren. Ihre Tapferkeit war unbezähmbar, ihr Stolz unbeugsam, wie ihre Kraft: heroische Krieger, voll verwandter Züge mit denen Homers, waren sie würdig, in die Schranken zu treten gegen die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts, welche ganz andere Menschen gewesen sind, als die Spanier in unserer Epoche. Als alle ihre Vasallen sich der spanischen Herrschaft unterworfen hatten, sie selbst zehnmal geschlagen, in Mexiko eingeschlossen und auf's äußerste gebracht waren, wollte Cortez sie bewegen, zu kapituliren, d. h. sich als Unterthanen des Königs von Spanien anzuerkennen; er stieg daher, um sich dem Feinde zu nähern, auf eine von ihm verlassene Brücke, und stellte der Menge vor, wie der Ausgang des Krieges nicht mehr zweifelhaft, längerer Widerstand Thorheit sey. »Ist ein Edler unter euch,« sagte er, »so komme er zu mir, damit wir uns besprechen.« »Rede laut,« erwiederten sie, »wir alle sind Edle.« Kurz darauf rief ein Spanier: »Aber ihr sterbt Hungers; es ist unmöglich, daß ihr Lebensmittel in die Stadt schafft.« »Wir leiden keinen Mangel,« entgegneten die Mexikaner, und einer warf den Spaniern ein Maisbrot zu und sagte, sie sollten's nur selbst essen. »Und wenn wir keinen Bissen mehr haben,« fügte er hinzu, »so werden wir schon einen finden; wir werden euch essen, euch und die Tlascalteken.« Die Belagerung Mexiko's gleicht derjenigen von Sagunt und Saragossa. Man schlug sich zu Wasser und zu Lande. Das Gemetzel war entsetzlich. Man mußte die Stadt erstürmen, Straße um Straße, Haus um Haus. Bereits waren von acht Quartieren sieben genommen. Der Raum, in den sich die Mexikaner mit ihren Weibern und Kindern zurückgedrängt sahen, wurde immer enger; sie hatten keine Festungswerke mehr zur Vertheidigung, fast keine Häuser zum Obdach; in den Straßen, wo man sie vertrieb, hatten sie, wie Cortez in seinen Briefen an Karl V.

erzählt, vor Hunger die Rinde und Wurzeln der Bäume zernagt. Da bot ihnen jener noch einmal den Frieden. Sie aber erklärten ihren Entschluß, sich nie zu ergeben, vielmehr zu kämpfen bis zum letzten Athemzug; und nicht nur ihrer Personen sollten die Spanier nicht habhaft werden, sondern sie würden ihnen auch von ihren Reichthümern nichts lassen, und lieber Alles verbrennen und in den See werfen. Diese Leute waren die alte Garde werth; sie hatten die Antwort von Waterloo erfunden.«

»Spricht man von Eroberung, so spricht man von Widerstand der Besiegten und Gewaltthätigkeit der Sieger Die edlen Azteken, Mexiko's Herren, als die Spanier kamen, waren von demselben Fleisch und Blut, wie die römischen Patrizier, wie alle alten Aristokraten. Charaktere von diesem Schrot brechen, aber biegen nicht. Selbst einmal besiegt und scheinbar unterworfen, widersetzten sie sich der Zerstörung der Tempel ihrer blutigen Götter und der Ausbreitung des Christenthums, brüteten Rache und Empörung. Ihrerseits waren die Gefährten von Cortez keineswegs die gebildetsten Leute Europa's. Sie waren erbittert über die hartnäckige und mörderische Gegenwehr, die Verschwörungen und Aufstände nach der Einnahme der Hauptstadt, den Verlust so manches Waffenbruders. Sie gedachten jener Trauernacht (noche triste), da Cortez, von den Azteken gedrängt, Mexiko räumte, und die Hälfte seiner Soldaten, seine ganze Artillerie und sein Gepäck auf dem Platze ließ. Sie erzählten einander von den gräßlichen Martern mehrerer ihrer Freunde oder Bekannten, die in Gefangenschaft gerathen waren; vom Anblicke ihrer nackten verstümmelten Leichname, welche die Henker aufgehängt hatten auf den Zinnen der Teocalli. Sie hatten eine unermeßliche Beute erwartet, und der Antheil eines jeden belief sich auf etliche Thaler. Sie ließen sich's nicht ausreden, daß die mexikanischen Häuptlinge Schätze vergraben hätten, und quälten sie um das Geständniß ihres Versteckes. Ueberdieß waren die Mexikaner in ihren Augen nichts als Heiden, die im Grunde die Hölle verdienten. Und auch die mit Cortez verbundenen Indianer hatten mancherley Vergeltung zu üben. Die Eroberung Mexiko's war sonach von Ausschweifungen bezeichnet, aber es waren doch nur solche, die von jeder Eroberung unzertrennlich sind — einzelne Missethaten, und keineswegs Resultate eines Systems der Barbarey, wegen dessen man von der spanischen Nation Rechenschaft fordern könnte, oder von dem Hofe, der sie repräsentirte, in ihren Beziehungen zu den Colonien. Das Madrider Kabinet hatte einen langen Arm, und alsbald streckte es ihn zwischen die Sieger und Besiegten. Natürlich, daß ihm bey seiner Entfernung eine Menge Einzelnheiten ent-

gingen, und das Heilmittel dem Uebel nur von weitem folgen konnte. Und war man nicht auch genöthigt, selbst in ihren Verirrungen und Gewaltsamkeiten Männer zu schonen, denen man Provinzen verdankte von gewaltigerem Umfange, als Karl's V. Reich in Europa? Ich nehme übrigens keinen Anstand, zu behaupten, daß jeder Unparteyische, der den Geist und Buchstaben der Verordnungen des spanischen Hofes (leyes de las Indias) von Karl V. an studirt, und die allgemeine Entwicklung des Regierungssystems der Vicekönige verfolgt, anerkennen muß, daß die Spanier keine dummen Vertilger, sondern vielmehr thätige Werkzeuge der Gesittung unter dem rothen Stamme waren; daß, wenn sie sich zuweilen als strenge Erzieher zeigten, sie nie die Rolle launisch wilder Tyrannen spielten; daß ihre Politik, im Ganzen genommen, eine katholische — darf ich sagen? eine demokratische war; und daß, wie bey Ludwig XI., sogar ihre harten Maßregeln eine volksthümliche Tendenz hatten. Und Cortez? Die einzigen Gefühle, die er der Nachwelt, selbst den Rothhäuten, einflößen darf, sind der Eindruck hoher Bewunderung und lebhafter Dankbarkeit. Dieser große Mann hatte die Eroberung Mexiko's noch nicht vollendet, als er aufhörte, dessen Herrscher zu seyn. Sechs Jahre *), nachdem er den mexikanischen Boden betreten, besaß er nichts mehr, als prunkhafte Titel ohne wirkliche Gewalt, mit der Erlaubniß, auf seine Kosten sich auf die Bahn neuer Unternehmungen zu stürzen, um die Gränzen der spanischen Macht auszudehnen nach Norden und nach Süden. Cortez griff nur zu den Waffen, wenn alle anderen Mittel fehlschlugen; dieß war seine Politik, sein Briefwechsel mit Karl V. bezeugt es. Er hatte nichts von einem Attila: er war ein großer Staatsmann wie ein wunderbarer Krieger. Nicht Einöden den Besitzungen der spanischen Krone einzuverleiben war sein Zweck, er wollte seinem Kaiser Vasallen geben, und zwar christliche Vasallen. Daß die Bevölkerung der ächte Reichthum eines Landes ist, diese Wahrheit begriff er, und wenn nicht die Stimme der Humanität, so gebot ihm seine hohe Vernunft, alles zu vermeiden, was jene zerstören könnte. Durch ausdrückliche Befehle, durch sein Beyspiel suchte er die Habgier

---

*) Cortez brach von Sant-Yago de Cuba auf den 18. Nov. 1518. Definitiv verließ er die Insel Cuba im März des folgenden Jahres, landete am grünen Donerstag in Veracruz, und machte sich zum Herrn von Tenochtitlan den 13. August 1521. Dann schickte er sich an, die Stadt wieder aufzubauen, das Land zu organisiren und die Provinzen am Südmeere zu erobern; aber im Jahre 1525 erschien schon Ponce de Leon, Corregidor von Toledo, zur Uebernahme der Verwaltung Neu-Spaniens.«

seiner Unterbefehlshaber zu mäßigen, that er ihrem groben Bekehrungseifer Einhalt. Wenn er abgeschnitten von der Hülfe, verloren und wie untergegangen [1]) mit einer Hand voll Tapferer mitten unter einer muthigen Bevölkerung, die von Begierde brannte, ihre Unfälle zu rächen, und die sich bloß durch Schrecken imponiren ließ — wenn er, umgeben von Verbündeten, auf deren Treue er nicht zählen durfte, außer so lange er der Stärkere war — wenn er da manchmal furchtbare Strafexempel gab [2]) — immer geschah es ungern, und im Gedanken an eine traurige Nothwendigkeit. Gräßliche Barbareyen waren in Cuba und besonders in St. Domingo verübt worden bey der ersten Berührung spanischer Abenteurer mit dem rothen Geschlechte. Als nach der Eroberung Meriko's die Brüder Pizarro und Almagro das Reich der Inkas überzogen, entehrten sie sich durch die abscheulichsten Gewaltthaten, durch die schmählichste Wortbrüchigkeit. Die zuchtlosen Eroberer Peru's, unter Condottieri von gemeinem Schlage, würgten sich unter einander, und das kastilische Blut floß wie das indianische unter ihrem Eisen. Alle ihre Anführer fielen durch Mörders- oder Henkershand. Mühsam erzwang Karl V. Folgsamkeit und Ordnung. Trotz der Dekrete aus Madrid wurden aber die gelehrigeren Bevölkerungen Peru's nie mit solcher Schonung behandelt, wie die rachsüchtigen Söhne der kühnen Azteken. Warum? In Meriko hatte Cortez's Geist und unbeugsamer Wille von Anfang an Gewohnheiten der Ordnung eingepflanzt. Diese verläugneten sich höchstens einmal ausnahmsweise und vorübergehend in der Hitze des Kampfes, oder wenn einer der Vicekönige, unter denen die Rechte der Indianer

---

[1]) Als Cortez nach Meriko unter Segel ging, bestand sein Heer aus 508 Soldaten: dazu 109 Matrosen und Arbeiter, die sich an Bord befanden. Bloß 13 Soldaten hatten Arkebusen, 32 waren mit Arbaleten bewaffnet. Pferde zählte man 16. Die Artillerie bestand aus 10 kleinen Feldgeschützen und 4 Falconnetten. Später erhielt er einige Verstärkung. Nachdem Narvaez, welcher den eifersüchtigen Velasquez von Cuba abgeschickt hatte, um sich seiner Person zu bemächtigen, geschlagen, und dessen Soldaten mit ihm vereinigt waren, wurden seine Streitkräfte verdoppelt. Ehe er die Belagerung Meriko's begann, musterte er seine europäischen Truppen: es waren 86 Reiter, 118 Arbaletriers und Schützen, 700 Fußgänger mit Degen und Schild, nebst 3 großen eisernen Geschützen, 15 kleineren von Erz und 10 Zentnern Pulver. Die merikanischen Heere dagegen waren so zahlreich, als die europäischen unserer Tage.

[2]) Die Hinrichtung Quatimozins oder Guanhtemotzins und der Kaziken von Tezcuco und Tlucopan im Jahre 1525. Sie wurde motivirt durch eine angebliche Verschwörung während einer Expedition, auf welcher Cortez sie in seinem Gefolge mit sich führte.

geachtet und schnell erweitert wurden, sich zu weichlich anließ. Mexiko allein war so viel werth, als alle spanischen Kolonien zusammen. Allerdings fehlt es nicht an Gräueln in den Annalen der Kolonisation Mexiko's. Aber wo ist ein Volk, dessen Annalen rein wären? Ehe wir ein so unbarmherziges Anathem auf die Spanier und das Madrider Kabinet schleudern, müssen wir uns erinnern, daß damals alle Völker Europas sich durch Frevel besudelten nicht allein gegen Fremde, gegen Barbaren, sondern gegen ihre Mitbürger. Die Bartholomäushochzeit ist ein halbes Jahrhundert später, als die Eroberung Mexiko's. Bis zu Cromwell's Metzeleyen in Irland verging ein Jahrhundert. Und kaum sind vierzig Jahre vorüber, seit wir Franzosen, die wir uns das fein gebildetste Volk der Welt zu seyn rühmen, durch Guillotine, Füsilladen und Noyaden diejenigen unserer Edelleute und Priester, die nicht geflohen, und mit ihnen die Elite des Bürgerstandes hingerichtet haben.«

Die strengen Beurtheiler der Conquistadores setzen voraus, daß diese hätten Philanthropen und Philosophen seyn können. Nun, wären sie Philanthropen gewesen, oder etwas Anderes, als rauhe Kriegsmänner, so hätten sie nie eine Eroberung gemacht. Als Philosophen hätten sie die Indianer nicht zum Christenthume bekehrt, noch weniger sie in den philosophischen Kreis eingeführt. Philosophie und Philanthropie hatten aber damals noch nicht ihr Licht aufgesteckt. Die Philosophie erregt Zweifel und Bedenklichkeiten, die allerdings ehrenwerth sind, allein das thatkräftige Leben befaßt sich damit nicht. Sie ist Sache des Begriffsmenschen, nicht des praktischen Mannes, welcher Großes zu vollbringen, Hindernisse zu besiegen hat. Sie paßt für die ernsten Richter der Vergangenheit, nicht für die kühnen Baumeister der Zukunft, nicht für die Schöpfer dauernder Verfassungen und Gesellschaften. Ich will die Philanthropie nicht schmälern, ich erkenne sie vielmehr als sehr achtbar. Doch ist sie nur eine sehr matte, farblose Kopie der christlichen Liebe. Sie ist die Liebe derjenigen, die keine haben, gleichwie die Philosophie die Religion derer, die ihre Religion verloren haben. Sie hat dem Armen Sparsuppen gegeben, die ihn nicht Hungers sterben, aber auch nicht leben lassen. Sie hat Modelle von Gefängnissen ersonnen, wo die Verbrecher sehr anständig gehalten werden, die Banditen einen besseren Tisch führen, als ehrliche Bauern und Taglöhner daheim; aber die Quelle des Verbrechens verstopft sie nicht. Sie übertüncht die Gräber, aber sie weckt keinen Lazarus und erlöst Niemand. Statt der Philosophie trugen die Spanier einen starken Glauben in sich, der oft blind war, der ihnen aber die begeisterte Kraft verlieh zu wundervollen Thaten.

Statt der Philanthropie hatten die meisten von ihnen brennende Leidenschaften, einen unersättlichen Ehr- und Geldgeiz; aber sie waren ihrem Anführer ergeben, und seine energische Hand zähmte ihre unbändigen Lüste. Das Andenken an eine großmüthige Königin [1]), die Beschützerin des Columbus und der armen Indianer, fachte die im Kriegsfeuer erstickte Liebe in den Gemüthern wieder an. Zur Seite der Soldaten des Cortez und über ihnen hielt sich eine wachsame Geistlichkeit [2]), welche von den Verunglimpfern des Katholicismus unwürdig gelästert worden ist: Sie trat stets mit dem Kreuze zwischen die Sieger und die Besiegten. Treu den letzten Wünschen der sterbenden Isabella war der spanische Hof unermüdlich in seinen Bestrebungen, die Klasse der Indianer der Sclaverey zu entziehen, die von den Zeiten der Azteken her auf ihnen lastete, und die die meisten Eroberer gern beybehalten hätten. Einer seiner Räthe, der in den indianischen Angelegenheiten am meisten vermochte, war der Anwalt der Indianer, der tugendhafte Las-Casas. Nach der Eroberung errichtete man eine Art Feudalsystem, das nicht militärisch, sondern landwirthschaftlich, und für die indianischen Bevölkerungen eine erste Garantie war. Einmal an die Scholle gefesselt, hatte jeder Indianer nur Einen Herrn, zuvor hatte er deren tausend. Die Grundherren (encomenderos) erbauten sich keine Geyersnester, wie die Barone des Mittelalters, sondern legten Haciendas [3]) oder große Meierhöfe an. In der Nach-

---

[1]) Die Königin Isabella vermachte in ihrem Testamente den Indianern die Freyheit. Diese Prinzessin hatte sich gegen sie stets von edlen und evangelischen Gesinnungen beseelt gezeigt.

[2]) Eine neuere Thatsache beweist, wie sehr Geistlichkeit und Indianer unter einander verbunden waren. Die ersten Soldaten des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1810 waren Indianer, und ihr Oberanführer der Pfarrer Hidalgo. Nach seinem Tode war ein anderer Pfarrer, Morelos, sein Nachfolger im Commando.

[3]) Diese ungeheuern Anlagen, wozu die ausgedehntesten Gutsbesitzungen gehören, begreifen ein geräumiges Wohnhaus, Wirthschaftsgebäude im größten Maßstabe, und insgemein auch eine Kirche mit Kuppel und Glockenthurm. Sie sind stets umgeben von einer dicken Mauer, die mit Schießscharten und oft mit Zinnen versehen ist, wie die syrischen Klöster. So ist man gegen Ueberfälle geschützt. Aber dieß sind keine festen Schlösser. Was sie Militärisches haben, ist defensiv. Es war nach der Eroberung sehr klug, solche Bauten aufzuführen, und dieser Brauch ist geblieben. Die Indianer, welche die Hacienda anpflanzen, wohnen nicht innerhalb des Umkreises: dieser ist der Familie des Gutsherrn und seiner eigentlichen Dienerschaft vorbehalten. Die Bauern haben ihre Häuschen von sonnegetrocknetem Lehm längs der Außenseite der Ringmauern.

barschaft jeder Hacienda, oder selbst in ihrem Inneren, war und ist, wie bey uns weiland bey jedem Schloß, ein Kloster und eine Kirche, das Asyl des armen rothhäutigen Landmannes. Durch Verfügung des spanischen Hofes erloschen die Lehen bald, und wurden nicht erneut. Die Indianer wurden reif erachtet für eine stärkere Gabe von Freyheit, und berufen, sie zu genießen. Sie gehörten sich selbst an. Sie bekamen je länger je mehr freye Gewalt über ihre Person und Bewegungen: denn auch die Minenarbeit [1]) wurde allmälich völlig frey. In vielen Beziehungen hielt sie zwar das Gesetz noch unter Vormundschaft, aber darin lag nur die Anerkennung einer Thatsache: Die Indianer waren wirklich noch nicht so weit, daß sie das Gewicht einer gänzlichen Unabhängigkeit tragen konnten, daher waren sie für unfähig erklärt, ohne Vermittlung eines Vormundes Verbindlichkeiten von mehr als fünf Thalern [2]) einzugehen — eine Beschränkung, die in ihrem Interesse war, damit sie von den Weißen, die ihrer Unerfahrenheit beständig Fallen legten, nicht sollten übernommen werden. In dieser halbfreyen Lage wurden sie noch zur Entrichtung des Tributs angehalten, dafür fielen aber mehrere Taxen für sie weg: sie bezahlten keine Acavala [3])

[1]) Von der Zwangsarbeit in den Bergwerken (mita), sagt schon Humboldt im Jahre 1803, existirt keine Spur mehr. Der Indianer, der mit einem Minenbesitzer unzufrieden ist, kann seine Arbeit einem anderen anbieten, der regelmäßiger oder baar zahlt. Die Zahl der bey diesen unterirdischen Arbeiten beschäftigten Personen, die in mehrere Klassen abgetheilt sind, beträgt 30,000, fast $1/_{100}$ der Bevölkerung.

[2]) Die Weißen suchten die Gläubiger der Indianer zu werden, um ein Recht auf ihre Arbeit zu bekommen, und unter dem Vorwande, daß sie zahlungsunfähige Schuldner seyen. Ein Maulthier, einen Sattel oder Mantel an einen Indianer verkaufen, war in diesem Betrugssysteme so viel, als den Indianer selbst kaufen. Die Habsucht einiger Corregidores hatte diesen Handel sehr vervollkommnet: sie zwangen die Indianer zu kaufen, und so ihre Schuldner zu werden. Diese schändlichen Kontrakte hießen Repartimientos.

[3]) Eine Verbrauchssteuer, welche die Weißen und Mestizen zahlten: sie betrug 14 Prozent. Der Tribut oder die Kopfsteuer der Indianer betrug anfänglich jährlich 23 Fr., später wurde er auf 15, und in einigen Provinzen auf 5 herabgesetzt. In dem größeren Theile von Mexiko betrug er 11. Jedes männliche Individuum von 10 bis 50 Jahren hatte diese Abgabe zu leisten. Seit der Revolution hat die Kopfsteuer aufgehört, und die Indianer sind den gemeinsamen Lasten unterworfen, wobey sie nicht gewonnen haben. Außerdem hatten sie kirchliche Taxen zu bezahlen, während des Lebens etwa 90 Franken, bey der Beerdigung allein 32.

mehr. Ungeachtet dieser und vieler anderen Weisungen, die der Madrider Hof beständig gab, und auf deren Beobachtung die Geistlichkeit, die Gerichte und die Intendanten der Provinzen zu sehen hatten, blieb der Zustand der Masse freylich noch elend genug, aber er war's früher nicht minder, und selbst nicht in höherem Grade, als in vielen Provinzen das Loos unserer Bauern, und in geringerem Grade, als in diesem Augenblicke dasjenige der Hälfte der Bewohner Irlands ist. Eine sehr große Zahl von ihnen gelangte zum Besitze von Grundeigenthum. Humboldt gedenkt unter andern einer alten Frau, welche zu Cholala während seines Verweilens in dieser Stadt starb, und ihren Kindern Magneyfelder im Werthe von 300,000 Fr. hinterließ, und so mehrerer tributpflichtigen indianischen Familien, die 800,000 bis 1,000,000 im Vermögen hatten. Wenn also die Oligarchen, die Häupter der aztekischen Feudalität, bey der Eroberung viel verloren, weil solches im gleichen Falle jeder Aristokratie zu begegnen pflegt, weil die Eroberung immer die Einsetzung einer neuen Aristokratie mit sich bringt, so hat die Masse der Bevölkerung in Hinsicht auf Intelligenz und Moralität, Freyheit und Wohlseyn unstreitig gewonnen. Die Religion ist der Regulator der Empfindungen und der Sitten. Die Indianer hatten einen blutigen Glauben, die Spanier waren Christen. Oft waren sie gewaltsame Bekehrer; aber ich fühle nicht den Muth in mir, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Für die Indianer im Ganzen hätte eine Bekehrung auf dem Wege der Vernunft nicht gepaßt: sie waren Leute, die das Christenthum durch Autorität empfangen mußten. Auch gestehe ich, daß ich Cortez nicht des Vandalismus zeihen kann, weil er die Götzenbilder zertrümmern, die bluttriefenden Tempel zerstören, und das Kreuz Christi, das Symbol einer Religion des Friedens und der Liebe, an ihre Stelle setzen ließ. Das ist allerdings ein großes Unglück für die Alterthümler, aber es war ein großes Glück für die Indianer, welche der Anblick ihrer geheiligten Gebäude unaufhörlich zu dem entsetzlichen Kultus ihrer Väter *) zurückgerufen hätte. Durch das Christenthum wurden die Indianer in die Rechte und Pflichten der Familie eingeweiht, wie wir sie verstehen, und wir fügen keck hinzu — der Freyheit! Man muß es sagen zum Ruhme des Kabinets von Madrid —

*) Die kleine Zahl Tempel, die der von Cortez befohlenen Zerstörung entgingen, weil sie in Wäldern oder Bergschluchten verborgen liegen, blieben, bis man sie entdeckte und niederriß, Sammelplätze, wo die Indianer der Nachbarschaft insgeheim noch ihren alten Götzendienst trieben, und selbst Menschen opferten.

es wußte durch weise und einfache Mittel in Mexiko den Katholicismus fest einzupflanzen. Die Indianer waren ursprünglich in eifersüchtige, von gegenseitigem Haß erfüllte Völkerschaften getheilt. Die Spanier vereinigten sie in eine Nationalgemeinde, und bewirkten, daß sie als gute Nachbarn zusammen lebten. Sie unterrichteten sie in den Künsten, so wie sie deren selbst kundig waren. Sie bedeckten das Land mit monumentalen Städten, trotz der schönsten Europa's. Sie öffneten den Eingebornen den Schooß der Geistlichkeit, d. h. der einflußreichsten Körperschaft des Landes. Viele Pfarrer sind Indianer. Mehrere von Cortez's Gefährten, selbst einige seiner unerschrockensten Offiziere, hielten es nicht unter ihrer Würde, mexikanische Frauen *) in rechtmäßiger Ehe heimzuführen. Kann man besser beweisen, daß der edelmüthige Gedanke der Königin Isabella obsiegte über die natürliche Heftigkeit der ersten Eroberer? Sogar gegen die einheimische Aristokratie war man nicht unerbittlich. Alle Mitglieder derselben, die sich dem König von Spanien unterwarfen, und Christen wurden, behielten ihr Eigenthum und ihre Rechtstitel. In Mexiko wie in allen spanischen Besitzungen wurde der indianische dem castilischen Adel beygesellt. Besondere Erziehungsanstalten wurden zu seinem Besten errichtet. Die Kaziken der verbündeten Völkerschaften behielten gleichfalls ihre Privilegien: ja, man ließ ihnen deren gar zu viel; denn sie fuhren fort, ihre Stämme auszubeuten, und zwar erlaubten sie sich hierbey ein härteres Verfahren, als spanische Grundherren. Nur gegen die Priester (teopixqui) war man unnachsichtig. Sie wurden auf den Plattformen ihrer Tempel geschlachtet. In den Augen der Spanier war dieß nur die Strafe der Wiedervergeltung gegen Mörder: man befreyte die Erde von den Fröhnern des Satans; man zeigte den Völkern, die man dem Heidenthume entriß, was ihrer warte, wenn sie rückfällig würden. Mit Einem Worte — ich glaube, daß sich darthun läßt, daß das spanische Kabinet die ganze Ausdehnung seiner Pflichten in der neuen Welt begriff, daß es in der Erziehung der Indianer weise und sicher vorschritt, daß es die Eroberung verstand, wie der römische Senat, daß es das höchste Unrecht wäre gegen die spanische Nation, wenn man sie nach dem entarteten Spanien des neunzehnten Jahrhunderts beurtheilen wollte.«

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mehrere dieser Frauen waren Witwen mexikanischer Fürsten, die während des Krieges umgekommen waren. Sie brachten ihren spanischen Gatten beträchtliche Heiratsgüter zu. Die Spoliation kann mithin nicht systematisch gewesen seyn.

Art. V. Lehrbuch der Statik. Von A. F. Möbius, Professor der Astronomie zu Leipzig. Zwey Theile. Leipzig, bey Göschen, 1837.

Diese Schrift gehört ohne Zweifel zu den vorzüglichsten, welche wir über diesen Gegenstand besitzen, und der Verfasser derselben, schon durch mehrere andere Werke als einer unserer besten Mathematiker bekannt, hat sich durch das gegenwärtige neue Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Leser erworben. Die erste Veranlassung dazu gab ihm Poinsot's bekannte Elémens de Statique, wo die Bedingungsgleichungen der Statik aus den sogenannten Kräftenpaaren (couples des forces) auf eine eben so einfache als sinnreiche Weise entwickelt werden. Unser Verf., von dieser eleganten Darstellung der Wissenschaft in Anspruch genommen, suchte die in Poinsot's Werke aufgestellte Ansicht zu erweitern, und mit eigenen Zusätzen und Erfindungen zu vermehren, und dadurch dem gegenwärtigen Werke die Entstehung zu geben, in welchem er die einzelnen Lehren der Statik theils vervollständigt, theils auf eine systematischere Weise, als bisher, geordnet hat. Uebrigens wurden mehrere der hier als integrirende Theile des Ganzen erscheinenden Untersuchungen von dem Verf. schon früher in Crelle's mathematischem Journal bekannt gemacht, wo sie die Aufmerksamkeit der Leser in hohem Grade und zugleich den allgemeinen Wunsch erregten, diese zerstreuten Aufsätze bald zu einem systematischen Ganzen geordnet zu erblicken.

Die von dem Verf. hier gebrauchte Methode des Vortrags ist vorzugsweise die synthetische, obschon die analytische dort, wo sie hinzugehören schien, keineswegs zur Seite gestellt wurde. Mit Recht, wie uns dünkt, weil bey Untersuchungen, welche räumliche Gegenstände betreffen, die geometrische Betrachtung der Sache die natürliche, also auch die angemessenste ist, während bey einer analytischen Behandlung, wenn sie auch die eleganteste wäre, der eigentliche Gegenstand sich hinter fremdartige Zeichen verbirgt, und damit der unmittelbaren Anschauung durch das Auge verloren geht.

Diese Tendenz der Schrift, alle Lehrsätze, wo möglich, auf geometrische Constructionen zurückzuführen, brachte den Verf. auf die interessante Entdeckung eines bisher wenigstens nicht in diesem Grade geahnten Zusammenhangs der Geometrie und der Statik, von welchen Wissenschaften die zweyte nicht bloß die Hülfe der ersten, wie bisher bekannt, unumgänglich bedarf, sondern auch umgekehrt, die Geometrie selbst wieder von der Statik bereichert und mit neuen Theoremen versorgt wird, gleichsam zum Lohne für die Hülfe, welche die Statik früher von

der Geometrie erhalten hat. Zuweilen haben sogar, wie der Verf. in seiner Vorrede sagt, Statik und Geometrie einen ganz gemeinschaftlichen Zweck, indem sie nur in Hinsicht der zu diesem Zwecke führenden Mittel von einander abweichen. Als Beyspiel hierzu wird die schöne Untersuchung gegeben (Vol. II. Cap. IV), in wie viel Punkten zwey oder mehrere Körper einander berühren müssen, wenn ihre gegenseitige Lage unveränderlich bleiben soll. Die hier entwickelten Theoreme werden daselbst §. 243 auf krumme Linien von einfacher oder doppelter Krümmung angewendet, §. 245 auf Polyeder, §. 246 auf Systeme zusammenhängender Polygone u. s. Diese und ähnliche Untersuchungen können eben sowohl mit Hülfe statischer, als auch rein geometrischer Prinzipien angestellt werden.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, die eben so viele Bände bilden. Der erste enthält (auf 355 Seiten in 8.) das Gleichgewicht an einem einzigen, und der zweyte (auf 313 Seiten) das Gleichgewicht an mehreren mit einander verbundenen Körpern.

Poinsot trägt in seinem oben erwähnten Werke die schöne Theorie seiner Kräftenpaare erst nach der Zusammensetzung der auf einen Punkt wirkenden Kräfte vor. Unser Verf. aber entwickelt diese Theorie unmittelbar aus den allgemeinsten Sätzen des Gleichgewichts, woraus sich dann die Zusammensetzung der Kräfte sehr kurz und einfach vortragen läßt, so wie auch aus der Theorie der Paare die bekannten sechs Fundamentalgleichungen der Statik sofort folgen, die für das Gleichgewicht zwischen Kräfte gehören, die nach beliebigen Richtungen im Raume auf einen frey beweglichen Körper wirken. Sind aber diese sechs Gleichungen bekannt, so bilden bekanntlich die drey Bedingungsgleichungen für solche Kräfte, die sämmtlich in einer Ebene liegen, nur einen speziellen Fall des vorhergehenden allgemeinen Theorems.

Dieß ist ohne Zweifel der kürzeste und angemessenste Weg, zur Auflösung dieser Hauptaufgabe der Statik zu gelangen. Wenn es aber auch wahr ist, daß die allgemeinste Auflösung eines Problems zugleich die beste und meistens auch die einfachste und kürzeste ist, so schien es dem Verf. doch angemessener, in einem dem ersten Studium einer Wissenschaft bestimmten Werke nicht unmittelbar zu dem allgemeinsten überzugehen, besonders wenn dabey, nach seiner bereits oben ausgesprochenen Ansicht, auch die geometrische Construction und die graphische Anschauung berücksichtigt werden sollte, so daß er es daher vorgezogen hat, zuerst die Theorie der in einer Ebene liegenden Kräfte abzuhan-

deln, und dann erst den bereits vorbereiteten Leser zur Theorie der räumlichen Kräfte überzuführen.

Im sechsten Kapitel des ersten Theils behandelt der Verfasser das Problem: Unter welchen Bedingungen und auf welche Weise können, aus den Momenten eines Systems für eine Anzahl von Axen, die Momente für noch andere Axen gefunden werden. Er beantwortet diese Frage in ihrer größten Allgemeinheit, und gewinnt Resultate, die bisher, einige wenige spezielle Fragen ausgenommen, noch gänzlich unbekannt waren. Nicht minder interessant ist seine Deduction des Mittelpuncts der parallelen Kräfte, sowohl an sich, als vorzüglich in ihrer Fortleitung auf Systeme von nicht parallelen Kräften, wo wieder ganz neue Resultate gewonnen werden, die der Art zu seyn scheinen, daß sie zu ferneren fruchtreichen Untersuchungen den Weg bahnen. Besonders reichhaltig ist im neunten Kapitel die Lehre von der Sicherheit des Gleichgewichts vorgetragen, die in allen bisherigen Lehrbüchern der Statik noch durchaus sehr mangelhaft erscheint. Der Verf. hatte die sehr glückliche Idee, diesen Gegenstand mit der Lehre von den größten und kleinsten Werthen einer Function in Verbindung zu bringen, eine Verbindung, die so einfach und natürlich ist, und doch bisher noch von Niemand gefunden wurde. Auf eine sehr sinnreiche Weise entwickelt er diejenige Function, die beym Gleichgewichte einen solchen größten oder kleinsten Werth gibt, und deren zweytes Differential zugleich die Merkmale für die Sicherheit oder Unsicherheit des Gleichgewichts anzeigt, während das erste Differential derselben Function für die Existenz des Gleichgewichts überhaupt gleich Null seyn muß.

Der zweyte Theil handelt von dem Gleichgewichte mehrerer unter sich verbundener Körper, ein in unseren statischen Schriften noch sehr dürftig bebautes Feld, da man in derselben meistens nur einige isolirte Beyspiele darüber antrifft. Der Verf. suchte diesen interessanten und schwierigen Gegenstand umständlich und mit möglichster Schärfe und Allgemeinheit zu entwickeln. An diese Entwicklung knüpfte sich dann gleichsam von selbst ein allgemeiner Beweis für das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten. Im vierten Kapitel werden diejenigen Systeme von unter sich verbundenen Körpern betrachtet, von welchen jeder für sich frey beweglich ist, jedoch keine gegenseitige Beweglichkeit hat, so daß durch die Befestigung eines einzigen dieser Körper auch sofort das ganze System fest oder unbeweglich gemacht wird. Von diesen Betrachtungen wird, im fünften Kapitel, zu derjenigen Verbindungsart der Körper eines Systems übergegangen, wo aus der früheren Unbeweglichkeit eine unendlich kleine Be-

weglichkeit entsteht, wobey der Verf. zugleich Gelegenheit nimmt, seine Methode über die Bestimmung der Maxima und Minima gegebener geometrischer Figuren zu entwickeln. Diese Uebergänge von statischen Untersuchungen auf rein geometrische sind überhaupt sehr häufig in dieser Schrift, und sie geben derselben einen eigenen Ton, einen besonderen Reiz, der dieses Werk vor allen anderen über diesen Gegenstand gleichsam charakteristisch unterscheidet. Das sechste Kapitel handelt von dem Gleichgewichte an Ketten und biegsamen Fäden, die an ihren beyden Endpuncten befestigt oder über eine feste Fläche gelegt sind. Hier wird die Größe und Richtung der Spannung, der Druck auf die Fläche bestimmt, und dann der Fall untersucht, wenn entweder die Fläche, auf welcher der Faden liegt, beweglich ist, oder wenn der auf einer festen Fläche liegende Faden selbst sich bewegen kann. Den Schluß dieses Kapitels macht eine umständliche Discussion der Kettenlinie. Besonders interessant und, so viel wir wissen, ganz neu sind die Analogien, welche der Verf. im siebenten Kapitel zwischen dem Gleichgewichte an einem biegsamen Faden und der Bewegung eines freyen Punktes aufgestellt hat. Um dieses deutlicher zu machen, wählen wir nur eines der von dem Verf. (II. S. 227) gegebenen Beyspiele. — Jeder Planet bewegt sich bekanntlich in einer Ellipse, deren einen Brennpunkt die Sonne einnimmt, und zwar so, daß die von der Sonne zu dem Planeten gezogene gerade Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächen der Ellipse beschreibt, woraus Newton folgerte, daß die Sonne den Planeten mit einer Kraft anzieht, die dem Quadrate der Entfernung verkehrt proportional ist. — Aus diesem Theoreme der Astronomie leitet der Verf. folgendes statistische Theorem ab: »Hat ein in sich zurücklaufender Faden eine elliptische Form, und ist die Masse jedes seiner Elemente der Fläche proportional, die von diesem Elemente und den von seinen zwey Endpuncten nach dem einen Brennpuncte der Ellipse gezogenen Geraden begrenzt wird, und wirkt ferner abwärts von diesem Brennpuncte auf jedes Element des Fadens eine Kraft, die sich verkehrt wie das Quadrat der Entfernung des Elements vom Brennpuncte verhält, so herrscht Gleichgewicht unter allen Elementen dieses Fadens, und die Spannung desselben in jedem seiner Puncte ist umgekehrt dem Lothe proportional, welches auf die Tangente der Ellipse in jenem Puncte gefällt wird. Die Spannung in diesem zweyten Theorem ist nämlich der Geschwindigkeit des Planeten in dem ersten analog.

Dieses Aufsuchen analoger Verhältnisse, diese Zusammenstellungen von scheinbar so verschiedenen Dingen sind nicht nur an sich schon in hohem Grade interessant, sondern sie sind auch

sehr geeignet, die Begriffe zu erweitern, und dadurch der Wissenschaft selbst eine neue Gestalt zu geben. Die gegenwärtige Schrift enthält viele solche Anzeigen und Lichtpuncte, solche Fermenta cogitationis, wie sie Kepler nannte, die nur auf ein glückliches Auffassen und Weiterführen warten, um uns für die Statik und Mechanik sowohl, als auch für die Geometrie selbst neue Bahnen und bisher ganz ungeahnete Aussichten zu eröffnen. Wenn es wahr ist, daß man ein gutes Buch an seinem Inhalt erkennt, so ist es nicht minder wahr, daß man die besten, wenigstens die fruchtbarsten und einflußreichsten, nicht sowohl an dem erkennt, was der Autor desselben sagt, sondern vielmehr an dem, was er bloß andeutet, und seinen Lesern weiter auszudenken und fortzuführen überläßt. Allerdings muß ein auf den Ehrennamen eines guten Anspruch machendes Werk sich nicht bloß durch eine treffende Zusammenstellung schon bekannter, sondern auch durch eigene, bisher noch nicht gekannte Ideen auszeichnen, aber von den Gedanken, die dem Geiste, während es in ihm gährt und glüht, zuströmen, können nicht alle ausgeführt werden, da vielmehr der wahrhaft gute Kopf gerade daran vorzüglich erkannt wird, daß er auf den kürzesten Weg auf sein Ziel losgeht, und sich von allen störenden Neben-Ideen, die den Schwachen so oft beirren, nicht aufhalten läßt. Aber was nicht ausgeführt wird, kann doch angeführt oder angedeutet, und als Stoff zu künftigen Arbeiten für sich selbst oder für andere niedergelegt werden, und diese Winke sind es, die den eigentlichen Werth eines Buches für die Folgezeit bestimmen, da sie allein es sind, die dem denkenden Leser immer neuen Stoff zum Selbstdenken, also auch zum Selbsterfinden darbieten. Die meisten dieser Winke sind aber auf Analogie, auf die Entdeckung einer gewissen inneren Verwandtschaft der Ideen gegründet, auf ein sinnreiches, oft auch nur witziges Zusammenstellen von Dingen, die für den gewöhnlichen Menschen oft hundert Meilen von einander liegen, während sie in dem Kopfe des anderen ganz nahe bey einander wohnen, und auch nur von ihm in ihrer Verwandtschaft erkannt werden. Ist doch beynahe alles, was die Menschen wissen, auf diesem Wege der Analogie und der Induction gefunden worden. Die gemeinsten sogenannten menschlichen Wahrheiten, so wie die meisten unserer schönsten und fruchtbarsten Entdeckungen, selbst die mathematischen nicht ausgenommen, sind aus dieser Quelle entsprungen. Man hat ohne Zweifel gleich im Anfange unserer Algebra gefunden, daß das Product von a^m und a^n gleich a^{m+n} ist, so lange m und n ganze und positive Zahlen bezeichnen. Allein dieser einfache Satz brachte später einen talentvollen Kopf auf den Einfall, zuzusehen,

wie sich die Sache verhalte, wenn m und n auch gebrochene oder negative Zahlen sind, und diesem Einfall verdankt man die ganze schöne und fruchtbare Theorie der Exponentialgrößen, die unmittelbar zu der Entdeckung der Logarithmen führten, die beyde der mathematischen Analyse eine neue Gestalt gegeben haben, und von welchen die letzte besonders zu den nützlichsten und wichtigsten gehört, die der menschliche Geist gemacht hat, und deren er sich um so mehr rühmen darf, da er sie nicht dem Zufalle oder einer äußeren Einwirknng, sondern da er sie allein sich selbst verdankt. Dieselbe Erweiterung eines anfangs sehr beschränkten Begriffs durch Analogie oder Induction leitete den unsterblichen Newton auf die allgemeine Entwicklung des Binoms, die von den wichtigsten Folgen für die Entdeckung der Differentialrechnung, ja für die mathematischen Wissenschaften überhaupt geworden ist. Ein anderer, ähnlicher Versuch, die Quadratwurzeln auch der negativen Größen näher kennen zu lernen, führte auf die Rechnung mit imaginären Größen, und auf die früher nicht geahnete Verbindung der Logarithmen mit den trigonometrischen Functionen, wodurch die Grenzen der mathematischen Analysis bedeutend erweitert worden sind.

Dieß ist zugleich die Ursache, ich will es lieber hier bey dieser vielleicht unschicklichen Gelegenheit bekennen, als noch ferner verschweigen, warum ich es immer sehr tadelnswerth gefunden habe, diese Beweisart aus dem Gebiete der Mathematik beynahe gänzlich zu verweisen, und bey der Bildung unserer Jugend in den öffentlichen Lehranstalten so karg und selten anzuwenden. Warum sollen wir dieses Mittel, dem wir so viel, dem wir beynahe alles verdanken, nicht auch in jener Wissenschaft, nicht auch in allen Wissenschaften überhaupt anwenden können? — Warum soll die Facultät, die bey allen unseren geistigen Operationen am thätigsten und fruchtbarsten ist, fortan gebunden und in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden? Durch ein so zweckwidriges Verfahren würde man die falschen Vorwürfe nur bestätigen, die man mit so viel Unrecht der Mathematik als Bildungsmittel schon so oft und erst in den neuesten Zeiten wieder (durch Brougham und andere, die ihm nachbeten) gemacht hat, daß sie den Verstand für andere Denkweisen leer lasse, und ihm eine, für alle übrigen Gegenstände ungeeignete, mithin falsche Richtung gebe. Denn gewiß wurden alle unsere Kenntnisse, welcher Art sie auch seyn mögen, nicht durch jene lange, wohlgegliederte Kette von schulgerechten Schlüssen, wie sie z. B. die Geometrie des Euklides aufstellt, entdeckt; sondern diese Schlüsse sind erst später, nachdem die Sache selbst schon längst bekannt war, hinzugefügt worden. Man gedenke nur der Erfindung des Fernrohrs, und der

langen Zeit, die es brauchte, bis dieser Erfindung die Erklärung, die Theorie derselben folgen konnte. Wo wäre wohl der menschliche Geist, auch der eines Newton nicht ausgenommen, der die Entdeckung des Fernrohrs, nicht durch einen blinden Zufall, wie sie wirklich gemacht wurde, sondern ohne alle äußere Veranlassung, durch eine bloße Reihe von Schlüssen finden könnte! — Da nun aber auf diese Weise vielleicht keine einzige unserer Entdeckungen gemacht worden ist, warum sollten sie dennoch alle nur auf diese Weise vorgetragen werden?

Ich besorge nicht, mißverstanden zu werden, da ich weit entfernt bin, der Seichtigkeit das Wort zu reden, oder der sogenannten strengen Beweisart da, wo sie hingehört, ihren hohen Werth zu bestreiten. Sind doch alle menschlichen Dinge, auch die besten, an ihre Zeit, an ihren Ort gebunden. — Ich kenne Lehrer, sonst sehr achtungswerthe Männer, die Newton's Binom lieber gar nicht vortragen, weil sie es, auf elementarem Wege, für alle Fälle nicht scharf genug beweisen können. Soll aber der Anfänger dieses eben so nützliche als wichtige Theorem nicht gebrauchen, nicht einmal kennen lernen, bloß weil er es jetzt noch nicht mit der äußersten Schärfe demonstriren kann, da er doch bald genug, wenn er nur ruhig weiter geht, diesen Beweis in der Differentialrechnung finden wird. Soll er, wenn er nun durch tausend und aber tausend Beyspiele gesehen hat, daß dieselbe Entwicklung, die früher nur für ganze und positive Zahlen gefunden war, nun auch für gebrochene und negative Exponenten gelte, soll wohl ein gut organisirter Kopf nach allen diesen Proben, noch an der Sache selbst zweifeln können? — Dann mag er immerhin auch daran zweifeln, daß alle Körper schwer sind, oder daß die Sonne mit jedem neuen Tage auch in der Folge wieder auf- und untergehen wird; denn auch diese sogenannten unbestrittenen und unbestreitbaren Wahrheiten sind ihm nur auf demselben Wege, auf dem Wege der Induction, bekannt geworden. Ganz anders dachte über denselben Gegenstand d'Alembert, einer der ersten und erfindungsreichsten Geometer des verflossenen Jahrhunderts. Denn als ihn ein junger, talentvoller Mann, der kaum seine mathematischen Studien angefangen hatte, mit seinen Zweifeln und Einwürfen plagte, zu deren Widerlegung der große und vielbeschäftigte Mann weder Zeit noch Lust hatte, machte er dem Ansinnen des Jünglings mit den Worten ein Ende: Laissez cela et croyez-moi: poursuivez toujours et la foi vous viendra. D'Alembert zählte bey dieser lakonischen Antwort ohne Zweifel auf jenes Licht, durch welches eine Wahrheit die andere zu beleuchten pflegt, und dabey besonders auf jene Strahlen, die bey einem weiteren Vordringen in

den Wissenschaften von den späteren Sätzen auf die früheren reflectirt werden.

Im achten und letzten Kapitel endlich handelt der Verf. von dem Gleichgewichte an elastischen Fäden, und zwar zuerst von dem Gleichgewichte einer geradlinigen Reihe von Puncten, dann eines krummen, elastisch dehnbaren, eines elastisch biegsamen, und endlich eines elastisch dehnbaren Fadens. Bey dem biegsamen Faden wird S. 258 eine sehr einfache Gleichung gegeben, durch die man, nach Herschel's d. Jüng. Vorschlag, die Veränderung der Schwere an verschiedenen Puncten der Erdoberfläche mittels einer schraubenförmig gewundenen elastischen Feder bestimmen könnte, wenn anders dieses Verfahren practisch ausführbar wäre. Ueberhaupt wird dieser Gegenstand, der zu den schwierigsten in der Statik gehört, hier mit einer Sorgfalt und Präcision durchgeführt, wie man sie, der älteren nicht zu gedenken, in keinem neueren Werke über diese Wissenschaft, selbst nicht in der zweyten Auflage von Poisson's Mécanique findet, so umständlich auch der Verfasser des letzten, in so vielen Beziehungen ausgezeichneten Werkes, diese Untersuchungen zu führen gesucht hat, und dieselbe Bemerkung wird sich dem Leser, bey Vergleichung dieser beyden Schriften, auch in mehreren anderen Kapiteln aufdringen. Eine nähere Betrachtung des gegenwärtigen Werks wird ohne Zweifel jeden mit dem Gegenstande bekannten Leser zu der Ueberzeugung führen, daß dasselbe, als Lehrbuch, durch Präcision und lichtvolle Ordnung, so wie durch Vollständigkeit und Allgemeinheit der Beweisführung, sich äußerst vortheilhaft auszeichnet, und daß es zugleich, was nur von wenigen Lehrbüchern gerühmt werden kann, durch die in dem Werke häufig vorkommenden eigenen Ansichten und neuen, dem Verf. eigenthümlichen Untersuchungen, sowohl unmittelbar, als auch durch die in demselben zerstreuten Winke für weitere Forschungen, zur Erweiterung der Wissenschaft selbst wesentlich beyträgt. J. J. v. Littrow.

Art. VI. Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Carl August Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von C. W Böttiger, Hofrath und Professor zu Erlangen. Erstes Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1838. 8. 283 S.

Der Herausgeber sagt in dem Vorworte und in der Einleitung zu diesem, in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Werke: »In einer Zeit, welche fast eben so thätig im Wiedervergegenwärtigen des Alten, als im Hervorbringen des Neuen ist; wo frühere literarische Zustände und Heroen mit um so größerer

Sorgfalt analysirt werden, je mehr die neueren in ihnen wurzeln und gleichsam Nahrungssäfte suchen, werden wohl auch diese Beyträge, wo nicht ihre Rechtfertigung, doch ihre Entschuldigung finden.«

Eine nähere Betrachtung wird zeigen, daß der Herausgeber einerseits weder auf Rechtfertigung noch Entschuldigung irgend eines besser Gesinnten und der Kunst ehrlich zugewendeten Mannes rechnen darf, indeß er in anderer Hinsicht wieder des aufrichtigsten und herzlichsten Dankes jener Männer gewiß seyn kann.

Die Mittheilungen sind geschöpft aus dem literarisch-handschriftlichen Nachlasse Carl August Böttiger's, der, wie bekannt, mit den meisten darin berührten Personen in persönlichen oder literarischen Verhältnissen stand, und dem auch die Fähigkeit für Auffassungen und Mittheilungen solcher Art, wie sie in dem zu besprechenden Buche vorkommen, nicht abgestritten werden kann.

Es muß nothwendig bemerkt werden, daß der Herausgeber S. 2 sich äußert, sein Vater habe die Herausgabe vorgedachter Mittheilungen selbst oft beabsichtigt, indem er unter dem Namen Reliquien (?) eine solche Sammlung veranstalten wollte, wovon ihn aber leider der Tod abgehalten hat. »Leider,« setzt er hinzu, »denn mit größerer Umsicht und Kenntniß hätte C. A. Böttiger dieß selbst vollendet, und dann auch wohl noch in anderer Beziehung das Recht des Lebenden für sich gehabt.«

Wir glauben, nach der vieljährigen Bekanntschaft mit C. A. Böttiger's Werken und seinem persönlichen Charakter, mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß er nie so verletzende, harte, in vielfacher Hinsicht mangelhafte und unbillige Mittheilungen sich öffentlich erlaubt haben würde, und können auch dem Lebenden das Recht zu solchen Mittheilungen nicht zugestehen. Es ist uns bey dem Charakter Böttiger's, der bey tiefem Wissen und in gründlicher Gelehrsamkeit immer der Urbanität und einer fast zu geschmeidigen Galanterie beflissen war, kaum erklärbar, wie er manche, ja viele, der von seinem Sohne zur Oeffentlichkeit gebrachten Mittheilungen niederschreiben konnte, wenn es auch nur zur Erinnerung, und also zum beschränktesten Privatgebrauche gewesen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine hämische, ans Gemeine gränzende Verkleinerungssucht an den Tag tritt, die wir früher vergeblich im Charakter des mit vielem Rechte hochgeehrten Mannes gesucht hätten. Wenn also, unserer Meinung nach, schon das Niederschreiben solcher Dinge, wie sie in dem Buche vorkommen, um sich solche gelegentlich wieder ins Gedächtniß zu bringen, nicht gerechtfertigt werden kann, wie ist die öffentliche Mittheilung derselben zu entschuldigen.

Wahrhaftig, die Sorge des Herausgebers, ob die Mittheilungen im Sinne des Verstorbenen geschehen, eines Mannes, der wissentlich Niemanden verletzend zu nahe trat, den der Herausgeber in gewisser Beziehung mit Recht einen Mann des Friedens nennt, der nie einer Partey unbedingt huldigte, ist mehr im Recht begründet, als die Herausgabe der zum Privatgebrauche bestimmten Ansichten seines Vaters.

Der hier in Rede stehende handschriftliche Nachlaß ist doppelter Art. Er besteht, nach Aeußerung des Herausgebers S. 3, in einer nicht unbedeutenden Zahl einzelner Blätter und Bogen, auf welche Böttiger nach jedem Gespräche mit merkwürdigen Männern und Frauen theils bey sich, theils in andern Zirkeln das Wichtigste (?) des Verhandelten frisch, wie der Eindruck war, aber wenig um stylistische Feile besorgt, niederzuschreiben pflegte, wobey es ihm besonders um literarische und biographische Notizen zu thun war, eingesammelt von denen, welche die beste Auskunft darüber geben konnten. Die meisten dieser Memorabilien beziehen sich auf Weimar.

Eine andere Art handschriftlicher Aufzeichnungen findet der Herausgeber in den Reisetagebüchern, welche Böttiger, immer im Bedürfniß, sich selbst über das Durchlebte und Genossene Rechenschaft zu geben, auf den gemachten Reisen selbst oder bey kürzeren Ausflügen gleich nach der Rückkehr verfaßte. Die früheren Reisen von der Lausitz aus betreffen meist philologisch-pädagogische Gegenstände und Personen, die späteren, mehr Ausbeute gewährenden, die Ergebnisse von Betrachtungen in Halle, Dessau, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstädt, Hamburg, Kiel, Plön, Berlin, Dresden, Wien, welche Orte wieder alle auf der Reise von Weimar aus berührt wurden.

Die vollständige Ausführung des Planes des Herausgebers soll von der Theilnahme abhängen, welche das Publikum dem ersten Bande gewährt. Der Plan geht dahin, in der ersten Lieferung die Memorabilien Böttiger's über Weimar zusammen zu stellen, in einer zweyten das Erheblichste aus Böttiger's Reisetagebüchern zu geben, so wie seine Bemerkungen über Reisende, welche Weimar oder Dresden besuchten, z. B. die Frau von Staël und Benjamin Constant, ihren Begleiter, Joh. v. Müller, Tischbein, Voß, Gentz u. A. In einem dritten Bändchen soll endlich eine Auswahl von anziehenden Briefen, Originalien an Böttiger von Goethe, Schiller, Herder, Reichard, Wieland, Knebel, Einsiedel, Schulz, Kotzebue, Klopstock, Schlözer, Fr. v. der Recke, Fernow, Meyer, Schütz, Wolf, Loder u. A. erscheinen.

In dem ersten der Aufsätze des vorliegenden Bandes: »Weimarisches Geniewesen,« geschrieben 1791, kommen folgende Mittheilungen über die, in jener und mitunter in allen Zeiten ausgezeichneten und bedeutenden Schriftsteller und Gelehrten vor.

Der eigentliche Geniedrang habe bald nach Goethe's Ankunft in Weimar und seiner Verbindung mit dem Herzoge angefangen, von allen Seiten wären Kraft- und Dranggenies nach Weimar gewallfahrtet, um auf Goethe's Flügeln auch mit zur Sonne aufzufliegen, in deren wohlthätigen Strahlen sich Jeder so schön sonnte. Glaubt man nicht schon bey diesen Worten den hämischen und neidischen Verächter und Verkleinerer des Genius und seiner Anerkennung zu hören, und ist es glaublich, daß sie von einem Manne gedacht und niedergeschrieben wurden, der sich nicht allein um der guten Sache willen, sondern auch durch Bewußtseyn und Stellung der Anerkennung des literarischen Talentes hätte freuen müssen.

Doch wir vergessen auf die charakteristischen Schilderung der Gelehrten aus jener Periode.

Die Männer, von denen gesprochen wird, sind: Lenz — Klinger — Dr. Kaufmann — Schulz — Schiller — Merk — ehrenwerthe Namen — die mehr und minder einen guten Klang in der literarischen Welt haben. Von ihnen kömmt Folgendes vor:

»Lenz, sonst der tolle Lenz genannt, kam wegen seiner Anomalien vom Vater enterbt aus Reval. In der größten Sommerhitze trug er einen blauen Sammtrock, und als er im Winter auf der Post reisete, zog er sich, während die anderen Passagiere vor Frost klapperten, baarfuß aus, weil es ihm unausstehlich heiß sey. Bey einem Hofballe setzte er einmal die ganze Noblesse in Alarm, als er sich erdreistete, uneingeführt im Ballsaale einzutreten, und ein Fräulein zur Menuette aufzuführen. Dieser Lenz hat sich in der Folge noch lange in Deutschland herumgetrieben, und solche Anfälle von Tollheit gehabt, daß er hat gebunden werden müssen (S. 13). Als Goethe nach Weimar gekommen war, vernahm Lenz seines Herrn Bruders Glückfall, und machte sich nun auch auf den Weg, sich diesem Sterne zu nahen. Er kam eines Tages zerlumpt und abgerissen in Weimar im Erbprinzen an, und schickte sogleich einen Kerl an Goethe, der dem Herzoge in einer Unpäßlichkeit Unterhaltung leistete, des Inhalts: »Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.« Sein Ansehen war äußerst lächerlich. Eine kleine, zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit (S. 18). Im Belvedere sonnte

er sich einmal, nachdem er an der Krippe gewesen war, und rief aus: Ah! mir ist so wohl, wie einer Kuhblatter (S. 19).

»Fast zu gleicher Zeit mit Lenze wanderte das Kraftgenie Klinger ein, ein roher, ungeschlachter Naturmensch. Einst sah er beym Rath Krause zum Fenster hinaus auf eine gleich unten befindliche Fleischbude. Auf einmal fing er beym Anblicke der schönen Schöpsenkeule gewaltig über die Ausartung des Menschengeschlechtes zu wehklagen an, und pries das Zeitalter, wo die Menschen das Fleisch noch roh verzehrt hätten. Rath Krause fragte, ob er nicht Lust habe, zur Ehre jener Herren ein Stück rohes Fleisch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht, sagt Klinger. Man wettet, und Krause läßt augenblicklich durch seinen Bedienten ein Stück Fleisch in seiner natürlichen Sauce heraufholen. Diesen Ernst hatte Klinger nicht vermuthet, er fing an, Ausflüchte zu machen, und sagte endlich, da Krause immer dringender wurde, er habe die Sache gar nicht so gemeint, es sey bloß eine poetische Phantasie gewesen« (S. 14).

»Klinger machte Trätschereyen zwischen hohen Damen, und wurde als ein Tracassier verabschiedet. Als er nach Emerdingen kam, konnte er kaum richtig schreiben (Klinger!) und rechnen, und wollte sich doch mit aller Gewalt dem Militär widmen« (S. 20).

»Nach Klinger hielt Dr. Kaufmann seinen Einzug. Im Hause des Herrn von Lynker in Irmstädt hatte er besonders mit den Weiblein zu thun. Diese Kunst übte er in der Folge auch bey der gutmüthigen Fürstin von Dessau, wo er in Frießhosen und einem Frießwamms bey Tafel erschien, und bey dem Grafen von Haugwitz in Schlesien aus« (S. 15).

»Friedrich Schulz führte der Legationsrath Bertuch zuerst mit seinem Moriz im deutschen Merkur auf. Er hatte von Dresden aus, wo er sich kümmerlich behelfen mußte, ein ganzes Packet jugendlicher Versuche an Wieland für den deutschen Merkur eingeschickt, und sich dafür weiter nichts, als ein Exemplar dieser Zeitschrift, die er sich selbst nicht schaffen könne, ausgebeten. Er ist zweymal in Weimar gewesen, und jetzt zu seinem eigenen Erstaunen Professor in Mitau« (S. 15).

»Merk, Kriegszahlmeister in Darmstadt, kam zu Pferde, mit einem ärmlichen Mantelsacke und einem einzigen Fracke angezogen, und hatte von Frankfurt bis hieher nur einen Dukaten Reiseunkosten gehabt, weil er immer nur in Fuhrmannskneipen eingestellt hatte. Er war es, der in Ettersburg Jacobi's Woldemar an einen Baum nagelte, und ein Vogelschießen darnach veranstaltete« (S. 20). »Er war mit Goethe schon früh

Cumpan und Lebebruder gewesen, ungeachtet er ungefähr sechs Jahre älter war. Er hatte einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ergriffen, und zweifelte daher an der Echtheit seiner Kinder. Weil er sich nun selbst actäonisirt wußte, begrübelte er auch die Treue aller übrigen Weiber, und streute überall, wo er nur Eheglück fand, den Samen der Zwietracht aus. Ueberhaupt fand er eine teuflische Lust darin, Leute, die sich glücklich fühlten, auf die dunkle Seite aufmerksam zu machen, und ihr Glück zu stören« (S. 21).

»Schiller arbeitet periodisch mit erschöpfender Anstrengung Tag und Nacht, wo er sich durch Kaffee munter erhält. Bey einem ihm stets vorschwebenden Ideale von Vollkommenheit arbeitet er auch sehr mühsam, und muß alles gleichsam erst aus sich herauspumpen« (S. 16). »Durch seine antikritische Triplik in der A. L. Z. auf Bürger's Antikritik hat er seinen Verdiensten den Kranz aufgesetzt« (S. 17).

Von allen Genannten heißt es (S. 22): »Damals erlaubten sich auch die Genies Alles, was ihnen beym Besuche in eines anderen Stube gefiel, geradezu einzustecken, und ohne Wissen des Besitzers zu entwenden. Man nannte es mit dem Studentenausdruck schießen. So hat Krause selbst noch ein crayonirtes Porträt von Goethe, daß er Wielanden gezeichnet hat, auf diese Weise sich zugeeignet.«

Ist es zu glauben, daß solche Mittheilungen aus dem Privatleben achtbarer Männer als Kennzeichen ihres künstlerischen Seyns, als characteristische Eigenheiten gesammelt und gedruckt werden. Ist nicht überall eine hämische Absicht, das Verdienst zu verkleinern, den geachteten Mann durch böswillig aufgesuchte Schattenzüge zu verkleinern, ersichtlich. Ist diese Ironie (der gelindeste Ausdruck) gegen den großartigen Mäcen, der die ausgezeichnetsten Literatoren des Jahrhunderts an seinen Hof zu rufen, und dadurch auf die Bildungsfortschrite seiner Zeit energisch zu wirken bemüht war, verzeihlich? Ist es nicht empörend, daß die drückenden Vermögensverhältnisse mehrerer hochachtbaren Literatoren verspottet werden? Wahrlich, diese Mittheilungen, welche nicht den mindesten Aufschluß über den Character der Männer geben, von denen sie mitgetheilt werden, noch damit in irgend einem Zusammenhange stehen, können zu nichts dienen, als jede große oder kleine literarische Celebrität mit dem bittersten Mißtrauen gegen ihre Umgebungen zu erfüllen, und jeden, der sich ähnliche Materialien gesammelt haben sollte, zu ermuntern, sie je eher je lieber ins Feuer zu werfen. Zum Ueberflusse muß noch bemerkt werden, daß die meisten dieser Mittheilungen auf das Hörensagen niedergeschrieben wurden.

Von ganz entgegengesetzter Art, wie das erste Kapitel, ist das zweyte: Ueber den Weimarischen Gelehrtenverein 1791. Es schildert jene herrliche, für Deutschland von so wohlthätigen Folgen gewesene Zeit in lebendigen und ergreifenden Zügen. Welch großartige Intention wirkte damals, welch schöne, edle Gesittung, welch eigentlich guter Ton waren zu finden. Wie entzündete sich da ein Talent am anderen, und wie reiche Ernte brachte jene Saat. Wir theilen als Beleg mit, was über die Sitzung vorkömmt, welcher Böttiger zum ersten Male beywohnte.

(Den 4. November 1791). »Diesen Abend wohnte ich zum ersten Male einer Sitzung der neuen gelehrten Gesellschaft bey, die sich jeden ersten Freytag im Monate bey der Herzogin Mutter versammelt. Diese edle Fürstin widmet alle ihre Muße den Wissenschaften und Künsten. Nichts ist ihr fremd, nichts Wissenswürdiges liegt außer ihrem Kreise. Doch ist die italienische Sprache, in die sie unsere Klassiker übersetzt, und ihren Freundinnen in Rom und Neapel zuschickt, wenn sie es vorher ihrem Bibliothekar, dem Rathe Jagemann, zur Prüfung vorgelesen hat, die Musik und die Malerey ihr Lieblingsgeschäft.«

»Ihr verdanken die ausgezeichnetsten Köpfe in Weimar einen gemeinschaftlichen Versammlungsort in ihrem Palais. Sie ist bey diesen Sitzungen selbst mit ihren zwey Hofdamen, die sie einst auch nach Italien begleiteten, gegenwärtig. Aber auch der regierende Herzog und seine Gemahlin sind aufmerksame Zuhörer. Dieß bringt übrigens bey den Anwesenden nicht den geringsten Zwang hervor.«

»Jeder sitzt, wie er zu sitzen kömmt, während das vorlesende Glied seinen Platz an einem besonderen Tische einnimmt. In der Mitte des Saales steht eine große, runde Tafel, auf welcher die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten, deren Erwähnung geschehen soll, hingelegt werden. Ist nun eine Vorlesung vorbey, so steht alles auf, tritt um die Tafel herum, spricht, macht Einwürfe, hört und beantwortet die Fragen des Herzogs und der Herzogin, die nun mitten im Zirkel stehen, und nun gehts zu einer neuen Vorlesung, und jeder nimmt wieder seinen Stuhl ein. Da eine Session immer drey Stunden, von Abends 5 Uhr bis 8 Uhr, dauert, so würde ohne diese kleinen Pausen die Zunge vom Schweigen, der Körper vom Sitzen ermüden.«

»Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präsident der Gesellschaft, der Geheimrath von Goethe, eröffnete sie mit fortgesetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erst ganz kurz die Resultate dessen, was er im

ersten Hefte seiner Beyträge zur Optik weitläufiger, und durch 24 kleine illuminirte Kupfertäfelchen, die dazu ausgegeben worden, veranschaulicht hat. Die Hauptsätze demonstrirte er an einer schwarzen Tafel, wo er die Figuren schon vorher angezeichnet hatte, so lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe ist ein eben so großer als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, als er es als Dichter, Schauspiel- und Operndirector, Naturforscher und Schriftsteller ist. Er erklärte sich hier im kleineren Zirkel geradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch seine Versuche ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an diesem Irrthume des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang alles nachgebetet hat, sehr schön, wie Nachbeterey auch unter guten Köpfen so tiefe Wurzel schlagen könne.«

»Hierauf las Herder einen trefflichen Aufsatz über die wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt vor, den wir wahrscheinlich bald im vierten Theile seiner zerstreuten Blätter zu lesen bekommen werden. Von der Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode kann hier die Rede nicht seyn. Sie ist doch nur ein Samenkorn im menschlichen Herzen, ein leises Ahnen, ein bebender Blick in die Zukunft. Unsterblichkeit des Namens durch Thaten und Schriften ist in unseren späteren Zeitaltern, wo selbst ein Friedrich doch nie zu dem Universalruhme eines Alexander, eines Cäsar kommen wird, in dem Maße, wie ihn die Vorwelt errungen hat, schwer oder vielleicht gar nicht mehr zu erwerben. Es wäre also sehr schlimm mit uns bestellt, wenn uns Allen nicht auch noch eine Unsterblichkeit übrig wäre. Diese besteht in gemeinnützigen Anstalten, neuen, durch uns unter die Menschen gebrachten Denkformen und Ideen u. s. w. Je weniger wir unser Ich diesen Dingen aufprägen, je mehr wir aus uns selbst herausgehen, und nur Gemeinwohl, Gemeinkultur beherzigen, desto empfänglicher und würdiger sind wir dieser Unsterblichkeit. Dieß wurde durch eine Untersuchung erläutert. Von dem, was eigentlich bey allen unseren Vorstellungen und Kenntnissen aus uns selbst entsprungen ist. Fast gar nichts: wir haben Alles durch Unterricht und Belehrung empfangen, und so müssen wir es wiedergeben. Ein Rückblick auf die frohesten Stunden unserer Jugend, wo wir von Menschen und von der Natur am unbefangensten und am liebsten empfingen. Klage, daß so wenig Originalität im Gedankenreiche sey, und daß nur die allerwenigsten Menschen etwas anderes sind, als wozu sie durch früheren Unterricht, Umgang und Tradition fremder Meinungen auf sie gestempelt worden sind.«

»Also nicht Fortpflanzung des todten Namens, sondern ein

Beytrag von irgend etwas Gutem zur Summe des schon Erfundenen und Gestifteten ist wahre Unsterblichkeit. Hier lebt man durch das, worin sich unser Geist abdruckte, in den entferntesten Generationen fort. — Am Ende ein Versprechen, in einer kommenden Vorlesung eine Erklärung von Genien und Dämonen zu geben, unter welchen das Alterthum diese Art von reiner Unsterblichkeit verhüllte.«

»Auf Herder folgte der Geheimrath und Archivarius Voigt, der uns aus dem hiesigen, an den ehrwürdigsten Dokumenten so reichen Archive ein sehr merkwürdiges Diplom vorlegte und erläuterte, das der Kaiser Friedrich der Rothbart 1167 dem Abte Ekhard im Sanct Georgenstifte zu Naumburg ertheilte. Erst eine historische Einleitung über Kaiser Friedrich den Rothbart, wobey die Sache Albrecht des Unartigen nicht ungeahndet blieb, der seinen Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange lieber gefangen hielt, als daß er ihn nach Neapel schickte, um die Erbschaft des unglücklichen Konradin in Empfang zu nehmen. Dann über die Sache, worüber das Diplom ausgestellt wurde, nämlich der Heerschild, den aus Nachahmungssucht der weltlichen großen Fürsten nun auch Prälaten und Aebte bey sich einzuführen, und in ihren Vasallen auch einen solchen Glanz um sich herum zu verbreiten suchten. Ferner eine kurze Geschichte der Stiftung des St. Georgenstiftes bey Naumburg. Es stiftete dasselbe eine fromme Gräfin im J. 1099, gerade wie man das Ende der Welt erwartete; eine Lüge, um damit recht viel Ritter ins gelobte Land zu sprengen, um von ihnen große Schenkungen zu erhalten. Die Gräfin Mathilde ließ, da nicht bestimmt war, wo sie das Stift erbauen sollte, einen Raben fliegen, da, wo er sich niederließ, wurde der Bau angefangen. Hier webte Voigt, um die historische Wildniß etwas reizender zu machen, ein kleines, selbstverfertigtes Gedicht ein, worin er sehr komisch das Krächzen der hungrigen Raben mit dem Geplärr schlechter Sänger verglich. Darauf las er eine Uebersetzung des in lateinischer Sprache, wie damals noch durchaus gewöhnlich, gefertigten Diploms, erklärte das Siegel, und machte einige kennerhafte Bemerkungen über das Siegelwachs, wovon er ein Stückchen dem Bergrath Buchholz, unserem großen Chemicus, zur Untersuchung gegeben hatte; theilte Aufschlüsse über das unten befindliche Monogramm mit (diese Gewohnheit stammte von Karl dem Großen, der nicht schreiben konnte), und über andere Merkwürdigkeiten in der äußeren Form des Diploms. Während dessen ging dieses im Zirkel der Zuhörer herum, wo denn ein Jeder mit einem Blicke Alles vergleichen konnte. Nach Beendigung dieser Vorlesung ließ sich der

Herzog über sein Archiv noch Manches von Voigten sagen, und wir Umstehenden erfuhren dabey manches, was man sonst nur dem Fürsten sagt. Die älteste Urkunde des hiesigen Archivs ist von Kaiser Otto II.«

»Hierauf las der Professor der Botanik, Dr. Bartsch, als Ehrenmitglied, eine sehr sachreiche Abhandlung vom Schiffsboote oder Nautilus und einer kleinen Schnecke, die im Meeresgrunde gefunden, und erst durchs Mikroskop deutlich wird, mit Hinsicht auf größere und kleinere Petrefacten und gewisse Resultate vor, die daraus von der jetzigen Bildung der Erde und ihrer früheren Gestalt, ehe sie vom Ocean verlassen wurde, nothwendig folgen. Während der Vorlesung gingen sehr schöne Exemplare vom Nautilus und der kleinen Schnecke auf silbernen Präsentirtellern im Zirkel herum. Auch hierüber wurde am Ende der Vorlesung viel gesprochen. Herder fand Bestätigung seiner im ersten Theile seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit vorgetragenen Hypothese. Es war mir aber vorzüglich interessant, ein Gespräch des alten, ehrwürdigen Hofrath Büttner aus Jena, der auch zugegen war, mit anzuhören, worin er uns seine Ideen von der Urwelt und dem Zurücktreten des Oceans, so weit es seine Ideenfülle und daraus entspringende Weitläufigkeit erlaubte, mittheilte.«

»Nun zeigte Lenz, der jetzige Inspector der Kunstkammer und des Naturalienkabinets in Jena, eine Reihe Intestinalwürmer im Spiritus, die er selbst aus den Eingeweiden von vielen Thieren hervorgesucht und präparirt hatte. Unter andern war auch ein Exemplar des Blasenwurms dabey, aus welchem das bekannte Drehen der Schafe entsteht. Dieser Lenz ist ein sehr unermüdeter Naturforscher. Er hat besonders in der Helminthologie seltene Kenntnisse, und zeigte uns hier verschiedene Gattungen, die Götze in seinem schönen Werke über die Eingeweidewürmer noch nicht aufführt. Er soll an dreyßig neue Gattungen entdeckt haben.«

»Am Ende wurde noch eine artige Entdeckung mitgetheilt, die der Hofmedikus Hufeland von der Wirkung des Lichtes an einem im Rahmen gefaßten Schattenrisse des Herzogs gemacht hatte.«

»Es war indessen schon spät geworden, und da es stark auf 9 Uhr ging, mußten einige Vorlesungen, z. B. die des Legationsrathes Bertuch, der uns über die Farbentinten der Japaner und Chinesen unterhalten wollte, auf die künftige Sitzung verschoben bleiben.«

Von den anderen Vorlesungen ist besonders die vom 23. März (S. 39) durch die Schilderung der Art und Weise, wie Goethe

mit der Familie Cagliostro's in Bekanntschaft kam, und wie er dieselbe benützte, interessant.

Das Kapitel »Goethe« S. 48—61 enthält nichts Bedeutendes. Die Bemerkung über Lavater (S. 51), nach welcher er als Betrüger erscheint, ist von der Natur der Bemerkungen im ersten Kapitel.

Der Aufsatz: Zur Weimarischen Genieperiode von 1775—1781, ist ganz im Tone des ersten Aufsatzes geschrieben. Wir machen besonders auf folgende Stellen aufmerksam:

S. 53. »Eine gewisse Gemeinschaft der Güter machte die Genies den Quäkern und Heilandsbrüdern ähnlich. So schickte Goethe oft zu Bertuch's Frau, und ließ sich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Kanefasweste und Hosen, die damals Genietracht waren, so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe seine Bedürfnisse holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus, und ließ sagen, er würde heute Abend da essen.«

S. 54 werden die Stolberge lächerlich gemacht, S. 55 Lavater. Auf derselben Seite wird der Kammerpräsident Kalb verdächtig gemacht; von welchem gleich darauf S. 57 eine Aussage über Goethe als authentisch angeführt wird, mit dem Beysatze: »ex ore Kalbii.«

Die Unterredung mit Falk im Wagen auf der Reise nach Leipzig Ende April 1804 über Goethe und Schiller stellt Goethe'n als Dichter über Schiller, und enthält über letzteren die Bemerkung: »Schiller arbeitet am liebsten des Nachts, daher sind selbst in seinen Tragödien so viele Nachtstücke und Lampenlichter« (S. 63).

Im Anhang ist die Aeußerung über Goethe und Wieland zu bemerken, welche den Hauptunterschied zwischen ihnen in ihrer sinnlichen Organisation sucht: »Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen, daher ist alle seine Poesie Feenliebe, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz reine, bestimmte äußere Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren seine Zeichnungen immer nicht bloß fest, sondern auch hart), und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine kristallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurz geschlossener, fest und symmetrisch gegliederter Periodenbau, sein Hang zur rein epischen Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantische Epopöen sind.«

Das Kapitel (S. 70): »Der 25. Dezember 1796.

Goethe liest seinen Hermann und Dorothea,« ist von der vortrefflichsten Art. Es enthält eine klare Auseinandersetzung des Entwicklungsganges jenes Gedichtes und eine anschauliche Schilderung seiner Vorzüge, wie der Goethischen Declamationsweise. Das Ganze zeigt von tiefem Verständniß der künstlerischen Composition und von warmer Verehrung ihres Meisters. Zu beachten ist die Bemerkung (S. 74), »daß Goethe zwey Jahre mit dem Sujet schwanger ging, und es erst als Drama, dann als eine Idyllenreihe versuchte.« So hatte Goethe immer die richtige Ansicht von der Natur des Stoffes, den er behandelte, woraus sich auch die Vollendung desselben in der Darstellung erklärt. Wir erinnern bey dieser Gelegenheit daran, daß der Stoff des Wilhelm Tell zuerst von Goethe aufgegriffen wurde, der ihn als Epos darstellen wollte, und ihn dann Schiller überließ, welcher ihn als Drama behandelte. Nun ist aber Tell seiner Natur nach mehr ein epischer als dramatischer Stoff, weil der Held als Mittelpunkt der Handlung dasteht, an welchen sich das Schicksal einer Nation schließt. Schiller wählte die wirksamere Behandlung, Goethe vertrat die richtigere. In diesem Vorgange scheint uns ein charakteristisches Merkmal der Eigenheiten der beyden Dichter zu liegen.

Die Kapitel: »Bemerkungen über die Vossische Uebersetzung der Ilias« (S. 81—87), und: »Ueber den Ion auf der Hofbühne zu Weimar« (S. 87—97), sind gleich interessant; in dem: »Goethe's Urtheil über Ifflands Schauspiele,« kömmt die richtige Bemerkung vor, sie haben alle zwey Hauptfehler: erstens, alle moralische Besserung wird in Iffland's Stücken von außen hinein, nicht von innen heraus bewirkt; daher das Gewaltsame, unwahrscheinlich Zusammengedrängte und Ueberhäufte in seinen Stücken. Zweytens setzt er überall Natur und Kultur in einen falschen Kontrast. Kultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit. Dieß ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Kultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserem Zeitalter seyn sollte, zu zeigen, wie die Kultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne.

Es nimmt uns Wunder, daß Goethe, der sonst immer den Charakter in seiner innersten Tiefe zu erfassen gewohnt war, nicht auf die Verdienste Iffland's als Maler der Sitten seiner Zeit und gewisser Individuen in derselben Rücksicht nahm, in welcher Beziehung Iffland vielleicht unerreicht dasteht und

dastehen wird, wenn seine übrigens bedeutenden Verdienste als Schauspieldichter weniger werden berücksichtigt werden.

Das Kapitel »Herder« (S. 104—133) theilt viel Interessantes mit. Es würdigt die Verdienste jenes ausgezeichneten Mannes als Mensch, Gelehrter und Kanzelredner, und liefert dabey manche interessante Anecdote, z. B. die über Hakert. Was von Herder uns auffallend erschien, ist, daß er beym Kanzelvortrage vom Anfange bis zum Ende keine einzige Bewegung mit den Händen machte, sondern diese immer im Priesterrocke zusammengeschlagen hielt. Desto sprechender war die übrige Haltung des Körpers, desto ausdrucksvoller jede Hebung und Beugung seiner schönen sonoren Stimme. Daß auch dieser bedeutende, in jeder Beziehung würdige Mann von menschlichen Schwachheiten nicht frey war, zeigt die Bemerkung S. 111, daß er nie mehr die allgemeine Zeitung las, als er im vierten Stücke des ersten Jahrgangs auf die unfreundliche Recension von Kant über seine Geschichte der Menschheit gekommen war.

Das Kapitel: »Fr. v. Schiller« (S. 134), enthält im Anfange zwey Bemerkungen, wovon wir für die Natur der zweyten keinen Ausdruck finden, nämlich die: »Schiller konnte ein sehr glücklicher Mann seyn, wenn er das sich ihm darbietende Glück in Mannheim nicht mit Füßen getreten hätte. Der alte Buchhändler Schwan hatte eine einzige Tochter, ein schönes, munteres Mädchen, die Schiller'n liebte, und in seinem Besitze sehr glücklich gewesen wäre. Er war damals Theaterdichter. Wenige Tage vor seiner Abreise von Mannheim hielt er förmlich beym Vater um sie an. Dieser hatte eine herzliche Freude darüber, und versprach, ihm seine Tochter mit dem ganzen Vermögen von 50,000 Gulden zu geben, wenn er das unstete Theaterdichterleben aufgeben, und die trefflich organisirte Buchhandlung annehmen und fortsetzen wollte. Er selbst, der alte Schwan, habe die Buchhandlung nicht kunstgemäß gelernt, und die Sache sey so schwer nicht, zumal, da er sich einen guten Factor halten könne. Habe er aber dazu keine Lust, so sollte er sein medicinisches Studium fortsetzen wozu er ihm die Kosten geben wolle, und dann als Arzt seine Tochter heiraten. Schiller mußte einige Tage nach diesen Verhandlungen fort, und soll heute noch auf die Erbietungen des Vaters antworten. Er liebte die unbeschränkte Freyheit.«

Schiller anzuklagen, daß er nicht ein Stück Geld dem Dichten vorzog, welches ihm einen Platz unter den Unsterblichen anwies; zu bedauern, daß er dieß nicht gethan, gehört von einem Manne, wie Böttiger, der doch anderen Theils wieder so viele Achtung für Kunst und Künstler hatte, und sie oft so

richtig zu beurtheilen wußte — mindestens — zu den unbegreiflichen Dingen.

Die gleich darauf folgenden »Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schiller's Munde den 26. Nov. 1801« geben eben so interessante Aufschlüsse über jene herrliche Dichtung, als sie ganz im Gegensatze mit dem früher gedachten Aufsatze stehen.

Das Kapitel »Wieland« (S. 139 — 264) ist das umfangreichste des ganzen Buches. Es theilt höchst interessante Anecdoten und Bemerkungen mit, Wielanden schildernd und seine Zeit.

Vorzugsweise haben wir Folgendes mitzutheilen (S. 167). Wieland's Bemerkung über Jean Paul, aus der sich zeigt, daß er die Bedeutung dieses Gestirnes gleich bey seinem Aufgehen erkannte. »Gewisse Bücher habe ich als Tröster in der Noth. Wenn mir der Geschmack zu allen übrigen vergangen ist, so bleiben diese als eine feine Hauslectüre. Hieher gehören einige Stücke Lucian's. Da hat sich neuerlich ein gewisser Herr Richter in Hof hervorgethan, dessen Hesperus oder 45 Hundsposttage habe ich mir auch von Leipzig als ein solches Noth- und Hülfsbüchlein für meine alten Tage kommen lassen. Der Mensch ist mehr als Herder und Schiller. Er hat eine Allübersicht wie Shakespeare.«

Die Anecdote S. 188, welche Wielanden als Theilnehmer und eigentlichen Vermittler bey einer an das Verbrechen streifenden Entführungsgeschichte angibt, hätte um so mehr wegbleiben sollen, als der Beweis fehlt, und Wieland die Mitwissenschaft in Abrede stellte.

Wieland arbeitete, wie aus dem ganzen Aufsatze hervorgeht, sehr mühsam und bedächtig. Ueberall spricht er darin, daß er an allen seinen Gedichten beständig feilt und putzt. Daraus ist ersichtlich, daß Wieland nicht zum lyrischen Dichter geboren war. Diese Kunstwerke danken der augenblicklichen Stimmung ihr Entstehen, die wegen ihrer bedeutenden Intensivität nie von langer Dauer seyn kann. Das Gefühl und der damit verwandte Gedanke müsse sich selbst den Ausdruck schaffen. Dadurch wird es erklärbar, daß oft ein scheinbar vernachläßigter Ausdruck der passendste seyn kann, die eigenthümliche Modification irgend einer poetischen Stimmung zu schildern. Wie das Gefühl erkaltet ist, welches einzelne lyrische Gedichte hervorbringt, ist auch die Möglichkeit vorbey, sie vollkommen wieder ins Leben zu bringen. Daraus ergibt sich, daß alles Feilen und Ausbessern an lyrischen Gedichten vom Uebel ist. Haben sie ursprünglich nichts getaugt, so macht sie jene Feile nicht besser, denn das,

was sie zum Gedichte macht, kann die Feile nicht hineinbringen; waren sie gut, so macht sie die Feile schlechter, denn es handelt sich nicht dabey um den gesuchtesten und gewähltesten Ausdruck, sondern um jenen, welcher am geeignetsten ist, die Stimmung mit aller Modification auszudrücken, welche den Poeten in der guten Stunde zum Gedichte brachten. Jener Ausdruck wird aber nur in dem Moment der Erzeugung des Gedichtes gefunden. Die späteren Ausgaben lyrischer Dichter sind in der Regel die schlechtesten, mögen sie vom Verfasser selbst oder von anderen veranstaltet worden seyn. Wie viele Gedichte Goethe's sind im Ausdruck vernachläßigt; man verbessere ihn, und das Gedicht verliert am Gehalte. Daß Wieland bey allen seinen großen Verdiensten um Kunst und Literatur, um das Wiedererwachen des griechischen Geistes und die Einbürgerung Shakespeare's unter die Deutschen, zum lyrischen Dichter nicht geboren war, zeigt genügend die Bemerkung S. 205: »Ich muß immer so viel ausstreichen, daß ich dann noch einmal abschreiben muß. Aber durch dieses Abschreiben und Lecken wird es erst gut. Ohne diese wiederholte Abschreibung wird von mir nichts Erträgliches hervorgebracht.«

Auffallend ist, wie sich Wieland bey jeder Gelegenheit von dem Vorwurfe der Obscönität zu reinigen sucht. Herrliche, die tiefste und richtigste Kunstkritik verbürgende Bemerkungen kommen S. 246 und 248 vor.

»Nur die Frauen können mit voller Fassung und Freude tragen. Ein Sinnbild davon wären die Karyatiden, die zierlich und mit gesenkten Händen die größte Last tragen, während die Atlanten die Hände auf beyden Seiten gewaltsam unterstützten.«

Die zweyte Bemerkung betrifft Goethe's Hermann und Dorothea.

»Die Figuren von Hermann und Dorothea sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muß man dabey nicht denken. Auch dieß konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Styl.«

Das letzte Kapitel, »Bertuch,« enthält Memorabilien über dessen Verhältnisse mit Wieland und Herder. Das Interessanteste darin ist die Geschichte der Literaturzeitung.

Der Rückblick auf das Werk läßt mit der dankbarsten Anerkennung vieler Theile desselben das lebhafteste Bedauern verbinden, daß es durch Unsauberkeiten entstellt wird. Dieß ist um so empfindlicher, da es in einer Zeit geschieht, welche gerade an der

Nichtachtung literarischer Zustände und an Geringschätzung der Literatoren krank ist, und sich so sehr darin gefällt, durch Aufsuchen von Schattenseiten den Lichtglanz großer Geister zu entstellen, und daß es von einer Zeit handelt, die in der Literaturgeschichte durch Wollen und Wirken in gewisser Art einzig und musterhaft dasteht, und die der Herausgeber des Werkes selbst eben so richtig als anschaulich darstellt.

Wenn je den Geistern eine Anziehungskraft zugeschrieben werden kann, so nahm man diese damals wahr, als Weimar und das benachbarte Jena ihre Glanzperiode feyerten. Amalia, Karl August ihr Sohn, geistvoll, und darum allem Geistigen befreundet, vereinigten in Weimar einen Wieland, Knebel, Goethe, Herder, Schiller, Einsiedel, Voigt, Sekendorf, Falk, Musäus, Bode, Hufeland, Mounier, Jagemann, Meyer, Fernow, Riemer, Weyland, Vulpius u. A. Geistvolle Damen, wie die Fräulein von Göchhausen, Imhof, Wolfskeel, Knebel, die Frauen von Kalb, Berlepsch, Herder, Stein, Bechtolsheim, Wolzogen verschönerten die geselligen Kreise. Jena, die benachbarte Akademie, erfreute sich einer seltenen Blüthe von Lehrern und Lernenden. Hufeland, Schraubert, Thibaut, Loder, Himly, Succow, Woltman, Reinhold, Fichte, Schelling, die Philologen Schütz, Voß, Eichstädt, Ersch, die Schlegel, Brentano traten gleichzeitig oder kurz nach einander auf. Die allgemeine Literaturzeitung, das attische Museum, die Horen, die Musen-Almanache, die Adrastea, das Athenäum, der deutsche Merkur, London und Paris gingen von beyden Städten aus. Das Theater in Weimar, doppelt classisch durch Dichter wie durch Darsteller, gewährte durch Goethe's Leitung, Schiller's und Kirmsen's Beyrath die vollendeten Darstellungen der Stücke beyder Dichter. Damals sah man zuerst die Stücke des Terenz im alten Kostüm. Dann die Kunstausstellungen und Preisbewerbungen. Dazu ein Institut von Engländern unter einem edlen französischen Emigranten im Belvedere, benachbart wie Tiefurt und Ellersburg, jedes voll bedeutender Erinnerungen. Außerdem die Menge angesehener Fremder, die jährlich nach Weimar strömten, und seinen Ruhm in ferne Länder trugen.

Eine solche Zeit verdiente wohl, von jedem entstellenden Makel frey, der Nachwelt in dankbarer Erinnerung gehalten zu werden, und wir erwarten vom zweyten Bande des gedachten Werkes, daß er von jenen Entstellungen gesäubert sey, welche im ersten wohl mit allgemeinem Mißfallen gefunden werden.

Deinhardstein.

Art. VII. **Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz. Stuttgartiae et Tubingae 1832 — 1836. 9 voll. 8.**

Zu den großartigsten und in mancher Beziehung auch zu den wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Philologie gehört ohne Zweifel die vorliegende, nunmehr vollendete Ausgabe der griechischen Rhetoren. Betrachten wir die Schwierigkeit dieses Unternehmens an sich, die nothwendig damit verbundenen Kosten, das nicht selten Unerquickliche der Arbeit, so werden wir gestehen, daß nur eine unerschöpfliche Ausdauer, der anhaltende Fleiß, eine unermüdliche Geduld und man darf wohl sagen eine sich opfernde Liebe zur Wissenschaft ein solches Werk zu Stande bringen konnte; denn es ist wahrlich etwas anderes, in den Lustgefilden der griechischen Dichter und der klassischen Geschichtschreibung herumzuwandeln, oder sich durch die Dornen der späteren Rhetorik durchzuarbeiten. Dabey dürfen wir aber auch nicht vergessen, der rühmlichen Uneigennützigkeit der Cotta'schen Verlagshandlung zu erwähnen, welche, ohne Rücksicht auf augenblicklichen Vortheil oder Nachtheil, zu dem Unternehmen bereitwillig die Hand geboten hat.

In den Jahren 1508 und 1509 erschien bey Aldus in Venedig eine Sammlung der griechischen Rhetoren in zwey Foliobänden, ohne Uebersetzung. Sey es nun, daß die Auflage nur schwach war, oder daß der Verlag des damals noch in den Schulen eingeführten Werkes bald aufgebraucht wurde, genug, das Buch war in unserer Zeit von einer solchen Seltenheit, daß in Deutschland nur zwey oder drey Bibliotheken vollständige Exemplare, und wenige andere entweder nur den ersten oder nur den zweyten Band besitzen. Dieser Umstand, und die Wichtigkeit des dem Philologen fast unentbehrlichen Werkes veranlaßte den Herrn Walz, sich der schwierigen Arbeit zu unterziehen, und durch eine neue Ausgabe der griechischen Rhetoren die Bedürfnisse des philologischen Publikums zu befriedigen. Jedoch nicht zufrieden mit einem einfachen Wiederabdrucke der Aldinischen Ausgabe, bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich, und fand in den vorzüglichsten Bibliotheken dieser Länder*) (bey Auf-

*) Bey Erwähnung der Bibliotheksbeamten, denen sich Hr. W. besonders zu Danke verpflichtet fühlt, nennt er auch mit verdientem Lobe die Herren Custoden der k. k. Hofbibliothek in Wien, wobey nur zu bemerken, daß diese nicht Copitar und Eichelberger, sondern Kopitar und v. Eichenfeld heißen.

zählung der italienischen auf dem Titel des Buches hätte die in Modena nicht übergangen werden sollen) nicht allein reichen Vorrath zur Emendation der schon gedruckten Schriften, sondern auch einen Reichthum bisher ungedruckter, in diese Klasse gehöriger Werke, welche theils vollständig abgeschrieben, theils nur exzerpirt wurden. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, machte sich Hr. W. an die Arbeit, und bereicherte die Literatur mit einem Werke, welches alles leistet, was man wünschen kann, in gewisser Hinsicht vielleicht mehr, als man wünschen durfte, indem manches aufgenommen ist, was Niemand leicht vermissen würde, und bey der schwer zu übersehenden Fülle des Materials auf einem ohnehin der unverschämtesten Compilation preis gegebenen Felde häufige Wiederholungen nur schwer oder gar nicht zu umgehen waren. Indeß wenn auch manches als überflüssig erscheinen sollte, und wenn auch nicht zu läugnen ist, daß das geistlose Compiliren mancher Rhetoren einen oft wahrhaft widerlichen Eindruck macht, so wird man doch gerade darum die Ausdauer des Herrn W. bewundern müssen, der das unerquickliche Geschäft über sich nahm, um der Vollständigkeit willen auch den langweiligen Wust und das geistlose Treiben einer tief gesunkenen Zeit vor unseren Blicken auszubreiten, und dadurch über einen nicht unbedeutenden Theil der Kultur- und Literärgeschichte ein, wenn auch düsteres, Licht zu verbreiten. Daß aber selbst aus den häufigen, durch das Unwesen beyspiellosen Plagiats herbeygeführten Wiederholungen wenigstens für die Kritik des Textes wesentlicher Nutzen gezogen werden könne, werden wir unten zu sehen Gelegenheit haben, wo der Unterzeichnete beyläufig in den Noten eine Reihe von Verbesserungen mittheilen wird, welche sich aus den Vergleichungen ergeben, oder sich sonst als nothwendig herausstellen.

Daß ein tieferes Eingehen in das Wesen und die Geschichte der Rhetorik und der griechischen Rhetorenschulen nicht im Plane dieser Anzeige liegen könne, versteht sich von selbst *); doch muß mit wenigen Worten die Wichtigkeit dieser Erscheinung angedeutet werden, welche sich schon dadurch ausspricht, daß nicht leicht eine andere Disciplin und wohl kein menschliches Institut mit einer solchen Lebenskraft begabt gewesen ist, als eben diese Rhetorenschulen. Oder sollte es nichts Erstaunenswürdiges seyn, eine Anstalt, welche sich zwey Jahrtausende hindurch, vom Leontiner Gorgias bis zum Falle des morgenländischen Kaiserthums

*) Es ist zu bedauern, daß Westermann das Erscheinen der Walzischen Ausgabe der Rhetoren nicht abgewartet hat; seine Geschichte der Beredsamkeit würde sehr gewonnen haben.

und noch darüber hinaus, durch die größten Erschütterungen und Umwälzungen, durch alle Wechsel der Verfassungen, Herrschaften, Religionen hindurch rettete? welche in Alexandrien, Athen, Rom und Konstantinopel einen nicht bloß vorübergehenden Einfluß hatte? welche sich mit der ausgelassenen Demokratie Athens eben so wohl vertrug, wie mit der ungezügelten Willkür eines byzantinischen Kaisers? welche ihre Hörsäle aufschlug neben dem heidnischen Tempel und neben der christlichen Kirche? Ja, wie lange ist es denn her, daß man bey uns noch die Ausarbeitung einer tüchtigen Chrie nach allen Regeln des Hermogenes für das Ziel der Schulbildung ansah, und die Vorschriften des Hermogenes und Aphthonius für eben so unbestreitbare Wahrheiten ansah, als die Einheiten des Aristoteles? Ein Institut mit solcher Lebens- und Accomodationskraft verdient gewiß die höchste Bewunderung, und wir können es selbst in seinem tiefen Verfalle nicht ohne Theilnahme betrachten. Welch eine Laufbahn aber liegt zwischen dem ersten Erscheinen der Rhetorik, dieser Kunst der Rede, bis zu ihrem endlichen Erlöschen an Altersschwäche! Sie tritt auf in Sicilien, ihre Geburt ausgeschmückt mit legendenartigen Erzählungen; von dem Leontiner Gorgias nach Athen verpflanzt, dient sie dort in der Volksversammlung, nein, sie herrscht dort in der Volksversammlung, als Helferin bald der edelsten Vaterlandsliebe, bald der wildesten Leidenschaft, als Vertheidigerin der Unschuld und als Genossin von Sykophanten. Mit dem Untergange der griechischen Freyheit war ihre politische Rolle ausgespielt, und sie zog sich zurück in die Gerichtssäle, um wenigstens zum Theil ihr altes Geschäft fortzusetzen. Doch auch hier verstummte das lebendige Wort, und die ehemalige Herrscherin und Schiedsrichterin über das Wohl und Wehe der Staaten, wie der Staatsbürger, fand eine Zufluchtsstätte zwischen den Schulbänken, oder diente der Kirche, wo sich ihr in veränderter Gestalt eine neue Laufbahn aufthat. Diese kirchliche Beredsamkeit und Rhetorik ist jedoch von jener früheren nach Grundsätzen und Richtung so wesentlich verschieden, daß wir die eine unmöglich für eine Fortsetzung der anderen ansehen können, wenn auch ein gegenseitiges Eingreifen Statt fand.

So lange die Beredsamkeit dem thätigen, besonders politischen Leben angehörte, und ihre Wirksamkeit im Getümmel der Volksversammlungen und öffentlichen Gerichtsverhandlungen äußerte, mußte ihr eine gewisse schöpferische Lebenskraft inwohnen, die an keine anderen, als die ewigen, auf der geistigen Natur der Menschheit beruhenden Gesetze gebunden, die Anforderungen des Augenblicks erfaßte, und sich den jedesmaligen Bedürfnissen anschmiegte. Politischer Scharfblick, eine tiefe Kenntniß der

menschlichen Seele und Gewandtheit der Sprache waren also hier die wesentlichen Momente; die Allmacht des Wortes konnte und brauchte sich nicht in die engen Schranken einer schulgerechten Form zu fügen; sie nahm nicht, sie gab die Regel. Ganz anders mußte sich dieß gestalten, als die Beredsamkeit aus dem öffentlichen Leben verbannt, sich in die engen Räume der Schule zurückzog. Hier mußte nothwendig jene Lebensfrische verloren gehen; an ihre Stelle trat eine schulgerechte Technik; als man die Beredsamkeit selbst nicht mehr brauchte, fing man an, die Regeln derselben sorgfältig zu erforschen, und den Knaben und Jünglingen einzuprägen, jedoch nur um die Erfahrung bestätigt zu finden, daß die Regeln keinen großen Mann machen. So lange noch eine leise Erinnerung an eine, wenn auch für immer untergegangene bessere Zeit in den Schulen fortlebte, erhielt sich ein großer, lebendiger Geist, eine Frische des Gefühls, welche noch auf ein inneres Leben schließen ließ; als aber jene Erinnerung aus den Gemüthern der Menschen gänzlich verschwunden, als die rückwärtsblickende Ahnung einer schöneren Zeit in dem Jammer der Gegenwart versunken war, da mußte auch der letzte lebendige Athemzug die abgestorbene Rhetorik verlassen, und es blieb nichts zurück, als die todte Form. An dem Leichname übte sich die kleine Menschheit; Geist konnte man nicht mehr herauslocken, denn er war verflogen, und hineinlegen konnte man nicht, was man nicht hatte. Das einzige, was noch fortlebte, war eine gewisse Schultradition, die sich mit bewunderungswürdiger Zähigkeit durch die Reihe von Jahrhunderten durchrettete, und stabil blieb in dem Wechsel der Zeiten, Verfassungen und Religionen. Diese Stabilität zeigt sich namentlich in der — man kann nicht sagen Wahl — in dem Festhalten einmal eingeführter Beyspiele, welche man zur Behandlung vorlegte; für dieselbe Sache dasselbe Beyspiel; ja man kann darnach die verschiedenen Machwerke in einzelne Haufen sondern, nach der Verschiedenheit nicht sowohl der Beyspiele selbst, als vielmehr der Fassung derselben; z. B. ob Diogenes einen ungebildeten Reichen ein versilbertes Roß (ἵππος) oder versilberten Schmutz (ῥύπος) genannt habe; oder die Antwort auf die Frage, ob Antigenides oder Satyros ein besserer Flötenspieler scheine, »ἐμοὶ μὲν ϛρατηγὸς Πολυσπέρχων,« welche die eine Rotte dem Epaminondas, die andere dem Epiroten Pyrrhus zuschreibt. So erhielten sich die einmal beliebten Aufgaben zu Redeübungen in Alexandrien, Rom, Athen und Konstantinopel aus den Zeiten der sinkenden Republik bis zum Aufpflanzen des Halbmondes auf der Sophienkirche; ein geistloses Durchkneten des alten Teiges, eine gänzliche Abwesenheit eigener schöpferischer Thätigkeit, ein trüb-

seliges Schulmeistern ohne praktische Richtung. Unter dem Bakel des Schulmeisters mußte die unglückliche Jugend sich an Deklamationen über den Tyrannenmord abarbeiten, die ganze Kasuistik des Ehebruchs mit allen möglichen und unmöglichen Fällen ausbeuten, und sich in alle Lagen eines τρισαριστεύς hineinstudiren, in einer Zeit, welche sich glücklich geschätzt haben würde, nur einen ἀριστεύς zu besitzen. Dieses starre Festhalten an den Ueberlieferungen der Schule ist übrigens nicht bloß Eigenthümlichkeit der späteren gesunkenen Zeit, sondern charakterisirt die ganze, im engeren Sinne sogenannte Rhetorik. Als Beleg mag hier Theon dienen; dieser wirft (I. p. 242. Walz) bey Gelegenheit der Beschreibung (ἔκφρασις) die Frage auf, ob bey diesem Progymnasma die confirmatio und confutatio in Anwendung zu bringen sey; einige bejahten dieß (so könne man z. B. bey der Herodotischen Beschreibung des Ibis die Einwendung machen — der ganze Steiß dieses Vogels sey weiß. Es wäre freylich Schade, wenn diese Einwendung unterdrückt würde!), Theon aber erklärt sich dagegen, in sofern dieß eigentlich keine Neuerung, sondern nur unter eine andere Klasse, nämlich die Erzählung, zu bringen sey.

Dieses starre Festhalten am Hergebrachten äußert sich auch durch eine blinde Anhänglichkeit an bewunderte Muster, namentlich an Hermogenes und Aphthonius, durch ein scrupuloses iurare in verba magistri, von denen man nicht abzuweichen wagte, bey denen man aber mit Ehrfurcht die albernsten Untersuchungen anstellte, und sich abmühte, im Aufwerfen und Lösen sogenannter schwieriger, fast immer überflüssiger und unfruchtbarer Fragen (ἀπορίαι); warum z. B. Hermogenes gerade dieses Beyspiel gewählt habe, und kein anderes; warum er eben dieses Wort gebraucht, und nicht jenes, und dergleichen. Als Muster lächerlicher Fragen, deren Beantwortung man suchte und — fand, und woran man den tiefen Verfall der Wissenschaft ersehen kann, wollen wir einige Fälle aus den Homilien des Johannes Doxopater zum Aphthonius anführen. Aphthonius hatte bey der Chrie sein Beyspiel aus Isokrates, bey der Gnome aus Theognis entlehnt; Johannes forscht nun nach der Ursache, da er ja beyde Belege aus Homer hätte nehmen können. Die Antwort ist: Aphthonius habe sehr weislich daran gethan; den Isokrates habe er gewählt als Redner, den Theognis als einen den meisten unbekannten Dichter, damit die liebe Jugend »vielseitig gebildet werde, indem sie zum Lesen der Dichter gezwungen würde« (II. p. 307). Gewiß ein löblicher Zweck und ein vollkommen geeignetes Mittel. Ferner: Aphthonius hatte die einzelnen Klassen von Gegenständen aufgeführt, bey welchen das encomium an-

wendbar sey, Personen, Sachen, Zeiten, Oerter, Thiere und dazu (καὶ πρὸς τούτοις, die überall wiederkehrende Wendung) Pflanzen. Nun wird (II. p. 417) die wichtige Frage aufgeworfen, warum Aphthonius unter die Gegenstände des encomium nicht auch die — Zoophyten aufgeführt habe? Eine fruchtbare und geistreiche Untersuchung *).

Doch liegt gerade in dieser Unwandelbarkeit, so unerquicklich sie auch dem denkenden Geiste erscheinen mag, das Element, wodurch die Rhetorenschulen für uns von der größten Wichtigkeit sind. In ihnen und durch sie nämlich erhielt sich immer noch eine Art von Färbung aus dem klassischen Alterthume; alle Beyspiele führten zu jener lauteren Quelle zurück, und wenn auch der größere Theil sich mit den in den Handbüchern enthaltenen Stellen begnügte, so wurde doch in Manchem die Sehnsucht erregt, sich herauszuretten aus dem Jammer der Zeit, und Erholung zu suchen bey den ewigen Müstern des Schönen, den Schriften des Alterthums. In diesen Schulen wurde doch wenigstens ein Sinn für die klassischen Werke erhalten; konnte man sich nicht zu ihrer Höhe erheben, so bewunderte man sie doch, man vervielfältigte ihre Abschriften, und rettete was zu retten war vor der fanatischen Zerstörungswuth eines ausgearteten Mönchthums. Wie manches Werk des klassischen Alterthums, sey es nun ganz oder in Bruchstücken, ist uns nur durch die Schulen der Rhetoren erhalten worden; und mögen die Verirrungen derselben auch noch so groß und so viele gewesen seyn, immer retteten sie noch genug von dem erhabenen Sinne des Alterthums, um nach dem Falle Konstantinopels die Barbarey des abendländischen Europa zu erhellen. — Diese Bemerkungen schienen nothwendig, bevor wir zur Anzeige der Ausgabe der Rhetoren übergingen.

Die beyden ersten Bände enthalten die Literatur der Progymnasmata, Vorübungen zum Studium der Rhetorik; und zwar finden wir im ersten Bande die Progymnasmata des Hermogenes, des Aphthonius (nebst dem Auszuge des Matthäus Kamariotes und dem Kommentar eines Ungenannten), des Theon (nebst einem Scholiasten), des Nikolaus, des Nicephorus Basilaces, des Georgius Pachymeres und eines Ungenannten; ferner die Redeübungen des Adrianus und die Erzählungen und Ethopöien des Severus. Vor allen nimmt Hermogenes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, dem wenn nicht der erste, doch

*) Gleich darauf, p. 418, protestirt Doxopater gegen die Unterordnung der Bäume unter die Klasse der Seelenlosen (ἄψυχα); denn die Bäume und andere Pflanzen seyen beseelt (ἔμψυχα).

einer der ersten Plätze unter den Technikern des Alterthums gebührt. Er bildet mit Aphthonius und Theon gewissermaßen den Kern und Mittelpunkt einer weitschichtigen Literatur, und gelangte zu einem solchen Ansehen, daß er fast anderthalb Jahrtausende hindurch die Schulen beherrschte, und nebst Aristoteles den Doppelstern bildete, welcher durch so lange Jahrhunderte die Richtung des wissenschaftlichen Bildungsganges bestimmte. Es kann also nur von dem höchsten Interesse seyn, ein Werk genauer kennen zu lernen, welches seinen unermeßlichen Einfluß nicht etwa über eine und die andere Generation erstreckte, nein, welches mit seiner Wirksamkeit mehrere Völkerleben umfaßte. Es bestand aus fünf Theilen: 1) Progymnasmata [1]; 2) status (στάσεις, de partitionibus) [2]; 3) de inventione; 4) Idearum libri II (de formis oratoriis); 5) de effectu. Vgl. Jo. Tzetze's Chil. VI. 79.

Vorübungen zur Redekunst waren schon vor Hermogenes geschrieben; doch wurden alle durch die neue Erscheinung verdunkelt. Sonderbar aber ist es, daß auch sie bald durch die Progymnasmata des Aphthonius so sehr verdrängt wurden, daß diese selbst in den Handschriften des Hermogenes gewöhnlich den Platz der Hermogenianischen einnahmen, und Suidas nebst mehreren Handschriften sie als Progymnasmata zur Rhetorik des Hermogenes aufführen konnte; wodurch es denn kam, daß des Hermogenes Vorübungen nur selten abgeschrieben wurden, keinen Commentator fanden, und endlich selbst für verloren gehalten wurden. Wenn Einige dieselben dem Libanius zuschrieben, so verdient dieses wenig Beachtung; denn Priscian, die Commentatoren des Aphthonius und Johannes Doropater (z. B. II. p. 131) erkennen den Hermogenes als Verfasser an. Interessanter ist die Untersuchung, ob nicht vielleicht anderen der noch vorhandenen rednerischen Vorübungen die Priorät gebühre, und da glaubt denn der Unterzeichnete Gründe gefunden zu haben, welche ihn nöthigen, diese Frage zu bejahen. Er hält nämlich den Theon für älter, als den Hermogenes und Aphthonius, welches letztere schon Joh. Scheffer in seiner Ausgabe des Theon vermuthet hatte. Da wir über sein Alter keine bestimmte Nachricht haben [3], so können wir uns nur an die Andeutungen halten,

---

[1]) Von Priscian in das Lateinische übersetzt unter dem Titel: Praeexercitamenta rhetorices ex Hermogene.

[2]) στάσις, status, constitutio, »quod est in causa potentissimum et in quo maxime res vertitur.« Quinctil. III. 6, 21.

[3]) Vgl. außer Fabricius, Westermann Gesch. d. Beredsamk. I. 230, Note 17; Schöll II. p. 531.

welche in der Schrift selbst vorkommen. Er führt den Hermogenes nie an, während er übrigens mit Citaten nicht sparsam ist, und sich auf frühere Rhetoren, z. B. den Hermagoras und Theodor von Gadara (z. B. I. p. 243) beruft. Zu Anfang seines Werkes (I. p. 147) sagt er: »Zwar haben schon Andere rhetorische Vorübungen geschrieben, doch glaube ich manches für angehende Redner Nützliche lehren zu können; denn erstens habe ich nicht allein zu den bisher üblichen Vorübungen neue hinzu erfunden, sondern auch von einer jeden eine Definition aufzustellen versucht, z. B. die Fabel ist eine unwahre Erzählung, welche bildlich eine Wahrheit darstellt [1]). Ferner habe ich den Unterschied der einzelnen Vorübungen, die ἀφόρμας derselben, und die Art, wie jede zu gebrauchen, aus einander gesetzt.« Weiter unten (p. 151) nennt er dann ausdrücklich das Encomium als eine Aufgabe, die er erst unter die rhetorischen Vorübungen aufgenommen habe, obgleich er wohl weiß, daß es eine Gattung der Hypothesis sey. Auf welche Zahl er die Vorübungen festgestellt habe, gibt er nicht ausdrücklich an, doch sind es dieselben, welche sich in der Folge als normal erhalten haben, nur daß er die Chrie und Gnome nicht trennt. Alle diese Punkte, welche Theon ausdrücklich seiner Einführung zuschreibt, finden sich nun auch bey Aphthonius und Hermogenes; die von Theon beyspielsweise als seine Erfindung angeführte Definition der Fabel ist genau auch die des Aphthonius; bey Hermogenes fehlt zwar im griechischen Texte diese Definition, allein die von Priscian gegebene Uebersetzung beruht genau auf der Theon'schen Erklärung: »Fabula est oratio ficta verisimili dispositione imaginem exhibens veritatis.« Die Definition der Erzählung [2]), trotz ihrer auffallenden Form, stimmt bey Aphthonius und Hermogenes genau mit der von Theon aufgestellten überein; letzterer bezeichnet sie ausdrücklich als nicht von ihm erfunden, sondern als früher schon angeführt [3]). Das Encomium fehlt weder bey Hermogenes, noch in irgend einem der späteren Handbücher. Bey der Natur dieses ganzen Literaturzweiges darf man auch einen sonst vielleicht nicht zu beachtenden Beweisgrund e silentio nicht ganz abweisen. Theon nämlich stellt als Erfordernisse einer guten Erzählung auf: Deutlichkeit, Kürze, Wahrschein-

---

[1]) μῦθός ἐςι λόγος ψευδὴς εἰκονίζων ἀλήθειαν.

[2]) διήγημά ἐςι λόγος ἐκθέτικὸς πραγμάτων γεγονότων ἢ ὡς γεγονότων.

[3]) τὸ διήγημα βούλονται εἶναι κτλ. Eben so führt Hermog. die Definition der ἔκφρασις genau nach Theon an, mit der Phrase: ὥς φασι.

lichkeit (p. 183); Aphthonius und die Folgenden fügen als Viertes hinzu: ὁ τῶν ὀνομάτων ἑλληνισμός. Hätte Theon nach Aphthonius geschrieben, er hätte dieß nicht mit Stillschweigen übergangen.

Hermogenes setzte die Zahl der rhetorischen Vorübungen auf zwölfe fest, da die früheren Techniker bey einigen, z. B. nach des Hermogenes Angabe bey der Vergleichung und Beschreibung, schwankten, und, wie wir gesehen, erst Theon die Lobrede einführte. Wenn übrigens Aphthonius die Zahl der Progymnasmata bis auf vierzehn erweiterte, so liegt keinesweges eine wesentliche Berechnung zum Grunde, sondern lediglich eine andere Zählung, indem Hermogenes die refutatio und confirmatio, deßgleichen Lob und Tadel zusammenfaßt, Aphthonius aber einzeln behandelt. So erhalten wir also folgende Vorübungen: 1) Fabel; 2) Erzählung; 3) Chrie; 4) Sentenz, Gnome; 5) u. 6) Refutation und Confirmation; 7) Locus communis; 8) u. 9) Lob und Tadel; 10) Vergleichung; 11) Ethopöie; 12) Beschreibung; 13) Thesis, oder Berathschlagung; 14) Gesetzvorschlag. Bey jeder werden genau die zu beobachtenden Regeln abgehandelt, oft mit Beyspielen belegt, wodurch uns manche schätzbare Notiz erhalten worden ist, z. B. zur Geschichte der Fabel bey Theon, Hermogenes und Aphthonius. Manche Vorschriften haben sich bis auf unsere Zeiten zu erhalten gewußt, z. B. die von Theon und Aphthonius aufgestellten sechs Erfordernisse der Erzählung, das bekannte Quis? quid? ubi etc. (I. p. 182 u. p. 61).

Die erste griechische Ausgabe der Progymnasmata des Hermogenes besorgte Heeren in der Bibliothek f. alte Lit. u. Kunst, VIII. IX. Stück, nach einer Turiner Handschrift; die zweyte J. Ward nach vier Pariser Handschriften im Classical Journal V—VIII, in der Meinung, das Werk sey noch ungedruckt; Walz verglich eine mediceische und eine ambrosianische Handschrift, und gab nach diesen Hülfsmitteln einen berichtigten Text; den kritischen Apparat, den vollständigen Commentar Ward's und eine Auswahl anderer Bemerkungen setzte er in die Noten *).

*) Ob nicht eine Auswahl der Ward'schen Noten zweckmäßiger gewesen wäre, wollen wir nicht entscheiden; jedenfalls sind Conjecturen, wie παρανόμησι (p. 32, Note 43), oder »forsan οὕτοις contracte« (p. 50, Note 36) zwar nicht belehrend, aber ergötzlich. Dasselbe gilt vom Scheffer'schen Commentar zu Aphth., wo wir z. B. p. 96, Note 20 die Conjectur ἐν τῷ μέρῳ finden. Wir deuten hier einige Berichtigungen zum Hermogenes an: p. 9, Z. 3 ist ἀξιοῦσι zu streichen; — p. 27, I. leg. τὸ δὲ ἐγρ., und dann τῷ καθ., worauf auch Par. A. leitet; — p. 28, l. II. leg.

Die Progymnasmata des Aphthonius, als ein in allen Schulen gebrauchtes Buch, wurden sehr oft abgeschrieben, und es sind also Handschriften derselben in Menge vorhanden. Hr. Walz constituirte den Text hauptsächlich nach einer Pariser, einer Wiener und zwey Münchner Handschriften; nebst dem kritischen Apparat gab er auch den vollständigen Commentar Joh. Scheffer's. Den Aphthonius brachte Matthäus Kamariota*) in einen Auszug; er folgt genau in Sache und Form dem größeren Werke; nur im locus communis erlaubt er sich eine Abweichung, indem Aphthonius nur den τόπον κατά τινος behandelte, Matthäus aber auch den ὑπέρ τινος, wenn anders die Lesart bey Aphthonius richtig ist, was fast zu bezweifeln nach den bey Walz S. 80, c. 7, not. 2 angeführten Notizen. Vgl. jedoch II. p. 46. Walz hat das dürftige Werkchen nach einem Turiner Codex zuerst abdrucken lassen. Einen anderen Auszug eines Ungenannten, jedoch mit manchen Erweiterungen aus Hermogenes und anderen Rhetorikern, hat Hr. W. nach einem venetianischen Manuscripte herausgegeben; wir finden darin wenig Neues und nicht leicht einen eigenen Gedanken. Es mögen dergleichen späte Machwerke wohl noch manche in den Bibliotheken schlummern; wir wollen sie nicht stören in ihrer verdienten Ruhe.

Die übrigen in diesem Bande enthaltenen Werke sind nicht technischer Art, sondern Sammlungen ausgearbeiteter Aufsätze nach den Regeln und der Ordnung der Theoretiker. Was den Nicolaus betrifft, so nahm Harles., nach Suidas und Eudocia (Fabr. Bibl. Gr. VI. p. 134), zwey Rhetoren dieses Namens an, von denen der ältere, ein Schüler des Proclus, eine Rhetorik und Declamationen, der jüngere Progymnasmata geschrieben habe; allein es ist doch immer eine mißliche Sache um dergleichen Spaltungen; denn wenn auch das vorliegende Werk seiner jetzigen Form nach größtentheils nur ausgearbeitete Aufsätze enthält, so scheint es doch, daß diese früher mit einer Theorie in Verbindung gestanden hatten, welche die Abschreiber wegließen, weil sie fast ganz mit der des Aphthonius überein-

ἀνακολούθου; — p. 48, l. 8 darf ἡττωμένων seinen Platz nicht behaupten; vgl. p. 241, l. 12 fgg. — Zum Aphthonius: p. 63, 19 scheint νουθετῶν zu lesen; — p. 78, 12 leg. γῆ; — p. 97, 10 leg. τῶν ἄκρων (coll. vol. II. p. 48, 10); — p. 99, 14 τὸ πρὶν? — p. 109, 8. leg. λακεδαιμονίους; — p. 123, 28. leg. εἰρημένου. Die Vergleichung des Aphth. und Matthäus wird noch manche Emendation an die Hand geben.

*) Schöll II. S. 530 nennt den Matthäus Verfasser eines Auszugs aus der Rhetorik des Hermogenes, welchen Walz T. VI theilweise abgedruckt hat.

stimmte, diese sich aber in allen Händen befand. Die Aufsätze hingegen vervielfältigten sie, um den Schülern brauchbare Muster vorzulegen Man darf überhaupt nicht vergessen, daß alle diese Schriften zum Schulgebrauche abgeschrieben, und also nach dem jeweiligen Bedürfnisse behandelt wurden. Spuren von dem früheren Daseyn einer Rhetorik haben sich in dem noch vorhandenen Buche mehrere erhalten; so haben wir p. 381 die Theorie der Ethopöie, welche fast wörtlich mit der des Aphthonius übereinstimmt; wäre alles von der Art gewesen, so brauchten wir den Verlust des Uebrigen nicht zu bedauern; bemerkenswerth ist jedoch, daß uns verschiedene Commentatoren einige Regeln und Definitionen des Nicolaus aufbehalten haben, die von denen des Hermogenes und Aphthonius abweichen. Vgl. II. p. 60, 62, 198, 539. Einige der hier nach einer Pariser Handschrift herausgegebenen Vorübungen waren schon früher unter dem Namen des Libanius gedruckt; wer der eigentliche Verfasser sey, mag vor der Hand unentschieden bleiben, denn id semper semper. tenendum inter hos homines possessionem ita incertam, furtaque ita solennia esse, ut mihi quidem suum cuique restituendi spes nulla supersit, sagt Walz I. 265. — Wenn man auch das furta nicht allerdings billigen sollte, da ja fast die ganze spätere byzantinische Periode eine Zeit des Excerpirens und der musivischen Kunst ist, und man bey einem Schulbuche das Gute zusammenstellen konnte, ohne jedesmal die Quelle zu nennen. — Die Vorübungen des Nicephorus Basilaces waren zum Theil schon von Leo Allatius herausgegeben; hier erhalten wir sie nach einer Pariser Handschrift berichtigt und vervollständigt. — Vom Rhetor Adrianus aus Tyrus finden wir die hier schon bey Leo Allatius gedruckten Declamationen (μελέται) *); von Severus sechs Erzählungen aus Iriarte, acht schon mehrmals gedruckte Ethopöien, nach einer Pariser Handschrift verbessert; ferner die Aufsätze des Georgius Pachymeres aus einer Pariser, und eines ungenannten Christen aus einer venet. Handschrift.

Der zweyte Band enthält Scholiasten zum Aphthonius, und zwar:

1) Die Scholien eines Ungenannten, welche schon auf dreyzehn unpaginirten Blättern vor dem zweyten Bande der aldinischen Rhetoren stehen. Renouard in seiner Typogr. Aldin. hielt aus einer Verwechslung den Phöbammon für den Verfasser,

*) Westermann a. a. O. S. 205 beruft sich hierbey auf Schöll II. p. 460 (461) f., wo aber vom Kaiser Adrian die Rede ist. Allein sollten nicht überhaupt die μελέται dem Kaiser ab- und dem Rhetor zugeschrieben werden?

Westermann (Gesch. d. Beredsk. I. S. 233, Note 18) den Doxopater, verleitet durch Ang. Politian (Miscell. 55); aber Hr. Walz macht es sehr wahrscheinlich, daß Politian den Sopater zu den stat. Hermog. (IV. p. 154 W.) im Sinne gehabt, und irrthümlich diesen Commentar auf den Aphthonius bezogen habe; er selbst hält den Maximus Planudes für den Verfasser. Wer die Sache genauer untersuchen will, wird seine Aufmerksamkeit auf Stellen wie p. 54, l. 7. p. 57, l. 14 zu richten haben, wo der Verfasser selbst auf seinen Commentar zum Hermogenes verweist. — Walz gibt die Schrift nach mehreren Handschriften berichtigt.

2) Von größerer Bedeutung sind die Prolegomena und Homilien des Johannes Doxopater *); denn wenn es auch wahr ist, was Walz p. V sagt: veterum commentatorum copiis in homilias suas receptis insigne edidit specimen quantum horum hominum valeat loquacitas, so läßt sich doch nicht verkennen, daß in dem Werke ein Schatz guter Bemerkungen und Zeugnisse aus den Schriften früherer Commentatoren enthalten ist. An Weitschweifigkeit und unsäglicher Breite dürfte er nicht leicht von irgend jemanden übertroffen werden; doch scheint manches nicht auf seine Rechnung zu kommen (diese bleibt immer noch groß genug), sondern späteren Abschreibern sein langweiliges Daseyn zu verdanken, wie dieß z. B. p. 77 verglichen mit p. 127 ziemlich klar hervortritt, wo selbst Handschriften die Störung andeuten. Uebrigens nahm Doxopater ganze Stellen aus anderen Schriftstellern, nur mit unwesentlichen Veränderungen, wie z. B. S. 223 aus Theon I. S. 186 fgg. Dasselbe könnte auch S. 83 fgg. der Fall seyn, wo sich eine kleine rhetorische Abhandlung befindet, welche etwas abgekürzt von Iriarte (Catal. Mss. Bibl. Matrit. I. p. 442 — 445) aus einer Madriter Handschrift unter dem Namen des Trophonius herausgegeben ist; dieselbe findet sich, doch ohne Namen eines Verfassers, in drey Pariser und zwey ambrosianischen Handschriften. Hr. Walz ist der Meinung, diese Abhandlung sey nur ein Auszug aus diesem Theile der Homilien Doxopaters; allein da wir von dem Zeitalter des Trophonius gar nichts wissen, und wir so eben gesehen haben, daß Doxopater es durchaus nicht verschmäht, Anderer Arbeiten mit seinem Werke zu verschmelzen, ohne die Quelle anzugeben, so kann man eben sowohl annehmen, daß dieser Abschnitt

*) Im Titel der Prolegomenen heißt es τοῦ Δοξοπατρι, vor den Homilien τοῦ Δοξοπατρῆ. Eben so steht in Cod. Barocc. 175 bey Bekker Anecd. Gr. III. p. 1454 erst τοῦ λεγομένου δόξα πατρί, und nachher τοῦ δοξοπατρῆ.

der Homilien nur eine Erweiterung des Trophonius sey; jedenfalls muß man die Sache als incerta possessio betrachten. — Ueber die Person und das muthmaßliche Zeitalter des Johannes Doxopater werden wir unten bey Gelegenheit des Johannes Sikeliota ausführlicher reden. — Herausgegeben nach einem Wiener Codex.

3) Enthält dieser Band eines Ungenannten Scholien zum Aphthonius, welche nach einer Münchner Handschrift abgedruckt sind, mit Zuziehung einiger Pariser Mspte. Mit Wahrscheinlichkeit glaubt Hr. Walz, daß der Verfasser dieser Scholien und der zu den Ideen des Hermogenes im siebenten Bande S. 861 fgg. ein und derselbe sey, indem er sich S. 647 auf eine Stelle seines Commentars zu den Ideen verweist, welche sich T. VII. p. 1074 fg. findet. Weniger können wir dem beystimmen, wenn Hr. W. in der Vorrede S. VI sagt: Praeter exempla poëtica nihil cum praecedentibus (den Homilien des Doxopater) commune habet et suo more progymnasmatum doctrinam explicat. Denn gleich zu Anfang führt der Hr Herausgeber selbst einen Abschnitt an (S. 565, Note 4), welcher sich nach mehreren Handschriften im Doxopater findet; und es ist nicht der einzige; so stimmt z. B. S. 574 wörtlich mit S. 162 bey Doxopater überein. Da nun zwey Pariser Handschriften, in welchen diese Scholien enthalten sind, aus dem zehnten Jahrhundert stammen, so kann wohl Doxopater aus unserem Anonymus geschöpft haben, aber nicht umgekehrt. Die Ambigua possessio zeigt sich übrigens auch hier, wenn wir S. 661, 8 mit VII. 1 fg. vergleichen, was auch Hr. W. angemerkt hat. — Mit diesem Bande sind die Progymnasmata geschlossen.

Den dritten Band eröffnet die Rhetorik des Hermogenes. Zur Berichtigung des Textes verglich Hr. W. eine Wiener und eine Münchner Handschrift vollständig, eine Pariser zum Theil, andere, namentlich einige Farnesische, nur stellenweise. Zur Erleichterung der Uebersicht und des Auffindens ist eine griechische Tabula capitum vorausgeschickt, was wohl auch anderwärts nicht wenig zur Bequemlichkeit beygetragen haben würde, wo man bisweilen ungern selbst ein Verzeichniß der im Bande enthaltenen Werke vermißt. Ein Schema zu dem Hermogenianischen Status findet sich bey Westermann I. 325. Ueber die Bedeutsamkeit dieses einflußreichen Buches haben wir weiter nichts hinzuzusetzen; das Erforderliche wird man in den Einleitungen zu vorliegender Ausgabe, bey Westermann, Schöll und Fabricius finden

2) Eine Rhetorik, welche zuerst Th. Gale, dann Fischer, beyde ohne Namen des Verfassers, hierauf Boissonade unter dem

Namen Rufus aus einer Pariser [1]) Handschrift herausgab; denselben fand auch Hr. W. in einem modenesischen Codex als Verfasser genannt. Aus dem Werke selbst läßt sich nicht ersehen, wer jener Rufus gewesen sey; Hr. W. denkt an den Perinthier, dessen Leben Philostratus (Vit. Sophist. II. 17) beschrieben hat. Westermann scheint diese Ansicht nicht zu theilen (vgl. I. S. 205, 5 und S. 250, 3), doch ist mit den jetzigen Mitteln nicht leicht zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Das Büchlein ist auch nicht bedeutend genug, um die Mühe tieferer Nachforschung zu belohnen. — Es folgen 3) Fragmente von Rhetoriken aus zwey vatican. Handschriften, die W. wegen ihrer Unbedeutsamkeit nur in Auszügen mitgetheilt hat.

4) Von höherem Interesse ist die folgende Schrift, eine Uebersicht der Rhetorik von Joseph Rhacendytes. Ueber den Mann fehlen uns alle Nachrichten, bis auf die wenigen Notizen, die er uns selbst in den Prolegomenen hinterlassen hat; auch ist er in den neueren Literaturgeschichten mit Stillschweigen übergangen, wenn man die dürftigen Andeutungen bey Fabric. B. Gr. VI. S. 131 Harl. u. XII. 639 allenfalls ausnimmt. Hr. Walz hat das Buch aus einer venet. Handschrift mit theilweiser Vergleichung anderer, herausgegeben, und die Prolegomena aus einer mediceïschen Handschrift, in welcher allein sie sich vorfanden, vorausgeschickt. In dieser Einleitung gibt uns Joseph eine kurze Uebersicht seines Lebens. In Ithaka von dürftigen Aeltern geboren, hatte er, in Betracht der Vergänglichkeit alles Irdischen, schon von Kindheit an seinen Blick auf das Höhere gerichtet, und einen heftigen Drang nach dem beschaulichen Leben in sich gefühlt [2]). Er verließ also Aeltern und Vaterland, in Lumpen gehüllt (ῥάκος ἐνδύς p. 469, 14, woher dann sein Beyname Rhacendytes), durchwanderte viele Städte der Menschen [3]), und kam endlich auch zum Sitz aller Wissenschaft, nach der Stadt Constantins. Dort besuchte er die Schulen der Sophisten und Rhetoren, und studirte die Werke der Weisen; da er nun fand, wie hier oft über dem Minderwesentlichen das Wesentliche versäumt wurde, entschloß er sich, dieses eitle Treiben

---

1) Nach Westermann und Schöll aus einer Vatican. Hdschr. Da das Buch nicht zur Hand ist, können wir die Richtigkeit der einen oder andern Angabe nicht ermitteln.

2) S. 457, 15 hatte der Cod. Med. τῷ στρεῖνῳ κελύφει; Hr. W. emendirt ὀςεΐνῳ, wir gewiß nicht; es muß σαρκίνῳ geschrieben werden. Zwey Zeilen weiter ist statt συμφέρωνται zu schreiben συμφύρωνται; überhaupt ist im Texte dieser Einleitung noch mehreres zu berichtigen.

3) ἀλλ' οὔτοιγε καὶ νόον ἔγνων setzt er bescheiden hinzu.

meidend, aus den verschiedenen Werken ein neues Buch zusammen zu stellen, und so »schrieb ich denn gegenwärtiges Buch als ein Bild der Philosophie und der Wissenschaften« *). (Wenn das Bild ähnlich war, mußte es in dem »Sitz der Wissenschaften« schlecht aussehen.) Dieß sind die Notizen, welche uns Joseph über seine Lebensumstände in selbstgefälliger Redseligkeit mittheilt; im Titel der Prolegomenen heißt es: ἰατροῦ Ἰωσὴφ κιναροῦ ῥακενδύτου, und ohne Zweifel hat ihm eine solche Ueberschrift die Ehre verschafft, von Fabricius (Bibl. Gr. XII. 639) im Katalog der griechischen Aerzte aufgeführt zu werden; allein ist es wohl irgend wahrscheinlich, daß »der schmutzige Lumpenmann« seines ärztlichen Berufes auch nicht mit einer Sylbe gedacht haben sollte? Ist es irgendwo erhört worden, daß ein Arzt aus christlicher Bescheidenheit und Demuth die Lumpenkleidung erwählt hätte? Nein, der Arzt ist hier gewiß am unrechten Platze, von dem wir ihn erlösen wollen. In der Ueberschrift des Hauptwerkes hat Hr. W. gewiß richtig οἰκτροῦ κιναροῦ Ἰωσὴφ Ῥοκενδύτου nach einer mediceischen Handschrift gegeben; die übrigen hatten auch hier ἰατροῦ; wir wollen also an beyden Stellen dem »armen schmutzigen Lumpenmann« Platz machen, und ohne Zweifel wird sich auch der Arzt recht gern dazu verstehen. Im Fabricius haben wir freylich nun einen griechischen Arzt weniger; indeß ist das ein Unglück?

Was sein Zeitalter betrifft, so erzählt Fabricius a. a. O., er sey Lehrer des Actuarius und Apokauchus gewesen, wodurch er also an das Ende des dreyzehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt würde. Aus seinem Buche ergeben sich wenig Zeitbestimmungen; den Symeon Metaphrastes (im Anfang des zehnten Jahrhunderts) und Michael Psellus (im eilften Jahrhundert) führt er unter den älteren an; unter den neueren den Kallicles und Ptochoprodomus (p. 562), und, nach dem Cod. Venet. 444, den Philes, welcher zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Dieses Citat scheint indeß ein späterer Zusatz zu seyn. — Zwischen der Einleitung und dem eigentlichen Werke finden wir einen Abriß der Rhetorik in jambischen Versen, an deren Schlusse sich Joseph selbst als Verfasser nennt. Die Rhetorik scheint viel benutzt, d. h. geplündert worden zu seyn, wenigstens finden wir in mehreren anderen rhetorischen Werken ganze Abschnitte aufgenommen; freylich bleibt hierbey noch die Annahme einer gemeinschaftlichen Quelle offen. Diese Bemerkung findet gleich bey der folgenden Schrift 5) eines

*) ὡς εἰκόνα φιλοσοφίας καὶ μαθημάτων τὴν παροῦσαν ἀνεβίβλωσα βίβλον.

Ungenannten über die Redetheile Statt, welche Hr. W. aus einer Pariser Handschrift herausgegeben hat; ein Bruchstück hatte schon Bekker Anecd. Gr. 1081 aus einem Ottobon. Codex bekannt gemacht. Um Wiederholungen zu vermeiden, hat W. mehrere Abschnitte weggelassen; es hätten noch einige wegfallen können, doch wäre vielleicht eine sorgfältige Benützung eben dieser Wiederholungen zur Berichtigung des Textes bey Joseph zu wünschen gewesen. Wir wollen am Ende dieser Anzeige einige Andeutungen geben.

6) Die Schrift eines Ungenannten über die acht Redetheile, herausgegeben aus einer Pariser Handschrift, ist größtentheils progymnasmatischen Inhalts, und ohne besonderen Werth. 7) Von einem anderen Auszuge aus einer venet. Handschrift, der fast ganz mit Joseph Rhacendytes übereinstimmt, erhalten wir nur Anfang und Ende, womit wir uns auch beruhigen können.

Nachdem die Hermogenianische Rhetorik so auf alle Art ausgebeutet war, mußte sie noch ihre härteste Prüfung bestehen, und auf den Stelzen politischer Verse einherstolpern, ein furchtbares Geschick! Der erste, welcher uns hier aufgeführt wird (8), ist einem Wiener Codex entnommen, und vollständig mitgetheilt. Es wechseln die von Herrn W. nur angedeuteten Stellen des Hermogenes und Expositionen in der langweiligen, eintönigen politischen Versart [1]). Ueber den Verfasser und sein Zeitalter läßt sich nichts bestimmen, nur so viel ist gewiß, daß er jünger als Joh. Tzetzes ist, denn diesen führt er einigemal an; ferner beruft er sich auf den Doxopater (p. 645), den Syrianus (649), Tiberius (653) und einen, der mehrmals ὁ Σικελός genannt wird, z. B. S. 649 zweymal. Wer war dieser? Sollte der Johannes Sikeliota zu verstehen seyn? Diesem widerspricht freylich ein Vers S. 645: ὁ Σικελὸς Φοιβάμμων δὲ λέγων ἐκφέρει τάδε. Wer ist aber nun dieser Phöbammon? Den Sophisten des fünften Jahrhunderts hält man für einen Alexandriner. — Was von S. 661, Z. 26 an folgt, gehört nicht zu dem Werke, sondern es sind nur einzelne prosaische Bemerkungen, die der Abschreiber auf eigene Verantwortung angefügt hat, wie dieß ja öfter der Fall ist, z. B. II. 80, VI. 39 und an anderen Stellen [2]).

---

[1]) Der eintönige politische Vers, der in Konstantinopel erfunden wurde, woher auch sein Name (πόλις) kommen soll, war in der späteren byzantinischen Zeit der herrschende.

[2]) Warum sind wohl S. 646 die Verszeilen so sonderbar gedruckt? Es sind politische Verse wie die übrigen. Abschreiber erlauben sich öfter solche Spielereyen, gedruckt brauchen sie nicht zu werden.

9) Von der Rhetorik des Johannes Tzetzes erhalten wir nur Bruchstücke (aus einem Dresdner Codex), die übrigens vollkommen hinreichen, um das Urtheil des Gregorius von Korinth (T. VII. 1098, 24) zu bewähren: ἐν οἷς ἔγραφεν εἰς τὴν ὅλην τὴν ῥητορικὴν ἐξήγησιν φλυαροστιχιδίοις. 10) Die Rhetorik des Psellus in politischen Versen erhalten wir aus einer Wiener Handschrift. Dann folgen wieder in ungebundener Rede 11) eine Uebersicht der Figuren, welche Hermogenes in seinen Büchern de inventione und de ideis behandelt, eigentlich nur eine Beyspielsammlung; aus einer Münchener Handschrift, mit Vergleichung einiger anderer. 12) Kastor Rhodius Philoromäus de metris rhetoricis, aus einer Pariser Handschrift. De Castore aliunde nihil constat, sagt Walz. Er wird jedoch erwähnt von Suidas und Eudocia; nur kann dieser, ein Zeitgenosse Cäsars, natürlich nicht der Verfasser vorliegenden Schriftchens seyn, in welchem Hermogenes genannt wird. S. übrigens Schöll II. 358; Westermann I. 181, Note 16. Es folgt endlich 15) eines Ungenannten expositio rhetorices, zuerst herausgegeben von O. D. Bloch Miscell. Hafn. II. p. 155 fgg. aus einer Kopenhagener Handschrift. Da der Verfasser den Doxopater citirt, muß er nach der Mitte des eilften Jahrhunderts gelebt haben. Ein großer Theil der Abhandlung stimmt wörtlich mit Maximus Planudes überein.

Der vierte Band enthält die Scholien des Syrianus, Sopater und Marcellinus zu den Status des Hermogenes, welche schon in der Aldinischen Sammlung der Rhetoren gedruckt waren. Es sind von diesen Scholien zwey wesentlich von einander verschiedene Compilationen (denn Recensionen kann man diese Zusammenkittung wohl nicht nennen) vorhanden. Die eine befindet sich in der vortrefflichen venet. Handschrift 433, welche Morelli (Bibl. Mspt. p. 298 fgg.) sorgfältig beschrieben hat, und enthält abgesondert die Commentare des Syrianus und Sopater; die andere, welche Aldus abgedruckt hat, ist eigentlich keine Zusammenstellung der Scholien des Syrianus, Sopater und Marcellinus, sondern vielmehr eine vielleicht erst nach Maximus Planudes von irgend einem Lehrer der Rhetorik veranstaltete leichtfertige Compilation, indem die Bemerkungen der drey Compilatoren zu jeder einzelnen Stelle ohne alle Kritik, ohne die erforderliche Aufmerksamkeit, also ganz unzuverläßig nicht sowohl zusammengestellt, als vielmehr zusammengeworfen sind; noch dazu wird bald von Eigenem (?) hinzugefügt, bald etwas weggelassen, bald eine Bemerkung eines Vierten eingefügt, bald sonst eine Veränderung vorgenommen. So erscheint S. 397 plötzlich ein Scholion des Porphyrius; soll dieses von dem Compilator des

ganzen Werkes herrühren, oder erst später, wie dieß oft der Fall ist, eingeschoben seyn? Porphyrius wird zwar öfter citirt, tritt aber sonst nicht mit den drey anderen Commentatoren in Reihe und Glied auf. Dasselbe gilt S. 463 von dem Scholion ἐξ ἀνεπιγράφου und des Epiphanius. S. 626 wird ein ganzes Kapitel eines Ungenannten eingeschoben, welches in der Pariser Handschrift fehlt, und genau mit einem Abschnitte eines dem Maximus Planudes zugeschriebenen und von Hrn. W. im fünften Bande herausgegebenen Commentars übereinstimmt. Ist dieses Stück dem Maximus Planudes entlehnt, so fällt die Zeit der Redaction unseres Commentars nicht vor das vierzehnte Jahrhundert; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß beyde nur aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpften; denn der Compilation im Allgemeinen wird schon dadurch ein bedeutend höheres Alter vindicirt, weil der dieselbe enthaltende Pariser Codex, welcher allen übrigen, wie sich aus den Walzischen Angaben augenscheinlich ergibt, zum Grunde liegt, aus dem eilften, spätestens zwölften Jahrhundert stammt Eben hieher gehören auch die Stellen S. 795, 845. — Herr Walz erkannte sehr wohl die üble Beschaffenheit und Unzuverläßigkeit der von Aldus abgedruckten Compilation; dennoch entschloß er sich, gewiß nicht ohne gute Gründe, sie abdrucken zu lassen, und zwar so, daß er im Allgemeinen zur Berichtigung des Textes die Pariser Handschrift 2923 durchgehends, andere stellenweise verglich, zugleich aber auch zum Syrianus die Abweichungen der venet. Handschrift, da diese minder bedeutend sind, beyfügte, den Sopater aber, der in jener Compilation allzu verstümmelt vorlag, im fünften Bande noch einmal vollständig aus dem venet. Codex abdrucken ließ. Es dürfte wohl Mancher dieses Verfahren nicht durchaus billigen; in der That dürfte es zweckmäßiger scheinen, wenn die ächten Scholien des Syrianus und Sopater unverfälscht aus der venet. Handschrift abgedruckt, und aus jener Compilation nur der Marcellinus herüber genommen worden wäre, dessen Eigenthum sich, nach Ausscheidung seiner beyden Collegen, leicht herausgestellt haben würde. Zum Ueberfluß hätten, um die Verfahrungsart jenes Compilators zu zeigen, einige Blätter der Arbeit ausgewählt und mitgetheilt werden können. Wie die Sachen jetzt liegen, geht ein großer Theil der Uebersichtlichkeit verloren, indem man sich die einzelnen Data aus der ohnehin nicht sehr bequemen Zusammenstellung des Compilators, aus den Noten und aus dem fünften Bande zusammensuchen muß. Zugleich hätte man dann auch den nochmaligen theilweisen Abdruck des Hermogenianischen Textes sparen können *).

*) Für die Texteskritik hätte aus der doppelten Recension mehr

Die Commentare des Syrianus, Sopater und Marcellinus gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten, welche uns über den Hermogenes erhalten sind, und bieten einen Reichthum anziehender Bemerkungen. Das Zeitverhältniß dieser drey Commentatoren ergibt sich daraus, daß Syrianus, der in der Mitte des fünften Jahrhunderts lebte, von Sopater (S. 482, 29), dieser von Marcellinus citirt wird (S. 806, 21). Syrian war, nach einer weiter unten zu benutzenden Notiz, Heide, und hatte einen Sohn Alexander, dem er seinen Commentar über die Ideen des Hermogenes widmete (s. T. VII. S. 90), den ersten, wie er am a. O. selbst versichert, der über dieses Werk erschienen war. Auch über die anderen Theile der Hermogenianischen Rhetorik mögen vor ihm nicht viele Erklärer von Bedeutung vorhanden gewesen seyn; er citirt den Apsines aus Gadara [1]), Cäcilius, Porphyrius, Aquila, Evagoras, Minucianus, Metrophanes, Lollianus, Cornutus, Korax den Technographen; Sopater den Lollianus, Hermagoras, Minucianus, Syrianus, Harpokration, Metrophanes, Tyrannus (IV. 617, 13), Basilikus [2]); Marcellinus ist sparsamer mit Citaten; er nennt den Minucianus, Major, Sopater und Polemo.

Syrianus stellt (VII. S. 99, 22 fgg.) [3]) die Anforderungen auf, welche man bey der Kritik eines jeden Buches, besonders eines technischen (?), machen müsse, und nennt darunter namentlich auch die Untersuchung über die Echtheit, welche auch, der nachbetenden Sitte dieser Techniker gemäß, noch in mehreren anderen Schriften gefunden wird. Dieser falsch verstandene Grundsatz scheint die öfter widerlegten Zweifel an der Echtheit der Status und der Ideen des Hermogenes veranlaßt zu haben (V. 227. VI. 66. VI. 18. VII. 40 sqq. — ib. p. 99), indem Spätere den Syrian, welcher Untersuchung der Echtheit bey jedem Buche verlangt, so verstanden, als habe er selbst die Authentici-

Nutzen gezogen werden sollen; aus vielen Beyspielen nur wenige: Tom. IV, p. 111, Z. 9 muß οὕτω statt οὔτω gelesen werden; coll. T. V, p. 48, Z. 24. T IV, 121, 23 mußte die in die Augen fallende Lücke hinter ἀμφισβήτησιν aus T. V, 52, 6 durch καὶ εἰς τὸ κατὰ αἴτησιν ausgefüllt werden; drey Zeilen weiter lies: ἢ τοῦ τί δεῖ δοῦναι.

[1]) Warum mag nur Westermann diese Stadt immer Gadaris nennen?

[2]) Tyrannus wird auch anderwärts angeführt, z. B. VII, 357, 27, und mit der Benennung der Sophist IV, 13. not. — Basilikus wird IV, 747 citirt; denn ohne Zweifel ist dieser Name statt Basiliskus herzustellen.

[3]) Daß hier Zeile 25 τὸ βιβλίον zu lesen sey statt τοῦ βιβλίου ist an sich klar, und wird bewiesen durch p. 40, 14 und p. 102, 1.

tät einiger Hermogenianischer Schriften in Zweifel gezogen. Richtiger faßte Doxopater diese Anforderung auf, indem er (II. 77) die Echtheit der Progymnasmata des Aphthonius bewies, so überflüssig dieß auch übrigens seyn mochte. Dem mißverstandenen Grundsatze des Syrianus scheint selbst ein jüngerer anderweitig unbekannter Hermogenes sein Daseyn zu verdanken; »einige behaupten,« heißt es in den Prolegomenen IV. 29, »nicht der Hermogenes aus Tarsus, sondern ein anderer sey Verfasser der Rhetorik;« zwar finden wir keinen dieser hyperkritischen Leute genannt, wir dürfen aber wohl vermuthen, daß ein ähnlicher Ausdruck, wie der, dessen sich Maximus Planudes eben in dieser Untersuchung bedient V. 227: »daß das Buch des alten Hermogenes echt sey« (vgl. VII. 41), ihnen genügenden Grund gegeben haben werde, sich nun auch einen jüngeren Hermogenes zu bilden.

Vielleicht löst sich auch auf eine ähnliche Art die Annahme eines älteren und jüngeren Minucianus; denn in dieser Literatur braucht nur ein angesehener Lehrer einen Fehler zu begehen, um denselben durch den nachtretenden Haufen verbreitet, und als unbestreitbare Wahrheit geachtet zu sehen. An vielen Stellen reden die Commentatoren von Streitigkeiten zwischen Hermogenes und Minucianus (s. z. B. VII. p. 117, 135, 139, 170, 206, 443, 579, 580, 582 u. a.), wodurch sie also als Zeitgenossen erscheinen, und zwar mußte Minucian älter seyn, weil es heißt, Hermogenes habe auf ihn angespielt; ja Sopater gibt (V. 6 fgg.) eine interessante Uebersicht der Geschichte der Rhetorik, und sagt (S. 8, Z. 23 fg) ausdrücklich, Hermogenes habe nach Minucian gelebt; auch Gregor von Korinth nennt den Dionysius, Hermogenes und Minucianus Zeitgenossen des Hermogenes (VII. S. 1219). Nun lebte aber auch, nach Suidas, Eudocia u. A., ein Minucianus, Sohn des Nikagoras aus Athen, unter dem Kaiser Gallien, und schrieb mehrere rhetorische Werke, eine Rhetorik, Progymnasmata u. s. w. *). Daß dieses nicht der angebliche Gegner des Hermogenes gewesen seyn könne, ist augenscheinlich, und die Annahme eines älteren und jüngeren Minucian scheint demnach gerechtfertigt. Hierzu kömmt noch, daß Sopater (V. 9, 14) den Porphyrius als Vertheidiger des Minucianus anführt; da Syrianus die Platoniker ausdrücklich unter den Commentatoren dieses Faches nennt, so ist nicht zu bezweifeln, daß hier der berühmte Neuplatoniker zu verstehen sey; dieser aber konnte nicht wohl der Vertheidiger eines unter

*) Vgl. Westermann Gesch. d. Beredsk. I. S. 232, Note 15. Fabric. B. Gr. ed. Harl. VI, p. 107.

Gallien lebenden Minucian seyn. Selbst der Umstand, daß Minutianus zuerst die Zahl der Status auf dreyzehn festsetzte, indem er zwar eine doppelte Metalepsis annahm, sie aber nur als Eine zählte, Hermogenes dagegen diese in zwey besondere spaltete, und also vierzehn Status behandelte (worin ihm der Platoniker Metrophanes und die Philosophen Evagoras und Aquila folgten; s. Syrianus IV. p. 294, Note), scheint dafür zu sprechen, daß Minucian ein Vorgänger des Hermogenes war, wenn wir in Betracht ziehen, was oben über die Zählungsart der Progymnasmata gesagt ist[1]). Wenig Gewicht ist auf die bey den Scholiasten sehr beliebte Aufspürung von Anspielungen zu legen; freylich sagen sie bey vielen Divergenzpunkten, Hermogenes spiele auf den Minucianus an; macht ja doch Johannes Sikeliota (VI. 435) ganz harmlos die Entdeckung, Hermogenes spiele auf den Dionysius, Basilius und Minucianus an, besonders aber auf den Basilius. Dennoch ist die Frage über zwey Minuciane, wenigstens was den beyderseitigen Besitzstand betrifft, noch keineswegs genügend beantwortet; die Rhetorik, welche Suidas dem Sohne des Nikagoras zuschreibt, dürfte wohl jenem älteren gehören.

Der fünfte Band enthält, außer den schon erwähnten echten Scholien des Sopater, folgende Werke: 1) Den Commentar des Maximus Planudes zur Rhetorik des Hermogenes. Die Prolegomenen und der Commentar zu den Status erscheinen hier zum ersten Male; die Erläuterungen zu den Abschnitten de inventione, de ideis und de effectu standen schon in der Aldinischen Sammlung[2]). Daß das ganze Werk nur eine Compila-

[1]) Ueber die allmäliche Erweiterung der Lehre von den Status sind zwey interessante Stellen von Syrianus)IV. 294) und Sopater V. 8). In den neueren Rhetorenschulen nahm Lollianus sieben, Hermagoras fünf, Minucianus dreyzehn, Hermogenes und seine Anhänger vierzehn Status an. Phrynichus dagegen, das Haupt einer Schule in Athen von dreyhundert Schülern, der eifrige Vertheidiger des Stegreifs, erklärte die ganze Lehre von den Status für eitles Geschwätz (φλυαρία), und meinte, man müsse das Reden nur durch Reden lernen (Vgl. IV. 39 not. und V. 610). Dieß erzählt, nach Syrian, Evagoras in s. Abhandlung über die Status. Die Vergleichung der eben angeführten beyden Stellen lehrt übrigens, daß IV. 39, not. statt des sinnlosen — δυστυχοῦσιν ὁμιληταῖς ἐννοῶν ὥςολαλεῖν· ἐκ τοῦ λαλεῖν κακῶς εἰδώς κλ. geschrieben werden müsse: — δυςτυχέσιν ὁμιληταῖς ἐμβοῶν ὡς τὸ λαλεῖν ἐκ τοῦ λαλεῖν, κακῶς εἰδὼς etc. Dagegen ist V. 610, 21 τινός nach συνεχῶς zu tilgen.

[2]) Herr Walz sagt S. 212, Note: Omnes codices eodem fere tempore seculo XIV exeunte vel XV scripti sunt, neque ullum antiquiorem inveni, quamvis nullius commentarii

tion sey, ließ sich erwarten; im Anfange scheint Planudes Manches vom Seinigen gegeben zu haben; wenigstens konnte Herr Walz die Quellen nicht auffinden; im Verlaufe jedoch schreibt er sehr häufig die Scholien des Anonymus aus, welche Hr. W. im siebenten Bande mittheilt, deßgleichen auch die Aldin. Scholien, wie der gelehrte Herr Herausgeber sorgfältig nachweist; selbst das Lob, welches man öfter dem Planudes ertheilt, manche Fragmente des Alterthums gerettet zu haben, gebührt nicht ihm, sondern dem eben angeführten Anonymus, den der Compilator nicht einmal gewissenhaft benützt hat. Der hier zum ersten Male gedruckte Theil weicht übrigens von dem schon früher bekannten in der äußeren Form dadurch ab, daß jener ganz nach Scholienart sich auf den Text bezieht, und durch beygeschriebene Buchstaben (deren Abdruck indeß zwecklos erscheint) die bezügliche Stelle andeutet; dieser aber die Textesworte selbst, vollständig oder abgekürzt, wieder aufnimmt. Es scheinen hier demnach zwey ganz verschiedene Redactionen verbunden zu seyn. 2) Maximus aus Byzanz oder Epirus, der Lehrer Julians (s. Suidas), schrieb: περὶ ἀλύτων ἀντιθέσεων; das Werkchen war schon herausgegeben von H. Stephanus und Fabricius (Bibl. Gr. IX. 324 sqq.); Walz druckte es ab nach einer Pariser Handschrift, mit Benützung eines anderen Pariser Codex und der Fabricischen Ausgabe. Es ist im Ganzen unbedeutend. 3) Anonymus de statibus, herausgegeben nach einer Pariser Handschrift. Fabricius und Harles (B. Gr. VI. 104) glaubten, die Schrift sey von Phöbammon, vermuthlich weil in der Handschrift dessen Abhandlung de figuris rhetoricis vorangeht. Eine genauere Ansicht zeigt jedoch leicht, daß wir hier überhaupt kein vollständiges, ausgearbeitetes Werk, am wenigsten des Phöbammon, vor uns haben; Walz hält es für den Auszug aus irgend einem größeren Commentare; richtiger erklärt man es vielleicht für eine zufällige, ungeordnete, selbst so noch lückenhafte (z. B. S. 593, Z. 14 ist zuverläßig eine Lücke) Compilation, wie die ganze Form, und namentlich das in gleichem Falle so gewöhnliche ὅτι verräth. Es sind hauptsächlich Definitionen der Status nach Minucianus, Hermagoras, Siricius, Tyrannus, Lollianus und Kornutus. Zu billigen ist es, daß der Herausgeber nur den Anfang hat drucken lassen. — 4) Aus einer Pariser Handschrift erhalten wir ferner zwey kurze Abhandlungen des Michael Psellus, de compositione

---

plures codices existant, praesertim in bibliotheca Parisina et Ambrosiana. Aber wie hätte er denn auch ältere finden können, da ja Maximus Planudes selbst erst im vierzehnten Jahrhundert lebte?

partium orationis, und eine Uebersicht der rhetorischen Ideen. Endlich 5) Prolegomena zur Rhetorik aus einer Pariser Handschrift, größtentheils aus den Homilien des Doxopater entlehnt.

Zu besonders anziehenden literar-historischen Untersuchungen gibt der sechste Band Anlaß. Er enthält: 1) Prolegomena zur Rhetorik von Johannes Doxopater, nach der Vermuthung des Herausgebers. Das Werkchen war schon nach einer Coislinschen Handschrift herausgegeben in der Bibliotheca Coisliniana und in Fabricii Bibl. Gr. IX, und einigemal in lateinischer Uebersetzung. Langbán zum Longin p. 17 ed. Toll. und nach ihm Ruhnken nannten den Verfasser ohne weitere Angabe Troilus, nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Herausgebers dadurch verführt, weil auf dem Rücken des Coislin'schen Codex mit goldenen Buchstaben der Titel Troilus sophista gedruckt ist. Die in diesem Bande ebenfalls mitgetheilten echten Prolegomena des Troilus beweisen unwidersprechlich die Unrichtigkeit jener Annahme. Viel Wahrscheinlichkeit hat dagegen die Vermuthung des Herrn Walz, daß Joh. Doxopater der Verfasser sey, indem diese Prolegomenen in einer mediceischen und drey Pariser Handschriften mit den Commentaren Doxopaters vereinigt sind, eine Turiner Handschrift auch am Rande bemerkt οἶμαι Ἰωάννου Δοξοπατρί; Schreibart und Darstellungsweise lassen kaum einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Vermuthung. Von dem Manne selbst wird sogleich ausführlicher die Rede seyn; der gegebene Text beruht haupsächlich auf einer mediceischen Handschrift, jedoch mit Benützung mehrerer anderen. Angehängt sind von S. 30 an, wie dieß öfter geschieht, verschiedene fremdartige Bemerkungen der Abschreiber. Die dann 2) folgenden Prolegomena eines Ungenannten sind nichts weiter, als eine geistlose Compilation aus Joh. Doxopater, Maximus Planudes und Anderen, weßhalb Walz nur einzelne Bruchstücke abdrucken ließ. 3) Die Prolegomena des Troilus aus Suida, welcher im fünften Jahrhundert lebte, stimmen großentheils wörtlich mit Maximus Planudes überein; bey diesem Verhältnisse wäre es wohl passender gewesen, den Text des Troilus vollständig zu geben, und bey den entlehnten Abschnitten des Planudes auf ihn zu verweisen; Hr. W. hat das umgekehrte Verfahren beobachtet. Das übrigens unbedeutende Werkchen ist aus einem Münchener Codex abgedruckt.

4) Die Erläuterungen des Johannes Sikeliota zu den Ideen des Hermogenes, herausgegeben nach einer mediceischen, einer Pariser und einer Wiener Handschrift, gehören zu den bedeutendsten neuen Gaben der ganzen Sammlung. Auf das, was im Allgemeinen durch diese Bekanntmachung gewonnen

wird, können wir uns hier nicht einlassen; dagegen bietet sich die passendste Veranlassung, einige literar-historische Streitfragen genauer zu besprechen, besonders über Person und Zeitalter des Johannes Sikeliota. Ueber beydes fehlen alle zuverlässigen Angaben, und die Frage muß aus den Werken selbst und aus einzelnen gelegentlichen Notizen beantwortet werden. Leo Allatius in seiner Diatriba de Georgiis p. 327. ed. Paris. vermuthet, jedoch ohne weitere Gründe für seine Meinung anzugeben, Johannes Sikeliota sey eine Person mit Johannes Glykas, der von 1316 bis 1320 den Patriarchenstuhl von Constantinopel inne hatte. Da wir hier keine Gründe zu widerlegen haben, können wir ganz einfach sagen, daß uns Allatius nicht überzeugt habe, und uns zur Beleuchtung der Ansicht wenden, welche Walz in der Einleitung zum sechsten Bande aus einander gesetzt hat. Moreri (diction. hist. s. v. Doxapater) stellt die Ansicht auf, doch ohne Begründung, Johannes Sikeliota habe auch Doxopater geheißen; Walz begründet diese Meinung durch die Ueberschrift, welche der Commentar des Johannes Sikeliota in einigen Handschriften führt; im Cod. Barocc. 175 heißt es nämlich: Ἰωάννου Σικελιώτου τοῦ λεγομένου δόξα πατρί, weiter unten: τοῦ Δοξοπατρῇ [1]) Im Cod. Paris. 2922 heißt es: Ἰωαννου τοῦ Δοξοπατρῇ — ἐξήγησις. »Niemand wird hier zweifeln,« sagt Walz, »daß Johannes Sikeliota mit dem Beynamen Doxopater Eine Person sey mit Johannes Doxopater.« Freylich wohl Niemand, wenn man nicht die Stelle selbst bezweifelt. Hr. W. ist übrigens viel zu gut mit dem Handschriftenwesen bekannt, um nicht hinlänglich zu wissen, wie wenig Beweiskraft so ein übergeschriebener Titel hat, gar nicht zu erwähnen, daß ein Mann wie Doxopater eine so allgemeine Bedeutung hat, daß man sich eben nicht wundern dürfte, wenn er mehr als einmal mit dem so gewöhnlichen Johannes in Verbindung vorkäme [2]). »Da aber,« fährt Hr. W. fort, »bald des Johannes Doxopater Erwähnung geschieht, ohne den Beynamen Sikeliota, bald des Johannes Sikeliota, ohne den Beysatz Doxopater, so kam es, daß man den Johannes Sikeliota und den Johannes Doxopater für zwey verschiedene Personen hielt.« Die Sache scheint doch etwas anders zu stehen; Hr. W. sah und benützte eine bedeutende Anzahl

[1]) S. auch Bekker Anecd. gr. III. p. 1454. Die fast gleiche Variante haben wir übrigens auch Rhet. Gr. II. p. 69 und p. 81 in den Titeln.

[2]) Sonderbar, daß in der Handschrift der Beyname einmal δόξα πατρί geschrieben wird; eine solche angewöhnte Formel kann leicht Beyname werden. Den Wienern, welche das Burgtheater besuchen, ist gewiß der G o t t e r h a l t e bekannt.

von Handschriften der Homilien zum Aphthonius; wird auch nur in einer einzigen der Verfasser derselben Johannes Sikeliota genannt? Und doch mußte dieser Beyname, der Natur der Sache nach, der frühere seyn, wenn man sich auch die zwey Beynamen in Einer Person vereinigt denken wollte. Man darf also wohl sagen, der Johannes Doxopater führt nie den Beynamen Sikeliota, der Johannes Sikeliota aber in zwey Titelüberschriften einen Beynamen, der fast auf Doxopater hinausläuft. Es ist also wohl keine übertriebene Zweifelsucht, wenn man selbst nach obigen Titeln, die Richtigkeit derselben auch zugestanden, die Einerleyheit der beyden Johannes in Abrede stellt, falls nicht weitere Gründe hinzukommen. Wir wollen sehen. »Wenn man,« sagt Hr. W. weiter, die Commentare des Johannes Doxopater und Sikeliota vergleicht, findet man die auffallendste Uebereinstimmung; in beyden dieselbe Eintheilung des Stoffes, dieselbe Haltung der Sprache, dieselbe Weitschweifigkeit, derselbe Wortschwall, dieselbe Prahlerey mit einer meist aus den Kirchenschriftstellern entlehnten Belesenheit.« Wäre die Einerleyheit der beyden Personen schon erwiesen, so könnte man allerdings die angeführte Uebereinstimmung in ihren Schriften verlangen; aber in Ermanglung jenes Beweises scheint es doch gewagt, jene so allgemein gehaltene Uebereinstimmung selbst als Beweis gelten zu lassen. Denn es ist wohl nicht auffallend, in beyden Commentaren dieselbe Eintheilung des Stoffes (? eadem materiae divisio) zu finden, da beyde als Commentare dem Leitfaden ihres Compendiums folgen; dadurch gab sich die Divisio materiae von selbst. Was weiter die »Haltung der Sprache« anbelangt (sermonis habitus), so scheint in einem so allgemeinen Begriffe wenig Beweiskraft zu liegen, indem hier alles auf das Gefühl des Einzelnen ankömmt. Wie wenig man aber auf diesen Grund bauen dürfe, glaubt der Unterzeichnete durch nichts besser beweisen zu können, als durch den Umstand, daß während er die Homilien des Doxopater bey ihrer unsäglichen Langweiligkeit nur mit Ueberwindung lesen konnte, ihm die Commentare des Sikeliota ein gewisses Interesse abgewannen; ihm schien in beyden ein so verschiedenartiger Geist zu wehen, daß er schon um deßwillen nicht leicht an Einerleyheit der Verfasser glauben würde. Oder sollte es zu verkennen seyn, daß in dem einen Werke eine selbstgefällige, unermüdliche Redseligkeit sich ergeht, ein harmloses, mit Gott und der Welt zufriedenes Schwatzen über das vorliegende Thema; in dem anderen, bey aller Weitschweifigkeit (einem Fehler der Zeit), eine gewisse polemische Schärfe, ein mit den Zuständen seiner Zeit überworfener Charakter hervortritt? Doxopater läßt nur sehr selten persönliche Angelegenheiten und

Ansichten des Lebens durchblicken, Sikeliota mit einer Art von Liebe; wenn sie sich aber aussprechen, welch ein verschiedener Charakter zeigt sich dann! Man lese nur einmal z. B. T. VI. p. 29. Wie wohlgefällig rühmt es dort Doxopater: »Die attischen Redner lebten und webten in der Demokratie, die Lacedämonier in der Aristokratie, wir aber beglückt in der Monarchie, fromm und rechtgläubig« [1]). Der Mann war zu beneiden um seine Weltansicht! Hören wir dagegen den Sikeliotes T. VI. p. 444 fg. [2]): »Wo ist jetzt ein König Markus oder Antoninus [3]) oder Adrianus, oder ein Patriarch, oder sonst ein Vornehmer, der mit der That, nicht bloß mit Worten die Wissenschaften förderte? Alle sind, so zu sagen, Volksverzehrer [4]), welche die Unterthanen auf gleiche Weise zu gleicher Unwissenheit unterdrücken, als ob sie sich fürchteten und schämten, über Bessere zu herrschen.« Man wird gewiß zugestehen, daß Sikeliota mit seinem rechtgläubigen Zeitalter nicht ganz so zufrieden ist, wie sein Namensverwandter Doxopater. Ueberhaupt ist, im Gegensatze zu dem in seiner Orthodoxie zufriedenen Doxopater, eine gewisse Bitterkeit gegen die Gebrechen seiner Zeit ein öfter hervortretender Zug des Johannes Sikeliota; besonders äußert er sich an mehreren Stellen mit Heftigkeit gegen das damalige Treiben in den Rhetorenschulen, gegen die Habsucht der Lehrer (wobey er einige hübsche Anekdoten von dem Vorsteher dieser Schulen erzählt, den er ein sechzigjähriges Kind nennt) [5]), die Abgeschmacktheit der Unterrichtsmethode, die Unwissenheit der Reichen. Darein mischen sich dann Klagen über seine Armuth, über sein kummervolles, meist in Gefangenschaft und Krankheit hingebrachtes Leben [6]), über die Vergeblichkeit alles seines Strebens, wobey er dann öfter andere Werke von sich anführt. Von allem diesem weiß Doxo-

---

1) ἡμεῖς δὲ νῦν εὐτυχῶς ἐν βασιλείᾳ πιςῶς καὶ ὀρθοδόξως.

2) S. 444, Z. 17 schreibe und interpungire man: μᾶλλον δὲ βιβλίων, πολλῆς προσοχῆς πρὸς τὸ γνῶναι ποῖα τισι καὶ πότε. — S. 445, 9 ist nicht nach, sondern vor ἔργοις zu interpungiren.

3) Vielleicht dürfte das ἢ zwischen Μάρκος und Ἀντωνῖνος zu streichen seyn.

4) Πάντες γὰρ ὡς εἰπεῖν δημοβόροι.

5) ὁ νῦν τῆς διατριβῆς προιςάμενος ταύτης, p. 93. Die anderen hieher gehörigen Stellen sind S. 444, 309, 189 (οἱ πήλινοι ῥήτορες καὶ σοφοὶ τῶν καθ' ἡμᾶς), 448 u. a.; s. auch bey Bekker Anecd. Gr. III. p 1456.

6) καὶ τὸν πλείονα βίον ἐν αἰχμαλωσίᾳ καὶ ἐν νόσοις διαγαγὼν ποικίλαις; sollte er vielleicht in sarazenischer Gefangenschaft gewesen seyn? Er erwähnt einigemal einen λόγος κατὰ Σαρακηνῶν als sein Werk.

pater nichts; mit wolkenströmender Redseligkeit verarbeitet er seinen Aphthonius, und findet, daß alles recht gut geht. Kurz, der ganze Charakter der beyden Schriften hat auf den Unterzeichneten einen so verschiedenen Eindruck gemacht, daß es ihm unmöglich fällt, sie Einem Verfasser zuzuschreiben.

Wenn Hr. W. weiter in den beyden Schriften dieselbe Weitschweifigkeit, denselben Wortschwall (eadem copia, eaedem verborum ampullae) findet, so hat er hierin großentheils Recht; doch war dieß wohl ein allgemeiner Fehler jener Periode, und es dürfte zu keiner Zeit schwer fallen, weitschweifige Werke aufzutreiben, die deßhalb doch nicht von Einem Verfasser sind. Eben so wenig kann Ref. den letzten Punkt der Uebereinstimmung, nämlich die meist aus Kirchenschriftstellern entlehnte Gelehrsamkeit, als einen Beweisgrund gelten lassen. Denn selbst angenommen, daß in den beyden Werken eine auffallende Gleichheit der benützten Quellen Statt fände — was Ref.'en nicht ganz so scheint — wer möchte sich wohl wundern, wenn zwey byzantinische Gelehrte, die noch dazu mehr als wahrscheinlich Geistliche waren, zu ihren Belegen oft, vielleicht selbst mit Vorliebe, Kirchenschriftsteller wählen? Im Allgemeinen findet Ref., daß Johannes Doxopater in Citationen weit sparsamer ist, als Johannes Sikeliota. Außer den Schriftstellern des klassischen Alterthums, die sehr oft angeführt werden, besonders Demosthenes, finden wir beym Durchblättern der Homilien zum Aphthonius, den Dionysius Thrax, Hermogenes, Gorgias, Johannes Geometra (sehr häufig), den Georgius (Diäretes?), (Gregorius) Erzbischof von Sardes, Sopater, Porphyrius, Lucian, Theon, Antonius, Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor (von Korinth?), Menander, Hermagoras, Apsines, Eustathius, Alkidamas, Nikolaus. Gewährsmänner des Johannes Sikeliota sind, ebenfalls mit Ausnahme der alten Klassiker: Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Phöbammon, Demetrius Phalereus, Theodosius von Melite, Theodor von Nicäa, der Dichter Menelaus, Longinus, Polemo, Aspasius, Prokopius von Gaza, Aristides Smyrnäus, Jamblichus, Basilikus, Minucianus, Plutarch, Alexander, Basilius der Große, Lykophron, Apsines, Libanius, Proklus, Aelian, Philostorgius, Syrianus, Johannes von Cäsarea, Sotades, Anastasius von Ephesus, Hipparchus (nicht der Astronom), Aphthonius, Eudemus von Argos, Ammonius Lampreus. Ein besonderes Hervortreten patristischer Gelehrsamkeit kann also Ref. weder bey dem einen, noch bey dem andern bemerken, dagegen glaubt er, daß sich eine nicht unbedeutende Verschiedenheit in der Art der Benützung zeige, und in dem Gewichte, welches die beyden Verfasser ihren Gewährs-

leuten beylegen. Während Doxopater mit seiner Charakterlosigkeit den Demosthenes friedlich neben dem Gregor von Nazianz auftreten läßt, zeigt sich bey dem Sikeliota eine gewisse Unabhängigkeit und Energie des Urtheils, der wir als Aeußerung eines Charakters eine gewisse Achtung nicht versagen können, selbst wenn wir das Urtheil an sich gänzlich verunglückt, vielleicht gar lächerlich nennen müssen. Wir rechnen hieher hauptsächlich den unbedingten Vorzug, den er der christlichen Beredsamkeit vor der heidnischen, dem Gregor von Nazianz vor dem Demosthenes einräumt, wodurch er bis zu der Aeußerung verleitet wird: »Gregor übertreffe nicht den Demosthenes allein, nein überhaupt alle Redner, und wenn man Beyder Reden vergleiche, werde man finden, daß Demosthenes neben Gregor nur ein Kind sey [1]). Ein so schroffer Satz findet sich in den ganzen Homilien zum Aphthonius nicht.

Gehen wir nun zu einem anderen Punkte über, den der gelehrte Herausgeber, wie es jedoch scheint allzukurz, behandelt hat. Es findet sich nämlich vor mehreren Handschriften eine literar-historische Notiz über mehrere ausgezeichnete Schriftsteller der Rhetorik, welche, mag sie entstanden seyn wie sie will, von großem Interesse ist, und welcher wir, wie es scheint, eine höhere Wichtigkeit einräumen müssen, als Hr. W. gethan hat. Leo Allatius de Georgiis p. 321 theilt uns aus einer Handschrift, die in seinem Besitze war, folgenden Titel mit: »Sammlung der nothwendigsten Erklärungen der Rhetorik, wie sie von christlichen und heidnischen Erklärern gegeben worden sind; unter diesen sind Christen Johannes Sikeliota der große und rechtgläubige Philosoph, ein anderer Johannes Geometra, Gregor Erzbischof von Korinth, ein anderer (Gregor) Erzbischof von Sardes, der Herr Johannes Doxopatres, Georg mit dem Beynamen der Diäretes; Heiden sind Simplicius, Longinus, Syrianus, Jamblichus [2]). Dieselbe Notiz findet sich auch, fast ganz überein-

---

[1]) S. T. VI. p. 175, 228, 229, 232, 288, 472, und Bekker Anecd. Gr. III. p. 1447.

[2]) Der Titel lautet dort so: Συναγωγὴ ἀναγκαιοτάτων ἐξηγήσεων εἰς τὴν ῥητορικὴν τῶν ἀποδοθεισῶν ὑπό τε χριστιανῶν ἐξηγητῶν καὶ Ἑλλήνων, ὧν εἰσὶ Χριστιανοὶ μὲν Ἰωάννης φιλοσόφος μέγας, καὶ ὀρθοδοξότατος ὁ Σικελιώτης, καὶ ἕτερος Ἰωάννης διδάσκαλος ὁ Γεωμέτρης, Γρηγόριος μητροπολίτης Κορίνθου, ἕτερος μητροπολίτης Σάρδεων, ὁ Δοξοπατρῆς, κύρις Ἰωάννης, Γεώργιος ὁ Διαρετὴς (? Διαιρέτης) λεγόμενος. Ἕλληνες Σιμπλίκιος, Λογγῖνος, Συριανὸς, Ἰάμβλιχος. Die Interpunction ist durchaus unrichtig und sinnstörend, indem sie aus dem Johannes Sikeliota zwey Leute, den Johannes Philosophus und Johannes Sikeliota macht, und den Johannes Doxopater in einen Doxopater und Herrn Jo-

stimmend mit der eben angeführten, in einem Fabricischen Codex, und ist abgedruckt Fabric. Bibl. Gr. VI. p. 70; und in einem Kopenhagener (Cod. Bibl. Hafniensis Fabrician. Nro. 80) von O. D. Bloch in den Miscell. Hafn. II. 155 fgg. vor der Rhetorik eines Ungenannten (bey Walz III. 725) herausgegeben. Ref. kann nicht entscheiden, ob die Fabricische Handschrift von der Kopenhagener verschieden ist; letztere heißt zwar Codex Fabricianus, aber der Abdruck der Notiz bey Fabricius weicht bedeutend von dem Bloch'schen ab. Dem Inhalte nach stimmt hiermit der Titel fast ganz überein, welchen Neßel in seinem Kataloge der Wiener Handschriften dem Cod. Phil. XV vorsetzt (vgl. Lambec. VII. 257 sq. Kollar. 550 sq.). Zwar bemerkte schon Ruhnken (de Longino §. 14. p. 40. ed. Longin. Toupian. p. CIV. ed. Weiske), daß dieser Titel nur ein aufgestutztes Machwerk zu seyn scheine (Mangonium sapere videri), und die Untersuchung des Hrn. W. über den Wiener Codex bewies auch wirklich, daß der Inhalt des Codex durchaus nicht mit jenem Titel übereinstimme; nur bleibt es ungewiß, ob jene Notiz sich in der Handschrift selbst befinde, oder lediglich von Neßel in den Katalog gesetzt sey. Im letzten Falle müßte man allerdings in einem gewissen Sinne das Mangonium gelten lassen, nämlich in Bezug auf die Handschrift; im Allgemeinen aber kann man jenen lateinischen Titel keineswegs für ein Machwerk Neßel's halten; vielmehr ist es kaum denkbar, daß er seine lateinische Notiz anderswoher habe, als aus den so eben mitgetheilten griechischen; wie wäre sonst diese Uebereinstimmung möglich? Mag

---

hannes spaltet. Das Komma hinter μέγας und das vor κύρις (κῦρις) muß getilgt werden (κῦρ, κῦρις, κύρης, κυρός sind bekannte Höflichkeitsbenennungen der byzantinischen Periode für κύριος). Auch der Block'sche Abdruck aus der Kopenhag. Handschr. leidet an sinnentstellender Interpunktion; wir lesen dort (bey Walz III. p. 724): ἕτερος μητροπολίτης Σάρδεων ὁ Δοξαπατρὸς κύριος Ἰωάννης. Hier muß nothwendig nach Σάρδεων das Kolon gesetzt werden; denn so angenehm es auch wäre, den Herrn Johannes Doxopater auf den sardischen Metropolitanstuhl zu erheben, so ist dieß doch um deßwillen nicht zuläßig, weil in den Homilien zum Aphthonius der sardische Metropolit selbst oft angeführt wird. Am Texte verstümmelt und in der Interpunktion verfehlt ist der Fabricische Abdruck (B. Gr. VI. 70); statt: ἕτερος μητροπολίτης ὁ Δοξάπατρις, καὶ Ἰωάννης Γεώργιος, ὁ διαρετὴς λεγόμενος, muß es heißen: ἕτ. μητρ. Σάρδεων, ὁ Δοξάπατρις (ῆς); κύριος (die gewöhnliche Abkürzung für κύριος hat fast dieselbe Figur, wie die für καὶ) Ἰωάννης, Γεώργιος ὁ Διαιρέτης λεγόμενος. Es ist dieß um so mehr zu beachten, da Harles ad Fabr. B. Gr. VI. 131 aus jener falschen Abtheilung den unmöglichen Johann Georg gebildet hat, welcher gänzlich verschwinden muß.

sich übrigens die Sache verhalten wie sie will, mag der Titel mit dem Inhalte der Handschrift übereinstimmen oder nicht, so ist im Allgemeinen die Entstehung dieser Notiz als ein aufgestutztes Machwerk eine fast unbegreifliche Annahme; es ist im Gegentheil mehr als wahrscheinlich, daß sie einmal einer Handschrift als wirklicher, entsprechender Titel diente; spätere Abschreiber entlehnten aus derselben einen Theil der enthaltenen Werke, fügten auch anderswoher andere hinzu, behielten aber den nun freylich nicht mehr passenden Titel bey, ein Verfahren, welches ja keineswegs zu den unerhörten gehört. Aber angenommen selbst, der Titel habe nie dem Inhalte einer Handschrift entsprochen, wird dadurch der literärgeschichtliche Werth der Notiz vermindert? Ganz gewiß nicht! Der Verfasser derselben kannte die rhetorischen Hauptwerke, und stellte die Namen der ausgezeichnetsten Commentatoren zusammen; und es ist gar kein Grund vorhanden, die mitgetheilten Notizen brevi manu zu verwerfen.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXIII.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die Definitionen Dschordschani's, gest. i. J. 816 (1413), wären, dem chronologischen Datum nach, hier einzureihen, wenn dieselben nicht schon in dem Hauptstücke der Lexicographie unter dem Abschnitte der wissenschaftlichen Terminologie Nr. 22 vorgekommen wären; das ist auch der Fall mit den früheren mystischen Gedichten der Taijet und Chamrijet des Ibn ol-Faradh, der Taijet Ibn Aamir's und der Homairijet, welche alle vier in dem Hauptstücke der Poesie Nr. 108 — 112 vorgekommen. So ist auch das biographische Werk des nun folgenden großen Mystikers Schaarani, gest 973 (1565), mit den Biographien Menawi's und Eflaki's bereits im Hauptstücke der Geschichte im Abschnitte der Biographien unter Nr. 235, 236, 239, 242 aufgeführt worden. Auch Dschami's folgende Biographien hätten dort als solche eingereiht werden können; da die Vorrede desselben aber besonders von den Classen der Ssofi handelt, und das Ganze eines der Grundwerke der Ssofi, wird dieses Werk hier, in der Abtheilung der persischen, besonders ausführlich angezeigt werden. Hier folgt der chronologischen Ordnung nach Schaarani, dessen größtes und berühmtestes Werk:

321.

مشارق الانوار القدسية فى بيان العهود المحمدية

d. i. die Oriente der heiligen Lichter in Erklärung der mohammedanischen Verträge; ein Foliant von 341 Bl. von der besten ägyptischen Schrift des XVII. Jahrhunderts, geschrieben im J. 1037 (1627), ohne andere Methode und Ordnung, als der Erklärung verschiedener, die vorzüglichsten Religionspflichten betreffenden Worte Mohammed's, geschrieben.

322.

يواقيت والجواهر فى بيان عقائد الاكابر

d. i. Rubinen und Juwelen, um die Dogmen der Großen erklärend zu erzählen, vom Scheich Abdollah esch-

Schaarani, gest. 972 (1565), in 70 Disputationen (Mebhas) eingetheilt. Die Einleitung handelt in vier Abschnitten von dem Geiste der Werke Ibn Arabi's; dann beginnt Bl. 25 die erste Disputation: 1) Gott ist Einer. 2) Von der Entstehung der Welt. 3) Von der Nothwendigkeit der Erkenntniß Gottes. 4) Von der Nothwendigkeit, zu glauben, daß die Wahrheit der Erkenntniß Gottes von allen anderen Wahrheiten verschieden. 5) Gott hat die Welt, ohne daß er ihrer bedurfte; und ohne Anlaß von außen, hervorgebracht. 6) Gott hat die Welt nicht als eine Neuerung in seinem Wesen hervorgebracht. 7) Gott wird weder von Zeit, noch von Raum begränzt. 8) Gott ist mit uns, wo immer wir uns in seinem Seyn befinden. 9) Gott kann durch die Verstandeskräfte nicht begriffen werden. 10) Gott ist der Erste, der Letzte, der Aeußere, der Innere. 11) Gott wußte die Dinge vor ihrem Seyn. 12) Gott brachte die Welt hervor, ohne daß sie vorher ihres Gleichen hatte. 13) Gott der Herr wird beschrieben durch seine Eigenschaften und Namen. 14) Die Eigenschaften Gottes sind wesentliche oder außerwesentliche. 15) Die Namen Gottes sind durch die göttliche Vorhersehung bestimmt, und es ist nicht erlaubt, Namen von Gott zu gebrauchen, die nicht durch das Gesetz angegeben sind. 16) Von den acht Hauptnamen Gottes: der Lebendige, der Wissende, der Mächtige, der Wollende, der Hörende, der Sehende, der Sprechende, der Dauernde. 17) Von der Bedeutung der Gleichsetzung (Istiwa) auf dem höchsten Himmel. 18) Von der nicht denkbaren Auslegung der Namen Gottes. 19) Von dem Throne Gottes (Kjursi), der Tafel des Schicksals und der Feder. 20) Von der Wahrheit des Satzes, daß Gott der Herr den Vertrag des Menschen angenommen. 21) Von der Erschaffung des Herrn Jesus durch Gott den Herrn. 22) Erklärung des Wortes, daß Gott der Herr in der Welt die Gläubigen durch ihre Herzen sieht. 23) Von dem Daseyn der Dschinnen und dem an dieselben erforderlichen Glauben. 24) Gott der Herr hat die Handlungen der Menschen erschaffen, wie er ihre Personen erschaffen. 25) Gott ist der genügende Beweis, daß er die Handlungen seiner Diener erschaffen. 26) Keiner von den Menschen und Dschinnen kann das, was ihm aufgebürdet worden, ablehnen. 27) Die Handlungen Gottes sind alle wesentliche Weisheit. 28) Die Menschen werden nur von Gott ernährt. Hier enden die Disputationen der Göttlichkeit, und es beginnen nun die des Prophetenthums. 29) Von den Wunderwerken des Propheten, und dem Unterschiede derselben von der Zauberey. 30) Von der Weisheit der Sendung der Propheten zu allen Zeiten. 31) Von der Reinigkeit und Enthaltsamkeit (Ißmet) der Propheten. 32) Von der Feststellung der Sendung unseres Propheten Mohammed, über welchem Heil sey! 33) Von dem Anfange des Prophetenthums und der Gottgesandtschaft, und dem Unterschiede zwischen beyden. 34) Von der Gewißheit der nächtlichen Himmelfahrt und dem, was dazu gehört. 35) Von dem Seyn (Kjewn) Mohammeds, des Siegels der Propheten. 36) Von der allgemeinen Sendung des Propheten an die Dschinnen und an die Menschen. 37) Von der Nothwendigkeit, allem dem Gehorsam zu leisten, was der Prophet angenommen. 38) Die besten Geschöpfe Gottes nach Mohammed sind die anderen Propheten. 39) Von den Eigenschaften der Engel und ihren Flügeln. 40) Von der Erforderniß der Tugend und Gerechtigkeit (Birr) der Propheten. 41) Der Nutzen aller den Propheten gemachten Auflagen (Tekjalif) fließt auf uns zurück. 42) Von der Heiligkeit (Welajet) und den verschiedenen Graden

derselben. Hier ist im Exemplar durch Schreibfehler, der bis ans Ende dauert, die Zahl der Disputationen mit Uebergehung des Nr 43 um Eins vorgerückt, in der That aber folgt auf die vorhergehende, ohne daß etwas fehlt: 43) Die Gefährten des Propheten sind alle gerechte Leute und glaubwürdige Gewährmänner (Udul). 44) Von den größten Heiligen nach den Propheten. 45) Von der Offenbarung der Heiligen, und dem Unterschiede der ihnen und den Propheten gewordenen göttlichen Offenbarung. 46) Von den Heiligen als Erben der Propheten. 47) Alle Ssofi sind geleitet von ihrem Herrn und von dem Pfade Ebil Kasim Dschoneid's. 48) Alle Glaubensstreiter (Mudschtehidin) sind geliebt von ihrem Herrn. 49) Von den Wunderthaten (Kjeramat) der Heiligen, welche verschieden von den Wunderwerken (Mudschisat) der Propheten. 50) Von dem Glauben (Iman), und dem wahren, durch die Ergebung in den Willen Gottes bethätigten Glauben (Islam). 51) Von der wahren Wohlthätigkeit. 52) Es ist dem Rechtgläubigen erlaubt, zu sagen: Ich bin ein Rechtgläubiger, so Gott will! mit Bezug auf die Gefahren, die auch in der Zukunft seinem Glauben drohen. 53) Die Begehung schwerer Sünden löscht den Glauben nicht aus, im Gegensatze der Behauptung der Schismatiker, welche sagen, daß der Glaube dadurch ausgelöscht werde. 54) Von dem Zustande des unter großer Sündenlast verstorbenen Rechtgläubigen. 55) Von der Nothwendigkeit der Reue und Buße für jeden Empörer. 56) Von den das Herz erleuchtenden aufsteigenden Eingebungen. 57) Daß es nicht erlaubt, einen, der im Beten sich zur Kibla wendet, seiner Sünden oder Neuerungen willen einen Ungläubigen zu schelten. 58) Die Genüsse der Ungläubigen bestehen alle im Essen, Trinken und im Bettgenusse. 59) ist übergangen oder fehlt. 60) Keiner stirbt, als nach Verlauf des ihm von Gott gesetzten Termines. 61) Die Seelen dauern nach dem Tode fort. 62) Die Geister sind erschaffen. 63) Ueber die Grabespein und die beyden Folterengel. 64) Von den Zeichen und Bedingnissen des jüngsten Gerichts, wovon im Gesetze die Rede ist. 65) Gott der Herr führt uns zurück, wie er uns eingeführt, er vollendet uns, wie er uns begonnen hat. 66) Von der Versammlung der Menschen am jüngsten Gerichte (Haschr). 67) Von dem Wasserbecken, der Gerichtswage und der Scheidungsbrücke. 68) Von den Blättern der guten und bösen Tage, und dem Vortrage derselben am Tage des Gerichts. 69) Von der Fürsprache der Propheten am Tage des Gerichts. 70) Hitze und ewiges Feuer sind beyde wahr, und beyde erschaffen. Die Schrift, eine sehr leserliche Neschtaalik, vollendet am 17. Redscheb 955 (1548).

Die mystische Encyclopädie Schaarani's, welche von dreytausend mystischen Wissenschaften handelt, ist schon unter Nr. 160 vorgekommen.

323.

كتاب مدارج السالكين الى رسوم طريق العارفين

d. i. die Stationen der Wallenden zu den Gebühren des Weges der Kundigen, in fünf Hauptstücken. 1) Von der Einkleidung mit der Kutte und den Manieren bey Verehrung des Gebets. 2) Von den Manieren des Jüngers gegen sich selbst. 3) Von den Manieren desselben gegen seinen Scheich. 4) Von den Manieren desselben mit seinen Brüdern, den Fakiren. 5) Von den Worten der Scheiche über die Eigenschaften aufrichtiger Jünger. Schönes Neschi, geschrieben

i. J. 1144 (1754) von Omer B. Siradschdan esch-Schubla. 54 Bl. Octav.

324.

كليات في علم التصوف

d. i. die Gesammtheiten in der Mystik; scheint bloß ein Auszug aus dem unter dem Namen Ebulbaka's bekannten großen (auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen) Werke zu seyn. 14 Blätter in schmaler, halbbrüchiger Folioform. Es beginnt 1), mit dem Worte Heba, als gleichbedeutend mit der die Erdkugel umgebenden Luft (Hawa); 2) der Stoff (Madwet); 3) die Materie (Hejuli); 4) die Substanz (Mahijet); 5) die Bedeutungen (Maani); 6) die Elemente (Istakßa); 7) das Er-seyn (Huwijet), aus Kjaschani's Commentare der Siegelringsteine; 8) der Liebesbrand (Widschd); 9) die Substanz (Dschewher); 10) der Körper (Dschism); 11) die Anlage zur Narrheit (Dschin); 12) die volle Narrheit (Dschunun), 13) die Thorheit (Sefh); 14) die Blödigkeit (Ath); 15) der Besitz (Milk); 16) der König (Melik); 17) die Bewegung; 18) die Anmuth (Latafet); 19) die verschiedenen Vernunfte (Ukul el motefawite); 20) die Wahrheit (Hakikat); 21) die Einsicht (Idrak); 22) die Erwähnung (Tesekkür); 23) das Verstehen (Fehm); 24) die Gelehrsamkeit (Fikh); 25) die gewisse Einsicht (Jakin); 26) die Einsicht (Dirajet); 27) der natürliche Scharfsinn (Sehn); 28) die Fassungskraft (Dschedesch); 29) der Feinsinn (Sekja); 30) die Naturanlage (Fitnet); 31) die Erklärung (Tebjinet); 32) die Muthmaßung (Kjeis); 33) das Urtheil (Rei); 34) die Erläuterung (Tebjin); 35) das Resultat der Betrachtung (Istibßar); 36) das Umfassen (Ihatat); 37) der Wahn (Sann); 38) die Vernunft (Akl); 39) die Metonymien (Kjunajat); 40) die Zustände (Hal); 41) die zweyte Kunde (Fenn) des ersten Poles (Kutb) von den Wörtern und Bedeutungen handelt von den Sprachwerkzeugen und der Eintheilung der Buchstaben, und endet mit einer Zeichnung der Linien des Mundes, der Zähne, der Zunge, des Gaumens.

325.

حدايق الحقايق

d. i. die Gärten der Wahrheit, vom Scheich Mohammed B. Ebibekr er-Rasi. Ein Octavband von 600 Blättern, in 60 Hauptstücke untergetheilt. 1) Von der Reue. 2) Von der Ascetik (Mudschahedet). 3) Von der Einsamkeit und Abgeschiedenheit. 4) Von der Widerspenstigkeit der begierlichen Seele. 5) Vom Neide. 6) Von der üblen Nachrede. 7) Von der Welt. 8) Von der Hoffnung. 9) Vom Schweigen. 10) Vom Nachdenken. 11) Von der Armuth. 12) Von der Furcht. 13) Von der Hoffnung. 14) Von der Traurigkeit. 15) Vom Weinen. 16) Vom Hunger. 17) Von der Genügsamkeit. 18) Vom Vertrauen. 19) Vom Unglücke. 20) Von der Geduld. 21) Von der Zustimmung (Ridha). 22) Von der Ergebung (Teslim). 23) Von der Bescheidenheit (Takwa). 24) Von dem Eremitenleben (Suhd). 25) Von der Eingezogenheit (Weri). 26) Von der gewissen Einsicht. 27) Von dem aufrichtigen Sinne (Ichlaß).

28) Von der Unterthänigkeit. 29) Von der Freyheit. 30) Vom Heldenmuthe. 31) Von der Freygebigkeit. 32) Von der Aufrichtigkeit (Ssidk). 33) Von der Schamhaftigkeit. 34) Von der Demuth. 35) Von der Humanität. 36) Von der Mystik (Taßawwuf). 37) Von dem Naturelle. 38) Von der Reise. 39) Von der Erwähnung der Namen Gottes (Sikr). 40) Vom Danke. 41) Vom Stoßgebete (Dua). 42) Vom Willen. 43) Von der Vereinheitung (Tewhid). 44) Von der Betrachtung (Murakabet). 45) Von der Geradheit (Istikamet). 46) Von der Heiligkeit. 47) Von der Kenntniß. 48) Von dem Gespräche. 49) Von der Liebe. 50) Vom Eifer. 51) Von der Sehnsucht. 52) Von der musikalischen Begleitung (Simaa). 53) Vom Herzen, dem Geiste und der Seele 54) Von dem Scharfsinne. 55) Von den Wunderwerken der Heiligen 56) Von den Träumen. 57) Von dem Zustande der Bekenner der Wahrheit beym Tode. 58) Von der Bewahrung der Herzen der Scheiche 59) Von der Pflicht der Jünger. 60) Von der Terminologie der Bekenner der Wahrheit. Diese Terminologien sind: 1) die Zeit (Wakt); 2) die Stätte (Makam); 3) die Zusammenziehung und Ausdehnung (Kabs u bast); 4) das Ansehen (Heibet) und Vertraulichkeit (Ins); 5) die Rufung ins Daseyn und das Daseyn selbst (Tewadschud und Wudschud); 6) die Sammlung und die Trennung; 7) die Vernichtung und die Dauer; 8) die Abwesenheit und Gegenwart; 9) der Rausch und die Nüchternheit (Suker weß-ßohw); 10) der Geschmack und der Trunk (Sewk wesch-schorb); 11) die Bedeckung und Verklärung (Setr wet-tedschelli); 12) die Auslöschung und Behauptung (Mahw wel isbat); 13) die drey Grade der Beschauung (Mohadherat, Mokjaschefat, Moschahedat); 14) die Erleuchtungen (Lewaih), Strahlungen (Lewamii), Aufgänge (Tawalii); 15) der Anfall und Sturm des Herzens (el-Bewadet-wel-hudschum); 16) die Färbung und Feststellung (et-tekwin wet-temkin); 17) die Nähe und Entfernung; 18) das Gesetz und die Wahrheit; 19) die Begierde (Nefs); 20) die aufsteigenden Eingebungen der Gemüther (Chawatir); 21) die Wissenschaft der Wesenheit; 22) die zukommenden Eingebungen (Waridat); 23) das Schöne, d. i. das Gemüth; 24) die Seele und der Geist. Die Handschrift geschrieben im Schewwel 1071 (1660). 100 Bl. Quart.

326.

الانسان الكامل في معرفة الاوائل و الاواخر

d. i. der vollkommene Mensch in der Erkenntniß der ersten und letzten Dinge, vom Scheich Abdolkerim B. Ibrahim.

Ein sehr berühmtes mystisches Werk, dessen Verfasser Meister ungebundener und gebundener Rede, indem er häufig eigene Verse einmischt. Es besteht aus einer Einleitung und 62 Hauptstücken, die Zahl der Lebensjahre des Propheten. 1) Von der Weisheit. 2) Von dem absoluten Namen. 3) Von dem absoluten Eigenschaftsworte (Ssifet). 4) Von der Göttlichkeit. 5) Von der Einheit. 6) Von der Einigkeit. 7) Von der Allmildigkeit. 8) Von der Herrlichkeit. 9) Von der Wolke der Blindheit (Ama). 10) Von der Läuterung (Tensih). 11) Von der Vergleichung (Teschbih). 12) Von der Verklärung der Handlungen, 13) der Namen, 14) der Eigenschaftswörter, 15) des

Wesens. 16) Von der Schamhaftigkeit. 17) Von der Wissenschaft. 18) Vom Willen. 19) Von der Allmacht. 20) Vom Worte. 21) Vom Hören (als Eigenschaft Gottes). 22) Vom Sehen. 23) Von der Schönheit (Dschemal). 24) Von der Erhabenheit (Dschelal). 25) Von der Vollkommenheit (Kjemal). 26) Von der Erheit (Huwijet). 27) Von der Ichheit (Enijet). 28) Von dem Beginnlosen (Esel). 29) Von dem Anfangslosen (Ebed). 30) Von der wesentlichen Nothwendigkeit (Kudum). 31) Von den Tagen Gottes. 32) Von dem Getöne der Glocke. 33) Von der Mutter der Schrift. 34) Vom Koran. 35) Vom Pentateuchus. 36) Vom Psalter. 37) Vom Evangelium. 38) Von dem Herabsteigen der Wahrheit auf den Himmel der Welt. 39) Von dem Eröffner des Buches (die erste Sure des Korans). 40) Vom Sinai und dem geschriebenen Buche. 41) Von den höchsten Zinnen des Paradieses (Refref). 42) Von dem Throne und der Krone. 43) Von den zwey Füßen und Fußbekleidungen (Kademein we naalein) im allegorischen mystischen Sinne. 44) Von dem höchsten Himmel (Aarsch). 45) Vom Throne Gottes (Kjursi). 46) Von der höchsten Feder (Kalemol-aala). 47) Von der bewahrten Tafel des Schicksals (Lauhol-mahfuf). 48) Vom Lotos des Paradieses (Sidretol-monteha). 49) Vom heiligen Geiste. 50) Von dem Engel, welcher der Geist heißt. 51) Vom Herzen (dem Israfil als Standort angewiesen von Mohammed). 52) Von der ersten Vernunft (dem Gabriel als Standort angewiesen von Mohammed). 53) Von dem Wahne (Wehm, dem Israil als Standort angewiesen von Mohammed). 54) Von dem höhen Muthe (Himmet, dem Mikail als Standort angewiesen von Mohammed). 55) Von dem Gedanken (welcher den Engeln zum Standort angewiesen von Mohammed). 56) Von der Materie. 57) Von der mohammedanischen Form, welche das Licht, aus welcher Gott das Paradies erschaffen. 58) Von der begierlichen Seele, welche dem Satan angewiesen zum Standort. 59) Von dem vollkommenen Menschen, welcher Mohammed und seinem Gegensatze im Verhältniß zu Gott und der Schöpfung. 60) Von den Bedingnissen der Stunde des Gerichts, Erwähnung des Todes und der Auferstehung, der Rechenschaft und der Gerichtswage, der Scheidungsbrücke, des Paradieses, der Hölle, des Feuers, der Scheidewand (des Fegefeuers). 61) Von den sieben Himmeln, den sieben Eden, den sieben Meeren, und was darinnen an Wundern und Seltenheiten, und den verschiedenen Geschöpfen, wovon sie bewohnt werden. 62) Von dem Geheimnisse der übrigen Religionen und Gottesdienste, und von allen Zuständen vorübergehender und bleibender Begeisterung (Ahwal wel-makamat). Die in sehr nettem Neschi auf starkem, geglätteten Papier 240 Quartblätter starke Handschrift ward vollendet i. J. 1040 (1630) durch Ibnol Hadsch Ibn Omer el-Arbani.

827.

كنز الاسرار و لواقح الافكار

d. i. Schatz der Geheimnisse und Befruchter der Gedanken, von Ebi Abdallah Mohammed B. Saad B. Omer B. Saad esz-Ssinhadschi, dem Richter von Smyrna. Erste Einleitung: 1) Von dem Nutzen der Sammlung und den Ergebnissen derselben. 2) Von dem Nutzen der Lesung derselben. 3) Erwähnung

der Quellen, aus denen derselbe zusammengetragen worden. 4) Von dem Ausstreuen langer Reden von Männern der Wissenschaft gegen Ihres-gleichen. (Als Quellen nennt der Verfasser den Koran und die berühmten Exegesen desselben, als die der Imame Fachreddin B. Chatib's, Mekki's, Ben Atije's, Samachschari's, die Hauptwerke der Ueberlieferung, als den Sammler Bochara's, Moslim's, Termedi's, Nisaji's, Ebi Daud's und Ibn Schebih's; die Commentare darüber von Chataji, Ibn Ajadh; von Geschichtswerken das Mesaalik Bekri's, das Behdschetton-nefs, das Bejanol-ilm Ebi Omer Ebi Abdol-birr's, die Wiedererweckung der Wissenschaften Ghasali's) Der Inhalt ist in vier Säulen, jede Säule in Abschnitte, diese in Ansichten, diese in Arten untergetheilt. Erste Säule; Von der höheren Welt, in zehn Abschnitten. I. Abschnitt: Von dem Loose und Schicksale. 1) Ansicht: Von der Feder; 2) von der Tafel des Schicksals; 3) von dem Ergehen des Looses und Schicksals. II. Vom höchsten Himmel (Aarsch). 1) Von seinem Daseyn, seiner Größe; 2) daß derselbe erschaffen worden vor den Himmeln und Erden; 3) von seinen Eigenschaften; 4) von seinen Engeln. III. Vom Throne Gottes (Kjursi). IV. Von der Gerichtstrompete (Ssur). V. Vom Paradiese. 1) Daß es erschaffen; 2) von dem Orte, wo es sich befindet; 3) von seinen Eigenschaften; untergetheilt in Arten (Newi): a) von den Thoren desselben, b) von den Früchten, c) von den Vögeln; 4) von den Flüssen; 5) von den Pflanzen; 6) von den verschiedenen Graden derselben; von den Huris: a) wovon sie erschaffen, b) von ihrer Schönheit, c) von ihren Eigenschaften, d) von ihren Augen und Zähnen, e) von ihrer Jungferschaft (der unverwüstlichen), f) von ihren Lusthäusern, Zelten, g) von ihrer Rede und ihrem Speichel (dem süßen), h) daß jeder Gläubige eine Huri besitzen wird. VI. Von der Lotos und dem Tabernakel des Paradieses. VII Von den Himmeln, der Sonne, des Mondes und der Planeten. 1) Von den Himmeln überhaupt: a) ob dieselben vor oder nach der Erde erschaffen worden; b) von der Zahl derselben, der Schnelligkeit ihrer Bewegung, den Propheten und Engeln, die sie bewohnen; c) von dem Zwischenraume, der zwischen einem Himmel und dem anderen; d) von der Vortrefflichkeit derselben 2) Von der Sonne: a) von ihrer Schöpfung, ihrem Lichte und der Größe ihrer Scheibe; b) von ihrer Bewegung; c) von ihrem Aufgange und Untergange; d) von den Meinungen der Araber darüber. 3) Vom Monde: a) von seiner Schöpfung, Größe; b) von dem Himmel, worin er sich befindet; c) von einigen seiner Nutzen. 4) Von den Planeten: a) von der Zeit, wo sie erschaffen worden und festen Platz genommen; b) von fünf derselben; c) von dem Nutzen der Gestirne. VIII. Von den Engeln. 1) Von ihrem wahrhaftigen Bestande. 2) Von ihrer Zahl, und daß jeder derselben eine angewiesene Stelle hat. 3) Von ihren Kräften und ihrer Gestalt. IX. Von dem Meere, das zwischen Himmel und Erde. X. Vom Regen, von den Wolken, den Winden, dem Blitze, dem Donner, dem Regenbogen und der Kälte. 1) Vom Regen: a) von den Orten, wo es regnet, und der bestimmten Menge des Regens, dessen jedem Tropfen ein Engel vorsteht; b) von der Wiederbelebung der Erde durch die Grüne und Hervorbringung der Früchte mittels des Wassers; c) von dem Beweise des Daseyns und der Einheit Gottes aus dem Regen. 2) Von den Wolken. 3) Von den Winden in Streifzügen: a) von dem wahren Bestande des Windes; b) von der Eintheilung der Winde; c) von der Wendung derselben zwischen Himmel und Erde; d) von dem Gebete zur Zeit der Winde. 4) Vom Donner.

5) Vom Blitze. 6) Von den Donnerkeilen. 7) Von dem Regenbogen. 8) Von der Kälte. Zweyte Säule: Von der unteren Welt, in vier Abschnitte, diese in Ansichten (Wudschuh), der Gesichtspunkte (Nasar), und diese wieder in Arten (Newi) oder Streitfragen (Meselet) untergetheilt. Erster Gesichtspunkt: Ob die Erde eine Kugel oder flach. Zweyter Gesichtspunkt: Von der Zahl der Erden. Dritter Gesichtspunkt: Von der Lage der Erde und ihrer Breite, ihren vier Gegenden, vom Himmel, dem Berge Kaf, dem Ocean, und ob sie sich bewege oder ruhig stehe. Vierter Gesichtspunkt: Von der Kultur und von den von derselben leeren Stellen der Erde, und der Zahl ihrer Himmelsstriche. Fünfter Gesichtspunkt: Von dem Unterschiede zwischen der süßen und gesalzenen See, von den Meeren und ihren Inseln. Sechster Gesichtspunkt: Von den Flüssen der Erde. Zweyter Abschnitt: Von den Bewohnern der Erde, den Thieren, in Arten untergetheilt. Erste Art: Von den Engeln. Zweyte Art: Von Adam und Eva, in zwey Ansichten: 1) Von Adam und Eva in verschiedenen Geschäften: a) Von der Schöpfung Adam's und Eva's; b) von dem Orte und der Zeit ihrer Schöpfung; c) von dem Unterrichte, welchen Gott dem Adam über die Namen aller Dinge ertheilte; d) von dem Vertrage mit Adam und Eva; e) von dem Eintritte Adam und Eva's ins Paradies; f) von den Jahren Adam's, seinem Tode und der Erschaffung Eva's. 2) Von der Nachkommenschaft Adam's und Eva's unter zweyerley Gesichtspunkten: a) über ihre Natur; b) über ihren Unterschied, in zwey Wegen (Darb): Erster Weg: Von den Gläubigen, in zwey Abtheilungen: Erste Abtheilung: Von den Gehorsamen, die zweyerley Arten: Erste Art: Die Propheten, von denen in den folgenden drey Fragen gehandelt wird: Erste Frage: Wer der trefflichste der Propheten. Zweyte Frage: Von der Zahl der Propheten und Gottesgesandten, von den arabischen, den Gesetzgebern und der Zahl der heiligen Schriften. Dritte Frage: Von dem Vorzuge der Propheten vor den Engeln. Zweyte Art: Von denen, die zunächst an den Propheten, in Graden. Erster Grad: Die Gesetzgelehrten. Zweyter Grad: Die Blutzeugen. Dritter Grad: Die Glaubenskämpen. Vierter Grad: Die Pilger. Fünfter Grad: Die Frommen. Zweyte Abtheilung: Von den Empörern, in zwey Arten: Erste Art: Von den Empörern durch Begehung schwerer Sünden, in zwey Gattungen: 1) die Beharrenden, 2) die Reuigen. Zweyte Art: Der Empörer durch läßliche Sünden. Zweyter Weg: Von den Ungläubigen. Dritte Art: Von den Bewohnern der Erde, den Dschinnen und Dämonen, in acht Ansichten (Wudschet). 1) Von der Wahrheit des Daseyns der Dschinnen und ihrer Erschaffung. 2) Vom Iblis und seinem Geschlechte, 3) Die Dschinnen sehen die Menschen, und werden von ihnen nicht gesehen. 4) Von der Eintheilung der Dschinnen. 5) Von ihrem Zuhören der himmlischen Gespräche und ihrem Sturze durch die Feuergeschosse als Sternschnuppen. 6) Von ihrer Macht im Inneren der Menschen, daß sie keine Macht haben, zu beleben und zu tödten, und daß sie das Verborgene nicht wissen. Das sie essen, trinken, sich vermählen und in verschiedenen Gestalten fortpflanzen. 8) Von den Bewohnern der Erde vor Adam. Vierte Art: Von den Thieren, welche die Erde bewohnen. Dritter Abschnitt: Von Nacht und Tag, in drey Gesichtspunkten: 1) Von dem Aufeinanderfolgen der Tage und Nächte. 2) Von dem Ineinanderfallen der Tage und Nächte.

3) Von der Weisheit, welche in dem Aufeinanderfolgen der Tage und Nächte liegt. Vierter Abschnitt: Von dem; was zwischen den Erden liegt in Geschäften (Umur). 1) Worauf die Erden feststehen. a) Von dem, was unter den Erden. 3) Von der Hölle, in vier Fragen: a) Von den Eigenschaften der Hölle, ihrer Farbe und ihrem Bösen; b) von der Hitze und grimmigen Kälte derselben, von ihrem Rauche und Brennstoffe; c) von ihren Bergen und Thälern; d) von ihrem Bestande. Dritte Säule: Von den Gesetzen des Lebens und des Todes, von dem Ausgehen des Geistes und der Vorhölle (Bersach), in Abschnitten. 1) Vom Leben, in Gesichtspunkten: a) Von der Lage des Lebens; b) von der Vermehrung und Verminderung des Lebens; c) von den trefflichen Handlungen, welche die Tugend und Gehorsam Gottes dem Gebrauche der Glieder zu ihrem bestimmten Zwecke, in drey Gattungen (Dschins): α) Von den Glaubensartikeln; β) den Geschäften, in zwey Wegen: Erster Weg: von den bestimmten, zweyter Weg: von den verbotenen Dingen; γ) von den Handlungen, in zwey Zünften (Ssinf): Erste Zunft: Von den Handlungen der Herzen, in zwey Theilen (Kism): Erster Theil: Von den bestimmten oder gebotenen, zweyter Theil: von den verbotenen. Zweyter Abschnitt: Von der Vorbereitung zum Tode. Dritter Abschnitt: Von dem Tode als Ende des Lebens und Traums. Vierter Abschnitt: Von der Bedeutung dieser und der anderen Welt, und dem vergänglichen Leben derselben. Fünfter Abschnitt: Von den Zuständen der Gesundheit und Krankheit, in sechs Fragen: Erste Frage: Was dem Kranken zu thun gebührt. Zweyte Frage: Daß der Kranke mehr hoffen als fürchten muß. Dritte Frage: Von der Reinigung der Ueberlebenden nach Todesfällen. Vierte Frage: Von dem, was zur Beruhigung erforderlich. Fünfte Frage: Von dem Sehen der Engel beym Tode. Sechste Frage: Vom Besuche der Gräber. Sechster Abschnitt: Von der Wirklichkeit des Geistes und der Seele. Siebenter Abschnitt: Vom Tode und seinen Schrecken, von der Art des Ausfahrens des Geistes, von dem Texte: Jede Seele wird verkosten den Tod, und von der Grabespein durch die Folterengel, in fünf Disputen: Erster Disput: Ob der Tod etwas Wirkliches oder Nichtiges. Zweyter Disput: Von der Art, wie der Geist bey Menschen und Dschinnen ausfährt. Dritter Disput: Von dem Aufsteigen des Geistes des Gläubigen, und seinem endlichen Stehenbleiben. Vierter Disput: Von dem Aufsteigen des Geistes des Ungläubigen, und seinem endlichen Stehenbleiben. Fünfter Disput: Von den beyden Folterengeln und der Frage am Grabe. Achter Abschnitt: Von dem, was man vom Tode durch Träume voraus wissen kann. Vierte Säule: Von der Versammlung und Zerstreuung am Tage des jüngsten Gerichtes, von der Belohnung und Bestrafung, in Abschnitten: 1) Von der Rückkehr des Vernichteten, in Streitfragen: a) Die Rückkehr der Vernichteten in Wahrheit; b) Gott der Allerhöchste vernichtet die Körper und stellt sie wieder her; c) die Wiederherstellung ist eine körperliche und geistige. 2) Von der Annäherung der letzten Stunde, die nur Gott allein kennt. 3) Von den Kunden des Propheten am jüngsten Tage. 4) Von den Bedingnissen der Stunde (des Gerichts), in zwey Wegen: a) Die kleinen Bedingnisse sind nach einer Ueberlieferung sechserley, nach einer anderen funfzehnerley; b) die großen Bedingnisse in funfzehn Arten: α) der Aufgang der Sonne im Westen; β) die Erscheinung des Thieres (der Apo.

kalypse); γ) der Kampf der Geister und die Eroberung Constantinopels; δ) der Antichrist; ε) die Ankunft des Herrn Jesus; ζ) der Kampf mit den Juden; η) der Rauch und die Sonnenfinsterniß; ι) die Rückkehr der Idole Chalßa, Usa und Lat; κ) die goldene Brücke über den Euphrat; λ) die Zerstörung der Kaaba; μ) das Reden wilder Thiere; ν) das Aufgehen eines Feuers in Hidschas; ο) der Ausfall der Kahtanier; π) die Erscheinung des Mehdi; ρ) der Wind, welcher die Seelen der Gläubigen in Empfang nehmen wird. 5) Die Stunde des jüngsten Gerichts wird nur den Bösen schrecklich erscheinen. 6) Vom ersten Posaunenstoße des Schreckens. 7) Vom zweyten Posaunenstoße der Vernichtung aller Dinge. 8) Von der Länge des Tages der Auferstehung und den verschiedenen Namen desselben 9) Von dem Zwischenraume zwischen dem ersten und zweyten Posaunenstoße; vom Regen, durch welchen die Körper keimen werden, und von dem Fliegen der Geister in ihre Körper. 10) Von den Gräbern und den Wüsten, und von der Art, wie die Seelen zum Gerichte werden getrieben werden. 11) Von dem Orte des jüngsten Gerichts, in Fragen: a) Der Platz des jüngsten Gerichts ist auf der Erde; b) dort sammeln sich alle Menschen und Dschinnen; c) von dem Herabsteigen der Engel von den sieben Himmeln. 12) Von dem Unterschiede der Seligen und Verdammten beym jüngsten Gerichte, in Ansichten: a) Wie lange das Stehen beym jüngsten Gerichte dauern wird; b) von der Annäherung der Sonne an die Scheitel der Geschöpfe; c) von den Zeichen, womit die Auserwählten werden unterschieden werden. 13) Von den Finsternissen und dem Lichte des jüngsten Gerichts. 14) Von der Annäherung des Paradieses gegen die Gottesfürchtigen, und dem Geheule bey Eröffnung der Hölle. 15) Von dem Wasserbecken des Propheten im Paradiese. 16) Von der großen Fürsprache am Tage des Gerichts. 17) Von der Zeugenschaft der Propheten am Tage des Gerichts, von der Abrechnung und Wiedervergeltung, in Ansichten: a) von der Ausstreuung der Bücher (der guten und bösen Thaten) am jüngsten Tage; b) jedes Volk wird bey seinem Propheten versammelt seyn; c) von der Vorstellung der Völker vor Gott; d) von dem Kampfe jeder Seele für sich; e) von der Zeugenschaft der Propheten; f) von der Frage der am jüngsten Gerichte Versammelten um ihr Vaterland; g) von denen, die nicht zur Rechenschaft gezogen werden; h) von der Verstoßung der Götzendiener, und von dem Erzählen der Erde, die ihre eigenen Kunden erzählen wird; i) Von dem Worte des Feuers; k) von der Rechenschaft und der Frage der Blutzeugen und Gesetzgelehrten, der Reichen und Mamluken, der Unglücklichen und der Hirten, denen eine Herde anvertraut war; l) von der Wage der Thaten, in Fragen: α) Von der Wirklichkeit der Gerichtswage, und der Eintheilung der Menschen, nachdem sie befragt worden, in drey Classen; β) von den Gewogenen; γ) von der Verdopplung der guten Werke der Gläubigen; δ) von der Weisheit des Abwägens der Worte; ε) von dem in die Handnehmen der Bücher der Thaten; m) von der Wiedervergeltung. 18) Von der Sendung des Feuers, in zwey Zünfte untergetheilt: a) Von den Menschen, in zwey Ansichten: α) Von dem Verhältnisse der Verdammten, so daß auf Tausend derselben nur Ein Moslim kömmt; β) welche die größte Zahl der Verdammten; b) von den Dschinnen. 19) Von der Ankunft der Ungläubigen, die ins Feuer getrieben werden. 20) Von der Ankunft des Feuers, in zwey Zünfte abgetheilt: a) Von den ungläubigen Dschinnen, von Iblis und seinen Schaaren; b) von den Menschen, in zwey Wegen: α) von denen, welche etwas anderes als Gott

angebetet haben, wie die Götzendiener; β) von denen, die Gott nach ihrem falschen Wahne angebetet haben, als Lasterhafte, nämlich die Juden und Christen. 21) Von dem, was Gott den Seligen und Verworfenen bereitet hat, in drey Gesichtspunkten: a) Von der Rückkehr vom Standorte des jüngsten Gerichts; b) von der Scheidungsbrücke; c) von dem Uebergange über dieselbe, in zwey Zünfte abgetheilt: α) Von den Geretteten, die nach ihren Graden hinübergehen werden; β) von denen dort Aufgestellten, welche entweder Einheitsbekenner (Mowahhidun) oder Gleißner (Monafikin). 22) Von der Pein der Ungläubigen im Feuer, in Ansichten: a) von dem Knittern des Feuers, ehe die Verdammten in dasselbe geworfen werden; b) von den feurigen Giebeln, welche die Verdammten umgeben werden; c) von den Eigenschaften der Bewohner des höllischen Feuers; d) von einigen Peinen der Feuerbewohner; e) von ihrer Speise; f) von ihrer Reue über ihre Excesse in der Welt; g) von dem Schrecken derselben; h) die Bewohner des Feuers können in selbem nicht leben und nicht sterben. 23) Von denen, die ins Paradies eingehen, in Ansichten: a) Von der Zahl der Reihen der Paradiesesbewohner; b) von der Länge dieser Reihen; c) von ihrer Waschung an den Thoren des Paradieses, und dem Entgegenkommen der Engel; d) von der Vertheilung derselben nach den Thoren des Paradieses; e) von den verschiedenen Graden desselben, nach dem Verdienste der Heiligen; f) von dem Unterschiede der früher oder später Eingelassenen ins Paradies, nach den folgenden Unterabtheilungen: α) Von dem Ersten, der die Thore des Paradieses eröffnen wird, β) von denen, deren Gesicht wie der Vollmond seyn wird; γ) von denen, die ins Paradies wie glänzende Planeten eingehen werden; δ) von den Bewohnern des Fegfeuers (Aaraf); ε) von den Sündern unter den Einheitsbekennern, welche aus dem Feuer herausgehen werden, in Gesichtspunkte untergetheilt: Erster Gesichtspunkt: Von denen, die aus dem Feuer herausgehen werden. Zweyter Gesichtspunkt: Von der Umwandlung des Zustandes der Hölle in den ewiger Glückseligkeit. Dritter Gesichtspunkt: Von den Einheitsbekennern Sünden, welche die Letzten aus dem Feuer gehen werden. g) Von dem kleinsten Reichthume der Bewohner des Paradieses; h) von der ersten Speise, welche die Bewohner des Paradieses essen werden; i) von der Vermählung der Bewohner des Paradieses, ihren Kleidern, Tapeten, Polstern, Betten, Sitzen, Thüren, Pfaden, Knaben, und den Engeln, die ihnen Geschenke bringen werden; k) von dem Anschauen Gottes; l) was ihnen Gott bereitet hat von dem, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört; m) von dem, der im Paradiese nach Kunden und Secten begehrt; n) von dem Blicke, welchen die Seligen auf die Verdammten werfen, oder aus dem Himmel in die Hölle; o) von dem großen Besitze der Bewohner des Paradieses; p) von dem Wohlgefallen Gottes an den Bewohnern des Paradieses, und ihrem ewigen Verbleiben darinnen.

Ein Quartband von 171 Blättern sehr alte schöne ägyptische Schrift, ohne Datum der Abschrift.

328.

كتاب السبعيات

d. i. das Buch der Siebner, von Ebu Naßr Mohammed Ben Abderrahman el-Hamadani, ist das Seitenstück zum

Sukkerdan, d. i. zur Zuckerschachtel des Ibn Ebi Chodschle (in einigen Handschriften Chodscha) Ahmed B. Jahja von Telmesan, gest. i. J. 776 (1374), verfaßt i. J. 757 (1356) für Nasr, den Sultan Aegyptens, indem es, wie dasselbe, die Siebenzahl in den Stellen des Korans und der Ueberlieferungen aufsucht, und daran Lehren anknüpft. 68 Bl. Octav.

329.

بهجة الناظرين و ايات المستدلين

d. i. die Ergötzung der Ansehenden und die Zeichen derer, die zum Beweise gelangt, vom Scheich Merii B. Jusuf el-Mokaddesi el-Hanbeli, der gleichzeitig mit Asmisade, dem Oberrichter Aegyptens, lebte, für den er seine ägyptische Geschichte verfaßt. Asmisade starb i. J. 1631. Es besteht in einer Einleitung und zehn Hauptstücken. 1) Von der oberen Welt. 2) Von der unteren Welt. 3) Von der Erschaffung der Menschen und Dschinnen. 4) Vom Tode und was dazu gehört. 5) Von den Bedingnissen der Stunde des letzten Gerichts. 6) Von der Zerstörung dieser Welt nach dem jüngsten Gerichte. 7) Von den Standorten und der Rechenschaft des jüngsten Gerichts. 8) Vom Paradiese und seinen Seligkeiten. 9) Von dem Feuer der Hölle und ihren Peinen. 10) Verschiedene Streitfragen. In grober, aber sehr lesbarer ägyptischer Schrift, vom Seid Ismail, einem Sohne des Scheich Scherefeddin von Nablus, geschrieben, ohne Datum und Jahreszahl. 271 Bl. Quart.

330.

كتاب الفوائح المسكية في الفواتح المكية

d. i. das Buch der Moschusgerüche in den mekkanischen Eröffnungen, vom Scheich Abderrahman B. Mohammed B. Ahmed el-Hanefi el-Bestami, welcher weder der Stifter des nach ihm genannten Ordens der Derwische Bestami, Bajesid, gest. i. J. 261 (874), noch der unter dem Beynamen Mosannifek, d. i. des kleinen Verfassers, bekannte Ali el-Bestami, gest. 875 (1470), sondern (ein dritter, dessen Sterbejahr Hadschi Chalfa nicht angibt, und auch im Dschihannuma unter den berühmten Männern Bestam's keine Erwähnung thut). Es besteht in einer Einleitung und hundert Hauptstücken. Die Einleitung enthält einen Stammbaum A der förmlichen philosophischen und B politischen Gesetzwissenschaften, C der philologischen. Die ersten zerfallen in die mathematischen, physischen, logischen und metaphysischen. I. Die mathematischen: 1) Arithmetik, 2) Geometrie, 3) Geographie, 4) Astronomie, 5) Musik. II. Die physischen: 1) Die Arzneykunde, 2) die Veterinärkunde, 3) die Pflanzenkunde, 4) die Mineralogie, 5) die Wissenschaft des Entstehens und Verderbens der Dinge, 6) die Zoologie, 7) die Vogelstellerkunde, 8) die Phänomenenkunde, 9) die Sphärologie. III. Die logischen: 1) Analytica, 2) Sophistica, 3) Rhetorica, 4) Topica, 5) Bathorica? IV. Die metaphysischen: 1) Biographie, 2) die Kenntniß der Engel, 3) die Kenntniß des Schöpfers, 4) die Politik, 5) die Königsethik. B. Die Gesetzwissenschaften: 1) Die Lehre von der Sendung des Korans, 2) die Exegese des Korans, 3) die Ascetik, 4) die Rechtsgelehrsamkeit, 5) die

Lehre der Ueberlieferungen, 6) die des Gebetes. C. Die philologischen: 1) Die Grammatik, 2) die Lexicographie, 3) die Graphik, 4) die Prosodie, 5) die Geschichte, 6) die Lehre vom Kaufe und Verkaufe, 7) die Chymie und Lehre von Kunststücken, 8) die Zauberey. Die vier letzten scheinen durch Schuld des Abschreibers versetzt worden zu seyn, indem die sechste den Gesetzwissenschaften, die drey anderen den Naturwissenschaften angehören. Hierauf die Liste von 145 Wissenschaften, welche in den hundert Hauptstücken des Werkes behandelt werden sollten; das Ganze ist aber nur Bruchstück geblieben, indem nur die ersten dreyßig Hauptstücke ausführlich behandelt sind. Die Schrift sehr schönes Neschi, schön eingefaßt, geschrieben durch Ismail B. Mohammed B. Belal i. J. 870 (1465).

1) Hauptstück: Von dem Bismile, d. i. der Formel: Im Namen Gottes, und ihren Bedeutungen. 2) Von dem Hamdile, d. i. der Formel: Lob sey Gott, und ihren heilsamen Geheimnissen. 3) Von der Erkenntniß des Beginnens des Kreisens des höchsten Himmels und dessen Geheimnisse. 4) Von der Erkenntniß des Beginnes geistiger Bedeutungen und körperlicher Grundfesten. 5) Von der Erkenntniß unserer Väter der oberen, und unserer Mutter der unteren Kräfte. 6) Von der Erkenntniß der Erde, welche aus dem Reste von Adams Lehmen erschaffen worden, ihren geistigen Geheimnissen und Seltenheiten, und ihrem Namen: Die Erde der Wahrheit. 7) Von der Erkenntniß der Feuergeister. 8) Von den vier Aeren zwischen der Sündfluth und Hidschret. 9) Von den Propheten. 10) Von der Erscheinung des Mehdi am zweyten Tage des Herabsteigens des Herrn Jesus vom Himmel, der Eroberung Constantinopels und Roms. 11) Von der Bedeutung der Ueberlieferung: daß Gott zu Anfang jedes Jahrhunderts einen großen Mann senden wird, um durch denselben die Religion zu erneuern. 12) Von der Vernichtung des Wallenden in den Wegen der Vergänglichkeit. 13) Von der Bestimmung der Wege in den Gärten der Straßen, nämlich von den Seltenheiten der Länder und ihren wunderbaren Denkmalen. 14) Von der Ordnung des Wallens in der nächtlichen Unterhaltung der Könige. 15) Von den Texten der Zeichen der Federn und den Beweisen. 16) Von der Bindung (Festhaltung) der Wurzeln der Wahrheiten, und Ergänzung (Ueberkommung) der Abschnitte der Wege (Methoden). 17) Von der Mutter der Weisen, betitelt: Quellen der Kunden in den Klassen der Aerzte (Ibn Osaibije's). 18) Von den wohlgeordneten Perlen in Auslegung des Namens Gottes des Höchsten. 19) Von den Geheimnissen des: Es ist kein Gott, als Gott, und den Genüssen derselben. 20) Von der Perle der Kunden in Auslegung der Träume. 21) Von der Anschauung Gottes zu Ende der Dinge durch reine Herzen. 22) Von dem, den die Anschauung des Herrn überwältigt. 23) Von denen, welche Gott im Traume geschaut. 24) Von denen, welche den Propheten im Traume gesehen. 25) Von der Auslegung der Träume der frommen Männer und Ssofi. 26) Von den Zeugnissen des Propheten hierüber. 27) Von den Neuerungen und der Widerlegung der Gleißner. 28) Von dem Glauben der Ssofis. 29) Von dem Unterschiede zwischen den Heiligen Gottes und des Satans (den Teufelsmartyrern). 30) Von den lebenden Scheichen der Ssofi. (Mit diesem Hauptstücke endet das Werk, welches noch die folgenden 70 Hauptstücke enthalten sollte.) 31) Von den Dienern Gottes, welche in beyden Welten leben. 32) Von den Männern der Mystiker. 33) Von der Einsamkeit und ihren Offenbarun-

gen. 34) Von den Behlulen, d. i. den von göttlicher Liebe bis zum Wahnsinne Trunkenen. 35) Von der Zahl der heiligen und frommen Männer. 36) Perlen der mosaischen Bekenntnisse und christlichen Geständnisse. 37) Von der Leuchte der Lichter des Gebetes bey Tag und Nacht. 38) Von den Polen der Geheimnisse. 39) Von den Tugenden und Kräften der Namen Gottes. 40) Von den Gebeten der einzelnen Stunden des Tages und der Nacht. 41) Von den Gränzen der Kibla und den dazu gehörigen Figuren. 42) Stirnenhaare des Vollmonds, über die Nacht Kadr. 43) Von der Erkenntniß des Spruchs: Auf Leid folgt Freud. 44) Von der Erhörung des Gebetes. 45) Von den Manieren des Gebetes. 46) Von den Zeiten des Gebetes. 47) Von dem Abwenden des Schicksals mittels Gebet, Almosen und mittels der Namen Gottes. 48) Von den kabalistischen Geheimnissen der Buchstaben. 49) Von den arithmetischen Ergebnissen. 50) Von der geistigen Heilkunde in der körperlichen Welt. 51) Fehlt. 52) Von den Tugenden und Kräften der Pflanzen. 53) Von den Edelsteinen, ihren Tugenden und Kräften. 54) Einzige Perlen der Tugenden und Kräfte der verschiedenen Suren und Verse des Korans. 55) Von der Heilkunde des Propheten 56) Schmuck des Gesichtskreises in den Kräften der Kabala. 57) Von den Sonnen- und Mondesgeheimnissen. 58) Von der Wissenschaft der Buchstaben und den Bedeutungen der Geschirre (der Wörter als Behälter des Sinnes). 59) Von der Multiplication und Division, und den dahin einschlagenden philosophischen Wahrheiten. 60) Von der Zuredestellung der Zahlen und den Wahrheiten der gleichen und ungleichen. 61) Von den Formen der Schrift, den Bedeutungen der Figur und der Punkte. 62) Von der Terminologie der Secretäre, der Redner der Diwane und der Rechner. 63) Von der Bedeutung des Wegmaßes Berd, den geometrischen Messungen, den Gewichten der Philosophen, den Maßen der Araber und den gesetzlichen Gewichten. 64) Von den Kräften der Dinge, welche nur von den Tauchenden, d. i. den Tiefforschenden, ergründet werden. 65) Von den förmlichen Grundlagen (Mebani) und der taktischen Anordnung 66) Von der köstlichen Perle, übertragen aus der sultanischen Regierungskunst. 67) Von den Grundfesten (Esas) der Straßen zu Lichtern, welche der Wallende nicht sieht. 68) Von der Süßigkeit des Gebetes und der Betrachtung für den ganz in sich versunkenen Wallenden. 69) Von der Einschärfung des Gebets durch einen gottkundigen Scheich. 70) Von dem Anlegen der Kutte und dem Sichgehenlassen der Ssofi. 71) von der künstlerischen Wendung (Taßrif eßßanaaji). 72) Von der Gartenkultur (Irtiadh) des Kundigen in dem Garten der Erkenntniß. 73) Von der Stütze, welche die Wissenschaft der Buchstaben im Propheten findet. 74) Enthüllung der Verkleidung, worunter Chisr und Elias versteckt. 75) Von der Eintheilung der Wissenschaften der Alten in drey Theile. 76) Von den betretenen Wegen in den Geschichten der Völker. 77) Geschenk der Zarten in der Geschichte der Chalifen. 78) Von den Klassen der Gelehrten. 79) Von denen der Ssofi. 80) Geschlagenes Goldblech in der Geschichte der Könige. 81) Tinte der Erklärung und Siegelsteine der Regierung in der Prophetenlegende. 82) Basilicongärten in den Legenden der Heiligen und Frommen. 83) Die sammelnde Sieben gäng und gäber Wissenschaften und ihrer Nutzen. 84) Fröhlichkeit der Fröhlichkeiten in der Erregung der Pflugscharen. 85) Garten der Blüten der Blätter, und Wasser der Flüsse zur Kenntniß des Titelverzeichnisses der Bücher, welche im Lande der Fröhlichkeit unter den Strahlen des Weins am Morgen

verfaßt vom Verfasser dieser duftenden Blumen und dieses leuchtenden Vollmonds Abderrahman B. Mohammed, der Bücher, welche verfaßt von dem Jahre 158 (774), bis zu dem Jahre, wo dieses Buch geschrieben worden, nämlich 844 (1440):

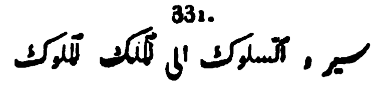
> Der Schreiber dieses Buchs bedarf der Altersruh,
> Er zählet sechzig schon und einige der Jahre,
> Auf seinem Kopfe flammt das Licht der grauen Haare,
> Des Lebens Sonne neigt dem Untergang sich zu.
> Es wolle Gottes Huld aus ew'ger Fluth ihn tränken,
> Und aus dem Kampferquell ihm reinen Trank einschenken!

86) Von den Ergötzungen in den Strafen der Seele und des Geistes. 87) Von dem Gekrächze des Rabens auf Ruinen. 88) Von den Zeichen der letzten Stunde. 89) Von dem Bestehen der Menschen in dem Scheidegrunde (Bersach) zwischen dieser und jener Welt. 90) Von der Auferstehung und ihren Stationen. 91) Von der Versammlung der Leiber. 92) Von der Gestalt der Erde, wo die Versammlung des jüngsten Gerichts. 93) Von der Hölle und ihren Graden. 94) Von dem Paradiese und seinen Stationen. 95) Von seinen Quellen. 96) Der höchste Perlenknoten in den schönen Namen Gottes. 97) Stirnhaar der stützenden und schützenden Wissenschaften. 98) Heilende Amulete und genügende Zaubergebete. 99) Lustwandlung der Geister im Garten der Freude mit den Sängerinnen des Morgens an den Tränkorten paradiesischer Quellen, wo die, so daraus trinken, über die Süßigkeit derselben den Vers sagen:

> Genusseskaaba ist zur Kibla uns geweiht;
> Wir rufen: Hier, o Herr! zu deinem Dienst bereit.

100) Perlen der Ueberlieferungen. Die Inhaltsanzeige des großartigen Planes, nach welchem dieses Werk nicht nur eine mystische Encyclopädie, sondern auch eine Bibliographie der vorzüglichsten Werke des Islams bis in die Hälfte des neunten Jahrhunderts der Hidschret enthalten sollte, erregt das lebhafteste Bedauern, daß das Werk selbst nur bis zum dreyßigsten Hauptstücke vollendet, Bruchstück geblieben. Dieser unausgefüllte Rahmen ist ein Seitenstück zu dem großen statistisch=politisch=historisch=geographischen, welcher der Geschichte des großen Nischandschi, der ein Jahrhundert später geschrieben, vorausgeschickt, ebenfalls unausgefüllt geblieben ist. Dem Fewaih ist in demselben Bande und von derselben Schrift eine mystische Abhandlung, vermuthlich auch von Bestami, angehängt, deren Titel: Die Geheimnisse der Begehrenden, nur vier Blätter stark.

331.



d. i. das Wallen und Wandeln zum König der Könige, von Aarifbillah, in eine Vorrede, Schlußrede und zehn Hauptstücke eingetheilt. 1) Schmähung der Welt. 2) Aufmunterung zum Wandeln des beschaulichen Weges, und von den tadelswerthen Eigenschaften, welche die Ankunft zum Ziele hindern. 3) Von dem Schleyer, der zwischen Gott und dem Diener, und was erfordert wird, um denselben zu zerreißen oder zu heben; von der Reue und Abgezogenheit. 4) Von der begierlichen herrschenden Seele (Amarret), ihrem Wandel und Zustande, ihrer Welt und ihren Eigenschaften, von den Mitteln, sich davon zu befreyen, und zur zweyten Stätte zu gelangen. 5) Von

der schmählichen Seele (Lewwamet), ihren guten und bösen Eigenschaften. 6) Von der eingebenden Seele (Mulhimet), und von dem, was sie umfaßt an Geistern des Bösen. 7) Von der beruhigten seligen Seele (Muthminet), und von ihrer Vollkommenheit in Bezug auf die anderen Seelen. 8) Von der ergebenen Seele (Radhiet) und ihren schönen Eigenschaften. 9) Von der befriedigten Seele (Mordhijet) und ihren Wunden. 10) Von der vollkommenen Seele (Kjamilet), ihrer Nähe und Unterthänigkeit. Der Schluß von den Eigenschaften des leitenden Meisters und seinen Eigenschaften, woraus erkannt wird, wer tauglich, um geleitet zu werden, und wer nicht; von dem Jünger, welcher des beschaulichen Wandels fähig, und von dem, der dessen unfähig; von den Einmengungen des Satans, und wie derselbe auf jeder Stätte verführt. Die Einleitung enthält das Wesentlichste der Terminologie der Ssofi, wovon die folgenden Wörter erklärt sind. 1) Et-taßawwuf, die Mystik; 2) Scheriaat, das Gesetz; 3) Tarikat, der beschauliche Weg; 4) Tajib ruhani, das geistige Gut; 5) Morschid, der lehrende Meister; 6) Morakabet, die Betrachtung; 7) Moschahedet, die Beschauung; 8) Schuhud, das Anschauen; 9) Tedschelli, die Verklärung; 10) Tedschellijet-esma, die Verklärung der Namen; 11) Tedschellijet eß-ßifat, die Verklärung der Eigenschaften; 12) Tedschellijet el-efaal, die Verklärung der Handlungen; 13) Schewk, die Sehnsucht; 14) Muhabbet, die Liebe; 15) Hal, die Begeisterung; 16) Ilmol-jakin, die augenscheinliche Wissenschaft; 17) Ainol jakin, die augenscheinliche Quelle (Ueberzeugung); 18) Hakkol-jakin, die augenscheinliche Wahrheit; 19) Schath, grobes, ungeschliffenes Wort; 20) Melkut, die Geisterwelt; 21) Mertebetol-ahdijet, der Grad der Einheit, auch genannt die Versammlung der Versammlungen; 22) Tabiaat, die Natur; 23) Ubudijet, die Unterthänigkeit, der Dienst; 24) Thams, die Verwischung; 25) Fena, die Vernichtung aller Dinge in Gott; 26) Baka, die Dauer; 27) Huwijet, das Seyn; 28) Fehwanijet, die Anrede Gottes an den Wallenden. 29) Kabs u bast, die Zusammenziehung und Ausdehnung; 30) Heibet u ins, die Scheu vor der Größe und Vertraulichkeit steht über der Zusammenziehung und Ausdehnung, wie diese oder Furcht und Hoffnung; 31) Ghadhab, der Zorn; 32) Hikd, der Groll; 33) Hased, der Neid; 34) Kjibr, der Stolz; 35) Adscheb, die Selbstgefälligkeit, der Dünkel; 36) Ghurur, der eitle Wahn; 37) Rija, die Gleißnerey; 38) Dschah, der Ehrgeiz; 39) Chumul, die Demuth; 40) Ichlaß, die Aufrichtigkeit; 41) Kimiaes-seaadet, die Alchymie der Glückseligkeit; 42) Kimiael-aawam, die Alchymie des Pöbels; 43) Kimial-chawaß, die Alchymie der Innigsten; 44) Hidschab, der Schleyer; 45) Dschemi, die Versammlung; 46) Dschemol-dschami, die Versammlung der Versammlungen; 47) Farkol ewwel, der erste Unterschied; 48) Farkoß-ßani, der zweyte Unterschied; 49) Tedschrid, die Abgezogenheit; 50) Kjemn, die körperliche Art an der Gottes; 51) die Glocke, d. i. die Griffende Gottes an das Herz; 52) die Oriente, d. i. die ersten Einwirkungen der Namen Gottes auf das Gemüth des Wallenden; 53) die Reinigkeit; 54) der von außen Reine; 55) der im Verborgenen Reine; 56) der im Verborgenen und öffentlich zugleich Reine; 57) der hohe Muth oder Unternehmungsgeist; 58) die Tugend (Takwa); 59) der Schatten, d. i. die über die Wirklichkeit hinaus bis zur Möglichkeit ausgedehnte Existenz; 60) die begierliche Seele

(Schewanijet); 61) die vernünftige (Natikat); 62) der herrschende sinnliche (Amarret); 63) die tadelnswerthe (Lewwamet); 64) die eingebende (Molhimet); 65) die besiegende, beseligende (Mothminet); 66) die zufrieden gestellte (Radhijet); 67) die vollkommene (Kjamilet); die vernünftige Seele, die unter gewissen Beziehungen bald Geist, bald Herz genannt wird, erhält unter diesen Beziehungen auch die Benennungen: 68) das Innere, 69) das Geheimniß, 70) das Geheimniß des Geheimnisses.

Der Schlußrede sind noch einige andere mystische Abschnitte, vermuthlich vom selben Verfasser, angehängt, nämlich die Namen Gottes nach ihrer verschiedenen Eintheilung, erstens in Namen der Wesenheit, deren nur drey: Allah, Ilah, Hu; zweytens die Namen der Eigenschaften (Ssiffat), deren sieben: der Alllebendige, Allmächtige, Allleitende, Allwissende, Allhörende, Allsehende, Allsprechende; drittens die Namen der Attribute (Ewßâf), drey und funfzig; viertens die der Handlungen (Efaal), acht und dreyßig, was statt den bekannten 99 Namen Gottes, deren 101 gibt, indem Hu und Ilah gewöhnlich nicht mitgezählt werden. Hierauf folgt der Kreis der Vernunft, welcher in mehrere Mathalib, d. i. Begehren, abgetheilt ist, welche vom Geiste, Herzen und der Seele handeln, türkisch. Dann ein Abschnitt von den sieben unglücklichen Tagen jedes Mondes: 1) Der dritte, weil an diesem Kain seinen Bruder Abel erschlagen; 2) der fünfte, an welchem Adam aus dem Paradiese vertrieben ward, das Volk des Jonas mit Strafgericht heimgesucht, Joseph von seinen Brüdern in den Brunnen geworfen ward; 3) der dreyzehnte, an welchem Gott seine Hülfe dem Job entzog und das Reich von Salomon nahm; 4) der ein und zwanzigste, an welchem Sodoma und Gomorra verschlungen worden, Zacharias von den Juden entzwey gesägt ward; 5) der vier und zwanzigste, an welchem Pharao geboren ward, und auf die Herrschaft Anspruch machte, und an welchem die Sündfluth gesendet ward; 6) der fünf und zwanzigste, an welchem Nimrod 70000 Weiber spalten, und den Abraham in den Feuerofen werfen ließ; 7) der letzte Mittwoch des Mondes, den Gott (im Koran) selbst einen Unglückstag genannt, und an welchem sich der Vernünftige von sieben Dingen enthält, nämlich Brunnen zu graben, Bäume zu pflanzen, Jungfrauen zu beschlafen, neue Kleider anzulegen, Hochzeit zu halten, Thiere und Sclaven zu kaufen. Den Schluß macht ein Abschnitt von dem aufrichtigen Dienste Ichlaß und den Träumen. Ein in sehr schönem Neschi geschriebener Octavband, ohne Datum der Abschrift und Namen des Abschreibers, 192 Blätter.

332.

المهمات الصوفية

d. i. die wichtigen mystischen Dinge, von Abderrahman B. Ismail Aakilsade, welcher, wie gleich Eingangs gesagt wird, hier vielen nützlichen mystischen Stoff aus dem Commentare des Taarruf Alaeddin's von Konia und aus anderen mystischen Werken gesammelt hat, geschrieben i. J. 1220 (1805), schönes Neschi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chronologische Geschichte der Verbreitung der Buchdruckerkunst.

Von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar zu Klagenfurt.

(Schluß.)

Frankreich.

Paris 1470.

Die bekannten ältesten Drucker, welche in Paris die Buchdruckerkunst auszuüben anfingen, sind Ulr. Gering aus Constanz, Mart. Cranz und Mich. Friburger. Der erste Druck, der ihnen allgemein zuerkannt wird, ist: Gasparini pergamensis epistolarum opus. Am Schlusse des Buches liest man folgende Verse:

Ut sol lumen, sic doctrinam fundis in orbem,
  Musarum nutrix regia Parisius.
Hinc prope divinam tu, quam Germania novit
  Artem scribendi, suscipe promerita.
Primos ecce libros, quos haec industria finxit
  Francorum in terris, aedibus atque tuis.
Michael, *Udalricus*, *Martinusque* magistri
  Hos impresserunt, ac facient alios.

Das Buch hat zwar keine Jahrzahl, doch kann man das Jahr 1470 als das wahrscheinliche annehmen, in welchem es gedruckt wurde. Zwar behaupten Einige (z. B. Marchand: Hist. de l'origine et des premiers progrès de l'imprimerie. A la Haye 1740. 4. p. 57), die gedachten Drucker hätten bereits im J. 1464 eine Bibel zu drucken angefangen, allein Chevillier hat es schlagend bewiesen, daß sie erst im J. 1470 eine Druckerey in der Sorbonne errichteten. Ulr. Gering erwarb sich ein großes Vermögen, widmete es aber großmüthig ganz zu einer wohlthätigen Stiftung für arme Studierende (Jac. Menselii de vera Typographiae origine Paraenesis *). — Ant. Verard 1480. — Jod. Badius, insgemein Ascensius genannt, dessen Ausgaben sehr geschätzt werden, 1495. — Heinrich Etienne (Stephanus) 1496. Der Name dieses gelehrten Mannes und Stammvaters einer in der Geschichte der Literatur berühmt gewordenen Familie wird in den Annalen der Typographie im ehrenvollsten Andenken fortleben. (Vergl. William Parr Greswell: Annals of Parisian typography, cont. an account of the earlist typographical establishments of Paris, and notices and illustrations of the most remarkable productions of the Parisian gothic press. London 1818. 8.)

Lyon 1473.

Erstes Druckwerk: Lotharii diaconi, qui postea Innocentius (III), papa appellatus est. Compendium breve focliciter incipit..... Lugduni. Barth. Buyerius. 1473. 4. Diblin (Bibliogr.

---

*) Udelricus Gueringg natione Germanus, unus ex primis Typographis, qui adhuc vivus multas eleemosynas hujus domus pauperibus erogaverat, tandem suo Testamento legavit ipsi Pauperum communitati, anno Domini 1510. mediam suorum bonorum partem, et debitorum tertiam; ex qua pecunia empta est Villa d'Annet sita juxta fluvium Matronam. Emptae sunt quoque domus de Veseley, quae pars est hujus Collegii protensa a media Areae parte ad Collegium Divi Michaelis usque, et aedificatae sunt Grammaticorum Classes.

Decameron. T. II. p. 115) beschreibt diese große bibliographische Seltenheit aus einem Exemplare, das sich in Grenville's Bibliothek befindet. Nach seiner Beschreibung lautet der Schluß, wie folgt:

Scelestissimi sathane litigationis
contra genus humanum liber
feliciter explicit. Lugduni p. ma
gistrum guillerum regis huius
artis impressorie expertum : hono
rabilis viri Bartholomei bu
yerii civitatis civis
jussu et sumptibus impressus
Anno verbi incarnati
M.CCCC.LXXIII.
Quito decio kal.
octobres.

Nach Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 529) ist: La grande Legende du Fr. Jacques de Vorages, das erste Druckwerk, das im J. 1476 in Lyon herauskam. Dieses ist jedoch, wie man aus dem vorhergehenden Buche unbezweifelbar ersehen kann, offenbar irrig.

Genf 1478.

Erstes Druckwerk: Le Livre des Saints Anges compilé par frere François Eximenes de l'ordre des freres mineurs. Am Schlusse: Cy finist le liure des sains anges. Imprime a geneue Lan de grace Mil. CCCC. LXXVIII. le XXIIII. jour de Mars. — Nach Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 440), der sich auf Laire's Zeugniß stützt, soll der Drucker Adam Steinschawer heißen.

Toulouse 1479.

Erstes Druckwerk: Tractatus de Jure Emphiteotico iuxta uerbum Ulpiani per Jasonem de Mayno. Am Schlusse:

Lector emas moneo, que clarus scripsit Iason
Nam tibi Iasonii velleris instar erunt.
Nempe sub ingenua teutonicus arte Johannes
Clarum opus ad vires presserat ipse suas.

Finit Tholose Anno Christi M.CCCC.LXX.IX. Fol.

Poitiers 1479.

Erstes Druckwerk: Breviarium Historiale..... excerptum a Gallo quodam ex Landulpho de Columna. Pictavii in aedibus canonici ecclesiae B. Hilarii typis editus anno MCCCC.LXXIX. 4.

Vienne 1481.

Erstes Druckwerk: Nicolai de Clemengis de lapsu et reparatione Justitiae Tractatus ad Philippum Burgundiae ducem. Viennae. MCCCC.LXXXI. 4.

Troyes 1483.

Erstes Druckwerk: Breviarium secundum Ecclesiae Trecensis usum. Am Schlusse: Impressum Trecis atque completum vicesima quinta mensis Septembris, anno Dni millesimo quadringentesimo octuogesimo tercio. 8. mai.

Abbeville 1486.

Erstes Druckwerk: La Cité de Dieu de S. Augustin, traduite en françois par ordre de Charles V. Roi de France, par Raoul de Preulles, ou de Praesses. Am Schlusse des ersten Bandes: Cy finit ce present Volume, ouquel sont contenus les dix premiers Livres de Monseigneur Saint Augustin de la Cité de Dieu, fait et imprimé en la Ville d'Abbeville par Jehan Dupré, et Pierre Gerard, Marchans Libraires, et fut acheve le XXIIII. jour de Novembre, l'an mil quatre cens quatre vingt et six. Am Schlusse des zweyten Bandes: Cy finit le second volume contenant les XIII. derreniers (sic) livres de Monseigneur — imprime — et icelui acheué le XII jour d'Avril quatre cens quatre vingt six, avant Pasques Fol. Eine schöne und seltene Ausgabe — und zugleich die Princeps von der französischen Uebersetzung dieses salbungsreichen Werkes.

Orleans 1490.

Erstes Druckwerk: Livre dit: Manipulus Curatorum de Guis du Mont du Rocher translate de Latin en François à Orleans chez Matthieu Vivian. 1490. 4.

Dijon 1491.

Erstes Druckwerk: Opus plurium summorum Pontificum Privilegiorum quibus sacer ordo Cisterciensis amplissime contra omnes iniurias et insultus priuilegiatus est et munitus. Opera et impensa Reuerendissimi in Christo Patris Johannes (de Circyo) abbatis Cistercii impress. Divione per Petrum Metlinger Alemannum. M.CCCC.XCI. IIII. Nonas Julias.

Angoulême 1493.

Erstes Druckwerk: Graecismus per Ebrardum Bethuniensem cum notis Vincentii Metulini Pictav. Angolismi 1493 4. — Dieses Werk ist eine Grammatik, ähnlich in der Behandlung des Gegenstandes dem Doctrinale des Alexander, durch Ebrard de Bethune verfaßt. Es ist schwer zu bestimmen, in welcher Zeit dieser Mann lebte, er selbst drückt sich darüber nur dunkel aus:

Anno milleno centeno bis duodeno
Condidit Ebrardus Graecismum Bethuniensis.

Dieses kann nun für 1124, oder auch für 1212 angenommen werden.

Belgien und die Niederlande.

Alost 1473.

Erstes Druckwerk: Tabulare Fratrum Ordinis Deifere Virginis Marie in Carmelo: ex Alosto Flandrie, Octobris XXVIII. Theodorico Mertens Impressore peractum. 4. — Dieser Mertens (Theodoricus Martinus Alostanus) war nicht nur ein geschickter Buchdrucker, sondern auch mit der klassischen Literatur vollkommen vertraut, ein Freund des Erasmus und Adrianus Barlandus. Er war der erste, dem Belgien die Einführung der Buchdruckerkunst verdankt. Durch volle sechzig Jahre übte er diese Kunst in verschiedenen Städten Belgiens aus, und wendete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Verbesserung der griechischen Typen.

Utrecht 1473.

Erstes Druckwerk: Secunda pars historie scholastice que est de novo Testamento (Petri Comestoris). Am Schlusse: Scholastica historia sup. nouum testamentum cum additionibus atque incidentiis. explicit feliciter. Impressa in traiecto inferiori per magistros Nycolaum Ketelaer et Gherardum de Leempt. M°.CCCC°.LXXIII° Fol.

Löwen 1473.

Erstes Druckwerk: Gesta romanorum cum quibusdam aliis historiis eisdem annexis ad moralitates reducta. Lovanii per Johannem de Westphalia. Anno M CCCC LXIII. Fol. — Das merkwürdigste Druckwerk, das aus seiner Presse kam, sind jedoch Juvenalis et Persii Satyrae vom J. 1475, wovon ein Exemplar, auf Pergament gedruckt, sich in der Bibliothek des Dietrich van der Does befand. P. Seriverii Laurea Laur. Costeri. (In Wolfii Monument. typogr. T. I. p. 394.)

Antwerpen 1476.

Erstes Druckwerk: Practica medicinae que thesaurus pauperum nuncupatur (Petri Hispani). Antwerpiae. per Theod. Martini. 1476. die 23 Maii. Fol. — Denis (Suppl. p. 18) und mit ihm Panzer (Annal. typ. T. I. p. 5) führen zwar ein Werk: Het boeck van Tondalus Vysioen, an, das im J. 1472 gedruckt wurde. Indessen scheint diese Angabe etwas verdächtig, da es aus Scriver und Mallinkrot erwiesen wird, daß Mertens zuerst in Alost druckte, dieses aber erst im J. 1473 geschah. — Ser. Leeu. 1484.

Brügge 1476.

Erstes Druckwerk: Jean Boccace du Dechiet (de la Ruine) de nobles hommes et cleres femmes traduit du latin en francois à Bruges par Colard Mansion. 1476. Fol.

Brüssel 1476.

Erstes Druckwerk: Arnoldi Geilhoven (Gheyloven) seu de Roterodamis, Gnotosolitos, sive speculum conscientiarum:

> In medium prodeo Gnotosolitos ego.
> Tam bene limatus, tantoque Labore politus
> Ut nusquam similis usque modo fuerit.
> Hoc Bruxella mihi pretendit culmen Honoris,
> Me Fama celebri, aeque perenne, beans;
> Virginis a Partu dum fluxissent simul Anni
> Mille quadringinti septuagintaque sex.

2 Bände gr. Fol.

Deventer 1475.

Erstes Druckwerk: Fr. Petri Berthorii Pictav. Ord. S. Bened. Moralizationes Biblie.... Daventriae per Richardum Paffroet de Colonia civem Daventriensom. 1475. Fol. — Orlandi (Origin. p. 150) spricht zwar von einem Prudentius, der bereits im J. 1472 zu Deventer gedruckt worden seyn soll, allein Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 354) erklärt dieses Vorgeben. für eine Fabel. Brunet (Manuel du libraire. T. III. p. 156) setzt diese Ausgabe des Prudentius,

von Paffroet gedruckt, in das Jahr 1492; — allein der Beweis, den er für seine Aussage führt, ist zu schwankend, als daß man vollen Glauben schenken könnte. Er sagt, mit denselben Typen, mit welchen der Prudentius (ohne Ort und Jahrzahl) gedruckt wurde, sey des Mantuanus Gedicht: De beata virgine Maria, mit der ausdrücklichen Schlußschrift: Daventrie impr. in platea episcopi anno dom. M.CCCC.XCII. decima februarii, gedruckt worden, also sey es wahrscheinlich, daß auch der Prudentius in diesem Jahre aus dessen Presse kam.

Delpht 1477.

Erstes Druckwerk: De Bybel dat uwe Testament. Am Schlusse des ersten und zweyten Theiles: Deese ieghenwoerdighe Bible, mit horen Boecken. Ende elc boek mit alle syne Capitelen bi eenen notabelen meester wol overghesét wt den latine in duytsche, ende wel naerstelic gecorrigeeret ende wel ghespelt: was gemaect te Delf in Hollant mitter hulpen Gods ende by ons Jacob jacobs soen ende mauricius Yemants Zoen van Middelborch ter eeren gods. ende tot stichticheit ende leeryoghe der kersten — ghelouighen menschen. Ende voleynd int jaer der Incarnacien ons Heren duysend vier hondert zeven ende tseventich, den thienden dach der macnt ianuaris. Fol. Dieses aus zwey Theilen bestehende Druckwerk ist darum besonders merkwürdig und in hohem Preise, weil es die erste Auflage von einer holländischen Uebersetzung der Bibel ist. Eine nähere Beschreibung dieser bibliographischen Seltenheit findet man in Le Long's Boek-Zaal. p. 365.

Gouda 1477.

Erstes Druckwerk: Alle die epistelen en ewangelien van den gheheelen jaere ende oer mede die prophecien. Am Schlusse: Dit is voleyndet int jaer ons heren 1477. op die Pinxter avont laus deo in altissimo. Fol. Zwar sagt Prosper Marchand (Hist. de l'orig. et des progrès de l'imprim. p. 62) und nach ihm Maittaire (App. 527), es sey bereits im J. 1473 ein Buch, unter dem Titel: De gulden Legende Jac. de Voragine, zu Gouda gedruckt worden, allein Panzer (Annal. typogr. Pol. I. p. 442) will dieser Aussage keinen Glauben schenken.

Zwoll. 1479.

Erstes Druckwerk: S. Bonauenturae Sermones de tempore et de Sanctis. Am Schlusse: Zwollis M.CCCC.LXXIX. Fol. — Dieses Werk ist in Panzer (Annal. typ. Vol. III. p. 566) als erster Druck von Zwoll angegeben; ich jedoch halte das Centiloquium S. Bonaventurae (Zwollis. s. a.) dafür. Denn ich hatte ein Exemplar in der Hand, auf welchem folgende handschriftliche Anmerkung stand: iste liber emptus est pro Claustro Ord. Bened. ad S. Petr. ao 1479 die 24 Apr. — Das Buch mußte also wenigstens bereits im Februar oder März 1479 herausgekommen seyn.

Gent 1483.

Erstes Druckwerk: Guillermi Parisiensis Episcopi Rhetorica divina. Am Schlusse: Explicit Rhetorica Divina Doctoris uncti et ungentis Magistri Guillermi Parisiensis de sacra et sanctificativa Oratione aliqualiter abbreviata. Impressa Gandavi per me Ar-

noldum Cesaris. Anno Domini M.CCCC.LXXXIII. XI°. Kal. Sept. 4.

Harlem 1483.

Erstes Druckwerk: Formulae Novitiorum de exterioris hominis compositione. Harlemi per Joh. Andreae. 1483. 4. Obgleich sich Meermann (Orig. I. p. 156) alle Mühe gibt, den Druck der Hist. Alexandri Magni in das J. 1462 nach Harlem zu versetzen, so gelang es ihm doch nicht, einen überzeugenden Beweis für seine Meinung aufzufinden.

Leiden 1483.

Erstes Druckwerk: Die Cronike of die historic van Hollant, Zeeland ende Vriesland, ende van de stichte van Utrecht. Am Schlusse: Leidae. 1483. 4.

Ungern.

Ofen 1473.

Erstes Druckwerk: Chronica Hungarorum ab origine ad coronationem Regis Matthiae. Am Schlusse: Finita Bude Anno domini M.CCCC.LXXIII. in vigilia penthecostes: per Andr. Hess. Fol. Ein guter Auszug aus der thuroczischen Chronik. Man hat Denis (Einleitung in die Bücherkunde, Thl. I. S. 127) versichert, Heß habe dieser Chronik eine andere im J. 1483 nachgeschickt, die einen Wiener, Dr. Mich. Manerstorffer, zum Verfasser haben soll. Er fand jedoch nirgends eine Spur davon.

Ein anderes höchst seltenes Druckwerk, das der Presse des Heß angehört, und dem Panzer gänzlich unbekannt blieb, ist: Leonardi Aretini in opusculum Magni Basilii de legendis poetis Prefatio incipit feliciter. Nach der Vorrede: Incipit libellus magni Basilii. Am Schlusse: Sic finis libelli Basilii est, per A. H. (Andr. Hess). Bude. Auf der Kehrseite des Blattes: Apologia Socratis incipit. Am Schlusse: Finit apologia Socratis. Der Druck ist ungleich, der Charakter der Typen unansehnlich. Man könnte vielleicht annehmen, daß der Druck dieses Buches der erste Versuch des Druckers A. Heß war, und daß das Buch daher älter ist, als die vorbenannte Chronica Hungarorum vom J. 1473.

Spanien

Valencia 1474.

Erstes Druckwerk: Obres, o Trobes les quales tracten de las bors de la Sacratissima Verge Maria, sermone provinciali, auctore Bernardo Fenollar. Am Schlusse: Valentiae M.CCCC.LXXIV. 4.

Barcellona 1475.

Erstes Druckwerk: Valesei Tarentini opus de Epidemia et Peste (trad. en Catalan per Joan Villar impr. a Barcelone en 1475). — So führt Panzer (Annal. typ. Vol. I p. 144) den Titel dieses Werkes an, — ich kann mich jedoch nicht überreden, daß er getreu kopirt wurde.

Tolosa 1479.

Erstes Druckwerk: Tractatus de Jure Emphiteotico iuxta uerbum Ulpiani per Jasonem de Mayno. Am Schlusse:

Lector emas moneo, que clarus scripsit Iason
Nam tibi Iasonii velleris instar erunt.
Nempe sub ingenua teutonicus arte Joannes
Clarum opus ad vires presserat ipse suas.

Finit Tholose Anno Christi M.CCCC.LXXIX. Fol.

Panzer (Annal. typ. Vol. III. p. 49) glaubt, es könnte vielleicht auch Toulouse in Frankreich darunter verstanden werden? —

Burgos 1480.

Erstes Druckwerk: Joannis de Turrecremata Expositio brevis et utilis super toto Psalterio. Am Schlusse: Burgi 1480. Fol.

Sevilla 1481.

Erstes Druckwerk: La Cronica de Espana dirigida a la muy alta e muy excellente Princessa serenissima.... Donna Ysabel Reyna de Spanna, de Secilla e de Cerdenna. Abbreuiada por Diego de Valera. Am Schlusse: En cibdad de Sevilla fue impresa por Alonzo del puerto e nel anno del nascimento de nuestro salvador ihu xpo mill et quatrocentos et ochenta e dos anos. Fol. — Aeußerst seltenes Buch, an dessen Existenz lange Zeit gezweifelt wurde, und zugleich das erste Druckwerk von Sevilla; denn was Maittaire (App. p. 515) von der Summa de Geographia por Martin Fernandes Denciso sagt, daß sie nämlich das älteste Druckwerk von Sevilla sey, ist eine Fabel. Dieser De Encisso lebte zur Zeit Kaiser Karl's V., dem er auch sein Werk dedicirt hatte.

Lerida 1481.

Erstes Druckwerk: Petri de Castrobel (de Castrovole) Commentarii in varios philosophorum libros. Ilardae. M.CCCCLXXXI.

Salamanca 1485.

Erstes Druckwerk: Medicinas preservativas y curativas de la Pestilencia que significa el Eclipse del Sol del Anno M.CCCC.LXXXV. por Didaco de Torres: emprentas en Salamanca. M.CD.LXXXV. 4.

Toledo 1486.

Erstes Druckwerk: Petri Ximenes de Prexamo Confutatorium errorum contra claves Ecclesiae nuper editorum. Am Schlusse: Impr. Toleti per venerabilem virum Johannem Vasqui anno domini 1486 prid. Kal. Augusti: praefato Magistro Petro iam Episcopo Pacensi ...... 4.

Murcia 1487.

Erstes Druckwerk: El Valerio de las Historias escolasticas y de España; con Copilacion de las Batallas Campales; por Diego Rodrigues de Almela: en Murcia por Juan de Roca M.CD.LXXXVII. Fol.

Pampeluna 1489.

Erstes Druckwerk: Petri de Castrobel (Castrovole) Commentarii in symbolum Apostolicum. Pampilone 1489. 4.

Zamora 1490.

Erstes Druckwerk: Los evangelios, desde Aviento, hasta la Dominica in Passione, traduzidos en Lengua Castellana, por Fray Juan Lopez de la Orden de San Domingo: en Zamora MCCCCXC. Fol.

Valladolid 1495.

Erstes Druckwerk: El Nacimiento, y primeras Empresas del Conte Orlando traduzidas en Castellano por Pero Lopez Henri quez de Calatayud en Valadolid. M.BCCC.XCV. 4.

Saragossa 1492.

Erstes Druckwerk: Cancionero de varias coplas devotas. Am Schlusse: En la insigne cuidad de Zaragoza de Arago por industria e expensas de Paulo Hurus .... M·CCCC.XCII. kl. Fol. Es ist ungemein schwer, von diesem Buche ein Exemplar aufzufinden; wir kennen bis jetzt das einzige, das La Serna bekannt machte, und wahrscheinlich auch selber besaß. Im J. 1495 wurde das Buch neu aufgelegt, aber auch von dieser Auflage ist es nicht leicht zu bekommen.

Grenada 1496.

Erstes Druckwerk: Francisci Ximenii de vita christiana libri VI. Granatae 1496. Fol.

Man wird aus dieser kurzen Uebersicht entnehmen, daß Spanien einen bedeutend thätigen Antheil an der Verbreitung der Buchdruckerkunst nahm [1]).

England.

Oxford 1468 (?).

Erstes Druckwerk: Sancti Jeronimi [2]) exposicio in simbolo apostolorum ad papam Laurencium. Am Schlusse: Impressa Oxonie et finita Domini M.CCCC.LXVIII. 8. — Middleton (Diss. conc. the origin of printing in England. Cambridge 1735. 4.) hielt diese Jahrzahl für verfälscht, wahrscheinlich um die Ehre des Coxton, welchen man allgemein für den ersten Drucker in England hielt, zu retten. Allein er fand an Meerman (Orig. typ. II. p. 26) einen starken Widersacher, der das Buch einem ganz unbekannten Buchdrucker, Friedr. de Corsellis, zuschreibt, und behauptet, er habe davon ein Exemplar in der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge, und eines im Museum des Jac. West in London gesehen. — Mit dieser Angabe stimmt auch jene des Rich. Atkyns (The original and growth of Printing. 4. p. 4) überein. Ich kann aus eigener Erfahrung hinzusetzen, daß Meerman Recht hat, und daß dieses Buch wirklich mit der angeführten Schlußschrift zu Oxford gedruckt wurde. Ein eifriger Sammler in Wien, R*****, zeigte mir das Buch, aus welchem ich die Schlußschrift kopirte,

---

1) Vergl. Fr. Mendez Typographia Española. Madrid 1796. 4.

2) Eigentlich Ruffini.

doch fehlte seinem Exemplare das erste Blatt. — Unbegreiflich aber bleibt es, daß dieser Friedr. de Corsellis (auf dem von mir citirten Exemplar ist kein Drucker angegeben) nichts weiter gedruckt haben sollte, als nur dieses unbedeutende Buch, und daß sich seit dem J. 1468 bis 1479 keine Spur von einer Ausübung der Buchdruckerkunst zu Oxford zeigt.

Westminster 1474.

Erstes Druckwerk: The Game and Playe of the Chesse, translated out of French by William Caxton: imprinted *by thim* and fynyshid of the last Day of Marche, the Yer of our Lord God a thousand foure honderd and LXXIIII. — Dieses Buch enthält eine Uebersetzung von Jac. de Cessolis: De moribus hominum officiisque Principum ac Popularium. Caxton war ein gründlich gelehrter Mann, und wenn auch, wie bereits gesagt wurde, nicht behauptet werden kann, daß er der erste die Buchdruckerkunst in England einführte, so bleibt ihm wenigstens das schöne Verdienst unbestritten, daß er sie auf einen höheren Grad der Vollkommenheit brachte. Groß ist die Zahl der von ihm vom J. 1474 bis nach 1490 gelieferten Drucke. Mit rühmlichstem Eifer bemühte sich sein Nachfolger und früherer Gesellschafter Wynken de Worde, die Buchdruckerkunst durch Herausgabe geschätzter, dem Bedürfnisse der Zeit entsprechender Werke immer mehr und mehr zu verbreiten.

St. Alban 1480.

Erstes Druckwerk: Liber modorum signdi Alberti. anno M°.CCCC°LXXX° ipss. apud Villam Sancti Albani. 8.

Vergl. E. Rowe Mores Diss. upon english typographical founders and founderies. London 1776. 6. — Jos. Ames, and. W. Herbert: typographical antiquities. London 1785. 4. 3 vol.

Böhmen und Mähren.

Prag 1478.

Erstes Druckwerk: Statuum Utraquisticorum Articuli in Comitiis Nimburgensibus conclusi. Pragae 1478. Fol. (lateinisch und böhmisch).

Kuttenberg 1489.

Erstes Druckwerk: Biblj ceská.

Lächerlich ist, was Georg Cruger (Sacr. Memor. regni Bohem. Libomislii 1664. 4. p. 35) vorgibt, Gutenberg sey in Kuttenberg geboren, habe auch daher seinen Namen bekommen, und dort eine Bibel in böhmischer Sprache gedruckt.

Brünn 1486.

Erstes Druckwerk: Agenda secundum chorum Olomucensem. Brunnae 1486. 4.

Olmütz 1500.

Erstes Druckwerk: Tractatus contra heresim waldensium Augustini de Olomucz ad Joannem Aygrum Physicum Secretarium. Am Schlusse: Impressum in regali ciuitate Olomucensi per me

Conradum Bomgathen Anno domini M. quingentesimo XXIX. die mensis Octobris. 4. *).

Schweden.

Stockholm 1483.

Erstes Druckwerk: Dyalogus creaturarum moralisatus. Am Schlusse: Presens liber, Dialogus Creaturarum appellatus iocundis fabulis plenus. impressus per Joh. Snell artis impressorie magistrum in Stockholm inceptus et munere Dei finitus est anno Domini M.CCCC.LXXXIII. Mensis Decembris in Vigilia Thome. 4. — Weiter findet sich von diesem Snell kein Druckwerk mehr; wahrscheinlich hatte er in Stockholm keinen längeren Aufenthalt, und kehrte wieder nach Deutschland zurück. — Die später zu Stockholm im funfzehnten Jahrhundert gedruckten Werke kamen alle aus der Presse des Joh. Fabri.

Dänemark.

Kopenhagen 1490 (?).

Erstes Druckwerk: Donatus de octo partibus orationis. Am Schlusse: Finit donatus Hafnye per me gotfridum de ghemen. 4. Ich fand dieses Buch bey einem Wiener Trödler, der, nebst verschiedenen alten Geräthschaften, auch einige — meist werthlose Bücher zu verkaufen hatte, und von mir für diese Seltenheit drey Groschen verlangte. Auf dem ersten Blatte fand ich folgende merkwürdige Notiz: Donum cl. et consultissimi viri D. Vachii J. C. et Consiliarii Bauarici Domini et amici vet. plurimumque colendi. Conr. Celtes. die XX Martii. 1490. In dem Buche selbst sind mehrere Randglossen von derselben Hand, und am Ende ist abermals 1490 geschrieben. Aus diesem Umstande glaube ich nun schließen zu können, daß dieses Buch, obgleich es keine gedruckte Jahrzahl hat, dennoch älter ist, als die von Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 446) angeführten Regulae emendate correcteque Hafnye de figuratis Constructionibus grammaticis: impr. Hafnye per Gothofridum de Ghemen 1493. 4.

Polen.

Krakau (1470—74?).

Zwischen den Jahren 1470—74 soll ein reisender Drucker des Card. Joh. de Turrecremata Explanatio in Psalterium Fol. laut der Unterschrift: Cracis impressa, ausgefertigt haben. (M. Denis: Einleitung in die Bücherkunde, Thl. I. S. 126).

* * *

Nicht in allen diesen ältesten Druckwerken ist der Druckort, der Name des Druckers und die Jahrzahl beygesetzt — manchmal fehlen sogar alle drey Merkmale. Aus dem Papierzeichen allein läßt sich, wenn

*) Merkwürdig sind die Schicksale, die einzelne Bücher erfahren. So fand ich dieses sehr seltene Buch bey einem Krämer. Mehr als die Hälfte war bereits verbraucht — und wäre ich um einige Tage früher gekommen, so hätte ich noch das Ganze und wohlerhalten gefunden! — Fand doch Robert Gotton das Original der Magna Charta — bey einem Schneider.

andere Kriterien fehlen, auf den Drucker und Druckort nicht schließen, wenn auch Naudé (Epigrammat. Lib. I.) sagt:

Vitulinae cornua frontis
Grandia Chalcographi referunt miracula Fausti.

Wahr ist es, daß der Ochsenkopf ein Papierzeichen war, welches vorzüglich bey den ersten Mainzer Drucken gebraucht wurde; — allein auch die italienischen Papierfabrikanten bedienten sich dieses beliebten Papierzeichens, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Kopf des Ochsen darin unter vielen Gestalten, manchmal sogar im nämlichen Druckwerke, erscheint. In Jenson's Ausgabe des Augustini de civitate Dei vom Jahre 1476 findet sich gleich auf dem zweyten Blatte der Ochsenkopf als Papierzeichen. In solchen Fällen ist es räthlich, die Lettern zu vergleichen, nur auf diese Art kann man, wenn auch nicht ganz gewiß, wenigstens doch höchst wahrscheinlich, den Drucker entdecken, und die Zeit des Druckes bestimmen. Aus dieser Vergleichung ergab sich das für die Buchdruckergeschichte Wiens wichtige Resultat, daß Jacobi de Paradiso Tractatus de animabus a corpore exutis in Wien von Hieronym. Wietor (zwischen 1500 — 1520) gedruckt wurde, da die Lettern dieselben sind, mit welchen er das Odeporicon des R. Bartholinus im J. 1515 druckte [1]).

Auch die Namen der Drucker bleiben sich nicht auf allen von ihnen gelieferten Drucken gleich; — sie wurden zuweilen ins Lateinische oder Griechische übersetzt. So heißt Schöffer Opilio (Orlando nennt ihn sogar Pietro Opilione Schöffer), Han Gallus, Lichtenstein Levilapis, Joh. Herbst Oporinus (unter dem letzten Namen allgemein bekannt), Flach Simus u. s. w. Zuweilen ließen sie ihren Zunamen weg, und nannten sich nach der Provinz, aus welcher sie stammten, wie Nicolaus Gallicus (Jenson), Paulus Teutonicus (Paul von Butschbach) u. a. m. Schwerer ist der wahre Name des Druckers zu entziffern, wenn er nur (was zwar selten geschah) mit den Anfangsbuchstaben ausgedrückt wird, wie z. B. V. S. Ulrich Scinzenzeller, B. R. Bernh. Rizius, O. S Octav. Scotus, A. Z. Ant. Zaroto (so steht sein Name auf seinem Persius vom J. 1495) [2]) bedeutet.

* * *

Diese Produkte der Buchdruckerkunst gehören zwar zu den Seltenheiten einer Bibliothek, und manche davon, wie der Quintilian vom J. 1470, der Cäsar von 1472, von Schweynheim und Pannarz gedruckt, der Plinius des Johann von Speyer vom J. 1469, Wendelin's von Speyer Boccatius de Genealogia Deorum vom J. 1472, Johannes de Colonia Cicero de finibus bonorum et malorum vom J. 1471, Boccaccio's Decamerone vom J. 1471 (erste, höchst seltene Ausgabe, von Chr. Waldarfer (auf dem Drucke Valdarfer) zu Venedig gedruckt, die schöne Princeps des Homerus (Florentiae, labore et industria

1) So gehört das höchst seltene, nur wenigen Bibliographen bekannte Werklein von zehn Quartblättern: Stella Clericorum, der Presse des Heinr. Quentel zu Cöln an, weil auf dem Titelblatte derselbe Holzschnitt steht, der sich auf Joh a Lapide resolutor. dubior. Colon. 1493 befindet. Auch die anderen Merkmale: Buchstaben, Abbreviaturen und Papier dieses Buches, stimmen mit denen in der Stella Clericorum vollkommen überein.

2) In Panzer's Annal. typ. wird dieses Werk vergeblich gesucht. — Es befindet sich in der fürstlich Rosenberg'schen Bibliothek. — Der Druckort ist nicht angegeben, wahrscheinlich kam der Druck in Mailand heraus, wo Ant. Zaroto um diese Zeit die Buchdruckerey thätig ausübte.

Demetrii cretensis, sumpt. Bern. et Nerii Nerlii 1488. 2 vol. Fol.[1]), die sechs zu Florenz von Alopa im J. 1494—96 mit Kapitälchen gedruckten Ausgaben griechischer Klassiker [2]), die von Montelin veranstaltete Ausgabe der alten Klassiker Terentius, Virgilius und Valerius Maximus u. a. m. werden mit Recht um hohe Preise gekauft; doch haben auch viele Drucker der späteren Jahrhunderte — und besonders der neueren Zeit, sich durch lebendig fruchtbare Thätigkeit für Beförderung der Wissenschaft und Kunst, durch Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Sinn ausgezeichnet, und Druckwerke geliefert, die theils wegen ihrer Richtigkeit, theils wegen der Ausstattung mit wesentlichen Vorzügen, und theils wegen ihres geschmackvollen Aeußeren unsere volle Aufmerksamkeit verdienen.

Zu den vorzüglichsten Druckern, deren Produkte von Bücherkennern geschätzt und eifrig gesucht werden, gehören: Daniel Bomberg, dessen Biblia Rabbinica (Venetiis 1517—18)[3]) eine sehr kostbare Seltenheit ist; Gregorius de Gregoriis zu Venedig, aus dessen Presse das in der Bibliographie berühmte Rituale [4]) kam; Vincenz Vaugris (Valgrisius); Gabriel Giolito de Ferrari, nicht nur wegen der Schönheit, sondern auch wegen der Korrektheit seiner Drucke geschätzt; die Juntas (Giunti) zu Florenz, deren Ausgaben wahre Zierden der Bibliotheken sind; Laurent. Torrentinus, dem wir die herrliche Ausgabe der Pandekten [5]) verdanken (justement regardée comme un chef d'oeuvre typographique, Brunet. T. II. p. 288); Jodocus Badius (Ascensius), dessen Ausgabe der Opp. Brunonis (Parisiis 1524). Fol., in früherer Zeit durch die darin befindlichen Holzschnitte großes Aufsehen machte [6]); die Etiennes (Stephani), deren Haupt Heinrich und Zierde Robert

---

1) Diese prächtige Ausgabe befindet sich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Man höre das Lob, welches Maittaire (Annal. typ. Vol. I. p. 183) diesem Druckwerke ertheilt: Editione illa, si chartae solidae colorem et pompam, si nitidam characterum figuram, aequata marginum intervalla, justam linearum distantiam, totum denique impressionis ordinem et dispositionem spectes, nil certe aut antea aut postea elegantius comparuit.

2) Unter dieser vorzüglich die drey schönen Principes:

Planudis Rhetoris Anthologia, graece cum scholiis graecis, ex recens. Joann. Lascaris Rhindaceni. Florent. per Laur. Francisci de Alopa. III. Idus Aug. M.CCCC.LXXXXIIII.

Apollonii Rhodii Argonautica, graece, cum scholiis graecis. Am Schlusse: Εν φλωρεντια..... Per Laurent. Francisci de Alopa. 4.

Luciani Opera, graece. Florentiae 1496. Fol. Ueber diese Ausgabe äußert sich J. F. Reitz (in Praef. Opp. Luciani. Amst. 1743. 4.) mit Folgendem: Prima omnium Florentina editio anni 1496 graeca, etsi a typographicis vitiis non est immunis, in vestigiis tamen priscae lectionis servandis tantum alias praecellit, ut Codicis manuscripti vicem praestare queat.

3) Coeptum est opus Anno 1517, sequenti vero anno finitum est. Panzer: Annal. typ. Vol. III. p. 450.

4) Rituum ecclesiasticorum sive sacrarum Ceremoniarum S. S. Romanae Ecclesiae libri tres non ante impressi. Am Schlusse: Gregorii de Gregoriis excussere (sic) Leonardo Lauredano Principi Optimo. Venetiis M.D.XVI. Die XXI. Mensis Nouembris. Deus Faveat. Fol.

5) Justiniani Digestorum, seu pandectarum libri L, ex florentinis pandectis repraesentati (studio Fr. Taurellii). Florentiae, Torrentinus impr. 1553. Fol. 2 vol.

6) C'est dans cette édition que l'on a représenté, par de pet. fig. en bois, l'aventure supposée d'un chanoine de Paris, qui, étant mort, se leva dans son cercueil, et déclara qu'il était accusé, jugé et condamné. Brunet. T. I. p. 288.

war [1]); Mich. le Noir, dessen Drucke, wenn auch das Auge weniger ergötzend, dennoch wegen ihres Inhaltes interessant sind, und gesucht werden [2]); Stephan Doletus (im J. 1575 zu Paris als Gotteslängner verbrannt); Seb. Greiffer (Gryphius) und Guil. Rouille, dessen Ausgabe der spanischen Uebersetzung von Ariost's Orlando furioso sich durch Korrektheit und äußere Ausstattung auszeichnet; Joh. Froben (der Aldus der Deutschen genannt), dessen schöne Schriften und starkes Papier, dann die von dem großen Erasmus besorgte Korrektur den von ihm gelieferten Drucken einen hohen Werth für immer sichern; Nicol. Bischoff (Episcopius), Froben's Tochtermann; Joh. Herbst (Oporinus), früher Froben's Korrektor (alle drey in Basel); Thomas Anshelmi zu Pforzheim [3]); Peter Schöffer, aus dessen Presse vorzüglich das schöne Druckwerk Jac. Ziegleri Geographica in gr. 4. von Bücherliebhabern gesucht wird; Hieron Commelinus von Douay zu Heidelberg, dessen griechische Ausgaben (besonders sein Athanasius und Chrysostomus) denen von Stephanus gleichgehalten werden; Andr. Wechel zu Frankfurt und Ernest Vögelin zu Leipzig. Welche Verdienste der berühmte Plantin zu Antwerpen sich um die Literatur durch seine herrlichen, überall gleich geschätzten Drucke gesammelt hatte, ist bekannt; — sein Ruhm erhielt sich auch in seinen Schwiegersöhnen Franz Raphelengius, Joh. Moretus (beyde zu Antwerpen) und Aegidius Beys zu Paris. Nach ihnen verdienen die Elzewire (Abraham, Bonaventura, Ludwig und Daniel) genannt zu werden, die von 1595 an in Leiden, und später auch in Amsterdam gedruckt haben. Ihrem Kunstfleiße haben wir die niedlichen Ausgaben der lateinischen Klassiker in 12° oder 18°, diese vertrauten Taschengefährten der Philomusen, zu verdanken, und in eben diesem Formate die sogenannten Republiken, die aber in unserer Zeit nur noch die Aufmerksamkeit der Sammler dieser Büchergattung beschäftigen. Unter den englischen Ausgaben zeichnen sich die ex Theatro Sheldoniano (die Druckerey wird eigentlich die Clarendonische genannt), dann die Glasgow'schen Ausgaben der griechischen Klassiker durch Rob. und Andr. Foulis, der Horaz vom J. 1733 zu London von Pine in Kupfer gestochen, und Joh. Baskerville's schöne Ausgabe desselben Dichters (Birminghamiae 1770. 4.) ehrenvoll aus. Nun trat der berühmte Ibarra zu Madrid mit seinem Sallust (1772. Fol.) [4]) und dem Don Quixote des Cervantes (1780), 2 vol. gr. 4.) [5]) auf, und setzte sich in diesen Werken ein Denkmal, das ihm in der Geschichte der Buchdruckerkunst unvergänglich bleibt. Ihm folgte Bodoni in Parma, der sich den Ruhm erwarb,

1) Welchem Bibliographen konnte das neue Testament in griechischer Sprache unbekannt seyn, das im J. 1550 aus Rob. Etienne's Presse kam? — Nicht übertrieben ist Brunet's Lobspruch (Tom. III. p. 432), wenn er sagt: Cette édition, imprimée avec les beaux caractères de Garamond, dont les poinçons se conservent encore à l'imprimerie royale, *peut* soutenir la comparaison avec ce qui existe de plus beau en ce genre. Vergl. Maittaire: Stephanorum Historia. Lond. 1709. 8.

2) Hieher gehören: Le preux cheuallier Artus de Bretagne. Paris 1509. 4. (mit Holzschnitten). — Le liure des trois filz de roys. Paris 1504. 4. u. a. m.

3) Die prächtigen Rudimenta hebraica Reuchlinii vom J 1506. Fol. weisen ihm seinen Platz unter den geschicktesten Buchdruckern an.

4) Cette édition de la traduction de Salluste, par l'infant D. Gabriel, est regardée avec raison comme un chef-d'oeuvre typographique. Brunet. T. III. p. 283.

5) Cette édition est un vrai chef-d'oeuvre typographique. Brunet. T. I. p. 370.

alles, was seine Kunst früher an prachtvollen und dem Schönheitssinne zusagenden Werken geliefert hat, bey weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers läßt eben so wenig, als die ganze Anordnung des Technischen etwas zu wünschen übrig. Sein Homer [1]) ist ein wahrhaft bewunderungswürdiges Prachtwerk: wie denn namentlich seine griechischen Lettern unter allen neueren Versuchen der Art am glücklichsten die Züge schöner Handschriften nachahmen. Dieser gebildete Geschmack und edle Schönheitssinn zeigt sich auch in den Produkten der Londner Buchdrucker Th. Bensley und Bulmer (ersterer durch seine kostspielige Ausstattung der Bibel [2]), letzterer durch seine prächtige Ausgabe des Shakespeare [3]) berühmt). Wie glänzend die Verdienste des Hauses Didot in Frankreich ausgezeichnet wurden, ist zu bekannt, als daß es hier noch angeführt werden sollte. Der Stammvater, Fr. Ambr. Didot, erbte schon von seinem Vater Liebe und Enthusiasmus für seine Kunst. Sein Hauptaugenmerk war die Verbesserung der französischen Lettern mittelst des von ihm erfundenen Typometers, durch welches er sie in das angenehmste Verhältniß zu einander brachte. Unter seine schönen und höchst korrekten Ausgaben gehören auch die, welche er auf Befehl König Ludwig's XVI. für den Dauphin (in usum Delphini) druckte. Seine zwey Söhne, Pierre und Firmin, erzog er ganz für die Kunst, und sie sind die berühmtesten Buchdrucker Frankreichs geworden [4]). Sie und der Buchdrucker Hersan vervollkommneten die Stereotypen.

Wer könnte es bezweifeln, daß auch in Deutschland sich Männer fanden, welche den Bücherdruck als Kunst, nicht aber als mechanisches Handwerk behandelten, und denen mehr daran lag, für die Ehre ihrer Officin zu sorgen, als aus schmählicher Gewinnsucht jede Messe Bücher zu liefern, die weder in Hinsicht der Schönheit und Reinheit der Typen, noch einer geschmackvollen Ausstattung mit Auszeichnung genannt zu wer-

1) Homeri Ilias (edente Aloysio Lamberti. Parmae, typis Bodonianis. 1808. 3 vol. gr. Fol). Dieses Druckwerk wurde dem Kaiser Napoleon zugeeignet. — Schade, daß der kurz darauf erfolgte Tod Bodoni's uns die Hoffnung raubte, auch die Odyssee in dieser prächtigen Ausstattung zu erhalten.

2) The holy Bible, embellished with engravings from pictures and desings by the most eminent artists. London, print. for Th. Macklin by Th. Bensley. 1800. 7 vol. gr. Fol. Das Exemplar dieses Prachtwerks in der k. k. Hofbibliothek zu Wien hat auch einige Abdrücke avant la lettre.

3) Will. Shakespeare's dramatik Works, revised by G. Steevens. London, printed by Bulmer. 1791 — 1804. 18 tom. (9 vol.) gr. Fol.

4) Ich will hier nur einige Prachtwerke nennen, die aus dieser Officin kamen, die durch ihre Schönheit und Pracht Jeden auf das angenehmste überraschen:

Alex. de la Borde: Voyage pittoresque et histor. de l'Espagne. Paris 1807. 4 vol. gr. Fol.

Louis de Camoens: Os Lusiadas. Paris 1817. gr. 4. (Das Werk ist mit 10 Kupferstichen von der Hand der geschicktesten Meister in Paris geziert.)

J. Racine: Oeuvres. Paris. an IX. 3 vol. gr. Fol. Mit herrlichen Kupferstichen, wovon die in dem Exemplare der k. k. Hofbibliothek zu Wien avant la lettre sind, und 1800 Franken kosteten.

P. Virgilii Maronis Opera. Paris 1798. gr. Fol. Mit schönen Stichen, wovon die k. k. Hofbibliothek zu Wien ein Exemplar avant la lettre besitzt.

Im J. 1819 erschien bey P. Didot zu Paris: La Henriade, édition dediée à S. A. R. Monsieur, gr. Fol., wovon nur 125 numerirte Exemplare auf feinem Papier und 1 auf Pergament abgezogen wurde. Das Pergament-Exemplar wurde mit 2250 Fr. bezahlt.,

den verdienen? — Die Namen eines Göschen, Breitkopf, Alberti, Degen, Brockhaus u. a. m. werden einst in der Geschichte der Buchdruckerkunst einen ehrenvollen Platz behaupten.

* * *

Nur dann, wenn er sich mit der Geschichte der Buchdruckerkunst vollkommen vertraut gemacht hat, wird der Bibliothekar im Stande seyn, den Werth eines Druckwerkes zu beurtheilen. Man kann ihm zwar nicht zumuthen, daß er den innern Gehalt eines jeden Druckwerkes kritisch zu bestimmen vermöge; — allein den Werth des Buches, als Druckwerk betrachtet, muß er angeben können. Es gibt Bücher, die bloß aus dem Grunde zu den werthvollen und seltenen gerechnet werden, weil sie aus einer berühmten Officin hervorgingen.

Nicht überall gleich sind die Rücksichten, die kunstgerechte Sammler bey dem Bücherkaufe nehmen. Die Engländer, sagt Ebert, deren Ansichten hierin so ziemlich die aller übrigen Sammler sind, verlangen nämlich a white oder clean copy, d. i. ein durchaus reines, von Wasser-, Rost- und anderen Flecken und handschriftlichen Noten, wenn letztere auch von Werthe sind, völlig freyes, und ganz in seiner ursprünglichen Integrität sich befindendes Exemplar; ferner a cracking copy, d. i. ein solches Exemplar, dessen Papier noch in seiner ursprünglichen Stärke und Beschaffenheit ist, so daß die Blätter bey dem Umwenden knarren, was die washed copies oder exemplaires lavés nicht thun; dann a large oder tall copy, d. i. ein nur wenig beschnittenes Exemplar, weßhalb auch bey vorzüglichen Seltenheiten die Größe des Randes nach Maßen angegeben wird. Noch höher steht ein unbeschnittenes Exemplar (uncut copy, exemplaire non rogné, esemplare intonso), welches den Sammlern unserer Zeit als ein Schatz höchsten Werthes erscheint. Was nicht alle diese Eigenschaften in sich vereint, ist den Engländern an indifferent copy, ein Name, den sie häufig einem Exemplar geben, welches andere Nationen noch immer für ein sehr vorzügliches halten würden. Das regler, oder das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich erfundene Einfassen der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien, gewöhnlich von rother Farbe, ist dagegen nicht mehr üblich, ob man gleich in Frankreich exemplaires reglés (von den Engländern ruled copies genannt) von älteren Büchern noch immer schätzt. Bey der besonderen Ausstattung der Exemplare kömmt zuerst das Papier in Betrachtung. Die beliebtesten Papiersorten sind Velinpapier und holländisches Papier, auch wird das sogenannte papier d'Annonay sehr geschätzt. Im Velinpapier gestehen selbst die Engländer den Franzosen den Vorrang zu, und ein französisches papier vélin satiné geht weit über ein englisches hotpressed vellumpaper. Die Großpapiere, deren Erfinder Aldus Coar, welche aber erst durch die Holländer im siebzehnten Jahrhundert allgemein verbreitet wurden, sind jetzt eine der üblichsten Auszeichnungen einer gewissen Anzahl Exemplare fast jeden Buches, besonders in England, wo man die Größenverhältnisse so enorm, bisweilen selbst geschmacklos gesteigert hat, daß ihr royal Octavo unserem deutschen Großquart, und vollends ihr imperial Octavo gar unserem Kleinfolio entspricht. Weniger allgemein gesucht sind farbige Papiere. Das älteste farbige Papier, welches man wählte, war wohl das blaue, welches zuerst in Italien von Aldus gebraucht wurde, dessen erste Drucke auf demselben, die libri de re rustica, und der Quintilianus (beyde von 1514) waren. Es ist auch

seitdem diesem Lande vorzüglich eigen geblieben, und von anderen Nationen seltener gebraucht worden; insbesondere sind die Franzosen keine Freunde des blauen Papiers.

Die Italiener unterscheiden zwischen carta turchina und azurra, von welchen jenes wirklich blau, dieses nur bläulich ist. Rosenfarbenes Papier ist jetzt in Frankreich das beliebteste, wo man auch bisweilen auf gelbes Papier druckt. Auf grünem Papier kennt man einen Elzevir'schen Druck, und mehrere deutsche Drucke des sechzehnten Jahrhunderts, auf violettes Papier einen Druck des Rob. Etienne, und selbst des vielfarbigen Papiers hat man sich manchmal bedient. Auch Papiere aus ungewöhnlichen Stoffen, z. B. aus Pflanzen, sind bloß als Seltenheiten merkwürdig, und haben sich noch nicht zum Range einer eigentlichen bibliographischen Auszeichnung erhoben, wahrscheinlich weil sie sich durch ihr Aeußeres gewöhnlich nicht empfehlen.

Desto geschätzter und allgemein gesuchter sind ältere und neuere Drucke auf Pergament. Es ist bekannt, daß die ältesten Drucke entweder bloß auf Pergament, oder doch nur in geringer Anzahl auf Papier abgezogen wurden [1]) (so sind z. B. von der lateinischen Mainzer Bibel von 1462 die Papier-Exemplare seltener, als die auf Pergament); indessen gibt es auch mehrere ältere Drucker, welche sich nur seltener des Pergaments bedienten, z. B. Schweynheim und Pannarz in Rom, welche nur Hieronymi Briefe (1468), Apulejus, Cäsar, Gellius und Livius (1469), und den Plinius (1476), und zwar von jedem nur ein Exemplar auf Pergament druckten, und deren Pergamentdrucke daher in so hohem Preise stehen, daß allein der Livius vor einigen Jahren in London mit 903 Pfund Sterling bezahlt wurde. Andere Officinen, welche nur wenige, und daher im Handel desto theurere Pergamentdrucke lieferten, waren die der Etienne's in Paris, der Giolito's in Venedig, und der Elzevier's. — Man zieht übrigens das italienische Pergament vor, weil es nicht so leicht, als das anderwärts gefertigte, krumm läuft, und ungleich wird; ihm zunächst an Güte steht das augsburgische; am wenigsten gut ist das englische.

Die Franzosen machen zwischen den Worten vélin und parchemin einen Unterschied. Ersteres wird aus Kalbshaut verfertigt, und hat den Vorzug, daß es feiner ist, und sich besser bleichen und glätten läßt; letzteres ist aus Schafhaut.

Weniger gesucht sind solche Exemplare, welche bald auf Pergament, bald auf Papier gedruckt sind, dergleichen von älteren Drucken häufig vorkommen.

Drucke auf Seide gehören zu den Seltenheiten, und sind nie sehr gewöhnlich geworden [2]). Im sechzehnten Jahrhundert brauchte man dieses Material bisweilen zu Landkarten, 1606 findet man zuerst in Frankreich ein ganz darauf gedrucktes Buch, und auch die späteren uns bekannten Drucke auf Seide sind bloß in Frankreich gefertigt.

---

1) Membrana vero primi quoque Typographi usi sunt, tum ut libros suos solidiores hoc pacto redderent, tum quoque ut optimos Codices manuscriptos imitarentur. (Meermann: Orig. typogr. I. p. 7.)

In der ältesten Mainzer Officin wurden bis zum J. 1462 eben so viele, wenn nicht gar mehrere Exemplare auf Pergament, als auf Papier gedruckt, und erst nach diesem Jahre wurden Pergament-Exemplare seltener.

2) Schon Symmachus gedenkt der Gewohnheit, daß man die Schriften, die man besonders hochschätzte, und ihres Werthes wegen einer späten Aufbewahrung würdig hielt, auf Seide geschrieben hat.

Eine andere Auszeichnung besteht in dem Gebrauche ungewöhnlicher Druckfarben, von denen jedoch nur Golddrucke eigentlich gesucht werden. — Der erste Versuch dieser Art war die Dedication in einigen Exemplaren des von Ratdolt zu Venedig 1482 gedruckten Euclides; die neuesten und sehr ausgezeichneten Arbeiten dieser Art hat Whittaker zu London geliefert (z. B. die magna charta). — Mehr ein Curiosum, als eigentlich gesucht, sind Drucke mit rother Farbe. Schon von den frühesten Zeiten der Buchdruckereyen brauchte man diese Farbe zu Schlußschriften (z. B. im Psalterium von 1457), und brachte es frühzeitig im Gebrauche derselben zu einer Vollkommenheit und Fertigkeit, die nicht mehr vorhanden ist, wie denn unter andern das von Jenson zu Venedig gedruckte Breviarium (1478) vorzüglich in den Pergament-Exemplaren einen rothen Druck von seltener Schönheit zeigt, mit dem sich in neueren Zeiten mit dieser Farbe Gedrucktes messen darf. — Auch die mit ungewöhnlichen Typenarten gedruckten Bücher [1]) sind selten ein ernstlicher Gegenstand des Sammlereifers, weil sie in der Regel nicht schön sind. Doch werden die von J. Jannon zu Sedan seit 1623 im kleinsten Format und mit feinster Schrift (Sedanaise genannt) gedruckten Bücher sehr gesucht, und seit kurzer Zeit zeichnen die englischen und französischen Sammler auch die von Alessandro Paganino in Toscolano gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit einer sehr sonderbaren, halb gothischen und halb römischen Type gelieferten Drucke bedeutend aus.

Von Büchern, welche mit guten Holzschnitten versehen sind, zieht man jetzt unilluminirte Exemplare vor [2]), ausgenommen bey solchen Kupferwerken, wo die Illumination wesentlich zur Erklärung beyträgt, z. B. die naturhistorischen oder sich auf das Kostüme beziehenden Werke. Uebrigens liebt man in Frankreich und England die ausgeführten Kupfer, von welchen man entweder Abdrücke avant la lettre oder avec la lettre gravée au simple trait wählt, die radirten Blätter (eaux-forts) und Abdrücke auf chinesisches Papier beyzufügen. Ein Exemplar aber, welches zugleich auch die Originalzeichnungen zu den Kupfern enthält, gilt daselbst für einen Schatz von höchstem Werthe. Hieher gehören auch die sogenannten illustrirten Exemplare (illustrated copies), d. i. solche, zu welchen man Kupferstiche, welche zwar den Text des Buches erläutern, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, hinzugefügt hat.

* * *

1) Wie z. B. Horatii opera aeneis tabulis incisa. Lond. 1733. 8. 2 tomi. Es gibt auch einen solchen Sallust. Edinb. 1739. 12.

Ungefähr in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat der bekannte italienische Dichter Trissini in seinen Werken und deren Ausgaben eine sonderbare Orthographie gebraucht, indem er griechische Buchstaben unter die lateinischen mischte, welche Druckart Caratteri grechi hieß. Alle auf diese Art gedruckten Werke sind selten — einige sehr selten.

2) Deutschen Sammlern sind jedoch noch immer gleichzeitig und geschmackvoll illuminirte Holzschnitte willkommener. Ein Exemplar auf Pergament vor dem bekannten Chronicon des Thurocz (vom J. 1488. 4.), das wegen seiner Schönheit ein wahres Exemplaire vièrge genannt zu werden verdient, fand ich in dem Bücherschatze des Stiftes St. Paul in Kärnten. Die Holzschnitte darin sind gleichzeitig, und mit solchem Geschmacke und historischer Treue illuminirt, daß ich dieses Exemplar für das werthvollste von allen den Exemplaren, die man von diesem Werke hat, erklären möchte.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die Vergleichung der Druckerstöcke und Devisen, deren sich am häufigsten die älteren Buchdrucker des sechzehnten Jahrhunderts zu bedienen pflegten; denn aus ihrer Untersuchung läßt sich manchmal bestimmen, welcher Officin ein Druckwerk angehört, wenn sie auch darauf nicht ausdrücklich genannt wird. Solche Untersuchungen müssen jedoch mit großer Vorsicht und kritischem Scharfsinne vorgenommen werden, da diese Druckerstöcke ihren Erfindern nicht so eigenthümlich waren, daß sie dieselben immer und unverändert beybehalten hätten, oder daß nicht auch andere Buchdrucker sich manchmal ganz gleicher Druckerstöcke und Devisen bedient hätten. So findet man z. B. in dem schönen Druckwerke: Liber VI. Decretalium (Bonifacii VIII). Lugd. ap. Hugonem et Haeredes Aemonis a Porta. 1541. Fol., einen geharnischten Mann, der aus dem Stadtthore tritt, und zwey Breter zu einem Sarge trägt, mit der Inschrift: LIBERTATEM MEAM MECVM PORTO, und auf einem Buche: Innocentii Papae, hoc nomine tertii, de sacro Altaris mysterio. Argent. 1564. 4., sieht man einen Mann in voller Bepanzerung, einen Sarg tragend, mit der gleichen Devise: Libertatem meam mecum porto. — Wäre hier nicht der Druckort bestimmt angegeben, so könnte man leicht versucht werden, dasselbe aus der Aehnlichkeit des Druckerstockes und der Devise der Lyoner Officin zuzuschreiben.

Belehrend und erschöpfend behandeln diesen Gegenstand Friedr. Rothscholz: Insignia bibliopolarum et typographorum. Norimb. 1730. Fol. — Baillet: Jugem. des Sçavans. T. I. p. 410. — Orlandi: Origine e Progressi della Stampa. Bologna 1722. 4. P. I. — De la Caille: Hist. de l'Impr. L. II. (erstreckt sich jedoch nur auf die Druckerstöcke der Pariser Buchdrucker).

Die erneuerte Erbeinigung zwischen der römisch-kaiserlichen Majestät (dem Kaiser Maximilian I.) wie auch dem Erzhause Oesterreich und dem Bischofe und dem Capitel zu Chur sammt den drey Bünden in Churwalchen am 15. December 1518.

Aus der Hofjünger und Freyen im Thale Montafon Landordnung, in der reichen Bibliotheca Tirolensis des k. k. Appellationsgerichts-Präsidenten Freyherrn Dipauli von Treuheim.

Mitgetheilt vom k. k. Custos Bergmann.

Wir Maximilian von gottes gnadn Erwelter Römischer kayser zu allennzeiten merer des Reichs in Germanien zu Hunngern Dalmatien Croatien ꝛc. Kunig Erczhertzog zu Oesterreich Hertzog zu Burgundi zu Brabannt vnnd Phalczgraue ꝛc. an ainem, Vnnd wir Pauls Bischoue zu Chur vnnd der Stifft daselbst vnnd gemayn drey pündt in Churwalchen annders tayls, Bekennen für vnns vnnser erben vnnd nachkomenn, offennlich mit disem brieue, vnnd thun kunt allermenigclich. Als wir kayser Maximilian, voruerschinen [1]) Jarenn mit Hainrichen [2]), weylent Bischouen zu Chur, vnnd

---

[1]) Von verscheinen (von der Zeit), vergehen, verschwinden.

[2]) Heinrich Freyherr von Hewen, Dekan und Custos zu Straßburg, erwählt am 8. August 1491, der in den damaligen Wirren und Kriegen

dem Stifft daselbst, auch den dreyen pündten in Churwalchen, gemaynniglich vnd samentlich vnns vnnsern Lannden vnnd lewten vnnd Jnen zu guet vnd aus sonndern gnaden ain verainigung vnnd pündtnus, auf zwainczig Jar lanng nach ainander volgend gemacht und beschlossen haben, die auch vnns zu baiden taylen, auch vnsernn Lannden vnnd lewten zu scheinperlichem nucz vnnd guetem komen ist, vnnd dieselb verainigung sich aber auf daz yeczt künnftig fünfzehennhundertisten vnnd zwainczigisten Jar ennden vnnd äussern wirdet, Haben wir demnach Jn ansehung desselben (auch daz nu hinfür, wir unnsere Landt vnnderthanen vnnd verwondten, in ewigem freyd, vnd ainigkait gegenainannder wie byßheer sein vnnd beleibenn, auch ain tail dem annderun gueten nachperlichen, vnnd gnedign willen Hilf vnnd fürschub beweysen mügen) gemainigclich vnd samenntlich in dem Namen der heyligen dryfaltigkait vnnd vnczertailten ainigkait mit wolbedachtem Muet zeitigem Rat rechter wissen, vnnd aus sonnderun gnadenn, von newen ain Erbliche vnnd ewige pündtnus, aynigung vnd verstandt, gemacht beslossen, vnnd derselben nachczukomen, zuegesagt, Also, dieweyl wir kayser Maximiliann, vnns vnnd vnnsere liebe Sönn vnnd erbenn karolen vnnd ferdinandum gebrüeder, kunigen in Hyspanien ꝛc. auch derselben erbens erben, Regierenden herrn, vnnd vnnserer fürstlichen Grafschafft Tirol, auch vnnser Herrschaft vnnd lennder, ennhalb des Arlpergs vnncz (bis) an den podensee, in dise verainigung vnnd pündtnus, Auch wir vnns Pauls *) Bischoue zu Chur, der Stifft daselbst vnnd dreypündt in Churwalhenn, gestelt eingelassen, vnnd besloffen haben, dacz wir bede tayl in allen vnsernn geschefften, vnnd anliegennden sachenn, in getreuer gueter nachperschafft, anainannder haltenn vnnd beweysenn, auch ainer dem anndern, durch derselben Herrschafften, Slösser, Stett, lender, vnnd gebiet, dhain angreiffen beschedigen, vberczjehen, noch bekümernn thun lassen, sollen noch wellenn, sonnder ob yemands wer der wer, der solchs zu thun vnnderstuennde, dasselb soll yeder tayl nach seinem pesten vermügen wenndenn vnnd werenn, Vnnd wir bayd tayl sollen vnnd wellen auch selbs in ewig zeit diser erbainigung pündtnus vnd verstenndtnus wider ainannder nit sein, noch freuenlich thun, in kain weys sonnder ob sich ainicherlay mißhellung, vnnd Spenn zwischen vnns, oder den vnnsern begeben wurde, daz wir vnns dann gegenainannder, pillicher, gemayner, vnnd gleicher rechtenn benuegen lassen, sollen, vnnd wellen, dergestalt, wo die Regierenden herrn oder ainich Comaun, in der obgemelten Grafschafft Tirol, vnnd den Herrschafften, ennhalb des Arlpergs, bis an den podennsee, oder ainlicze sonder personenn daselbst, zu gedachten dreyen pündten, vnd Hinwider gleicher weys dieselben drey pündt oder auch sonnder ainlicze (einzelne) personenn, zu demselben Regierennden Fürsten der Grafschafft Tirol

zwischen Kaiser Maximilian und Graubünden hart geprüft, im J. 1503 resignirte, und sich nach Straßburg zurückzog, wo er im J. 1509 starb, und neben seinem Bruder Rudolph ruht.

*) Paul Ziegler von Ziegelberg, Freyherr von Barr, nach Heinrich's VI. Resignation 1503 erwählt, und vom Papste Julius II. am 6. Juny 1505 confirmirt, flüchtete sich in den wegen der Reformation im Lande entstandenen Unruhen, und lebte theils zu Oettingen in Bayern, dessen Propstey ihm Kaiser Maximilian durch den Einfluß seines Bruders Nikolaus, kaiserl. Rathes und ersten Sekretärs, gegeben hatte, theils auf dem churischen Schlosse Fürstenburg im Vintschgau, und starb am 25. August 1541 im tyrolischen Benedictinerkloster Marienberg.

vnnd den Herrschafftenn enhalb des Arlpergs bis an denn podennsee derselben Comun oder ortenn zuspruch oder annordnung gewunnen, darumben wir zu bayden seyten güettlich nit betragen werden möchten, so sollen vnnd wellen wir vns yeczo aines vnuerwonndten Obmans, oder aber zwayer, namlich von vnnserer yedwederes tayls Herrschafften, ainen Landtsessigen Man, wie daz am pesten angesehen werden mag, für ainen fürnemen vnnd benennen, vnnd für denselben Obman solle bede partheyen, mit ainannder zu Recht komenn, sölher gestalt, Souer Jr zwenn fürgenomen vnnd benennt wurden, daz alßdann yetliche Herrschafftenn, oder derselben Camun, vnnd mituerwondtenn, die annder partey fürnemen, vor demm ainenn Obmann, der in der anndernn parthey, so beclagt, herrschafft oder gebiet, fürgenomen vnnd sein wirdet, zu solchem obmann soll albeg yeder tayl' zwen erber, verstenndig, vnnd vnpartheysch Man, wo vnnd von wann Er die nymbt, vnnd bringt, zu dem Rechtenn, so daß von dem clagendenn, an den Obman eruordert wurde, darnach in Monatsfrist sezenn vnnd dieselben vier Man, sambt dem Obman, sollent von Jr yedes Obrigkait gewysenn, vnnd darczu gehalten werden, zu schweren leyblich ayd, zu got vnnd den heyligenn, sölhe sachen vnnd Spenn, souer Sy die güetlich, des Sy in dem anfang zu erlanngenn versuechenn Vnnd allen vleys darjnn fürkerenn sollen, nit hinlegen möchtenn, vnuerczogenlich in Vier Monaten auf verhörung bayder tayl gerechtigkait, vnnd gewarsame, so sich yeder gegen dem anndern, vermaint vnd getrawt zu geniessenn, mit dem Rechten, auf demnselben Jren Ayd zu entschayden, vnnd auszusprechenn. Es möcht auch ain sach, so treffennlich vnnd schwer sein, bede tail möchten Jrs gefallens, den zuesacz mit mereren lewten erseczen, Vnd was also von dem Obman vnnd beysiczernn, ainhelligclich oder mit dem merernn vnnder Jnenn zu Recht erkennt vnd gesprochenn wirt, dem sollen bede tail, an weiter fürwort, nachkomenn vnnd gnug thun, für alles verwaigernn, ziehen vnnd Apelliren. Wann aber die vorgemelten gesecztenn Obmann, ainer, mit tod verganngenn, oder derselb sonnst durch ainich zuefell, zu ainem obman nymer taugenlich oder leydenlich were, Alßdann so soll auf yedtweders tayls anczaigen doch daz dieselben vrsachen der entsetzung des Obmanns für gnugsam, angesehen, vnnd erkennt werde durch bede obrigkait onuerczug, alczeit ain anndern Obmann an desselbenn abgestorbenn, oder entsetzten stat, fürgenomenn benennt, vnnd die pillichait, wie obbegriffenn ist, von Jme aufgenomen werdenn, Wo aber ainlicze personenn beder taill vnnderthanenn vnnd verwondtenn vordrunngen vnnd zuesprüch zusamen hettenn, vnnd gewunnen, daz vnder dem yeder kleger dem anntworter vnnd ansprechingenn nachuolgen soll, in daz gericht, darjnn Er gesessen vnnd gerichts gehörig ist, vnnd sich des rechtenn daselbst von Jme benüegen lassen solle, on ainich widerrede, Es were dann, daz ainem daselbst Recht offennlich versagt, vnnd rechtloss gelassenn, vnnd vor augen sein wurde, alßdann mag derselb, demnselben, vor seinem Gerichtsobrigkait ersuechen, Vnnd souer Er daselbst auch nit zu recht komen möchte, alßdann so mag Er weiter für sein obrigkait kerenn, vnnd sich desselben beclagen, Vnnd ob sich füegte, daz in ewig zeit diser erbainigung, yedert sonnder frömbd auslenndig personenn, die kainem tayll (wieuil oder wenig der) verwont werenn, Jn bemelter vnnser beder partheyen Grafschafftenn, Herrschafftenn, Punndt Landt vnnd gebiet, komen wurdenn, darczu ainicher vnnser beder tayl zuspruch vnnd annordnung hette, die sollen vnd welln wir bede tayl, welcher daz an den andern begerte vnd erfordert mit sambt vncostenn vnnd schäden, so

darüber aufferloffen ist, anainannder zu baiden seytenn, zu recht hannthabenn, anfhalten vnnd darüber, wie sich nach ordnung vnnd dem rechten gepürt recht ergeen lassenn, Vnnd souer aber in künnfftig zeitdurch vnns bede parthepenn, oder derselben vögt, phleger, Richter oder Amann, ainich personn, vmb todslag, absag, oder annder verhanndlungen, wie sich daz zuetragen, darumben dieselben verhandler zu dem rechtenn nit gebracht werden möchtn, in pan vnd acht mit recht erkennt, die in des anndern tayls Herrschafften vnd gebietenn, komen wurden, dieselben verhanndler, sollen alßdaan von derselbenn Herrschafft, oder derselben vnnderthonen, vnd verwondten, sopald Inen daz, durch denn anndernn tayl, güetlichn angezaigt wirdet, kainswegs aufgehalten noch ainicher fürschub gegeben werden, sonnder so pald daz, durch ainichen tayll begert, vnnd vorangeczaigter massenn, vmb aufgeendn costen, vnnd scheden vertrostung, gelassen wirdet, daz alßdann dieselbn zu recht angenommen, vnnd gegen Inen, wie sich dann vmb sölh Ir verhänndlungen, auf die vorausgegannaen pann vnd acht gepürt, gericht vnnd gehanndlt werden. Wir sollen vnnd wellen auch, aus vnnd durch ains yeden desselben Landt Sloss, Steet vnnd gebiet, zu freyem vayle kauff, in allem dem daz die notturfft erfordert, on verpot zugeen lassenn doch hierjnn gotß gewalt vnnd Herrn not außgeslossenn, vnnd daz solh Erkaufft guet kain tayl des anndern veynds, weiter zugeen lassen, noch zu kauffen geben in kain weys, Vnnd daz die strassn zu beder seyt an new auffecz oder beschwerung ainicher neüer Mewt, zöll oder annder auflegungenn, dann wie bede tail des gegen Andern lewten zuthun gebrauchn, offen vnd frey vnnd sölhs treulich vnnd vngeuerlich, gebraucht vnd gehalten werdenn, Vnnd ob sich auch in künfftig zeit, daz yetweder tail, von dem anndern zu Hilff in kriegsnötten knecht, vmb Sold begern vnnd erfordernn, zutragen würde, So sollen vnd wellen wir sölh knecht, die willig gern vnnd aus eigner bewegnus vmb sold raysen, vnnd ziehen wellen, on verpot, auch frey vnd vnuerspert, zuziechen lassenn, vnnd soll darjnn, so die also von yedtwederm tayl zucziechenn begert, aller vleys damit sölh knecht, dem begerennden verfolgt, angelegt vnd gepraucht werdenn, doch nit verrer noch weiter, dann in yecz bestimbten vnnsern krayssenn Graffschafften Herrschafften Lanndenn pundten vnnd gebietn, zu gebrauchen schuldig sein vnd auch vnnserm yedtwederm tayl hier Jnn vorbehaltenn, welcher derselben tayl, krieg, vnnd seiner knecht selbs notturfftig were, hette, so mag alßdann derselb seine knecht mit Verpot, wol anhaymisch behaltenn, oder souer die verruckht weren, von dem anndernn tayl widerumb mit verpot, an des annderen tails Irrung, abfordern, Vnnd welcher tail des andern knecht prauchen wirdet, derselb solle dennselben, des anndern tayls knechten, yedem ain Monat für Sold, zween guldein Reinisch zusambt der Liuerung, oder aber für Sold vnnd Liuerung vier guldein Reinisch, was dann demselben taill so die knecht prauchet am füegclichisten sein welle, gebenn, Vnnd souer Es sich auch in künfftig zeit, diser erblichen ainigung, begebenn, daz wir bede tail samenntlich in krieg oder vechd komen würdn, daz alßdann yedtweder tail kainen friden, oder bestenntlichen bericht gegen dennselben annemenn noch beslieffen solle, Es seye dann zuuor mit des anndern tails Rat, beysein wissenn vnnd willen, vnnd bede taill gemainigclich darjnn verfasset vnnd kainer von dem anndernn außgeslossen, beschehenn, Vnd souer wir kayser Maximiliann, oder vnnser erbenn, aigen krieg vnnd knecht aus den dreyen pündten, bey vnns hetten, so sollen vnnd wellen wir Sy auch, wo wir

ainiche fryden annemen wurden, darinn beslieſſen, Vnnd wo ainich Spenn vnnd Irrung, zwischen vnns Römischem kayser, vnnd vnser erben, vnnser fürstlichen Grafschafft Tiroll, auch vnnserer vordern herrschafften vnnd lannden, ennhalb des Arlpergs bis an den podensee, dergleichen vnnser Pauls Bischoffs zu Chur vnnd vnnser nachkomenn, vnnd vnnser der gedachten drey pünt, in Churwalchen, obrigkaitn, beruerenndt, zuetragen vnnd fürfallen wurden, so sollen vnnd wellen wir alßdann sölh Spenn vor ainem Bischouen zu Costencz, als von bayden tailen erweltem obmann, mit sambt seiner andacht freüntschafft vnd fürstlich genadenn, von obgedachten beden tailen, geleichen zuesacz, güetlichen wo aber dieselb nit verfanngenn werden möchte, alßdann daz derselb Bischoff, mit sambt dem gleichen zuesacz, daz götlich Recht für augen nemenn solle, rechtlichenn auftragenn, vnnd solcher rechtlicher entschid, solle von vnns beden partheyen, an ainich weyter hindersich bringen, waigernn, noch appellation, angenomenn vnnd gehalten werden, alles getreulich, on arglist vnd geuerde, Vnnd in sölhen obgemeltenn Artigclen Ainigung vnnd pündtnus solle vnnser yedem tail aufgeslossen, vnnd vorbehalten sein, der heylig Stull zu Romm, daz heylig Römisch Reich, vnnd ains yeden tails pundsuerwondtenn, damit derselb vor aufrichtung diser erblichen verainigung, verwont vnd verpunden gewesen ist, vnnd darczu vnnsers paulsenn, gegenwärtigen, vnnd aines yeden künfftigen Bischouens zu Chur vnd desselben stifft geistlich freyhait. Vnnd insonnders so haben wir kayser Maximilian, für vnns vnnd vnnser erbenn gegen gedachtem Bischouen vnnd Stifft zu Chur, auch den drewn pündten in Churwalhenn, daz wir Cleua vnnd veltlin, dieweil vnnd so lanng sölhe in der gedachten dreyer pündt, gwalt hant vnnd mit Inen in pündtnus sind, durch bemelte vnnser fürstliche Grafschafft Tirol, vnnd die vordern vnnser Stet vnnd herrschafften, ennhalb des Arlpergs, bis an den podensee, nit zu überczìechenn, noch sölhs durch dieselbenn, zugestatten, bewilligt vnnd zuegesagt, Auf solhs alles haben wir oft gemelter kayser Maximilian, des offt gedachten Bischouens vnd stiffts zu Chur, auch der dreyer pündt in Churwalhenn, guetwilligkait angesehenn, vnnd Inen nu hinfür alle Jar, so lanng sölhe püntnus vnnd erblich ainigung vnczerprochen gehalten, yedem pundt in sonnders, von vnnd aus vnnser Camer zwayhundert guldein Reinisch, daz sich alle Jar Sechshundert guldein Reinisch lauffen wirdet, aus sonndernn gnadenn, zu geben bewilligt, vnd Inen dieselbenn Sechshundert guldein jerlich auf Sandt Marteinstag gen Chur zu überanntwortenn, zugesagt, die Sy auch ann hewt dato, als zu dem ersten jar empfanngen habenn, vnd dagegen, soll die vorgemelt aufgericht, zwainczig järig verainigung hiemit tod, ab, crafftloss vnnd vernicht sein, doch wellen wir vnns vnnser Obrigkait herrlichait vnnd gerechtigkait so wir zu vnnd in den Acht gerichtenn, als zu vnnsern aigen vnnderthanen vnnd lewten habenn So auch mit disen dreyen pündten verwont vnnd in Pündtnus sein, vorbehalten. Vnnd nach demm wir Pauls Bischoff zu Chur, auch der Stifft daselbst, vnnd wir Gotßhaus lewt, vnnd die vom obern grawen pundt, byßherr durch seiner kayserlichenn Mayestat, Lennder Slösser, Steet vnnd gebiet allennthalben mit halber zolfreyung, gefaren vnndt durchgelassen sindt, die sollen nu hinfür allennthalbenn, gegen vns aufgehebt, vnnd ab sein, vnnd wir die Inmassen wie annder zu beczalen schuldig daz auch an Hewt dato mit vnns, also angefanngenn werdenn vnnd wir thun sollen vnnd wellen, doch so sollen die Acht gericht so vormals

auch mit zolfreyungen begabet, hierinn ausgeslossen sein, Es soll auch der vertrag, so die von Veltkirch vnnd Chur, vormals mit ainannder gemacht vnd beslossen haben, bey seinen crefften beleibenn, das alles wir zu beden tailenn, nu hinfür in ewig zeit vnczerprochennlich vest vnnd steet, zu haltenn, vnnd dawider in kain weys noch weg zu thun, anainannder zuegesagt vnnd versprochen habenn darczu vnns got sein gnad sennden vnnd verhelffen welle, Vnd des zu warm vestenn, vnnd stetem vrkhunt, so haben wir kayser Maximiliann, vnnd wir Pauls Bischoue zu Chur für vnns vnd vnnsern Stifft, vnnd wir die vom Obern Grawen pundt, auch wir Burgermeister vnnd Rat der Stat Chur, für gemaynn Gotshaws, vnnd wir die von den zehenn gerichten, für vns vnser Erben nachkomenn vnnd verwondtenn vnnser yeder sein aigen ynnsigl hier an disen brieue, der zwen in gleichem laut, gemacht vnnd yedem tail ainer gegebenn, gehenngt. Der Geben bescheen vnnd beslossen ist, am Mitwoch vor dem heiligen zwelff potenn Sanndt thomas was der fünffczehentisch tag des Monats Decembris nach Christi vnnsers lieben herren geburde fünfczehenhundert vnd im Achczehenden vnnser Reiche des Römischen im drey und dreyssigisten, vnd des Hungerischen im Newn und czwainczigisten Jaren.

Ueber die Sammlung antiker Münzen im Stifte St. Florian, einst die des Apostolo Zeno.

Schreiben an den hochwürdigen Herrn Mich. Arneth, Prälaten zu St. Florian.

Die Sammlung griechischer und römischer Münzen, lieber, theurer Bruder! welche, wie Du weißt, einer Deiner würdigen Vorfahren, der von Kaiser Karl VI. und seiner großen Tochter, der nie ohne Rührung und Bewunderung zu nennenden Maria Theresia, mit Ihrem Vertrauen beglückte Prälat Johann Georg Wiesmayr, von dem Hofpoeten Kaiser Karl's VI., einem der ausgezeichnetsten Gelehrten des vergangenen Jahrhunderts, von Apostolo Zeno im J. 1747 erkaufte [1]), gehört zu den merkwürdigsten ihrer Art. Auf Deinen Wunsch, meine Ansicht Dir über diesen seltenen Besitz zu eröffnen, geschieht dieß auf meine gewöhnliche, offene Weise. — Du warst so oft mein Lehrer, könnte ich so glücklich seyn, Dir einiges für Dich Lehrreiche wiederzugeben! Uns hat die Vorsehung auf verschiedenen, wenn auch an sich nicht unähnlichen Bahnen geführt. Verschieden ist das Wirken, ähnlich der Zweck; ich glaube, wir dürfen wohl sagen, daß wir beyde die besten Absichten für das Gute hegen; wie oft fällt mir ein, wie bey Z. Werner [2]) Bischof Christian den heiligen Adalbert frägt:

»War't ihr nicht einst Priester?«

und dieser antwortet:

»Ein jeder ist's auf seine Art« — 3)

---

1) La Vita di Apostolo Zeno, scritta da Franc. Negri. Venezia 1816. p. 854 Lettere di Apostolo Zeno. 6 Voll. Venezia 1785—1788. n. 1389, und die im Msc. im Archive des Stiftes noch vorliegenden Unterhandlungsacten; da deren Veröffentlichung auch jetzt noch etwas Belehrendes hat, so ersuche ich Dich, deren Drucklegung zu erlauben.

2) Kreuz an der Ostsee, II. Act. Wien 1813. S. 143.

3) Diese Anführung des heiligen Adalbert erinnert mich an einen mir vom

Du gabst mir die ersten Bücher der Geschichte in die Hand, könnte ich Einiges aus dieser ewigen Lehrerin des Menschengeschlechts Dir und vielleicht auch andern Unbekanntes aus den Materialien des an Monumenten der Geschichte so reichen Stiftes St. Florian vortragen!

Wie Dir bekannt ist, fand sich kein Katalog der Sammlung von Zeno's Hand vor, obschon er 1741 in einem Briefe an Baldini [1]) sagt, er beschäftige sich damit, den Katalog zu beendigen; so sah ich auch keinen Schriftzug des an den literarischen Gegenständen Deines Stiftes so sorgfältig arbeitenden, nämlich an denen der Bibliothek und des Münzkabinets, des auch im k. k. Kabinete so hoch verehrten Frölichs; eines der Koryphäen und Gründer des numismatischen Studiums in Oesterreich. Sein Parere über die Sammlung Zeno's dürfte auch jetzt noch vom Interesse für die Wissenschaft seyn [2]).

Dein Brief über die Schicksale der Münzsammlung ist so merkwürdig, daß ich gut zu thun glaube, ihn hier größtentheils einzuschalten.

»Seit mehr als neunzig Jahren besitzt das Stift dieses Kabinet. Propst Johann Georg Wiesmayr, einer der allerverdientesten Vorsteher, besonders was Wissenschaft, Sitte und Ordnung betrifft, hatte es von dem bekannten venetianischen Gelehrten Apostolo Zeno gekauft, und es ward ihm weiter nichts mitgegeben, als ein Verzeichniß, an welchem später die fortschreitende Antikenkunde manches zu berichtigen fand. Johann Georg starb zu bald nach dem Ankaufe, als daß er der Sammlung noch ein im Fache der antiken Münzen herangebildetes Stiftsmitglied hätte beygeben können. Dafür sorgte sein Nachfolger, Engelbert Hoffmann, indem er dem Professor der damaligen Haustheologie, Georg Pfisterer, auch diese Sammlung zur Aufsicht und zum Studium übergab. Pfisterer war ein mehrfach unterrichteter Mann, und suchte sich nicht

---

Hrn. Hofmeister von Göttweig gezeigten Bracteat aus der vortrefflichen Sammlung dieser Münzgattung des Klosters, welcher das Haupt eines Mannes weiset, um den die Umschrift BOLEZLAY, dem ein Bischof (Adalbertus?) die rechte Hand auflegt, in der linken hält dieser den Bischofstab; dieser Bracteat ist mit mehreren anderen ein sicherer Beweis, wie im zehnten und eilften Jahrhunderte mit der gothischen Architectur der ächt historische Sinn auflebte, und so sonderbar die Gattung der Bracteaten oft beschaffen ist, so enthalten sie doch einen bestimmten Charakter, der sie mit den so merkwürdige Gebäude darstellenden Soliden für die Geschichte des Mittelalters höchst anziehend macht. Einen ähnlichen Geist des Historischen enthält auch der Halbbracteat, den Obermayr (Historische Nachricht von bayerischen Münzen. Leipzig 1763. tab. VI. n. 103. 2 Exemplare befinden sich auch im k. k. Kabinete) bekannt gemacht, und auf Vertreibung Heinrichs des Löwen durch Kaiser Friedrich gedeutet hat, indem er den Arnoldus Lubec Lib. II. cap. 34 anführt: Imperator ejecturus ducem de terra in propria persona Albim transire disposuit etc.

1) n. 1149 Lettere di Apostolo Zeno. Venezia 1785. Vol. 6, wo er auch sagt, die Sammlung habe ihm 15000 Gulden gekostet.

2) In der Garellischen Bibliothek wurde sein Bild dem in der Stiftsbibliothek aufgestellten nachgeahmt, und darunter geschrieben:

ERASMVS. FROELICHIVS. S. I.
DISPOSVIT. SVBPL. LECTISSIMAM. AVXIT.
DOCTR. AC. OPP. SVIS. INLVSTRAVIT.
B. G. P. S.

Ueber denselben eine Medaille, wie Constantius Chlorus auf den Goldmünzen, jedoch statt des Zepters die Feder und REQVIES. OPTIMORVM. MERITORVM. Khell. Elog. Erasm. Froelich 1762, p. 18. — Sein schon lange im Kabinete vorhandenes Porträt ließ Se. Exc. Gr. M. v. Dietrichstein, dem gelehrten Manne zu Ehren, zu den übrigen Gelehrten des Faches öffentlich aufstellen.

nur während seines Lehramtes zu Hause von 1760 bis 1766, sondern auch noch zu Linz, wohin er zur Lehrkanzel der h. Schrift berufen wurde, bis 1773, aus den Hülfsmitteln der Stiftsbibliothek, und insbesondere durch eine eifrig geführte Correspondenz mit P. Joseph Khell, Professor der Antiquitäten am Theresianum zu Wien [1]), und Schüler des gediegenen P. Frölich [2]), und mit einem Ordensgenossen von St. Dorothee, dem damals noch jungen, aber vielversprechenden Franz Neumann [3]), später Nachfolger Eckhel's [4]), einzustudieren. Aber seine Lehrkanzel zu Linz hörte auf, und Pfisterer wurde Pfarrer in Mauthausen, wo er sich zwar auch noch um die Münzkunde interessirte, Münzen sammelte u. dgl., wo ihn nun aber billig die geistliche Sorge für seine Gemeinde in Anspruch nahm, um die er sich auch durch Einführung eines besseren Schulunterrichts und der Einführung der Schularbeitstunden ein anerkanntes Verdienst erworben hat. Für das Münzkabinet war indeß wenig mehr gewonnen, als die Ordnung desselben nach Zeno's Verzeichniß und die von Pfisterer geführte Correspondenz, die freylich manches Aufklärende enthielt.«

»Man war indessen auf einen neuen Vorsteher des Kabinets bedacht, bis man endlich an Joseph Reiter ein dazu geeignetes Mitglied gefunden zu haben glaubte. Er liebte das Studium der griechischen, vorzüglich aber der lateinischen Klassiker, wurde wirklich ein trefflicher Lateiner, wie mehrere seiner lateinischen Gedichte und besonders die Lapidarschrift auf den Tod des Propstes Leopold Trulley zeigen. Auch das Griechische hatte er ziemlich inne. Aber er neigte sich mehr zur Dichtkunst, als zur Gelehrsamkeit, obgleich auch er mit den Vorstehern des kaiserl. Münzkabinets, insbesondere mit Neumann, in Verkehr war, und einen Katalog unserer Sammlung angefangen hatte. Endlich mußte er, als das Stift in den ersten Regierungsjahren Josephs II. zehn neue Pfarren zu errichten und mit eigenen Stiftsgeistlichen zu besetzen hatte, nothgedrungen Pfarrer in Kleinmünchen werden, wo er, fromm wie er war, mit dichterischer Innigkeit und dichterischem Geiste sein Hirtenamt verwaltete, bis er zu kränkeln anfing, und seine letzten Lebensjahre zu Hause mit Klopstock und seinen Andachtsbüchern und unter lateinischen Klassikern vollbrachte. In diese Pfarrzeit Reiter's fällt der Besuch Eckhel's, einer der größten Zierden unter Oesterreichs Gelehrten, dem man wohl eben so sehr, um sich nicht bloß zu geben, als auch aus nicht ganz ungegründeter Besorgniß, etwas abtreten zu müssen, den Zutritt zum Münzkabinete nur ungern gestattete, worüber er die bekannte bittere Klage führte« [5]).

---

1) Gestorben 4. Nov. 1772.

2) Gestorben 7. July 1758.

3) Starb als Director des k. k. Münz- und Antikenkabinets 7. April 1816.

4) Eckhel starb 16. May 1798.

5) Doctrina numorum veterum. Vindob. 1792. Vol. VIII. Vol. I. p. CLXXVI. VII. Diese Klage war jedoch nicht ganz gegründet, da schon Eckhel's Lehrer, Khell, in seinem Werke: Ad numismata Imperatorum romanorum aurea et argentea a Vaillantio edita a Baldini aucta ex solius Austriae utriusque, iisque aliquibus museis Supplementum a Julio Caesare ad Comnenos se porrigens. Vindob. 1767. 4., sehr viele Münzen aus der Sammlung von St. Florian beschrieben und gestochen mitgetheilt hatte, wie fast jede Seite zeigt; es dürfte daher der sonst so gerechte und besonnene Eckhel, dessen Gelehrsamkeit von Jedermann angestaunt wird, diese Klage in einem etwas verstimmten Augenblicke niedergeschrieben haben.

»Mittlerweile war Michael Ziegler, als er Stiftsvorsteher geworden war, sogleich wieder auf einen Münzkabinetsvorsteher bedacht. Er war so glücklich, an dem jungen Franz Kurz ein ganz ausgezeichnetes Talent dafür zu besitzen, und zugleich dem neuen Director des kaiserl. Münz- und Antikenkabinetes, Neumann, persönlich bekannt und befreundet zu seyn. Er fand für dienlich, den jungen Kurz zuerst nach Wien zu schicken, um an der reichen k. k. Münz- und Antikensammlung, unter Anleitung des kenntnißvollen und geübten Hrn. Directors, die ihm zur Aufgabe gewordene Wissenschaft zu studieren. Neumann gab hiezu gerne seine Einwilligung, und gewann unsern Kurz recht lieb. Wirklich kam dieser nach einem jahrelangen Aufenthalt in Wien also vorbereitet zurück, daß er bald daran gehen konnte, unsere Münzsammlung zu beschreiben, zugleich beflissen, seine Kenntnisse, so gut es unsere Hülfsmittel gestatteten, zu erweitern und zu vermehren. Dazu kam ein innerhalb acht Jahren (1794 und 1802) zweymal sich ereignender Besuch des Hrn. Directors Neumann, der jedesmal etliche Wochen dauerte, und wobey er dem jungen Adepten seiner Wissenschaft nachsah und nachhalf, und das ganze Kabinet sichtend und ordnend durchmusterte, und mit Wissen und Gutheißen des Hrn. Propsten an zweyhundert Stücke der seltensten und merkwürdigsten Münzen aussuchte, mitnahm, zeichnen ließ, und sie seinem vorhabenden numismatischen Werke einverleiben wollte, worin er sie natürlich auch beschrieben und erklärt haben würde. Für so viele Gefälligkeiten erachtete sich der Propst seinem hochverehrten Freunde sehr verpflichtet und verbunden, und er bat denselben, daß er sich von seinem Stiefbruder, dem Landschaftsmaler Wutki, für unser Münzkabinet malen lassen möchte, um den bereits daselbst befindlichen Apostolo Zeno, Frölich und Khell beygesellt zu werden. Und der freundliche Hr. Director willfahrte gern, und ließ sich, unser herrliches Ανεκδοτον der Bronze-Münze von Dodona in der Hand, von seinem Stiefbruder für unser Kabinet malen.«

»Unter Kurz wurde allmälich das Kabinet nach Eckhel's doctrina numorum geordnet, so jedoch, daß die Gold- und Silbermünzen für sich abgesondert in Ordnung gebracht waren, und die aus Bronze wieder eigens für sich. Kurz hatte auch einen beschreibenden Katalog unserer griechischen Münzen angefangen, und ihn in der Ordnung Eckhel's, mit Ausnahme von Korinth, bis Antiochia Syriae fortgeführt; auch Alexandria in Aegypten angefangen bis Hadrian, und dabey schöne Kenntnisse mit vielem Verstande und große Genauigkeit an den Tag gelegt *). Da entstand, der Zeitumstände und mancher Regierungs-Aufgaben wegen, das Bedürfniß, das Stiftsarchiv in genauerer, übersichtlicher Ordnung zu haben. An Leuten war damals so großer Mangel, daß man kein Stiftsmitglied allein dazu verwenden konnte. Da traf unsern Kurz das Loos, sich auch darum anzunehmen. Er that es, und faßte dabey eine solche Vorliebe für die vaterländische Geschichte, daß es nun mit Münzen, Musik und allem Anderen vorbey war. Aber diese

*) Auf das erste Heft dieses Katalogs schrieb jedoch Kurz: »Im August 1802 war Abbé Neumann hier, und ordnete das Cimelium nach den neuesten numismatischen Entdeckungen bey verschiedenen Provinzen und Städten anders, als er es im Jahre 1794 gethan hat. Auch hat er wieder mehrere spurios abgesondert. Dieß ist die Ursache, warum dieser Katalog hie und da mit den in den Kästen vorhandenen Münzen nicht übereinstimmt. Er muß künftig abgeändert werden.«

Vorliebe hat bekanntlich viele edle Früchte getragen, wir dürfen uns nicht darüber beklagen« *).

»Der Propst machte nun ein Paarmal den Versuch, dem Münzkabinete einen neuen Vorsteher beyzugeben, mit dem lieben, fleißigen Leopold Dierl der einen Katalog der Imperatormünzen bis auf Antoninus Pius inclusive verfaßte, aber bald wieder zur Seelsorge und dann zur Gymnasialpräfectur nach Linz mußte; mit Franz Xav. Danzwohl, einem sprachkundigen Manne von feinem Verstande und gesundem Urtheile, der einen Katalog unserer römischen Familienmünzen zu Stande brachte, aber auch bald zur biblischen Lehrkanzel alten Bundes nach Linz kam.«

»Von nun an ging es mit dem Münzkabinete immer schlimmer. Die dreymaligen feindlichen Einfälle haben gemacht, daß es mehrmals eingepackt, und zum Verschicken in Bereitschaft gesetzt werden mußte, was die ersten Male in ziemlicher Ordnung geschah. Aber im Jahre 1809 kam das Vordringen des Feindes so unerwartet und schnell, daß Kurz und der treffliche Bibliothekar Klein dasselbe eben einzupacken angefangen hatten, als der Kanonendonner von dem nahen Ebelsberg sich hören ließ. Sie wollten immer eine kleine Anzahl in der Ordnung, wie sie in den Kästen eingelegt waren, in Ein Papier also zusammenlegen, daß sie nicht leicht verrückt würden, um die künftige Wiedereinreihung zu erleichtern. Aber sie waren so nur mit den römischen Familienmünzen und dem größeren Theile der griechischen Gold- und Silbermünzen zu Stande gekommen, als der sich so nahe ankündigende Feind sie nöthigte, nur schnell genug alle noch übrigen Münzen, etwa 5/6 der ganzen Sammlung, auf einen Teppich zu schütten, und von da unter einander, wie sie waren, in Geldsäcke zu verpacken, nur die griechischen Bronze- von den römischen Kaisermünzen geschieden. Der Feind blieb 1809 und 1810 im Lande, die friedlichen Aussichten trübten sich bald wieder, der Krieg mit Rußland entstand, aus welchem sich auch für Oesterreich ein neuer Krieg mit Frankreich entwickelte, in welchem die Bayern bis zur Schlacht von Leipzig als Feinde nur wenige Meilen von uns entfernt standen; bis endlich das Jahr 1815 dauernden Frieden brachte. Aber nun gab es andere Sorgen, und der Propst war zum Greisen geworden, und an derley Dinge war nicht mehr zu denken. In diesem Zustande übernahm ich mit der Leitung des Stiftes das Cimelium. Mein erster Gedanke war dabey, wie Du weißt, auf Dich gerichtet, und das war ganz natürlich, da Du, zum guten Glück für unser Kabinet, an der k. k. Münz- und Antikensammlung nebst den Medaillen und Thalern auch das klassische Fach, wie Neumann, auf Dir hattest, und mir und dem Hause weit näher, als Neumann, verwandt und verbunden warst. Ich dachte um so mehr an Dich, da es eben nichts Leichtes ist, eine seltene oder ganz unbekannte Münze genau zu beschreiben, richtig zu erkennen und zu bestimmen, oder unrichtig bestimmte zu berichtigen, weil öfters ein bedeutender Umfang von Wissenschaft und innige Vertrautheit mit ihren Gegenständen dazu gehört, wie sie nur der unermüdete Fleiß, ausgerüstet mit den mannigfaltigsten Hülfsmitteln an einer reichen Sammlung durch vielfache Studien und Uebung sich erwerben kann. Aber in den ersten Jahren nahm der Rentenzustand des

*) Wie Jedermann weiß, hat Kurz durch seine kritischen Forschungen über die Geschichte Oesterreichs von Rudolph I. bis Maximilian I., welche nun in ununterbrochener Folge vorliegen, einen festen Grund zu einer pragmatischen Geschichte Oesterreichs gelegt.

Stiftes alle meine Sorgfalt in Anspruch, und erst 1827 konnte ich mein Augenmerk auch auf andere Dinge richten, und da versprachst Du mir sogleich, das Cimelium in Ordnung bringen zu wollen.« —

Es war daher, wie Du Dich richtig erinnerst, im Spätsommer des Jahres 1827, daß ich die Sammlung des Apostolo Zeno in Florian zum ersten Male sah. Um Deinen Wunsch zu erfüllen, und auch dem freundlichen Zureden anderer meiner Lehrer in St. Florian, der Herren Kurz und Klein, Gehör zu geben, und aus wissenschaftlichem Eifer, die Dinge, welche bey Euch aufbewahrt werden, und die Gelehrsamkeit Apostolo Zeno's, Frölich's, Khell's, Eckhel's, Neumann's und Kurz's in Anspruch genommen hatten, kennen zu lernen, nahm ich sie aus den Säcken heraus, legte sie im großen hellen Saale über Deiner Wohnung auf langen Tischen aus, und sonderte sie in Klassen. Es war ein fröhliches, interessantes Treiben, die Monumente so vieler Fürsten, Völker und Städte nach ihren Reihen wieder zusammenzustellen. Häufig war ich der glücklichste Mann, dieß oder jenes werthvolle Denkmal einer längst verschwundenen Zeit wieder zu finden; das ganze Stift nahm mehr oder minder lebhaften Antheil an dieser Arbeit. Die Jungherren schrieben die Namen der Völker, Fürsten und Könige; Hr. Stern, der indessen der Sammlung beygegeben wurde, trug das Seinige mit Fleiße bey, um die Ordnung zu bewerkstelligen; es war ein Arbeiten und Schaffen, dem eines Bergwerkes vergleichbar. Der Kurzische Katalog diente mir zum Leitfaden, um zu wissen, ob die meisten Münzen von dieser oder jener Art schon beysammen wären; aus den Hauptklassen ging ich immer mehr ins Einzelne, so daß schon damals die Ordnung der aus fast 12000 Stücken bestehenden Sammlung in großen Umrissen bey allen, und im Einzelnen bey den Griechischen (mit Ausnahme von Korinth, Phönizien und den Alexandrinern) und den römischen Familienmünzen fest stand. Die eben angezeigten und die der römischen Imperatoren legte ich nur nach Köpfen zusammen, nahm, so oft ich wieder ins Heimatland und zu Dir kommen konnte, die weitere Sichtung vor, führte, auf Deinen Wunsch, die Münzen von Korinth und Phönizien an mit mir nach Wien, um sie zu ordnen, zu beschreiben und welche davon zeichnen zu lassen, und machte die Beschreibung dieser von Hrn. Kurz nicht beschriebenen Münzen auf eine mir zweckdienlich scheinende Art, die ich seitdem in dem Kataloge des k. k. Münzkabinets anwendete; indem ich von jeder Münze eine genaue Beschreibung der Vor- und Rückseite machte, die Größe nach Mionnet's Münzmaß beysetzte, und noch angab, in welchem Werke diese oder jene Münze schon beschrieben wäre oder nicht. Ich nahm keinen Anstand, Mionnet's Münzmesser sowohl im k. k. Kabinete, als bey den in St. Florian befindlichen griechischen Münzen anzuwenden, weil es im Grunde eine gleichgültige Sache ist, nach welchem Zolle gemessen wird, die Augen der Münzfreunde jedoch schon an Mionnet's Maß gewöhnt sind, daher durch andere, neu vorzuschlagende, z. B. den Wiener Zollstab, nur Verwirrung in eine Wissenschaft gebracht würde, die ungeachtet ihrer großartigen Grundlage nur zu oft der minutiösesten Aufmerksamkeit bedarf. Auch wünschte ich Hrn. Mionnet's Fleiße und vielfachem Verdienste um die Bekanntmachung der Münzen meine Achtung durch Annahme des im VII. Bande seines Katalogs *) gestochenen Münzmaßes zu bezeigen. Mionnet's Verdienst

*) Description des Médailles antiques. Voll. 1 — 7. Paris 1806 — 1813. Suppléments Voll. 1 — 9. Paris 1819 — 1837.

um die antike Münzkunde ist schon daraus ersichtlich, daß er mit rastlosem Fleiße in seinem eben genannten Werke mehr als 52000 Münzen beschrieb.

Den griechischen Theil der Münzsammlung ordnete ich genau, und beschrieb in dem Kurzischen Kataloge selbst die dort nicht angegebenen Münzen, — nur die alexandrinischen verschob ich auf günstigere Zeit und Gelegenheit; diese sowohl, als jene von Korinth und von Phönicien an versuchte Herr Stern, bevor ich die letzteren mitnahm, um sie, wie eben erwähnt, nach meiner Art zu ordnen und zu beschreiben, nach Eckhel's bekanntem und berühmtem Werke zu ordnen. Es beträgt die Summe der griechischen Münzen 38 in Gold, 1012 in Silber und 2406 in Bronze = 3458.

Ferner ordnete ich genau die Familienmünzen, von welchen, ich glaube von Hrn. Danzwohl, ein Katalog vorhanden ist; es sind dieselben an der Zahl 10 in Gold, 646 in Silber und 121 in Bronze = 777.

Endlich kommen die zahlreichen Münzen der römischen Imperatoren, 401 in Gold, 2573 in Silber und 4421 in Bronze = 7395 im Ganzen 11631.

Da in den Verhandlungen mit Apostolo Zeno dieser seine Sammlung nur zu 10700 angibt, so waren wohl zum Theil schon mehrere Stücke in Florian vorhanden, zum Theil kamen noch immer einige hinzu, was von einem Stifte in der Nähe des alten Laureacum, wo noch beständig antike Münzen ausgegraben werden, und bey seinem mehr als zwölfhundertjährigen Bestehen natürlich anzunehmen ist *). Es würde unmöglich seyn, wenn ich auch der Liebe zur Wissenschaft die größten Opfer, und selbst jenes der Gesundheit hätte bringen wollen, in einem Zeitraume von sechs Wochen, die ich damals im schönen St Florian verlebte, die Kaisermünzen anders zu ordnen, als nur das Gleichartige dergestalt zusammenzulegen, daß die Münzen des Jul. Cäsar beysammen, die des Augustus ebenfalls, und sofort bis zum Isaak Angelus, die nähere chronologische Sichtung Herrn Stern oder andern Händen überlassend, welchen Du sie ferner übergeben würdest. Bey einer meiner späteren Anwesenheiten bey Dir nahm ich Hrn. Schindler mit, um die meisten Unica zu zeichnen, worunter nur sehr wenige römische, da diese schon von Khell herausgegeben waren. Die römischen Imperatoren sind durch Hrn. Stern wahrscheinlich nach Eckhel's Cataloge so fleißig geordnet, wie man es nur immer von einem kundigen Liebhaber dieser

---

*) So sind im Kloster Seitenstetten an 1200 in der Gegend, besonders im Dorfe Mauer (dem alten ad muros), in Oehling gefundene Münzen, worunter sehr seltene Stücke, als: der bisher noch nicht bekannte Albinus in Gold; Vorderseite: IMP CAES D CLOD SEPT ALBIN AVG Dessen Kopf mit Lorbeer umgeben. R.: IOVI VICTORI COSII. Jupiter stehend, mit der r. H. die Siegesgöttin, mit der l. die hastam puram haltend, zu seinen Füßen der Adler; im Gewichte $1^{15}/_{16}$ Dukaten; dahingegen der im k. k. Münzkabinete schon lange befindliche Albinus (D. CLODIVS ALBINVS CAES unbelorbeertes Haupt. R.: PROVID AVG. COS, die Providentia stehend, zu ihren Füßen die Weltkugel), $1^{2}/_{16}$ $^{1}/_{2}$ Gr. Duk. wiegt. Ferner manche andere interessante Münze, als: von Istrus: Caracalla. AVT. K. M AVP. CETHPOC ANTΩNINOC. Belorbeerter Kopf des Caracalla; R.: ICTPIHNΩN E. Juppiter Serapis mit dem Modius auf dem Haupte, zu Pferde, vor welchem ein kleiner Altar? und rückwärts ein Legionsadler? AE 8 $^{1}/_{2}$ nach Mionnet. So wurden noch gefunden Münzen von: Nicäa, Perga, den Nomen: Oxyrinchites, Panopolites u. s. f.

Wissenschaft erwarten kann; ich nahm mir einige mit, weil sie unter den Ungewissen lagen, um sie zu bestimmen; die Zahlen der Imperatoren=Münzen in der Synopsis sind nach der Ordnung angenommen, wie sie jetzt in den Kästen liegen.

Wenn ich die kaiserl. Sammlung der römischen Imperatoren zuerst größtentheils nach Eckhel's Doctrina geordnet und beschrieben haben werde, so dürften vielleicht auch die des Stiftes nach diesen Ideen, bey den Familien etwa nach den von mir aufgestellten und bey den Imperatoren in der Hauptsache nach dem chronologischen Systeme Eckhel's in der Doctrina Numorum Veterum gelegt und beschrieben werden, da Eckhel *) selbst seinen Katalog als häufig irrig bezeichnet. Auf diese Art habe ich Katalog und Sammlung bis auf Alexandria Aegypti in Einklang gebracht — diese letzteren vielleicht anderen Händen überlassend, vielleicht sie selbst vornehmend, wenn ich einigermaßen dazu Zeit finde, da ich, besonders seit dem Jahre 1832, so sehr von Geschäften überhäuft bin, daß deßhalb auch Deine Sammlung einigermaßen in Hintergrund treten mußte; denn sonst hätte ich, da mich selbst die ämtliche Instruction vom J. 1834 zu ähnlichen Arbeiten auffordert, schon erfüllt, was Du mir ferner freundlich schriebst, da Du sagst:

»Ich habe noch eine Bitte an Dich, die Du mir brüderlich erfüllen wollest, dann will ich Dich in Frieden von unserem Kabinete entlassen. Deine Fortsetzung des Kurzischen Katalogs traf mit der Abfassung Deines Katalogs der griechischen Münzen im k. k. Kabinete zusammen, und es war Dir daher leicht, das, was unsere Sammlung hierin ganz Unbekanntes oder Seltenes oder andere Berichtigendes und sonst Merkwürdiges hat, zu bemerken, und gern ließ ich es zu, daß Du Dir, wie Neumann, das Dir Interessante davon abzeichnen ließest, zumal Du die früheren Zeichnungen Neumanns nicht mehr auffinden konntest, und freute mich herzlich mit Dir, als Du unter andern die so merkwürdige, bisher einzige Münze vom Orakel zu Dodona, die Du als in unserem Kabinete vorhanden im Allgemeinen erwähnen gehört hattest, wieder auffandest, und auch zum Abzeichnen bestimmtest. Ich bitte Dich nur, diese Seltenheiten nicht, wie Neumann, zerstreut in irgend eine einmal zu erscheinende Sammlung verweisen, sondern sie jetzt beschreiben, erklären und mit guten Kupferabdrücken begleitet zusammen herausgeben zu wollen. Ich würde gern und am liebsten einen der Unsrigen dazu ermuntern, da uns diese Sammlung in mehrfacher Hinsicht wichtig und werth ist, wenn eine Aussicht dazu vorhanden wäre. Aber unsere Lage und Verhältnisse lassen eine solche Arbeit bey allem guten Willen noch nicht sobald hoffen. Indessen bringt jedes Jahr, ich möchte sagen, fast jeder Tag, wie in so vielen Dingen, so auch in diesen etwas Neues, und besonders dürfte die Wiedergeburt Griechenlands uns bald mehrere edle Unbekannte dieser Art vorführen: sollten wir die unsrigen noch länger der gelehrten Welt vorenthalten, und dann vielleicht damit zu spät kommen? Willst Du dieser Arbeit eine Synopsis vom Gesammt-Inhalte unserer Sammlung mit Deinem Urtheile über ihren Werth, nebst einigen urkundlichen Beylagen, die ich Dir übergeben will, beyfügen, so wirst Du mich um so mehr verbinden.«

»Den noch übrigen Theil unseres Katalogs werden die Unsrigen fortsetzen, und nach und nach zu Ende bringen, dem ganzen Katalog aber eine dem gegenwärtigen Bestande und der gegenwärtigen Ordnung der

*) Eckhel D. I. p. CLXXXII.

Sammlung angemessene Gestalt geben, und ihn, wenn er es werth ist, und die Zeiten günstig sind, herausgeben, wobey Du ihnen mit freundlichem guten Rath an die Hand gehen wollest.«

Ich hoffe daher, Deinen Wunsch bald erfüllen zu können, und zwar, sobald als es meine Berufsgeschäfte nur einigermaßen erlauben. Hier wünschte ich nur eine Uebersicht und Ankündigung dieser Arbeit zu geben.

Aus der einfachen Aufzählung des Inhalts der Münzsammlung, welche Apostolo Zeno gründete, und welche nun zu St. Florian ist, ersiehst Du, daß in derselben die lehrreichsten Belege zu der Geschichte von 2000 Jahren der gebildetsten Völker der damaligen Welt enthalten sind. Du siehst den uralten Typus auf den Münzen von Aegina, auf den zahlreichen von Kreta, von Korcyra, Dyrrhachium, Sybaris u. s. f., welche bis ins sechste Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen, und von den Zeiten herrühren, in denen in Asien die große persische Monarchie gegründet wurde, in welchen in Europa zuerst auf den Inseln, dann an den Küsten die ersten Staaten entstanden (den Styl der Monumente dieser Zeit möchte ich am meisten mit dem der deutschen Schule des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts, der Italiener der gleichen Zeit, vergleichen). Du siehst glänzende Zeugen der Macht und der Kunst in den Städten des eigentlichen Griechenlands, die fast wunderbare der großgriechenländischen Städte, z. B. Metapont, Neapolis, Sybaris, Tarent, Cumä, insbesondere Syrakus und der anderen sizilischen Städte, unter Philippus von Macedonien und seinem großen Sohne, der Europa die Oberherrschaft über die anderen größeren Welttheile errang, welche dieser kleinste Welttheil von ihm an bis auf diesen Tag durch seine Religion und durch die Summe seiner größten Intelligenzentwicklung behauptet; aus dieser Sammlung siehst Du zugleich den unumstößlichen Beweis, daß nur die Dynastien und Staaten am längsten blühten und am kräftigsten, welche die reinste Moral und in dieser die größte Geistesbildung beförderten — das bloß Materielle kann eine Weile dauern und — blenden und — sinkt in Vergessenheit — erregt in der fernen Zukunft keine Begeisterung, keine Nacheiferung. — Dem Wirken des vierten Jahrhunderts v. Chr. oder dem Zeitalter Alexanders des Großen sind ohne Zweifel die hohen Kunsterzeugnisse der Periode Maximilian's I. und Karl's V. an die Seite zu setzen — die griechischen Staaten zerfielen nach Alexander — die christliche Welt spaltete sich nach Maximilian I.

Als das edle Feuer der griechischen Bildung nach und nach erlosch, und sich Roms Waffen ausbreiteten, zeigen auch die meisten römischen Münzen, welche zur Zeit der Republik geprägt wurden, eine gewisse Härte und Rohheit, welch' das Produkt der alleinigen Pflege des Waffenhandwerks ist.

Zu den Zeiten der ersten Imperatoren zeigen die Münzen des Augustus, des Claudius, ja des Nero selbst die Einwanderung griechischer Künstler in Rom; vorzüglich zeigen aber die des Trajan, Hadrian, Antoninus, M. Aurelius, Septimius Severus, Helvius Pertinax, der Gordiane treu den Zustand des römischen Reiches — wie die des Gallienus dessen Verfall unwiderleglich bezeichnen, nur manchmal von großen Männern, als Constantin, aufgehalten. Für unsere christliche Geschichte ist nicht leicht ein Theil des numismatischen Gebietes anziehender und merkwürdiger, als jener von Byzanz. In ihm sieht man den Anfang zu den Uebergängen nach Italien; wie auch die Münze des Rogerius ganz der byzantinischen ähnlich ist. Der Urtypus zum Christuskopfe von Hemme-

ling und zu so vielen anderen Schöpfungen kann leicht in den byzantinischen Kunstwerken aufgefunden werden, welche selbst noch als übrig gebliebene Aeste vom Baume des griechischen Kunstlebens anzusehen sind.

Aus dieser interessanten Masse Geschichtsdenkmäler werde ich in Kürze die bemerklich machen, welche das Gebiet der Wissenschaft erweitern oder berichtigen; ich folge auch hier dem von Eckhel angenommenen geographischen Systeme, als dem einfachsten und besten, und welches uns Oesterreichern den Principat in der Münzkunde verschafft hat.

Zu den Münzen der Sammlung des Stiftes Florian, welche geeignet sind, das ungeheure Gebiet der Numismatik zu erweitern, rechne ich in Gallien aus den Zeiten J. Cäsars jene von Segusia (Suze), auf deren Vorderseite von Mionnet sowohl im ersten Werke, als im Supplemente immer der jugendliche, behelmte Kopf für den der Pallas gehalten wird, da er doch auf der sehr wohl erhaltenen Münze von Florian bärtig ist.

Eine sehr interessante Silbermünze aus dem fünften Jahrhunderte v. Chr. G., auf deren Vorderseite ein kahlköpfiger Fischmann, meines Erachtens grandaevus Nereus des Virgil [1]), den Dreyzack hält; auf der Rückseite richten zwey Schlangen sich empor, von Minervino [2]) nach Cumä, von Mionnet nach Corcyra, von Allier de Haute-Roche [3]) nach Itanus Cretä gelegt, hätte viel für Kreta, obschon die Stadt bis jetzt nicht bestimmt wäre, und die Vasenfunde wieder für Italien sprechen [4]).

Eine andere Silbermünze mit dem Kopfe der Nymphe von Cumä, die mir den höchsten Grad des weiblichen Ideals zu erreichen schien, und einer Madonna von Raphael an Schönheit gleicht, ließ ich dieser seltenen Vollkommenheit der Arbeit willen stechen — auf der Rückseite KVMAION, eine Muschel und ein Fisch.

Die Bronze-Münze von Uxentum in Kalabrien ist bis jetzt nicht bekannt.

Prächtig ist eine Silbermünze, auf deren Vorderseite ein Adler auf einem Hasen steht, ihn verzehrend — auf der Rückseite glaube ich die Buchstaben.....NAION zu lesen, vielleicht also THPINAION. Eine Victoria, mit großen Flügeln, sitzend, in der rechten Hand zwey Zweige haltend, das Kinn auf die linke gestützt, als ob die Gestalt sagen wollte: Meine Vaterstadt hat zwey Siege errungen, aber sie sind ihr theuer zu stehen gekommen. Der Styl dieser Münze scheint den Uebergang vom Erhabenen zum Vollendeten zu bezeichnen.

Nun komme ich zu vier Münzen, die mit der von Cumä zu den ausgezeichnetsten Werken dieser Kunst gehören.

---

1) Georgica IV. v. 392.

2) Etymol. del Monte Volture, tab. V. 4. 5.

3) Dumersan. R. S. VII. n. 3.

4) Als dieß schon über ein Jahr geschrieben war, sah ich in einem Aufsatze in den Blättern für Münzkunde 1836, n. 14, S. 156 von Georg Friederich (dem Vater) Grotefend, daß im Musée Blacas (welches noch nicht in der k. k. Münzkabinets-Bibliothek) eine nolanische Vase mit einem Seedämon, bey dem Grotefend an Phorkys dachte, Panofka aber NHPETΣ zu lesen glaubt. Panofka stellt den Nereus unter den Seegottheiten so hoch, wie den Silen unter den Satyren, Chiron unter den Centauren. Musée Blacas, tab 20, p. 60—63. S. auch Musée Pourtalès, pl. XV, p. 60—63. De Witte, Cabinet Durand, n. 303. Annales de l'Institut de la Correspondence Archéol. 1832, pl. XXXVII. p. 135. Auch das k. k. Münz- und Antikenkabinet besitzt unter seinen griechischen Gefäßen drey, welche den Nereus vorstellen; einmal im Kampfe mit Herkules.

Es ist eine Silbermünze von Syrakus, auf deren Vorderseite ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ. Der Kopf der Proserpina mit Kornähren in den Haaren. Auf der Rückseite .... ΟΚΛΞΙΟΣ. Die Victoria, im Begriffe, auf ein Trophäum eine Schrift einzumeißeln. Diese Münze ließ Prinz Torremuzza nach einer Zeichnung, die ihm Neumann mittheilte [1]), stechen, doch nicht ganz genau; indeß ich sie abermals mit aller möglichen Sorgfalt auf Kupfer übertragen ließ, erschien bey Lenormant [2]) aus dem Besitze des Herzogs von Luynes eine ähnliche. So vortrefflich hie und da, besonders in den größeren Medaillen des Mittelalters und der neueren Zeit, welche ein flaches Relief haben, Collas' Maschine den Gegenstand wiedergibt, so ist dieß doch bey der in Frage stehenden Münze, wie bey mehreren anderen nicht der Fall; ich hoffe, der Stich derselben durch Hrn. Schindler stellt sie so schön vor, als dieß bey einem so außerordentlichen Kunstwerke nur möglich ist.

Eine Goldmünze ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ hat den Kopf des Juppiter, und auf der Rückseite den Pegasus.

Eine zweyte Goldmünze mit dem belorbeerten Kopfe des Apollo, rückwärts ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ, eine Gestalt im Zweygespanne, unter welchem die Triquetra; meines Wissens ist diese ungemein schöne Münze noch nirgends gestochen.

Eine Silbermünze gibt auf der Vorderseite vier punische Schriftzeichen und einen Palmbaum; rückwärts ein laufendes Pferd, über welchem eine Victoria, dem Pferde einen Kranz aufzusetzen im Begriffe schwebt. Torremuzza [3]) hat eine ähnliche aus dem Museum Luchesi zu Agrigent bekannt gemacht, und sie Dionysius I. zugeschrieben, welches offenbar irrig, denn sie gehört, wie die punische Schrift anzeigt, nach Panormus [4]).

Der kleine Medaillon von Istrus von Septimius Severus: Vorderseite, und der Julia Domna; Rückseite. Die kleine Münze von Serdica mit dem Kopfe des Caracalla, auf der Rückseite ein Amor, einem Löwen die rechte Vorderpranke aufhebend, ihm mit der rechten Hand Lehren gebend. — Die Silbermünze mit dem erhoben gearbeiteten zweyhenkeligen Gefäße, auf dem oben ein Epheublatt, an den Seiten Weintrauben; rückwärts ein mit vier Linien getheiltes Quadratum incusum. (Der Fabrik nach würde ich diese Münze aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. G. nach Abdera Thraciä geben; ist aber auf der Rückseite jener bey Sestini [5]) wirklich ein T, so dürfte sie der Mutterstadt von Abdera, Teos Joniä, angehören).

Die zwey Bronze-Münzen des M. Aurelius, rückwärts ein Fischnetz;

---

1) Siciliae Vet. Numm. T. LXXIX. n. 1. p. 79.

2) Trésor de Numismatique et de Glyptique I. Classe, 4. Serie, 1 livr. Pl. I. n. 3.

3) Siciliae Vet. Numm. tab. C. n. 5.

4) Lindberg: De inscriptione Melit. Hauniae 1828, n. 38, 58, 107. Zuverlässig irrt Gesenius (Scripturae linguaeque phoeniciae Monumenta. Lips. 1837, p. 291), wenn er die S. Münzen mit dem Herkuleskopfe und rückwärts ein Pferdekopf für Panormus Romae sive Panormus colonia Romana lieset, was gegen H. Gesenius Dr. Carl Grotefend (der Sohn) Blätter für Münzkunde 1837. n. 15, 16. S. 170, 171 schon gerügt hat; denn die Münzen von Panormus als römische Colonie mit dem Kopfe des Augustus und diese schönen Producte (unsere ist noch ausgezeichneter) griechischer Künstler unter punischem Einflusse sind der Zeit und der Kunst nach wohl 400 — 500 Jahre getrennt.

5) Museo Hedervariano II. p. 201. tab. XIX. n. 11.

die des Gordianus III. mit der Victoria sind nirgends beschrieben; so auch nicht die von Perinthus mit dem Kopfe des Traian und einer Löwenhaut auf einer Keule; von Crithute ist eine ähnliche bey A. de Haute-Roche [1]), aber nicht ΚΡΙΘΟΤΣΙΩΝ, sondern mit O gestochen; ganz unbekannt ist der Medaillon des Hadrian von Philippopolis mit dem Flußgotte »ΕΒΡΟC« beygeschrieben; so auch von Rhoemetalces und der Stadt Chalcedon; die Münze mit einem Kopfe des Apollo; Rückseite: ΛΥΚΚΕΙΟΥ, gehört nicht nach Alexandria Troas, wie Eckhel [2]) meint, sondern dem Könige von Päonien, Lykkeius [3]). Die Münzen von Magnesia mit dem Kopfe eines Centaur und auf der Rückseite eine ganze Gestalt eines Centaur; die von M. Aurelius von Apollonia Illyrici und die Silbermünze vom Könige Ballaeus sind außer der letzten nirgends veröffentlicht [4]). Alle diese 22 Münzen habe ich auf der ersten Kupfertafel stechen lassen.

Die zweyte Kupfertafel beginnt eine der wichtigsten Münzen der Sammlung, sie ist folgende auf das Orakel von Dodona sich beziehende Münze: ΑΠΕΙΡΩΤΑΝ. Ein Adler steht auf einem Steine. Auf der Rückseite eine Eiche; auf derselben eine Taube, am Fuße rechts und links eine Taube. Jedermann ist es klar, daß durch diese Münze das Orakel von Dodona angezeigt werde [5]).

Eine so interessante und zahlreiche Zusammenstellung der Münzen von Ambracia, als R. Rochette in dem Werke der archäologischen Correspondenz [6]) auch gegeben hat, so ist doch die Silbermünze von Florian nicht

1) Dumersan Descr. de la Collect. de Mr. Allier de Haute-Roche, pl. IV. n. 8. p. 27.

2) Numi V. anecdoti. T. XI. n. 21.

3) An der Richtigkeit dieser Benennung zweifle ich keineswegs, und finde mich angenehm durch Mionnet (Suppl. V. p. 508. n. 67) unterstützt; obschon R. Rochette, dessen außerordentlicher Gelehrsamkeit ich alle Gerechtigkeit widerfahren lasse (Lettre à Mr. Grotefend sur quelques médailles de Rois des Odryses et des Thraces. Paris 1836. p. 39) sagt: La seule médaille, connue de ce roi (Lykkeios) à été publiée par Eckhel. Num. vet. tab. XIII. n. 5, und die tab. XI. n. 21 gestochene, im k. k. Kabinete befindliche übersieht. In wenigen wissenschaftlichen Zweigen ist solche Vorsicht nöthig, wie in der Numismatik über das Daseyn oder Nichtdaseyn der Münzen sich auszusprechen, so scheinen Lenormant (Trésor de Numismatique, pl. VII. n. 15. p. 12) und R. Rochette l. c. nicht zu wissen, daß die Zeichnung bey Cadalvene nach einer anderen Münze genommen seyn müsse, als die bey Eckhel; Cadalvene hat sich abermals geirrt, indem er sagt, die Münze des Lykkeius sey nirgends gestochen; es ist demnach nicht ganz klar, ob Eckhel und Cadalvene ihre verschiedenen Zeichnungen nach einem und demselben Exemplare im Besitze des Großherzogs von Toskana oder, wie wahrscheinlicher, nach zwey verschiedenen Exemplaren genommen haben.

4) Ballaeus. Sestini Museo Fontana. P. III. Florenz 1829. tab. III. n. 9. p. 20. Da aber Sestini's Kupferstiche nicht zu den guten zu rechnen sind, so dürfte diese Münze, übrigens früher gestochen, als dieses Werk des berühmten Numismaten in meine Hände kam, nicht ungern wieder gesehen werden.

5) In dem Bullettino dell' Instituto di Correspondenza Archeologica per l'anno 1837. Roma 1837. p. 111 wurde ich von Herrn Lepsius auf eine sehr verbindliche Art aufgefordert, meine Ansicht über diese Münze in den Schriften dieses gelehrten Institutes, an dem meines Wissens die größten Archäologen Theil nehmen, niederzulegen; einer so ehrenvollen Aufforderung nachkommend, habe ich eine Monographie über diese Münze versucht, und bereits nach Rom geschickt.

6) Sur les médailles Corinthiennes d'Ambracia. — Annales de l'Institut de Correspond. Archeol. Vol. I. 1829. p. 311 — 340. pl. XIV.

darin enthalten, welche ich für einen schönen Beleg zu dem von mir aufgestellten Satze halte, daß die Münzen, auf welchen der Kopf der Pallas und rückwärts das Ϙ und der Pegasus, alle Münzen von Korinth seyen, da die der zahlreichen Colonien dieser reichen Mutterstadt den Namen ganz oder mit dem Anfangsbuchstaben beygesetzt haben. Das Ϙ kömmt auf solchen Münzen nicht vor, da es nur vorzugsweise die Münzen der Mutterstadt bezeichnet.

Nr. 3 und 4 der zweyten Tafel stellt zwey unbekannte Münzen der Faustina Senior und Plautilla vor.

Die schöne Silbermünze Nr. 5 auf der zweyten Tafel, auf deren Vorderseite ein zweyhenkeliges Gefäß, auf der Rückseite ein Stern, möchte ich für eine Münze von Corcyra halten, denn der Typus, den Eckhel für Gärten des Alcinous hielt, dürfte wohl Sterne andeuten, welcher Stern zuverläßig auf den Didrachmen des jüngeren Styls von Corcyra und auf den Drachmen ausgedrückt ist; in die Strahlen des Sternes ist ΚΕΡΚΥΡΑΙΟΝ geschrieben. Dieser Stern dürfte auf den früheren Zusammenhang zwischen Asien und Europa hinweisen — der eigentliche Typus der alten Münzen von Corcyra, von Apollonia und Dyrrhachium dürfte sabäistische Ideen ausdrücken, welche diese Insulaner und Küstenbewohner sich aus Asien geholt haben Als dieß schon geschrieben war, sah ich mit Vergnügen, daß auch Uhden [1]) über die Münze des Monunius und Droysen [2]) sich ähnlich aussprechen, über die Zeichen, welche seit Beger Gärten des Alcinous genannt wurden, und welche diese Gelehrten auch für das Zwillingsgestirn halten.

Die Münze von Theben mit dem Kopfe des Herkules und auf der Rückseite die Keule ist nirgends beschrieben; so auch nicht die von der Insel Aegina mit der dreygestalteten Hekate, nicht die unter M. Aurel zu Aegium und die unter Geta zu Aegira geprägten Münzen.

Eine vorzüglich schöne Reihe bilden die Münzen von Korinth, woraus abermals erhellt, daß die Königin des adriatischen Meeres im Mittelalter mit einer der berühmtesten Handelsstädte des Alterthums häufig Verkehr trieb, nicht ahnend, daß auch sie einst von der Vorsehung bestimmt ward, anderen Städten ihre Schiffsmacht abzutreten. Bekanntlich führte Julius Cäsar auf die Ruinen der einst größten Handelsstädte und Feinde von Rom, nach Karthago und Korinth, im Jahre 48 v. Chr. Colonisten, und bald darauf ist in letzterer Stadt die schöne Bronze-Münze geprägt worden, deren Vorderseite die schreitende Victoria in der erhobenen Rechte einen Kranz, in der Linken einen Palmzweig haltend, und auf der Rückseite die schreitende Chimära.

Zu den schönsten ikonischen Münzen gehört jene, deren Vorderseite den verschleyerten Kopf der Livia und die Rückseite den Tempel, dem julischen Geschlechte geweiht, vorstellt; ferner die Münzen des Drusus, der

---

1) Abhandlungen der Akademie zu Berlin, 1830, S. 92.

2) Zur Geschichte der Nachfolger Alexanders. Zeitschrift für Alterthumskunde. 1836. 8. Heft. n. 104. Leider konnte ich die Schrift über den ähnlichen Gegenstand von einem ausgezeichneten Gelehrten, dem ich viele Belehrung verdanke, noch nicht zu Gesichte bekommen; ich meine C. Cavedoni: Osservazioni sul tipo rappresentante gli orti d' Alicinoo nelle monete di Corcira e sue colonie. 8. Ich kenne nur den Titel aus dem Bulletino di Correspondenza Archeologica. 1836. p. 210. h. Eine ausgezeichnete Schrift des gelehrten Cavedoni verdanke ich der Güte desselben, da er mir sie zuschickte; sie heißt: Spicilegio numismatico. Modena 1838. Diese sehr lehrreiche Schrift ist dem Cardinal Mezzofanti gewidmet, dem Lehrer Cavedoni's.

Agrippina, der Octavia, und besonders der große Medaillon des Antinous, der Mionnet's [1]) Zweifel über die Aechtheit dieser Gattung Münzen heben müßte, wenn es jene im k. k. Kabinete nicht im Stande wäre. Die Vorstellung der Rückseite rechtfertigt die Idee, welche Hr. Grüneisen [2]) über die Bronze ausgesprochen hat, daß sie einen Wagenlenker bedeute, denn Helios hat auf diesem Medaillon genau die gleiche Stellung [3]).

Die Serie von Korinth enthält auch eine noch nie bekannt gemachte Münze des Hadrian, zwey von Antoninus Pius, eine von M. Aurel.

Patra hat auch zwey nirgends so schön erhaltene Münzen nach St. Florian geliefert. Die autonome und die des Geta mit den Tempeln des Neptun und der Venus.

Eine Bronze-Münze der Plautilla von Pellene endigt die zweyte, mit 23 Münzen gezierte Platte.

Auch unter den auf der dritten Platte gestochenen Münzen sind nur solche enthalten, welche bis jetzt noch nirgends veröffentlicht, und welche aus dem eben angeführten Umstande entweder einer geschichtlichen oder künstlerischen Thatsache willen merkwürdig sind, z. B. die alte Silbermünze von Cranium, die des Septimius Severus von Messene, die von Lacedämon mit den Hüten der Dioskuren, jene von Argos mit dem Orakel daselbst, die zweyte mit dem junonischen Schilde der gleichen Stadt; eine andere Münze von Cleone mit der Isis Pharia, die von Trözene mit Theseus, welcher den Stein aufhebt, unter dem sein Vater die Waffen verborgen; die schöne kleine Silbermünze von Pheneos und von der Plautilla in Bronze; die sehr schöne Silbermünze von Stymphalus; die Bronzen von Tegea; zwey Bronze-Münzen von Kreta von Domitianus und Trajanus; eine von Cydonia, eine silberne von Phästus und zwey von Präsus, welche unwidersprechlich ihre Herkunft von dieser Stadt bezeugen; eine merkwürdige von der Insel Melos. Diese dritte Platte enthält auch drey äußerst seltene, so nirgends beschriebene Münzen von Bosporus Cimmerius in Gold, eine vom Könige Rhescuporis, eine von Kotys und die dritte von Pärisades, so daß auch auf der dritten Platte 23 völlig unbekannte Münzen gestochen sind.

Die vierte Platte beginnt mit einer Münze des Makrianus, zu Nicäa geprägt, welcher eine sehr schöne der jüngeren Faustina folgt von Kyzikus. Zu den gewähltesten der Sammlung von St. Florian rechne ich den Medaillon des Antoninus Pius in Jonien geprägt. Die Vorderseite dieses Medaillons enthält die Schrift: TPAI. AΔPIANOC ANTONEINOC. EV. AVG., und das belorbeerte Haupt des ausgezeichneten Kaisers auf eine so meisterhafte Art gearbeitet, daß ich nicht glaube, die schönen Züge des sanften Herrschers seyen irgendwo schöner vorgestellt.

Die Schrift der Rückseite heißt: ΦPONTONOC. ACIAPXOT. KAI. APXIEP........ΓI ΠOΛEΩN. (Gemeinschaftliche Münze der dreyzehn Städte unter dem Asiarchen und Oberpriester Fronto)

---

1) Desc T. II.

2) Die altgriechische Bronze des Tux'schen Kabinets zu Tübingen. Stuttgart 1835. 8.

3) Cimelium Austriac., auch Rathgeber: sur une médaille d'Argos dans le Cabinet des médailles du Duc de Gotha. — Annali dell' Instituto della Correspond. Archeol. Vol. V. 1833. p. 321.

Die Vorstellung ist: Pluto raubt die Proserpina. Kaum weiß man, was schöner gearbeitet, die schöne Gestalt der Proserpina, der ernste Pluto, das Viergespann, der über demselben die Fackel haltende fliegende Amor, der auf den Peplus des Pluto zufliegende Vogel oder der von den eilenden Rossen umgestürzte Calathus, aus dem die Blumen herausfallen.

Die dreyzehn Städte des jonischen Bundes, welche sich zu Panionium (heut zu Tage Tschangli) [1]), in der Nähe von Priene versammelten: Miletus, Ephesus, Erythrä, Clazomenä, Priene, Lebedos, Teos, Colophon, Myus, Phocäa, Smyrna, die Inseln Samos, Chios, haben diesen Medaillon machen lassen; er zeigt von der seltenen Höhe der Kunst, die noch in dem glücklichen Himmelsstriche Joniens blühte, als Antoninus mit frommer Hand die Zügel der Weltherrschaft zu Rom lenkte.

Dieser prächtige Medaillon vereinigt mit seinen übrigen Vorzügen noch den einer unbestreitbaren Aechtheit und Unversehrtheit von menschlicher Hand, wie ich diesen Medaillon sonst nirgends gesehen, denn die Rückseite von jenem, den die k. k. Sammlung schon lange besitzt, ist nicht über allen Zweifel erhaben, noch weniger beyde Seiten derjenigen, die aus dem Museo Theupoli in die k. k. Sammlung gekommen sind — auch der im florentinischen Museum [2]), die von Vaillant [3]) beschriebenen sind nicht so vorzüglich, die im Pariser Kabinet befindlichen sind nicht gestochen, daher der Vergleich nicht zu machen [4]).

Bey Betrachtung der Münzen des Antoninus Pius, sowohl derjenigen, welche dieser gutmüthigste der Imperatoren zu Rom prägen ließ, und anderer, welche unter ihm in griechischen Städten mit seinem Bilde erschienen, dringt sich die Ueberzeugung auf, wie fruchtlos das Bemühen war, die schon erloschene Ehrfurcht vor den alten Mythen Griechenlands und Roms wieder in den Gemüthern der Römer lebendig zu machen; wie konnte nach allem, was geschehen, noch der Glaube an die Wunder erweckt werden, durch die das rohe, aber einfache Rom gegründet oder vergrößert worden? Es gibt Ideen, es gibt Einrichtungen, die für gewisse Zeit von vortrefflicher Wirkung sind, ist jene vorüber, so ist die Kraft derselben auf immer dahin; nur das Ewige, das in der Natur des Menschen mit ihr selbst Gegebene, findet immer seine Zeit. Wie sollte in den Tagen des Antoninus, nachdem die Römer alle Begriffe der Asiaten kennen gelernt, nachdem Afrika dienstbar, die Waffen ein Reich von Schottland bis über die Säulen des Herkules in den Sand der Wüste, vom Rhein an die Donau, von da bis an den Euphrat zusammengefügt, die schärfsten Denker über die Unzulänglichkeit der religiösen Ideen geschrieben, die großen Thaten der römischen Republik, die Talente des Julius Cäsar, sein kriegerischer Geist, das Glück des Augustus, seine Klugheit, der Glanz seiner Regierung, die Schlechtigkeit seiner Nachfolger, die Güte des Titus, die Verworfenheit des Domitian — die Größe Trajans, der Eclecticismus Hadrians, die Menschen über das Wesen der Dinge nachdenken gemacht hatte, wieder der alte Cultus hergestellt werden können? Wie konnte der gütige

1) Leake. Asia minor. London 1824.

2) (jener im frühern Museum Wiczaj). — Musei Florentini numismata maximi moduli. T. XXXI.

3) Nummi graeci, p. 47.

4) Mionnet III. p. 61. n. 3.

Antoninus denken, daß die Menschen noch an den wirklichen Kampf des Herkules mit Cacus, an seine Thaten nach der Tödtung des Cacus, an die Gründung Laviniums, welche Virgil [1]) beschreibt, an Mars und Rhea, an die Wölfin, welche die Zwillinge säugte, an die vom Himmel gefallenenen Schilde, an den Schleifstein, den der Augur Nävius mit einem Scheermesser zerschnitten u.s.f., glauben könnten, und daß er, da schon die größten Kraftäußerungen des menschlichen Geistes, auf dem Felde der Wissenschaft, der Kunst, des inneren Staatslebens, der Politik, des Krieges in dem größten Theile der damals bekannten und gebildeten Welt, die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht hatten, durch die Erneuerung abgekommener Fabeln die alte Frömmigkeit wieder erwecken werde? Hätte Antoninus die ihm nicht unbekannte Größe des Christenthums erfaßt, ihm selbst überall Eingang verschafft, man könnte sich der Hoffnung hingeben, eine Unzahl Gräuel wären nicht verübt worden, und das Menschengeschlecht hätte viel früher die ihm angewiesene Höhe erstiegen.

Das Merkwürdige bey dem Allen bleibt auch hier wieder die seltene Vollkommenheit in der Ausübung der zeichnenden Künste; denn weder deutsche, noch italienische Städtebünde haben Aehnliches aufzuweisen.

Nach diesem vortrefflichen Medaillon ließ ich eine noch nicht bekannte Münze des jüngeren Philippus von Ephesus, eine des Gallienus von Magnesia, eine andere des Heliogabal und eine vierte des Gallienus von Miletus, sämmtlich von Bronze, stechen; worauf wieder eine besonders ausgezeichnete von Phocäa folgt; sie ist:

A. T. K. M. AVP. ANTONEINOC. Der Kopf des Caracalla, mit Lorbeer umgeben. Rückseite: EΠΙ. CTP. M. AVP. EYTYXOY. ΦΩKAEΩN. TEPM.

Der Flußgott oder vielmehr die Nymphe der Quelle, einen Zweig in der Rechten, auf Wellen sitzend, die linke Hand auf eine Urne gestützt, in der ein Vogel. Obschon Arigoni [2]) eine ähnliche Münze herausgegeben, wie die in Florian, so kann diese für inedirt angesehen werden, da jene sowohl in der Vor- als Rückseite so mangelhaft ist [3]); zum ersten Male erscheint der Name der Quelle als TEPM, wahrscheinlich TEPMH und nicht TEPH, wie Arigoni, oder TEPA, wie Vaillant gelesen hat, und so erhält auch die Quelle auf der schönen Münze der Lucilla von Phocäa im k. k. Kabinete bey Frölich ihren Namen.

Die Münze von Smyrna, die ich stechen ließ, ist es noch nirgends [4]) — die des Gordianus Africanus Senior von Samos erscheint deßhalb gestochen, weil sie Zeno für ächt hielt; ich verwerfe sie jedoch, und freue mich, dießfalls mich von Frölich unterstützt zu sehen — schon aus dem Stiche erhellt für mich die Ueberzeugung, daß sie einer jener künstlichen Nachahmungen, wodurch schon im funfzehnten Jahrhunderte die Münzverfälschung einen vielleicht höheren Grad erreichte, als in anderen Zeiten durch so manche Betrüger; deßgleichen halte ich auch die Münze des Pescennius Niger von Germanicia Caesarea, die Zeno um 40 Zechinen gekauft hat [5]), für falsch.

---

1) Aeneis VIII. 42. 81.

2) Nummi Imp. Graeci. T. IV. tab. XIII.

3) Eckhel Sylloge. T. IV.

4) Pellerin Mél. p. 64. auf deren Vorseite: CMYPNAIΩN. ΠPΩTΩN. ACIAC. Rückseite: Amazone.

5) Negri vita di Apostolo Zeno.

Die Autonommünze und jene des Augustus von Aphrodisias in Karien, jene von Keramus, von Knidus, Jasus, die des Domitianus von Nysa, die der Matidia von Tabä, die Autonome von der Insel Kos sind noch auf der vierten Tafel gestochen, so daß ich hoffe, durch die neunzehn auf dieser Tafel veröffentlichten Bronze-Münzen das Gebiet der Münzkunde zu erweitern und zu berichtigen.

Auf der fünften Tafel steht zuerst eine noch nicht bekannt gemachte von der Insel Rhodus; es ist der Kopf des Helios, und auf der Rückseite Pallas, welche den Blitz schleudert — ferner eine Münze der Tranquillina von der Stadt Olympe in Lycien; eine sehr schöne der Julia Domna von Seleucia in Pisidien, auf deren Rückseite Bacchus, in der rechten Hand den Cantharus, in der linken den Thyrsus haltend, zu seinen Füßen der Panther. Ferner erscheinen auf dieser Platte: Die Goldmünze von Cilicien hohen Alterthums, auf deren Vorderseite ein Löwe einen Hirschen niederreißt, auf der Rückseite Apollo (?) schreitend mit gespanntem Bogen, einen Pfeil aus dem Köcher langend (vortreffliche Arbeit!); die Münze des Antoninus Pius, zu Anazarbus geprägt; die Autonom-Münze von Anemurium, deren Rückseite die Diana vorstellt, welche sehr an jene von Paris erinnert.

Zu den ausgezeichnetsten Münzen dieser Platte sind zu rechnen: jene des Gallienus zu Irenopolis mit der Cybele auf der Rückseite, die zwey Autonomen und der Medaillon des M. Aurelius von Mopsus; auch die des Antoninus Pius von Olbe ist noch unbekannt. Außerordentlich merkwürdig ist folgende von Tarsus: Septimius Severus, dessen Kopf vortrefflich gearbeitet ist; auf der Rückseite ist Cilicia sitzend, an ihrem Fuße taucht ein Flußgott herauf, wie auf so vielen andern asiatischen Städtemünzen, zu Cilicia treten Isaurien, Karien mit Kränzen hinzu; rückwärts der Cilicia erhebt Lykaonien einen Kranz, um ihn der Cilicia aufzusetzen. Die Namen aller dieser Provinzen sind auf diesem vortrefflichen Medaillon beygeschrieben. Es erinnert dieser Medaillon an die prächtige Krönungsmünze Georg IV., Königs von England, die eben so sehr zu den schönsten Werken der neueren Zeit gehört, wie jene zu denen der alten Welt. Fast würde ich dem Kopfe des Septimius Severus den Vorzug geben vor dem Georg's IV.; die Composition der Rückseite ist auf dem der alten vorzuziehen, die Symbolik auf dem neuern, obschon die alte durch die Beyschrift der Namen immer deutlicher bleiben wird, als die übrigens für unsere Zeit sehr gelungenen Anzeigen der Länder, da England auf dem Helme die Rose und in der linken Hand den Dreyzack, Schottland die Distel und Irland das Kleeblatt tragen.

Merkwürdig ist auch der zweyte Medaillon von Tarsus mit dem Kopfe des Caracalla, und auf der Rückseite mit dem Tempel auf vier Säulen.

Die Münze von Paphos mit den Tempelgebäuden, die von Bagä, von Daldis, der Medaillon des Commodus von Hierocäsarea; der durch seine außerordentliche Größe, von 13 des Mionnetischen oder 1″ 9‴ Wiener Maßes sowohl, als durch die Vorstellung der Rückseite gleich ausgezeichnete Medaillon von Nicäa Cilbiani, auf dessen Rückseite der Körper- und Geisteskranke Imperator Caracalla dem Aeskulap, dem Telesphorus, der Hygiea opfert. Diese 18 Münzen sind der Inhalt der fünften Platte.

Auf der folgenden ließ ich stechen eine des Kaisers Gallienus von Tralles mit dem Mercurius in Erz — ein kleines Münzchen der Agrip-

vina von den Gadoenern; eine Autonome von Cybira mit dem Kopfe des Merkur, vor welchem ein Caduceus; die Rückseite: Bacchus ganz verhüllt; eine zweyte von Cybira des Kaisers Macrinus, und rückwärts ein Korb; eine ausgezeichnete Münze des Nero von Laodicea mit Homer und Zeno; ein interessantes Münzchen Gordians III., mit dem Flußgotte Asträus auf der Rückseite.

Für jeden Christen, insbesondere für ein geistliches Haus, scheinen mir alle Münzen, welche sich auf Syrien und Palästina beziehen, sehr anziehend; in Florian sind sehr schöne, von denen ich wieder nur jene in Kupfer stechen ließ, die noch von Niemand bekannt gemacht wurden, und daher aus der Sammlung von St. Florian zum ersten Male der Welt mitgetheilt werden; als da sind:

Von der Otacilia Severa zu Damaskus mit dem Kopfe des Genius der Stadt innerhalb eines Tempels auf vier Säulen, dem sich von beyden Seiten Priesterinnen mit Votivtempeln auf dem Kopfe nähern; eine zweyte Valerianus mit CEBACMIA innerhalb zweyer Füllhörner; Leucas, Gadara liefern noch nicht bekannte Münzen. Besonders schön ist zunächst die Autonome von Tripolis, auch die von Diadumenianus mit der Astarte innerhalb eines zehnsäuligen Tempels; ferner auch die von Tyrus, auf deren Vorderseite der Kopf des Valerianus und rückwärts die mit einem Blumenkorbe stehende Europa, deren Name beygeschrieben, aus den Wellen naht sich Jupiter als Stier.

Auf der sechsten Platte sind gestochen: Eine Autonome mit phönizischer Schrift; ein ganz kleines, sehr schönes Münzchen mit der Victoria, welche den Berg Garizim mit beyden Händen hält, von Neapolis; die Münze mit zwey Imperatoren, die sich die Hände geben, auf der Rückseite des Trajan Decius, von Jerusalem, zwey sind von Raphia; und eine vortreffliche von Ardeshir, dem Könige von Persien aus dem Stamme der Arsaciden, welche allein aus den letztgenannten ehernen in Silber ist.

Alexandrien bot aus der reichen Folge der römischen Imperatoren 18 Münzen, zum Stiche geeignet, welche sämmtlich schon Neumann zeichnen ließ; die Nomen von Aegypten 5 Stücke; und zwar ließ ich die von Nomos Alexandria stechen, weil von keiner die Rückseite so gut erhalten ist. Die zweyte vom Kaiser Hadrian: ΑΠΟΛΛΩΝ. L. IA. und ein Adler; die dritte von Trajan — Groß-Bronze mit ΝΑΥΚΡΑΤΙΤΗΣ; die vierte ebenfalls Trajan und ΞΟΙΤΗΣ. Die fünfte von Hadrian halte ich von Diospolis magna, auf der Rückseite der Imperator Pacificator, jedoch in größerem Formate, als solche bis jetzt bekannt sind.

An diese griechischen, noch nirgends beschriebenen, noch weniger gestochenen Münzen aus der Sammlung von St. Florian wünschte ich einige unica aus der römischen Abtheilung zu reihen, die vielleicht noch eine Nachlese zuließe, wenn ich Zeit genug hätte, eine so zahlreiche Abtheilung mit all der erforderlichen Muße durchzugehen.

Es ist sehr schwer, nach den Sammlungen von Wien und Paris nach den Ausgaben des Vaillant von Baldinus, dem Zeno seine seltenen Münzen mittheilte, und besonders nach dem vortrefflichen Supplemente zum Vaillant von Khell *), der Florian so sehr zu diesem Zwecke benützte,

*) Joseph Khell hat in seinem oben, S. 42. n. 5 angezeigten Werke so viele Münzen von St. Florian beschrieben, daß ich mich durch meinen oben ausgesprochenen Satz veranlaßt finde, einige lateinische, des Beyspiels wegen, buchstäblich anzuführen; als:

l. c. p. II; III., noch diesen Unbekanntes aufzufinden, und dem ungeachtet ist auch davon noch Einiges in St. Florian.

Wegen der außerordentlich schönen Erhaltung und Arbeit ließ ich zeichnen und stechen:

Pag. 2. 1) D. IVLIVS. Caput laureatum Julii Caesaris: PACI.
Q. VOCONIVS. VITVLVS. Vitulus stans intra circulum interiorem; intra hunc ;et exteriorem. IMP. CAES. VESPASIAN. AVG. . . *AV.*

Pag. 9. 2) CAESAR AVGVSTVS. Caput ejus nudum.
SIGNIS RECEPTIS. Mars galeatus nudus stans d. aquilam legionariam, et signum militare in humerum reclinatum. *AV.*

P. 18. 3) C. CAESAR. AVG. GERM. P. M. TR. POT. Caput Caii laureatum
TI. CLAVD. CAESAR. AVG. P. M. TR. POT. IMP. VI. Caput Claudii laureatum. *AR.*

P. 33. 4) CAESAR. VESPASIANVS. AVG. Caput laureatum.
CERES. AVGVST. Ceres stans d. spicas, s. hastam. *AR.*

P. 40. 5) IMP. TITVS. CAES. VESPASIAN. P. M. Caput Titi laureatum.
BONVS. EVENTVS. AVGVSTI. Genius nudus d. pateram, s. spicas cum papavere *AR.*

P. 41. 6) IMP. TITVS. CAES. VESPASIAN. AVG. P. M. Caput idem.
TR. P. VIIII. IMP. XV. COS. VIII. Quadrigae equorum, in curru planta. AR.

P. 46. 7) IMP. CAES. DOMIT. AVG. GERM. P. M. TR. P. V. Caput Domitiani laureatum.
IMP. XI. COS. XI. CENS. P. P. P. Victoria gradiens d. coronam s. ramum. *AR* Quinarius.

8) DOMIT. AVG. GERM. COS. XI. Caput muliebre forsan Domitiae.
S. C. Panarium cum spicis. AR. Quinarius.

P. 67. 9) IMP. CAES. NERVA. TRAIAN. AVG. GERM. Cap. Trajani laur.
P. M. TR. P. COS. IIII. P. P. Victoria seminuda corpore toto obversa stans d. coronam, s. ramum. AR.

P. 69. 10) HADRIANVS. AVGVSTVS. Caput laureatum.
FELICITATI. AVG. COS. III. P. P. Navis cum quatuor remigibus. AR.

11) IMP. CAESAR. TRAIAN. HADRIANVS. AVG. Caput laureatum.
HILAR. P. R. P. M. TR. P. COS. III. Mulier stans pectore nudo, utraque manu aut velum a capite reducit, aut crines componit. AR.

P. 78. 12) ANTONINVS. AVG. PIVS. P. P. TR. P. XVII. Caput laureatum.
COS. IIII. Mulier stans d. temonem longiorem s. florem.

P. 83. 13) DIVA. FAVSTINA. Caput ejus spicis coronatum et velatum.
AVGVSTA. Ceres stans utraque manu facem. AV.

P. 86. 14) ANTONINVS. AVG. ARMENIACVS. Caput laureatum.
P. M. TR. P. XVIII. IMP. II. COS. III. Mulier stans utraque manu cornucopiae ad vas subjectum inclinat, atque in illud effundit aliquid.

P. 87. 15) M. ANTONINVS. AVG. IMP. II. Caput nudum.
SALVTI. AVGVSTORVM. TR. P. XVIII. COS. III. Hygia stans. d. serpentem ex ara assurgentem pascit, s. hastam puram. AV.

16) M. ANTONINVS. AVG. GERM. SARM. Caput laureatum.
SECVRIT. PVB. TR. P. XXX. IMP. VIII. COS. III. Mulier seminuda sedens d. ad caput sublata, s. cubito sellae innixa.

P. 88. 17) M. AVREL. ANTONINVS. AVG. Caput laureat.
TR. P. XXXIII. IMP. VIIII. COS. III. P. P. Figura togata sedens d. serpenti, ut videtur, adsurgenti aliquid offert, duarum spicarum specie. AR.

18) Epigraphe et caput idem.
TR. P. XXXIII. IMP. X. COS. III. P. P. Victoria insistens globo, d. coronam, s. vexillum legionare aut tropaeum aliquod minus.

Und so könnten noch viele aufgeführt werden, denn der gelehrte Mann beschrieb in seinem Werke bloß aus der Sammlung von St. Florian zwey und sechzig Stücke, von denen er zugleich viele stechen ließ.

GALBA. IMPERATOR. Kopf des Galba belorbeert (ein wahrer Camee). Rückseite: IMP. CAES. TRAIAN. AVG. GER. DAC. P. P. REST. Die Libertas stehend. AVR.

Eine Silber=Medaillon des Hadrian, eigentlich in Klein=Asien geprägt, jedoch unbekannt in welcher Stadt, ist gestochen mit: HADRIANVS. AVGVSTVS. Kopf des Hadrian. R.: HADRIANVS. AVG. P. P. REN. Der Imperator in der Toga, stehend, zwey Kornähren haltend. AR. Von Baldinus die Beschreibung mitgetheilt *).

Eine Goldmünze von Hadrian ließ ich ebenfalls stechen, weil mir nicht bekannt ist, daß eine so schöne gestochen, obschon das Wesentliche bekannt ist: IMP. CAESAR. TRAIAN. HADRIANVS. AVG. Belorbeerter Kopf mit dem Paludamentum; vortreffliche Arbeit. R.: P. M. TR. P. COS. III. Herkules auf Waffen sitzend.

Macrinus in Gold: IMP. C. M. OPEL. SEV. MACRINVS. Kopf mit Lorbeer und Paludamentum. R.: VICT. PART. P. M. TR. P. II. COS. II. P. P. Eine schwebende Victoria. Obschon bey Khell gestochen, l. c. p. 137, so dürfte dieser Stich etwas genauer seyn.

Maxentius in Gold: MAXENTIVS. P. F. AVG. Kopf vorwärts gewendet. R.: TEMPORVM. FELICITAS. AVG. G. Die Wölfin, welche den Romulus und den Remus säugt; unten: POST. Ebenfalls schon bey Khell gestochen, l. c. p. 230, vielleicht auch hier genauer.

Diocletianus in Gold: DIOCLETIANVS. AVG. COS. IIII. P. P. Kopf mit Lorbeer; Paludamentum, den Legionsadler in den Händen. R.: IOVI. VLTORI. S. SMI. Jupiter in der Linken den Blitz, in der Rechten die hasta pura, zu den Füßen den Adler.

Vetranio in Silber. Ein Medaillon kleiner Gattung. D. N. VETRANIO. P. F. AVG. Der Kopf mit Lorbeer und Paludamentum. R.: VICTORIA. AVGVSTORVM., unten: SIS. Schreitende Victoria; in der rechten Hand einen Kranz von Lorbeer, in der linken einen Palmzweig.; vor den Füßen sproßt aus der Erde ein Lorbeerbaum.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gelehrten, denen der Zutritt zur Sammlung des Stiftes St. Florian frey war, und deren Gelehrsamkeit so hoch stand, die nicht von so mannigfachen Arbeiten überhäuft waren, viel Wissenswerthes über Eure Münzsammlung niedergeschrieben haben mögen, deren Notate vielleicht verloren, vielleicht noch manche in St. Florian sich befinden; ich habe keine zu Gesichte bekommen. Unter den Zeichnungen und ausgeschnittenen Kupferstichen, woraus Neumann ein corpus numismaticum universale machen wollte, und das leider seit seinem Tode fast nicht mehr fortgesetzt wurde, da es mir an Zeit und Mitteln gebrach, das von Neumann Angefangene, so wie ich wünschte, weiter zu führen, fand ich ein und das andere Stück von St. Florian, das aber entweder zur Zeit der Zeichnung auf Neumanns Veranlassung schon nicht mehr unbekannt war, oder seither insbesondere durch die Veröffentlichung der ungeheuren französischen Sammlung durch Mionnet und so viele andere bekannt wurden. Als ich im Jahre 1834 auch bey der, durch Seine Excellenz, den Oberleiter des k. k. Münz- und Antikenkabinetes, Grafen Moriz v. Dietrichstein, veranlaßten neuen Aufstellung des genannten Kabinets das früher verborgene, dem Münzkabinete durch Neumann testamentarisch bestimmte vorbereitete Werk über numos anecdotos auffand, so hatte ich die Freude, mich mit meinem verehrten Lehrer zu begegnen, der manche Münze schon vor Jahren hatte zeichnen lassen,

*) Vaillant édit. Romana 1743. p. 80.

die abermals durch Hrn. Schindler, diesen eifrigen Schüler seines Meisters, Hrn. Fendi, auf meine Veranlassung gezeichnet und gestochen wurden. An Treue, Sorgfalt, Eleganz übertreffen die Zeichnungen des Hrn. Schindler zuverläßig jene des Hrn. Mansfeld. Manuscriptnoten fand ich, als auf Florian bezügliches, nur sehr Weniges.

Viele ausgezeichnete Stücke fand ich nicht durch Neumann gezeichnet. Es ist mir sehr angenehm, von Dir, lieber Bruder, eben die Erlaubniß erhalten zu haben, welche früher Khell und dann Neumann von Deinem Vorgänger erhielten, und gewiß auch Frölich erhalten hat; wenn es diesem doch vergönnt gewesen wäre, davon Gebrauch zu machen! Diesen gelehrten, nicht bloß durch seine Kenntnisse, sondern, was jetzt fast seltener, auch durch seinen Charakter hochwürdigen berühmten Mann entriß aber der Tod, eilf Jahre nach dem Ankaufe Eurer Sammlung, allzufrüh den Wissenschaften am 7. July 1758 im 58. Jahre seines Alters. In den Jahren zwischen seinem merkwürdigen Gutachten über Eure Sammlung und seinem Tode erschienen von seinen Werken drey, die ihm hätten Gelegenheit geben können, auch Münzen des Apostolo Zeno der gelehrten Welt bekannt zu machen; es sind dieß die drey Werke:

1) Regum veterum numismata anecdota aut perrara etc., opera Comitis Khevenhüller. Vindob. 1752.
2) Ad numismata regum veterum accessio nova. Vindob. 1755.
3) Notitia elementaris numismatum antiquorum illorum, quae urbium liberarum, regum et principum ac personarum illustrium nominantur. Vindob. 1758.

in welchen ich jedoch nicht finde, daß er einer Münze von St. Florian Erwähnung gemacht hätte.

Uns, lieber Bruder, wünsche und hoffe ich, wird noch so viel Leben gegönnt seyn, daß das Wesentlichste der Stiftssammlung durch Stich und einen erklärenden Text wird bekannt gemacht werden. Dem Speziellen über die einstige Sammlung Apostolo Zeno's wünschte ich, wenn es die Zeit gestattet, etwas Allgemeines über das Porträt Alexanders des Großen auf Münzen hinzuzufügen, und mit Kupferstichen zu begleiten; wozu noch aus Eurer Sammlung einige Belege vorhanden sind.

Es ist dieß ein vielbesprochenes, gewiß sehr anziehendes Thema, denn was von einem so großen Manne handelt, ist immer einiger Theilnahme gewiß, wenn es auch manches zu wünschen übrig läßt.

Indem ich hier nur, lieber Bruder! alle jene Münzen anführte, die, mit sehr geringen Ausnahmen, noch nirgends beschrieben sind, glaube ich schon zu zeigen, wie werthvoll die Sammlung des Stiftes sey, welche in der österreichischen Monarchie ohne Zweifel die dritte im Range ist. Die k. k. zu Wien, welche im Ganzen genommen meines Erachtens die erste in der Welt ist, hat natürlich den ersten Rang, den zweyten die k. k. zu Mailand, den dritten, was antike Münzen betrifft, jene des Stiftes. Denn außer den oben erwähnten unedirten, sind viele ausgezeichnete Stücke da, die übrigens schon durch Gelehrte beschrieben und der Welt mitgetheilt sind, daher das Gebiet der Numismatik nicht erweitern, wohl aber ein sehr erfreulicher Besitz sind.

Aus der Uebersicht, die ich den einzelnen Abtheilungen über die noch unbekannten Münzen des Stiftes vorauszuschicken wünsche, wird der Stand derselben wenigstens im Allgemeinen auf eine ähnliche Art ersichtlich werden, wie der Stand der kaiserlichen durch meine Synopsis numorum graecorum. Nach meinem Erachten sollten von öffentlichen

Sammlungen nicht bloß Synopsen, sondern auch beschreibende und vergleichende Kataloge durch den Druck und Stich des Merkwürdigsten bekannt gemacht werden, wie ein solcher von mir auch über die 24489 [1]) griechischen Münzen des k. k. Kabinets zum Drucke bereit liegt, nur ein inländischer Verleger hat sich noch nicht gefunden. Von Privatsammlungen scheint es mir zweckdienlich, bloß die Uebersicht des Ganzen und die Beschreibung und den Stich des Unbekannten zu veröffentlichen.

Eine so werthvolle Zusammenstellung von Erzeugnissen der ausgezeichnetsten Völker, Städte, Männer gewährt einen tiefen Blick in die Geschichte der Zeiten, deren Monumente die Münzen sind.

Obschon Apostolo Zeno die griechischen Münzen hoch schätzte, so waren doch zu seiner Zeit die römischen noch die, welche am meisten Aufmerksamkeit erregten. Den Gelehrten: Frölich, Pellerin, Neumann und besonders Eckhel, verdankt die griechische Numismatik ihre gründlichste Erklärung; in den neueren Zeiten den Herren Sestini, Millingen, Cousinéry, Cadalvéne, Raoul-Rochette, Streber, Röhden, Pinder — als Beschreiber Mionnet.

Zu den Schätzen seiner Sammlung rechnete Apostolo Zeno, wie dieß aus seinen Briefen [2]) erhellt, die Münzen des Bosporus Cimmerius; im 1164. 1156. 1170 beschreibt er diesen Gegenstand ziemlich weitläufig, besonders die Münzen des Pärisades, des Rheskuporis und Domitianus. Damals, bevor Eckhel sein berühmtes, auf geographische Ordnung gegründetes System einführte, waren die Münzen der Kaiser und Kaiserinnen, welche in den Colonien geprägt wurden, nach den Kaisern gereihet, unter welchen sie geprägt wurden; und in der That, diese Idee hatte auch ihr Gutes, denn hiedurch wurde die Macht derselben ausgedrückt. Obschon die Neuerung, die Pellerin und Eckhel einführten, das Alte an Brauchbarkeit überwiegt, so kann in einer gut eingerichteten Sammlung der alte Bestand nicht ganz umgangen werden, und was in der That ausblieb, muß schriftlich bemerkt werden; in den geschriebenen Katalogen muß daher immer den Namen der Imperatoren ein alphabetisches Verzeichniß aller der Städte, in welchen Münzen mit den Bildnissen derselben geprägt wurden, angehängt werden; ein ähnliches sollte ebenfalls bey den römisch-deutschen Kaisern Statt finden, denn es erhellt wohl auch daraus ihre Macht, wenn der Katalog alle die Städte aufführt, die unter ihrem Schutze, mit ihrem Bildnisse und ihnen zu Ehren Münzen geprägt haben.

Zu den seltensten Münzen seiner Sammlung rechnete Apostolo Zeno, wie er Olivieri und Baldini schreibt [3]), die 21 Goldmünzen, welche er um einen sehr billigen Preis gekauft habe, und worunter der größte Theil von außerordentlicher Seltenheit war; als: Drusus der Aeltere mit den Schilden: De Germanis; zwey von Lucius Verus; eine mit Victoria parthica, die andere mit Armenia capta; zwey Commodus; drey Pertinax, als: opi divinae, Aequitas, Laetitia temporum; eine von Didius Julianus: Rector orbis; Septimius Severus und Julia Domna, Victoria Parthica Maxima; Caracalla und Geta; der oben schon angeführte Macrinus mit Victoria Parthica,

---

1) Mit Ende April 1838. Es wäre nicht schwer gewesen, die bloße Zahl zu erhöhen, jedoch glaubte ich es für gerathener, das Falsche und Doppelte auszuscheiden, als durch einen großen Numerus zu prunken, denn besser ist die Qualität als Quantität.

2) Lettere di Apostolo Zeno. Venezia. Seconda edizione. 1785. Voll. 6.

3) Lett. 821. 822. 1185. 1195. tom. IV. p. 515 etc. t. V. p. 210.

der noch immer einzig geblieben ist; Maximianus mit der Concordia und Herkules; einen großen Medaglion des Valens, den Zeno in Wien vom Grafen Lippa erhielt, hat er dem Cardinal Albani mit drey anderen Medaglionen um 170 Zechinen verkauft.

Unter den silbernen Münzen rechnete Ap. Zeno zu den seltenen: Marciana mit dem Adler, zwey Agrippina, Nero Drusus, Antonia, Severus Alexander als Cäsar mit Pietas [1]); eine Domitilla; einen Hostilianus u. s. f.

Bey den Bronzen sind sehr schöne Stücke, als: Diadumenianus, zu Berytus geschlagen; Pescennius in Groß-Bronze und mittlerer Bronze zu Alexandrien; eine Plotina von erster Größe, die er vom Bischofe zu Verona um 23 Zechinen kaufte [2]); obschon auch bey den Familien, die er [3]) auf 800, als $1/3$ dessen, was er wünschte, anschlägt, schöne Stücke sind, z. B.: Aemilia als Sestertius, Cestia in Gold, Crepereia, Itia, Lutatia in Silber, Numonia in Gold, so war er damit nicht besonders zufrieden.

Die griechischen zu vermehren war Zeno glücklich, denn er hatte von der Tranquillina allein 20 Stücke. Eine besondere Freude hatte er auch an Diadumenianus von Tripolis [4]) mit der Epoche; so auch über einen Macrinus, Julia Mäsa und drey anderen Münzen von Tyrus, Sidon und Samaria [5]).

Obschon Apostolo Zeno ein sehr gelehrter und fein gebildeter Mann war, der seine ausgezeichnete Sammlung Stück für Stück zusammenkaufte, und in seinen Briefen manche interessante Aufklärung niedergelegt hatte, so wagte er sich doch nicht mit einer Beschreibung derselben heraus, sondern theilte seine Bemerkungen dem Baldini zur anderen Auflage des Vaillant mit. Es ist wohl wahr, daß Zeno, wie ich bey Samos über die Münze des Gordianus Africanus anzuführen schon Gelegenheit hatte, auch mehrere falsche Münzen für ächt und selten hielt, und daraus Schlüsse zog [6]), wie von dem silbernen Medaillon der Jotape, der zuverläßig falsch ist; aber es begegneten ihm solche Irrthümer nur selten und ausnahmsweise, und selbst die größten Männer, so auch Eckhel, waren nicht frey davon.

Die Julia Titi, restituirt von Domitian [7]), halte ich für verdächtig.

Aus der bloßen Aufzählung von Münzen erhellt schon die Merkwürdigkeit der Sammlung des Apostolo Zeno und das Interessante des Besitzes derselben; denn ich glaube in der That, daß die Sammlung des Apostolo Zeno unter dem im siebzehnten Jahrhunderte zu Venedig bestandenen Sammlungen den ersten Rang eingenommen habe; sie übertrifft meines Erachtens die der Familie Tiepolo, welche im J. 1823 mit der kaiserlichen zu Wien vereinigt wurde; diese wurde um 188000 Lire Ital. angeboten, auf 100000 — 112000 geschätzt, und von den Behörden um 100000 = 38461 fl. 32 kr. C. M. erkauft. Diese bestand [8]) aus 403 Gold-, 2534 Silber- und 6365 Bronze-Münzen, folglich aus 9302 Stücken. Die Sammlung Tiepolo's hatte den Vorrang vor den anderen Sammlungen in Venedig, als vor der zahlreicheren (denn sie bestand aus ungefähr 20000 St.) des Arigoni [9]), Savorgnan, Gra-

1) Lett. 1014. 2) Negri l. c. p. 359. 3) Lett. 1017. A. V. p. 387. v. J. 1738. 4) Lett. 821. t. IV. p 416. 5) Lett. 812. t. IV. p. 388. 6) Lett. 794. t. IV. p. 353. 7) Lett. 1073. t. VI. p. 10.

8) Musei Theupoli antiqua numismata. Venetiis 1736. 4. 2 Bde. — Eckhel D. N. V. p. CLXI et CLXXV.

9) Numismata Musei Arigonii. Tarvisii 1741 — 1759. 4 Voll. Fol. — D. S. (Sestini) Catalogus Mus. Arigoni. Berolini 1805. Fol.

denigo, Balbi, Nani, Persico, Obizzo, Molino [1]), Pisani [2]); und so war die nun im Stifte Florian aufbewahrte Sammlung auch die Vorgeherin aller derjenigen, welche in der einstigen Königin des adriatischen Meeres entstanden, sich mit den älteren Ländern der Monarchie vereinigten, eine Verkünderin, daß auch diese schöne Stadt selbst sich mit dem großen Kaiserthume Oesterreich vereinigen werde.

Seit die Waffen ruhen, ist in den inneren Verkehr, in Wissenschaft, Kunst und Industrie ein regeres Leben gekommen, in Folge desselben haben manche Sammlungen ihre Besitzer gewechselt, manche sind zerstreut worden, dieses Leben ist im Ganzen für Wissenschaft, Kunst und Industrie vortheilhaft geworden. Mit verhältnißmäßig sehr geringem Aufwande, meistens durch Tausch, hat das k. k. Münz- und Antikenkabinet durch die unermüdete Thätigkeit Sr. Excellenz, des Herrn Grafen Moriz v. Dietrichstein, das Wesentlichste aus der nun zerstreuten Sammlung Wiczay [3]) erhalten; so auch schöne Stücke aus der ebenfalls zerstreuten Allier de Haute-Roche [4]), Münter [5]) und Pisani.

Hr. Fontana in Triest, der eine der größten bestehenden Sammlungen [6]) zusammengebracht hat, und sein Augenmerk vorzüglich auf römische Münzen richtet, trat äußerst seltene griechische dem kaiserlichen Kabinete ab, zum Theil durch Tausch, zum Theil aus dem Wunsche, zur Bereicherung dieser im Ganzen genommen ersten Sammlung der Welt beyzutragen. Von den meisten dieser Sammlungen sind durch ihre Wissenschaft und Kunst liebenden Besitzer mehr oder minder vortreffliche Kataloge gedruckt, und mit Kupferstichen erläutert worden.

Die Sammlungen, welche die neueren Zeiten umfassen, wechseln in der Regel ihre Besitzer schnell, und geben hierdurch den Anschein, als ob sie an der Mode hingen. So überlebten die Sammlungen Müller [7]), Dickmann [8]), Ampach [9]), Wambolt [10]), Appel [11]), Bretfeld [12]) kaum ihre Gründer. Manche dieser Sammlungen lieferten bey ihrer Zerstreuung die merkwürdigsten Stücke ins kaiserliche Kabinet.

Es ist für Dich, als Vorsteher eines so schönen Stiftes von einer seltenen baulichen Vollendung, wozu es zwar ohne verhältnißmäßig große Dotation durch die Passauer Bischöfe, deren Mangel Dir freylich

1) Sestini Descript. Numor. vet. Lips. 1796. Praef. VII.

2) Mazzolenus. Numismata aerea selectiora maximi moduli e Museo Pisano olim Corrario. In monasterio Benedictino Casinati. 1740. 2 Bde. Fol. Die meisten Bronze-Münzen gleicher Art im Museo Theupoli und Pisani sind im letzteren von ungleich schönerer Erhaltung. In der Sammlung Pisani sind auch vortreffliche Medaillons des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts aus Bronze.

3) Wiczay: Museum Hedervarianum. Vindobonae 1814. 2 Bde. 4. — Sestini Descrizione delle Medaglie antiche del Museo Hedervariano. Firenze 1828. 3 Part. 4.

4) Dumersan: Description de médailles antiques du Cabinet de feu Mr. Allier de Hauteroche. Paris 1829. 4.

5) Museum Münterianum, P. I. II, Hauniae 1837. 8.

6) Sestini: Descrizione delle medaglie *greoche* del Museo Fontana 3 Part. Firenze 1822 — 1829. 4. — Sestini: Descrizione della Serie *Consolare* del Museo Fontana. Firenze 1827.

7) Katalog der Münzsammlung Müller. Wien 1824.

8) Dickmann's Münzsammlung. Wien 1836. 8.

9) Numophylacium Ampachianum. Leipzig 1833. Naumburg 1835. 3 Thle. 8.

10) Katalog des Wambolt'schen Münzkabinets. Heidelberg 1833. 4.

11) Appel's Münz- und Medaillensammlung. Wien 1805. 1808. 8.

12) Bretfeld's Katalog ist noch zu machen.

bey den von Zeit zu Zeit sich mehrenden Lasten und Leistungen schon oft vielen Kummer verursachte, bey aller Huld und Gnade der beyden Herrscherhäuser, ohne größere Unterstützung derselben sowohl, als eines anderen hervorragenden Geschlechtes in Oesterreich, bloß durch Erfüllung der Grundbedingnisse ähnlicher Stiftungen: durch Gottesfurcht, Fürst- und Vaterlandsliebe, Zucht, Ordnung und Sparsamkeit, gelangte; wodurch es kam, daß dieses schöne Haus selbst in den Stürmen der Völkerwanderung und verheerender Kriege, der Reformation und Revolution aufrecht stehen blieb, in Stürmen, denen manche andere Stiftungen der Art, selbst des Kaiserhauses und anderer hoher österreichischer Geschlechter erlagen; es ist, sage ich, für Dich als Vorsteher einer Corporation, die so viele ausgezeichnete Männer zählt, von großer Wichtigkeit, besonders in Bezug auf die philologisch-historischen Wissenschaften, insonderheit die Geschichte der Kunst, Herr einer so vortrefflichen Sammlung zu seyn; so ists nicht minder wichtig für den Nationalbesitz des Kaiserthums Oesterreich, das Abteyen in seinem Umkreise hat, welche auf wissenschaftliche, auf Gegenstände der Geistesbildung einst so viel verwendet haben, daß die antike Münzsammlung des Stiftes der von manchen Souveränen gleich kömmt, ja sie übertrifft. Das Werk des Apostolo Zeno ist nicht nur im Stifte St. Florian unangetastet erhalten, sondern auch vermehrt worden, und die nächste Zukunft dürfte deren Bekanntmachung sehen. Mögest Du lange Dich der süßen Gewohnheit des Daseyns erfreuen, möge das Haus, vielleicht die jetzt noch lebende älteste Stiftung des Christenthums auf deutscher Erde, noch lange würdige Männer fortsetziehen, gleich arbeitsam in der Seelsorge und in den Geschäften des Landbaues, als in der Pflege der Wissenschaften, wozu Du das schon lange und besonders unter Deinem Vorfahr so rühmlich begonnene Werk mit Muth und Ausdauer fortbaust.

Wien, im Februar 1837 *). Joseph Arneth.

Anfrage, den literarischen Nachlaß Carl's von Meyern betreffend.

Carl von Meyern, ein geborner Beireuther, Hauptmann in k. k. Diensten, zuletzt bey der Frankfurter Militärkommission verwendet, und früher zu den nächsten Umgebungen des Fürsten Carl von Schwarzenberg gehörend, ist gewiß noch Vielen in frischem Andenken, mehreren noch als Verfasser Dya-Na-Sore's, als Erforscher der Schlachtfelder der Alten bekannt. Sein literarischer Nachlaß war in einen Koffer aufbewahrt, welcher zuletzt bey seinem, nun ebenfalls verstorbenen Freunde, dem Major von Kavanagh, deponirt war. Ein Freund des verstorbenen Meyern würde sich die Sichtung und Herausgabe der hinterlassenen Papiere dieses in so vieler Beziehung merkwürdigen Mannes zur angenehmen Pflicht machen, und bittet diejenigen, welche ihm Auskunft über ihr Schicksal geben können, um gütige Benachrichtigung durch Vermittlung der Redaction dieser Jahrb. d. Lit.

Wien, den 1. Juny 1838. Kölle.

*) Es darf wohl kaum eigens erwähnt werden, daß einzelne Noten dem Schreiben nachträglich eingeschaltet wurden; der Brief S. 41—46 und 47 wurde gegeben, um daraus die Geschichte dieser Sammlung zu ersehen, woraus von selbst hervorgeht, warum die Numi anecdoti derselben erst in neuerer Zeit ihrer Veröffentlichung entgegensehen.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

